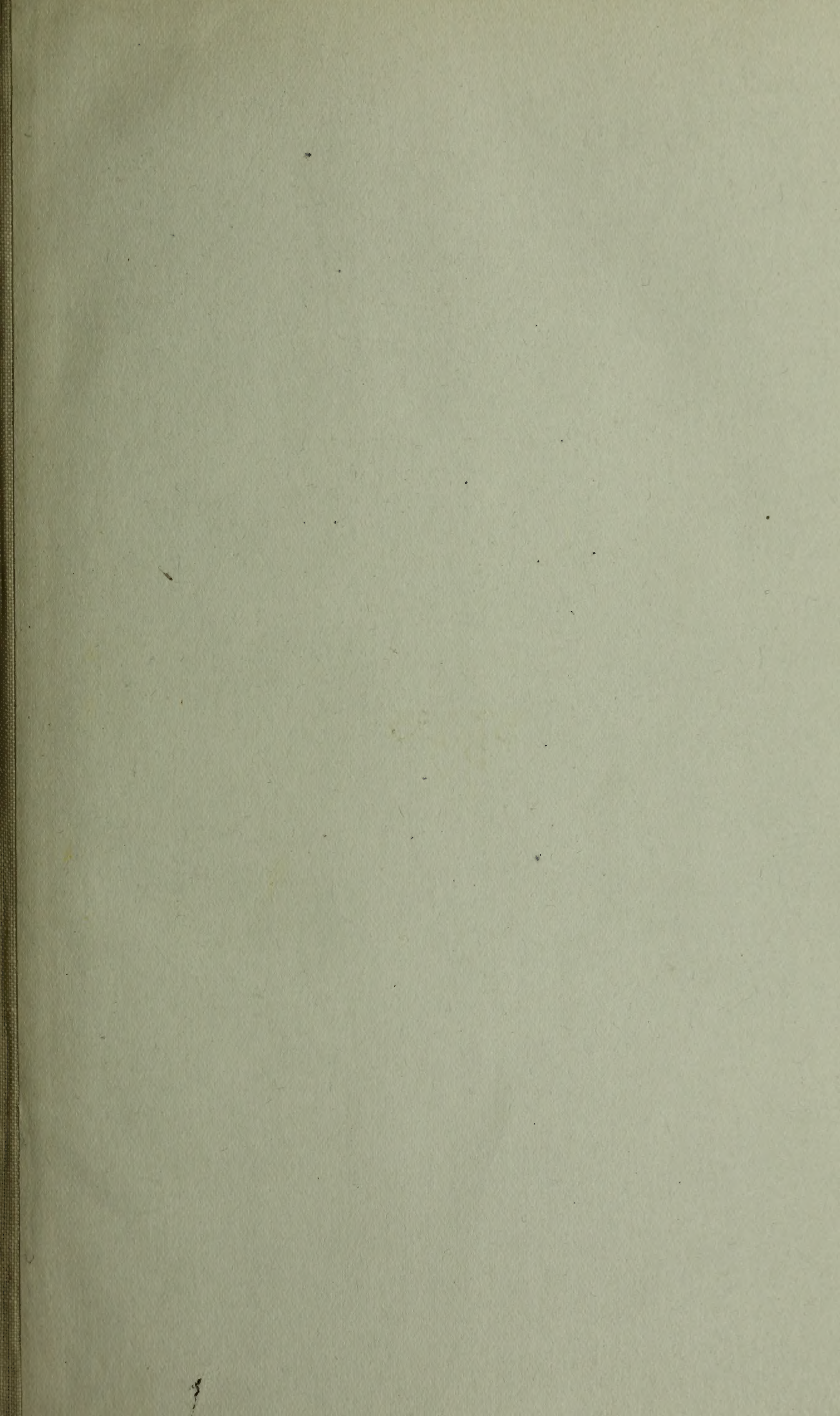






Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 1 | 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

An die verehrten Leser und Mitarbeiter.

Mit dem vorliegenden Hefte erscheint von unserer Monatsschrift die zwanzigste Nummer seit Beginn des großen Krieges. Was es heißt, ein Zeitschrift-Unternehmen durch zwanzig schwere Kriegsmonate hindurch aufrecht zu erhalten, vermögen nur Fachleute des Pressewesens voll zu würdigen. Haben doch eine große Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften bald nach Kriegsbeginn ihr Erscheinen gänzlich einstellen müssen. Auch für unser Unternehmen waren natürlich die Verluste infolge der mit dem Fortschreiten des Krieges immer zahlreicher werdenden Einziehungen zur Front, der Absperrung der feindlichen und teilweise selbst der neutralen Länder recht erheblich, und es mußten zu Anfang nicht geringe Opfer gebracht werden, um das Unternehmen trotz alledem auf der Höhe zu erhalten.

Gänzlich unerwarteterweise vergrößerte sich aber im Laufe des Krieges immer mehr die Zahl der neu hinzukommenden Leser, namentlich von den Fronten aus, so daß trotz alles Abgangs infolge des Krieges der Bestand vor dem Kriege jetzt nicht nur wieder erreicht, sondern sogar schon etwas überschritten ist. Allen denjenigen unserer verehrten Leser und Mitarbeiter, die zu diesem erfreulichen Umschwung durch treue Anhänglichkeit und eifrige Werbetätigkeit beigetragen haben, sagen wir an dieser Stelle unseren tiefgefühlten Dank.

Bei alledem ist freilich der in zahlreichen begeisterten Zuschriften ausgesprochene Wunsch, daß die „Politisch-Anthropologische Monatsschrift" eine

recht weite Verbreitung besonders in den geistig und politisch führenden Kreisen des deutschen Volkes und der germanischen Völker überhaupt erlangen möchte, noch längst nicht erfüllt. Wir bitten darum unsere verehrten Leser und Mitarbeiter um eine womöglich noch gesteigerte Werbearbeit von Person zu Person. Nur eine solche ist ja für ein Unternehmen wie das unserige, das der Wahrheit ohne jede Rücksicht auf Pöbelinstinkte dienen will, überhaupt möglich und erfolgversprechend. Probehefte stehen dafür auf Wunsch jederzeit unentgeltlich zur Verfügung. Unverlangte oder unerwartete Zusendungen haben wenig Zweck.

Schließlich sei noch bemerkt, daß jetzt auch für eine passendere und geschmackvollere **Einbanddecke** Sorge getragen worden ist, so daß wir jetzt wohl auch in dieser Hinsicht auf zahlreichere Bestellungen hoffen können.

Mit nochmaligem verbindlichstem Danke für das mir bisher in so reichem Maße geschenkte Vertrauen verbinde ich die ergebene Bitte, es mir auch weiterhin zu erhalten. Der Herausgeber.

Der große Umschwung.

Vom Herausgeber.

In allen aufrichtig volks- und vaterlandsfreundlichen Kreisen dreht sich jetzt das Gespräch nur zu oft um die bange Frage: „Wird der gegenwärtige Krieg und der ihm ja doch irgend einmal folgende Friede wirklich die „Weltenwende" werden, wirklich auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens den ersehnten großen Umschwung bringen? Wird der Sieg der Helden über die Händler und Räuber, der Wahrheit über die Lüge, der Zucht über die Unzucht, der Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit von Dauer sein, oder nur eine kurze Episode bedeuten?

Zu Anfang des Krieges, als der Begeisterungsrausch alle deutschen Herzen höher schlagen machte, alle Standes- und Parteigegensätze überbrückte, mochte diese Frage überflüssig erscheinen. Heute, nach 20 Monaten schweren, opfervollen Krieges, kann man das leider nicht mehr behaupten. Schon wieder sind, wie sich u. a. besonders an jenen vielbesprochenen Vorgängen der letzten Wochen und Tage gezeigt hat, alle Mächte der Hölle am Werke, um die alte Parteisucht, die alte Eigenbrötlerei, die alte Ausländerei, die alte politische Torheit, die alte Genügsamkeit hinsichtlich der wichtigsten staatlichen und volklichen Lebensinteressen nicht bloß den breiten Massen des unwissenden, urteilslosen Volkes, sondern sogar den führenden Kreisen zu suggerieren. Der trotz aller Niederlagen also nicht einmal innerhalb unserer eigenen Grenzen besiegte Händler- und Gauklergeist scheint erkannt zu haben, daß es für ihn jetzt ums Ganze geht. Er schreckt darum vor keinem Mittel zurück, um seine Ziele zuletzt doch noch, wenn auch auf hinterlistigen Umwegen, zu erreichen.

Die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, daß ihm das gelingen könnte, wird — das wissen die Träger dieses Geistes nur zu gut — um so größer sein, je weniger entscheidend der Sieg der Mittelmächte in militärischer und diplomatischer Hinsicht ausfallen wird. Dürfte man sich deshalb wundern, wenn die Träger dieses Geistes, gleichviel wo sie zufällig wohnen, alles versuchten, eine solche Möglichkeit herbeizuführen?

Um das verständlich zu finden, ist es nur erforderlich, sich die Folgen vorzustellen, die in dem einen und in dem anderen der beiden als äußerste Möglichkeiten annehmbaren Fälle eintreten müßten. Wir wollen darum diese beiden äußersten Fälle theoretisch erwägen, so wenig Wahrscheinlichkeit auch eine praktische Verwirklichung — die wohl zwischen diesen äußersten Grenzen liegen dürfte — des einen oder des anderen Falles für sich haben mag. Das Bild der geschichtlichen Entwicklung wird aber um so klarer, je mehr man bei der Betrachtung den einen oder den anderen Fall voraussetzt.

Der eine äußerste Fall besteht nun darin, daß der Krieg den Mittelmächten, zum mindesten Deutschland, weder Neuland noch Kriegsentschädigung einbringt, daß also, abgesehen von den ungeheuren Verlusten, Verwüstungen und Schuldenbelastungen, der „status quo ante bellum" wieder hergestellt würde. Von den außenpolitischen Folgen, die dieser Fall für unser Vaterland über kurz oder lang nach sich ziehen würde, will ich aus naheliegenden Gründen und weil diese Folgen für den hier in Rede stehenden Umschwung nur indirekt in Betracht kommen, hier nicht sprechen. Es sollen also hier nur die innerpolitischen Folgen und auch diese nur nach einer bestimmten Richtung in Rechnung gezogen werden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde mit einem solchen Ende des größten und furchtbarsten aller Kriege, gleichviel auf welche Weise und unter welchem Zwange der Umstände dieses Ende erreicht wäre, von den obersten Schichten unserer Nation nur eine ganz kleine Minderheit, von den untersten eine im Verhältnis nicht viel größere Minderheit sich zufrieden geben. Die übrigen, namentlich die heimkehrenden Krieger, würden mit einem Gefühl tiefster Niedergeschlagenheit oder grenzenloser Erbitterung an ihre vor dem Kriege gewohnte Arbeit zu gehen versuchen. Die auf dem Lande und in den kleinen Landstädten ansässig Gewesenen würden diese Arbeit meist wohl auch wieder vorfinden und, solange die durch den Krieg gerissenen Lücken hinsichtlich der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Halb- und Ganzfabrikaten wieder ausgefüllt wären, reichlich lohnende Beschäftigung haben. Vielleicht würden sogar die heimkehrenden Beamten und Arbeiter der großen Industrie-Mittelpunkte ihre gewohnte Arbeit zwar nicht überall wiederfinden, aber aus den gleichen Ursachen anfangs nicht so sehr unter Arbeitslosigkeit leiden. Die zu Hause Zurückgebliebenen müßten freilich auf die während des Krieges verdienten oft unverhältnismäßig hohen Löhne verzichten, was ihre Zufriedenheit mit den innern Zuständen schwerlich erhöhen würde. Wenn nun aber gar der

einheimische Bedarf an Industrieerzeugnissen schneller, als man gehofft hätte, befriedigt und ein Absatz nach dem Auslande bis auf absehbare Zeit nicht möglich wäre, müßte mit der zunehmenden Arbeitslosigkeit einerseits, der ungeheuerlichen Erhöhung der Steuern und den nur wenig erniedrigten Lebensmittelpreisen andererseits die Unzufriedenheit bald einen Grad annehmen, von dem man sich jetzt nur eine schwache Vorstellung machen kann. Dabei würden die bei uns überflüssigen Arbeiter nicht einmal auswandern können, weil im Auslande infolge des faulen Friedens wohl die Furcht vor Deutschland, aber nicht der Haß und die Verachtung gegen alles Deutsche nachgelassen haben würde. Diese in jeder Hinsicht trostlosen Aussichten würden selbst diejenigen Arbeiter erbittern, die anfangs mit dem unausgefochtenen, ergebnislosen Kriege zufrieden gewesen wären.

Daß die wirtschaftlichen Verhältnisse bei uns im Falle eines ergebnislosen Krieges sich gerade dem Auslande gegenüber, das man damit keineswegs versöhnt hätte, in dieser Weise zuspitzen würden, läßt sich leicht zeigen. Nahezu die gesamte vor dem Kriege auf den Absatz im Auslande angewiesene Industrie, die ja meist Luxusindustrie war, müßte sehr bald beschäftigungslos werden: einesteils, weil Inland wie Ausland nach dem Kriege an sich schon auf längere Zeit hinaus wenig kaufkräftig sein wird, andererseits, weil die Nordamerikaner, Japaner und, soweit sie dazu noch imstande sind, die Engländer alle nur erdenklichen Anstrengungen machen werden, um Deutschland dauernd von seiner früheren Auslandkundschaft abzudrängen. Unter solchen Umständen, zu denen dann noch die höhnische Verachtung Deutschlands wegen seiner politischen Torheit hinzukäme, ließe sich das während des Krieges verloren Gegangene nicht wiedergewinnen, selbst wenn man uns diese Aussicht mit der sogenannten „Freiheit der Meere", der „offenen Tür" und anderen schönen, aber nichtigen Versprechungen theoretisch zugestanden hätte. Nun bleibt uns ja freilich unter allen Umständen noch der Südosten und das entsprechende weite Hinterland. Aber wie sollen diese sehr wenig oder gar nicht entwickelten Länder, noch dazu, soweit sie durch den Krieg wirtschaftlich erschöpft sind, sich so schnell entwickeln, daß sie Deutschland auch nur einigermaßen für die anderswo erlittenen Verluste zu entschädigen vermöchten? Es dürften Jahrzehnte vergehen, ehe sie dazu, auch wenn wir ihnen noch so tatkräftige Hilfe leisteten, imstande wären. Inzwischen könnte in Deutschland längst Revolution, Verarmung und wer weiß, was sonst noch, eingetreten sein; denn man kann sich vorstellen, wie unsere jetzigen äußeren und die mit ihnen von altersher in Beziehung stehenden innern Feinde, die Demokraten aller Schattierungen, die hoffnungslos traurige Lage für sich ausnutzen würden! Obwohl der Militarismus, die Monarchie, die nichtparlamentarische Regierungsform, der Schutz der nationalen Arbeit usw. in diesem Kriege unser Vaterland vor der Vernichtung bewahrt haben, würden die Demo-

kraten doch behaupten, daß eben alle diese Dinge den Krieg und damit auch alles darauf folgende Elend erst verursacht hätten. Alle diese Dinge müßten darum, so werden sie sagen, kurzerhand abgeschafft werden. Erst dann würde ja auch das Ausland wieder mit uns in Handelsbeziehungen treten, würde man überhaupt Deutschland nicht mehr als „barbarisches", „rückständiges" Land ansehen. Diese selben albernen Redensarten, die ja das feindliche und übelwollend neutrale Ausland erst unseren demokratischen Zeitungen und Zeitschriften vor dem Kriege entlehnt hatte, würden wir jetzt im Innern wieder zu hören bekommen, und sie würden natürlich auch im Auslande wieder ein (dann wohl noch viel willkommeneres) Echo finden.

Und die breiten urteilslosen Massen würden nicht etwa über diese ebenso dummen wie niederträchtigen Redensarten lachen, sondern wieder genau so fest an ihre Richtigkeit glauben, wie vor dem Kriege. Alles, was der Händlergeist wünscht, weil es ihm nützt und ihn mit der Zeit zur absoluten Herrschaft bringt, hat er bisher stets verstanden, den breiten, urteilslosen Massen mittels einer bestochenen Presse, einer bestochenen Wissenschaft und Kunst als einzig „wahr", „gerecht", „human", „frei", „fortschrittlich" usw. zu suggerieren. Selbst während des jetzigen Krieges gibt es ja noch immer Leute, an denen die Lehren des Krieges spurlos vorübergegangen sind, entweder, weil ihr Verstand dazu nicht weit genug reicht, oder weil sie ihre Augen und Ohren gegen unbequeme, ihren eingefleischten Vorurteilen zuwiderlaufende Lehren absichtlich verschließen. Aus der jetzigen Minderheit der Sozialdemokraten würde also nach dem angenommenen Ende des Krieges bald wieder die Mehrheit werden, und diese würde aus den maßlos Unzufriedenen anderer Klassen ungeheuren Zuwachs erhalten. Man würde zur Sozialdemokratie übertreten, nicht, weil man an deren Lehren glaubt, sondern weil man die bestehenden unerträglichen Zustände gewaltsam ändern will.

Und diese Änderung würde dann auch gelingen, denn keine Regierung würde dann stark genug sein, um dem Ansturme einer ungeheuren Mehrheit auf die Reichsverfassung und die Verfassungen der Bundesstaaten zu widerstehen. Selbst das Heer samt einem großen Teile seiner Offiziere würde vielleicht aus grenzenloser Verbitterung über den ergebnislosen Krieg und die (infolge mangelnder Kriegsentschädigung) unzulängliche Versorgungsmöglichkeit der Kriegsbeschädigten, der Kriegerwitwen und -Waisen unzuverlässig geworden sein. Die Regierung könnte also nicht wagen, es gegen die übergroße Mehrheit des Reichstages mobil zu machen. Ein ernsthafter Widerstand gegen die mit übergroßer Mehrheit beantragten Verfassungsänderungen wäre also nicht zu erwarten, und das Schicksal müßte seinen Lauf nehmen.

Als erstes Ergebnis des unaufhaltbaren Umschwungs nach der händlerischen Seite würde die gesetzliche Einführung der parlamentarischen

Regierungsform für das Reich und alle Bundesstaaten zu buchen sein. Den Monarchen würde man diesen revolutionären Umschwung dadurch mundgerecht zu machen suchen, daß man ihnen einredete, eine weitere Revolution sei „nun" nicht mehr nötig, ihr Thron sei jetzt gesicherter als jemals.

Als zweite grundstürzende Änderung würde man die Abschaffung oder wenigstens „Milderung" des — jetzt natürlich wieder in gewohnter Weise verleumdeten — „Militarismus" beantragen, und auch dagegen würden die verbündeten Regierungen, nachdem sie sich einmal den wertvollsten und zuverlässigsten Teil des Heeres und Volkes entfremdet hätten, nichts machen können.

Das dritte Ergebnis der einmal auf die schiefe Ebene der Händlerpolitik geratenen Entwicklung würde die allmählich, vielleicht auch sehr schnell sich vollziehende Abtragung der Zollschranken, also die Beseitigung des Schutzes der nationalen Arbeit zuerst für die Landwirtschaft, dann auch für den größten Teil der Industrie sein. Auch diese Änderung würde man mit den angeblich notwendigen Rücksichten auf das Ausland begründen. Man würde geltend machen, daß dessen noch immer unfreundliche, ja feindselige Stimmung erst dann in das Gegenteil umschlagen würde, und alle wohlmeinenden, besonders auf den jetzigen Krieg anspielenden Warnungen der Minderheit würden als „hartnäckig reaktionäre Verbohrtheit" von der Mehrheit belächelt und bespöttelt werden. „Wie kann man", so würde vielleicht nach (vor dem Kriege) berühmten Mustern der Führer der Mehrheit, unwillig und nach der Stirne deutend, sagen, „jetzt, wo das Ausland uns endlich die Hand zur Versöhnung, zum allgemeinen Weltfrieden bieten will, von Krieg sprechen!"

Nachdem es in Deutschland allmählich soweit gekommen wäre, würde man natürlich auch den letzten Rest der monarchischen Verfassung für überflüssig halten und dessen Abschaffung beantragen. Auch dafür würde die Rücksicht auf das Ausland, die „Einheit" und „Gleichheit", die „Sparsamkeit" usw. als wohlfeile Gründe herhalten müssen. Die Wahrheit wäre natürlich, daß die Plutokraten, von denen einige ja bereits jetzt schon über ein höheres Jahreseinkommen verfügen, als die meisten Bundesfürsten, auch gesellschaftlich an die erste Stelle treten wollten, um so den letzten Rest von Macht und Einfluß, der nicht an den Geldbesitz allein geknüpft ist, zu beseitigen. Auch dagegen würde die parlamentarische Minderheit, soweit sie sich dann überhaupt noch für die Fürsten einsetzen würde, vergeblich ankämpfen. In der Tat ist ja auch in einer demokratisch maskierten Plutokratie für wirkliche Fürsten kein Raum. Sie sind dann ein überflüssiges, rudimentäres Organ des sozialen und staatlichen Körpers geworden. Genau so verhält es sich dann mit den Geburtsaristokraten höherer und tieferer Stufe. Auch sie sind in einem angeblich demokratisch, in Wahrheit plutokratisch regierten Gemeinwesen weder notwendige noch

wünschenswerte Organe. Sie werden überflüssig und sind darum zwecklos, gehen dann auch, soweit sie nicht selbst zu Plutokraten werden, körperlich und seelisch zugrunde. Etwas anderes ist es in einem organisch gegliederten, rassisch und völkisch fest geschlossenen Staate, auch wenn er eine noch so hohe Entwicklungsstufe erreicht. Hier sind weder die Fürsten noch die Aristokraten überflüssig. Sie sind hier im Gegenteil notwendige, integrierende Bestandteile des Ganzen, das erst durch sie die erforderliche ethische und ästhetische Vollendung, den autoritären Glanz und Schimmer erhält. Überhaupt ist nichts, was sich auf natürliche, organische Weise, in aufsteigender Linie entwickelt hat, jemals überflüssig. Es erfolgt stets aus einer innern Ursache, einem innern Bedürfnis heraus.

Alle die vorher angeführten Veränderungen dagegen haben künstliche, von außen hineingetragene Ursachen. Sie erfolgen auf absteigender Entwicklungslinie in der Richtung zur angeblichen „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", zur sogenannten Demokratie, d. h. zur verheuchelten Plutokratie möglichst internationaler Zusammensetzung. Sie vollziehen sich in der angegebenen Reihenfolge mit der Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit automatischer Bewegungen. Die internationale Weltplutokratie muß diese Entwicklung wünschen und begünstigen, denn sie kann keine nationalen, organisch[1]) gegliederten, selbständigen Staaten und Völker gebrauchen. Ihr Ideal sind möglichst wenige, geschickt verteilte und maskierte Ausbeuter auf der einen Seite, und möglichst viele in sich uneinige, ohnmächtige Ausgebeutete auf der anderen Seite, also im Grunde nur zwei Menschenklassen, die sich immer schärfer voneinander sondern und die Zwischenglieder, soweit sie sich nicht der einen oder der anderen Klasse einfügen, immer mehr verdrängen. Alles Natürliche, organisch Gewachsene wird durch eine solche Entwicklung zum Verfall gebracht und zuletzt zerstört.

Über alle diese Dinge scheint sich bis jetzt von denjenigen, die es am meisten angeht, niemand recht klar geworden zu sein. Wenn auch das Gefühl, der Instinkt manche in dieser Hinsicht vielleicht richtig leitet, so scheinen doch fast alle noch, die einen mehr, die anderen

[1]) Das Wesen der in sozialer, staatlicher und wirtschaftlicher Hinsicht organisch gegliederten, rassisch und völkisch klar bestimmten Gemeinwesen hat im Juni-, Juli-, August-, Septemberheft 1909 der Herausgeber (damals Mitarbeiter) d. Zeitschr. in einer zusammenhängenden Folge von Abhandlungen unter dem Gesamttitel: „Das Problem der besten Gesellschaftsordnung" erläutert. Auch der Plan zum Aufbau dieser Ordnung auf biologischer Grundlage unter Berücksichtigung der historisch überlieferten Verhältnisse steht bereits fest, konnte aber bisher noch nicht veröffentlicht werden. „Das Problem der besten Gesellschaftsordnung" ist auch im Buchhandel (Thüringische Verlags-anstalt, Hildburghausen, Preis 1,50 M.) erschienen. Es wurde zur Zeit des Erscheinens (1909) merkwürdigerweise nur im Auslande und zwar nur von deutschfeindlicher Seite beachtet. Das Inland schwieg es tot, vielleicht weil die Zeit dafür noch nicht gekommen war. Jetzt dürfte das jedoch anders geworden sein. Die damals (1909) vorgeschlagenen wirtschaftspolitischen Maßnahmen sind während dieses Krieges leider nur zum Teil und in wenig zweckentsprechender Weise zur Ausführung gekommen.

weniger, unter der Suggestion des Händler- und Gauklergeistes zu stehen und anzunehmen, daß die allgemeine Verpöbelung der Welt notwendig oder wenigstens unaufhaltbar sei. So ist es aber ganz und gar nicht. Die vom Händlergeiste beherrschte Wissenschaft ließ nur bis jetzt keine andere Auffassung der staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Entwicklungsmöglichkeit eines Gemeinwesens öffentlich bekannt werden. In einem organisch gegliederten, rassisch und völkisch fest geschlossenen Staate gibt es, wenn er vollendet ist, überhaupt keinen Pöbel mehr, selbst in den untersten Schichten nicht. Selbst hier kennt man dann ein persönliches, rassisches, völkisches Ehrgefühl. In der vollendeten Plutokratie dagegen ist alles Pöbel, der Millionär wie der Bettler. Niemand weiß hier etwas von persönlicher oder gar rassischer und völkischer Ehre. Auch Sitte und Gesetz gilt hier nur soweit und in solcher Art, als es der Plutokratie nützt. Lüge, Hinterlist, ja Mord und Treubruch sind, vorausgesetzt, daß sie zu wirken versprechen, Waffen wie alle anderen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Entwicklung nach dieser Richtung in den uns feindlichen Ländern schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Deutschland und seine jetzigen Verbündeten waren bis vor dem Kriege das einzige ernsthaft in Betracht kommende Hindernis auf dem Wege zu dieser Entwicklung. Unter der Voraussetzung des hier in Rede stehenden Ergebnisses des jetzigen Krieges und aller daraus mit Notwendigkeit folgenden Ergebnisse wäre auch dieses Hindernis beseitigt. Die internationalen Händler, Gaukler und Gauner hätten dann ihr Ziel trotz des für sie in militärischer Hinsicht unglücklich verlaufenen Krieges doch erreicht, und das Ausland würde das deutsche Volk zu diesem „Erfolge" aus tiefstem Herzen aufatmend beglückwünschen. Die gestürzten Monarchen aber würden zum Schaden auch noch den Spott zu ertragen haben. Man würde im Auslande schadenfroh feststellen, daß die Monarchen die ihnen durch den siegreichen Krieg gebotene Gelegenheit, ihr Ansehen und ihre Macht moralisch wie materiell unerschütterlich zu festigen, versäumt hätten und durch die zugelassene Schwächung des Heerwesens, namentlich durch die Demokratisierung des Offizierkorps sich um die letzte Stütze ihrer Macht selbst gebracht hätten.

Das wären die innerpolitischen Folgen der hier angenommenen Voraussetzung. Die außenpolitischen möchte ich hier nicht besonders erörtern, sie liegen aber nahe genug. Nachdem unsere jetzigen Feinde ruhig, ja mit heuchlerischem Beifall die Vorgänge in Deutschland mit angesehen hätten, würden sie im richtigen Augenblicke mit altgewohnter Skrupellosigkeit und Hinterlist wieder über die Mitte Europas herfallen. Da aber dann alles das, was im gegenwärtigen Kriege Deutschland und seinen Verbündeten die Überlegenheit gegenüber der feindlichen Koalition gegeben hat, glücklich zugrunde gerichtet wäre, so würde unser Vaterland

in diesem neuen Koalitionskriege todsicher geschlagen, zerstückelt, vernichtet und vielleicht für ewige Zeiten der Ohnmacht und Ausbeutung preisgegeben werden.

Das wäre das Ende in dem einen der hier angenommenen äußersten Fälle. Untersuchen wir nun den anderen äußersten Fall, d. h. setzen wir voraus, daß es Deutschland und seinen Verbündeten gelänge, nicht nur eine ausreichend hohe Kriegsentschädigung, sondern auch genügende reale Sicherungen gegenüber England, Frankreich und Rußland, dazu freies Neuland und Lebensspielraum für Jahrhunderte zu erhalten.

Auch dann natürlich würde das deutsche Volk in all den Schichten, die durch den Krieg nicht reicher, sondern ärmer geworden wären, zu Anfang keineswegs auf Rosen gebettet sein. Man würde geistig wie körperlich tüchtig arbeiten und schaffen müssen, um das Verlorene wieder einzubringen und einen neuen wirtschaftlichen Rückhalt zu gewinnen; aber die Stimmung dazu würde mit Ausnahme eines vergleichsweise sehr geringen Teils die denkbar beste sein. Das Gefühl der Sicherheit für jede irgendwie absehbare Zeit würde den Unternehmungsgeist und die Arbeitsfreudigkeit auf allen Gebieten des geistigen, gewerblichen, politischen usw. Lebens außerordentlich heben. Auch würde es dann auf keinem Gebiete an lohnender Arbeit mangeln, denn Bedürfnisse und Betriebskapital wären genug vorhanden. Namentlich würde das eroberte, geräumte und neu zu besiedelnde Land die verschiedensten Bedürfnisse beanspruchen und durch seine eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse sehr bald zu bezahlen imstande sein. Die Stärkung der Volkskraft innerhalb der neuen Grenzen wäre also wechselseitig, und das würde nicht nur anhalten, sondern mit der Zeit sogar noch größer und mannigfaltiger werden. Auch die sittliche Kraft unseres Volkes würde dadurch gestärkt werden. Zum Übermut würde ja nach dem Kriege ohnehin kein Grund vorhanden sein. Dazu war der Kampf zu lang, zu schwer, zu verlustreich; aber man würde dann wissen, wofür man gekämpft, und das würde alles andere verhältnismäßig leicht ertragen lassen. Die frühere Zwietracht und Parteisucht würde, da die eigentlichen Anstifter derselben im Ausland und Inland zur Ohnmacht verurteilt wären, sich bedeutend verringern und allmählich der Eintracht und Einigkeit weichen. Besonders würde der gewerbliche Mittelstand, da seine eigentlichen Blutsauger nicht mehr an der Herrschaft wären und der Staat vielleicht selbst zum wohlwollenden Kreditgeber mit Hilfe der Kriegsentschädigung geworden wäre, endlich wieder zu Kräften kommen. Selbst die arbeitenden Klassen würden, da man jetzt ihre Verhetzung nicht mehr zu dulden brauchte, auch weniger Grund zur Verhetzung vorhanden wäre, zum größten Teil wieder zufriedene, auf ihr Vaterland, auf ihre rassische und völkische Eigenart stolze Staatsbürger werden. Sie müssen ja doch im Kriege erkannt haben, daß die Arbeit der Hände nicht alles ist, daß die Leitung, die Kopfarbeit ebenso notwendig ist, und daß die eigentlichen Ausbeuter der mit Hand oder Kopf

arbeitenden Klassen ganz anderswo sitzen, als man ihnen vor dem Kriege suggeriert hatte.

Selbst der während des Krieges verloren gegangene Absatz nach dem Auslande würde sich, soweit wir ihn überhaupt zum Austausche der unentbehrlichen Rohstoffe und Genußmittel brauchen, d. h. soweit diese nicht aus unseren eigenen Kolonien zu beziehen sind, überraschend schnell wieder einstellen. Ganz natürlich: denn alle Welt müßte dann einsehen, daß Deutschland und seine Verbündeten in dem schwersten, jemals einem Lande aufgezwungenen Daseinskampfe tatsächlich gesiegt hätten. In dem zuerst angenommenen Falle würde man das nämlich nicht einsehen. Im Gegenteil, man würde weniger als jemals Achtung oder gar Furcht vor Deutschland haben. Man würde sich sagen: ein Volk, das sich nach einem solchen Kriege so etwas bieten läßt, muß trotz all seiner militärischen Tugenden das verächtlichste Volk von der Welt sein. Im anderen Falle aber könnte und würde niemand, selbst von unseren Feinden leugnen, daß die Deutschen wirklich das erste Volk der Welt wären, daß Deutschland für alle Zwecke die tüchtigsten, brauchbarsten Menschen, Waffen und Waren zu erzeugen vermöchte. Gegen diese natürliche, unbewußte Suggestivkraft, die wirksamste aller Reklamen, könnte kein Weltbewerber aufkommen. Alle Welt würde sich also um die deutschen Menschen, Waffen und Waren eifrig bemühen. Namentlich den Engländern würde man die von ihnen wie saures Bier ausgebotenen Waren eigener oder fremder Herkunft hohnlachend mit den Worten zurückweisen, daß man sich jetzt von ihnen keine minderwertigen Waren mehr zu Wucherpreisen aufzwingen lasse. Die für sie so schönen Zeiten der Lüge und Prellerei wären jetzt vorbei. Die Engländer könnten jetzt, wo ihnen ein mächtiger Nachbar dicht vor der Türe säße, die Meere den unbequemen Wettbewerbern nicht mehr versperren.

Was dann aus England und dem bis zum Weißbluten zur Ader gelassenen Frankreich, seinem verbrecherischen Spießgesellen, werden würde, haben wir hier keinen Anlaß zu untersuchen. Dazu sind wir nicht schadenfroh und rachsüchtig genug. Um die Zukunft unseres eigenen Vaterlandes brauchten wir dann aber nicht mehr besorgt zu sein. Wie ein von Natur gesunder, nur durch künstliche Einflüsse krank gemachter Einzelkörper, falls er nur erst einmal zu gesunden angefangen, in der Gesundung schnell vorwärts schreitet, so würde das auch mit dem deutschen Volkskörper geschehen. Die vor dem Kriege auf manchem Gebiete schon recht bedenklichen Anzeichen von Krankheit würden sich nach dem großen Umschwunge zur heldischen Welt- und Lebensauffassung bald verlieren. Das schlimmste, bedenklichste Anzeichen war der von Jahr zu Jahr immer mehr zunehmende Geburtenrückgang. Man konnte schon die Zeit absehen, in der Deutschland völlig in Frankreichs Fußtapfen getreten sein würde. Gegen das weitere Fortschreiten und für die völlige Heilung gerade dieser Krankheit

sind aber die geistig-sittliche Hebung und die Erweiterung des Lebensspielraumes für alle Klassen, namentlich die mittleren, die wirksamsten, ja fast die allein wirksamen Mittel. Alles andere kommt dagegen kaum in Betracht. Beide Mittel kann uns aber nur die heldische Welt- und Lebensauffassung an die Hand geben. Ihr Widerspiel: die händlerische bezw. kapitalistische Anschauung, deren stärkste Triebfedern die Ichsucht, die Habgier und Genußsucht sind, hat bisher immer und überall den geistig-sittlichen Verfall, die Unzucht und damit die Hauptursache des Geburtenrückganges, schließlich des Absterbens der Völker hervorgerufen. Selbst das Judentum, das, wie bekannt, gerade gegen diese Gefahren von altersher die stärksten religiösen und sittlichen Schutzwehren errichtet hat, macht davon, wie die neueren Statistiken lehren, keine Ausnahme. Sobald hier diese Schutzwehren durch die sogenannte moderne Aufklärung fielen, trat auch der Geburtenschwund ein und zwar in noch stärkerem Maße als bei anderen Völkern. Der zunehmende Wohlstand hinderte das nicht, er beschleunigte es vielmehr. Gegen die Unzucht hilft eben nur die — Zucht.

Ein stärkeres und wirksameres Zuchtmittel nun, als die heldische Welt- und Lebensanschauung, gibt es überhaupt nicht. Das Heldentum ist ja der eigentliche Inbegriff der Zucht, des Gehorsams gegen die Gesetze, des stolzen Pflichtgefühls (noblesse oblige), der Aufopferung für etwas außerhalb des eigenen Ich Liegendes, der Selbstbeherrschung und der wohlwollenden Beherrschung anderer. Es ist die Ursache, der Ursprung alles wahrhaft Guten, Schönen, Großen, Erhabenen in der Welt. Es hat in die natürlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib, Alt und Jung, Vornehm und Gering, Hochrassig und Niederrassig erst das gebracht, was man hier „Zucht" und „Ordnung" nennt. Selbst die Religion, soweit sie wahr und echt ist, nicht bloß ein Mittel der Illusionierung, der Suggestion ist, nicht auf bloßen Aberglauben, Fetischismus, oder auf Rechtfertigung der Händler- und Räubermoral hinausläuft, ist nichts weiter als die Vergeistigung, Vertiefung, Verinnerlichung der heldischen Welt- und Lebensauffassung. In diesem Zeichen vermag ein Volk nicht bloß zu siegen oder in Schönheit zu sterben, sondern sich auch für unabsehbare Zeiten an Leib und Seele jung und gesund zu erhalten.

Dieser Glaube, diese Welt- und Lebensanschauung, die bei unseren germanischen Vorfahren bereits in Fleisch und Blut übergegangen war und darum durch keine fremden Einflüsse dauernd zurückgedrängt werden konnte, muß nach dem Kriege bei uns wieder herrschend, alleinherrschend werden. Wenn jemals die Zeit dafür günstig war, dann ist sie es jetzt. Als Nietzsche seinen „Zarathustra" sprechen ließ: „Es ist an der Zeit, daß der Mensch sich ein Ziel setze; es ist an der Zeit, daß der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze" — da war es noch nicht an der Zeit. Auch sah Nietzsche das „rechte" Ziel noch gar nicht. Auch er, nach seinen eigenen Worten, der gute Europäer und schlechte Deutsche, stand

noch, wie im Augustheft 1915, S. 233, gezeigt, großenteils unter der Suggestion des Geistes seiner Zeit. Jetzt aber ist die Zeit, die er unsicher tastend meinte, gekommen, und auch das Ziel ist bereits in festen Umrissen sichtbar. Möchte es nicht wieder in die Versenkung gedrängt werden! Möchte der zu erwartende große Umschwung nach dem Kriege sich in einem für uns und die ganze Welt heilsamen Sinne vollziehen! Geschieht das nicht, oder bleiben die Meinungen in dieser Beziehung auch nur geteilt, kommt bloß ein fauler Kompromiß zustande, dann wird die geschichtliche Entwicklung über kurz oder lang wieder in das alte, unheilvolle Geleise geraten, und alle die ungeheuren Opfer dieses furchtbarsten aller Kriege werden umsonst gebracht sein.

Ich sagte schon am Eingange: beide der hier in Betracht gezogenen Fälle seien nur als die äußersten Grenzen der Möglichkeit aufzufassen, die nach dem Kriege für uns und unsere Verbündeten Wirklichkeit werden könnte. Das gilt natürlich auch für die Folgen, die sich aus der Verwirklichung des einen oder des anderen Falles nach den bisher stets gültigen Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung ergeben müssen. Je mehr also die Friedensergebnisse sich dem einen oder dem anderen Falle nähern, desto besser oder desto schlimmer werden die Folgen für uns ausfallen. Darüber müssen sich diejenigen Persönlichkeiten, die den Frieden für Deutschland zu schließen haben, vollkommen klar sein oder werden. Was das hinter ihnen stehende Volk anbelangt, so ist ein Zweifel darüber nicht möglich, daß es in seinem größten und wertvollsten Teile mehr dem zweiten als dem ersten der hier erörterten äußersten Fälle zuneigt. Nur, wie gesagt, eine ganz kleine Minderheit der oberen und eine im Verhältnis nicht größere Minderheit der untersten Klassen neigt, wie im Oktoberhefte 1915 näher ausgeführt, dem ersten Falle zu. Freilich hat diese Minderheit während des Krieges leider nur zu viel Gelegenheit gehabt, den von ihr geistig oder materiell Abhängigen ihre der händlerischen Weltanschauung angemessene Meinung zu suggerieren. Da der Erfolg trotzdem gering gewesen ist, so ergibt sich daraus, daß die Instinkte unseres Volkes im großen und ganzen noch immer gesund sind und durch den Krieg eine weitere Gesundung erfahren haben.

Dieser Krieg ist ja auch, wie schon so oft und von sehr verschiedenen Seiten aus festgestellt, im wesentlichen eine Auseinandersetzung zwischen der heldischen und der händlerischen Lebensauffassung, wenn auch der händlerische Wettbewerb die Hauptursache gewesen ist. Da die händlerische Weltanschauung leider auch bei uns vor dem Kriege schon eine ziemlich weite Verbreitung erlangt hatte — es standen ihr ja alle Mittel der Suggestion ungehindert zur Verfügung! — so hatten und haben wir diesen Krieg bis zu einem Grade auch innerhalb unserer eigenen Grenzen und zwar nicht bloß auf sittlichem, sogar auf politischem Gebiete zu führen und werden das, wenn die Freigabe der öffentlichen Erörterung der Kriegsziele

erfolgt ist, noch viel mehr nötig haben. Die Ausländerei ist ja, wie im vorigen Hefte gezeigt, bei uns noch keineswegs überwunden. Noch immer dürfen Fremdblütige und unverbesserliche Toren eignen Blutes sich für die Interessen des Auslandes ins Zeug legen. Auch darüber müssen wir uns klar sein und dürfen uns durch keine noch so geschickt maskierten Täuschungsversuche in die Irre führen lassen. Es handelt sich nicht nur um die Sicherung unserer militärischen, politischen und wirtschaftlichen, auch unserer geistig-sittlichen und allgemein kulturellen Zukunft. Was wir in der weltgeschichtlichen Minute ausgeschlagen haben, kann uns keine Ewigkeit zurückbringen. Die völkergeschickbestimmenden Massenenergien sind nur eine vergleichsweise kurze Zeit in Fluß. Sind sie erst wieder erstarrt, dann bedarf es einer neuen kriegerischen Weißglut, um sie wieder in Fluß zu bringen. Außerordentlich viel, ja alles kommt darauf an, in welchen Formen die flüssigen Massen zuletzt erkalten. Es gibt keine Verantwortung, die größer wäre als die, solchen Massen eine brauchbare und dauerverheißende Form anzuweisen.

Möge man darum die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Guß nicht zu lange hinausschieben, damit das glühende Erz, ehe es zu erkalten beginnt, eine kunstvoll ausgearbeitete und festgemauerte Form vorfinde. Wäre das nicht der Fall, dann käme entweder überhaupt kein Guß zustande, oder der Guß könnte mißlingen, und es könnte dann eintreten, was unser großer Dichter und Seher in die Worte kleidet:

„Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit."

Möchte sich in unserem Volke auch diesmal, in der größten Schicksalsstunde seiner Geschichte, ein Meister finden, der den Guß der neuen Welt künstlerisch vorzubereiten und zu leiten imstande ist! Es wäre entsetzlich, wenn der Guß für uns mißlänge.

Deutschland den Deutschen!

Vorbemerkung des Herausgebers. Dieser gerade in der heutigen Zeit sehr bemerkenswerte Aufsatz bildet das Vorwort zum achtundzwanzigsten Bande des großen Werkes: **„Deutsches Geschlechterbuch"** (Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien), herausgegeben von Dr. jur. Bernhard Koerner, Regierungsrat und Mitglied des Königl. Preuß. Heroldsamtes, mit Zeichnungen von Prof. Ad. M. Hildebrandt, G. Königk u. a. 1914. Druck und Verlag von C. A. Starke, Görlitz, Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers.

Nur die Völker lassen sich vernichten, deren innere geistig freie Kraft erstorben ist, meinte einst ein Menschenfreund in seinem Werke „Deine Pflicht zum Glück". Er hatte das rechte getroffen. Diese geistig freie

Kraft entspringt der Sicherheit der eigenen, aus dem inneren Wesen geborenen, sittlichen Antriebe. Sie entstammt dem unbewußten oder bewußten Wählen der gleichen Gemeinschafts- und Hochziele, sowie der einmütigen Richtung alles Tuns auf diese Ziele.

Chamberlain fürchtete in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", wenn die heutige Durchsetzung der arischen Völker mit jüdisch-asiatischem Blute in gleichem Maße wie bisher fortschritte, würde von der europäischen Bevölkerung in etwa hundert Jahren nichts übrig bleiben, als eine Herde pseudohebräischer Mestizen, während sich das Volk Juda dank seiner strengen Rassenlehre in seinem Grundstocke behaupte. Er übersieht aber hierbei, daß die Forderung der Rassenreinheit einer der vielen arischen Grundlagen der Bibel entstammt, daß vor allem in arischen Sippen der Rassenstolz stets von ausschlaggebender Bedeutung war. Es sind meist nicht gerade die wertvollsten Volksbestandteile, die in das Mischlingstum untertauchen.

Die angeborene Abstammungsgemeinschaft, die urwüchsige Kraft der Gemütstiefe und Innigkeit läßt sich nicht so leicht vernichten, wie manche fürchten oder hoffen. Gerade die begeisterte Erinnerung an die eigene alte Vergangenheit bildet einen Schutzwall gegen die alles gleichmachenden Fluten und Strömungen. Der unverbrüchliche Wille, ein ganzes deutsches Volk zu werden, nicht in der rasse- und vaterlandslosen Internationalität unterzugehen, hat seine verlorene Werbekraft allmählich zurückgewonnen. Zielbewußt wird schon von hunderten, ja tausenden von deutschen Sippen und Geschlechtern daran gearbeitet, das in ihnen ruhende ursprüngliche deutsch-nordische herbe Rassengepräge in sich zu erneuern oder neu zu schaffen. Denn die Erkenntnis hat sich siegend Bahn gebrochen, daß in ihrer inneren Einheitlichkeit die Kraft der arischen blonden Rasse liegt, ihre Überlegenheit und Werbekraft. Eher gestorben und verdorben, als die innere geistige Freiheit preisgegeben, lieber tot als Sklave, das sind Grundsätze, denen siegende Kraft über die Anbeter des goldenen Kalbes innewohnen. Die Träger solchen Willens sind nur Vollbringer einer oft jäh und plötzlich aufwärts drängenden Kraft des Alls, der Urkraft des ewigen Sittlichen selbst.

Ein Volk, dessen Kern innerlich einig in Zielen, Anschauungs- und Denkweise, vor allem in der Gemeinsamkeit des Blutes ist, wird sich verjüngen und diejenigen Bestandteile ausscheiden, die unbewußt nur äußerlich dahinleben, wie Einzelwesen ihrer Zeit. Die Anziehungskraft des Gleichgearteten wird auch auf seelischem und geistigem Gebiete die Abstoßung des anorganischen und fremdgearteten ermöglichen. Völker, die in tausendjährigen Wandlungen ihre Eigenart verjüngten, können neue Kräfte aus sich selbst schöpfen, wenn ihre sittliche Kraft sich neu belebt. Möge auch das dem Blute — nicht nur dem Namen — nach deutsche Volk seine Verjüngung von innen heraus erstreben, und sich neuen Aufschwung da-

durch sichern, daß es in allen Dingen das ewige Weltgesetz der Entwicklung zur Differenzierung und endlich zur Reinheit des Differenzierten zur bewußten Richtschnur erhebt.

Wie die rankende Pflanze windet auch das geistige Leben sich aufwärts, oft einen Sproß nach rechts, den andern als ausgleichendes Gegengewicht nach links entsendend, nicht immer die Zielrichtung unmittelbar darstellend, aber trotzdem den Aufstieg des Ganzen betonend. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Gefahr nicht der Mut, sie zu überwinden. Mit Recht gilt es dem arischen Menschen als Pflicht, sein Leben an die Rettung des Nächsten zu wagen. Solche Pflicht wird eherner, wenn es sich nicht nur um die Rettung des einzelnen Volksgenossen, sondern um die Befreiung des ganzen Volkes oder seines edelsten Kernes handelt. Da wird selbst der Krieg zur heiligen Pflicht. Handelt es sich um das Wohl und Bestehen unseres Deutschtums auch im Ringen gegen schleichende, wuchernde, zersetzende innere Feinde, dann muß Jeder bis zur Selbstopferung für die Rettung seines Volkes, seiner Rasse und seines Blutes eintreten, von dessen Gedeihen ja das eigene und das der Seinen abhängt.

So wenig nun der Einzelne ohne Abstammung entstehen und ohne Nachkommen seine Besonderheit dauernd erhalten kann, so wenig kann das einzelne Geschlecht ohne die verschiedenen größeren Gemeinschafts-Verbände sich dauernd erhalten. Umgekehrt aber verlieren auch der Staat und die Rasse, die nur eine höhere Potenz der Familien-Gemeinschaft darstellt, ihren inneren Wert, wenn der Zusammenschluß ihres besten Blutes und der ebenbürtigen Sippen, die ihren Grundkern bilden, die Kraft verlieren würde, als Sauerteig und schöpferische Kraft zu wirken.

Je höher entwickelt der Einzelne ist, um so wertvoller und bedeutender ist er für sein Geschlecht und dieses durch ihn; nicht anders ist es mit dem Staate und seinen organischen Untergliederungen, den Sippen. Solange diese im Kern gesund geblieben sind, wird der Staat selbst durch Kriege an innerem Werte nie verlieren können, sie werden — sub pondere cresco — vielmehr zu seiner Kräftigung beitragen. Ernste, die Volksseele ergreifende Kämpfe rütteln die schlummernden, oft nicht beachteten inneren Gesamtkräfte auf, wie der Frühlingssturm die winterverschlafenen Wälder zu neuem, sprossendem Leben weckt, bis auf die innerlich morsch und faul gewordenen Stämme.

Der Einzelne fühlt sich bei solchen Kriegen oder Rassenkämpfen gar nicht mehr als Einzelmensch, sondern nur noch als kleinstes Teilchen der großen Einheit seines Vaterlandes und seiner Rasse, als unbedingt mitschwingendes Atom, nur von Pflicht beseelt, um im Siege sein volles Recht zum Leben als Lohn zurückzuempfangen. Geht er selbst zugrunde, so hat er seiner Sippe dieses Recht neu erstritten.

Die volle opferfreudige Hingabe des deutsch-empfindenden Mannes ist ihm aber nur möglich, wenn der Zweck des Kampfes einem sittlichen

Grundgedanken entspricht. Der Plünderungsfeldzug der hebräisch-internationalen Hochfinanz, der Großbanken und Truste kann wohl zu vorübergehendem Siege, nie aber zu einer dauernden Überwindung führen. Nur die Lauterkeit des Kampfzwecks verbürgt solche Überwindung; der Kampf um die Reinheit des Blutes, aus der Liebe zur Scholle und zum Vaterlande, verbürgt die Überwindung der Gegner, der Weltmacht der Internationalität. Jene Überwindung wird um so rascher, tiefgehender und nachhaltiger sein, je mehr in jedem einzelnen arischen Kämpfer die Überzeugung von der Berechtigung seiner Sache für die Wahrung der Freiheit seines Blutes und und des Rechts seiner Art lebendig wirkt.

Die Kriege gegen äußere Feinde sind darum nicht von so einschneidender Bedeutung, weil sie nur zeitweilig und nur wirtschaftliche Lebensbedingungen vernichten können, während die Kriege der Rassen innerhalb eines Volkes in ganz anderen Formen, oft „nur" auf geistigem und sittlichem Gebiete, sich vollziehen. Sie berühren wahre Lebens-Fragen der Rassen, weil sie eben um das Leben der einen oder anderen Rasse gehen. Zu Ende siegt nur die seelische Kraft des von oben bis unten von der unvermeidlichen Notwendigkeit des Kampfes durchdrungenen Volksganzen. Hätte nicht die Gesamtheit aller Kampffähigen die Gewißheit, der Kampf sei unvermeidlich zum Schutze der Reinheit des deutschen Familienlebens, zum Schutze deutschen Gemüts- und Geisteslebens, für Treu und Glauben und deutsche Art, für die Unabhängigkeit von goldenen und papiernen Ketten und für alle anderen idealen deutschen Güter, so würde niemand — wie es jetzt geschieht — für diesen Kampf seine ganze Kraft, sein ganzes Leben, zu jedem Tage und jeder Stunde trotz Not und Entbehrungen zu opfern bereit sein: Kein Sieg ohne die alles durchdringende sittliche Willenskraft. Die Überzeugung vom notwendigen Zusammenstehen gegen die Machtgelüste tiefer stehender Rassen bricht sich aus innerer Notwendigkeit Bahn. Erst der Drang, für den Freiheitszweck seines Blutes, für die Möglichkeit, in Deutschland in echt-deutscher Weise leben zu können, sich nicht fremder, lateinischer Schrift bedienen zu müssen, nicht undeutschen Geist auf deutschen Bühnen herrschen zu sehen, deutsche Art immermehr unterdrückt zu wissen, erst dieser Drang nach Freiheit wird dem Heere der geistigen Kämpfer um die Befreiung des Deutschtums unwiderstehliche Kraft geben, wenn sie zu den Waffen eilen. Denn dann wird das Siegen zur zwingenden sittlichen Pflicht und Notwendigkeit.

In seinem Roman „Der Weg nach Zion" läßt der jüdische Verfasser seinen Helden sagen: „Nicht bloß wir Juden sind so entartet. . . Alle Rassen von Europa . . haben wir infiziert. . . Wir haben uns eingefressen in die Völker, die Rassen durchsetzt, verschändet, die Kraft gebrochen, alles mürbe, faul und morsch gemacht mit unserer abgestandenen Kultur. . . . Die Welt war verjudet, in Judengeist und -laster zersetzt. Das war die Rache." Dieses offene Bekenntnis über die „Kultur"-Mission der Hebräer

sollte auch dem Gleichgültigsten zu denken geben. Aber jener Triumph erscheint verfrüht; man soll die Macht des Judentums nicht über-, die des Deutschtums nicht unterschätzen. Es gibt noch deutsche Geschlechter, deren Kraft nicht gebrochen ist, deren Sendung es sein wird, falls wirklich vieles faul, krank und morsch geworden ist, dem Wahrspruch zum Siege zu verhelfen, daß am deutschen Wesen einst die Welt genesen wird. Der aufbauende Geist, dem Familie und Sippe geheiligt sind, wird nicht mehr ganz unterdrückt werden können. Nur die morschen Stämme verfallen dem nagenden Wurme und dem Untergange.

Unsern Gegnern aber mögen auch für den geistigen Kampf die Worte zugerufen sein: „Wer im Krieg will Unglück ha'n, fang es mit den Deutschen an."

Edelherren und Dienstmannen.

Kurd von Strantz.

Dr. Schnettler hat unter der Überschrift „Nobilis und Ministerialis im Mittelalter" im deutschen „Herold" sich mit der Edelherrenfrage besonders am Beispiel der fraglos Ministerialien v. Volarstein beschäftigt. Der Genealoge Fürst hatte bereits dies nachgewiesen. Die Unsicherheit in der Beurteilung des klar umrissenen Begriffs des Herrenstandes als des eigentlichen alten Volksadels veranlaßt mich von neuem, auch meinerseits den Gegenstand zu erörtern.

Herr Schnettler führt von Alois Schulte den Satz an: „Der Stand der freien Herren nahm seit etwa 1350 einige wenige dienstmännische Geschlechter in sich auf, und diese gehörten fast alle der alten Reichsministerialität an." Es ist bezeichnend, daß der größte Fachgelehrte auf diesem Gebiete, der aber auch viel zu wenig Kenner der Adelsgeschichte ist, als daß er unfehlbar wäre, einen solchen Ausspruch tun kann. Es ist nirgends nachzuweisen, daß wirkliche Ministeriale in den Herrenstand aufsteigen. Dagegen war bereits um 1350 der scharfe Unterschied der Dynasten als des wirklichen Adels und des neuen späteren niederen Adels schon etwas verblaßt, obwohl durchaus noch lebendig. Aber aus dem alten Herrenstande bildete sich zusammen mit emporgekommenen ministerialen Familien die spätere Reichsstandschaft des sogenannten hohen Adels. Ich sage ausdrücklich sogenannter hoher Adel, da eben die Zugehörigkeit ministerialer oder später sogar bürgerlicher Familien die Verschiedenheit des alten Herrenstandes vom heutigen hohen Adel ergibt. Zum hohen Adel als Herrenstand würden alle Dynasten gehören, auch solche, die die Reichsstandschaft im Laufe der Zeiten verloren haben. Noch im 18. Jahrhundert waren die Dohna fraglos hoher Adel, während sie im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart durchaus ungerechtfertigterweise zum niederen Adel gerechnet werden. Das-

selbe gilt von den wenigen übrigen Dynastengeschlechtern, die durch den Übertritt in den landsässigen Adel infolge Verlustes ihres edelfreien Allods die Reichsstandschaft verloren haben wie die Fürsten, Grafen und Freiherren v. Knyphausen in Friesland, die Freiherren v. Bonsteten in der Schweiz, die Freiherren v. Hodenberg in Hannover und die Strantz v. Tüllstedt in Thüringen, auch Burggrafen v. Leisnig in Meißen und später in der Mark Brandenburg.

Zum Begriff des dynastischen Herrentums gehört die edelfreie Geburt und der Besitz eines Allods. Ein königliches und geistliches Lehen auch des kleinsten Klosters oder der kleinsten Kirche beeinträchtigen den Herrenstand nicht. Persönlich blieb der Dynast auch noch nach Verlust seines Allods edelfrei. Nur nach dem alten Rechtsgrundsatz „Das Kind folgt der ärgeren Hand" konnte eine Standesminderung dadurch eintreten, wenn die Ehefrau nicht ebenbürtig war. Dieser Grundsatz, der in anderen germanischen Ländern, wie Frankreich und England, frühzeitig erlosch, ist auch durch das Eindringen der Ministerialen in den heutigen hohen Adel veraltet. Erst durch seine Privatautonomie kann sich der heutige hohe Adel gegen die Nichtebenbürtigkeit schützen. Der Grad der etwaigen Ebenbürtigkeit ist willkürlich. Damit ist der Grundsatz der Ebenbürtigkeit überhaupt verlassen. Die Ahnentafel unserer größten souveränen Häuser ergeben, daß selbst bei geringer Ahnenforderung die Ebenbürtigkeit nicht erreicht sein würde. Das nicht ganz einwandfreie Fräulein v. Olbreuse ist die Stammmutter der meisten unserer regierenden Familien.

Es läßt sich daher für das Mittelalter mit voller Genauigkeit urkundlich feststellen, ob eine Familie dynastischen Ursprungs ist oder nicht. Es ist freilich richtig, daß gefällige Klosterschreiber öfters das Beiwort „Nobilis" bei hervorragenden Dienstmannen gebraucht haben, um dem betreffenden Zeugen eine besondere Ehre zu erweisen. Ein solches gelegentliches Vorkommen des Prädikats „Nobilis" ist natürlich nicht beweiskräftig, sofern nicht der Träger wirklich ein Dynast ist. Im Interesse meiner eigenen Familiengeschichte habe ich daher die Urkunden mit peinlicher Genauigkeit geprüft und stets feststellen können, ob ein Geschlecht wirklich edelfrei war oder nicht. Ein einmaliges Vorkommen des Beiworts „Nobilis" genügt nicht. Außerdem muß in allen Fällen das Vorhandensein eines Allods festgestellt sein. Der Irrglaube, daß Dienstmannengeschlechter in den Herrenstand aufgestiegen sind, ist gewöhnlich dadurch entstanden, daß solche Geschlechter wie fast alle Dynasten königliche und kirchliche Lehen besessen haben. Wenn man besonders von dem Aufstiege von reichsministerialen Familien in den Herrenstand redet, so vergißt man, daß diese gelegentlichen Reichsministerialen sehr wohl zugleich Dynasten sein können, die eben ein königliches Lehen neben ihrem Allod besitzen. Wirkliche Reichsministeriale, die nie ein Allod besessen haben, sind nie in den Herrenstand aufgestiegen, selbst nicht die großen reichsministerialen mittelrheinischen Geschlechter im

Mittelalter. Selbstverständlich haben letztere in dynastische Familien geheiratet und gesellschaftlich ein herrengleiches Ansehen genossen, ohne jedoch in den Herrenstand aufgestiegen zu sein. Sogar die Annahme, daß einzelne deutsche Herzöge und Markgrafen von einfachen Volksfreien in diesen Reichsfürstenstand emporgestiegen sind, hat sich bei urkundlicher Prüfung als irrig erwiesen. Die Voraussetzung war aber, daß sie frei waren. Im frühesten Mittelalter war dies sehr wohl möglich. Denn das Freie Herrentum war ursprünglich kein Stand, wie überhaupt der alte Volksadel keine abgeschlossene Kaste bildete. Das alte Recht kennt bloß Freie, Minderfreie und Knechte. Zu den Vollfreien gehören noch die Dynasten, die Edelfreien, die auch ein höheres Wergeld erhielten. Erst nach der Völkerwanderung, größtenteils auf dem Boden der Eroberung in romanischen Ländern, entstand die Abschließung des Volksadels von den übrigen Freien als besonderer Stand. Dies übertrug sich in der fränkischen Zeit, jedenfalls aber im karolingischen Abschnitt, auf das heutige Deutschland, das Mutterland der übrigen germanischen Stämme.

Freilich ist es auch falsch, die Ministerialen mit Vorliebe als Unfreie zu bezeichnen. Unsere liberale adelsfeindliche Geschichtsschreibung und gerade die sonst so vorurteilsfreie Wissenschaft hat in dieser Beziehung schlimm gesündigt. Die Dienstmannen haben sich mutmaßlich sogar hauptsächlich aus dem Stande der Freien, d. h. der freien Bauern ergänzt. Es waren Gutsbesitzer, die ihren Besitz den mächtigeren Dynasten zu Lehen auftrugen. Nur selten wird ein unfreier Knecht durch persönliche Tüchtigkeit Gutsbesitzer geworden sein. Wir müssen diesen Begriff, den wir ja in der Gegenwart doch genau kennen, auf die alte Zeit übertragen. Die allgemeine Volksfreiheit war überhaupt das Ursprüngliche und erst in der Völkerwanderung und besonders in der fränkischen Zeit wurde sie erschüttert. Das Dienstmannentum ist die Blüte des freien Großbauerntums, das sich seinen Besitz erhielt, während das Kleinbauerntum naturgemäß einen Teil seines Besitzes und die persönliche Freiheit verlor, weil es sich nicht genügend schützen konnte. Übrigens hat sich auch das Kleinbauerntum noch bis zur Reformation frei erhalten. Erst die völlige Herrschaft des römischen Rechtes hat den Bauer schollenpflichtig gemacht. Der Begriff des Sklaven wurde gerade von den bürgerlichen Juristen auf den freien Bauern übertragen. Aber auch der sogenannte leibeigene Bauer war keineswegs persönlich unfrei, sondern nur schollenpflichtig. Der Ausdruck ist daher staats- und privatrechtlich falsch.

Um zum Ausgangspunkt wieder zurückzukommen, möchte ich daher feststellen, daß leider die Rechtswissenschaft, aber auch die Geschlechterkunde, den klaren Begriff des Herrentums immer wieder verwischt hat. Ich bin so unbescheiden, für den Grafen Oeynhausen und mich in Anspruch zu nehmen, daß wir beide und vielleicht zuerst den ganz einfachen juristischen Begriff festgelegt haben, wie er sich aus den Urkunden ergibt. Die deutsch-

rechtlichen Gelehrten waren zu wenig Kenner der Adelsgeschichte, und selbst Schulte, der kein Jurist, sucht immer noch Ausnahmen, die es tatsächlich gar nicht gibt. Da aber die natürliche Entwicklung auch die festesten Grenzen selbst der juristischen Begriffsbestimmung lockert und diese so fließend werden, so hat auch das alte Herrentum sich zum heutigen hohen Adel gemausert, indem es die doppelte Zahl ministerialer und selbst bürgerlicher Familien in seinen Schoß aufnahm. Ja, wir haben sogar eine Fortsetzung dieses Zuwachses, selbst nach dem Aufhören des alten Deutschen Reiches, und damit den Abschluß des Kreises des hohen Adels, indem zwei dem niederen Landadel angehörende Familien, die Grafen von Bentinck und von Schlitz, genannt von Görtz, durch einfache landesherrliche Anerkennung in den hohen Adel aufgenommen wurden, zu dem sie nie gehört haben. Beide Familien haben niemals die Reichsstandschaft besessen, noch sind sie dynastischer Herkunft.

Schließlich möchte ich noch auf eine mehr scherzhafte Sache zu sprechen kommen, die auch geeignet ist, eine gewisse Unsicherheit der Anschauung hervorzurufen. Die liebe Eitelkeit veranlaßt häufig gute alte Familien, Dienstmannengeschlechter, die Hoffnung zu hegen, daß auch sie dynastischer Herkunft sind. Selbstverständlich ist es keineswegs ausgeschlossen, daß durch Auffinden der ältesten Urkunden noch manche alte ministeriale Familie den Beweis der dynastischen Abkunft erbringen kann. Aber wo diese Urkunden versagen, ist eben an dem ministerialen Ursprung nicht zu zweifeln. Herr von Mülverstedt hat den Begriff des nach dem Herrenstande aspirierenden ministerialen Adels aufgebracht. Er ist tot, würde mir aber jetzt selbst gern zugeben, daß die Geschlechter, von denen er dieses behauptet hat, entweder wirkliche Dynasten gewesen sind oder Dienstmannen. Die genaue Urkundenforschung hat ergeben, daß das Streben nach dem Herrentum der wirkliche Herrenstand war oder die bloße Gefälligkeit mönchischer Schreiber, ein unrechtmäßiges Prädikat dienstmännischen Zeugen beizulegen.

Unser dynastischer und Uradel sind aber urkundlich der beste und älteste der europäischen Welt. Es ist äußerst beschämend, daß die bedauerliche Fremdenliebe und Auslandssucht uns immer in Ehrfurcht vor englischen Lords ersterben läßt, deren Vorfahren sich in keiner Weise mit unserem alten Adel messen können. Die Mehrzahl der englischen Peers ist bürgerlicher Herkunft, vielleicht 20 Geschlechter wirklicher Uradel, kein einziges dynastischer Abkunft. Folgerichtig und echt englisch gilt daher selbst im Königshause die Ebenbürtigkeit nicht. Die gegenwärtige Königin von England gehört dem niederen deutschen Adel an trotz ihrer fürstlichen Herkunft. In Frankreich ist die Zahl der Uradelsfamilien größer. Doch auch hier gibt es seit dem Aussterben der Montmorency keine Dynasten mehr. Freilich sind die Bourbons und Orléans als echte Capétinger der älteste Adel der germanischen Welt, älter als die Welfen, die unsere ältesten deutschen Dynasten sind, jedoch langobardischer Abkunft. Aber die Lango-

barden saßen ursprünglich an der Niederelbe und sind sprachlich hochdeutsch gewesen.

Schließlich hat aber auch diese höchste Blüte unseres Adels im alten freien germanischen Bauerntum seine Wurzel, wie noch jetzt das flache Land die wahre Kraft des Volkes darstellt. Auch ist es bezeichnend, daß in der Urzeit, wie ich schon betont habe, der Volksadel trotz besonderer Ehrung keinen besonderen Stand gebildet hat, obwohl aus ihm die späteren Dynasten hervorgegangen sind. Denselben Zustand haben wir jetzt wieder erreicht, wo der Adel als solcher keinen Stand mehr bildet und sich im eigenen Interesse aus dem Bürgerstand ergänzt. Es wäre wünschenswert, daß dieser Ersatz immer nur aus den tüchtigsten Kreisen unseres Volkstums stattfindet und nicht bloß, wie häufig der Fall, der bloße Geldbeutel dieses Aufsteigen ermöglicht, obgleich ein gewisser Besitz für jeden Adel erwünscht ist. Darin beruht auch die Kraft und die Blüte des englischen Adels, dessen Voraussetzung ein „Estate" ist. Nicht die Großspinnereien, Brauereien, Bankgeschäfte oder großer Aktienbesitz, sondern ein bestimmtes Grundeigentum bilden die Voraussetzung der Lordschaft, wenn auch die Quellen des Reichtumes und des Adels eben in der Rechenstube und in der Industrie zu suchen sind.

Erhaltung und Veredelung der germanischen Rasse.

Dr. Theodor Meinecke, Winsen, L.

Noch ist das große Völkerringen, welches wie keines vorher ein Kampf um die Vorherrschaft der beteiligten Rassen ist, nicht entschieden, das ist aber gewiß, daß die Rechnung unserer Feinde, durch mehrfache zahlenmäßige Überlegenheit siegen zu müssen, nicht stimmt, daß vielmehr die in ihren Eigenschaften überlegene Rasse, die germanische, schließlich den Sieg davon tragen wird. Die Gefahr der zahlenmäßigen Überlegenheit wird bei unseren Feinden im Osten, den Slawen und Mongolen, nach dem Kriege nicht nur fortbestehen, sondern sich noch steigern. Um so mehr liegt für uns die Notwendigkeit vor, die germanische Rasse mit ihren Vorzügen rein zu erhalten, und der Gefahr vorzubeugen, sie durch Vermischung mit anderen Rassen, mit Slawen, Kelten u. a. zu verschlechtern. Diese Gefahr wird nach dem Kriege in erhöhtem Maße eintreten, weil voraussichtlich durch den Frieden von neuem Slawen und Kelten Angehörige des Deutschen Reiches werden. Sie ist um so größer, weil in heutiger Zeit leichte Verkehrsverhältnisse, Freizügigkeit und besonders der Zug nach dem Westen und den Großstädten die Bevölkerung des Reiches ganz anders wie in früheren Jahrhunderten durcheinander würfeln.

Für die Beurteilung der hier angeschnittenen Rassenfragen kommt es weniger darauf an, wie die Rassen entstanden sind und wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, als darauf, wie sie heute sind,

auf ihre jetzigen Eigenschaften. Die heutigen Angehörigen der germanischen Rasse sind gekennzeichnet durch blondes Haar, blaue Augen und Langschädel, in ihren Charaktereigenschaften durch Treue, Zuverlässigkeit, Arbeitsamkeit, durch Fähigkeit, Selbstzucht zu üben, durch Mut und Entschlossenheit, für ihre Ideale und ihr Vaterland sich selbst zu opfern. Gerade diese geistigen Eigenschaften sind es, welche die germanische Rasse weit über die slawische Rasse erheben, und ihr den endlichen Sieg sichern werden. Es sind diese Vorzüge nicht nur den Gebildeten und gut Erzogenen, z. B. dem Offizierkorps zu eigen, sondern Gemeingut der Mannschaften, also sie beruhen auf Veranlagung. Das gibt uns das tröstliche Bewußtsein, daß heute noch eine gute germanische Rasse vorhanden ist. Die wesentlichen Charaktereigenschaften, die geistigen, sind ziemlich allgemein, weniger die unwesentlichen äußeren Eigenschaften, welche zu erhalten aber auch anstrebenswert ist, zumal die Erfahrung lehrt, daß sie bedenklich zurück gehen.

(Stämme, welche in ihrem Äußern unverkennbar als Germanen erscheinen, sind die Niedersachsen, die Friesen, Westfalen u. a. Am reinsten haben sie sich auf dem Lande erhalten, aber auch in den Großstädten des Westens findet man vorwiegend Germanen. Das erkennt auch der Nichtkundige, wenn er z. B. die Bevölkerung Hamburgs und Berlins vergleicht.)

Wenn wir also in der Hinsicht beruhigt sein können, daß noch ein gutes und ausreichendes Menschenmaterial vorhanden ist, um die Zukunft der germanischen Rasse sicher zu stellen, so dürfen wir nicht darüber im unklaren sein, daß in schnellem Tempo eine Verschlechterung eintreten wird, wenn nicht zielbewußt gegen eine Rassenmischung vorgegangen wird, denn eine Rassenmischung bedeutet ziemlich ausnahmslos eine Verschlechterung. Es ist eine bekannte züchterische Erfahrung, daß sich bei Kreuzungen vorwiegend schlechte Eigenschaften vererben, nicht gute. Das würde die Zukunft unseres Vaterlandes gefährden, genau wie seinerzeit das römische Reich zugrunde ging, als die Römer sich mit den von ihnen unterjochten fremden Rassen vermischten und dadurch ihre überlegenen Eigenschaften einbüßten. Daß diese Mischlinge und ihre Nachkommen im höchsten Grade minderwertig sind, obwohl ihnen noch viel edles germanisches Blut zugeführt worden ist, zeigt unsere Zeit, der Treubruch Italiens. Die alten Römer würden anders gehandelt haben wie Victor Emanuel II. oder Salandra und Soñino.

Zielbewußt muß deshalb die Reinerhaltung der germanischen Rasse angestrebt werden. Jeder Germane muß soweit aufgeklärt werden, daß er sich der Vorzüge seiner Rasse bewußt ist, daß er es als eine Schande betrachtet, mit den Angehörigen einer anderen Rasse die Ehe einzugehen, und daß er sich hierdurch an sich, seiner Nachkommenschaft und seinem Vaterlande versündigt. Er muß der Verachtung seiner Mitmenschen ausgesetzt sein, wenn er sich in dieser Hinsicht vergeht, und nicht, wie das heute vielfach geschieht, bewundert werden, wenn er eine rassefremde Aus-

länderin heiratet; es muß auch in der Hinsicht der Internationalisierung vorgebeugt werden.

Eine solche Aufklärung kann durch die Presse geschehen — die meisten Zeitungen haben hierfür allerdings kein Verständnis — sie kann geschehen durch Lehrer, Geistliche, Volksredner und Flugschriften. Jetzt im Kriege und bald nach dem Frieden ist die beste Zeit dafür.

Inwieweit einer Verschlechterung der Rasse dadurch vorgebeugt werden kann, daß ungeeignete Individuen, erblich Belastete, geistig und körperlich Minderwertige, z. B. Epileptiker, Idioten, Alkoholiker, notorische Verbrechernaturen von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden, kann hier nicht näher untersucht werden. Bedeutende Männer der Wissenschaft verfolgen das Ziel, eine solche Rassenhygiene durchzusetzen. Sie sollen u. a. bereits erreicht haben, daß in Schweden ein Gesetz eingebracht ist, welches von Leuten, die die Ehe eingehen wollen, den Nachweis verlangt, daß sie gesund sind, oder in einem Staate der Vereinigten Staaten von Nordamerika sogar ein Gesetz veranlaßt haben, welches dem Staate das Recht gibt, bei erblich belasteten Verbrechern und Säufern durch einen Eingriff die Fortpflanzungsmöglichkeit zu nehmen. Es werden noch Jahrzehnte vergehen, bis solche Bestrebungen in Kulturstaaten allgemeine Anerkennung finden werden; daß sie einmal zur Selbsterhaltung einer Rasse notwendig werden, ist wahrscheinlich, wo heute durch ärztliche Kunst und Hygiene kümmerliche Individuen für sich und eine gewiß nicht anstrebenswerte Nachkommenschaft erhalten bleiben, und zwar in weit höherer Zahl als in früheren Zeiten.

Schwerer als die Aufgabe der Erhaltung der germanischen Rasse ist die ihrer Veredelung zu lösen. Sie ist möglich, wenn bei der Fortpflanzung ein Züchtungswille herrscht. „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn wir unter uns in sorgfältiger Weise Zuchtwahl treiben würden, binnen weniger Generationen Menschenstämme erzeugt werden könnten, die alles, was es bisher von Menschen gegeben hat, an Schönheit, Kraft und Tüchtigkeit weit hinter sich lassen würden.“ (Max von Gruber.)

Eine solche sorgfältige Zucht ist bei unseren Haustieren, Pferden, Rindvieh, Hunden u. a. etwas Selbstverständliches; sie hat dazu geführt, daß die Zuchtprodukte immer weiter veredelt worden sind, daß immer edlere Rassen entstanden sind. Die Bedingungen für die Entstehung und Fortbildung einer edlen Rasse sind kurz folgende: Züchtung mit gutem Material, also mit Stämmen, welche in Stammbüchern oder Herdbüchern geführt werden, Reinzüchtung und zeitweilige Blutauffrischung mit bestimmtem guten Material. Der Erfolg einer solchen Zuchtwahl ist unbestritten; er ist auch bei den Menschenstämmen erkennbar, bei deren Entstehung ein Züchtungswille mitgewirkt hat. Das beweisen u. a. die Juden, welche sich rein unter Beobachtung obiger Grundsätze fortpflanzen. Der bei ihnen übliche Ehevermittler verliert diese Grundsätze nicht aus dem Auge. Da-

durch ist erreicht, daß die Juden vor allem nicht untergegangen[1]) sind, was sie totsicher wären bei ihrer körperlichen Entartung, ihrer geringen Seelenanzahl und bei ihrer Verbreitung über die ganze Erde. Es ist dadurch ferner erreicht, das sie vergleichsweise und durchschnittlich in einer bestimmten Hinsicht sehr intelligent sind, was daraus hervorgeht, daß drei Viertel der Zeitungen in Deutschland unter ihrem Einfluß stehen, und daß sie im wirtschaftlichen Kampf, soweit dabei der Handel in Frage kommt, den Deutschen überlegen sind, wofür ihre relativ größeren geschäftlichen Erfolge sprechen. Sie sind ein typisches Beispiel für die bekannte Erfahrung, daß einseitige Züchtung mit einem bestimmten Material eine einseitige Entwicklung der guten, aber auch der schlechten Eigenschaften im Gefolge hat.

Nicht ganz so zielbewußt hat sich im großen ganzen der deutsche Adel entwickelt. Solange er für die Ebenbürtigkeit eine Reihe von Ahnen forderte, hat er die Reinerhaltung seines Blutes erreicht und Stämme mit hervorragenden Eigenschaften, z. B. soldatischen Tugenden, erzielt. Wo Rückschläge eintreten, ist meistens die eine oder die andere der genannten züchterischen Bedingungen vernachlässigt.

Noch zielbewußter sind die fürstlichen Familien reinerhalten worden, der Erfolg wäre ein noch besserer, wenn die gelegentliche Zuführung frischen Blutes nicht auf große Schwierigkeiten stoßen würde. Die Fürstenhäuser beweisen auch die Überlegenheit der germanischen Rasse, denn auf den meisten europäischen Thronen sitzen Germanen.

Wenn trotz dieser unbestrittenen Erfolge bei der Züchtung edler Rassen, wie sie bei den Haustieren ganz deutlich zutage treten, der hierzu erforderliche Züchtungswille nur bei vereinzelten Menschenstämmen und da noch nicht einmal konsequent angewendet wird, so sprechen hierfür drei Gründe: erstens fehlt der Allgemeinheit das Verständnis für diese hohe Aufgabe, zweitens lehnt sich der heutige Mensch gegen eine Einschränkung des Selbstbestimmungsrechtes auf, welche darin bestehen würde, daß das einzelne Individuum nur innerhalb einer bestimmten Gruppe sich das andere für die Fortpflanzung also im gesetzlichen Rahmen für die Ehe wählen soll, drittens die etwa zehnmal längere Zeit, welche der Mensch im Vergleich zum Tiere zur Entwicklung einer Generation gebraucht.

Die letzte Schwierigkeit wird fortbestehen, dagegen können die anderen beiden Schwierigkeiten durch Aufklärung behoben werden. Sie muß erfolgen genau wie die Aufklärung über die Reinerhaltung der Rasse. Der aufgeklärte Mensch muß dahin kommen, es sich zur Pflicht zu machen, nur ein körperlich und geistig gleich- oder höherwertiges Wesen seiner Rasse zu ehelichen. Die aufgeklärten Kreise müssen dann vorbildlich wirken, sie müssen Familiengeschichte pflegen, die Reinheit ihres Stammes feststellen und ihn in Büchern (genealogischen Handbüchern der bürgerlichen Familien

[1]) Vergl. Februarheft 1916, S. 575. D. H.

ähnlich dem Gothaer Almanach) festlegen, und wie es in adligen Familien Brauch ist, nur mit solchen Leuten die Ehe eingehen, welche in derartige Bücher — Stammbücher — eingetragen sind. Das muß geschehen und wird schon einigen Erfolg haben. Es kann noch mehr geschehen, nämlich daß unter den Mitgliedern der eingetragenen Familien im Laufe der Zeit diejenigen, welche sich durch besondere Tüchtigkeit, Schönheit, Kraft und andere geistige und körperliche Vorzüge hervorheben, unter sich Heiraten eingehen.

Der hierdurch immerhin eingeengte Kreis, innerhalb dessen der Mann sich eine Lebensgefährtin suchen soll, kann dadurch erweitert werden, daß sich sozial gleichstehende eingetragene Familien vereinigen und es sich zur Pflicht machen, Ehen unter ihren Mitgliedern zu befürworten und sie diskret zu vermitteln. Das ist in hohen und höchsten Kreisen Brauch und möglich, das muß in bürgerlichen Kreisen bei ernstem Willen, dem Züchtungswillen, noch weit eher gehen, weil sie größer sind und deshalb dem Herzensbedürfnis und der freien Selbstbestimmung größeren Spielraum lassen. Dann wird das angestrebte Ideal einer veredelten Rasse vorerst vereinzelt erreicht werden und vorbildlich wirken, dann wird neben dem Brief- und Geburtsadel ein neuer Adel entstehen, den man Zuchtadel nennen wird. Ihm anzugehören muß jeder bestrebt sein. Die Möglichkeit ihm anzugehören hängt nicht von der Gnade der Landesherren ab, sie besteht für jeden, welcher aus einem reinen germanischen Stamm hervorgegangen ist und für seine Reinerhaltung und Veredelung sorgt.

Vorerst wird nicht mehr zu erreichen sein, als daß Einsichtige aus freien Stücken auf diesen Gebieten wirken; man braucht aber kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß nach 50 oder 100 Jahren der Staat die Notwendigkeit erkennen wird, durch gesetzliche Maßnahmen wie auf dem Gebiet der Rassenhygiene auch auf dem Gebiet der Rassenerhaltung und Veredlung einzuwirken. Dafür zu sorgen, wird auch eine Aufgabe jener gewaltigen Bewegung sein, welche sich Bevölkerungspolitik nennt.

Fern liegt das Ziel, schwer zu erreichen ist es, es ist aber so hoch und hehr, daß es alle Mühen lohnen wird. Erfüllen wir die Aufgabe, unsere Rasse rein zu erhalten und zu veredeln, so werden wir durch unsere überlegene Tüchtigkeit noch Jahrhunderte imstande sein, der zahlenmäßigen Überlegenheit unserer natürlichen Feinde im Osten zu trotzen und der gelben Gefahr die Stirne zu bieten. Versäumen wir die Pflicht, unsere Rasse zu erhalten, so wird in absehbarer Zeit bei uns ein Völkerchaos entstehen, wie einst im alten Rom, und damit der Untergang der germanischen Rasse und des Deutschen Reiches besiegelt sein.

Freihandel.

Dr. phil. Franz Haiser.

Mit einer geradezu staunenswerten Übereinstimmung bezeichnete der Zeitgeist des Altertums den Handel als eine unehrenhafte, des freien, vornehmen Vollbürgers und Aristokraten nicht würdige Beschäftigung. Mag sich immerhin bei zunehmender Aufschließung und Verweltlichung einer Volksgruppe ein reicher und vielleicht sogar einflußreicher Kaufmannsstand entwickelt haben, die rassische Stilisierung, die dem Urvolke noch in Mark und Knochen saß, ließ vorläufig noch immer nicht dem Golde über das Blut den Sieg davontragen. Wenn freilich die Verweltlichung so weit vorgeschritten war, daß Mischehen die rassischen Abstufungen und Wertigkeiten der einzelnen Volksgruppen des Staatskörpers völlig verschliffen haben, dann hatte es auch keinen Sinn mehr, von einem Geschlechtsadel oder einem Voll- und Urbürger zu reden, dann regierte eben nur mehr das Gold und der Mehrbemittelte wurde auch gleichzeitig der Mehrbetitelte. Im großen und ganzen verpflanzte sich aber die Minderbewertung des Händlers bis in die neuere Zeit hinein, der bei ihren gesteigerten Bedürfnissen der Ertrag der heimatlichen Scholle nicht mehr genügte und die daher durch fremde Erzeugnisse den Markt überschwemmen ließ. Von „Vorurteilen" und deren Abstreifung durch eine „aufgeklärtere Zeit" zu reden, wie es beispielsweise der Kulturhistoriker Henne-Am Rhyn in besonders aufdringlicher Weise tut, bedeutet nichts anderes, als einen feigen Fußfall vor dem Throne des Königs Zeitgeist machen. Mit gleichem Rechte könnte man behaupten, Henne-Am Rhyn sei mit einem Vorurteile behaftet, mit dem Vorurteile des Modegeistes *seiner* Zeit. Denn jeder Zeitabschnitt sieht die Welt durch eine andersfarbige Brille, es handelt sich nur darum, ob jene Farbe den Umständen entsprechend günstig gewählt ist, oder nicht. Im Kriege wird das Töten zur heiligsten Pflicht, im Frieden gilt es als das größte Verbrechen. Die Ethik einer Gruppe fließt wie ein Strom, die Begriffe gut und böse werden in der Hand des Befehlenden, des Gesetzgebers, des Propheten und des Zeitgeistes zu weichem Wachs. Das ist nun einmal nicht anders möglich, es frägt sich nur, ob sie *die* Form erhalten, die für das Gedeihen der Gruppe die zweckdienlichste ist.

Der Handel hat etwas Ausgleichendes an sich, der Mangel, an dem ein Volk in irgendeiner Sache leidet, wird durch den Überfluß des anderen Volkes behoben, er wirkt daher ebnend, Gegensätze ausgleichend. Klima und Boden, der Landbebauer, Philosophen, Propheten und Religionen schaffen Gegensätze, halten streng auf Gesetze und Kastentrennung, der Händler hingegen, der die Welt bereist, sucht alles abzuschleifen und zu vermengen. Der Kaufmann ist eine typische Linksfigur, er ist in der Regel ein Feind des Schwertes. Unser Planet besitzt sowohl gebirgsbildende als auch gebirgsabtragende Kräfte. Wenn die abtragenden immer mehr

erstarken, die auftürmenden aber immer mehr erlahmen, dann haben wir schließlich die schreckliche Einöde einer Marsoberfläche vor uns, auf der alles Leben erlöschen muß. Junge Völker, die noch Rasse besaßen, in deren Adern noch reines, einheitliches Blut floß, durften die Philosophie des Händlergeistes nicht aufkommen lassen, alte, greisenhafte hingegen, deren Blutanalyse ein chaotisches Gemenge aufweist, werden sich ihm immer mehr und mehr in die Arme werfen. Verschmelzen sich wiederum Rassen, die sich, wohlgemerkt, gegenseitig nicht ausschließen dürfen, zu einer einheitlichen, lebenskräftigen Legierung, macht sozusagen das Volk einen Verjüngungsprozeß durch, dann werden wir die Ablehnung dem Händler gegenüber wieder in den Vordergrund treten sehen. Aber nicht nur der Verkehr mit anderen Völkern, Sitten und Waren, auch die beständige Berührung mit Edelmetallen ließ den Händler in den Augen jugendfrischer Völker mehr oder weniger als einen inneren Feind erscheinen. Von „Vorurteilen" zu reden, mag wieder bloß den Zeitgeistkindern beschieden bleiben. Gold und Silber sind bessere Wärmeleiter als Eisen und fühlen sich warm und üppig an. Lassen wir ruhig den gebrechlichen Greis den behäbigen Wohlstand als das höchste Erdenglück benennen, Jünglinge leiten andere, rauhere Ideale. Alles Irdische ist der Relativität unterworfen. Die Frage: was wäre aus unserem Vaterlande geworden, wenn uns nicht der Händler Geld hereingebracht hätte, kann man mit gleichem Rechte auf den Kopf stellen: was wäre erst aus unserem Vaterlande geworden, wenn wir weniger Geld, dafür aber reineres Blut und selbstlosere Charaktere besäßen.

Meiner Ansicht nach können die dunklen Stellen, die nun einmal unwiderleglich die Geschichte auf den Beruf des Händlers gedrückt hat, nur so reingewaschen werden, daß sich letzterer dazu bequemt, gegen den Freihandel ins Feld zu ziehen und die Obrigkeit dabei unterstützt, nicht befehdet, wie er es bei solchen Gelegenheiten stets getan hat. Nichts schädigt das Gruppenpflichtgefühl und den Charakter mehr, als das freie Auslebenlassen des Einzelkampfes: Mann gegen Mann, wie es das Prinzip des Freihandels fordert. Auch hier finde ich eine höchst widerliche und abgedroschene Phrase unseres liberalen Zeitgeistes: „alles reguliert sich von selbst". Der teuere Kaufmann fände seinen Konkurrenten im billigen, der den teueren zu verdrängen habe. Abgesehen davon, daß es ganz und gar unrichtig ist, daß der Freihandel stets ein Preisregulator sein müsse, denn speziell unsere heutigen alten Kulturen streben immer mehr dem Großhandel, dem Kartell und Trustunwesen zu, welche großkapitalistischen Vereinigungen doch bekanntlich kein Regulator, sondern ganz im Gegenteil ein Diktator sind, ist denn das Prinzip, das Individuum mit allen Mitteln, Ränken und Schlichen gegen den Nachbarn frei loslegen lassen, um über seine Leiche hinweg das gleißende Gold zu gewinnen, als edel und „fortschrittlich" zu bezeichnen? Es gibt genug Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, über deren angebliche „Inhumanität" der „moderne Mensch"

sich nicht genug zerkreuzigen kann, aber kein Krieg, keine Hinrichtung und auch kein ungesättigtes, an Liebesmangel leidendes Frauenherz erweist sich bei näherer Betrachtung so unmenschlich und bedauernswert, als den vornehmen, aber an Ränken und Schlichen ärmeren Charakter, also den finanziell minder veranlagten Menschen durch die angeborenen gemeinen Instinkte des Freigelassenen, durch die finanzielle „Tüchtigkeit" einer Sklavenseele in die unterste Kaste stoßen lassen. Der Freigelassene, der heute den Zeitgeist leitet, versteht es meisterhaft, uns die Weisheit zu suggerieren, der finanziell Tüchtigere sei auch gleichzeitig der höhere Mensch und zum Herrschen geboren. Nur eine naive Gemütsanlage, wie sie der „Freiheitlich-Fortschrittliche", sowie ein Großteil der deutschen „Denker" besitzt, kann in diese Bauernfalle hineinfallen. Der Staat hat die Pflicht, durch Gesetze und einen selbstgeleiteten Zeitgeist erziehlich zu wirken, indem er das Gruppenpflichtgefühl im einzelnen zu heben, den Individual-Egoismus aber zu hemmen trachtet. „Alles reguliert sich von selbst", ganz recht, aber muß man in einem Kulturlande zum Urzustande zurückkehren und einen Strom, der bei jedem Hochwasser ausreißt und seine Fluten über das ganze Land verwüstend ergießt, solange Zeit lassen, bis er einmal nach Tausenden von Jahren ein tief genug eingegrabenes Bett gefunden hat? Eine solche Ansicht verteidigen, hieße doch, einen gesunden Dogmatismus durch einen bornierten verdrängen, denn wie überall, sollen wir auch hier trachten, einen tüchtigen Baumeister zu finden, der den Strom in ausgeglichene Bahnen zwingt, damit er keinen Schaden anrichte. Und wenn die Lykurgs und Solons nun einmal für immer ausgestorben zu sein scheinen, so ist es noch immer besser, einer stilisierten Beamtenschaft das Wort und die Überwachung überlassen, als die Handelsmoral ganz und gar der „freien Selbstbestimmung" überantworten. Denn das Wesen des Beamtengeistes ist die Unabhängigkeit, oder soll es vielmehr sein, das gänzliche Unbeteiligtsein an Dingen, über die man richten muß. Mag der Beamte immerhin als Nichtfachmann in Handelsfragen ein geringeres Wissen und eine geringere Praxis mitbringen, als der Händler selbst, so erhebt ihn dennoch sein persönliches Unbeteiligtsein an dem Gegenstande der Beurteilung hoch über letzteren. Wer den krassen Egoismus und den völligen Mangel an Gruppenpflichtgefühl des Nur-Geldverdieners gerade in Zeiten, da der Staat in höchster Not schwebte, psychologisch scharf erfaßte, der wird zu dem Resultate kommen müssen, daß nur die eiserne Härte des Gesetzes den Mangel an rassischer Moral und Stilisierung zu ersetzen vermag. Und tatsächlich finden wir auch allerorts und zu allen Zeiten strenge Gesetze, die den Handel in geebnete Bahnen leiten. Im alten Athen finden wir bezeichnenderweise gerade zur Zeit der höchsten Ausbildung der Demokratie und der Freiheit die Verordnung, daß niemand mehr als höchstens fünfzig Körbe Getreide am Markte einkaufen und den Korb nur um einen Obolos teuerer verkaufen dürfe, als er ihn erstanden hat! Korn-

wucherer hatten auf Kriege spekuliert oder verbreiteten unwahre Gerüchte über große Getreideverluste am Meere. Die Volksmoral war eben inzwischen eine andere geworden, die rassische Stilisierung und Hingabe an König und Vaterland, die das heroische Zeitalter noch besessen hatte, war längst versumpft, statt dessen aber regierte das Gold in den Händen von Metoiken, Freigelassenen, Phöniziern und sonstigem eingewanderten, mehr oder weniger unehrenhaften Gesindel.

Die Überwachung und Regulierung der Lebensmittelpreise in die Hände von Landesbehörden legen oder gar den Gemeinden überlassen, hieße meiner Meinung nach den Teufel durch den Beelzebub austreiben, denn jede Verselbständigung ist eine wahre Brutstätte der Korruption und überdies ein willenloser Spielball des Parteihaders. Hier wie überall ist die Zentralisation der Überwachung das wirksamste und würdigste Mittel, den Auswüchsen des Freihandels entgegenzutreten. Wenn die Moral des Handelsgeistes durch Gesetze geschützt wird, wird auch die Ehre des Händlers gehoben und geschützt. Aber haben wir ein einziges Beispiel dafür, daß Versuche der Zentralgewalt, die Überwachung des Handels in die Hand zu nehmen, von der Bevölkerung günstig aufgenommen wurden? Ich glaube, selbst wenn Hungersnot herrschte, so befände sich der Bürger noch immer an der Seite des Wucherers und Ausbeuters und schütze sie vor der Knebelung durch die Staatsgewalt! Haben sich Deutsche und Tschechen die Haare ausgerauft und erscheint eine kaiserliche Kommission, die eine Versöhnung erzwingen will, so gehen sie sicher bald darauf Arm in Arm und fallen gemeinsam über die Kommission her. Raufen Klerikale und Sozialisten miteinander und werfen sie sich gegenseitig vor, eine Sparkasse bestohlen zu haben, so kann man sicher sein, daß sie sich weinend in die Arme fielen, falls eine staatliche Kommission die strittige Sparkasse einziehen wollte. Solcher Beispiele gibt es eine Unmenge. Es ist ja richtig, daß die Handlungen und Entscheidungen des Beamten, die in den wenigsten Fällen einer ideal objektiven Norm folgen können und zumeist einen mehr oder weniger subjektiven Charakter an sich tragen, das nötige Vertrauen bei der Bevölkerung nicht zu erringen vermögen, denn der Beamte versteht es in den meisten Fällen nicht, einer subjektiven Entscheidung, die er nach bestem Wissen und Gewissen getan hat, den nötigen Grad von Sicherheit und unumstößlicher Wahrheit zu verleihen, seine Urteile und die Begründungen derselben sind gewöhnlich nicht militärischer Art, welche allein imstande wäre, Wahrheitsgefühl, Vertrauen und Gehorsam zu erzwingen. Der Beamte ist fast nie der Mann dazu, er führt die Feder und nicht das Schwert, hat auch nie das nötige Selbstvertrauen und die Sicherheit des Auftretens, denn die Sphäre, in der er erzogen wird, ist ganz dazu angetan, einen unselbständigen, unsicheren und zu Widerrufungen hinneigenden Charakter heranzubilden. Rafft sich einer einmal zu einer selbständigen Tat auf, die er mit vollstem Rechte decken kann und decken

will, so findet er „oben" nie die nötige Unterstützung, denn „oben" fürchtet man nichts mehr, als eine Aufregung, er wird zum Widerruf gedrängt und das eben noch versteifte Rückgrat schnappt abermals zusammen. Lieber einen unteren Kollegen dem Pöbel ausliefern, als einen oberen beim Nachmittagsschläfchen stören, denn das schadet der Beförderung! Schlechte Bezahlung und ungenügende Auswahl nach Abstammung und Familie tragen ihr möglichstes dazu bei, das Ansehen der Beamten herabzusetzen.

Aber selbst, wenn wir eine ideale Beamtenschaft besäßen, das Bürgertum wäre mit ihr niemals zufrieden, weil der Geist des Liberalismus jedem von uns, und mögen wir auch ganz zuwiderlaufenden Parteiungen angehören, noch immer in Mark und Knochen sitzt, ein Freiheitssinn, der noch aus einer Zeit stammt, da er Berechtigung hatte, da wir noch frei waren von Rassenfremden und Andersgearteten. Heute heißt es folgen und sich einem Gesetze unterwerfen, in allen Berufen, in allen persönlichen Angelegenheiten. Daß der Demagoge diese Gesetze, die die vielgepriesene „freie Selbstbestimmung" einschränken, fürchtet, wie der Teufel das Weihwasser, ist leicht einzusehen. Der Demagoge braucht den Sumpf, weil er im Sumpfe lebt, er fürchtet seine Trockenlegung, denn alle Wege, die er selbst durch den Sumpf baut, führen durch sein Haus. Wer sich bewegen will, der muß zu ihm bitten kommen.

Kritik der Rassenhygiene.

Hermann W. Siemens.

Es herrscht selbst in rassenhygienischen Kreisen über das, was an der rassenhygienischen Bewegung das Neue und über das, was an ihr das Wesentliche ist, zurzeit noch eine große Verwirrung, was in Anbetracht der Jugendlichkeit dieser Wissenschaft nicht verwundern darf. Zum Teil tragen jedoch die Mißverständnisse in der Rassenhygiene dazu bei, ihr Wesen zu verschleiern oder sogar sie mit viel älteren Bewegungen zu verwechseln, wodurch ihr Siegeszug über die kultivierte Welt wesentlich verzögert wird. Vor allem läßt die Abgrenzung der rassenhygienischen gegen die ältere hygienische Bewegung häufig viel zu wünschen übrig, so daß es an der Zeit sein dürfte, auf die prinzipielle Verschiedenheit der Hygiene und Rassenhygiene und auf ihre in gewissem Grade sogar bestehende Gegensätzlichkeit ausführlich einzugehen, zumal noch immer zahlreiche rassenhygienische Schriftsteller die Hygiene und Fortpflanzungshygiene zuungunsten der eigentlichen Rassenhygiene mehr als nötig in Schutz nehmen — wahrscheinlich um die Rassenhygiene nicht von vornherein bei den zahllosen Menschen in Mißkredit zu bringen, für die die Milieutheorie immer noch mehr oder weniger Existenzbedingung ist. In einer wissenschaftlichen Zeitschrift aber wird

man es schon jetzt wagen dürfen, ohne Rücksichtnahme in großen Umrissen die Grundzüge der Rassenhygiene aufzuzeichnen.

Zudem muß darauf hingewiesen werden, daß an der Verwirrung in den bezeichneten Fragen auch der Ausdruck „Rassenhygiene" einen großen Teil der Schuld trägt. Unter „Hygiene" versteht nämlich jedermann Individualhygiene. Dementsprechend wird unter „Rassenhygiene" immer wieder Verbesserung der Rasse durch Individualhygiene verstanden, was ganz falsch ist. Der Ausdruck „Rassenhygiene" ist also irreführend. Nun enthebt uns das schöne deutsche Wort „Züchtung" jeder Schwierigkeit; denn unter Züchtung versteht auch jeder Laie das, was wir meinen: die Weiterbildung bezw. die Erhaltung einer vorhandenen Art. Rassenzüchtung wäre also ein eindeutiger Begriff. Da jedoch eine menschenzüchterische Tätigkeit nicht auf eine Rasse, sondern nur auf eine organisierte Gesellschaft (eine Nation, ein Volk) ausgeübt werden kann, empfiehlt sich der Ausdruck „Volkszüchtung". Nur so gelingt es uns auch, die Fortpflanzungshygiene in ihrer Bedeutung gesondert zu erkennen, da sie ein der Volkszüchtung beigeordneter Faktor ist, während sie in dem Begriff „Rassenhygiene" untertaucht. Daß aber die Sonderung der Fortpflanzungshygiene von der eigentlichen Rassenhygiene wichtig ist, werden wir noch sehen.

Zum Verständnis der rassenhygienischen Bewegung muß zuerst darauf hingewiesen werden, daß sie nur eine neue Art der Befriedigung des idealen Bedürfnisses der Menschen darstellt. Unter dem „idealen Bedürfnis" verstehe ich die bei allen Kulturvölkern und zu allen Zeiten zu beobachtende Sehnsucht nach einer in der Meinung vorgefaßten Änderung (Verbesserung) der Welt bezw. der Menschen, nicht zum Zweck der Erlangung materieller Vorteile oder Genüsse, sondern eben als Selbstzweck. So wollten z. B. die christlichen Priester des Mittelalters die Menschen durch allerhand geeignete Vorschriften (z. B. Abtötung des Fleisches) dazu befähigen, nach dem Tode in das Reich Gottes zu gelangen. Luther dagegen — um noch ein Beispiel zu nennen — revolutionierte gegen dieses christkatholische Ideal. Man denke nur an die ungeheuerliche Tatsache der Ehe des Mönches Luther mit einer Nonne! Zwar hatte auch er dasselbe Ziel im Auge wie die katholischen Priester, nämlich das Himmelreich; er lehrte jedoch andere Wege zur Erreichung dieses Ideales. Er kämpfte — ebenso wie die meisten seiner katholischen Gegner — sicher nicht aus Sucht nach Reichtum oder Ehre um sein Ideal, sondern eben nur, um das in ihm wohnende ideale Bedürfnis zu befriedigen. Ohne dieses ideale Bedürfnis und den Willen zu seiner Befriedigung ist wohl nie wirklich Kultur geschaffen worden, ebenso wie ein gut Teil der größten Scheußlichkeiten der Weltgeschichte auf sein Konto geschrieben werden muß. Oder war es etwas anderes als der Wille zu einer „Verbesserung" der Welt, wenn die Muselmänner todbringend über ihre andersgläubigen Nachbarvölker herfielen oder wenn die Bilderstürmer und Wiedertäufer mordend und sengend das Land verwüsteten?

Immerhin, wenn dieses ideale Bedürfnis nach einer Verbesserung der Welt auch uns noch geblieben ist: die Ziele, die uns heute am meisten locken, sind andere geworden. So unabhängig auch der Wille zu einer Verbesserung der Welt von den Verstandesmächten ist, so abhängig sind von der verstandesmäßigen Erkenntnis die spezielleren Ziele dieses Idealismus. Die Rassenhygieniker nun sind sich über ihr ideales Ziel vollkommen einig. An der Gleichheit dieses Zieles erkennen sie sich ja. Die verschiedensten Ansichten herrschen dagegen in ihren Kreisen über die Wege, auf denen dieses Ziel erreichbar sei. Der Diskussion über diese Wege gilt auch meine Arbeit. Immerhin ist es der Vollständigkeit halber nötig, die rassenhygienischen Ziele wenigstens zu formulieren.

Während in früheren Jahrhunderten das Ideal des ewigen himmlischen Lebens die meisten Deutschen beherrschte, erstreben wir heute in erster Linie auf Erden kulturelle Hochziele. Während aber die Menschen vor wenigen Jahrzehnten diese Hochziele durch rücksichtslose Nutzbarmachung aller Kräfte erreichen wollten, sind wir Rassenhygieniker der Ansicht, daß auch die höchste Kulturblüte eine Fata Morgana ist, wenn der Träger dieser Kultur, das begabte tüchtige Volk, dem Verderben preisgegeben wird. Denn auch die höchste Kultur muß dort vom Erdboden verschwinden, wo die folgenden Generationen zu schwach und unfähig sind, die überkommenen Güter zu bewahren und fortzubilden. Beispiel: die Kultur des alten Hellas. Deshalb muß als „Ziel des Kulturfortschrittes nicht nur die kulturelle Entwicklung in dem bisherigen Sinne, d. h. die Fortbildung des anerzogenen Wissens und Könnens, sondern vielmehr die konstitutive Entwicklung angesehen werden, d. h. die Veredelung der körperlichen Verfassung, der Art, der angeborenen seelischen Fähigkeiten". (Aus dem: Arbeitsplan des Deutschbundes.) Wo diese anerzeugten, konstitutionellen Fähigkeiten in einem Volke im Überfluß vorhanden sind, da muß sich auch der kulturelle Fortschritt einstellen, ebenso wie der befruchtende Regen nicht ausbleibt, wo sich die schweren dunkeln Wolken am Himmel türmen.

Es gilt also in erster Linie die Menschen selber zu verbessern, sie gesünder, widerstandsfähiger, klüger und tüchtiger zu machen. Aber damit wären wir Rassenhygieniker nicht originell. Denn im Grunde das Gleiche wurde schon von der gewaltigen idealen Bewegung im 18. Jahrhundert erstrebt, als deren Höhepunkt die französische Revolution angesehen werden muß. Das hier herrschende Menschenverbesserungsmittel war die „Rückkehr zur Natur" und die Einordnung des Menschen in den „organischen" Staat.

Bekanntlich sah Kant in der französischen Revolution den Übergang aus der unorganischen Form des Staates in die organische. Die Grundlagen einer solchen Verkennung waren eben die Grundlagen der französischen Revolution: die Rousseausche Theorie von der Gleichheit aller Menschen, deren scheinbare Verschiedenartigkeit erst durch die Erziehung — im weitesten Sinne des Wortes — also durch die äußern Einflüsse hervorgerufen war.

Diese Rousseausche Formel wurde einige Jahrzehnte später von den Sozialisten mit erneutem Eifer propagiert; man schuf die Milieutheorie: die Menschen werden klug durch die Erziehung, dumm durch schlechte Erziehung, gesund durch gute Ernährung und Pflege, krank durch Armut bezw. die damit verbundene mangelhafte Hygiene. Das wäre vielleicht so noch eine Weile weitergegangen, wenn nicht plötzlich eine aus England kommende neue Theorie die ganzen schönen idealen Gebäude dieser Menschheitsverbesserer über den Haufen geworfen hätte: der Darwinismus. Er brachte die Tatsachen vom Kampf ums Dasein und von der Vererbung. Der Kampf ums Dasein war ein siegender Protest gegen die Gleichheit. Um den Darwinismus zu akzeptieren, braucht man eine anerzeugte Verschiedenheit der Einzelwesen, die durch die äußeren Einflüsse der Erziehung und Haltung vielleicht vertuscht, aber niemals wegerzogen und weggepflegt werden kann. Das Tier sowie der Mensch sind nun nicht mehr gefügige Wachsklumpen, aus denen man mit mehr oder weniger großer Anstrengung machen kann, was man will: sie sind nun lebende Wesen, deren jedem sein Maß an Intelligenz, Moral und Gesundheit, kurz: sein Wert mit so felsenfester Bestimmtheit angewiesen ist, daß wir alle Erziehungsversuche belächeln müssen, die mehr bezwecken als die Ausbildung und Übung der innewohnenden schlummernden Eigenschaften, also alle, die eine Umbildung oder Änderung dieser Eigenschaften wollen. Dies war das Ende der Gleichheits- und der Milieutheorie, das Ende Rousseaus und der Sozialisten, obgleich noch heute deren Torheit dort herumspukt, wo sich mangelhafte biologische Bildung mit unangemessenen politischen Rechten vereinigt.

Mit der Erziehung und der Hygiene der Menschen kommen wir also auf keinen grünen Zweig. Nun wissen wir aber, daß sich die gesamten Lebewesen der Erde erst mit der Zeit entwickelt haben. Wir fragen uns also mit Recht: wie ist überhaupt eine Entwicklung möglich, wenn doch das Einzelwesen so verhältnismäßig wenig von den äußern Einflüssen berührt wird. Die Antwort darauf gibt eben die darwinistische Lehre von der natürlichen Auslese. Die natürliche Auslese bewirkt, daß allein die Passendsten einer nennenswerten Nachkommenschaft das Leben geben. Dies würde natürlich keinerlei Fortschritt bedeuten, wenn nicht diese Passendsten ihre guten Eigenschaften auf ihre Nachkommen übertragen würden. In der Tat tun sie das: diese Tatsache heißen wir „Vererbung".

Die Vererbung geht in komplizierter Weise vor sich. Die Erscheinung, daß ein Teil der Nachkommen nicht ein einfaches Mosaik aus den Eigenschaften ihrer Vorfahren darstellt, sondern zum Teil vollständig neue Eigenschaften unbekannter Herkunft besitzt, bezeichnen wir als Mutabilität. Aber auch die Nachkommen, deren Eigenschaften ausschließlich von den Vorfahren herstammen, sind diesen nicht immer gleichwertig. Bald summieren sich in einem Nachkommen die schlechten, bald die guten Eigenschaften der Eltern, und dies in allen denkbaren

Kombinationen. Wir sehen daraus, daß auch bei den Nachkommen wirklich passender Eltern eine erneute Auslese notwendig ist, allerdings eine viel weniger scharfe, als bei den Nachkommen schon mangelhafter Eltern, bei denen natürlich ein tüchtiges Individuum nur ein zufälliger „Treffer" wäre, während bei tüchtigen Eltern ein wesentlicher Prozentsatz der Nachkommen eben auch tüchtig sein wird, ein Prozentsatz, der mit der Tüchtigkeitsgleichheit der Eltern notwendig steigen muß. Immerhin werden auch in diesem letzten günstigsten Falle die Nachkommen hie und da zu wünschen übrig lassen. Ich erinnere nur an die Arbeit von Dr. Alfred Ploetz, in der er darlegt, daß die Kinder durchschnittlich ihren Eltern immer an Qualität nachstehen. Durch diese Minder- oder wenigstens Verschiedenwertigkeit der Nachkommen müßte jede Art mit der Zeit degenerieren und immer untüchtiger — weniger angepaßt — werden, da sich ja die fehlerbehafteten Individuen mit den tüchtigen immer mehr vermischen würden und so durch diese Panmixie (Vermischung aller mit allen) jede folgende Generation prozentual weniger fehlerfreie Individuen haben müßte als die vorhergehende. In der Natur sorgt nun, wie gesagt, die natürliche Züchtung dafür, daß dieser traurige Zustand nicht eintritt. Die natürliche Züchtung besteht in der Auslese der Passenden. Allzu fehlerhafte, schwächliche oder unkluge Individuen werden sehr bald den Anforderungen des Lebens erliegen und durch den vergeblichen Kampf um einen Gatten bezw. durch den vor der geschlechtlichen Reife eintretenden Tod daran verhindert werden, belastete Nachkommen zu erzeugen. Aber auch die mit nur geringen Mängeln behafteten Individuen, die sich in guten Zeiten ebensogut wie ihre tüchtigeren Vettern ernähren und fortpflanzen konnten, werden mitsamt ihrer Brut in Zeiten ungünstigerer Lebensbedingungen wieder radikal ausgemerzt werden. Man sieht daraus, daß die Arterhaltung und Artverbesserung in der Natur mit der Haltung und Hygiene der Tiere — kurz mit dem günstigen Milieu — nicht nur nichts zu tun hat, sondern daß gerade die schlechten Zeiten, also die Zeiten völligen Mangels an Hygiene diejenigen sind, die hauptsächlich die Auslese und somit die Verbesserung der Art bewirken. Wenn nun aber gerade das schlechte Milieu das ist, was die Arten draußen in der Natur auf ihrer Höhe erhält und vor Degeneration schützt, dann tritt an uns die Frage heran: wie ist es eigentlich möglich, daß domestizierte Arten bestehen können, ohne in kurzer Zeit völlig zu degenerieren? Denn wir wissen ja, daß die Züchter auch auf „Haltung", d. h. gute Ernährung, Pflege usw., kurz auf gutes Milieu sehen. Die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch ist ganz einfach die, daß der Züchter die Auslese, welche sich in der Natur durch die Nicht-Hygiene selbsttätig regelt, durch einen Akt der Willkür bewerkstelligt. Er kann des schlechten Milieus entraten; er braucht es nicht mehr. Ja, er kann sogar bei seinen Tieren auf Haltung sehen. *Trotz* der Hygiene kann er züchten: durch *willkürliche* Auslese der Besten. Es

ist also falsch und tausendmal falsch, wenn immer wieder behauptet wird, daß der Züchter seine Arten durch Auslese und Haltung erhält: er züchtet durch Auslese trotz Haltung.

Und nun merken wir auch, warum Rousseau mit seiner Rückkehr zur Natur, Schiller mit seiner ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, und die Modernen mit ihrer Hygiene nichts ausrichten konnten, warum trotz all dieser Bestrebungen die Entartung unseres Volkes die Herzen ernster Männer bewegt: weil Erziehung und Hygiene Sisyphusarbeit sind. Sie heben zwar das gegenwärtige Individuum, haben jedoch keinen wesentlichen Nutzen für dessen Nachkommen, so daß bei diesen immer wieder von vorn angefangen werden muß, als wenn noch gar nichts getan wäre. Damit befinden wir uns auf dem strittigen Gebiet der Vererbung erworbener Eigenschaften. Lamarck, dem das Verdienst gebührt, als erster den Entwicklungsgedanken ausführlich dargelegt zu haben, dachte sich in naiver Weise die ganze Entwicklung durch Vererbung erworbener Eigenschaften bewirkt. Zu welchen grotesken Annahmen diese Ansicht führte, zeigt gut das bekannte Beispiel von der Giraffe, die ihren langen Hals dadurch bekommen haben soll, daß sie generationenlang gezwungen war, ihn nach der hoch in den Baumkronen zu findenden Nahrung auszustrecken. Solchem Unfug machte Darwin ein Ende, indem er in seinen mit genialem Fleiß verfaßten Werken die überraschend tiefgreifende Wirkung der Auslese überzeugend darlegte. Immerhin wies er der Vererbung erworbener Eigenschaften, besonders durch den Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe eine wenn auch sehr bescheidene Rolle bei der Entwicklung der Organismen zu. Weismann ging darauf bekanntlich weiter und leugnete die Vererbung erworbener Eigenschaften so gut wie gänzlich. Neuerdings wurde dieser strenge Standpunkt besonders von Kammerer und Semon heftig angegriffen. Trotzdem halten auch heute noch genug bedeutende Biologen und Rassenhygieniker (z. B. Wilhelm Schallmayer) an Weismanns Lehre fest. Für uns hat der heftige Widerstreit der Meinungen schon ein gewisses Ergebnis gezeitigt.

Von vornherein muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß es sich bei der Züchtung nicht nur um Vererbung erworbener Eigenschaften, sondern überhaupt um jede günstige oder ungünstige Beeinflussung des Idioplasmas durch die Außenwelt handeln würde. Aus diesem Grunde kann es uns gleichgültig sein, ob Weismann völlig recht hat. Wichtig ist für uns nur, ob die von seinen Gegnern behauptete und — nehmen wir an — bewiesene erbliche Beeinflussung des Idioplasmas durch das Milieu eine nennenswerte Rolle spielt bei der Erhaltung und Entwicklung der Arten, also auch bei der Züchtung. Diese Frage aber müssen wir streng verneinen.

Erstens mal aus einem negativen Grunde: wegen der Dürftigkeit der Beweise für die Vererbung erworbener Eigenschaften überhaupt. In

der Tat kann man daraus, daß es trotz des schon seit längerer Zeit darauf gerichteten Interesses nie gelang, eine Vererbung erworbener Eigenschaften für die höheren Tiere (Vögel, Säuger, Mensch) vollkräftig nachzuweisen, mit Fug und Recht den Schluß ziehen, daß eine solche Vererbung keine wesentliche Rolle im Lebensprozeß dieser Arten spielen kann; trotzdem man zugeben muß, daß es wohl verfrüht wäre, die Möglichkeit einer solchen Vererbung für diese Arten prinzipiell zu leugnen.

Einen zweiten Beweis dafür, daß die Vererbung erworbener Eigenschaften bei der Entwicklung und Erhaltung keine große Rolle spielt, finden wir im Stande der heutigen Ansichten über die natürliche Züchtung. Lesen wir z. B. Plates „Selektionsprinzip", das gewiß im Mittelpunkt der Bücher steht, die den Gebildeten heutzutage über die Züchtungsvorgänge in der Natur unterrichten, so gewinnen wir unabweislich den Eindruck, daß die Lamarcksche Theorie vom Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe hier — wie ja auch schon bei Darwin — nur noch eine Rolle als bescheidener Lückenbüßer spielt. Die ganz vereinzelten Erscheinungen, zu deren Erklärung die Auslese allein scheinbar nicht genügt, erklärt man eben einfach durch die Vererbung erworbener Eigenschaften, ein bequemes Mittel, durch das sich, wie das Beispiel der Giraffe zeigt, vielerlei erklären läßt. Zudem sollte uns schon die Tatsache zu denken geben, daß es dem extremen Weismannschen Standpunkt möglich war, sich jahrelang in der fachwissenschaftlichen Welt zu behaupten. Und auch heute noch fällt es wirklich niemandem ein, der Vererbung erworbener Eigenschaften irgendeinen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Arten zuzuschreiben[1]); abgesehen natürlich von einigen wenigen Außenseitern, die ja nirgends fehlen (Vitalisten, Neolamarckisten).

Ein schlagender Beweis aber, daß für die Züchtung die Vererbung erworbener Eigenschaften gar nicht in Betracht kommen kann, ist die Praxis unserer Tier- und Pflanzenzüchter. Aber nicht nur die berufsmäßigen Züchter widerlegen durch ihre Erfahrungen und durch ihr Handeln diese falsche Theorie: auch jeder Bauer und jeder Gärtner würde uns ins Gesicht lachen, wenn wir ihm zumuten wollten, seine Tiere oder seine Kräuter und Blumen durch gute Pflege und Erziehung zu veredeln. Sie, die Männer der Praxis, wissen so gut wie wir, daß dies ein Nonsens ist, daß sie immer wieder Auslese treiben müssen, damit selbst ihr reinst gezüchtetes Vieh nicht mit jeder Generation mittelmäßiger und damit ihr Korn nicht alle Jahre geringer werde.

Diesen Erfahrungen zum Trotz waren wir so lange vermessen genug, zu glauben, daß wir Menschen die Auslese nicht nötig hätten, daß wir

[1]) Selbst Semon gibt zu, daß hundert und mehr Generationen hintereinander den gleichen Einwirkungen ausgesetzt werden müßten, damit eine erworbene Eigenschaft erblich fixiert würde. Für die praktische Züchtung, insonderheit die Volkszüchtung, wäre natürlich eine so langsam wirkende Methode der Artverbesserung unbrauchbar.

Herren der Schöpfung über sie erhaben seien; daß wir durch gutes Essen, Sonnenbäder und Sauberkeit den ältesten elementarsten Gesetzen des Lebens ins Gesicht schlagen könnten. Dieser verhängnisvolle Irrtum wird eben bekämpft durch die „Rassenhygiene". Und deshalb ist der Ausdruck „-hygiene" so irreführend. Die Leute, welche als Neues die Erkenntnis der Notwendigkeit menschlicher Auslese in die Welt tragen — grad im Gegensatz zu den schon seit Mose bestehenden hygienischen Idealen — dürfen sich deshalb nicht „Hygieniker", sie müssen sich „Züchter" nennen, wenn sie nicht wollen, daß die Fernerstehenden immer wieder das Wesentliche ihrer Ziele verkennen.

Noch einmal gesagt: die bewußte Anwendung der Auslese auf den Menschen ist das Neue, sie ist der Kern der rassenhygienischen, volkszüchterischen Bestrebungen. Es geht nicht an, sie weiterhin mit der Hygiene zu verwechseln. Welche Rolle diese letztere in Wirklichkeit bei der Erhaltung und Entwicklung der Arten spielt, soll im folgenden dargelegt werden.

Ihre durchaus negative Rolle bei der natürlichen Züchtung wurde bereits oben gewürdigt. In der Tat ist gerade der Mangel an Hygiene — im weitesten Sinne des Wortes — die Zuchtmethode der Natur. Die Hygiene selbst aber — wieder im weitesten Sinne —, also das dauernd günstige Milieu, ist durchaus naturwidrig. Wäre sie irgendwo in der Natur längere Zeit hindurch möglich, so müßte sie notwendig überall Entartung und Rassentod hinter sich zurücklassen.

Daher muß es den vorurteilslosen Blick von vornherein sehr befremden, daß die Züchter — doch scheinbar entgegen dem Naturgesetz — auf „Haltung" sehen. Wie schon oben ausgeführt, können sie sich aber diesen Luxus der Hygiene deshalb gestatten, weil sie die arterhaltende Wirkung des schlechten Milieus in der Natur durch willkürliche Auslese ersetzen. Ja, ein Züchter würde mit dem Mittel des schlechten Milieus seine Rasse gar nicht züchten können, denn er verlangt von den Nachkommen ganz bestimmte Eigenschaften, während die planlose Natur nur Angepaßtheit, Widerstandsfähigkeit züchtet. Immerhin kann auch er die Angepaßtheit nicht ganz entbehren. Aber abgesehen davon, daß sie häufig lange nicht so nötig ist wie in der Natur (wie viele domestizierte Rassen würden, in Freiheit gesetzt, rettungslos zugrunde gehen!), könnte er, wenn er wollte, auch auf Widerstandsfähigkeit züchten, indem er eben die betreffenden geeignetsten Tiere zur Paarung brächte. Allerdings würde er dazu wohl öfters den Mangel an Hygiene benötigen. Denn wie sollte er sonst erkennen, welches Tier gegen widerwärtige Milieueinflüsse immun ist und welches ihnen unterliegt! Aber wie gesagt: Tatsache ist, daß die Widerstandsfähigkeit gegen schlechtes Milieu bei domestizierten Arten (also auch beim Kulturmenschen) nicht die große Rolle spielt wie in der Natur, und daß der Züchter außerdem, auch ohne erst große Proben mit Hilfe des Mangels an Hygiene anzustellen, seinen Tieren, trotzdem sie alle gut gepflegt werden, mit einer gewissen

Wahrscheinlichkeit ansehen kann, ob sie widerstandsfähig sind oder nicht. Weil nämlich die gute Pflege bei den Lebenskräftigeren meist besser „anschlägt" als bei denen, die unter schlechten Verhältnissen zugrunde gehen würden.

Kann also der Züchter des schlechten Milieus entraten, so hat andererseits sogar die Hygiene für ihn gewisse Vorzüge und Bequemlichkeiten. Natürlich, soviel ist klar: an eine Züchtung durch Hygiene ist nicht zu denken; die züchterische Macht ist die Auslese. Indirekt aber kommt der Hygiene eine Bedeutung für die künstliche Züchtung dadurch zu, daß sie die Auslese oft erleichtert. Will der Züchter z. B. eine Rasse züchten, die u. a. groß sein soll, so kann er seine Tiere nicht hungern lassen, denn alle Tiere bleiben, wenn sie schlecht ernährt werden, relativ klein. Erst bei günstiger Ernährung kann er deutlich sehen, welche von seinen Tieren zu besonderem Größenwuchs neigen und dann diese — sofern sie ihm auch in ihren sonstigen Eigenschaften genügen — zur Paarung bringen. Für die Erkennung anderer für die Zucht erwünschter Eigenschaften braucht der Züchter sogar neben der guten Pflege eine regelrechte körperliche, in andern Fällen sogar geistige Erziehung (Dressur). So muß er z. B. seinen Jagdhund dressieren, um zu ersehen, ob sich derselbe für die Jagd eignet, und ob er somit die Möglichkeit in sich hat, geeignete Jagdhunde zu erzeugen; sein Rennpferd muß er trainieren, um zu ersehen, ob es den Bedingungen seiner Zucht entspricht; seinen Halbblutbeschäler, der Reitpferde für den allgemeinen Gebrauch und für die Armee machen soll, muß er einer Dressurprüfung unterwerfen, um zu sehen, ob er sich zum Reitdienst seinem Temperament und seiner sonstigen geistigen Verfassung nach eignet, sowie auch einer Galopp- und einer Sprungprüfung; kurz: er muß häufig sogar seine Tiere auf eine Leistungsprüfung vorbereiten, um zu erkennen, ob sie für seine Zucht von Wert sind oder nicht.

In diesen Fällen ist also die Hygiene im weitesten Sinne[1]) dem Züchter von Wert zur Erleichterung, in einigen Fällen sogar überhaupt zur Ermöglichung der Auslese. Sie hat somit hier indirekt einen Nutzen für die Züchtung selbst. Der Züchter sieht aber bei seinen Tieren noch aus zwei anderen Gründen auf Haltung, die mit der Züchtung an und für sich nichts zu tun haben: aus Gründen der Rentabilität und aus ästhetischen Motiven. Zum ersten Punkt sei darauf hingewiesen, daß er meist züchtet, um Geld zu verdienen. Daß hierbei die Pflege oft wesentlich ist, sei einfach durch ein Beispiel erläutert. Ein Hühnerzüchter, dem es auf die Eier als Verdienstquelle ankommt, füttert seine Hennen mit geeignetem Kraftfutter, mit dem er erreicht, daß das Huhn in kürzerer Zeit hintereinander seine Eier ablegt. Das Huhn wird dadurch allerdings in kürzerer

[1]) Unter „Hygiene im weitesten Sinne" verstehe ich die gesamte Pflege der gegenwärtigen Generation, also die Ermöglichung einer harmonischen Ausbildung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten.

Zeit steril, als bei langsamem Ablegen derselben Eierzahl. Sobald dieser Zeitpunkt eintritt, kann es jedoch geschlachtet werden, und der Züchter erlangte die gleiche Eierzahl, trotzdem er das Huhn nur eine kürzere Zeit als normal zu füttern brauchte; hierin besteht sein materieller Vorteil. Andererseits vermeidet der Züchter durch die Haltung die materiellen Schädigungen, die ihm aus den zahlreichen nonselektorischen Ereignissen (Unfälle, Infektionen) durch Krankheit und Tod seiner Tiere erwachsen. Bei der Rentabilität der künstlichen Züchtung spielt also die Hygiene eine bemerkenswerte Rolle.

Was nun die ästhetischen Motive anbetrifft, so glaube ich, daß auch sie nicht unwesentlich dazu beitragen, den Züchter zu ausgiebiger Pflege seiner Tiere zu veranlassen. Denn von vornherein ist es wohl eine psychologische Unmöglichkeit, daß ein Mensch an der Züchtung von Tieren selbst mit den besten Erbanlagen Freude und Befriedigung findet, wenn er täglich sehen muß, daß sie mager und struppig sind und in einem dumpfen schmutzigen Stalle vegetieren. Trotzdem — wie oben ausgeführt — weder die Magerkeit noch der Schmutz die Erbanlagen der Tiere schädigen und so den endgültigen Erfolg der Zucht in Frage stellen werden. Zum Überfluß sorgen auch noch die Tierausstellungen dafür, daß sich die Züchter die gute Pflege ihrer Tiere angelegen sein lassen. Denn ein Tier, das invalid oder mager und zerzaust ist, kann die besten Erbanlagen der Welt haben: prämiiert wird es nicht.

Wir haben oben gesehen, daß jede Art mit unausweichlicher Naturgesetzlichkeit degenerieren muß, wenn nicht ständig und unermüdlich bewußte oder unbewußte Auslese die Fortpflanzungsverhältnisse regelt. Was für die Art gilt, gilt in gleicher Weise für die Rasse und die Rassenmischung: also auch für das Volk. Die Ursache der Entartung eines Volkes ist also die Panmixie. Von vornherein leuchtet ein, daß man mit einem Mittel dieser Panmixie nicht zu Leibe rücken kann: mit der Hygiene. Im Gegenteil: die Hygiene im weitesten Sinne, also das dauernd günstige Milieu muß die Panmixie notwendig fördern. Wir sehen uns also nach etwas anderm um; und schon fällt uns ein, daß das Gegenteil der Hygiene, das ungünstige Milieu, der züchtende Gott der Natur ist. Aus diesem Grunde liegt der Gedanke nahe, daß eine Erhaltung der menschlichen Art auf seiner jetzigen Höhe nur dann möglich wäre, wenn man dieses schlechte Milieu, also den nackten Kampf ums Dasein und den Kampf aller gegen alle wieder einführt. Verzichten wir also auf alle Errungenschaften der Kultur, damit aus einem neuen Urzustande ein neues, besseres Geschlecht erstehe!

In der Tat gibt es Idealisten, die auf diesem Wege die Veredelung der Menschen erstreben: wir zählen diese Leute den Anarchisten zu. Eine ruhige Überlegung sagt uns zwar, daß das Mittel dieser kleinen anarchistischen Gruppe schon Aussicht auf Erfolg hätte. Denn wenn wir alle Staaten zertrümmern und uns etwa den vorgeschichtlichen Germanen gleich in Rotten,

die aller Unbill von Wetter, Hunger und Gefahr ausgesetzt sind, gegenseitig auf Leben und Tod bekämpfen, so würde die degenerierte Kulturmenschheit in Zeit von wenigen Jahrzehnten in einfach märchenhafter Weise von allen zumindest körperlich Untüchtigen gereinigt sein. Uns ist jedoch diese Art der Menschenzüchtung, nämlich die Menschenzüchtung durch natürliche Auslese, aus Gründen, deren Aufzählung ich mir wohl ersparen kann, unsympathisch. Und noch mehr: Wir kennen eine andere Art der Züchtung, die — auf die Dauer wenigstens — noch viel gründlicher wirken kann: die Züchtung durch künstliche Auslese. In wie kurzer Zeit haben die Züchter die eigenartigsten Rassen gezüchtet! Wie groß ist oft die Verschiedenheit der gezüchteten Rasse vom Urtypus, trotzdem die Gleichheit des Blutserums noch die nahe Verwandtschaft beider Formen beweist! Von den Züchtern also haben wir es gelernt, daß wir auch domestizierte Arten züchten können. Wir können also die Hygiene und alle andern Kulturerrungenschaften bestehen lassen und durch Akte der Willkür die Auslese bewirken, die die Natur durch die Nicht-Hygiene erreicht. Auch die Frage, ob nicht jedes Kulturvolk unweigerlich zugrunde gehen müsse, ist damit erledigt. Wenn es dem Züchter durch die willkürliche Auslese möglich ist, selbst die einseitigst gezüchteten, gleichsam überkultiviertesten Rassen lebensfähig zu erhalten, so müssen wir unter Anwendung desselben Mittels die menschlichen Kulturrassen ebenso erhalten können.

Haben wir also vom Standpunkte der Volkszüchtung aus keine Veranlassung, die Hygiene als solche zu bekämpfen, so müssen wir andererseits sogar zugestehen, daß sie uns Volkszüchtern nützlich ist, und zwar in genau derselben Weise wie den Tier- und Pflanzenzüchtern. Das heißt also, daß sie die Auslese erleichtert, indem sie manche Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen erst deutlich sichtbar macht. Hier sind es nun — vielmehr als die eigentliche Hygiene — die Erziehung und die geistige Leistungsprüfung, die es uns erleichtern, die Leistungsfähigkeit der einzelnen Menschen abzuschätzen. Wenigstens in den oberen Schichten der städtischen Bevölkerung haben wir ein wohlgeordnetes System von Examina, ein System, das zwar viele Mängel hat, aber immerhin doch auf Gedächtnis und Arbeitsenergie der Kandidaten Schlüsse zuläßt. Anders liegen die Verhältnisse in den tieferen städtischen Bevölkerungsschichten und zumal auf dem Lande. Während uns in der Stadt eine Pflege der Menschen von Staats wegen, nämlich die Einrichtung der höheren Schulen und der Universitäten eine genauere Beurteilung gewisser Qualitäten der einzelnen Menschen ermöglicht, finden wir auf dem Lande als einzige staatliche Pflegestätte des menschlichen Geistes die Volksschule. Deren Ansprüche sind jedoch so gering, daß sie als Leistungsprüfung kaum in Betracht kommt. Einmal, weil es auf dem Lande viel bessere Anhaltspunkte zur Beurteilung der persönlichen Tüchtigkeit gibt und dann, weil nur besonders unbegabte oder besonders energielose Kinder auf ihr wirklich versagen werden. (Schluß folgt.)

Tacitus' Germania in neuer Übersetzung.

Theobald Bieder.

Wie ein Einspruch gegen den im Verlaufe des Weltkrieges laut gewordenen Wunsch, den heimischen Geschichtsunterricht möglichst erst mit dem 17. Jahrhundert beginnen zu lassen, erscheint eine neue Übersetzung der taciteischen Germania aus der Feder Dr. Ludwig Wilsers (Verlag: Peter Hobbing, Steglitz 1915, mit vielen Abbildungen auf Tafeln und im Text, Mk. 1,25, Geschenkausgabe, die 8 Tafeln mehr enthält, Mk. 2,—). Eine besondere Mahnung bringt schon der Untertitel des Werkes „Der Deutschen goldenes Buch" mit sich, denn dieser führt uns an die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zurück, wo eine große Anzahl ernster Männer der Wissenschaft miteinander wetteiferte, die Kenntnis der Germania und ihrer Beziehungen zur damaligen Zeit zu fördern, und wo der Ausdruck „aureus libellus" (goldenes Büchlein) eine beliebte Bezeichnung für die taciteische Schrift war. Und wir wollten heute etwa auf die Kenntnis dieser wichtigen Schrift verzichten, aus der wir noch immer Kräfte der Verjüngung gewinnen können?

Allerdings ist es ein kühnes Unternehmen, von einer seit Jahrhunderten bekannten und in zahllosen Übersetzungen verbreiteten Schrift eine neue Übersetzung zu liefern, und es müssen schon manche glückliche Umstände zusammentreffen, um dieser einen den Vorzug vor anderen zu sichern.

Ein äußerer Vorzug liegt in dem reichen, den Germania-Ausgaben in der Regel fehlenden Bilderschmuck, der dem Leser zugleich die lebendige Anschauung von der Kultur und den Lebensverhältnissen unserer Vorfahren vermittelt. Wenn dabei, wie z. B. bei den bronzezeitlichen Häusern aus der Mark, scheinbar auf eine Zeit zurückgegriffen wird, die dem Zeitalter des Tacitus um mehr als ein Jahrtausend vorhergeht, so ist doch zu berücksichtigen, daß die Beschreibung, die Tacitus im 16. Kapitel seiner Schrift liefert, noch eine merkwürdige Übereinstimmung mit dieser frühen Zeit aufweist. Vergleiche hierfür die sehr wichtige Anmerkung in der von Eduard Schwyzer besorgten 7. Auflage des Kommentars von Schweizer-Sidler, Halle 1912, S. 40. Es ist bei den Abbildungen kein wichtiges Gebiet außer acht gelassen, und der Leser kann sich z. B. ebenso über das Aussehen der Runen wie das der Trachten, Schmuckgegenstände usw. unterrichten. Eine Völkerkarte und ein „Stammbaum der germanischen Völker" vervollständigen das Bildermaterial. Der letztgenannte leitet zu den inneren Vorzügen des Buches über, die in verschiedenen neuartigen, von den bisherigen Auslegungen abweichenden Auffassungen bestehen. Es mag erlaubt sein, über diese und einiges andere in Kürze zu berichten und dabei nach der Reihenfolge der Kapitel vorzugehen.

Kapitel 2. Die „alten echten Namen" der Germanen (Marser, Gambrivier, Sueben, Vandilier) werden bei Dr. Wilser in Verbindung mit den vielleicht Kultverbände bezeichnenden Ingväonen, Istväonen und Herminonen zu den einzelnen Verbreitungswellen der germanischen Völker, nämlich

1. als westlichste der kimbrisch-ingväonische Stamm, den Kelten sehr nahestehend (Gambrivier, sprachlich zusammenhängend mit Kimbern und Sugambern);
2. der marsich-istväonische Stamm (mit den Chauken-Franken, Cheruskern, Chatten, Marsen usw.);
3. der suebisch-herminonische Stamm (mit den Markomannen, Semnonen, Langobarden, Hermunduren usw.);
4. als östlichste der vandilisch-gotische Stamm;
5. als letzte Verbreitungswelle, die sich zwischen Nr. 2 und 3 einschiebt, der sächsische Stamm.

Wenn übrigens infolge des Fehlens jeglichen politischen Zusammenhangs der Name „Germanen" erst spät auf die gesamten germanischen Stämme übertragen wurde, so ist trotzdem der Schluß gerechtfertigt, daß die Germanen schon lange vor der Zeit des Tacitus über einen ausgeprägten, einheitlichen Nationalcharakter verfügten. Es würde wohl sonst kaum belgischen Volksstämmen, wie schon Cäsar berichtete, eingefallen sein, sich germanischer Herkunft zu rühmen, wenn sie nicht eine gewisse Überlegenheit der Germanen, in welcher Beziehung es auch immer sei, erkannt hätten; und Tacitus berichtet das Gleiche von den Nerviern und Trevirern (Kap. 28), und zwar hier mit einem Ausdruck (per hanc gloriam sanguinis, Dr. Wilser übersetzt: durch solchen Adel des Blutes), der unwillkürlich an Mephistos Wort „Blut ist ein ganz besonderer Saft" erinnert. So im Westen. Bei den den Germanen im Nordosten vorgelagerten finnischen Stämmen konnte Tacitus nur eine niedrige, von den Germanen weit abweichende Kulturstufe feststellen. So erscheinen denn schon in der Darstellung des Tacitus die Germanen als ein einheitliches Volk, das sich einer hohen materiellen und geistigen Kultur erfreut. Auch die Funde aus dem 1. und 2. Jahrtausend v. Chr. bestätigen die Gleichartigkeit der Bevölkerung mit den später als „Germanen" bezeichneten Völkern — legen zugleich auch das glänzendste Zeugnis für ihre Kulturhöhe ab —, so daß, wie Prof. Rudolf Much in der „Deutschen Stammeskunde", 2. Auflage, S. 25, treffend bemerkt, die Germanen im Norden schon ein ihnen völlig gleiches Volk angetroffen haben müßten; für dessen Vorhandensein sonst nichts spricht. Wir können also ohne Bedenken die Germanen um einige Jahrtausende vor der Darstellung des Tacitus zurückdatieren.

„Adversus Oceanus". Schweizer-Sidler übersetzt „adversus" „auf der anderen Hemisphäre liegend, antipodisch" und berührt sich so mit Herm.

Müllers „Nordischem Griechentum" (1844), der allerdings das Feindselige, das im Ausdruck „adversus" liegt, nicht ausschloß. Nach Herm. Müller bedeutete die Nordsee für die klassischen Völker des Altertums das Weltende. Gesoriacum, südlich von Calais, erschien ihm als γῆς ὁριακόν, die kleine Insel Tanatis oder Tanatos an der Küste von Kent als Toteninsel. Von diesem Gesichtspunkte aus erhält der Name „Hyperboräer" einen ganz besonderen Sinn, und die Geschichtsschreiber des Südens mögen je nach ihrem Standpunkte das in sagenhaftem Dunkel liegende nordische Reich als Hölle oder Paradies angesprochen haben. Doch erscheint schon in der griechischen Welt — und das ist für die uralten Beziehungen zwischen Germanentum und Hellenentum sehr wichtig — der europäische Norden als Heimat des lichtbringenden Apollo und somit als ein glückliches Land. Auch das nordische Mittelalter hat die Erinnerung an ein ehemaliges Paradies im Norden bewahrt.

Kapitel 5. Als Geld bedienten sich die Germanen der „serrati" und „bigati", d. h. der römischen Denare mit einem Zahnrand und solcher mit der Darstellung eines Zweigespanns auf der Rückseite. Daraus darf nicht der Schluß gezogen werden, daß die übrigen Denare der römischen Republik, denn nur um solche handelt es sich, etwa von geringerem Feingehalt gewesen wären. Allerdings gestatten die serrati ohne weiteres die Echtheitsprüfung. Bei den bigati dürfte noch ein anderer Umstand hinzukommen. Ihr Vorbild waren die schönen Goldstatere Philipps II. von Makedonien. Die Münzen dieses Königs sind in unzähligen Variationen von den benachbarten Völkern, namentlich den Kelten, nachgeprägt worden, und so kann es sich auch bei den bigati um keltische Nachprägungen eines jetzt zwar römisch gewordenen, aber im allgemeinen Handelsverkehr längst wohlbekannten Motivs handeln.

Kapitel 8 und im Zusammenhang damit Kapitel 18 u. folg. lassen erkennen, wie sehr sich die ursprünglichen Anschauungen vom Wesen der Frau im Durchschnitt bei uns verändert haben. Eine kleine Blütenlese kann ich mir nicht versagen:

„Dem Weibe ist, wie sie (die Germanen) glauben, etwas Heiliges und Vorahnendes eigen." — „Eine Mitgift bringt nicht das Weib dem Gatten, sondern dieser seiner Erkorenen." (Man vergleiche damit die Heiratsanzeigen in unseren heutigen Zeitungen.) — „Spät erst lernen die Jünglinge die Liebe kennen; daher die unerschöpfliche Manneskraft. Auch die Jungfrauen werden nicht zu frühzeitig verlobt; gleich ist ihre blühende Jugend, ähnlich der Wuchs. In ebenbürtiger Gesundheit gesellen sie sich dem Gatten, und von der Eltern Kraft legen die Kinder Zeugnis ab."

Kapitel 9. Die Isis, der ein Teil der Sueben opfern soll, wird bei Dr. Wilser zu einer germanischen Göttin Isa oder Zisa. Schon vorher (Kapitel 3) hat Dr. Wilser den griechischen Herakles abgelehnt und darunter

einen heimischen Frühlingsgott verstanden, der in seinen Handlungen vielleicht Ähnlichkeit mit dem griechischen Heros aufweisen konnte.

Kapitel 10. Es verdient erwähnt zu werden, daß, wie engl. write auf (Runen-) Ritzen, so engl. read auf (Runen-) Raten zurückgeht.

Kapitel 11. Eine Erinnerung an das Zählen der Germanen nach Nächten liegt vielleicht auch in der Rechnungsweise unserer heutigen Astronomen, die bekanntlich ihren Tag mit dem Mittage des „bürgerlichen" Tages beginnen und mit dem Mittage des folgenden Tages endigen lassen, so daß die Mitte des astronomischen Tages mit der „bürgerlichen" Mitternacht zusammenfällt.

Kapitel 28. Schweizer-Sidler bemerkt, daß unter Hercynia oder Arkynia Silva der Thüringer Wald, Erzgebirge und Sudeten verstanden werden müssen. Auf die sehr wichtige Anmerkung bei Schw.-S., S. 62, sei hiermit verwiesen.

Derselbe Kommentar übersetzt bei den Osen „Germanorum natione": eine stammfremde, von den Germanen politisch abhängige Völkerschaft. Daß diese Auffassung richtig ist, bestätigt Dr. Wilser bei der Übersetzung des 43. Kapitels (S. 37 seines Buches). „Böheim" wird Böhmen noch auf Karten des 17. Jahrhunderts genannt.

Kapitel 34. Vielleicht sind die sagenhaften Säulen des Herkules an der Nordspitze Jütlands mit dem Stammfelsen der nordischen Gautreks-sage identisch, über den Prof. Much auf S. 63 seiner Deutschen Stammeskunde berichtet.

Kapitel 39. Eine sehr feinsinnige Bemerkung Dr. Wilsers ist die Gleichsetzung des „regnator omnium" mit dem allwaltenden Wodan.

Kapitel 40. Daß der Volksname „Nuithones" in dieser Überlieferung verstümmelt ist, bestätigen wohl alle Kommentare. Wenn Dr. Wilser dafür „Withones" setzt, so kommt er m. E. der Wahrheit am nächsten, denn dieser Name hat sich tatsächlich bis in unsere Zeit erhalten, und zwar in Flur- und Flußnamen an der Westküste Schleswigs und an der von den Angeln eroberten Ostküste Englands (dort z. B. Widau, hier Witham). Vergl. Clement, Schleswig, das Urheim der Angeln und Friesen, 1862. Daß die Vererbung dieses Namens eine Wanderung der Withonen von der Ostsee (Dr. Wilser weist ihnen die dänischen Inseln an) nach der Nordsee und weiter voraussetzt, ist kein Beweis gegen die Richtigkeit der Auffassung, enthält doch z. B. Brüssel, die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Belgien, den Namen der Brukterer, eines rechtsrheinischen Germanenstammes. Wie weit sich überhaupt die germanischen Verbreitungswellen erstrecken, wird mit Sicherheit auf Grund von Orts- und Völkernamen nie ganz ermittelt werden können, und der Weg zum Ziele wird über viele Vermutungen gehen. So steht es z. B. mit der Gleichsetzung der keltisch-britischen Brigantes mit Burgundiones, nur weil kelt. briga = germ.

Burg ist. Selbst an der Westküste Galliens hat die kleine Insel Vindilis, zu Cäsars Zeit den Venetern, jetzt zum Depart. Morbihan gehörend, germanischen Klang bewahrt. Trotz aller Schwierigkeiten möchte ich empfehlen, nachdem die keltischen Spuren in Deutschland mehr als genügend durchforscht sind, auch einmal den germanischen Spuren im Keltenlande nachzugehen.

In der Deutung „Ärtha" für „Nerthus" dürfte Dr. Wilser von allen bisherigen Auslegungen abweichen, dagegen trifft er in der Verlegung des heiligen Hains nach Seeland mit den neuesten Forschern zusammen. Den carrus navalis, den „Schiffswagen der segenspendenden Erdgöttin", möchte ich mit dem in Kapitel 9 erwähnten Sinnbilde des Schiffes der gleichfalls suebischen Isis oder Isa in Verbindung bringen.

Kapitel 41. Die übliche Übersetzung der „secretiora Germaniae" mit „weniger bekannte Gegenden" reicht für den Inhalt des Wortes secretiora nicht aus. Das Schauerliche und Geheimnisvolle des in dem vorhergehenden Kapitel vorgetragenen hallt noch darin wider. Aber gerade durch Beziehung des „secretiora" auf den Aertha-Kult hat Dr. Wilser recht, wenn er diesen Teil der Sueben die dänischen Inseln bewohnen läßt.

Kapitel 43. Dr. Wilser läßt die Lugier in den Baiern fortleben, während sie nach bisher allgemeiner Annahme in den Wandalen aufgegangen sind. Auch waren die Lugier in der Nähe der vandalischen Silingen seßhaft.

„Leonovier" anstatt „Lemovier" berührt neuartig, hat zwar sprachlich viel für sich, doch stehen dem wohl die keltischen „Lemovices" entgegen.

Kapitel 46. Eine weitere neue Auslegung bringt Dr. Wilser, indem er aus den „Oxiones" „Oeoner" macht, und zwar im Anschlusse an ähnliche Bezeichnungen bei Mela und Plinius. „Oeoner" als „Inselbewohner" gegenüber den „Hellusiern" als „Felsbewohnern" ist eine sehr annehmbare Erklärung, die zugleich die Verbindung zwischen Altertum und Neuzeit herstellt. Beide Völker werden von Dr. Wilser nach dem südwestlichen Norwegen verlegt. „Oeoner" würde also mit den „Avionen" in sprachlicher Parallele stehen.

Der Bericht Cäsars über Sitten und Gebräuche der Germanen bildet den Schluß der neuen Germania-Übersetzung.

Warum ich dem nur 48 Seiten füllenden Büchlein eine so ausführliche Würdigung habe zuteil werden lassen? Weil ich damit nochmals den hohen Wert der Germania, die wohl zu allen Zweigen der Germanenforschung Beziehungen unterhält, hervorheben wollte, und weil ich nach Möglichkeit verhindern möchte, daß uns von den so teuren Überlieferungen auch nur ein Tüttelchen verkümmert wird. Einen jeden denkenden Menschen interessiert die Frage nach dem Woher und Wohin?, und wenn wir als völkisch empfindende Deutsche auch gewiß nicht die

Sorge um die Zukunft außer acht lassen wollen, so wollen wir doch auch nicht auf die Kenntnis unserer mehrtausendjährigen Vergangenheit verzichten, die uns in erster Linie über die Eigenart und die Kulturbedeutung unseres Volkes aufklärt.

Berichte und Notizen.

Brauchen wir im Frieden eine chinesische Mauer? Na, — ob wir eine brauchen werden? Und hoch muß sie sein und unten von Eisen, damit die Maulwürfe sie nicht zernagen und oben schmücken wir sie mit einem Stacheldrahtgitter, und kein Loch, keine Spalte darf sie haben, denn sobald die Friedensglocken bei uns im Reiche ertönen, werden unsere Feinde Einlaß begehren, wissen sie doch, daß sie freundlich aufgenommen werden und daß der deutsche Michel, der sie arg verhauen hat, im Frieden ein gutmütiger Narr ist, mit dem sich gute Geschäfte machen lassen. Kämen die Feinde mit leeren Händen, als Bittende zu uns, so könnte ja das deutsche Gemüt sie mit Nächstenliebe überschütten. Sie werden aber mit vollen Händen kommen und uns minderwertige Sachen bringen, sie kennen Michels Leidenschaft für alles Fremde, es kann noch so schlecht sein.

Wir brauchen das Ausland nicht. Der Krieg liefert uns täglich den Beweis, daß alles, dessen wir zur Kriegführung bedürfen, im eigenen Lande hergestellt wird. Die Arbeit, die hinter der ganzen deutschen Front im Reich geleistet wird, erregt den Neid unserer Feinde, sie begreifen auch wohl, daß es mit dem Aushungern nichts ist und daß wir durchhalten werden. Wir brauchen das Ausland wirklich nicht, auch alles dessen wir Frauen bedürfen, liefern unsere Fabriken.

Da ich aber unserer Frauen und auch etlicher Männer nicht sicher bin, halte ich es für ratsam, alle Vorbereitungen zum Bau der chinesischen Mauer jetzt schon zu beginnen. In stillen Stunden ergreift mich oft eine große Angst, bange Sorge erfüllt mein Herz. Ich sehe und lese so manches, das weder mit dem Ernst, noch mit der Größe unserer Zeit im Einklange steht.

Mit unseren äußeren Feinden werden unsere Helden fertig werden. Gott ist mit uns und wir führen einen gerechten Krieg. Den Kampf mit unseren inneren Feinden, die Maulwürfen gleich im verborgenen arbeiten, müssen wir aufnehmen. Das große Reinemachen, den seit Jahren aufgehäuften Schmutz zu entfernen, ist Frauenarbeit. Und diese Arbeit muß auf der ganzen Linie beginnen.

Wer sind nun aber unsere inneren Feinde? Darf ich sie wegen des Burgfriedens nennen? Dieser gräßliche Burgfriede, der uns, die wir unser Volk, unser Vaterland über alles lieben, den Maulkorb anlegt und das Nagen der Maulwürfe nicht hindert! Ich will die inneren Feinde doch nennen.

Da haben wir zuerst die Objektiven! Schreckliche Menschen, weder Fisch noch Fleisch. Marie Diers hat sie uns in der Deutschen Tageszeitung prächtig geschildert. Wir sollen alles verstehen und alles verzeihen, verlangen die Objektiven. Wie herrlich wäre es, wenn wir Frauen im Frieden im Verkehr mit unseren Mitschwestern diesen Grundsatz befolgen würden. Mich haben Objektive niemals verstehen wollen, sie haben mich stets verurteilt und nun sollen wir Heuchlern, Treulosen, Räubern, Mördern, Menschen, die Frauen schänden, Kinder schlachten, Städte und Dörfer vernichten, Verwundeten die Augen ausstechen, Ärzte und Schwestern und Gefangene mißhandeln, ihre Schandtaten verzeihen? Nie und nimmer. Ich hasse und verachte sie.

Die Objektiven finden diesen Krieg entsetzlich, ja unbegreiflich. Haben die Objektiven vergessen, daß dieser Krieg uns von unsern Feinden aufgezwungen wurde? Dieser Krieg ist nicht entsetzlich, er ist groß, heilig, die Auferstehung unseres deutschen Volkes.

Außer den Objektiven haben wir die Verbrüderungsschwärmer. Möglich, daß nach etlichen 100 Jahren die große Völkerumarmung stattfindet, dann aber werden minderwertige Rassen die germanische erdrosseln. Das wollen wir doch nicht und deshalb müssen wir schon jetzt uns gegen alle Verbrüderungsversuche wehren. Begreifen wir doch endlich, daß wir das Herrenvolk sind. Der Krieg liefert uns täglich den Beweis, daß alles, dessen wir für Kriegszwecke bedürfen, im eigenen Lande hergestellt wird und daß die Landwirtschaft für unsere Ernährung sorgt. Daß wir auf allen Gebieten unsern Gegnern überlegen sind, wird mit Neid und Ingrimm von ihnen erkannt. Die Überlegenheit auf allen militärischen Gebieten würde uns noch nicht das Recht geben, uns Herrenvolk zu nennen und uns über alle andern Völker zu erheben. Die sittliche Kraft und Größe unseres Volkes sind es, die uns über unsere zahlreichen Gegner erheben. Wir führen diesen uns aufgezwungenen Krieg mit Tapferkeit, Opferwilligkeit und — Ritterlichkeit. Wir führen ihn auch, soweit es möglich ist, mit Milde. Wir sind das Herrenvolk und wir wollen es zu allen Zeiten bleiben.

Wir können im Frieden mit unsern jetzigen Feinden in Eintracht leben, wir dürfen ihnen aber nicht nachlaufen und ihre unschönen Moden und Sitten annehmen. Mit der Nachäfferei muß es ein Ende haben. Die chinesische Mauer wird hoffentlich das Eindringen fremder Elemente auf unsere Hochschulen verhindern. Russen, Japaner, Chinesen, Italiener haben seit Jahren unsere Universitäten überflutet, sehr zum Nachteil unserer akademischen Jugend. Auch unsere militärischen Anstalten müssen ihnen verschlossen bleiben. Die ausländischen Studenten sind fast immer Spione, Gesindel und ihre Kenntnisse benutzen sie nur, um bei jeder Gelegenheit, die ihnen günstig erscheint, über uns herzufallen.

Auch die Gemütsmenschen sind nicht erfreulich, sie jammern und klagen, ächzen und stöhnen aus Mitleid und Nächstenliebe. Die Gemütsmenschen haben selten Angehörige an der Front, sie führen auch während des Krieges ihr behagliches Leben weiter. Das deutsche Gemüt ist etwas sehr Schönes, es artet aber oft in Schwäche aus und wird dann krankhafte Sentimentalität. Der Krieg hat unendlich vielen Familien Leid gebracht, viele Frauen und Mütter haben ihre Männer und Söhne verloren und in schlaflosen Nächten fließen Tränen der Witwen und Waisen, aber ich habe weder früher noch jetzt Frauen, die ihr Liebstes verloren hatten, klagen hören, still und ernst erfüllen sie ihre Pflichten, ihrer Liebe und Fürsorge bedürfen die Gefallenen nicht mehr, wohl aber die Hinterbliebenen, und hört man diese Frauen von ihren Männern, Vätern und Söhnen sprechen, so klingt ein Ton des Stolzes durch ihre Worte, sie starben den Heldentod fürs Vaterland.

Ich möchte die Gemütsmenschen nicht zu unsern inneren Feinden rechnen, aber ihr Klagen und Stöhnen untergräbt doch oft den Mut und die freudige Opferwilligkeit schwacher Menschen.

Über jene Frauen und Mädchen, die die Militärbehörde und die Polizei an den Pranger stellt, will ich mich hier nicht aussprechen, vorhanden waren sie immer, wir schloſſen die Augen. Das muß jetzt anders werden. Der Burgfriede gestattet mir keine offene Aussprache über die Männer, die jetzt noch mit unseren Feinden in Verbindung stehen und deren Geschäftsgebaren nicht ganz einwandfrei ist. Auch sie waren immer vorhanden, seit Jahrzehnten haben sie den Maulwürfen gleich im verborgenen am Lebensmark unseres Volkes genagt. Die Polizei hat auf diese Dunkelmänner ein wachsames Auge.

Und jetzt muß ich mich über unsere gefährlichsten inneren Feinde aussprechen. Ich werde natürlich auf Widerstand stoßen, auch angefeindet werden, das bin ich gewohnt, der Burgfriede wird mir doch gestatten, eine persönliche Meinung zu haben. Ich meine die internationalen Frauen und Fräuleins, die jetzt plötzlich ihre deutsche Herzen entdeckt haben und sich in alle Männerberufe hineindrängen. Vaterlandsliebe ist der Deckmantel, unter dessen Schutz sie ihre unverschämten Forderungen zu erreichen hoffen. Unsere Männer bedürfen ihrer Hilfe nicht, sie arbeiten für ihre Kollegen oft für drei und vier. Auch ihre Arbeit ist Heldentum, die Heimkehrenden werden es ihnen danken, wenn sie ihre Arbeits-

plätze wieder einnehmen können. Die Fräuleins werden sitzen bleiben und unsere Männer sind viel zu ritterlich, oder zu schwach, den Fräuleins die Türe zu weisen. Alle Frauen, die ihre im Felde stehenden Männer vertreten, gebührt unser Dank, ganz besonders den Guts- und Bauernfrauen. Auch sie sind Heldinnen, sie arbeiten und sorgen nicht nur für ihre Kinder, sondern auch für ihr Volk, denn, würde die Landwirtschaft zugrunde gehen, wer weiß, ob wir siegen könnten.

Nun gibt es bei uns noch eine Anzahl Frauen und Männer, die ich nicht zu unsern inneren Feinden rechne, denen ich aber doch entgegen treten muß. Es sind gute, ehrliche Menschen, auch an ihrer deutschen Gesinnung darf man nicht zweifeln, die aber unsere große Zeit nicht verstehen und über Schwächlinge Einfluß gewinnen. Es sind jene Menschen, die mit trübseliger Stimme sagen, der Haß sei unchristlich. Haß aus Neid, Mißgunst, Eifersucht, Parteihader, Klassenhaß und Strebertum, der unser Volk in Friedenszeiten entzweite, ist gemein, unchristlich. Der Haß, der jetzt unser ganzes Volk durchdringt, der Haß, der es einigt und ihm die Kraft verleiht, die schwersten Opfer fürs Vaterland zu bringen, ist groß, ist heilig. Und wer diesen heiligen Haß nicht empfindet, nicht versteht, wird auch der Liebe nicht fähig sein.

Ich hasse unsre Feinde, die uns von allen Seiten umringen, und uns vernichten wollen und ich liebe mein deutsches Volk, mein deutsches Vaterland, und dieser Haß und diese Liebe werden erst enden, wenn Gott mich abruft.

Gott schütze unser Volk und führe es zum Siege, dann wird auch am deutschen Wesen die ganze Welt genesen, und die chinesische Mauer wird fallen. — Kathinka von Rosen-Fabricius.

Was ist ein Deutscher? Der bekannte Historiker und Publizist Albrecht Wirth wirft im Tag Nr. 55 die Frage auf: Was ist ein Deutscher? Und er antwortet darauf: „Der Deutsche ist Sammelerzeugnis rätischer, keltischer, germanischer, slawischer und vielleicht finnischer und litauischer Ureltern, in das während des dreißigjährigen Krieges und während der napoleonischen Erschütterungen möglicherweise noch spanisches, irisches und italienisches Blut hineinkam". Dieser Satz würde bei jedem Schriftsteller befremden; wenn er aber von einem so geschätzten und begabten Manne wie dem Weltreisenden Dr. Wirth ausgeht, so muß ihm entschieden mit Schärfe entgegen getreten werden: denn er ist unzweifelhaft unhaltbar und in dieser Fassung schief und irreführend. Die Sache ist schließlich von so großer Wichtigkeit für unsere Nation, daß man sich etwas eingehender mit jener Behauptung beschäftigen muß. Das Falsche an ihr — und dies springt in die Augen — ist die Gleichsetzung der verschiedenen Bestandteile, aus der der Verfasser den Deutschen zusammengeflossen glaubt. Es wird die Vorstellung erzeugt, als sei der Deutsche — wie vielleicht der Türke, eine Frage, die uns hier nichts angeht — ein Sammelgemisch aller möglichen Rassen- und Volksbestandteile; ob noch etwas mehr oder weniger fremdes Blut hineinkommt, was liegt daran? Grade dieser Auffassung aber möchte ich entgegentreten. Der Deutsche der Gegenwart, als Typus und im Durchschnitt genommen, ist sicherlich nicht gleich dem Germanen, wie ihn Tacitus uns schildert und wie wir ihn auf römischen Bildwerken sehen: aber daß er so gut wie gar nichts mehr mit ihm gemein habe und nur ein Sammelerzeugnis aller möglichen Rassen- und Volksbestandteile ist, die sich in Mitteleuropa begegneten, das ist eine durch nichts bewiesene Behauptung, die nicht ernstlich genug zurückgewiesen werden kann. Das deutsche Volk ist noch heut, trotz mannigfacher Einschläge fremden Bluts, in seiner Gesamtheit germanisch gerichtet; es ist auch, zum nicht geringen Teil, nach Aussehen, Beschaffenheit und Wesen germanisch. Warum spricht denn unser Volk deutsch: eine germanische Sprache und nicht eine keltische, slawische, finnische oder litauische? Wenn man aber dies Merkmal der Sprache nicht gelten lassen will: ist der Geist des Rittertums, der Hansa, der friderizianischen Zeit, der der Befreiungskriege und des Weltkrieges nicht germanisch? Ist das, wenn man das Ränkespiel und

die Zuchtlosigkeit, Lug und Trug bei den Feinden Friedrichs des Großen und den unsrigen im jetzigen Weltkriege vergleicht, nicht mit Händen zu greifen? Galt nicht Vornehmheit, Einfachheit, Wahrheit und Zucht von je für das Kennzeichen des Germanen; keineswegs aber für das Kennzeichen des Slawen und Letten? Ist es nicht unstatthaft, einem Herrenvolke, das sich in all seinen großen Epochen in seiner Gesamtheit wunderbar und unvergleichlich bewährt, die Merkmale von Knechtsvölkern zuzulegen? Sicherlich zeigt die großstädtische Bevölkerung auch in Deutschland vielfach Spuren des Verfalls. Aber ich erinnere an das Urteil jenes italienischen Beobachters, der zu seinem unaussprechlichen Erstaunen an der französischen Front die halbverschollenen und vergessenen Germanen der Urzeit in Massen wiederfand: von den Alpen seien sie herabgestiegen, aus den entlegensten Tälern des Gebirges, von der ferneren Meeresküste, riesige, wetterfeste, unverbrauchte Gestalten mit lichter Hautfarbe und blondem Haar; und auch die Städter, bald wettergebräunt und im struppigen Bart, hätten sich über Nacht aus Kaufleuten, Gelehrten und Beamten verwandelt in das alte Aussehen ihrer Vorfahren; gleich als ob nur ein bißchen Firnis städtischer Gesittung von ihnen abgefallen sei, um die wirkliche kernhafte Art wieder zum Vorschein zu bringen. Klingt dies Urteil eines unbefangenen fremden Beobachters, der fast widerwillig eine ihm erstaunlich scheinende Tatsache bekundet, danach, als seien die Germanen aus der Geschichte verschwunden, um einem Sammelgemisch Platz zu machen? Sieht es wirklich danach aus in einer Zeit, da wir uns, eine kleine Minderheit, gegen den Ansturm fast der ganzen Welt siegreich behaupten und unerhörten Ruhm vor allen Völkern gewinnen? Sollte dies ein chaotisches Sammelerzeugnis von Rassen und Völkern zustande bringen? — Wir bezweifeln es. Und auch die hohen Werke der Philosophie, der Dichtung und Kunst, die bis zur Gegenwart durchweg germanisches Gepräge tragen und zum unverlierbaren Eigentum unserer Nation geworden sind, zeugen dagegen.

Nein, jener Satz ist schief und gefährlich; und es hieße, unser edles Volk verunglimpfen, wenn man ihm unterstellt, daß es ein Bastard sei und nicht von edelster Abkunft. Daran wollen wir festhalten, daß wir von Göttern stammen und zum Göttlichen bestimmt sind: fähig, noch heut uns von allen Flecken auf unserem Schild zu reinigen. Es ist keineswegs gleichgültig, was die Wissenschaft über die Abkunft eines Volkes lehrt und was die Nation davon glaubt; und deshalb dürfen unbegründete Anschauungen bei uns keinen Boden finden. — Dr. Ernst Wachler.

Zu „Mehr Licht über den Weltkrieg". Wie einige der verehrten Leser ganz richtig vermutet haben, ist durch einen bedauerlichen Irrtum der Schriftleitung im letzten Märzheft, S. 672, unserer Monatsschrift ein „Kuckucksei" ins Nest gelegt worden. Dem Herausgeber ist das sehr unangenehm, und es wird Sorge getragen werden, daß etwas Ähnliches nicht wieder möglich ist. Es handelt sich um den dritten Abschnitt der Besprechungen von E. W., S. 672, wo das Verhalten der Deutsch-Amerikaner in diesem Weltkriege von deutscher Seite eigenartig kritisiert wird. E. W. ist übrigens nicht, wie vermutet wurde, Ernst Wachler. Der Herausgeber.

Über die Bedeutung der Rassenbiologie für die Zukunft unseres Volkes. Einen Aufruf, der mit Klarheit und großem Geschick die Bedeutung der biologischen Verhältnisse für unser deutsches Volk darlegt, erließ die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene". Der Aufruf lautet: „Als die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene einige Monate vor dem Kriege auf die Gefahr hinwies, in der das deutsche Volk schwebte, fand sie bei den zahlreichen Optimisten, welche jede Sorge über die innere und äußere Lage unseres Reiches für unbegründet hielten, ein ungläubiges Lächeln und bei den weniger zahlreichen Pessimisten ein müdes Achselzucken und die Antwort, es sei doch alles umsonst. Die harte Schule des Krieges hat beide eines Besseren belehrt; selbst der Oberflächlichste weiß nun, daß unser Volk auch in Zukunft alles an die Stärkung seiner Rassentüchtigkeit setzen muß, um sich behaupten zu können; aber auch der hoffnungsloseste Schwarzseher sollte

gelernt haben, daß ein Volk, welches diese ungeheuren Leistungen vollbringen konnte, auch seine Zahl und Rassengesundheit erhalten und mehren kann, sobald ihm nur die in dieser Hinsicht bestehende Gefahr ebenso zum Bewußtsein kommt, wie die Bedrohung durch die Feinde.

Das deutsche Volk hat sich vermöge seiner Rassenkraft gegen eine Welt von Feinden siegreich behauptet. Der große Krieg hat gezeigt, daß die Masse allein nicht den Sieg verbürgt, sondern, daß die Tüchtigkeit der einzelnen Volksgenossen von entscheidender Bedeutung ist. Alle körperliche und geistige Tüchtigkeit, alle Bildung, aller soziale Wert eines Menschen erwachsen auf der Grundlage der ererbten Anlagen der Familie, des Stammes, der Rasse. Alle Übung und Erziehung, so wichtig sie sind, finden in den erblichen Anlagen ihren Ausgangspunkt und ihre Grenzen.

Es ist daher die höchste Aufgabe eines Volkes, den Schatz seiner Erbanlagen zu bewahren und zu mehren.

Diese ererbte Tüchtigkeit ist nicht unverlierbar. Viele Völker von hoher Kultur sind von ihrer Höhe herabgesunken und selbst verschwunden, weil ihre Einrichtungen der Erhaltung ihrer Rassenkraft ungünstig waren. Sogar überlegene Völker, welche viele andere unterworfen hatten, sind schließlich zusammengebrochen; öfter gerade deshalb, weil in einer Reihe siegreicher Kriege die Blüte ihrer Männer auf den Schlachtfeldern geblieben war. Auch wir dürfen durch unsere Siege nicht übermütig oder sorglos werden, denn nur allzuviele der tapfersten und edelsten Söhne unseres Volkes haben ihr Heldentum mit dem Tode besiegelt. Und dieser Verlust an dem wertvollsten Erbgute unseres Volkes wird unersetzlich sein, wenn wir uns nicht zu rassenhygienischen Maßnahmen größten Umfanges aufraffen.

Die Arbeit an der Gesunderhaltung der Rasse ist um so unabweisbarer, als auch in Friedenszeiten durch die Verhältnisse des modernen Lebens gerade die überdurchschnittlich begabten und tüchtigen Familien mehr als die anderen vom Aussterben betroffen werden. Die infolge ihrer erblichen Anlagen im sozialen Wettbewerb erfolgreichen Familien steigen sozial empor und schwinden in den oberen Gesellschaftsschichten infolge gewollter und ungewollter Kinderarmut mehr oder weniger schnell dahin. Nur soziale oder wirtschaftliche Eingriffe großzügigster Art und eine Umwertung unserer gesamten Lebensanschauungen in rassenhygienischem Sinne können der fortschreitenden Verarmung unseres Volkes an begabten Familien steuern.

Zu der tüchtigen Beschaffenheit muß aber auch die große Zahl der Volksgenossen kommen, damit ein Volk sich dauernd behaupten kann. Auch das hat der Krieg offenbar gemacht. Die größte Begabung der Führer auf militärischem, technischem, wirtschaftlichem, politischem und wissenschaftlichem Gebiete bietet für sich allein noch keine Gewähr für den Sieg im Daseinskampfe der Völker, wenn nicht eine gewaltige Zahl von Männern mit starken Armen und starken Nerven hinter ihnen stehen.

Die Sorge für die Vermehrung der Volkszahl ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der Rassenhygiene.

Infolge des Todes so zahlreicher Männer im jugendlichen Alter wird unser Volk in den kommenden Jahren den Ausfall mehrerer Millionen Geburten zu beklagen haben, und dieser Umstand fällt um so schwerer ins Gewicht, als schon vor dem Kriege die Geburtenzahl des deutschen Volkes im schnellen Sinken begriffen war.

Dieser Weltkrieg wird nicht der letzte sein. Wir werden in einigen Jahrzehnten einen Rachekrieg zu bestehen haben, auch wenn wir unsere Feinde noch so großmütig schonen wollten, und wir müssen dann gerüstet sein auch an Zahl und Tüchtigkeit der Männer. Ein solcher Krieg könnte auf absehbare Zeit nur dann vermieden werden, wenn unser Volk und seine Macht so stark wachsen würden, daß niemand einen Angriff wagt.

Eine wirksame Rassenhygiene ist die beste Bürgschaft für den Frieden.

Frankreich hat sich durch seine schlecht beratene Bevölkerungspolitik des vorigen Jahrhunderts um seine Zukunft gebracht. Am Ende des 18. Jahrhunderts war Frankreich der volkreichste Staat Europas; heute beträgt seine Volkszahl wenig mehr als vier Siebentel

von der des Deutschen Reiches. Hätten wir in diesem Kriege allein gegen Frankreich zu kämpfen gehabt, so hätte niemand trotz der Tüchtigkeit der französischen Soldaten über den Ausgang im Zweifel sein können. Das deutsche Volk muß also sorgen, daß es nicht nach einigen Jahrzehnten allein durch ein allzu arges Mißverhältnis seiner Volkszahl zu der Rußlands oder einer feindlichen Koalition zur Niederlage verurteilt sei.

Die Sicherung ausgiebiger Volksvermehrung ist die wichtigste Kriegsrüstung eines Volkes.

Dazu sind freilich große Aufwendungen an wirtschaftlichen Gütern nötig; aber nicht entfernt so große, als uns dieser Krieg gekostet hat oder gar ein verlorener kosten würde.

Frankreich konnte freilich infolge seiner Kinderarmut sparen und Reichtum anhäufen, aber jetzt büßt es diesen Güterreichtum durch seine Kinderarmut auch wieder ein. Alle Aufwendungen im Sinne einer großzügigen rassenhygienischen Bevölkerungspolitik bringen nicht allein einen Gewinn an Rassenkraft, sondern auch einen solchen an Wirtschaftskraft. Auch für seine Friedensarbeit kann ein Volk nie zuviel tüchtige Köpfe und Hände haben. Auch diejenigen, die ein blühendes Wirtschaftsleben für das wertvollste Gut eines Volkes halten, müssen einsehen, daß eine große Zahl tüchtiger und arbeitsfroher Menschen die unentbehrliche Vorbedingung dafür ist.

Der Frieden wird an unser Volk nicht minder gewaltige Anforderungen stellen als dieser Krieg, denn erst durch Arbeit können die Errungenschaften des Sieges zu wirtschaftlichen und kulturellen Gütern werden. Nur dann, wenn die Tüchtigkeit unserer Rasse erhalten und gemehrt wird, werden wir die Früchte unseres Sieges ernten können.

Leider sind heute die rassenhygienischen Einsichten noch lange nicht Allgemeingut. Zur Vorbereitung durchgreifender Reformen bedarf es daher zunächst der Aufklärung immer weiterer Kreise über die Gefahren, welche unserer Rasse drohen und über die notwendigen Maßnahmen zu ihrer Rettung. Die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene hat die Richtlinien rassenhygienischer Bevölkerungspolitik klar bezeichnet. Darüber geben ihre „Leitsätze zur Geburtenfrage" Aufschluß.

Gerade bei der Neuordnung der äußeren und inneren Verhältnisse, die der Friedensschluß mit sich bringen wird, wird sich eine kaum jemals wiederkehrende Gelegenheit zur Sicherstellung der Vermehrung und Rassentüchtigkeit unseres Volkes bieten. Im Mittelpunkt der notwendigen Maßnahmen wird die Regelung des Siedlungswesens im rassenhygienischen Sinne zu stehen haben.

Zahlreiche eingreifende soziale und wirtschaftliche Neuordnungen müssen getroffen werden, wenn die Geburtenfrage so gelöst werden soll, daß die Erzeugung einer ausreichenden Menge tüchtigen Nachwuchses auf die Dauer gesichert wird; aber viele von ihnen werden wir aufschieben müssen, weil uns wahrscheinlich vorläufig die wirtschaftlichen Mittel dazu fehlen werden. Die Durchführung einer rassenhygienischen Siedlungspolitik aber wird nach dem Kriege hoffentlich mit verhältnismäßig geringen Kosten möglich sein.

Die Zeit drängt. Die Verbreitung der Erkenntnis dessen, was not tut, verträgt keinen Aufschub. Jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau, welche den Ernst und die Größe der Aufgabe erkannt haben, sollten daher die Arbeit der Gesellschaft für Rassenhygiene unterstützen". — Hoffentlich trägt die kernige und eindringliche Sprache des Aufrufs dazu bei, über die Wichtigkeit der Biologie für die Politik auch weiteren Kreisen die Augen zu öffnen. — Die Adresse der Berliner Geschäftsstelle der Gesellschaft ist: Schlachtensee-Berlin, Albrechtstr. 19/25. — H. S.

Flaumacher, Miesmacher, Englandfreunde und dergl. Die „Kölnische Volkszeitung" schreibt in ihrer Mittagsausgabe vom 15. 2. 16 wie folgt: „Um die Kreise vom Berliner Tagebl. und der Frankf. Ztg. gruppieren sich heute in Deutschland jene kleinen, aber rührigen Gruppen, die aus innerpolitischen und sogar konfessionellen Gründen, aus ideologischen und pazifistischen Motiven gegen Annexionen und Gebietserweiterungen

Deutschlands durch diesen Krieg sind. Es vereinigt sich um diese Kreise all das, was in Deutschland flau macht. Das sind die Leute, die eine Verschärfung des U-Bootkrieges nicht wünschen, weil er England am meisten schadet, jenem England, mit dem sie trotz Baralong und L 9 am liebsten morgen schon ein Freundschafts- und Schutzbündnis schließen möchten. Das sind jene Politiker, die Angst vor einem Sonderfrieden mit Rußland haben, weil sie aus innerpolitischen Gründen keinen Frieden mit Rußland, aber Freundschaft mit England wünschen. Das sind jene Ideologen, die sich Pazifisten nennen und den Traum von Weltfrieden träumen, die um des Phantoms eines ewigen Weltfriedens willen das deutsche Volk um alle Gebietserwerbungen, um den Preis dieses Krieges für all das vergossene Blut und verlorene Gut bringen wollen. Das sind alle jene Elemente, denen der Krieg letzten Endes eine Geld- und Kapitalfrage ist. Das sind schließlich auch solche, die bei Beginn des Krieges unangenehm berührt und unwillig in den Seitengassen standen, als durch die Reichshauptstadt Tausende und aber Tausende in patriotischer Begeisterung zum Schloß zum Kaiser zogen und Zeugnis für die gerechte Sache dieses Krieges gaben. Das sind jene Kreise, die, so oft eine neue Verschärfung des Krieges eintrat und eintreten mußte, flaumachend und wehklagend beiseite standen. Das sind jene Überklugen, die ängstlich auf jedes Wort vom Ausland horchen und doch selbst vor dem Kriege jahrzehntelang die schmutzige Wäsche des deutschen Volkes mit Wollust vor jenem Ausland gewaschen haben. Kurz, daß sind die kleinen Gruppen der Pazifisten, der Flaumacher, der Miesmacher, der Englandfreunde und Amerikasucher, der Gegner von Tirpitz und Falkenhayn und jedes starken Mannes, das sind die offenen oder stillen Gegner des U-Bootkrieges und des Handelskrieges gegen England, die Gegner der Zeppelinflüge und der Fahrten unserer Kreuzer nach England. Kurz, das sind alle die Elemente, die im Börsengeist den Krieg und den Friedensschluß betrachten, die kein Verständnis für die Vergrößerung von Deutschlands Grenzen und Deutschlands Macht aufkommen lassen wollen. Alle diese Elemente sind Geistesgenossen und Kostgänger jener beiden Blätter seit Monaten. Ihr Geist findet in diesen Blättern den Ausdruck. Darin liegt die Gefährlichkeit der rührigen, aber kleinen Flaumachergruppen, die man natürlich auch im Auslande kennt. Diese Elemente und diese Zeitungen klammern sich nun seit Monaten an die Rockschöße des Reichskanzlers. Sie wollen damit die Welt glauben machen, der Reichskanzler sei ihr Mann, sei Vertreter und Vollstrecker ihrer Ideen, Ziele und Ideale. Sie tun so, als ob der Reichskanzler in ihrem Geiste den Krieg und den kommenden Frieden und das Kriegsziel betrachte. Da das Ausland ganz genau die Meinungen der Gruppen kennt, die um das B. T. und um die Fr. Ztg. sich gruppieren, so ist die Gefahr, daß diese Kreise mit ihrer Haltung den Glauben erwecken, daß der Reichskanzler etwas mit dem Geist jener Gruppen gemeinsam hätte, nicht gering zu schätzen. Das wäre ein Unglück für das Deutsche Reich und für das deutsche Vaterland. Das müßte die Stimmung im Inland niederschlagen und das Ausland ermutigen. Alles, was flau macht und Schwäche zeigt, muß heute, wie die Verhältnisse liegen, vom Reichskanzler und vom deutschen Volke verworfen werden. Dem Reichskanzler selber kann daher die Parteinahme jener Blätter, die sich den Anschein geben, seine Leibgarde zu bilden, nur als ein großes Unglück erscheinen, denn auch er muß sich heute über die Tendenzen und Ziele der oben gekennzeichneten Gruppen völlig klar geworden sein. Vom innerpolitischen und außerpolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet, könnte nichts für den Krieg und den kommenden Friedensschluß verhängnisvoller sein, als der Eindruck, daß der Reichskanzler nur von diesen Gruppen gehalten und gedeckt würde, der großen Mehrheit des übrigen Volkes und seinen großen patriotischen Hoffnungen aber ferne stehe."

Ist der Angriff auf Ägypten im Sommer möglich? Angesichts der Verzögerung, welche der Angriff auf Ägypten durch die Kriegslage erlitten hat, ist man vielfach der Meinung, der Feldzug nach Ägypten sei überhaupt nur in den Wintermonaten möglich und müsse des Klimas wegen mit Ende des Monates Hornung abgeschlossen werden.

Allerdings beginnen in manchem Jahre schon im Lenzmond die „Chamsine" genannten heißen Sandstürme durch die Wüste und über das Nilland zu fegen und die Luft derart mit feinstem Flugsande zu erfüllen, daß die sonst so glänzende Südlandssonne oft nur mehr wie eine strahlenlose rote Papierlampe am Himmel zu hängen scheint. Aber erstens wehen diese Sandstürme keineswegs alle Jahre mit gleicher Heftigkeit — in den letzten drei bis vier Jahren vor dem Kriegsausbruche spürte man während des ganzen Frühjahres fast nichts davon und konnte daher täglich in die Wüstenwadis hinter der Zitadelle von Kairo auf die Jagd gehen. Zweitens weht der Chamsin, wenn er wirklich auftritt, was mit voller Heftigkeit meistens erst im Ostermonde der Fall ist, höchstens nur bis zu vier Tagen ununterbrochen, wonach dann wieder eine Woche herrlichster, erfrischender Kühle infolge eintretender Gegenströmung aus Norden folgt. Erst im Mai tritt dann anhaltend drückende Hitze der heißen Jahreszeit ein. Aber spielte sich nicht der ganze Schlußakt des Sudanfeldzuges gegen die Machdisten gerade im Hochsommer ab? Und der Sudan ist doch ungleich heißer und schwüler, als der ägyptische Sommer und als insbesondere das stets von der See erfrischte Kanalgelände von Sues bis Port Said. In Omdurman z. B. sucht man selbst im Monate Hartung um 9 längstens 10 Uhr vormittags, wenn die Luftspiegelungen in der Wüste begonnen haben, gerne ein schützendes Dach auf. Aber schlugen die Engländer und Ägypter nicht die Vernichtungsschlacht bei Omdurman (Kerreri) gegen den Chalifa Abdullahi und seine Machdistenhorden am zweiten Scheidings und die bei Toschki in Nubien unterhalb Abu Simbel gar am dritten Ernting — also im höchsten Hochsommer? Was aber Kitchener mit seinen englischen Söldlingen und ägyptischen Fellachensöhnen fertig brachte, das sind doch wohl die Türken unter deutscher Führung erst recht imstande. Napoleon I. landete am ersten Heuerts, also auch im Hochsommer bei Alexandrien, schlug die Mamluken am 21. Heuerts 1798 zwischen Embabeh und den Pyramiden, zog mit seinen Franzosen am 25. Heuerts in Kairo ein und sein General Desaix verfolgte die fliehenden Mamlukenbeys noch bis zum 7. Lenzmonds 1799 und bis nach Philae oberhalb Asswan, wie die Inschrift in der rechten Torwand des dortigen Isistempels besagt, womit die Franzosen ihre Eitelkeit an der Stätte mehrtausendjähriger Kultur verewigten. Also überstürzen brauchen sich wohl auch die Türken aus klimatischen Rücksichten am Sueskanal keineswegs und tun es ja auch sichtlich nicht. Es ist darum noch immer das Beste zu hoffen, auch wenn sich ihr Angriff auf die Kanalbefestigungen in den Sommer hineinzieht. Darin aber haben die laut gewordenen Kleinmutsstimmen allerdings recht, daß dies ungünstiger ist, als wenn der Angriff noch in der kühleren Jahreszeit erfolgt wäre. Doch diese Ungunst gilt ja dann nicht bloß für den Angreifer, sondern in gleichem Maße auch für die von den Engländern aus allen Weltgegenden der Erde zusammengeworbenen Verteidigerscharen, die nicht minder darunter zu leiden haben, wodurch sich das Verhältnis wiederum ausgleicht. — Adolf Harpf.

Die Strömungen in der sozialdemokratischen Minderheit. Die „Chemnitzer Volksstimme" schreibt, daß in der sozialdemokratischen Minderheit sechs verschiedene Gruppen vorhanden seien, die sie folgendermaßen kennzeichnet:

1. Gruppe Spartacus. Will die Nationen überhaupt abschaffen oder wenigstens die sozialdemokratischen Parteien in den einzelnen Ländern und die Organisationen alsbald internationalisieren.

2. Gruppe der „Lichtstrahlen" und der „Internationale". Verwirft diesen Plan, will aber rücksichtslosen Klassenkampf, ohne auf die Landesverteidigung zu achten, und sieht, wie die erste Gruppe, die 18 (das sind die 20 minus Liebknecht und Rühle) als Schwächlinge und Memmen an.

3. Gruppe Ledebour — Adolf Hoffmann. Nehmen an der Zimmerwalder Konferenz teil und wollen die Internationale und den Klassenkampf alsbald wieder eröffnen, gestehen aber grundsätzlich das Recht zur Landesverteidigung zu.

4. Gruppe „Neue Zeit". Billigt die Aktion der 20, will aber die Internationale nicht auf dem Wege über Zimmerwald, sondern über das Internationale Bureau im Haag (früher Brüssel) neu beleben.

5. Gruppe Bernstein billigt grundsätzlich die Landesverteidigung und hält die Kriegskreditbewilligung wenigstens für Franzosen, Belgier und Engländer noch heute für erlaubt; aber die Deutschen sollen durch Entgegenkommen wieder Vertrauen in der Internationale werben und sie auf diese Weise wieder herstellen. Wünscht einen Friedensschluß unter Verzicht auf Elsaß-Lothringen, das dann über sein Schicksal durch Volksabstimmung entscheiden soll.

6. Gruppe: Die große Mehrheit der Minderheit billigt grundsätzlich die Landesverteidigung und Kriegskreditbewilligung, will aber jetzt durch Kreditverweigerung gegen Annexionspläne und Mißstände in der inneren Verwaltung Deutschlands protestieren.

Mit einiger Ironie fügt die „Chemnitzer Volksstimme" hinzu: „Das Register ist nicht ganz vollständig, weil die Gruppen auch in sich noch nicht ganz einheitlich sind, sondern sich in manchen Fragen noch in ihrem eigenen Innern bitter bekämpfen. . . ." — Was hätte eine national gerichtete Politik unter solchen Umständen erreichen können!

An die deutschländischen Juden wendet sich die Zeitschrift: „Im deutschen Reich" des Zentralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens im Februarheft mit folgendem fettgedruckten Aufruf: „Trotzdem seit Beginn des Krieges die deutschen Juden in vollstem Maße ihre Pflicht erfüllen, werden jetzt bereits in der Zeit des Burgfriedens Stimmen laut, die ihnen mangelnde Beteiligung am Heeresdienst, Kriegswucher und sonstiges ungehöriges Verhalten vorwerfen. Gegen derartige Anschuldigungen in schärfster Weise Front zu machen, ist unsere heilige Pflicht. Wenn einzelne Verfehlungen unserer Glaubensgenossen vorgekommen sind, so hat dies mit ihrem Judentum gar nichts zu tun. Bei den Bekennern anderer Religionen ist Gleiches vielfach festgestellt worden; auch hier gilt der Spruch: peccatur intra muros et extra; ‚es wird innerhalb und außerhalb der Mauern gesündigt'. Um gegen derartige Angriffe, deren stärkeres Hervortreten nach dem Friedensschluß nicht ausgeschlossen ist, möglichst gerüstet zu sein, richten wir an alle unsere Mitglieder die dringende Bitte, alle zu ihrer Kenntnis gelangenden Fälle zu sammeln und uns mitzuteilen, aus denen einwandfrei hervorgeht, daß derartige den Juden nachgesagte Handlungen auch bei Nichtjuden vorgekommen sind." —

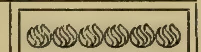
Portugals Judaslohn. Als Judaslohn für den Lissaboner Schiffsraub erhält Portugal von England eine Anleihe von 300 Millionen Franken und eine „Miete" von 50 Millionen Franken für die Benutzung der geraubten Dampfer, von denen übrigens 22 unter 37 durch absichtliche Beschädigung des Maschinenraumes von seiten der deutschen Matrosen drei Monate lang unbrauchbar sein werden. Wieviel Geld England zur Bestechung der portugiesischen Minister, der Kortes und der Presse aufgewendet hat, ist noch unbekannt. Man sagt, daß der englische Gesandte in Lissabon hierfür mindestens eine Million Pfund Sterling verausgabt hat. („Deutsche Tageszeitung".)

Wie man englischer Baron wird. Eine Geschichte, „wie man englischer Baron wird", erzählt das „American Magazine". Der — allerdings etwas zweifelhafte — Held dieser Geschichte ist Herr William Waldorf Astor, der bekannte amerikanische Multimillionär, der jetzt den Titel eines Barons Astor von Hever Castle führt. Das „American Magazine" berichtet, daß Herrn Astor die Erwerbung dieses Titels im ganzen 11¾ Millionen Dollars oder nicht viel weniger als 50 Millionen Mark gekostet habe. In den Vereinigten Staaten ist dieser Astor herzlich unbeliebt, seitdem er im Jahre 1891 unter der Begründung, Amerika sei kein Land, in dem ein Gentleman leben könne, seine Heimat verlassen hat und nach London übergesiedelt ist. Dort begann er alsbald mit seinen Anstrengungen,

eine gesellschaftliche und politische Rolle im englischen Leben zu spielen. Der Eigentümer eines der schönsten Londoner Paläste, Lansdowne House, brauchte gerade bar Geld, und diese Gelegenheit benutzte Astor, um ihm das Haus abzukaufen. Nicht genug daran, erstand er nach kurzer Zeit noch einen zweiten Londoner Palast, nämlich das prächtige Cliveden House an der Themse, das bisher dem Herzog von Westminister gehört hatte. Bei diesem Kaufe geriet er jedoch mit dem Herzoge in einen Konflikt, der stark nach dem Emporkömmling schmeckt. Astor hatte nämlich das Haus mit allem Hausrat und Zubehör gekauft; der Herzog von Westminster forderte jedoch das Gästebuch des Hauses, worin sich eine große Anzahl berühmter und vornehmer Besucher eingezeichnet hatten, als sein persönliches Eigentum zurück. Die allgemeine Auffassung war, daß das Gästebuch des Hauses ebenso als Privateigentum des vorigen Besitzers anzusehen sei, wie etwa ein Bündel Privatbriefe — aber Herr Astor war hiervon nicht zu überzeugen; er hatte das Haus mit allem, was drin war und dazu gehörte, gekauft, und so gab er auch das Gästebuch von Cliveden House nicht heraus. Inzwischen hatte er bereits fleißig von sich reden gemacht, wenn auch nicht gerade immer im vorteilhaftesten Sinne. Er gab Bälle und Feste, die Ströme von Geld kosteten. Die amerikanische Zeitschrift rechnet, daß ein einziges Fest, das Astor dem gegenwärtigen englischen Königspaare gegeben hat, ihm auf drei Millionen Mark zu stehen gekommen ist. Allein die Unsicherheit des Emporkömmlings spielte ihm auch hier böse Streiche. So hatte König Eduard, damals noch Prinz von Wales, nach langen Bemühungen eingewilligt, Astors Gast in Cliveden House zu sein und dort eine Nacht zuzubringen. Der Amerikaner hatte sich ausgedacht, den Prinzen am nächsten Morgen in einem pompös ausgestatteten Schiffe auf der Themse spazieren zu fahren; aber als er seinem Gaste das meldete, erregte er den größten Anstoß, denn der Prinz von Wales beanspruchte die Programme für seine Besuche selbst festzusetzen, nicht aber über sich verfügen zu lassen. Um zu politischem Einflusse zu kommen, kaufte Astor die damals recht heruntergekommene „Pall Mall Gazette", den „Observer" und andere Blätter, die er im allerstrengsten Tory-Sinne leiten ließ; diese Ankäufe sollen ihn im ganzen zehn Millionen Mark gekostet haben. 1899 gelang es ihm, die Naturalisation als Engländer durchzusetzen, und seit damals strebte er beharrlich nach dem Ziele, Eingang in den britischen Adel zu finden. Er erwarb Hever Castle, ein echt mittelalterliches Baronalschloß, wo Anna Boleyn einst das Licht der Welt erblickt hat, und er sparte nicht mit seinen Millionen, wenn es galt, sich Einfluß oder Beliebtheit zu verschaffen. Für Hospitäler und Wohltätigkeitszwecke, für die Kriegshilfe und ähnliche Einrichtungen soll er zwölf Millionen Mark ausgegeben haben. Im persönlichen Verkehre tat er es nicht mehr unter dem Baron und dem Grafen und als Gesellschafterin für seine Tochter „mietete" er sich eine Gräfin, was ihm eine Ausgabe von einer Million verursacht haben soll. Trotz alledem blieben seine Bemühungen um die Verleihung eines Adelstitels sowohl bei der konservativen wie bei der liberalen Regierung noch jahrelang erfolglos, und erst die gegenwärtige Koalitionsregierung hat sich gnädigst entschlossen, den bettelnden amerikanischen Millionär mit dem Baronetstitel zu beglücken. Es ist zwar nur der niedrigste aller englischen Adelstitel, aber Baron Astor von Hever Castle kann doch jetzt seinen Sitz im Oberhause einnehmen und einen samtenen Scharlachmantel mit einer doppelten Reihe von Hermelinbesatz sowie eine Baronetskrone tragen. Wert: etwa 50 Millionen Mark. Börsenmakler, Kaufleute usw. pflegen in England für ihre Adelung nicht mehr als 200 000 Mark aufzuwenden.



Bücherbesprechungen.



Zeichnungen aus der nordisch-germanischen Mythologie. Mehr als ein Jahrtausend haben die Schriftsteller, die Dichter und Künstler des Abendlandes ihre Teilnahme

biblischen Stoffen, den jüdischen wie den christlichen zugewandt. Das Christentum verdunkelte und verdrängte die heimischen Gegenstände, den nationalen Stoffkreis in einem Umfange, von dem man sich meist keine rechte Vorstellung macht. Was wäre aus der griechischen Kultur und Kunst geworden, wenn eine fremde Geistesmacht den heimisch-nationalen Stoffkreis so ausgelöscht hätte, wie es bei uns der Fall war! Was hat die nationale Kunst einem Werke, wie den Deckengemälden Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle an die Seite zu setzen, deren Stoffkreis der Bibel entnommen ist! Wenn wir etwas haben, was dem Homer ebenbürtig erachtet wird (die Nibelungen?), haben wir denn eine unserer Eigenart entsprechende Kultur und Kunst, die wie die der Griechen sich auf Homer aufbaut? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Im letzten Jahrhundert erst ist seit Herder und der Romantik ein Erwachen des Germanentums erfolgt. Aber immer ist es noch höchst dankenswert, wenn junge Künstler sich der nordischen Stoffwelt zuwenden, und statt flacher Darstellungen tiefgründige, bedeutsame Arbeiten schaffen, die uns erst zeigen, welche ungeahnten Schätze in unserer angestammten Geisteswelt liegen, deren Überlieferung wir nur zu unserem größten Schaden außer acht gelassen hatten. In die Mode wird ein solcher Künstler, namentlich wenn er herb, schwer und gedankenvoll ist und den Betrachtern Nachsinnen und Vertiefung auferlegt, nicht kommen. Ein solcher echter Künstler ist der Maler Hans Steinhausen, auf dessen höchst bemerkenswertes eigenartiges Schaffen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders richten möchten. Kein Liebhaber des germanischen Mythos wird bereuen, sich nach Wahl Blätter und Zeichnungen aus der Weltschöpfungssage (Kosmogonie) der Edda oder der Baldersage bei dem Künstler zu bestellen (Anschrift: Berlin-Südende, Potsdamerstr. 23) und er kann so mit ganz geringen Kosten Originale erwerben (die Handzeichnungen sind kleinen Umfanges). Auf diese Art würde der guten Sache gedient und zugleich ein schwer ringender Künstler unterstützt, der uns, nach den bisherigen Proben seines Könnens, weit mehr zu sagen hat, als die unendliche Masse der platten Bildermaler und nichtigen Skizzierer. Es ist möglich, daß die großartige Schöpfung Hans Steinhausens, die uns zum ersten Male zeigt, daß die nordisch-germanische Kosmogonie an Tiefsinn der Kosmogonie aller anderen Völker weit überlegen ist, später in einer besonderen Bildmappe mit farbigen Blättern erscheint.

Dr. Ernst Wachler.

Gedanken eines Holländers über den Weltkrieg. Von E. van Dieren, prakt. Arzt in Amsterdam. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. F. Leviticus. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin SW. 11). Preis 1,80 M.

Der Verfasser dieses Buches, ein bekannter holländischer Arzt, hat es als seine Pflicht erachtet, als Neutraler der großen Zahl Lügner, Verleumder und Haßsäer, die namentlich in Holland ihr schmähliches Handwerk betrieben, entgegenzutreten und seinen Mitbürgern über diese gefährlichen Elemente die Augen zu öffnen. Als das Buch in Holland erschien, wirkte es, wie ein niederländisches Blatt bemerkt, wie ein reinigender Sturmwind. In besonders bemerkenswerter Weise geht der holländische Verfasser mit dem durch seine Deutschfeindlichkeit bekannten Blatte: „De Telegraaf“ ins Gericht. Die vom Verfasser im Sommer v. J. in der Frage: Ist „De Telegraaf“ eine englische Zeitung? ausgesprochene Prophezeiung ist inzwischen durch die neuerlichen Enthüllungen in Holland bestätigt worden. Die von aufrichtiger Wahrheitsliebe beseelte Schrift wird auch in Deutschland dieselbe Beachtung finden, die ihr im Heimatlande des Verfassers entgegengebracht worden ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 29. 3. 16.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 2 | 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Heldische und händlerische Staatskunst.

Vom Herausgeber.

Schon im Februarheft 1916, S. 572 wurde auf den weltweiten Unterschied zwischen Staatsmännern der heldischen und der händlerischen Art im Vorübergehen hingewiesen. Wie mit den Personen, so verhält es sich natürlich auch mit den Sachen, d. h. mit den in beiden Fällen zu lösenden Aufgaben, die in klarer Ausprägung — was nicht immer zutrifft — sowohl in den Zielen wie in den Mitteln und Wegen himmelweit — man könnte auch sagen höllenweit — voneinander geschieden sind. Es sind eben von Grund aus andere, ja diametral entgegengesetzte Weltanschauungen und Lebensauffassungen, die in beiden Fällen für die persönliche Lebens- wie für die Staatskunst weg-, maß- und zielgebend sind.

Die Kluft zwischen den beiden ist wohl immer, mindestens solange vorhanden gewesen, als es Menschen und menschliche Gemeinwesen verwickelterer Art gibt; sie ist aber noch niemals mit solcher weithinleuchtenden Klarheit und solcher überwältigenden Wucht zutage getreten, wie in diesem größten und furchtbarsten aller Kriege. Schon daraus könnte, müßte man schließen, daß nach solchen Ereignissen nicht alles beim alten bleiben kann, daß wir am Vorabend einer Weltkatastrophe und einer Weltenwende größten, allergrößten Stiles stehen. Etwas Ähnliches mag schon mehrmals dagewesen sein, ein Gleiches noch nicht.

Entwicklungen, Verwicklungen und Katastrophen ähnlicher Art mußten in immer größerem Umfange entstehen und vor sich gehen von dem Augenblicke an, als der Mensch sich von der Natur zur Kultur erhob, als er nicht mehr, wie jedes andere Geschöpf, bloß den Naturgesetzen unterworfen war, sondern darüber hinaus sich selbst Gesetze gab, als er erkannte und bekannte, was gut oder böse, schön oder häßlich, gerecht oder ungerecht ist bezw. für eine bestimmte Gemeinschaft sein soll. Solange der Mensch ein bloßes Naturwesen war, stand er noch „jenseits von gut und böse", tat er rein instinktiv, sonder Skrupel und Zweifel das, was ihm seine besondere (für gewisse Zwecke vollkommen oder unvollkommen angepaßte, starke oder schwache) Natur gebot. Er konnte nicht oder doch nur ganz vorübergehend irren, weil die Natur selbst jeden Irrtum sofort oder sehr bald, unmittelbar oder mittelbar bestrafte, und zwar, je nach der Schwere des Falles, mit Schmerz, Siechtum, Tod, entweder für seine einzelne Person, oder für das Gemeinschaftswesen, dem er angehörte, das ihn schützte und stützte.

Schon mit dem ersten Schritte über die Natur hinaus zur Kultur, über das instinktive Gefühl zum bewußten Geist begann für den Menschen das, was man in engeren Grenzen Lebensklugheit, Lebenskunst, in weiteren Grenzen und auf höherer Stufe Politik, Staatsklugheit, Staatskunst nennt. Damit eröffnete sich der Mensch für den Kampf um Dasein und Macht größere Möglichkeiten, setzte sich aber auch größeren Gefahren aus. Wagte er sich dabei zu weit vor, verlor er Mutter Natur ganz aus den Augen, oder begann er gar, sie zu verachten, ihre warnenden Lehren in den Wind zu schlagen, dann rächte sie sich früher oder später, und zwar um so furchtbarer, je wissen- und gewissenloser er sich über sie, die Urquelle aller Gesundheit und Kraft, hinweggesetzt hatte. Davon erzählen die mystischen Mythen der Vorzeit wie die urkundlich beglaubigte Geschichte recht grausige Dinge. Eine solche Rache der Natur und zugleich eine mehr oder weniger weitgehende Rückkehr zu ihr ist der Krieg, und da der Krieg stets in irgendeinem Sinne „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" ist — es gilt das für die Innenpolitik (Revolution) wie für die Außenpolitik —: so spricht Sieg oder Niederlage im Kriege zugleich auch das Urteil darüber, ob die Politik, die mit Absicht dahin führte, richtig oder falsch war. Wie der General von Clausewitz diese eine Bedeutung des Krieges richtig erkannte, so erahnte Bismarck jene andere, indem er sagte: „Der Krieg ist der natürliche Zustand des Menschen. Wen er nicht umbringt, den macht er gesund."

Aus der Größe und Furchtbarkeit des gegenwärtigen Krieges kann man ungefähr ermessen: einerseits, in welchem Umfange und in welchem Grade die europäische Kulturwelt von der gesunden Natur und wahren Kultur sich entfernt hatte, andererseits, wie falsch, wie verblendet die Politik gewesen sein muß, die diesen Krieg absichtlich herbeigeführt hat. Daß dabei die Rache der beleidigten Natur und Kultur in gewissem Maße auch

uns, die Sieger trifft, ist nur gerecht; denn auch wir hatten uns vor dem Kriege in der gedachten Hinsicht mit nicht geringer Schuld beladen. Auch unsere Lebensweise und auch unsere Politik ist, wenn auch in anderem Maße als bei unseren Feinden, falsch, natur- und kulturwidrig gewesen. Indessen hat sich das Maß der Strafe im ganzen — abgesehen vom Einzelnen — schon danach bemessen und wird sich noch weiter danach abmessen, wie sehr die eine und die andere Partei die Rache der beleidigten Natur und Kultur verdient hat. Auch die protzenhafte neue Welt jenseits des „großen Teiches", die sich über die unserige so erhaben vorkommt, wird noch daran glauben müssen. Ihr Hochmut wird schrecklich, vielleicht noch schrecklicher zu Fall kommen, als das im Mutterlande ihrer Afterkultur früher oder später, plötzlich oder allmählich geschehen wird.

Schon aus diesen kurzen vorbereitenden Andeutungen ergibt sich ein gewisser Hintergrund und eine gewisse Perspektive für die Kennzeichnung und Bewertung des hier in Rede stehenden Gegenstandes. Man vermag zu ahnen, daß es sich dabei um das Erste und das Letzte alles menschlichen Wissens und Könnens: auf der einen Seite um das Größte, Edelste, Erhabenste, auf der anderen Seite um den tiefsten Abgrund der Gemeinheit und Niedertracht handelt. Man sieht schon dunkel das gute und das böse Prinzip, Ormuzd und Ahriman, Balder und Hödur, Gott und Teufel aus dem Urquell des Seins, aus dem Brunnen der Urd, wie unsere germanischen Vorfahren sagten, emporsteigen und miteinander um die Weltherrschaft ringen. Dieser Gegensatz, dieser „Dualismus", erscheint in einer harmonisch geordneten Welt sonderbar, aber vielleicht muß das unter unvollkommenen Menschen so sein, vielleicht hat Goethe recht, wenn er im „Faust" keinen Geringeren als den Herrgott selbst sagen läßt:

> „Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
> Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
> Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Wie wenig erst das Wesen der Staatskunst im höheren Sinne wissenschaftlich erfaßt, geschweige denn erforscht ist, zeigt sich schon daran, daß meines Wissens bisher noch immer nur von der Staatskunst schlechthin, als wie von einer einzigen und in sich einigen Sache die Rede gewesen ist, daß man also die zwei von Grund aus verschiedenen Arten derselben bisher noch gar nicht erkannt und anerkannt, das Problem also noch nicht einmal richtig gestellt hat. Und doch ist das die erste Voraussetzung, unter der überhaupt Klarheit und Wahrheit in die sonst unentwirrbare, für gewisse Menschen höchst verwickelte, weil von anderen vielleicht absichtlich verwirrte Sache gebracht werden kann.

Man kennzeichnet das Wesen der heldischen Staatskunst einerseits und der händlerischen andererseits ganz einfach und doch im wesentlichen schon erschöpfend dadurch, daß man die eine staataufbauend und staat-

erhaltend, die andere, soweit der „Staat" dabei überhaupt in Betracht kommt, *abbauend*, *ausbeutend*, *zerstörend* nennt. Eine rein händlerische Politik hat denn auch noch niemals irgendwo und irgendwann ein Staatswesen im Sinne der vollständigen und harmonischen Organisation, also ein eigentliches Staatswesen geschaffen, aber schon recht viele vernichtet. Soweit die händlerische Politik überhaupt auf eine gesellschaftliche Organisation zum Zwecke größerer Machtentwicklung ausging, war es stets eine *bandenartige* zum Zwecke gemeinsamen Raubes oder gemeinsamer wirtschaftlicher Ausbeutung. Es wäre ihr auch gar nicht möglich, ein höher entwickeltes, organisch abgestuftes Gemeinwesen zu schaffen, weil sie dann das bandenhafte Prinzip der Gleichberechtigung aller Einzelnen, den absoluten Individualismus und Liberalismus aufgeben müßte. Andererseits wiederum muß sie dies Prinzip der Gleichberechtigung aller Einzelnen beim Zusammenleben mit anderen als täuschenden Köder aushängen, weil nur dadurch die Händler und Räuber für sich ein Vorrecht und schließlich die absolute Herrschaft über die anderen, d. h. alle ehrlich Schaffenden erlangen können. Sie wissen, daß Gleichberechtigung für sie und ihre Praktiken soviel wie Bevorrechtung ist. Unter Ehrlichen ist der Unehrliche stets im Vorteil, falls er nicht als unehrlich gebrandmarkt ist.

Für eine solche, auf die geistige und materielle Schöpferkraft *anderer* gegründete Schmarotzerexistenz räuberischer oder händlerischer Art war in früheren Zeiten die von starken Mauern umgebene und — im Falle der händlerischen Art — von Söldnern verteidigte Stadt, oder eine Insel im Meere, oder eine schwer zugängliche Meeresküste der beste Schutz. Erst in neuerer Zeit, als es der händlerischen und räuberischen Politik — sonst lebten Händler und Räuber gewöhnlich in einer Art von Symbiose (Lebensgemeinschaft) miteinander — gelang, in die von heldischer Staatskunst geschaffenen Gemeinwesen gewaltsam oder friedlich erobernd einzudringen, haben sie einen eigentlichen *Selbstschutz nicht mehr nötig*. Die organisch gegliederten und militärisch straff organisierten Staatswesen heldischer Art bieten jetzt unwissentlich den Schutz, den sonst die von Räuberbanden oder Söldnern (Condottieri) verteidigten Stadtmauern, oder die Insel, oder die schwer zugängliche Meeresküste gewährte. Dieser merkwürdige Zustand ist eine besondere Eigentümlichkeit unserer sogenannten „modernen", von gewisser Seite so viel gepriesenen Zivilisation: — in Wahrheit ein *verblüffender Triumph moderner Täuschungskunst*. Man könnte allenfalls verstehen, daß eine *gewaltsame* Eroberung, ein *räuberischer* Einbruch in heldisch organisierte Staatswesen immerhin möglich ist, wenn auch natürlich nur im Falle entsprechend weit fortgeschrittener Entartung, schwer verständlich ist dagegen die *friedliche*, rein händlerische Eroberung. Auch dieser muß selbstverständlich ein entsprechender Verfall der bezüglichen Staatswesen vorausgegangen sein; aber selbst dann ist der friedliche Einbruch und die schließliche Eroberung eben nur durch eine in ihrer Art *grandiose*

Täuschungs- und Verstellungskunst denkbar. Um eine solche handelt es sich denn auch bei der händlerischen Politik im Gegensatze zur heldischen.

Erstere ist, wie der Geist der Verneinung selbst, stets negativ in bezug auf alles, was der heldische Geist und die ihm entsprechende Lebens- und Staatskunst geschaffen hat, was er erhalten, oder auf eine noch höhere Entwicklungsstufe bringen will. Natürlich darf aber die händlerische Politik ihren negativen, unschöpferischen, ja ausbeuterischen und zuletzt zerstörenden Charakter nicht offen zugeben. Sie muß vielmehr die politischen Werte so umzuwerten, umzudeuten suchen, daß ihre Setzung als positiv, fortschrittlich, die des heldischen Geistes dagegen als negativ, rückschrittlich „reaktionär" erscheint. Selbstverständlich ist das nur durch eine direkte oder indirekte Verleumdung der von heldischer Staats- und Lebenskunst geschaffenen hochkulturellen Werte, namentlich ihrer sozialen, staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen möglich. Sie nennt also z. B. jene geistige und sittliche Freiheit, wie sie der heldische Geist meint, „Knechtschaft" und setzt dafür als „Freiheit" das, was im Grunde nur schlimmste persönliche Willkür, absoluter Individualismus ist. Natürlich weiß sie, daß diese Willkür bis zu einem Grade nur für die zur „Bande" Gehörigen gegenüber den außerhalb Stehenden möglich ist, wenn nicht die allgemeine Anarchie eintreten soll. Aber solange noch die vom heldischen Geiste geschaffene Ordnung einigermaßen besteht und erhalten wird, ist die Gefahr, welche die „Bande" mit der von ihr verkündigten „Freiheit" läuft, nicht allzu groß. Ebenso nennt sie jene heilsame staatliche, soziale, wirtschaftliche Ordnung, jenes möglichst vollständig und harmonisch, nach dem Vorbilde eines gesunden, starken und schönen Organismus aufgebaute Gemeinwesen heldischer Art, das jedem das Seine, nicht dem einen zu viel, dem anderen zu wenig geben will und das darum — bei der natürlichen Ungleichheit der Menschen — eine gewisse soziale Abstufung haben muß, Ungerechtigkeit, Ungleichheit, Unbrüderlichkeit und setzt dafür das gleiche Recht für alle, auch für die von Natur und Kultur noch so Ungleichen und Unwürdigen. Auch das ist natürlich nur ein Köder für die Dummen, der ihr nicht schadet, denn sie weiß, daß dieses gleiche „Recht" — gerade wie jene „Freiheit" — in Wahrheit wieder nur für die zur „Bande" Gehörigen besteht und daß für das Maß der Rechte der übrigen nach wie vor die Macht, namentlich die wirtschaftliche, der Reichtum entscheidet; aber sie behält dieses Wissen sorgfältig für sich und lenkt, wenn etwa hie und da die richtige Einsicht aufdämmert, die öffentliche Aufmerksamkeit flugs auf andere, für sie gleichgültige oder nützliche, d. h. der heldischen Ordnung schädliche Dinge ab. Der dumme Pöbel oder der dumme Staatsmann, auch wenn er sich noch so „gebildet" und „aufgeklärt" dünkt, ahnt von dieser Absicht gewöhnlich nicht das geringste.

Auch in jeder anderen Beziehung zeigt sich die händlerische Staatskunst als das Widerspiel der heldischen. Wo z. B. diese auf Eintracht und

Einigkeit ausgeht, da stiftet jene Zwietracht und Uneinigkeit. Sie muß das, weil sonst eine Bande von vergleichweise wenigen Einzelnen nicht eine große Masse beherrschen und ausbeuten könnte. Gewiß können wenige, kann sogar ein Einzelner ein ganzes großes und in sich vollkommen einiges Volk beherrschen, aber er muß dann das nötige Ansehen und Vertrauen genießen. Dieses Ansehen und Vertrauen können Ausbeuter niemals oder niemals lange erhalten, und darum eben müssen solche Herrscher die Beherrschten gegen einander ausspielen, was sie gewöhnlich nur durch Erregung von Zwietracht erreichen können. „Divide et impera“ ist darum für solche Herrscher das Geheimnis des Erfolgs.

Das gilt sowohl im Innern wie außerhalb der von der händlerischen Machtpolitik beherrschten oder für ihre Herrschaft in Anspruch genommenen Staatswesen. Natürlich müssen die nötigen Vorbedingungen dafür vorhanden sein oder von ihr geschaffen werden. Wo es also noch keine eigentlichen politischen Parteien — bandenhafte Organisationen — gibt, da sucht sie solche mit allen Mitteln zu bilden und die jeweilig stärkste von ihnen unter ihren Einfluß zu bringen. Gelingt ihr das nicht, dann bekämpft sie diese Partei solange, bis die übrigen derselben das Gleichgewicht halten oder eine andere, von ihr besonders begünstigte Partei das Übergewicht erhält. Jetzt sorgt sie, daß die übrig bleibenden Parteien sich untereinander ungefähr das Gleichgewicht halten, damit sie mit der von ihr besonders begünstigten Partei für jede ihr nützliche Beschlußfassung eine Mehrheit hervorbringen kann.

Genau so, wie diese innerstaatliche, ist ihre zwischenstaatliche (internationale)[1] Politik. Auch hier muß sie den jeweilig stärksten oder von Natur am besten geschützten Großstaat unter ihren Einfluß oder womöglich unter ihre absolute Herrschaft bringen. Hat sie das erreicht, dann sucht sie mit Hilfe dieses Großstaates bei den übrigen die Machtfaktoren so zu verteilen und gegeneinander zu richten, daß möglichst vollkommenes Gleichgewicht besteht. Sie nennt das dann „göttliche Ordnung“, „Erhaltung des Friedens“, „Fortschritt der Zivilisation“, „Ziel der Menschheitsentwicklung“ oder wie gerade das gangbarste Modeschlagwort das angeblich „höchste Gut“ bezeichnet. Gelingt es ihr aber nicht, das jeweilig mächtigste oder am mächtigsten aufstrebende großstaatliche Gemeinwesen unter ihren Einfluß oder unter ihre Herrschaft zu bringen, dann sucht sie es auf jede Weise in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen, zu verleumden, zu beschimpfen, damit alle übrigen Angst oder Abscheu vor ihm bekommen und zu einer Koalition gegen dasselbe sich bereit finden lassen. Man sollte meinen, dieses Mittel wäre so plump, daß nur die Allerdümmsten darauf hineinfallen könnten; aber jeder mit der händlerischen Staatskunst nicht

[1]) Ich sage absichtlich nicht Außenpolitik, weil es für die händlerische Staatskunst, wie sich im folgenden noch deutlicher zeigen wird, weder Außen- noch Innenpolitik, sondern immer nur dieselbe Politik gibt, wenn sie das selbstverständlich auch schlau zu verschleiern sucht.

Vertraute rechnet eben auch in der internationalen Politik gemeinhin noch viel zu sehr mit den guten und viel zu wenig mit den schlimmen, gemeinen Trieben der Menschen. Diese überwiegen, namentlich wo sie in raffinierter Weise aufgepeitscht werden, in der großen Masse der Durchschnittsmenschen noch immer die guten; auch ist der gemeine Mann, ja selbst der Gebildete überall, sogar in den als „politisch reif" geltenden Ländern, politisch meist so unsagbar unwissend und harmlos, daß er gar nicht einmal von Natur sonderlich schlimm geartet zu sein braucht, um sich nur zu leicht zum Werkzeug händlerischer Machtpolitik bereit finden zu lassen. Wo nun aber gar das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht besteht, da ist es kinderleicht, die schlimmen Leidenschaften gegen die guten, die Torheit gegen die Weisheit auszuspielen. Im Dezemberheft 1915 und Januarheft 1916 ist das ja als „das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben" ausführlich dargestellt.

Selbstverständlich dient eine solche politische Behandlung den Völkern und Staaten nicht zum Heile. Es ist darum gar nicht zu verwundern, wenn das von aufbauender, heldischer Staatskunst Geschaffene dadurch allmählich immer mehr abgebaut und zersetzt wird, so daß in manchen Ländern nicht mehr viel davon übrig ist und die Anarchie, die Auflösung aller Ordnung und Autorität immer drohender in Erscheinung tritt. Ein gewisser Rest des alten, auf heldischer Grundlage geschaffenen Staates ist freilich noch überall, selbst in England und Frankreich, vorhanden. Nur in Amerika ist gar nicht erst der Versuch gemacht worden, ein eigentliches, einigermaßen festgefügtes Staatswesen organischer Art zu schaffen. Das hat sich schon gerächt und wird sich in Zukunft noch viel mehr rächen. Amerika wird noch die schrecklichen Erfahrungen machen müssen, die Europa schon seit tausend und mehr Jahren in abwechselnder Folge hinter sich hat. In Amerika gab es nichts staatlich Geschaffenes abzubauen und zu zerstören, die Händler und Räuber hatten hier die gesellschaftliche Organisation, soweit sie eine solche überhaupt für nötig hielten, gleich von vornherein, bei der Gründung, für sich in Anspruch genommen und für ihre Bedürfnisse nach englischem Muster zurechtgemacht. Im Namen der „Freiheit" und „Demokratie" wurde hier das Recht auf unbegrenzte Ausbeutung der mit Hand oder Kopf schöpferisch tätigen Bevölkerung mit großem, diese Bevölkerung täuschenden Reklame-Tamtam ausgerufen und gesetzlich — von einer gewissen Religion sogar sittlich — festgelegt. Man schämte sich auch gar nicht, das offen auszusprechen. „Jeder für sich, Gott für alle!" „Der Teufel hole das öffentliche Wohl!" (The common weal be damned!) Man darf sich darum nicht wundern, wenn, wie bereits im Juniheft 1915, S. 123 festgestellt, die große sogenannte „Republik" da drüben schon im Knabenalter sittlich verdorben ist und schon in diesem Alter gewisse Züge der Greisenhaftigkeit, das „marasmus senilis" zeigt. Und dabei ist sie bisher noch nicht einmal von außen ernstlich bedroht worden und hat ein staatlich gut erzogenes,

vorgebildetes Menschenmaterial gleich am Anfange in hinreichender Menge zur Verfügung gehabt! Wie wird es erst werden, wenn diese Quelle einmal völlig versiegt! Amerika ist in der Tat, aber in einem ganz anderen Sinne, als gewisse Leute meinen, „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten".

Jedoch auch in Europa sieht die Zukunft traurig aus, wenn man hier nicht endlich zwischen händlerischer und heldischer Staatskunst unterscheiden und — entscheiden lernt. Selbst der Händler sollte, wenn er über seine Nasenspitze hinaus zu denken vermag, einsehen, daß man nicht lange vom alten ererbten Kapital leben kann, wenn man es allzu stark angreift und kein neues hinzuschafft. Der bloße Geldreichtum und die vorübergehend fieberhaft in die Höhe getriebene industrielle Entwicklung darf nicht über den allzu schnellen Verbrauch der wahrhaft schöpferischen Kräfte hinwegtäuschen. Das geldliche Kapital ist nur der zahlenmäßige Ausdruck für Belastung der schöpferischen Kräfte mit Schulden, und das umlaufende Geld nichts als der Austauschvermittler für Werte, die nur von gesunder, geistig-sittlicher Kraft geschaffen und erhalten werden können. Wenn der letzte Rest dieser Kraft verbraucht ist, dann hat alles Geld und geldliche Kapital keinen Wert mehr. Der Händler muß dann wieder dem Räuber als Herren Platz machen, oder wieder mit ihm in Lebensgemeinschaft treten, bis dann wieder der Heldengeist, falls er nicht inzwischen ganz ausgestorben ist, neue sittliche und gesetzliche Ordnung schafft. . . . Das sind die Zukunftsaussichten einer unentwegt und ungehindert fortgesetzten händlerischen Machtpolitik.

Diese Politik hat eine eigene, in ihr selbst liegende Folgerichtigkeit, kann also, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten will, gar nicht anders sein oder werden. Da nämlich die händlerische Staatskunst von geistigen Machtmitteln nur eine raffinierte Täuschungs- und Verstellungskunst, von materiellen Machtmitteln nur das Geld zur Verfügung hat, so muß sie, wenn sie zur absoluten Herrschaft gelangen will, alles sonst noch Mächtige in der Welt entweder käuflich und verkäuflich machen, d. h. korrumpieren, oder auf das schärfste, bis zur Vernichtung bekämpfen. Dazu gehört vor allem der heldische Geist und die von ihm geschaffene militärische, soziale, staatliche, wirtschaftliche Ordnung. Wie sie diese als „Militarismus", „Knechtschaft" usw. von ihren freiwilligen oder bezahlten Mitläufern verleumden läßt, ist bereits erwähnt worden. Diese Verleumdung wird ihr dort auch leicht gelingen, wo die heldische Ordnung nicht mehr von lebendigem Geiste beseelt ist, also ihren staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Körper nicht mehr auf der Höhe der Gesundheit, Kraft, Schönheit zu erhalten und den neu erwachsenden Bedürfnissen gemäß weiter zu entwickeln vermag. In solchem Falle muß nämlich diese Ordnung allmählich verknöchern, versteinern, also greisenhaft entarten und dadurch der auf Abbau und Vernichtung gerichteten händlerischen Politik scheinbar recht geben. Das ist auch der Grund, warum diese Politik bisweilen auch aus anderen,

nicht händlerisch oder räuberisch interessierten Kreisen Zulauf und Unterstützung erhält.

Etwas anderes ist es jedoch, wenn der heldische Geist in einem Volke noch auf der Höhe der Kraft, oder wenigstens noch nicht gänzlich erstorben ist. Dann ist die Verleumdung der heldischen Ordnung nicht so leicht möglich, namentlich, wenn, wie zurzeit, ein großer Krieg ihre Daseinsberechtigung, ja Notwendigkeit glänzend erwiesen hat. Selbst dann muß freilich das in Rede stehende Volk, wenn es nicht trotzdem der händlerischen Täuschungs- und Verstellungskunst erliegen soll, von einem wirklichen Staatsmanne der heldischen Art geleitet sein. Ein solcher Staatsmann wird weder so feige sein, die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel nicht rücksichtslos zu gebrauchen, noch so dumm, die händlerischen Absichten nicht schon von ferne zu durchschauen. Beides ist notwendig, um diese Absichten rechtzeitig zu durchkreuzen, namentlich der Verleumdung, ehe sie recht zu wirken vermag, die Wirkungsmöglichkeit abzuschneiden. Der Staatsmann darf sich in dieser Beziehung nicht auf den sogenannten gesunden Sinn der Mehrheit des Volkes verlassen. Das eigentliche Volk ist, wie schon erwähnt, in politischer Beziehung überall nur zu unwissend und harmlos. Schon im Januarheft 1916 sagte ich, „daß man jeder Rasse und jedem Volke, auch dem geistig und sittlich höchststehenden, mit der Zeit jede beliebige Lehrmeinung über den Sinn der Welt und des Menschenlebens, jede beliebige staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung als die ‚beste‘ suggerieren kann, *falls nur die Suggestoren dazu lange genug die Macht haben, oder diese Macht von keiner Seite ernsthaft bestritten wird*“.

Es kommt also darauf an, die händlerische Politik, auch wenn sie sich im Anfange noch so selbstlos und gemeinnützig[1]) aufspielt, in ihren, wenn auch zunächst noch fernen, Endzielen sofort zu erkennen und gegen sie die die allein wirksamen Maßregeln, die gerade dem auf heldischer Grundlage aufgebauten Staatswesen am besten zur Verfügung stehen, zu ergreifen. Die heldische Staatskunst muß sich stets vor Augen halten, daß ihr Widerspiel, die händlerische oder räuberische, jede, auch die geringste Blöße sofort erspäht und für ihre Zwecke ausnutzt. Das *erste* Verfallszeichen eines auf heldischer Grundlage aufgebauten Staatswesens ist für die Händler und Räuber gleichsam das Signal, einen Einbruch zu versuchen oder wenigstens vorzubereiten. Dabei richtet sich der erste Angriff nicht sofort auf den (auch zu Beginn des Verfalls gewöhnlich noch sehr kräftigen und widerstandsfähigen) *Körper* des heldischen Staatswesens, d. h. dessen soziale, staatliche, wirtschaftliche Verfassung, sondern auf den *Geist*, bezw. auf die-

---

[1]) Mit Recht läßt Goethe Faust zum Teufel sagen:
„Nein, nein, der Teufel ist ein Egoist,
Er tut nicht gern um Gottes willen,
Was einem andern nützlich ist“.

jenigen staatlichen oder privaten Einrichtungen, die in einem solchen Gemeinwesen den heldischen Geist pflegen, vor Verfall bewahren sollen. Das sind besonders die Kirchen und die Schulen. Aber auch diese Anstalten sind, wenigstens im Anfange des Verfalls, noch zu widerstandsfähig. Die händlerische Staatskunst erfand darum selbst die Mittel, auf den Geist eines Volkes und Staates einzuwirken, ohne auf Kanzel und Katheder, die ihr ja doch nicht sogleich und ohne weiteres zur Verfügung stehen, steigen zu müssen. Das sind die periodischen Druckschriften, besonders Tages- und Wochenblätter, dann die privaten und öffentlichen Versammlungen. An sich brauchen alle diese geistigen Machtmittel dem heldischen Geiste nicht schädlich zu sein; sie können ihn sogar fördern, wenn sie entsprechend angewandt werden. Das hat man aber leider auf heldischer Seite zu spät eingesehen. Alle diese Mittel hatten für die händlerische Staatskunst ihren Zweck schon erfüllt, ehe man auf heldischer Seite an Gegenmittel dachte. Auch jetzt noch bilden sie eine der Hauptstützen der händlerischen Machtpolitik, auf die immer zuerst und zunächst zurückgegriffen wird, ohne daß bis jetzt der heldische Staat in Friedenszeiten dagegen etwas zu tun wagte. Ein ihm suggerierter falscher Gerechtigkeitsbegriff hinderte ihn augenscheinlich bis jetzt daran.

Die genannten Mittel bilden aber nur die Einleitung und Vorbereitung des eigentlichen, auf Kirche und Schule gerichteten Angriffs. Den schwachen Punkt, den „locus minoris resistentiae" und zugleich die für den Einbruch gefährlichste Zentralstelle bilden dabei die Hochschulen, namentlich die Universitäten, weil der hier zur Herrschaft gelangende Geist sich über kurz oder lang auf die Mittel- und Volksschulen, ja sogar auf die Kirchen überträgt, wenn diese auch in Vergleich mit den Schulen gewöhnlich widerstandsfähiger sind. Da nämlich die Universitäten von Staat und Kirche am wenigsten abhängig sind und manchmal völlige Lehrfreiheit haben, so gelingt es der händlerischen Machtpolitik gerade hier am leichtesten, sich unter dem Deckmantel einer angeblich selbstlos nach „objektiver" Wahrheit strebenden Wissenschaft einzuschleichen und ihren, alle wahrhafte, unabhängige Wissenschaft und Kunst zuerst verfälschenden, dann vernichtenden Geist an den Mann, neuerdings sogar an das Weib zu bringen.

Anfangs sieht das, wie gesagt, manchmal recht selbstlos und gemeinnützig aus, namentlich, wenn hier der heldische Geist der Wahrheit schon etwas angekränkelt ist. Es kann nämlich auch in einem auf heldischer Grundlage aufgebauten Staatswesen vorkommen, daß eine allzu herrschsüchtige Kirche über die ihr in erster Linie zukommende Pflicht, echte Religion und gute Sitte nach bestem Wissen und Gewissen zu pflegen, hinausgeht und sich in andere, ihr nicht so nahe liegende Dinge, wie z. B. die Naturwissenschaften einmengt. Gewiß kann der Teufel mit falsch verstandener Naturwissenschaft den Kirchen und Schulen viel Abbruch tun; aber deshalb die freie Forschung beschränken zu wollen, heißt den Teufel

mit Beelzebub, den obersten der Teufel austreiben wollen. Da nämlich die Naturwissenschaft die Grundlage für alle anderen Wissenschaften und Künste bildet oder doch bilden sollte, so muß sie, wenigstens dem Willen nach, voraussetzungslos, vorurteilslos sein, wenn sie auch diesem Ideale, selbst bei bester Absicht, nur immer mehr oder weniger nahe kommen wird. Sie darf sich also nicht, wenigstens nicht zugestandener- und bewußtermaßen, in ihrem reinen Wahrheitsdrange durch irgendeine vorgefaßte Meinung über den Sinn der Welt und des Menschenlebens, mag diese Meinung auch in noch so guter Absicht gefaßt sein, beeinflussen lassen. Würde sie das, dann würde sie als strenge Wissenschaft, als ehrliche und ehrenwerte Wahrheitssucherin bald abdanken müssen, und der Geist der Lüge würde gerade dann das leichteste Spiel haben. Darf sie also auf unbedingte Freiheit der Forschung unter keinen Umständen verzichten, so darf sie andererseits aber auch nicht beanspruchen, daß ihre jeweiligen Lehrmeinungen, Annahmen, Hypothesen sofort nach ihrer Aufstellung von Staat und Kirche als ewige, unveränderliche Wahrheiten angesehen werden sollen. Es muß also auf beiden Seiten — Kirche und Staat auf der einen, Naturwissenschaft auf der andern Seite — in ihrem Verhalten zu einander der nötige Takt, das nötige Feingefühl hinsichtlich der ihnen zukommenden Rechte und Pflichten beobachtet werden. Hierüber eifrig zu wachen, einen Mißbrauch der Macht in diesem Punkte weder auf der einen noch auf der anderen Seite zu dulden, muß sich ein Staatsmann der heldischen Klasse ganz besonders angelegen sein lassen, denn hier ist der schwache Punkt und zugleich die gefährlichste Stelle[1]) für den Einbruch der händlerischen Staatskunst. Hat hier der das heldische Staatswesen leitende Staatsmann zugunsten der einen oder der anderen Seite erst einmal A gesagt, dann muß er bald das ganze Alphabet herunterleiern, d. h., entweder die freie Forschung völlig unterbinden, oder jener Freiheit, wie sie die Händler und Räuber meinen, unbeschränkten Spielraum lassen. Durch das eine wie durch das andere wird aber das auf heldischer Grundlage aufgebaute Staatswesen zugrunde gerichtet. In dem einen Falle muß es in seiner freien Entwicklung im Geiste der Wahrheit, Kraft und Schönheit gehemmt werden, also verknöchern, vergreisen, in dem anderen Falle ein Spielball der händlerischen Machtpolitik werden. Für den einen wie für den anderen Fall trifft wörtlich zu, was Goethe den Teufel von sich selbst beim Hinweis auf den abgehenden Faust sagen läßt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken,
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt.“ . . .

---

[1]) Vergl. Dezemberheft 1915 S. 460—61.

Nachdem die händlerische Staatskunst auf die angegebene Weise den heldischen Geist von seinem Urquell abgelenkt und entsprechend korrumpiert hat, fühlt sie sich stark genug, auch an den Körper des heldischen Staatswesens heranzugehen, und jetzt erst beginnt der Gegensatz zwischen heldischer und händlerischer Staatskunst auch in dem Verhältnis zu Staat und Volk, also hinsichtlich der eigentlichen Politik, zunächst der Innenpolitik sozusagen „akut" zu werden. Der Händler, soweit er sich mit der dem Ganzen dienenden Rolle nicht begnügt und nach der Herrschaft über das Ganze strebt — nur von solchen Händlern ist ja hier überhaupt die Rede — darf weder ein bestimmtes Volk, noch einen bestimmten Staat, und sei es selbst derjenige, in dem er wohnt, dessen „Schutz" er zufällig genießt, vor anderen bevorzugen. Er darf also, wenn er seine Machtpolitik mit strenger Folgerichtigkeit durchführen will, weder Volk noch Vaterland haben, er muß sich als „Weltbürger" fühlen, sofern man das Wort „Bürger" überhaupt für diese Verleugnung, Verneinung jeglicher Art von Bürger- und Bürgentum gebrauchen kann. Selbstverständlich wird er diese raffinierte Eigensucht, bezw. diesen Bandenegoismus nicht als das bezeichnen, was er ist. Er wird vielmehr aus dem Laster eine Tugend machen, wird von „höchsten Menschheits- und Menschlichkeitsidealen" sprechen, und der dumme Pöbel wird das sogar nachsprechen. Daß es eine „Menschheit" ohne bestimmte Rassen und Völker ebensowenig geben kann, wie einen Wald ohne bestimmte Baumarten, bedenkt der unwissende Pöbel nicht im mindesten. Aber auch viele, die Politik nicht vom biologischen Standpunkte aus ansehende sogenannte „Politiker", ja selbst „Staatsmänner" haben sich in dieser Beziehung von der händlerischen Staatskunst täuschen lassen.

Für diese ist jeder Staat und jedes Volk nur Mittel zum Zweck der Beherrschung und Ausbeutung. Solange ein Staat diesem Zwecke nicht dient, betrachtet der sich zu dieser Politik bekennende Händler ihn als Feind, der bis zur Unterwerfung, oder, falls dieselbe unmöglich erscheint, bis zur Vernichtung zu bekämpfen ist. Dabei ist es, wie gesagt, gleichgiltig, ob es sich um den eignen, ihm Schutz gewährenden Staat, oder um einen fremden handelt. So seltsam das auf den ersten Blick erscheint, so ist es doch für den nach Macht und Herrschaft strebenden Händler ganz natürliche Logik. Würde er sich anders verhalten, etwa beim eignen Staate eine Ausnahme machen, so würde er nicht einmal in diesem, seinem eignen Schutzstaate, geschweige denn in der ganzen zivilisierten Welt, die Herrschaft erlangen können. Er müßte sich dann in den wirtschaftlichen Körper dieses Staates als ein Organ (Verteilungsorgan) einfügen und, wie alle übrigen Organe, zugleich sich und dem Ganzen dienen. Das liegt ja aber gar nicht im Interesse und darum auch gar nicht im Willen der händlerischen Machtpolitik. Sie verleumdet darum das „Sich-und-dem-Ganzen-Dienen", jenes innerste Wesen des organischen Staates, als „Knechtschaft", als „unwürdige Beschränkung der persönlichen Freiheit". Unter normalen Umständen würde

sie dafür ausgelacht werden, auch gar nicht wagen, eine solche Behauptung aufzustellen. Etwas anderes ist es jedoch, wenn das organisch gegliederte heldische Staatswesen nicht mehr in voller Kraft und Gesundheit dasteht, wenn es verknöchert, greisenhaft entartet ist. Dann kann es vorkommen, daß hier die persönliche Freiheit des Einzelnen über das zum Wohle des Ganzen notwendige Maß beschränkt ist, und dann wird der händlerische Schrei nach Freiheit auch bei den nicht händlerisch Interessierten Anklang finden.

In diesem Falle wird aber die händlerische Staatskunst nicht etwa nach einer „Reform", einer Verbesserung, Verjüngung, Höherentwicklung des heldischen Staatswesens schreien lassen — eine solche Verbesserung, Verjüngung oder Höherentwicklung liegt ja gar nicht im händlerischen Interesse —, sondern sie wird das Staatswesen von oben nach unten abzubauen und, wenn es sich durchaus nicht ihrem Interesse fügen will, zu zerstören trachten. Und selbst für dieses Staatsverbrechen findet sie auch unter den nicht händlerisch Interessierten gewöhnlich Mitläufer und Helfershelfer genug. Die Torheit der Menschen ist eben gerade in politischer Hinsicht nur zu groß. Zur Entschuldigung mag es dabei freilich dienen, daß eine Staatswissenschaft und Staatskunst im heldischen Sinne bis jetzt noch gar nicht in reiner Ausprägung existiert hat. Was bis jetzt unter dem Namen „Staatskunst" gelaufen ist und noch läuft, war und ist eine mehr oder weniger unklare Mischung von heldischen und händlerischen bezw. räuberischen Bestandteilen. Gerade das ist es aber, was eine reinliche Scheidung und — Entscheidung zwischen den beiden nach Weg, Maß und Ziel völlig entgegengesetzten Künsten verhindert hat. Darum konnte auch das heldische Staatswesen bisher niemals zur vollen Höhe seiner Entwicklung kommen, selbst wo das geeignete Menschenmaterial dazu vorhanden war. Es wurde immer schon vorher im Geiste, im Haupte vergiftet, und das mußte zuletzt auch die von Natur gesündesten, stärksten Glieder krank und schwach machen.

Ich wiederhole: Das Verhältnis zu einem auf heldischer Grundlage aufgebauten, rassisch und völkisch klar bestimmten Staatswesen muß für die händlerische Machtpolitik, gleichviel um welchen Staat und welches Volk es sich handelt, solange ein feindliches sein, als dieses Staatswesen noch gesund und stark ist. Erst bei entsprechend weit vorgeschrittener Entartung versucht sie in ein freundliches Verhältnis zu ihm zu treten. Kommt man ihr dabei entgegen, so schützt und stützt sie sogar, soweit sie es vermag, das betreffende Staatswesen, denn sie hat ja dann kein Interesse mehr an dessen völliger Zerstörung. Es könnte ja nicht mehr für die Händler und Räuber schaffen und arbeiten, wenn es völlig vernichtet würde. Selbstverständlich handelt es sich auch dann nur sozusagen um eine Galgenfrist. Der Untergang wird nur verzögert, aber nicht verhindert. Was einmal im Fallen ist, wird trotz aller Stützen zuletzt doch zusammenbrechen.

Es fragt sich nun, was die heldische Staatskunst tun muß, um sich gegenüber der händlerischen nicht nur zu behaupten, sondern dieselbe zur völligen Ohnmacht zu verurteilen. Ganz einfach: sie muß gleichfalls auf Machtpolitik ausgehen, d. h. von den ihr zur Verfügung stehenden Machtmitteln im Innern und nach außen hin erbarmungslosen Gebrauch machen. Das wird ihr um so leichter, als sie ihrer ganzen Art nach zum mindesten in der Innenpolitik nichts zu verheimlichen, zu verheuchlern, zu verleugnen braucht. Für sie gibt es nur ein Volk, das eigene, und bezüglich der Innen- wie Außenpolitik nur ein Ziel: das möglichst allseitige — nicht etwa nur einseitige — Wohlergehen dieses Volkes. Dazu gehört nicht nur Zucht und Ordnung, Eintracht und Einigkeit im Innern, sondern auch genügender Schutz nach außen. Dieser Schutz wird je nach der Zahl und Art der möglichen Feinde verschieden groß sein müssen. Lauern Händler und Räuber in großer Zahl und Macht an den Grenzen, so wird die Wehrkraft des Staates und Volkes auf das ohne Schädigung gleich wichtiger Lebensinteressen größtmögliche Maß gesteigert werden müssen. Wird der Lebensspielraum zu eng, was je nach dem Wachstum des Volkes in längeren oder kürzeren Zeiträumen der Fall sein wird, so wird man auf Erweiterung des Lebensspielraums ausgehen müssen, und keine Rücksicht auf das Wohl fremder Völker oder gar die sogenannte „Menschheit" darf diese auch für heldische Staatswesen notwendige Machtpolitik hindern oder auch nur über das notwendige Maß einschränken, selbst wenn dabei andere heldische Staatswesen in Frage kämen. Not kennt kein Gebot. In der Not ist jeder sich selbst der Nächste. Auch dienen solche Notkämpfe in der Natur sowohl wie in der wahren Kultur der Erhaltung und Höherentwicklung der Arten. Sie sind also von der Natur bezw. von Gott sozusagen gewollt. Sie gehören zur natürlichen wie zur geistigen, bzw. göttlichen Weltordnung. Handelte es sich nun aber gar bloß um Händler und Räuber, so wäre jede Rücksicht Feigheit und Dummheit zugleich. Dieser Art Menschen gegenüber ist schon eins von beiden gefährlich genug. Beides zusammen wäre für ein heldisches Staatswesen offenbare Selbstvernichtung. Natürlich wird aber gerade in einem solchen Staatswesen die händlerische Machtpolitik einen Staatsmann, der feige und dumm zugleich wäre, für den besten von allen möglichen ausgeben und über den grünen Klee loben. Warum sollte sie auch nicht? Einen besseren könnte sie sich ja für ihre Zwecke gar nicht wünschen.

Selbstverständlich wäre aber ein solcher Staatsmann in einem auf heldischer Grundlage aufgebauten Staatswesen der denkbar ungeeignetste. Gegenüber Händlern und Räubern ist unter Umständen auch für Staatsmänner der heldischen Klasse händlerische Politik erlaubt. Wie schon im Februarheft 1916, S. 571, gesagt: „A gentilhomme — gentilhomme, à corsaire — corsaire et demi." Warum sollte er z. B. nicht darauf ausgehen, unter feindlichen Nachbarn Zwietracht zu stiften? Oder sie zu belügen,

wenn er es für möglich und vorteilhaft hält? Immerhin wird aber ein Staatsmann der heldischen Klasse so etwas nur im Notfalle tun. Unter gewöhnlichen Umständen ist Wahrheit selbst dem Gesindel gegenüber am wirksamsten. Jede Art von Gesindel fürchtet die Wahrheit wie die Pest, sobald die erforderliche Macht hinter ihr steht. Im anderen Falle verachtet, verlacht es sie.

Was für die Außenpolitik unter Umständen nicht zu verschmähen ist, kann jedoch für die Innenpolitik eines heldischen Staatswesens niemals in Betracht kommen. Hier ist für den Staatsmann der heldischen Klasse Wahrheit und Rechtschaffenheit in jedem Falle das beste, denn seine Macht soll ja nicht allein auf äußere Machtmittel, sondern auch auf Ansehen und Vertrauen gestützt sein. Er darf darum die Parteien, die Stände, die Berufsklassen oder welche Teile des Ganzen in Frage kommen, nicht gegeneinander ausspielen. In einem organischen Staatswesen heldischer Art muß Eintracht und Einigkeit herrschen; und solange es in sich selbst gesund ist, wird das auch der Fall sein. Uneinigkeit, Zwietracht ist hier, falls eine innere Ursache, nicht eine fremde Einwirkung in Frage kommt, ein Krankheitszeichen, das auf seine Ursache hin genau untersucht werden muß. Stellt sich dabei heraus, daß nur händlerische Machtpolitik in Frage kommt, dann ist gegen die Anstifter der Zwietracht aufs schärfste und rücksichtsloseste vorzugehen. Auch hier wäre irgendwelche Rücksicht nichts als Feigheit oder Dummheit oder beides.

Mit vorstehendem ist selbstverständlich noch lange nicht alles berührt, was mit der heldischen und der händlerischen Staatskunst in irgendwelchen Beziehungen steht. Wir werden noch öfters darauf zurückkommen müssen, wie ja denn auch schon vorher in verschiedenem Zusammenhange davon die Rede gewesen ist. Immerhin aber wird man wohl schon ein hinreichend klares Bild von der einen wie von der anderen Sache erhalten haben. Die Nutzanwendung dieser Erkenntnis auf die heutigen Staaten und Völker, insbesondere unser eignes Volk, wird die Aufgabe der Gegenwart und nächsten Zukunft sein müssen. Eine Täuschung, wie sie die europäischen Völker jahrhundertelang hingenommen haben, dürfte jetzt, nach den Erfahrungen dieses Krieges, nicht mehr möglich sein. Es wird jetzt endlich einmal eine Schmach getilgt werden, die schon längst zum Himmel stank. Und wie sie sich auch drehen und wenden mögen — diesmal entschlüpfen die Händler und Räuber, die Anstifter dieses größten und furchtbarsten aller Kriege, der Strafe nicht. Keine noch so raffinierte Täuschungskunst wird den Sieg der Wahrheit mehr aufhalten. Es steht, wie schon eingangs angedeutet, eine Weltkatastrophe und eine Weltenwende bevor, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist. Möchte sie wenigstens für unser Volk nicht unter allzu schweren Erschütterungen vor sich gehen!

Bemerkung des Verlags: Auch von diesem Hefte stehen auf Wunsch Stücke unentgeltlich zur Verfügung.

Entsprechen Kriegsgewinne dem Geiste der allgemeinen deutschen Wehrpflicht?

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Prof. Dr. Rudolf Franke.

Wer in dem Kriege nicht allein den furchtbaren Würgeengel und Zerstörer sieht, der nur Unglück in die Welt bringt, sondern auch den großen Mahner und Weltverbesserer, der zu rechter Zeit ein auf Abwege geratenes Volk an seine eigentlichen Aufgaben und Hochziele erinnert, und der mit einem Mal all die guten, mit wahrem Heldengeist gepaarten Eigenschaften wieder voll aufleben sieht, dem mußte das Herz emporschlagen in jener schweren Stunde, als das Schicksal den Würfelbecher um Deutschlands Zukunft in die Hand nahm.

Denn auch bei uns hatte schon zu sehr in den letzten Jahren sich eine Lebensauffassung breit gemacht, die das Geldverdienen und Wohlleben des eigenen Ichs als das erstrebenswerteste Ziel allem anderen voranstellte, ja, dieser „Händlergeist" war auf dem besten Wege, den „deutschen" Geist mit all seinen herrlichen Hochzielen zu ertöten.

Als dann die Krieger hinauszogen und jeder fühlte, wie erbärmlich klein der einzelne dem großen Schmerze eines ganzen Volkes gegenüberstand, da trat jene wunderbare Läuterung der ersten Kriegstage ein, die Gesundung von all den Seuchen, die in den letzten Jahren sich verbreitet hatten, von der Ichsucht, dem Internationalismus und wie sie alle heißen, und das unterdrückte, schlummernde Kostbarste, die uneigennützige Liebe zu Volk, Vaterland, Heimat und Familie, die Stimmung einer großen echten Weihe, gewannen wieder Oberhand. Damals war es, als ob eine schönere, herrlichere Zeit für uns heraufziehen sollte, als ob jeder auch hier im Innern unseres Vaterlandes gelobte, sein Bestes für die Allgemeinheit zu leisten, während draußen unsere Truppen mit glühender Begeisterung ihre schwere Aufgabe vor dem Feinde zu leisten hatten.

Haben sich unsere Hoffnungen erfüllt?

In 20 Monate langer Kriegszeit hat unser tapferes Heer Außerordentliches geleistet, hat den Feind von unseren Grenzen fortgedrängt und den Sieg tief hinein in Feindesland getragen.

Ein herrlicher Geist atmet aus allem, was wir von ihnen erfahren, trotz der unsäglichsten Mühen, Anstrengungen und Entbehrungen.

Und wir hier im Inneren?

Mit einer gewissen Befriedigung wird immer wieder in gewissen Zeitungen festgestellt, wie wenig doch im allgemeinen sich das Leben in den Großstädten trotz des Krieges geändert habe, und wie außerordentlich zufrieden man sein könne.

Wir aber erkennen mit Beschämung und mit tiefer Trauer, wie jener wundervolle Geist der ersten Kriegstage im Entschwinden begriffen ist und wie schnell sich all der alte Tand bei uns wieder eingefunden hat, und wie insbesondere der Gemeinsinn und die Opferfreudigkeit, die zwar in öffentlichen Sammlungen und Liebesdiensten mancherlei Art zum Ausdruck kommen, an Tiefe, Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit eingebüßt haben und wie sich, angeregt durch die Möglichkeit leichten Verdienens bei direkten und indirekten Heereslieferungen, auch ganz allmählich der Händlergeist wieder bei uns eingeschlichen hat mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen.

Die Tatsache, daß hier im Innern während des an Blut- und Gutopfern so reichen Krieges an vielen Stellen ungeheure Summen verdient werden, daß Vermögensvergrößerungen und -Verschiebungen stattfinden, wie man sie in Friedenszeiten niemals für möglich hielt, ist von so ernster Natur und so großer Bedeutung — was viele Kreise noch gar nicht recht erkennen — daß die Kriegsgewinne in der Gegenüberstellung zur Wehrpflicht behandelt und damit gerade die Seite berührt werden soll, die in den vielfachen Veröffentlichungen über das Thema „Kriegsgewinne" fast gar nicht oder doch nur spärlich zum Ausdruck gekommen ist. Ob die vom Reiche geplante Kriegsgewinnsteuer in der vorgeschlagenen Form den notwendigen Erfordernissen der Allgemeinheit, d. h. dem allem anderen voran zu stellenden Wohle des Vaterlandes genügt, wird ebenfalls zu prüfen sein.

Hieraus ergeben sich aber Folgerungen für die Zukunft unseres Volkes, die von der allergrößten Tragweite sind.

In dem im Kriegszustande befindlichen Vaterlande, das, von Feinden rings umlauert, wie eine große Festung aussieht, sollte es für jeden Einzelnen nur ein Gebot geben, der Gesamtheit seines Volkes zu dienen und nur für das eigene Ich soweit zu sorgen, als seine Erhaltung für die Allgemeinheit notwendig ist.

Auf diesen Gedanken, der für jeden Deutschen etwas Selbstverständliches ist, muß immer wieder hingewiesen werden, er soll die Ausführungen im folgenden beherrschen.

Die Pflichten verteilen sich ganz natürlich in Kriegerpflichten und Helferpflichten, Kriegerpflichten, die in der allgemeinen Wehrpflicht zum Ausdruck kommen, und Helferpflichten, die zwar ungeschrieben sind, aber in jedem deutschen Herzen stehen sollten und besagen, daß es die Aufgabe der im Lande Zurückgebliebenen sein muß, mit aller Kraft und aller Hingabe die draußen Kämpfenden zu unterstützen, damit die Schlagfertigkeit und Bereitschaft unserer Krieger in jedem Augenblick gewährleistet ist durch Zufuhr neuer Munition, Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel sowie durch Fürsorge für Kranke und Verwundete und die durch den Krieg in Not geratenen Familien, während die andere, kleinere Pflicht der Erhaltung, aber nicht der Vergrößerung des eigenen Besitzstandes gewidmet bleibt.

Großes ist hier im Inneren geleistet worden in Industrie, Handel und Landwirtschaft, um unsere Heere wirksam zu unterstützen, und es muß restlos anerkannt werden, daß die Kriegstüchtigkeit der Heere dadurch eine wesentliche Verstärkung erhalten hat.

Die Wehrpflicht, entstanden in der bittersten Not des deutschen Volkes, als französische Horden den deutschen Boden verwüsteten, schaffte in dem richtigen Gedanken, daß nur der sein Vaterland mit Hingabe aller Kraft verteidigen könne, der mit Begeisterung für die eigene Scholle und Heimat kämpft, das Söldnersystem der früheren Zeiten ab und stellte damit den Zustand wieder her, wie er bereits in ähnlicher Form bei den alten Germanen bestanden hat.

Welch' ungeheure Kraft in der Allgemeinen Wehrpflicht liegt, in der Pflicht, sich selbst einzusetzen für König und Vaterland, Familie, Haus, Hof und Beruf zu verlassen und nur auf das Wohl des Vaterlandes bedacht zu sein, das haben uns die Erfolge sämtlicher Kriege von den Freiheitskriegen bis zu diesem gewaltigsten aller Kämpfe gezeigt.

Daß die Wehrpflicht nicht so sehr als eine Pflicht, vielmehr als eine Ehrenschuld aufgefaßt wird, hat die große Freiwilligenschar, die zu Beginn des Krieges hinauszog, am besten bewiesen.

Der Geist der Wehrpflicht ist Heldengeist, und im Helden verkörpern sich alle jenen köstlichen Eigenschaften, die wir als deutschen Idealismus kennen, im Gegensatz zu dem Materialismus gewisser „Händler", denen selbst der Krieg nur ein gutes Geschäft ist.

Aber die Männer, die als Kämpfer hinauszogen mit dem tiefen Sinn für Gerechtigkeit, jene großen Helden mit dem Kindergemüt und der starken Liebe für alles Gute und Schöne, mit den Eigenschaften echter Christen, haben uns in diesem Kriege bewiesen — im Gegensatz zu anderen Völkern — daß der Deutsche von Charakter und nicht erst durch Erziehung Christ ist.

Und dieser Heldengeist ist es auch, den die Feinde unseres Volkes unter dem Namen „Militarismus" herabzuwürdigen versuchen. Bei all den großen Enttäuschungen, die wir an anderen Stellen erlebt haben, ist unser Militarismus, vom Vertrauen des Volkes getragen, jedenfalls das köstlichste Gut, das wir besitzen.

So besteht ein großer Unterschied in der Lebensauffassung zwischen „Krämer" und „Krieger", „Händler" und „Held", den Professor Werner Sombart in seinem gleichnamigen, übrigens sehr lesenswerten Buche treffend zum Ausdruck gebracht hat in den Worten:

„Händler und Held, sie bilden die beiden großen Gegensätze, bilden gleichsam die beiden Pole aller menschlichen Orientierung auf Erden. Der Händler tritt an das Leben heran mit der Frage: „Was kannst du, Leben, mir geben?" Er will nehmen, will für möglichst wenig Gegen-

leistung möglichst viel für sich eintauschen, will mit dem Leben ein gewinnbringendes Geschäft machen, das macht, er ist arm!

Der Held tritt ins Leben mit der Frage: „Was kann ich dir, Leben, geben?“ Er will schenken, will sich verschwenden, will sich opfern ohne Gegengabe, das macht, er ist reich!

Der Händler spricht nur von Rechten, der Held nur von Pflichten, die er hat, und auch, wenn er seine Pflicht erfüllt hat, fühlt er sich immer noch zum Geben geneigt.“

Das sagt jener Sombart, der noch vor wenigen Jahren in einem umfangreichen Werke den Händlergeist als den Fortschritt aller Kultur auf Erden pries und das Volk, in dem er besonders ausgeprägt ist, als den eigentlichen Kulturträger bezeichnete.

Das Schicksal verteilt die Leiden des Krieges mit großer Ungerechtigkeit. Wir sehen manche Berufsstände in stärkerem Maße seinen Schäden ausgesetzt als andere, die kaum davon berührt werden. Viele dieser Ungerechtigkeiten werden sich nie abändern lassen, und wir dürfen darum mit dem Schicksal nicht hadern. Wenn die Erfolge von Deutschlands Handel und Industrie auf dem Weltmarkte die eigentliche Ursache des Krieges gewesen sein sollen, so ist jedenfalls die deutsche Landwirtschaft hieran nicht beteiligt, aber sie ist es gerade, — das wird jeder Einsichtige zugestehen müssen — die für den Krieg die Wehrfähigsten, körperlich gesundesten Krieger willig gestellt hat.

Während Industrie und Gewerbe seit Ausbruch des Krieges zahlreiche Arbeiter zurückbehalten durften, um die Aufgaben für Heereslieferungen zu erfüllen, mußte die Landwirtschaft mit den Kräften der Frauen und Kinder, und erst später mit den Gefangenen, sich durchzuhelfen suchen, um trotz all der großen Schwierigkeiten die Ernährung von Volk und Heer sicherzustellen und den Aushungerungsplan unserer Feinde zu verhindern.

Der Handwerker und kleine Geschäftsmann mußte vielerorts seinen Betrieb schließen und an manchen Läden lesen wir die Nachricht „wegen Einberufung geschlossen“.

Aber auch in den Stätten der Großindustrie, die mit Kriegsarbeit beschäftigt waren, haben die mittleren und kleinen Beamten an vielen Stellen besondere Härte erfahren, dadurch, daß man zwar den Arbeitern Kriegszulagen infolge der Teuerung gab, aber gerade die Leute, die als Vertrauenspersonen der Verwaltung tätig sind und in ihrer Weise während des Krieges Außerordentliches geleistet haben, unberücksichtigt ließ, so daß teilweise die Arbeiter ein bedeutend höheres Einkommen haben, als die Beamten. Viele Industrieen, die mit den Kriegslieferungen in keinem Zusammenhang stehen, haben mit großer Not zu kämpfen und die erste Zeit des Krieges ihre Arbeiter nur mühsam durchgeschleppt, die nun inzwischen in anderen Betrieben Verwendung gefunden haben.

So sehen wir überall den Mittelstand besonders geschädigt.

Was aber ist diese Wirtschaftsnot gegenüber all den furchtbaren Verlusten an Menschenleben, die zu beklagen sind! Und wie hart hat das Schicksal den Bestand ganzer Familien in Frage gestellt!

Nachdem der Krieg nun einmal die Lieferung großer Mengen von Munition an Heer und Flotte bedingte, und nachdem auch die übrigen Stände im Lande entweder als direkte oder indirekte Heereslieferanten oder aber zur Versorgung der übrigen Bevölkerung ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hatten, ergaben sich ganz natürlich Gewinne, die zum Teil über das gewöhnliche Maß hinausgehen. Wenn beispielsweise eine Fabrik in Friedenszeiten einige hundert verschiedenartige Gegenstände anfertigt, so sind außer den Lohn- und Materialaufwendungen die Kosten für Herstellung der Modelle und Werkzeuge, für Abschreibungen auf Maschinen und Gebäude, für Beaufsichtigung und für den kaufmännischen Vertrieb so in dem Verkaufspreise zusammengefaßt, daß darin ein normaler Verdienst eingeschlossen erscheint.

Wenn die gleiche Fabrik aber in Kriegszeiten von seiten der Heeresverwaltung nur einen einzigen Gegenstand in reiner Massenfabrikation herzustellen hat, so sind die Gesamtkosten der Herstellung, da viele der erwähnten Unkosten fortfallen, auch der größte Teil des kaufmännischen Vertriebes fehlt, bedeutend geringer, sie muß also notwendigerweise mit größeren Gewinnen arbeiten.

Es war nur natürlich, daß zu Beginn des Krieges jeder froh war, Arbeit zu bekommen, wenn er auch nur seinen Betrieb und seine Leute damit durchhalten konnte. Niemand dachte ja daran, daß dieser Weltkrieg so lange dauern würde. Lediglich dadurch ist verursacht, daß nach und nach immer größere Teile der heimischen Industrie zu den Lieferungen für das Heer herangezogen wurden, um die ungeheuren Mengen, die an Gegenständen aller Art gebraucht und verbraucht wurden, wieder zu ergänzen.

Wenn von verschiedenen Volkswirtschaftlern die Behauptung aufgestellt wird, nur die Aussicht auf hohen Gewinn habe die enorme Leistungsfähigkeit unserer Industrie hervorgebracht, so muß im Interesse unseres soliden deutschen Industrie-, Gewerbe- und Kaufmannsstandes hiergegen entschieden Verwahrung eingelegt werden, denn bei diesen war sicherlich der Antrieb zunächst, dem Staate förderlich zu sein und sich selbst mit den Angestellten zu erhalten, die hohen Kriegsgewinne entwickelten sich vielmehr erst später in ganz natürlicher Weise und übten dann erst verhängnisvolle Wirkungen aus.

Daß im Kriege, wo mancher um seine Existenz zu kämpfen hat, auch unlautere Elemente an die Oberfläche kamen, die nicht allein die Wege und Schliche verstanden, sich derartige Lieferungen zu sichern, sondern auch, ohne irgendwelche Ahnung vom Fach zu besitzen, lediglich als Zwischenhändler auftraten und für diese ihre Tätigkeit sehr hohe Gewinne ein-

steckten, die in Wirklichkeit diejenigen zahlen mußten, welche die eigentlichen Ausführenden dieser Lieferungen waren, sind tief bedauerliche Erscheinungen, die aber mit dem soliden Gewerbe nichts zu tun haben. Wenn nach und nach der Geldteufel manchen erfaßt hat, der früher auf ehrlichem Boden stand und ihn dadurch gezwungen hat, unehrliche Bahnen zu gehen, so ist das wieder eine Wirkung jenes „Händlergeistes" der schon verschiedentlich gekennzeichnet ist.

Aber es mutet den gerecht Denkenden sonderbar an, daß im Hinblick auf all die ungeheuren Opfer, die dieser Krieg bringt, und auf die vielfachen Schäden, die er direkt und indirekt verursacht, es Leute geben soll, die während des Krieges imstande sind, sich Vermögen zu erwerben.

Entsprechen daher Kriegsgewinne, d. h. Einnahmens- und Vermögensvergrößerungen während des Krieges dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht?

Während draußen die Krieger, soweit sie nicht in ihrem Pflichtgefühl den richtigen Weg allein gehen, unter dem Kriegsrecht stehen, ist für die im Lande Zurückgebliebenen der durch den Krieg bedingte Ausnahmezustand in der Gesetzgebung noch durch den sogenannten Burgfrieden verschärft.

Der Burgfrieden besagt, daß unter den Zurückgebliebenen aller Streit und Hader begraben sein soll, damit nur alles Augenmerk auf das Ziel der Allgemeinheit gerichtet sei, des gegenseitigen Helfens und Förderns in allen Angelegenheiten.

Der Reiche soll dem Armen von seinem Übermaß abgeben, so verlangt es das Gefühl der Zusammengehörigkeit in einer von Feinden eingeschlossenen Burg.

So bedingt auch der Burgfriede, was viel zu wenig beachtet wird, nicht allein das Einstellen aller politischen Kämpfe zur Gewährung von Sonderinteressen, sondern auch das Aufhören des Wirtschaftskampfes, wie er in Friedenszeiten geübt wird.

Es darf nicht vergessen werden, daß unser inneres Wirtschaftsleben nur deshalb verhältnismäßig ungestört weiter geht, weil unsere tapferen Krieger da draußen den Feind daran hindern, in unser Land einzufallen und es zu verwüsten. Durch die Ausschaltung eines großen Teiles der sonst am Wirtschaftskampf Beteiligten, der im Felde steht, ist der freie Wettbewerb mehr oder weniger im Kriege völlig ausgeschaltet, und da auch bei dem Mangel an äußeren Zufuhren nur eine bestimmte Menge von Stoffen im Lande vorhanden ist, so ist die Preisbildung nicht mehr nach dem allgemeinen Gesetze von Angebot und Nachfrage geregelt, sondern leicht einer vollständigen Willkür ausgeliefert.

Aus all diesen Gründen erklärt sich ganz von selbst, daß das Geldverdienen unter solchen Umständen ein bedeutend leichteres sein muß.

Bei Ausbruch des Krieges zog der eine Gewerbetreibende in glühender Begeisterung hinaus ins Feld, seine Familie und seinen Beruf dem

Schicksal überlassend. Er fiel. Die Familie geriet in Schwierigkeiten, Haus und Fabrik mußten verkauft werden, und tiefes Unglück herrscht in der Familie. Sein Konkurrent zog nicht in den Krieg, erhielt Heereslieferungen und erwarb in kurzer Zeit ein großes Vermögen, von dem doch sicherlich ein größerer Teil dem anderen zugeflossen wäre, wenn er in gleicher Weise und unter denselben Bedingungen hätte tätig sein können.

Wer leistet nun dem Vaterlande einen größeren Dienst, derjenige, der sich mit seiner ganzen Kraft, mit Leib und Seele, mit Gut und Blut dem Vaterlande opfert, oder derjenige, der daheim das Heer durch Kriegslieferungen und tüchtige Arbeit unterstützt, im warmen Zimmer sitzt, kaum eine Ahnung hat von den Schrecknissen des Krieges, nicht einmal seine Lebensweise einzuschränken braucht, sondern obendrein Gewinne auf Gewinne häuft?

Es will nicht recht erscheinen, daß in Anbetracht der allgemeinen Wehrpflicht dem einen, weil er gesund und kräftig ist, die Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes obliegt, mit allen Gefahren für Leben und Beruf, die, wenn nicht mit einer vollständigen Vernichtung des Lebens, so doch häufig mit einer weitgehenden Beschädigung des Körpers und der Gesundheit und auch mit der Zerstörung seines Wirkungskreises verbunden sein kann, während dem anderen erlaubt ist, den kleinen Dienst, welchen er der Allgemeinheit leistet, gleichzeitig mit einer bedeutenden Vergrößerung seines Einkommens und seines Vermögens zu verbinden.

Wenn aber jemand während des Krieges den Bau einer großen Fabrik für Heereslieferungen wagt, wenn er eine Erfindung von hervorragender Bedeutung für unsere Kriegführung gemacht oder erworben hat, deren Ausarbeitung ebenfalls erhebliche Kapitalaufwendungen benötigt, sollte ein so großes Risiko und solche Geistesarbeit nicht auch erhebliche Kriegsgewinne rechtfertigen? Nein. Denn mit welcher Berechtigung wird das Risiko des Geldeinsatzes eines Kaufmanns oder Gewerbetreibenden während des Krieges höher bewertet als das Risiko des Lebensopfers irgendeines Freiwilligen, der durch eine hervorragende Tat an der Front Tausenden das Leben rettet und selbst das Leben einbüßt oder als Krüppel in durch den Krieg vollständig zerrüttete Verhältnisse zurückkehrt?

Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen auch jene Kriegsgewinne, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Heereslieferungen stehen, die aber nur möglich waren durch den im Kriege bedingten Ausschluß einer größeren Konkurrenz, als ungerechtfertigt. Es liegt nicht im Interesse der Allgemeinheit, die durch das Schicksal schon sowieso hervorgerufenen Härten für den nachfolgenden Wirtschaftskampf noch empfindlicher zu machen.

Nur gar zu häufig begegnet man der eigenartigen Anschauung, die Kriegsgewinne seien dadurch gerechtfertigt, daß mit ihnen nur die Möglichkeit gegeben sei, jene großen Summen aufzubringen, die zum Zeichnen

unserer Kriegsanleihen erforderlich wären. Niemand wird diesen Einwand gelten lassen können, der berücksichtigt, daß die Werte der Kriegsanleihe keineswegs erst durch jene Kriegsgewinne entstanden, sondern bereits in anderen Formen und an anderen Stellen vorhanden gewesen sind. Daß die Summen für die Kriegsanleihen nicht so hoch hätten zu sein brauchen, wenn die Kriegsaufträge zu geringeren Preisen vergeben worden wären, wollen wir nur beiläufig erwähnen. Während aber ängstlich vermieden werden soll, über Kriegsziele zu sprechen, damit nur ja keiner auf den Gedanken kommen könnte, der Kampf unserer Krieger ginge um einen Preis, um eine Eroberung für unser Vaterland, schämt man sich in gewissen Kreisen nicht, öffentlich auszusprechen, daß Industrie und Handel nur durch die Aussicht auf hohe Kriegsgewinne sehr Großes geleistet hätten.

So beschäftigt sich eine große Reihe von Aufsätzen seit einiger Zeit mit der Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung von Kriegsgewinnen, wobei meist nur staatsrechtliche Fragen oder solche wirtschaftspolitischer Natur erörtert werden. Die hier gestellte Frage ist aber zunächst und in allererster Linie eine Ehrenfrage und kann erst dann als eine wirtschaftspolitische angesprochen werden.

In jenen Aufsätzen kommt insbesondere zum Ausdruck, daß bei Beurteilung der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Kriegsgewinne Gefühlswallungen keine Geltung haben sollen. Daß man damit gerade das Moment ausgeschaltet sehen will, das im Kriege von der allergrößten Bedeutung ist, beachtet man dabei gar nicht.

Was wäre unser Heer, wenn man die Gefühlswallungen der Soldaten, insbesondere die kriegerischen Empfindungen, mit denen doch nur die Schlachten gewonnen werden, nicht gelten lassen wollte! Was wenden in der Beziehung doch Franzosen und Engländer an Lügen und Vorstellungen auf, um ihren Soldaten gerade dieses entschwindende Empfinden immer von neuem wieder einzuflößen und sie dadurch vorwärts zu treiben!

Gefühle und Empfindungen für das Wohl der Allgemeinheit sind die größten Förderer kriegerischer Pflichterfüllung, sie müssen daher auch vorzugsweise maßgebend sein für unsere Auffassung in der Beurteilung der Berechtigung der Kriegsgewinne, die besagt: Kriegsgewinne, d. h. Gewinne, welche größer sind als in Friedenszeiten, sind unsittlich, denn sie widersprechen dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht, der Auffassung vom Geist des Burgfriedens und sie benachteiligen die Allgemeinheit zum Vorteil weniger.

Die Kriegsgewinne haben zum Teil sehr große Höhen erreicht. Die Handelszeitungen berichteten verschiedentlich über die Dividendensteigerungen im Kriege und führen eine Anzahl von Aktiengesellschaften auf, deren Dividendensteigerungen sehr hoch, bei manchen Gesellschaften bis zu 40 pCt. und noch mehr hinaufgehen.

Der bilanztechnisch Erfahrene weiß aber, daß eine Aktiengesellschaft, die, wie es in einem Falle geschehen ist, vorher keine Dividende gezahlt hat und nun mit einem Male mit 40 pCt. an die Öffentlichkeit tritt, unter allen Umständen mindestens 100 pCt., wahrscheinlich aber noch mehr verdient haben muß, denn keine Gesellschaft wird ihren ganzen Gewinn ausschütten, ohne nicht die Verluste der Vorjahre abzuschreiben, und, da dieses Jahr ein Ausnahmejahr ist, noch Rücklagen für die nächstfolgenden Jahre vorzusehen.

Aus den Zeitungen haben wir erfahren, wie eine große Dampfmühle drei Viertel ihres gesamten Aktienkapitals verdient und große Rücklagen gemacht hat. Wir haben ferner die riesigen Gewinne gesehen, welche Lederfabriken in ihren Bilanzen aufweisen, und eigenartig mutet es an, wenn der Geschäftsgewinn einer bedeutenden Brauerei eine vierprozentige Erhöhung der Dividende zeigt, nachdem vorher die Erhöhung der Bierpreise bei den gestiegenen Einkaufspreisen für Gerste mit zu geringen Verdiensten gerechtfertigt wurde. Durch verschiedene Gerichtsverhandlungen ist bekannt geworden, mit welcher Leichtigkeit, so z. B. durch ein einfaches Telephongespräch, 90000 Mark von einem Zwischenhändler verdient wurden. Diese „dunklen Ehrenmänner", die ihre Tätigkeit nur auf die Ausbeutung anderer verlegt haben, sind die übelste Erscheinung in diesen Zeiten.

Die Öffentlichkeit beschäftigt sich vorzugsweise mit den hohen Preisen der Nahrungsmittel, die ihr naturgemäß am nächsten liegen. Es gibt ja leider eine große Anzahl Leute, die die Notlage unseres Volkes ausnutzen, große Mengen aufkaufen, um sie bei entsprechender Gelegenheit zu gewaltig erhöhten Preisen wieder an den Mann zu bringen. Diese „Ehrenmänner" wissen in sehr geschickter Weise immer wieder die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und die Produzenten, insbesondere die Landwirtschaft, der Preistreiberei zu beschuldigen, sie trotz des Burgfriedens zum Sündenbock und Prügelknaben für alle Mißstände zu stempeln.

Es sind sicherlich viele Fehler in diesem Kriege gemacht worden, von denen ein Teil durch die besonderen Schwierigkeiten vielleicht entschuldbar erscheint. Der größte Fehler aber, der hier gemacht ist, liegt wohl darin, daß man dem Rate jener erfahrenen Männer aus der Gruppe der deutschen Landwirtschaft, die gleich zu Beginn des Krieges die Beschlagnahme sämtlicher Nahrungsmittel und die Einführung von Höchstpreisen der Regierung empfahlen, um allen Preistreibereien von vornherein vorzubeugen, nicht Folge leistete, daß man sich vielmehr auf die Urteile von in diesen Dingen gänzlich unerfahrenen, theoretisierenden, aus gewissen Händlerkreisen stammenden Volkswirtschaftlern stützte, die sehr große Schuld tragen an unseren heutigen Mißständen auf dem Gebiete des Ernährungswesens.

Wenn man in der Zeitung las, wie ein Volkswirtschaftler empfahl, um die Bevölkerung zur Sparsamkeit im Kartoffelverbrauch anzuregen, die

Höchstpreise möglichst hoch zu setzen, — denn wenn auch die Zwischenhändler dabei große Verdienste einsteckten, so wäre doch der Erfolg für die Allgemeinheit infolge der größeren Sparsamkeit ein noch größerer — so werden wir wohl demnächst die rücksichtslosesten Preistreiber als Retter des Vaterlandes begrüßen dürfen.

Wie manches moralisch und wirtschaftlich faule Unternehmen, das schon in Friedenszeiten keine Daseinsberechtigung mehr hatte, sondern geradezu eine Geißel der Menschheit geworden war, ist im Kriege zu neuer Blüte erwacht. Auch mancher dunkle „Ehrenmann" hat die Gelegenheit benutzt, dort, wo der Besitzer gefallen war, aus der Zwangslage der Familie einen billigen Erwerb für sich herzuleiten.

Wer die Anzeigen über den An- und Verkauf geschäftlicher Unternehmungen und Güter während des Krieges verfolgt hat und auch sonst Beobachtungen anstellte, wird ermessen können, welch reichhaltige Kriegsgewinne auch bei diesen Gelegenheiten den Betreffenden zugefallen sind.

Es war vor dem Kriege keine absonderliche Erscheinung, daß deutsche Firmen im Ausland an anderen Unternehmungen beteiligt waren. Diese Beteiligung geschah häufig in der Form, daß für gelieferte neue Konstruktionen, Patente, Ware, geldliche Einschüsse und dergl. vollberechtigte Aktien jenes Unternehmens ausgetauscht wurden. Niemand wird an solchen Beteiligungen auch nur das geringste auszusetzen haben. Ganz anders verhält es sich mit dieser Angelegenheit jetzt im Kriege. Denn es ist die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine deutsche Firma an einer amerikanischen Firma beteiligt ist, welche drüben in reichhaltigem Maße Munition für unsere Feinde liefert. Die dort erzielten Kriegsgewinne, an welchen das Blut unserer tapferen Krieger klebt, werden als Gewinnanteil in den Bilanzen der betreffenden Unternehmen versteckt erscheinen. Wir haben noch von keiner einzigen Firma erfahren, daß sie sich schämt, solchen Judaslohn anzunehmen und ihn daher lieber der Wohltätigkeit überweisen möchte.

Damit kommen wir zu einem Kapitel über die Opferfreudigkeit in diesen Kriegszeiten.

Wenn man auf die Zeit der großen Erhebung des deutschen Volkes vor 100 Jahren zurückblickt, und von dem herrlichen Opfermut erfährt, der damals jeden einzelnen Stand dazu trieb, sein Letztes herzugeben, um dem Vaterlande zu helfen, dann will es uns geradezu gewagt erscheinen, von einer Opferfreudigkeit unserer Zeit zu reden.

Was in aller Welt haben wir denn bislang an Gütern geopfert? Steht das überhaupt nur in irgendeinem Verhältnis zu den gewaltigen Blutopfern, die der Krieg gefordert hat?

Wenn da geredet wird von der Opferfreudigkeit unseres Volkes, die in dem Zeichnen der großen Summen für unsere Kriegsanleihen zum Ausdruck kommen soll, so muß man sich doch fragen, ist denn eine so vor-

zügliche Kapitalanlage überhaupt ein Opfer, nachdem durch die Opferfreudigkeit unserer Soldaten der Feind zurückgeschlagen, die Reichsgrenzen gesichert und gefestigt und dadurch gleichzeitig die beste Sicherheit für die Reichsanleihe gewährleistet ist?

Wir freuen uns der Wohltätigkeit, die in den verschiedensten Formen sich angelegen sein läßt, Verwundete und beschädigte Krieger mit Liebesgaben zu unterstützen, ihnen neue Berufe zu verschaffen und den Hinterbliebenen zu helfen. Willig sollte jeder nach seinem besten Können seinen Teil dazu beitragen, nur steht der Beitrag meist im umgekehrten Verhältnis zu dem eigentlichen Vermögen.

Denn das muß hier einmal laut ausgesprochen werden, daß die Opferwilligkeit in den kleinen Kreisen verhältnismäßig viel höher ist als in denen der Vermögenden. Wer einmal gesehen hat, wie die kleinen Leute sich in dieser schweren Zeit gegenseitig unterstützen, was sie ins Feld schicken, und wie sie keinen Krieger vorübergehen lassen, ohne ihm nicht aus dem Wenigen, das sie haben, eine Freude zu bereiten, der muß tief beschämt sein über den geringen Gemeinsinn gerade der Kreise, die es am besten könnten und die sehr häufig ihrer Pflicht Genüge getan zu haben glauben, wenn sie mit ihrem Namen unter irgendeinem Aufruf prunken und sich in lauter, geräuschvoller Wohltätigkeit gefallen.

Wir verabscheuen die wilde Wohltätigkeit, die auch nichts weiter ist als ein Mittel, um Kriegsgewinne einzustreichen, so z. B. wenn man veranlaßt wird, ein Bündel Postkarten zu kaufen, ein Bücherwerk zu beziehen oder ähnliche Ausgaben zu machen, von denen der größere Teil in die Hände eines schlauen Geschäftsmannes, der geringere dem eigentlichen guten Zweck zufließt.

Bei den sehr hohen Kriegsgewinnen, die bereits in die Milliarden gehen, muß man sich wundern über die geringe Opferfreudigkeit. Es ist, als ob der Besitz des Geldes das Empfinden verhärtete und den Charakter einer vollständigen Wandlung unterzöge.

Als der Krieg ausbrach, zogen zwei Millionen Freiwillige hinaus, bereit, ihr Leben, ihr Alles für das Vaterland aufs Spiel zu setzen, aber von all den vielen Unternehmungen in Handel, Gewerbe und Industrie, die in diesem Jahre mehr verdient haben als in anderen, hat sich bislang nur eine einzige, die Firma Krupp, gemeldet, die ihre Überschüsse zu wohltätigen Zwecken, insbesondere dem Reich zur Versorgung von Hinterbliebenen und zur Förderung unserer Ostmark mit nahezu 40 Millionen zur Verfügung stellte. Aber selbst diese Tat, die als Beispiel wirklichen deutschen Empfindens von hervorragender Bedeutung ist, wird trotz des Burgfriedens in einer gewissen Presse in häßlichster Weise in den Schmutz gezogen.

Wann wird der Tag kommen, an welchem sich der erste Nachahmer findet, der in gleicher Weise aus freien Stücken seine Kriegsgewinne, d. h.

den übernormalen Verdienst, demjenigen zurückgibt, der Anspruch darauf hat, dem Vaterland, um es damit in den Stand zu setzen, die noch harrenden großen Aufgaben zur Unterstützung aller der aus dem Kriege zurückkehrenden Beschädigten, der Hinterbliebenen und der in Not geratenen Krieger durchzuführen?

Wir wollen hoffen, daß wir nicht vergebens warten.

Die Kriegsgewinne bergen große Gefahren in sich, die bereits jetzt in die Erscheinung treten, denn Geld verführt leicht zum Laster. Als in der traurigen Franzosenzeit vor 100 Jahren unser deutsches Volk in tiefer Armut lebte, hatte es sicherlich seinen größten sittlichen Reichtum. Aus den Reden, Gedichten und Schriften eines Ernst Moritz Arndt, eines Johann Gottlieb Fichte, aus den Liedern Max von Schenkendorffs und Theodor Körners, und wie sie alle heißen, weht uns ein köstlicher Hauch echt deutschen Empfindens entgegen.

Wenn wir die Jetztzeit damit vergleichen, wie gewaltig hat sich der Geist der Zeit zu seinem Nachteil verändert! Wo sind die Dichter, die sich mit jenen Freiheitsdichtern vergleichen ließen? Und wie klein ist die Zahl der Gelehrten, die, wie damals, vom Katheder herab die Jugend anfeuerten zum Kampf für deutsche Freiheit und deutsche Kultur.

Dagegen lesen wir, wie ein deutscher Gelehrter die Waffenlieferungen der Amerikaner an unsere Feinde vom staatsrechtlichen Gesichtspunkte aus für gerechtfertigt erklärt, und erfahren, wie andere einen Bund „Neues Vaterland" begründeten, dessen Wirken den Behörden Anlaß zu Haussuchungen gegeben hat.

Unsere Hoffnungen, das Theater und Kunstleben endlich einmal wieder in deutschem Geiste aufgefaßt zu sehen, wie es zu Beginn dieses Krieges den Anschein hatte, sind schnell wieder zu Wasser geworden. Denn wenn selbst Stücke, wie Wedekinds „Frühlings Erwachen" in dieser ernsten Zeit nicht durch das gesunde deutsche Volksurteil hinweggefegt werden können, so ist das nur wieder ein Zeichen der Gleichgültigkeit und Sättigung infolge zu großen Wohllebens, wie es schon vor dem Kriege so vielen Kummer bereitete. Eine ungeheure Kriegsliteratur ist erschienen, aber wie wenig wirklich Gutes, Bleibendes, das meiste nur hervorgegangen unter dem Gesichtspunkte des Geldverdienens, das wenigste geschrieben aus dem Gefühl wahrer Begeisterung zum Vorteil der Allgemeinheit.

Es ist tief traurig, sagen zu müssen, daß das Bild, wie es heute die Großstädte darbieten, unserer Zeit unwürdig ist, weil der sittliche Ernst fehlt, den man doch wirklich erwarten dürfte. Das leichte Geldverdienen, das in den Kriegsgewinnen zum Ausdruck kommt, hat einen „Händlergeist" gezüchtet, der schlimmer ist, als der frühere, den wir zu Beginn des Krieges begraben wähnten. Schon sieht man überall wieder jene Internationalen in den Cafés, Theatern, Konzerten und Weinwirtschaften, die dem öffentlichen Leben in den Großstädten ihren unsittlichen Stempel aufdrücken.

Alle jene schönen Bestrebungen, unserem Volk wieder zu seinem Deutschtum zu verhelfen, die auch ausgingen von behördlicher Seite, wollen zerschellen an der Weigerung jener Leute, die da glauben, bereits die Seele des deutschen Volkes erkauft zu haben.

Sehen wir also als direkte Folge des übermäßigen Geldverdienens eine Reihe von Gefahren sich ankündigen, so ist es die Pflicht des Staates, hier hemmend einzugreifen und zwar in der rücksichtslosesten Weise.

Daß eine Besteuerung der Kriegsgewinne eintreten mußte, darüber herrschte in den weiten Kreisen unseres Volkes nur eine Meinung, trotzdem in einigen Zeitungen Aufsätze erschienen, in welchen versucht wurde, die Berechtigung einer Besteuerung zu verneinen. Mit welchen Mitteln dabei gearbeitet ist, mögen folgende Worte eines Staatsrechtslehrers zeigen:

„Ja, unter moralisch-ästhetischen Gesichtspunkten muß man sagen, ein Staat, der erst durch die Aussicht auf außerordentlich hohen Gewinn zu außerordentlich hohen Leistungen anlockt und hinterher, wenn er von der Kriegsnot befreit ist, sein Besteuerungsrecht dazu benutzt, um sich den Gewinn ganz oder teilweise wieder zurückzuholen, gibt den Geschäftsleuten das Vorbild hinterlistiger und schmutziger Handlungsweise."

So zu lesen im Zeitalter des Burgfriedens in der Vossischen Zeitung vom 13. Juli v. J. Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Unsere Regierung hat sich trotzdem, wie bekannt, zur Einführung einer Kriegsgewinnsteuer entschlossen, die dem Reichstage zur Beschlußfassung vorliegt. Ob aber die vorgeschlagene niedrige Besteuerung ausreichend ist, um gerade das Unberechtigte jeglichen Kriegsgewinnes zu treffen, erscheint wohl nach den vorstehenden Ausführungen zweifelhaft.

Wenn man die Gesamtsumme der unmittelbaren Kriegsgewinne zu, sagen wir einmal, 10 Milliarden annimmt — eine Summe, die zunächst beliebig eingeschätzt sein mag, die wohl noch höher, aber kaum niedriger sein wird — so kann es dem Staate nicht gleichgültig sein, ob er nur 2 Milliarden oder 10 Milliarden künftig zur Verwendung hat. Dieses Geld, an dessen Aufsummung mehr oder weniger, direkt oder indirekt, während des Krieges die Allgemeinheit mitgearbeitet hat, darf auch nur der Allgemeinheit, d. h. dem Staate, gehören.

Der Staat hat durch die Wehrpflicht das Recht der freien Verfügung über jede Person. Ob hoch, ob niedrig, jeder muß dem Vaterlande sich und sein Leben zur Verfügung stellen. Zwischen dem Adligen, dem Bauer, dem Industriellen, dem Kaufmanne, dem Handwerker, dem Gelehrten, dem Arbeiter sind im Kriege alle Schranken gefallen, sie sind sich völlig gleich geworden.

Und da hat der Staat zweifellos die sittliche Berechtigung ja Verpflichtung, alle diejenigen Summen voll für sich zu beanspruchen, die als Mehreinnahmen und Vermögensvergrößerungen aufzufassen sind, damit nicht hinter der Front große Vermögensverschiebungen, Ungleichheiten und

Ungerechtigkeiten auftreten, durch die hauptsächlich die Wehrpflichtigen benachteiligt werden.

Dieses Geld muß dann als eine Dankesschuld in allererster Linie für unsere tapferen Krieger und deren Hinterbliebenen bestimmt sein zur Herrichtung von Kriegerheimstätten, in denen sie, die für die deutsche Scholle gekämpft haben, das Glück des Besitzes einer eigenen Scholle genießen, zur Unterstützung Erwerbsunfähiger und zur Linderung von Kummer und Elend, die sich leider an vielen Stellen zeigen werden, dann aber auch zur Abgeltung eines Teiles der großen Kriegslasten.

Gegen eine zu hohe Besteuerung der Kriegsgewinne wird nun geltend gemacht, daß man den kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen die liquiden Mittel lassen müsse, um sofort nach dem Kriege den Wirtschaftskampf wieder aufzunehmen. Ja, sollen denn die durch Kriegsgewinne Bevorzugten nach dem Kriege die wirtschaftlich Geschwächten völlig niederringen oder soll man nicht lieber von Staats wegen den letzteren eine erhebliche Unterstützung bezw. Darlehn zuteil werden lassen, eben aus den an den Staat abzuführenden Kriegsgewinnen?

Von einigen Seiten wird die Behauptung aufgestellt, die Kriegsgewinnbesteuerung würde als eine Strafe empfunden werden. Nun, wer es nicht als eine Ehrenpflicht empfindet, den Kriegsgewinn aus freien Stücken zurückzugeben, wie es die Familie Krupp getan hat, für den ist wirklich keine Strafe hoch genug, um ihm wieder den fehlenden Gemeinsinn einzuschärfen.

Jene Kriegsgewinne jedoch, die ohne produktive Tätigkeit lediglich durch unlauteres Geschäftsgebaren entstanden sind, haben mit einer Besteuerung nichts zu tun. Sie gehören vor den Staatsanwalt und müssen mit samt einem Teil des früheren Vermögens des betreffenden eingezogen und der „Ehrenmann" selbst muß noch in anderer Weise bestraft werden.

Eine Gefahr liegt darin, daß man Kriegsgewinne durch Verschleppung ins Ausland vor der Besteuerung zu bewahren suchen wird. Das zu verhindern und die Kriegsgewinne richtig zu erfassen, sind aber Aufgaben, die von der Regierung unbedingt gelöst werden müssen.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Aber es muß hier ausdrücklich und eindringlich betont werden, daß von der Art, wie unsere Regierung diese große und schwierige Aufgabe der Einziehung der Kriegsgewinne lösen wird, viel, sehr viel für die Zukunft unseres Volkes abhängt.

Denn würde man, wie es jetzt den Anschein hat, der Gewinnsucht das Zugeständnis machen, daß nicht der ganze Kriegsgewinn, sondern nur ein geringer Teil an den Staat abgeliefert wird, so ergeben sich folgende Zustände:

Der im Lande Bleibende darf sich große Gewinne aneignen, während andere dafür Leib und Leben aufs Spiel setzen und gleichzeitig ihren Beruf.

Der „Händler" würde dadurch zu einem Menschen erster Klasse emporsteigen, der „Held" zu einem solchen zweiter Klasse herabgedrückt werden,

und während es gilt, dort draußen den englischen „Händlergeist" niederzuringen, würde hier im Inneren ein viel schlimmerer bald die Oberhand gewinnen.

Der „Händler" darf sich Millionengewinne einstecken, während für den „Helden" aus Dankbarkeit Almosen gesammelt werden.

Die Blüte des deutschen Adels liegt auf den Schlachtfeldern. Jene Junker, die vor dem Kriege von gewissen Zeitungen und Witzblättern in der niedrigsten Weise beschimpft und selbst im Auslande in Verruf gebracht wurden, haben als Offiziere ihre höchste Vaterlandspflicht erfüllt und sich selbst geopfert, ganze Adelsfamilien sind ausgestorben und an ihre Stelle würden nun die „Handelsbarone" treten, die ihre Vaterlandsliebe nur durch die Aussicht auf sehr hohe Gewinne plötzlich entdeckten, und denen als Anerkennung dafür künftig die Führung des deutschen Volkes anvertraut werden würde.

Man lächelt verächtlich über russische Zustände, wo die Großfürsten die Kriege dazu benutzen, sich die Taschen zu füllen, und übersieht ganz, daß wir doch nahe daran sind, gewissen Leuten die gleiche Beschäftigung bei uns einzuräumen.

Muß es nicht wunder nehmen, wenn gerade diejenigen, die da rufen, das Deutsche Reich dürfe mit Rücksicht auf die zu Kriegsbeginn gegebene Losung, „Deutschland führe keinen Eroberungskrieg", nun auch keinen Zuwachs jenseits seiner Reichsgrenzen anstreben, wenn gerade diese Flaumacher nichts darin finden, unter dem Schutze des Burgfriedens hier im Innern für ihr eigenes Vermögen einen bedeutenden, ja vielfachen Zuwachs zu erreichen, und das nun als etwas ganz Selbstverständliches nur ihrer Tüchtigkeit Entsprechendes hinstellen.

Und wenn nicht die Regierung und jeder Einzelne sich zu der Ansicht bekennt, daß einer Wehrpflicht für den einen Teil unserer Bevölkerung gleichzeitig eine Opferpflicht für den andern gegenüberstehen muß, dann würden wir wahrlich um nichts besser sein, als das „Händlervolk" der Engländer, und der Krieg, der große Erzieher, hätte uns nicht auf die Stufe gehoben, die des furchtbaren Ringens würdig ist, sondern den deutschen Idealismus, das köstlichste unserer Güter, vernichtet.

Es war immer die Sehnsucht eines freien Volkes, sich willig unterzuordnen einem Manne seines Vertrauens zur Erreichung eines großen Zieles. Wo bleibt der hochgemute Führer in dieser Not eines großen Volkes, der ihm Hochziele bietet, nach denen es schon zu lange vergeblich verlangt hat, der es emporreißt und mit fester Hand hindurchführt durch die vielen Klippen, Sümpfe und Nebel zur reinen Höhe echten Deutschtums?

Nationalitätsprinzip, oder völkische Lebenskraft?

Prof. Dr. H. G. Holle.

„Neuorientierung unserer Politik nach dem Kriege" ist jetzt, noch ehe er beendet ist, die Losung des Tages. Die sie uns entgegen rufen, sind nicht die Vertreter des völkischen Ideals, die um des „Burgfriedens" willen zum Schweigen verurteilt sind. Aber seine Gegner sind überall am Werk und werden unterstützt durch die „sachlich" urteilenden Gelehrten, die nicht biologisch zu denken gewohnt sind und deshalb nicht berücksichtigen, daß die Handlungen des Einzelnen wie des Volkes nicht aus der verstandesmäßigen Überlegung sondern aus dem Gefühl fließen, dieses aber einerseits durch die ererbten Anlagen, anderseits durch die beim Heranwachsen aufgenommenen Überlieferungen bestimmt wird. Anders ist es nach meiner Meinung nicht zu verstehen, daß offenbar von den besten Absichten beseelte Männer das Volkstum nicht als das Bestimmende im Menschen anerkennen, sondern als eine zeitliche Erscheinung der Menschheit, die von Politikern als „Prinzip" des Handelns aufgegriffen und für bestimmte Machtzwecke ausgenutzt werden könne. Das „Nationalitätsprinzip" möge durch zufällige Zeitströmungen geschichtlich mehr in den Vordergrund geschoben werden, aber es überlebe sich wie eine Mode, die dann einige Zeit noch in den niederen Höhenschichten des Lebens ihr Dasein fristet, oder, wie Prof. Dr. Conrad Bornhak (Grenzboten 1916, Nr. 8) in einem Aufsatz „Das Nationalitätsprinzip und der Krieg" sagt, „das in Europa dermalen außer Gebrauch kommende Nationalitätsprinzip wird zur Ausfuhrware."

Daß das Volkstum als politisches „Prinzip" benutzt, beziehungsweise mißbraucht werden kann, ist ebenso unbestreitbar, wie daß es mit der Religion geschehen kann, die man ebensogut bloß unter dem Gesichtswinkel des „politischen Prinzips" betrachten könnte. Aber halten wir uns zunächst an Bornhak.

Sehr richtig führt dieser aus, daß noch vor hundert Jahren Reichsdeputationshauptschluß, Napoleon und der Wiener Kongreß Länder und Völker durcheinander geworfen hatte, geschichtlicher und nationaler Zusammenhang keine Rolle spielte. Aber „gegenüber der Wiederherstellung der seit alters bestehenden Gewalten durch das vom Wiener Kongreß aufgestellte Legitimitätsprinzip erhob sich jetzt als neues Prinzip der Zukunft das der Nationalität". Napoleon der Erste, „der nach Laune die Länder und Völker immer von neuem durcheinander warf", wurde dadurch wider Willen der Schöpfer des Nationalitätsprinzips. Er lehrte die unterdrückten und gepeinigten Völker, sich aus dem Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts auf ihre Nationalität zu besinnen." Die Zusammenfassung der verschiedenen Völker in Österreich war nur in einem absolut regierten Staate möglich. „Dadurch fanden sich die ursprünglich getrennten Richtungen

des Konstitutionalismus und des Nationalitätsprinzips zusammen"....
„In zielbewußter Weise hat erst Napoleon der dritte das Nationalitätsprinzip zum leitenden Grundsatz seiner auswärtigen Politik gemacht, trotz der Warnung Thiers', daß die Einigung Deutschlands die weitere Folge der italienischen Einheit sein werde." Natürlich nicht, um uneigennützig den fremden Völkern den Segen nationaler Einheit zu bringen, sondern umgekehrt, um im Namen des Prinzips Österreichs Herrschaft in Italien aus den Angeln zu heben und die Frankreichs an die Stelle zu setzen, wie er auch im Prager Frieden nicht des dänischen Volkes wegen, sondern um Preußen zu schädigen, auf Abtretung von Nordschleswig drang. Das war „gegenüber der gewaltigen Einheitsbewegung Deutschlands ein unschuldiges politisches Spiel. In der Tat scheiterte Napoleon des dritten auswärtige Politik daran, daß er die Geister, die er gerufen, nicht wieder los wurde. Das konnte ihm niemand weniger verzeihen als das französische Volk".... Indem die Einigung Italiens und Deutschlands nicht mit ihm, sondern gegen ihn sich vollzog, hatte damit „das Nationalitätsprinzip seine freilich nicht restlose Verwirklichung gefunden." — Für diese Völker ist damit also nach Bornhak das Volkstum als politisches Prinzip im wesentlichen abgetan, überlebt. — „Doch schon hatte der Grundsatz angefangen, in dem zerbröckelnden türkischen Reiche sich auf die Balkanhalbinsel zu verpflanzen, zur Befreiung der Hellenen, Rumänen und Slawen von türkischer Fremdherrschaft. Auch hier bediente sich wieder eine europäische Großmacht des Nationalitätsprinzips als Hebels ihrer auswärtigen Politik, Rußland. Eigentümlicher Widerspruch der Dinge. Dieselbe Macht, die Polen vernichtet und des letzten Restes von Selbständigkeit entkleidet hatte, die die Ukrainer nur als Bestandteil des russischen Volkes kannte, fühlte sich berufen, den Balkanvölkern die Freiheit zu bringen, und das letzte Ziel der russischen Balkanpolitik, der Erwerb Konstantinopels, wo keine Russen, noch überhaupt Slawen wohnten, für Rußland, schlug doch dem Nationalitätsprinzip geradezu ins Gesicht."

Diesen „rein historischen" Gedankengängen Bornhaks können wir vollständig zustimmen. Aber die Geschichte wird nicht einfach durch die Politik der Regierenden nach persönlichen Ideen oder Prinzipien gemacht, sondern die wirksamen Kräfte sind biologisch zu würdigen, denn sie liegen in den Anlagen, insbesondere den geistigen Eigenschaften der Völker, die allerdings von den Machthabern für ihre besonderen Zwecke ausgenutzt, beziehungsweise mißbraucht werden können. Die geschichtsbestimmende Machtentfaltung tritt da ein, wo die Gewalthaber sich zum Träger der Strebungen der Volksseele machen. Das sollten wir nach Bismarck doch gelernt haben.

Um die Bedeutung des Nationalitätsprinzips zu würdigen, hat man nicht danach zu fragen, ob es widerspruchsvoll oder folgerichtig „benutzt" wird, sondern welche Kraft es in den Völkern selbst hat. Ich möchte

deshalb statt von „Nationalitätsprinzip" lieber von „völkischer Lebenskraft"[1]) reden. Es kommt für den Verlauf der Geschichte nicht so sehr darauf an, ob das Nationalitätsprinzip in Anwendung gebracht wird, sondern ob die völkische Lebenskraft ausreichend ist, sich durchzusetzen.

In diesem Sinne kann man nicht sagen, daß das Prinzip für Rußland keine Bedeutung hätte. Im Gegenteil, die russische Politik ist geradezu der Ausfluß eines besonders starken Selbstgefühls des moskowitischen Volkes, das ein Selbstbestimmungsrecht anderer Völker nicht anerkennt, sondern möglichst viel Länder und Völker im Moskowitertum aufgehen lassen möchte. Die Wahl der Mittel haben wir hier nicht moralisch zu würdigen. Jedenfalls sind die Machtmittel des heutigen Staates so groß, daß ein Sträuben dagegen, etwa von seiten der deutschen Ansiedler in Südrußland, aussichtslos ist. Der Erfolg erweist das biologische Recht im Daseinskampf der Völker. Denn die Völker sind wie die Pflanzen; sie gedeihen nur, solange sie wachsen, und sie können gewöhnlich nur wachsen auf Kosten anderer! Das kann durch stärkere natürliche Vermehrung oder durch geistige Angleichung durch das Mittel der Sprache geschehen. Bei Rußland waren beide Umstände wirksam. Und wenn nun, wie es heißt, England die in Rußland aus ihren Ansiedelungen entwurzelten Deutschen (soweit sie noch vorhanden sein werden) übernimmt, um sie in Kanada wieder anzusiedeln, so weiß es sehr wohl, welchen tüchtigen Stamm es damit in sein eigenes Volkstum herüberzieht. Vielleicht wird es dabei sogar, wie das alte Rom, von der dunkeln Ahnung geleitet, daß in dem nächsten Weltkriege die Deutschen nur durch Deutsche besiegt werden können.

Wo aber das völkische Selbstgefühl auf ein anderes ebenso starkes stößt, wird es von selber eingeengt, wie auf dem Balkan, wo das völkische Gefühl der einzelnen Nationalitäten dadurch, daß die politischen Zustände in Fluß gekommen sind, geweckt ist und nun in seiner ursprünglichen Kraft sich gellend macht. Das sind nicht die niederen Höhenschichten, für die das Nationalitätsprinzip noch in Anwendung ist, nachdem die Mode in den höheren abgewirtschaftet hat, sondern das ist ursprüngliche Volkskraft, völkische Lebenskraft, die sich zur Geltung bringt.

Wenn Bornhak sagt, „die Durchführung der von Rußland, England, Frankreich, Italien und ihren kleineren Verbündeten gesteckten Kriegsziele hätte überall die Vergewaltigung fremder Nationalitäten bedeutet" und hinzufügt: „Damit scheint aber das Nationalitätsprinzip den Höhepunkt seiner geschichtlichen Mission überschritten zu haben", so bedeutet das, wenn wir diese Ansicht zum Grundprinzip unseres Handelns machen, den Verzicht des deutschen Volkes, sich weiter in der Welt zur Geltung

[1]) Unter dieser Überschrift habe ich die biologischen Faktoren, die einem Volke seine Weltgeltung verleihen, in Nr. 7 des „Deutschen Volkswarts" aufzuzeigen versucht.

zu bringen. Mit dieser Auffassung gelangen wir zu einem Deutschland als wirtschaftlichen Verband zufällig zusammen wohnender Menschen verschiedener Nationalität, ein schönes Ideal, um die Begeisterung in den Schützengräben wach zu halten! — Nein, und abermals nein! — Was uns bis jetzt in diesem Weltkriege zum Siege geführt hat, das ist, wie nun wohl alle eingesehen haben könnten, der deutsche Geist, der neben der berechtigten Sorge für das eigene Wohl seine besten Kräfte für das Vaterland einsetzt, im Gegensatz zum englischen Geist, der die Staatsmacht als das Mittel betrachtet und schätzt, seinen persönlichen Vorteil ungehindert wahrnehmen zu können. Dieser deutsche Geist, soweit er bei der Mißachtung, die ihm vielfach zuteil wird, noch wirksam sein kann, wird in den wirtschaftlichen Kämpfen der kommenden sogenannten Friedenszeit, wie er es bei dem wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands vor dem Kriege war, die ausgiebigste Kraftquelle sein. Aber er soll sich einsetzen, nicht um anderen Völkern das Dasein zu erleichtern oder überhaupt zu ermöglichen, sondern um das eigene Volkstum zu erhalten und zu kräftigen. Wir haben die Kraft, fremdes Volkstum uns anzugleichen, sobald wir uns rücksichtslos zur Geltung bringen. Mit Liebe können Fremdbürtige nicht zum Deutschtum erzogen werden. Man findet keine Gegenliebe, wenn man mißachtet wird. Aber, wenn nur die deutsche Sprache[1]) das Mitbestimmungsrecht am Staate gibt, wird die Liebe nach der Ehe kommen.

Es ist oft genug gesagt, daß wir diesen Krieg nicht gewollt haben. Auch wer die biologische Notwendigkeit des Wachsens für unser Volk erkannte, hat nicht zum Kriege gehetzt, weil er gleichfalls wußte, daß das deutsche Volk in seiner angeborenen Friedfertigkeit auch für biologische Notwendigkeiten nicht zu einem Angriffskriege zu haben gewesen wäre. Nachdem uns aber der Krieg aufgezwungen ist, soll uns kein Fremdbürtiger, dem wir in unseren Grenzen die Segnungen deutscher Kultur zuteil werden lassen, völkischen Selbstmord zumuten, indem er unser Siegerrecht bestreitet, die durch unseren Sieg gewonnene Gelegenheit zur Festigung und Ausbreitung des Deutschtums auszunutzen. Wenn wir da wieder die leidige deutsche Bescheidenheit walten lassen, werden wir selbst in unseren eigenen Grenzen zum „Völkerdünger" werden, wie wir schon früher die Polen bei uns stark gemacht haben. Sie oder wir, heißt es im Daseinskampfe auch unter den Völkern!

Wenn Bornhak sagt, die österreichisch-ungarische Monarchie „stehe nach dem Kriege fester da denn je, ihre Zerstückelung sei ein aussichtsloses Beginnen", so will ich das glauben und — unseretwegen — hoffen. Aber als Beleg dafür, daß das Nationalitätsprinzip für die fortgeschritteneren Völker ein überwundener Standpunkt sei, soll er sie nicht anführen. Wenn es der Fall ist, so ist es Folge davon, daß gerade umgekehrt das Nationalitäts-

[1]) Vergleiche meine Ausführungen in Nr. 7 unter „Was heißt Siegen im völkischen Daseinskampf?"

prinzip den zu ihr gehörigen Völkern zum vollen Bewußtsein gekommen ist, so daß sie nicht mehr den völkischen Regungen unbedacht folgen, sondern den gemeinsamen Staat als einen Zweckverband ansehen, oder, wie ich es biologisch ausgedrückt habe, als eine Symbiose, die allein es den für sich zu schwachen Völkern ermöglicht, sich übermächtigen Feinden gegenüber zu behaupten. Innerhalb des Staates aber sucht jedes sich einheitlich national auszugestalten. Nur die Deutschen im österreichischen Staate sind fähig, ihn als Selbstzweck anzusehen. Und von den Deutschen überhaupt, da sie es sich gefallen lassen, wird verlangt, daß sie sich von völkischer Selbstsucht fern halten und die bloße Erhaltung ihres Besitzstandes als ausreichendes „Kriegsziel" ansehen. Aber, jetzt uns bescheiden, heißt, den Krieg verloren geben!

Das mit uns verbündete Bulgarien mit seiner unverbrauchten Volkskraft möge uns zum Vorbild dienen, übrigens auch ein Zeuge, daß das Nationalitätsprinzip sich nicht überlebt hat. Warum können wir nicht ebensogut wie dies es öffentlich und amtlich verkünden, daß wir das eroberte, oder was uns davon paßt, als deutsches Land behalten werden, damit wir die Feinde beizeiten an den Gedanken gewöhnen und unseren Feldgrauen zeigen, wofür sie kämpfen! Und hinzufügen, daß wir im Gegensatz zum Vierverband nur einen Sonderfrieden mit jedem unserer Gegner schließen und daß unsere Bedingungen um so härter werden, je länger er zögert, sich dazu bereit zu finden! Im Grunde genommen hat das ja auch der Reichskanzler in seiner letzten Rede gesagt, soweit nicht politische Rücksichten wegen der Unfertigkeit der Kriegsergebnisse ihm Zurückhaltung auferlegten. Jedenfalls wird der weitere Verlauf des Krieges, wenn nicht etwa ein vorzeitiger Frieden ihn beendet, uns zwingen, seinen Worten die weitestgehende Deutung zu geben! Für unser deutsches Gefühl freilich hat er zu viel von der Befreiung der unter russischer Herrschaft unterdrückten Fremdvölker geredet und vermissen lassen, was das deutsche Volk zu erwarten hat. Gewiß ist es eine schöne, dem idealen Sinn des Deutschen wohltuende Nebenwirkung unseres Sieges, wenn solche Völker ihrem Eigenleben zurückgegeben werden, und das auszusprechen im Gegensatz zu der vorgeblichen Sorge Englands für die kleinen Völker sicher von politischem Nutzen, aber Voraussetzung ist für uns dabei, daß sie unauflöslich und für unseren Daseinskampf mitwirkend mit uns verknüpft werden. — Der Kanzler benützt also auch das Nationalitätsprinzip als politisches Mittel, aber wir vermissen die Rücksicht auf die völkische Lebenskraft des Deutschtums, dessen Erhaltung und Förderung das Ziel jeder deutschen Politik sein muß, einer Politik, die den Staat nicht als Selbstzweck, sondern als die Lebensform eines bestimmten Volkes betrachtet. Den deutschen Männern in den Schützengräben hätte die Zusicherung davon sicher zur Erhöhung ihrer Kampfesfreudigkeit gedient.

Die eroberten Länder, die wir selbst behalten werden, müssen deutsch werden, indem wir die nicht assimilierbare Bevölkerung abstoßen, der übrigen

aber den Anreiz geben, sich uns anzugleichen, indem wir das Deutschtum in diesen Gebieten durch das Machtmittel der Sprache zur Herrschaft bringen.

Wie kann man nach den Erfahrungen dieses Krieges davon reden, daß das „Nationalitätsprinzip" sich überlebt habe! Überall, nicht nur in den mißachteten, weil noch weniger von der sogenannten Kultur beleckten Völkern ist das völkische Ideal lebendig. Nicht am wenigsten bei unseren Feinden, die, wie schon ausgesprochen und vorbereitet, nach dem Kriege sich national noch vollständiger gegen uns abschließen werden und das Volksfremde, insbesondere das Deutsche, von sich abstoßen oder vernichten, trotzdem sie sich selber damit schädigen. Das völkische Bewußtsein schlummerte, solange die Völker noch wenig miteinander in Berührung kamen; dadurch, daß die Völker im Kriege wie im wirtschaftlichen Wettbewerb ihre Kräfte aneinander messen, wird es immer mehr verstärkt. Bloß wir Deutschen bringen es noch immer fertig, uns selber aufzugeben; wir müssen erst durch unsere Gegner gezwungen werden, uns auf uns selber zu besinnen. Deshalb begrüße ich diesen Zwang, so große Opfer er unser Volkstum gekostet hat durch den Verlust so vieler Volksgenossen, die, oder deren Nachkommen unter unseren Feinden, Frankreich, England, Rußland, wie — Nordamerika, gegen uns kämpfen, deren wirtschaftliche und kriegerische Rüstung sie schmieden halfen. Wenigstens in Rußland haben sie sicher das meiste dazu getan, das feindliche Land stark zu machen, selbst wenn, oder vielmehr gerade dann, wenn sie noch eine zeitlang den deutschen Geist bewahrt haben. Schließlich verschwimmt das Deutschtum mit der deutschen Sprache im fremden Volkstum. Den Deutschen in fremdem Staate in Reinkultur zu erhalten, ist ein Trugbild. Den Machtmitteln des heutigen Staates würde unser Volkstum unterliegen, auch wenn wir zäher daran festhielten, als es leider der Fall ist. Ein sprechender Beleg sind die Buren. Deshalb läßt der deutsche Geist sich dauernd nur wahren im deutschen Vaterlande mit seinen unmittelbar wirksamen Überlieferungen. Wir können dessen Grenzen erweitern; aber kein fernes Neuland kann uns Ersatz bieten für ein undeutsch gewordenes Vaterland, das Schwachmütige vor dem Kriege zugunsten eines solchen einer fremdbürtigen Industriebevölkerung preisgeben wollten. Jetzt aber hat der Krieg uns die Bedeutung und die Unentbehrlichkeit der Industrie für die völkische Machtentfaltung und damit die Notwendigkeit gezeigt, auch die Industrie deutsch zu erhalten. Aus dieser Erkenntnis hatte ich vor dem Kriege, was mir verdacht worden ist, vor zuweitgehender Neusiedelung deutschen Blutes gewarnt, soweit sie nicht durch innere Kolonisation erfolgen könne, aber auf den unvermeidlich kommenden Weltkrieg hingewiesen, der unserem völkischen Grundstock die Möglichkeit bringen könnte, in anschließenden Gebieten sich auszubreiten und Wurzel zu schlagen[1]).

---

[1]) „Vaterland oder Neuland?" Jahrg. XI, S. 666 dieser Zeitschrift.

Der deutsche Geist, der sich bisher allen Feinden überlegen gezeigt hat, kann zum endgültigen Sieg Kraft und Schwung nur behalten, wenn er allein über das Kriegsziel bestimmt. Die Fremdvölkischen unter uns haben für ihre eigene Erhaltung in unseren Reihen mitgekämpft. Sie sollen auch nach dem Kriege nicht vergewaltigt werden, aber sie sollen das Schicksal des deutschen Volkes nicht mitbestimmen! Noch sind wir Deutschen die Herren im Lande, wenn wir uns nicht selber aufgeben. Es sind die Nichtdeutschen unter uns, die als ihr Kriegsziel betrachten, — daß wieder Friede werde. Für uns Deutsche darf nicht das Kriegsziel darin bestehen, daß, wie ein Witzblatt mit bitterem Hohne sagt, „über Kriegsziele geredet werden kann", das heißt, daß wir wieder „deutsch" reden dürfen. Vorher muß der deutsche Geist zu Wort kommen, um der Regierung den Rücken zu stärken. Für einen Deutschen kann das Kriegsziel nur sein, die völkische Lebenskraft des deutschen Volkes zur höchsten Blüte zu steigern. Dazu gehört die Sicherung gegen äußere Gewalt und alles, was wir zur wirtschaftlichen Kräftigung brauchen, aber auch, daß dem deutschen Geiste die Herrschaft im Reiche gesichert wird, in den ursprünglichen wie in den erweiterten Grenzen.

Deutsch erhalten werden aber kann unser Volk, das muß immer wieder gesagt werden, auf die Dauer nur durch eine ausgedehnte Landwirtschaft, als Jungbrunnen des Blutes und als Erzeuger der wesentlichen Nahrung im Inlande. Nun aber hat in den besetzten östlichen Gebieten schon die Spekulation eingesetzt, um bei der durch die künftige Einverleibung erhöhten Absatzmöglichkeit der landwirtschaftlichen Erzeugnisse die damit in Aussicht stehenden höheren Gewinne für sich vorweg zu nehmen. Sie vereitelt damit die Ansiedelung auch noch einer zahlreichen Nachkommenschaft auf dem intensiver bewirtschafteten Boden und damit diese selber. Hier gilt es, die geeignete Ummwelt zu schaffen, nicht als Mittel der Züchtung (von „Züchten"), sondern als Mittel der Zucht (von „Ziehen"), das heißt der Gesunderhaltung und Vermehrung des guten deutschen Stammes. Gerade wir Deutschen haben die Kraft, statt uns den äußeren Umständen anzupassen, diese nach den Bedürfnissen unserer Anlage zu modeln, — wenn wir wollen. Um nun das Neuland, das wir erwerben, ebenso wie das in unseren jetzigen Grenzen vorhandene nicht für Bauzwecke benutzte Land möglichst seiner landwirtschaftlichen Bestimmung zu erhalten, genügt keine Wertzuwachssteuer und keine Steuer nach dem gemeinen Wert, sondern würden Höchstpreise einzuführen sein, deren Durchführung wir gerade durch die vielen Mißgriffe jetzt allmählich im Kriege gelernt haben. Diese müßten nach dem landwirtschaftlichen Nutzungswert, nicht einem möglichen künftigen sondern dem tatsächlichen jetzigen, bemessen werden. Landwirtschaftliche Meliorisationen wie Gebäude müßten gesondert berechnet und nicht dem Bodenwert zugeschrieben werden. Der Wert des Bodens ist erst höher einzuschätzen, wenn verbesserte Methoden des Anbaus

oder Verbesserung der Zu- und Abwegung den Ertrag erhöht haben. Dieser Wertzuwachs gehört grundsätzlich dem Staate, der ihn durch Pflege der Wissenschaft und des Verkehrs hervorgerufen. Er gewinnt damit die richtige Geldquelle zur Schuldentilgung, da die Kriegsschulden gemacht sind, um den vaterländischen Boden zu sichern. Der Besitzer hat den Lohn für seine Arbeit im Ertrag; als Belohnung für seinen Unternehmungsgeist und um den Wertzuwachs überhaupt zu verwirklichen ohne die Bodenständigkeit zu mindern, gebührt ihm beim Verkauf nur ein geringer Bruchteil des Zuwachses, der mit den Jahren des Besitzes steigt, aber sich unter dem Zinsertrag des beim Kauf aufgewandten Kapitals hält. Der Anspruch auf diesen Anteil am Wertzuwachs kommt dem Eigentümer natürlich nur zu, soweit er auch Benutzer des Bodens ist; und bei Verpachtung darf die Pacht eine angemessene Verzinsung des Kaufwertes nicht übersteigen. Auch für Ländereien, die zu Industrie oder Wohnzwecken dienen sollen, müßte zunächst der landwirtschaftliche Nutzungswert als Höchstpreis festgehalten werden, für den Verkauf nach der Bebauung kann bei städtischen Grundstücken ein höherer Prozentsatz als bei ländlichen dem Verkäufer zugute kommen, der aber auch hier mit den Jahren des Besitzes sich steigert. So könnte die Grundstücksspekulation überhaupt ausgeschaltet und dem Staat, der Gemeinde und gemeinnützigen Gesellschaften freie Hand zu großen Landkäufen gegeben werden, um den Boden dem zugänglich zu machen, der ihn zu seinem und der Allgemeinheit Wohle wirklich nutzen will. Außergewöhnliche Zeiten verlangen außerordentliche Maßnahmen; sie müßten aber, und das gilt namentlich für die neubesetzten Lande im Osten, rechtzeitig kommen und rückwirkend die schon eingedrungene Spekulation zurückweisen.

Das vom Kriegsminister eingebrachte Ansiedelungsgesetz läßt die Frage offen, wo angesiedelt werden soll. Jedenfalls auch in den erweiterten Grenzen. Und wenn ausdrücklich betont wird, daß den fremdbürtigen Mitkämpfern, also wesentlich den Polen, ebenfalls diese Wohltat zuteil werden soll, so ist dagegen nichts einzuwenden. Das darf aber nicht als Belohnung für ihr Mittun erscheinen, da sie für ihr eigenes Dasein mitgekämpft haben, und die Ansiedelung darf nur in den anzugliedernden polnischen Gebieten erfolgen.

Es bleibt noch übrig, dem Mißbrauch vorzubeugen, daß landwirtschaftlich nutzbares Land als Park oder Jagdgrund nur zu den Zwecken des Vergnügens dient. Für solche Zwecke darf bei einem größeren Gut nur ein bestimmter Bruchteil freigegeben werden; der überschießende Teil solcher Verwendung ist hoch zu besteuern. Die Gefahr dieses Mißbrauchs wird nach dem Kriege besonders groß werden, wenn durch den Krieg reich gewordene Kriegslieferanten sich auf dem Lande zur „wohlverdienten Ruhe" setzen wollen. Sie wird aber noch viel größer und zu einer Lebensfrage für uns, wenn es sich um Ausländer handelt, vor allem um Nordamerikaner, die schon vor dem Kriege mit ihrem Gelde, das bei uns eine größere

Kaufkraft hat und später noch größere haben wird, nichts besseres anzufangen wußten, als sich bei uns anzukaufen und den heiligen Boden des Vaterlandes der heimischen Landwirtschaft zu entziehen. Das muß überhaupt verhindert werden.

Es ist die Frage, ob wir solche Maßregeln zur Sicherung und Förderung des Deutschtums gegen die außervölkische Hochfinanz werden durchsetzen können, oder ob wir dieser gegenüber nachgeben und damit den Krieg, wie er auch mit den Waffen ausgehen mag, wenigstens England gegenüber verloren geben werden, selbst wenn wir die äußere Macht durch Festhalten der Nordseeküste bis zum Ärmelkanal uns sichern. Man hat gesagt, England gegenüber können wir nur Hammer oder Amboß sein. Eigentlich paßt das Bild nicht, oder höchstens für die Neutralen, die zwischen Hammer und Amboß zerquetscht werden, wie jetzt auch Holland, wenn es nicht den Mut findet, sich uns anzuschließen. Für unser Verhältnis zu England sollte es heißen: „Axt oder Klotz". Aber wenn wir Axt sein wollen, muß diese gut und scharf sein und der Wille dahinter stehen. Wohl lebt in unserem Volke noch ein starker Wille als germanisches Erbteil, aber er ist durch zugemischtes Fremdblut und fortschreitende Verweichlichung zurückgedrängt und muß durch die Erkenntnis seiner Notwendigkeit versteift werden. Deshalb kann der Volkswille auch nicht durch Mehrheitsbeschlüsse „eruiert" werden, da die Parteisucht der Deutschen den Fremdbürtigen unter uns den Ausschlag überlassen würde. Er ist aber noch immer zur Geltung gekommen, wenn die für das Schicksal des Volkes vor der Geschichte Verantwortlichen ihn in sich selber wirksam fühlten, oder wenn sie seiner nicht sicher waren, aufhorchten, ob ihr Einzelwille den vollen Widerhall der deutschen Volksseele fand.

Ehrgeiz.

Dr. Franz Haiser.

Hervorragende Verdienste um König, Staat und Gesellschaft wurden seit undenklichen Zeiten und bei allen Völkern durch Titel, Würden und Auszeichnungen belohnt. Daran hat einmal die Spekulation nichts zu nörgeln, der natürliche Rasseninstinkt aller Völker hat diese Tatsache gutgeheißen. Gewannen dennoch zuzeiten solche Nörgler die Oberhand, die diese Einrichtung anwiderte, weil sie ihrer Meinung nach gegen das Dogma der Gleichheit und Brüderlichkeit verstößt, so fiel man dabei stets nur vom Regen in die Traufe, man lenkte durch die Abschaffung der Titel und der Auszeichnungen, die aus der Hand des Königs kommen, den Ehrgeiz nur auf weit niedrigere Begierden: auf den Geldsack und allen Pomp, der für Geld erhältlich ist. Aus Pflicht allein zu dienen, ist der Masse nicht gegeben, sie braucht Köder, Futter-, Lock- und Schreckmittel, es handelt sich nur darum, ob ihr diese Mittel aus reinen oder aus gemeinen Händen

dargeboten werden. Alle extrem demokratischen Verfassungen verfallen der Plutokratie und damit zugleich auch ihrer charakteristischen inneren Schwäche, denn auf diesem Boden macht sich das Gute nur mehr durch Geld bezahlt und wird schließlich durch das Geld zum Bösen.

Die sogenannte „Tüchtigkeit" der self-made-men, jener Kötermenschen, die vermöge ihrer angeborenen Jongleur-Fertigkeiten auf finanziellem Gebiete heute die Welt beherrschen — weil die heutige Welt nur diesem „Talente" den Siegespreis der olympischen Spiele zuerkennt —, habe ich in meinem soeben erscheinenden Buche: „Die Überzeugungskraft des ‚Beweises', ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft" scharf beleuchtet. Eine Arena, in der man sich mit Konkurrenten herumbalgen muß und ein Publikum, das Beifall klatscht oder zischt, hat es in der Komödie des menschlichen Lebens seit jeher gegeben. Es handelt sich nur darum, welcher Art und welcher Herkunft die Konkurrenten sind und wie es um den jeweiligen Geschmack des Publikums steht. Wenn es, wie heutzutage nur durch Münzengeklirr allein in Erregung und zum Applaus gebracht wird, dann freilich müssen die Spieler darauf bedacht sein, sich gegenseitig durch Beutelschütteln zu überbieten. Nun müssen wir wieder unterscheiden, ob sich an diesen Spielen bloß einzelne beteiligen, wie das unter normalen Verhältnissen stets üblich war, oder ob schließlich das ganze Publikum in die Arena springt, um sich am Konkurrenzkampfe im Münzengeklirre zu beteiligen. Das letztere ist heute der Fall. Täten es die Millionäre allein, wir brauchten schließlich um das Volkswohl nicht sehr besorgt zu sein, denn Millionäre gibt es sehr wenige und ihre Art zu leben und sich durch Luxus gegenseitig zu überbieten, bliebe ziemlich vereinzelt. Bei der Sucht des modernen Staates, alles zu verallgemeinern, dringt aber dieser falsche Ehrgeiz, sich durch käuflichen Tand über den Nachbarn erheben zu wollen, selbst tief in die Schichten des weniger bemittelten Bürgertums ein, wo er unabsehbaren Schaden für Vaterland und Rasse anzurichten imstande ist. Um am gesellschaftlichen Firlefanz mittun zu können, um ja keinen Schritt hinter der Frau Nachbarin zurückzustehen, wird in allen Dingen gespart, wo Sparen Sünde und Gift ist, aber überall mit vollen Händen das Geld zum Fenster hinausgeworfen, wo es gilt, der Wahnidee des Zeitgeistes ein Opfer zu bringen. Wären es noch tatsächlich Freuden, die man bei diesen großen Opfern empfände, wären es Feste, Spiele, Theaterbesuche allein, die sich wenigstens für ihr Geld bezahlt machten, man könnte allenfalls noch ein Auge zudrücken. Wenn aber jemand über seine Verhältnisse lebt, so ist es zumeist gar kein wirklicher Genuß, weil es sich stets nur um ein Plus eines angeblichen Genusses handelt, das lange nicht mehr als Freude, sondern sogar als Last empfunden wird. Kann es ein vernünftiger Mensch anders denn als Last empfinden, der Frau Nachbarin zum Trotze einen doppelt so großen Reiher tragen zu müssen, mit dem ich nur meine ganze Bewegungsfreiheit

hemme, oder bei der nächsten Tafel, an der auch die Frau Hofrätin teilnehmen wird, Gerichte aufzutischen, die mich drei Wochen Vorbereitung und außerdem an Ärger drei Wochen Lebenszeit kosten, um ja der Frau Kommerzialrat zu beweisen, daß ich ihr in nichts zurückstehe?

Träger des falschen Ehrgeizes sind zumeist Frauen und kleinliche Männer, denn jeder Ehrgeiz, der nur darauf abzielt, durch äußerliche Zeichen vom Nachbarn abzustechen, der die Welt gleichsam erst durch das Getöse eines Tamtam auf seinen höheren Wert aufmerksam machen muß, ist ein falscher. Ein solcher Mensch ist unsicher in seiner Selbsteinschätzung, er muß es sich von seiner Umgebung erst immer vorsagen lassen, daß er etwas Hervorragendes ist, er besitzt nicht das nötige Selbstvertrauen und die Sicherheit in Anbetracht seines eigenen Wertes. Nur Menschen, deren Wesen einen geckenhaften Charakter trägt, pflegen bei jeder neuen Gebärde mit der Öffentlichkeit zu kokettieren, sie gleichsam um ein Urteil bittend, wie ihnen nunmehr dies neueste Kostüm zu Gesicht stünde. Solche Stutzernaturen sind überall anzutreffen, nicht bloß im Klub und beim Büfettfräulein lümmeln sie herum, selbst Leuchten der Wissenschaft stolzieren mit der süß duftenden Rose der Humanität im Knopfloche und mit dem einschmeichelnden Fächer der populär-wissenschaftlichen Vorlesungen in der Hand auf der Promenade der Komödie des Lebens. Ein wahrhaft großer Mann muß etwas Beschämendes darin finden, als Universalliebling zu gelten. Der wahre Ehrgeizige ist nur vor sich selbst auf der Hut, er trachtet dem Auge der Selbstkritik nichts zu bieten, was einer Wertverminderung, hingegen alles, was einer Erhöhung seines Selbst gleichkommt. Aristophanes hätte jetzt Namen genannt oder wenigstens mit den Fingern auf die Betreffenden hingewiesen, den Kindern unserer wohlerzogenen Neuzeit hingegen geziemt es zu schweigen.

Den Kampf gegen den falschen Ehrgeiz müssen große und reiche Männer aufnehmen und zwar auf geistigem Gebiete Heroen des Geistes, auf materiellem hingegen Männer des Geldes, die Charakter im Leibe haben, denn nicht der Neid der Zukurzgekommenen, sondern der ruhig blickende Überfluß des Satten selbst soll zu Worte kommen und Richter sein. Solche w a h r h a f t i g e Spitzen der Gesellschaft müssen die großen Worte verkünden, daß es eine Schande und völlig entehrend sei, mit seinen Gütern zu protzen, denn wer erst lange herumfragen müsse, ob er Wert besitze, der sei durch diese Rundfrage selbst schon entsprechend bewertet. Die Frauen der Millionäre und insbesondere des hohen Adels sollen durch ihre einfache Tracht die Sitte schaffen, daß es pöbelhaft und einer vornehmen Frau unwürdig sei, sich mit Schmuck und dem schmucklosen Zeuge des Konfektionsunwesens zu behängen, Künstler und Gelehrte hingegen sollen die Sucht, sich zu verall—gemeinern dahin zurückstoßen, wohin sie gehört: unter das geistige Gesindel. Große Menschen fragen bei ihresgleichen an, wenn sie verlangt, ihr eigenes Bild zu schauen. Die Sitte der Vornehmen

gibt den Ton an, dem sich auch schließlich der Mittelstand anzupassen hat, Geld und Geist werden nicht mehr auf der Straße zu finden sein und wertvoller werden. Das Drängen, Hasten und Ellenbogenstoßen, um es ja dem Nachbarn gleichzutun oder ihn womöglich in den Schatten zu stellen, hat viele Defraudationen und Selbstmorde auf dem Gewissen, es verdirbt geradezu die ganze Volksmoral, und wer anders ist schuld, als der falsche Ehrgeiz, den das Weib in den meisten Fällen noch anfeuert, statt ihn zu dämpfen. Die zügellose Freikonkurrenz ist die unglückseligste Phase, die je die Welt betroffen hat; sie wird noch so viel Elend schaffen, daß selbst die „Aufgeklärtesten" auf allen Vieren zu den Götterbildern kriechen werden, um Befreiung von dieser Pest zu erflehen. Selbst vom Standpunkte des „Erfolges" aus betrachtet, ist sie als verfehlt zu bezeichnen. Die Kaufleute und überhaupt die ganze Bürgerschaft der Republik Venedig standen unter so strengen Gesetzen und Regeln, daß diese ganze Vereinigung eher einem Orden als einer Republik glich und trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — haben sie den Weltmarkt erobert! — Verweile ein jeder auf dem Platze, der ihm zugewiesen ist und der ihm gebührt und die Welt wird weitaus glücklicher sein als heute im Zeitalter der „Freiheit".

Es gibt Städte, in denen Grundstücke, Häuser und Hotelwesen ganz ohne wirtschaftliche Begründung, einzig durch den protzigen Geist der Bürgerschaft allein, zu enormen Werten hinaufgetrieben wurden. Dem viel zu objektiv blickenden Finanzgelehrten bleiben solche psychologische Ursachen zumeist ganz verborgen, oder er getraut sich nicht darüber zu reden. Das Gleiche ist über das hohe Spielen zu sagen, das gleichfalls das wirtschaftliche Leben und die Volksmoral vergiftet. Die Bewertung aller dieser Übelstände muß umgeformt werden, ihre schwindelhafte, hochstaplerische „Vornehmheit" muß zur Unehre, zur Schande umgestempelt werden dadurch, daß man sie an den Pranger der Pöbelhaftigkeit und Lächerlichkeit stellt. Diese Schutzmittel sind weit wirksamer als alle Polizeigewalt und daß sie in Kraft treten, liegt einzig in den Händen jener Großen, die noch Charakter im Leibe haben.

Kritik der Rassenhygiene.

Hermann W. Siemens. (Fortsetzung.)

Vorbemerkung des Herausgebers: Bei aller Billigung der Ziele dieses Aufsatzes muß ich, um etwaigen Anfragen aus dem Leserkreise vorzubeugen, doch bemerken, daß ich auf einem anderen biologischen Standpunkte stehe und darum auch über die Mittel der Hochzüchtung usw. teilweise anders denke als der geschätzte Herr Mitarbeiter, wie ja wohl auch die verehrten Leser ohnehin schon wissen. Wenn ich darum doch den Aufsatz ohne redaktionelle Änderungen aufgenommen habe, so geschah es nicht nur, um dem Vorwurfe zu begegnen, als ob überhaupt keine anderen Ansichten als die meinigen in meiner Zeitschrift Verbreitung finden könnten, sondern auch, weil ich im allgemeinen den Ansichten des Verfassers zustimme.

In den angedeuteten Punkten erleichtert die Pflege des Menschen die Beurteilung seines Wertes und kann dadurch indirekt von Bedeutung für die Volkszüchtung werden. Die Pflege des Menschen ist aber noch aus zwei anderen Gründen unumgänglich notwendig, die mit der Züchtung an sich eigentlich nichts zu tun haben: aus Gründen der Rentabilität und aus ästhetischen Motiven. So wie der Tierzüchter nicht der Zucht wegen züchtet, sondern um Geld zu verdienen, so müssen auch die Volkszüchter mit der Züchtung von Menschen irgendeinen Zweck verbinden. Nenne man diesen Zweck Leben oder Kultur oder wie man sonst will: darin wird man mir zustimmen, daß man nicht besonders tüchtige Menschen züchten wollen kann, damit deren bedeutende Fähigkeiten brach liegen. Wenn also die Volkszüchter primär nicht an die Kultur, sondern an die Erhaltung der tüchtigen Menschen denken, so tun sie dies nicht, weil sie die Kultur verneinen, sondern weil sie wissen, daß bei vorzüglicher Pflege der Kultur und gleichzeitiger Vernachlässigung der menschlichen Zucht die Kultur in kurzer Zeit zugrunde gehen muß. Es steht also eine ausgiebige Pflege der gegenwärtigen Menschen, Hygiene und Erziehung, nicht im Gegensatz zur Volkszüchtung, sondern Volkszüchtung und Hygiene (im weitesten Sinne) sind zwei Kapitel für sich. Die große Aufgabe der Hygiene (im weitesten Sinne) ist, die kulturellen Fähigkeiten der Menschen für das Volk bezw. für den Staat nutzbar zu machen (Wissenschaft, Kunst, Militär); die große Aufgabe der Volkszüchtung ist es dagegen, die Menschen mit hervorragenden kulturellen Fähigkeiten zu erhalten, d. h. der Hygiene den Boden zu erhalten, auf dem allein sie erfolgreich wirken kann. Als Beispiel diene die Militärdienstzeit. Diese Einrichtung, die den Mann des Volkes einer Hygiene größten Stils unterwirft, bringt nicht nur dem einzelnen Individuum durch körperliche Ausbildung und Pflege gewisser Charaktereigenschaften einen Gewinn für sein ferneres Leben; sie garantiert auch dem ganzen Volk eine durch andere Völker nicht behinderte Entwicklung seiner kulturellen Anlagen. Diese grandiose hygienische Wirkung der Militärdienstzeit braucht jedoch an und für sich in keinerlei Zusammenhang mit der Erhaltung der völkischen Tüchtigkeit zu stehen. Beweis: Trotz unserer vorzüglichen militärischen Ausbildung geht unsere Militärtauglichkeit zurück. Hier eben muß die Volkszüchtung eingreifen, nicht indem sie Hygiene und Kultur fördert oder gar bekämpft, sondern indem sie die Auslesebedingungen schafft, die zur Erhaltung des Volkes nötig sind. Hat dann die Volkszüchtung tüchtige kulturelle Anlagen erhalten beziehungsweise erst in größerer Zahl geschaffen, so werden diese durch die Hygiene kulturellen Hochzielen nutzbar gemacht. Die Hygiene macht also die Volkszüchtung „rentabel".

Daß der Volkszüchter schließlich auch aus ästhetischen Motiven das schlechte Milieu bis zu einem gewissen Grade bekämpfen wird, hat dieselben Gründe, die oben bei der Tierzüchtung ausgeführt wurden.

Haben wir also gesehen, daß die Hygiene einesteils in gewissen Fällen die Volkszüchtung erleichtern kann und daß sie andernteils eine große selbständige, mit der Volkszüchtung nicht direkt zusammenhängende Bedeutung besitzt, so werden wir im folgenden zu zeigen haben, daß sie in zahlreichen Fällen auch in direktem Gegensatz zur Volkszüchtung stehen kann. Diese volkszüchterisch schädliche Menschenpflege finden wir hauptsächlich in Teilen unserer sozialen Gesetzgebung und unserer innern Mission. Es handelt sich hier um den „Schutz der Schwachen", d. h. um die Fürsorge, mit der man minderwertige Individuen erhält, die ohne sie zugrunde gehen müßten. Doch nicht um die Fürsorge an sich. Denn diese stellt nur eine leider notwendige materielle Mehrbelastung der Tüchtigen dar und greift deshalb die Erbqualität dieser Tüchtigen nicht direkt an. Nein, was den Schutz der Schwachen bedenklich macht ist die Tatsache, daß diesen Minderwertigen aus Unbedachtsamkeit und übertriebenem Altruismus durch die Fürsorge auch vielfach die Möglichkeit geboten wird, Kinder zu zeugen, auf die sich ihre Minderwertigkeit natürlich vererben muß. Dieser Nachwuchs der Minderwertigen kann mit der Zeit quantitativ so erheblich werden, daß der Prozentsatz, den die Tüchtigen in der Gesamtbevölkerung ausmachen, verschwindend klein wird. Außerdem aber werden die Nachkommen der Minderwertigen, bei denen sich die Minderwertigkeit äußerlich gar nicht oder nicht deutlich zeigt, mit ihren schlechten Erbqualitäten bessere Familien durch Einheirat verseuchen. Noch bedenklicher werden diese Erscheinungen, wenn es sich um sozial höhergestellte Familien handelt. So machte in dem übertriebenen Bestreben, die Minderwertigen gesund und glücklich zu machen, Prof. Julius Grober im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" (9. Jahrgang, Heft 1) den Vorschlag, degenerierte Menschen mit erblich Gesunden zu verheiraten. Man darf es wohl als Ironie bezeichnen, wenn der Artikel, der diesen Vorschlag ausführt, mit „Behandlung der Rassenschäden" überschrieben ist. Kurz erwähnen möchte ich noch die häufige Befürwortung der Ehen Geisteskranker oder mit Geistes- und andern erblichen Krankheiten Belasteter. Wir sehen: hier geht die Pflege des gegenwärtigen Geschlechtes zu weit. Die Hygiene steht also überall da im Gegensatz zur Volkszüchtung, wo sie die Fortpflanzung minderwertiger oder belasteter Personen erleichtert, besonders aber dann, wenn sich diese Minderwertigen mit Gesünderen, Tüchtigeren verheiraten.

Schließlich birgt aber die Hygiene noch eine große Gefahr für die Volkszüchtung. Wenn man nämlich für die Hygiene etwas getan hat, glaubt man leicht, eben damit auch für die Erhaltung des Volkstums etwas getan zu haben, und geht so an dem wichtigen Angelpunkt der Volkszüchtung, an der Auslese, achtlos vorbei. Ich nenne nur zwei Beispiele: soziale Gesetzgebung und Sport. Gegen die soziale Gesetzgebung läßt sich im ganzen nichts einwenden. Daß ein Teil von ihr volkszüchterisch

schädlich wirken kann, wurde schon oben erwähnt. Gefährlich aber ist an ihr, daß die Regierung glaubt, sie hätte durch diese Gesetzgebung etwas für die biologische Verbesserung der niedern Stände getan. Während doch diese wirtschaftliche Vergünstigung in Wirklichkeit nichts weiter sagt, als daß die Volkszüchtung erst recht bitter not tut. Denn je besser das Milieu, desto notwendiger die künstliche Auslese. So wie man glaubt, durch die soziale Gesetzgebung dem Elend und der Entartung der niederen Stände zu Leibe zu rücken, so meint man durch den Sport die Tüchtigkeit der obern Schichten zu heben. Auch gegen den Sport läßt sich an und für sich gewiß nichts einwenden. Aber nicht laut und nicht oft genug kann es gesagt werden, daß der Sport mit der Rassenhygiene überhaupt nichts zu tun hat. Auch durch gründlichste Einführung des Sportes ist für die Gesunderhaltung des Volkes nichts geschehen. Und doch: wie viele tüchtige Leute, denen die Gesundung ihres Volkes am Herzen liegt, begnügen sich mit eifriger Förderung des Sportes, so daß ihre wertvolle Kraft der Volkszüchtung verloren geht; trotzdem uns doch die Volkszüchtung zurzeit so viel nötiger ist als alle Hygiene. Das Gute ist eben der Feind des Besseren. Deshalb hat die Volkszüchtung fast ein Lebensinteresse daran, die rassenhygienische Glorie, die immer noch den Sport umwebt, zu zerstören, und immer erneut darauf hinzuweisen, daß der Sport nur der gegenwärtigen Generation Nutzen bringt. Aber noch etwas anderes darf nicht unerwähnt bleiben. Wenn die rasche Verbreitung des Sportes vielleicht volkszüchterisch verderbliche Nebenwirkungen hätte? Wie ich unten ausführen werde, ist die erste volkszüchterische Forderung eine erneute Festigung unserer alten Gesellschaftsordnung. Die demokratische Art, in der der Sport bei uns eingeführt wird, ist jedoch — scheint mir — diesem Ziele wenig günstig. Das beweist z. B. die Tatsache, daß der Sport eine wesentliche Ursache des zahlenmäßigen Rückgangs der Waffenstudenten ist, obgleich ein beträchtlicher Teil dieser Verbindungen anerkanntermaßen ein Sammelpunkt für die akademische Jugend aus Deutschlands besten Familien und somit durch den engen Zusammenschluß dieser Familien ein wichtiger Hemmschuh der demokratischen Auflösung ist.

Wie wir gesehen haben, ist also die Hygiene an sich kulturnotwendig und erstrebenswert. Mit der Volkszüchtung hat sie jedoch im Prinzip nichts zu tun. Da wo die Hygiene indirekte Einflüsse auf die Züchtung hat, sind diese häufig bedenklichster Art. Zur Gefahr wird die Hygiene leicht dadurch, daß sie die Interessen von der Volkszüchtung abzulenken geeignet ist. Durch Hygiene züchten zu wollen, ist eine „contradictio in adiectu“. So nützlich die Hygiene ist: eine elementare Lebensbedingung der Rasse ist sie nicht. Auch bei gründlichster Hygiene und grade bei gründlichster Hygiene muß jede Art degenerieren, wenn nicht züchterische Maßnahmen getroffen werden. Die Griechen gingen trotz ihrer großartigen Hygiene und trotz ihres noch heute vorbildlichen Sportes zugrunde, während die Juden, eingeengt in

das Elend und den Schmutz der Ghettos, sich bis auf den heutigen Tag in wenig gebeugter Lebenskraft fortpflanzten.

Gibt uns also die Hygiene kein Mittel an die Hand, die konstitutionelle Entwicklung unseres Volkes zu beeinflussen und seinen Untergang aufzuhalten, so sehen wir uns nach etwas anderem um. Unser Blick fällt auf die Fortpflanzungshygiene. Sie erforscht erstmal, welche äußern Umstände bei der Zeugung der Vitalität des Erzeugten am günstigsten sind. Sie verlegt also gewissermaßen die Auslese aus der Zeit des extrauterinen Lebens in die Zeit vor der Zeugung. Es ist zu bedauern, daß einige Rassenhygieniker in dieser Fortpflanzungshygiene das wesentliche Moment der Volkszüchtung erblicken. Denn — wie schon oben gesagt: das Gute ist der Feind des Besseren. Sicher ist es zwar von höchstem wissenschaftlichem Interesse, zu erfahren, welches Alter der Eltern zur Zeit der Zeugung den Nachkommen die relativ größte Vitalität garantiert. Ebenso ist es sicher wissenswert, daß die Erstgeburt eine geringere Vitalität hat wie die folgenden Geburten, daß vom fünften Kinde an die Vitalität wieder stark abnimmt u. a. m. Aber das engere Problem der Volkszüchtung berührt diese Wissenschaft nicht. Denn die relative Minderwertigkeit der jeweils folgenden Generation liegt — wie oben erklärt — in den elementarsten Gesetzen der Vererbung, so daß auch bei vollkommenster Kenntnis und Anwendung der Fortpflanzungshygiene die Auslese kaum weniger notwendig wäre.

Ein wenig bedeutungsvoller für die Volkszüchtung scheint der andere Teil der Fortpflanzungshygiene zu sein: die Bekämpfung derjenigen Toxine und Mikroorganismen, die die Qualität der Nachkommen herabsetzen. Praktisch handelt es sich um die Bekämpfung des Alkohols und der Geschlechtskrankheiten. Der Antialkoholismus ist deshalb anerkennenswert, weil man nach den heutigen Untersuchungen wohl annehmen muß, daß der Alkohol tatsächlich einen schädigenden Einfluß auf das Idioplasma ausübt, obgleich die Beweise noch nicht unbedingt zwingend genannt werden können. Die Bedeutung der Schädigung durch den Alkoholismus wird aber dadurch eingeschränkt, daß diejenigen Fälle, für die eine nennenswerte Beeinträchtigung der Nachkommenschaft noch am ehesten nachgewiesen ist, sich größtenteils auf regelrechte Säufer und auf Angehörige der untersten Volksschichten erstrecken. Immerhin kann man auch hier noch streiten, ob man einen Alkoholismus primär überhaupt annehmen darf, oder ob nicht die Minderwertigkeit der Nachkommen nur die Folge einer anerzeugten Minderwertigkeit der trinkenden Eltern ist. Wie dem aber sei: Die Bekämpfung des Alkoholismus an sich wäre auch vom volkszüchterischen Standpunkt aus zu fördern. Zu einer Gefahr wird die alkoholgegnerische Bewegung jedoch dadurch, daß aus ihren Reihen die Mehrzahl der rassenhygienischen Bilderstürmer hervorging. In der Tat hat m. E. die enge Verknüpfung der Rassenhygiene mit dem Antialkoholismus der rassenhygienischen Bewegung schwer geschadet. Nirgends würde in rassenhygienischen Dingen so über-

trieben und so fanatisch angegriffen wie hier. Mit Bunges Schrift von der zunehmenden Stillunfähigkeit mußte man tatsächlich glauben, daß der Alkohol die einzige und die wesentlichste Ursache der Entartung unseres Volkes sei; bis die Nachuntersuchungen von Agnes Bluhm u. a. die Fehlerhaftigkeit der Bungeschen Statistik aufdeckten und unter Vermeidung dieser Fehler zu geradezu entgegengesetzten Resultaten kamen. Immerhin scheint der Alkohol ein Schaden für die Rasse zu sein. Aber er ist eben nur ein Schaden und seine Abstellung ist die Abstellung einer Schädlichkeit. Schädlichkeiten jedoch wirken auf jede Art. Und diese mannigfachen Schädlichkeiten sind — wie oben gezeigt — keineswegs der Grund der Entartung. Der wirkliche Grund der Entartung ist die mangelnde Auslese. Wer also über der Bekämpfung des Alkohols die überragende Notwendigkeit volkszüchterischer Maßnahmen übersieht, kann der Volkszüchtung nur im Wege stehen. Noch bedenklicher aber wird die alkoholgegnerische Bewegung, wenn wir beobachten, wie mit ihr noch viel ausgesprochener als mit dem Sporte moderne, volkszüchterisch schädliche Bewegungen eng verschwistert sind. Wer einmal Poperts „Helmut Harringa“ mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem wird auch nicht entgangen sein, wie hier der staatszerstörende Ton des Simplizissimus zu seinem Rechte kommt. Ich selbst war früher aus rassenhygienischen Gründen Guttempler. Nach reiferer volkszüchterischer Erkenntnis trat ich jedoch aus dem Orden wieder aus, da ich allmählich der Überzeugung wurde, mit dem Guttemplerorden auch die Frauenbewegung und fast jede andere Art von bedenklichem Liberalismus zu fördern.

Ähnlich ist es mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. So sicher die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Anerkennung verdient, so sicher trifft sie nicht den Kern der Rassenhygiene. Auch ein Volk, das keine Geschlechtskrankheiten kennt, geht unrettbar zugrunde, wenn seine Auslese versagt. Insofern macht es keinen prinzipiellen Unterschied, ob wir durch geeignete Vorsichtsmaßregeln die Zahl der Geschlechtskrankheiten oder die Zahl der Unfälle herabdrücken. Wenn ein junger Mensch durch einen Unfall zugrunde geht, so gehen seinem Volke die Produkte seiner Fruchtbarkeit verloren. Nicht anders ist es bei dem jungen Manne, der durch eine Geschlechtskrankheit steril wird, höchstens mit dem Unterschied, daß er eventuell — nämlich wenn er eine gesunde Frau heiratet — die Gesellschaft auch noch um die Fruchtbarkeitsprodukte dieser Frau bringt, die sonst wahrscheinlich einen andern gesunden Mann geheiratet hätte. Gemeinsam ist dem Unfall und der Geschlechtskrankheit die Tatsache, daß sie im allgemeinen wohl den Charakter der Nichtauslese haben werden. Ihr einziger beträchtlicher Unterschied liegt im Quantitativen. In der Tat ist der Geburtenausfall infolge von Geschlechtskrankheiten ansehnlich. Nie aber dürfen wir vergessen, daß wir diese Kinderzahl recht gut entbehren könnten, wenn nur in gesunden Ehen keine willkürliche Geburtenbeschränkung getrieben

würde. Ein vitales Interesse hat demnach die Gesellschaft an der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten keinesfalls: die Gesunden könnten gesunde Kinder genug produzieren. Immerhin wird der Kampf gegen den Geburtenrückgang durch die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vielleicht ein wenig erleichtert. — Wenn man also in der Durchführung der Abstinenz und in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Hauptziele der Volkszüchtung sieht und diese Ziele zu erreichen strebt, so beweist man damit einen Idealismus, der Anerkennung verdient, weil er sich weder an Phantasmen noch an Gegenwartsdinge hält, sondern löblicherweise die Tüchtigkeit der kommenden Geschlechter im Auge hat. Man beweist damit aber auch noch etwas anderes, das nicht verschwiegen werden darf: nämlich eine mangelhafte Kenntnis der Auslesewirkung und der Biologie überhaupt. Denn diese lehren uns, daß Arten nicht dadurch zugrunde gehen, daß Schädlichkeiten auf sie einwirken, sondern dadurch, daß die Auslese mangelhaft wird.

Die Fortpflanzungshygiene trifft also nicht den Kern der Volkszüchtung. Auch nach gesetzlicher Durchführung völliger Abstinenz und nach totaler Vertilgung der Geschlechtskrankheiten müßte das Volk zugrunde gehen, wenn das Wesentliche, die Auslese, längere Zeit hindurch versagte. Immerhin fördert die Fortpflanzungshygiene die Volkszüchtung ein wenig quantitativ. Ihr Hauptverdienst ist, daß sie die Erkenntnisse der Biologie fördert, so daß sie auf diesem Umwege vielleicht später einmal für die Züchtung auch wirkliche praktische Bedeutung erlangen kann. Im übrigen ist sie ein negativer Faktor. Sie kann den Verfall vielleicht ein wenig verlangsamen, aufhalten kann sie ihn nicht, da keine regenerativen Faktoren in ihr sind. Eine Lebensbedingung des Volkes ist sie unter keinen Umständen.

(Schluß folgt.)

Berichte und Notizen.



Erfahrungen mit der Einheitsschule. Niemandem, der täglich seine Zeitung liest, wird es entgangen sein, daß der Ruf nach der „Einheitsschule" immer nachhaltiger und energischer von demokratischer Seite her ertönt. Erst letzthin konnten die Verhandlungen über den Kultusetat im Preußischen Abgeordnetenhause jedem zeigen, daß die „Einheitsschule" offenbar bestimmt ist, nach dem Kriege eins der großen demokratischen Schlagwörter zu werden. Es dürfte deshalb von allgemeinem Interesse sein, daß praktische Erfahrungen mit dieser Schulform bereits vorliegen. Wir entnehmen ihre Kenntnis einem Werke des jüngst verstorbenen hervorragenden Anthropologen Otto Ammon[1]), das in großen Teilen veraltet und daher schwer zugänglich ist. Ammon weist zuerst als mustergültige Schulen auf die Volksschulen der Stadt Karlsruhe, die dreifach abgestuft seien. „Durch die verschiedene Höhe des Schulgeldes wird die Trennung der Kinder nach sozialen Schichten . . . herbeigeführt. Die Unterrichts-Erfolge sind sehr günstige." Dann wendet er sich der Stadt Mannheim zu, in welcher „durch den früheren, demokratischen Grundsätzen huldigen-

---

[1]) Otto Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. Jena 1893. S. 287 ff.

den Stadtrat das Ideal einer allgemeinen Volksschule verwirklicht wurde und über ein Jahrzehnt daselbst in Wirksamkeit stand. Die Folge war, daß die gutbefähigten Kinder durch den Ballast schlechtbefähigter gehemmt und daß an die letzteren viel zu hohe Anforderungen gestellt wurden, denen sie nicht nachkommen konnten, daß dementsprechend innerhalb des schulpflichtigen Alters nur 30,9 % der Knaben die 8. Klasse erreichten, 39,1 % aber schon in der 7. und 30,0 % sogar schon in der 6. Klasse nach Zurücklegung des schulpflichtigen Alters austraten! Bei den Mädchen sind die Ziffern noch ungünstiger: 23,9 %, 41,8 %, 34,3 %. In Würdigung dieser Verhältnisse wurde durch Beschluß der städtischen Kollegien im Jahre 1892 eine „Bürgerschule" nach Karlsruher Muster ... eingeführt. ... In dem Berichte, in welchem das städtische Rektorat Mannheim den Antrag auf Errichtung der „Bürgerschule" begründet, d. d. 13. Mai 1892 heißt es: »Wenn es notwendig ist, auch die schwächer begabten Schüler zu einem gewissen Abschluß der Bildung zu bringen, so muß eben eine Einrichtung getroffen werden, welche dieses ermöglicht, ohne daß die anderen Schüler dadurch beeinträchtigt werden. Diese besteht aber darin, daß man die Volksschule mit Rücksicht auf die Anlagen und Leistungen der Schüler organisiert. Es sind utopistische Träumereien psychologisierender Gleichmacher, anzunehmen, daß alle Menschen nicht bloß in Hinsicht auf die Art, sondern auch auf den Grad der geistigen Bildung auf eine Stufe gebracht werden könnten. Daher müssen die Gutbefähigten von einem bestimmten Zeitpunkt ab von den Schwächeren getrennt (gerade um der letzteren willen) und jede der beiden Gruppen für sich behandelt werden. Gleiches Recht für alle besteht darin, daß jeder seiner Eigenart gemäß sich entwickeln kann, nicht darin, daß man mechanisch einem dasselbe aufpfropft wie dem andern«". Ferner weist Ammon darauf hin, daß die Einheitsschule auch an dem gesunden Trieb der Eltern scheitern würde, da wir ja nur einen Schulzwang und keine Zwangsschule haben. „Niemand kann bei der jetzigen Gesetzgebung die Eltern der besseren Stände zwingen, ihre Kinder in Schulen zu schicken, in welchen die proletarischen Mischlinge mit allen ihren angeborenen Schäden den Ton angeben. Auch dies zeigte sich in Mannheim, als mit Einführung der einheitlichen Volksschule eine ganze Reihe von Privatschulen entstanden, welche von den höheren Ständen benutzt wurden, während in Karlsruhe keine einzige Privatschule für Knaben und nur eine unter dem Protektorat der Großherzogin stehende für Mädchen vorhanden ist." Gegen die mögliche Einwendung, daß das hohe Schulgeld die Ärmeren von der Erlangung einer besseren Bildung auch beim Vorhandensein genügender Begabung zurückhalte, zitiert Ammon eine Stelle aus einer amtlichen Druckvorlage des Karlsruher Stadtrates vom 6. Januar 1893: „Dieser Vorwurf soll gegenstandslos gemacht werden und zwar dadurch, daß der städtischen Schulkommission hinreichende Mittel zur Verfügung gestellt werden, um talentvolle, fleißige und brave Schulkinder von der Bezahlung des Schulgeldes in den höheren Abteilungen ganz oder teilweise zu entbinden". „Dieser Weg", schließt Ammon, „ist der einzig richtige und leicht gangbar, da es sich der Natur der Dinge nach immer nur um eine beschränkte Anzahl von Individuen handeln kann". Hoffentlich wird sich das Deutsche Reich niemals von den demokratischen Parteien zu einem Experiment drängen lassen, das schon vor 25 Jahren in Mannheim so klägliche Mißerfolge gezeitigt hat. Siemens.

Noch ein Volksverräter. Eduard Stilgebauer, der „deutsche" Romanschriftsteller, mit dem englischen Vornamen, Verfasser von „Götz Krafft", hat unter der Aufschrift: Ein Fundamentalirrtum zeitgeschichtlicher Diskussion" für das holländische Blatt De Amsterdamer einen Aufsatz geschrieben, worin er einen Unterschied zwischen Preußisch und Deutsch ziehen will. Der Rheinisch-Westfälischen Zeitung liegt die Darstellung vor, die die Nieuwe Rotterdamsche Courant von diesem Artikel bringt. Das Blatt schreibt: „Stilgebauer spricht von einer „ungeheuren Schuld". Und nicht das deutsche Volk trägt sie. (Das Wort Volk steht in dem Aufsatz gesperrt). Aber dieses Volk verfügt in hohem Maße über eine Eigenschaft, die es mit Europa an den Rand des Verderbens gebracht hat, und es steht

mit Europa an dem Rand des Verderbens, über diese Tatsache helfen uns alle Phrasen der Hurraschreier nicht hinweg. Nur in der Erkenntnis dieser bitteren Wahrheit kann für unser Volk und für ganz Europa der erste Schritt zu einem neuen Glück möglich sein. Schon Tacitus, der aufgeklärte Römer, hat diese Eigenschaft unseres Volkes erkannt. Er schreibt in seiner Germania: So weit geht die Hartnäckigkeit dieser Barbaren, sie selber nennen es jedoch Treue." „Sie selbst", so wiederholt Stilgebauer, „nennen es Treue". Man überlege das wohl. Diese Eigenschaft führt im Guten zum Zweck, in der Irrung zur Vernichtung. Man erwäge das. Es gab eine Zeit, da man doch in deutscher Geschichte handelte. Diese Geschichte geht bis in die Mannesjahre Schillers und bis in das hohe Alter Goethes. Dann wurde sie von der preußischen Geschichte abgelöst. Diese begann mit dem Auftreten des großen Kurfürsten, verherrlichte die Person und die Taten Friedrichs II., stellte Bismarck in den Mittelpunkt der Weltachse und hat in der Siegesallee in Berlin ihren sogenannten künstlerischen Ausdruck gefunden. Und die dichterischen Verherrlicher dieses Zeitraums? Es waren weder Kleist noch Körner, weder Uhland noch Schenkendorff, die man so gerne dazu in Anspruch genommen hätte, Geibel kaum, Fontane erst recht nicht und auch Wildenbruch nur in beschränktem Maße — ihre Zunge fand diese Zeit erst später in Treitschke und Herrn v. Bernhardi, ihren Sänger in Josef v. Lauff. Bedauerlich für das ganze deutsche Volk! Doppelt bedauerlich, weil dieser geistige Verfall mit einer Periode der glänzenden Ergebnisse auf technischem, materiellem und naturwissenschaftlichem Gebiete zusammenfiel. Allerdings nicht allein in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. Die Hasser, die jedes neue Wort aus dem Schatze der deutschen Sprache verbannen möchten, um sich dem spöttischen Lächeln Europas bloß zu stellen, haben ein neues Fremdwort ausgedacht. Das Wort lautet: „Organisation". Freilich ist in der letzten Reichstagssitzung in Berlin verkündet worden, daß das ganze Volk in diese „Organisation" hinein müsse, was im Deutschen bedeuten würde, obgleich das Wort nicht undeutsch ist, in diese Sklaverei. Es gab einmal einen Studenten der Medizin auf der Karlsschule zu Stuttgart, einen schneidigen Jüngling, dessen Name in den Sternen geschrieben steht, da er als der große Dichter der Freiheit unsterblich ist. Dieser hat als Achtzehnjähriger die unvergeßlichen Worte gefunden: „Die Organisation hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre, die Organisation hat noch keinen großen Mann gemacht, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus". Der Jüngling, der dieses schrieb, war Friedrich Schiller. Er war ein Schüler Kants, ein Jünger des Idealismus, und als Apostel der Freiheit schrieb er, als er in Jena deutsche, nicht preußische allgemeine Geschichte lehrte, das Buch über den Abfall der Niederlande. Man nehme es wieder zur Hand und lese es. Denn dort steht geschrieben: „Tausende fliehen in fremde Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste und neue Tausende drängen sich herzu, denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann." Das war deutsch, das war schwäbisch und nicht preußisch. Man lese es wieder und schaue auf Belgien und behandele, wenn man es kann, dann noch die Frage, ob man Belgien einverleiben kann. (Letzterer Satz ist von der Nieuwe Rotterdamsche Courant gesperrt gedruckt). Göttlich muß eine Lehre sein, wofür so fröhlich gestorben werden kann usw. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung knüpft an diese Auslassungen folgende Bemerkungen: „Herr Stilgebauer hat endlich die Maske vom Gesicht genommen und sich der Allgemeinheit als der gezeigt, der er ist. Wir haben nur mit dem Gefühl des Ekels diese geradezu unerhörten Beschimpfungen unseres Volkes wiedergegeben, aber wir hielten es für notwendig, damit das deutsche Volk die Wahrheit erfährt. Und diesen Mann haben einst weite Kreise unseres Volkes angehimmelt, als sein oberflächliches Sudelwerk „Götz Krafft" von einer allzu diensteifrigen Presse hochgelobt wurde. Wir haben bereits damals Herrn Stilgebauer unsere Meinung über sein „Werk" unverblümt gesagt, zumal als der klingende Erfolg den Verfasser veranlaßte, Band auf Band in unübertroffener Seichtheit folgen zu lassen. Herr Stilgebauer aber sonnte sich in dem Glanze seiner Erfolge. Mit dieser

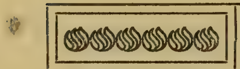
Herrlichkeit dürfte es nun allerdings vorbei sein, denn kein Jongleurkniff seiner Freunde wird ihn von dieser Hochverräterei freisprechen. Herr Stilgebauer gesellt sich damit zu der kleinen Schar von Hochverrätern, die in Wetterlé, Hansi, Grumbach usw. ihre „geistigen" Führer haben. Der Krieg scheidet die Spreu vom Weizen, die lächerlichen Götzen moderner Schriftstellerei sinken von ihren Karnevalthronen, und das wirklich Tüchtige läßt der Krieg bestehen. Es ist gut, daß auch Herr Stilgebauer die Folgerung aus seiner wahren Gesinnung gezogen hat. In deutschen Kreisen der Schweiz wird übrigens fest behauptet, daß Herr Stilgebauer auch der Verfasser der berüchtigten Schmähschrift „J'accuse" sei. Nach dem Aufsatz in de Amsterdamer besteht kein Zweifel mehr, daß Herr Stilgebauer auch dazu fähig gewesen sein kann. Auf die Sudelei dieses Mannes kritisch einzugehen, erübrigt sich, sein schamloser Mißbrauch Schillerscher Zitate wird bei den gebildeten Holländern als solcher erkannt werden; denn in den Kreisen Hollands weiß man, daß Schiller als höchstes Gesetz galt, bei allem damaligen Weltbürgertum, das ewig geltende: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an.""

Die deutsche Sozialdemokratie eine Stütze der Regierung. Edmond Laskine schreibt im Leitartikel des „Matin" vom 4. April: Vor einem Jahre kündigten Wolfgang Heine und Südekum an, die Sozialdemokratie sei eine Regierungspartei, die sehr bald eine Stütze des Kaisers und des Kanzlers werden würde. Heute kann niemand mehr das zwischen der Regierung und der Sozialdemokratie bestehende Komplizentum in Abrede stellen. Drei Reichstagsparteien hatten Anträge über den U-Bootkrieg vorgelegt, aber ein geschicktes Erpressungsmanöver seitens der Sozialdemokratie bewirkte ihre Zurückstellung auf unbestimmten Termin. Während die unheilbar Naiven Europas Heil von der Demokratisierung Deutschlands und Deutschlands Demokratisierung von den deutschen Sozialdemokraten erwarten, verhindern diese im Reichstag die Erörterung der U-Bootfrage, das heißt die Kontrolle des durch das allgemeine Wahlrecht festgelegten parlamentarischen Regimes. Übrigens wäre es kindisch, sich über die intime Zusammenarbeit zwischen Regierung und Sozialdemokratie zu wundern. Zweifellos besitzt der Kanzler, dem Verträge nicht mehr als ein „Fetzen Papier" wert sind, alle Eigenschaften, um der Partei, von der sich dasselbe sagen läßt, zu gefallen. Diese Partei schwur einst „hundert Eide, dem Kaiser „keinen Mann und keinen Pfennig" zu bewilligen, und stimmte dann am 4. August 1914 einstimmig für die Kriegskredite. Aber schon vor dem Kriege hat die Sozialdemokratie, die Elitetruppe des Kaisers, die Regierung öfters aus der Patsche gezogen. Wer stimmte 1911 dem Verfassungsprojekt für Elsaß-Lothringen zu? Die Sozialdemokratie! Wer sicherte 1913 das Zustandekommen des Wehrbeitrages, der allein den Einfall in Belgien und Frankreich möglich machte? Die Sozialdemokratie! Im Mai 1914 sagte Gothein im Reichstag: „Die Herren von der sozialdemokratischen Fraktion tun immer alles, was die regierende Partei will", und jetzt schildert uns die „Nationalliberale Korrespondenz", wie sich die Sozialdemokratie der kaiserlichen Gunst erfreut und ihre Vertreter hoffähig werden. Die Sozialdemokratie hofft nun, zu den Vorteilen, die sie sich durch ihre Gefälligkeiten gegen den Kaiser verschafft, noch jene hinzufügen zu können, die ihr eine führende Rolle in der Internationalen bringen könnte. Dazu aber dürfte eine weitere Aufführung dieser Oppositionskomödie kaum mehr genügen: diese von des Kaisers Gnaden abhängige Opposition täuscht jetzt niemanden mehr. („Deutsche Tageszeitung".)

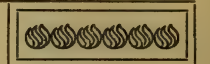
Deutsche Schwäche. Kaum ist die erste Kriegsbegeisterung verloht, so schwindet schon in harmlosen deutschen Gemütern der berechtigte Haß trotz des in aller seiner bodenlosen Gemeinheit versuchten Hungerkrieges, den die Weltgeschichte noch nicht gesehen und hoffentlich, dank unserer künftigen Stärke, nicht mehr sehen wird. Schriften zum Verständnis sind bereits erschienen: Hötzel und Barwinskyj, die slawische Volksseele, Jena 1916, Diederichs; Milionowitsch und Kref, Kroaten und Slowenen; Hötzel, der französische und der deutsche Geist, im gleichen Verlage. Ein Lob der Slawen und ein leiser Tadel

der Franzosen, aber nur wegen ihres Chauvinismus, der mir rühmlicher erscheint, als die Geringschätzung der Vaterlandsliebe seitens weiter deutscher Kreise wenigstens vor dem Kriege. Ebenso nimmt Frhr. v. Makey in seiner „modernen Diplomatie" (Frankfurt a. M. 1916, Rutten und Panitz) eine Mohrenwäsche unserer auswärtigen Politik, die allzusehr lobt, statt die Tüchtigkeit einzelner Diplomaten anzuerkennen. Es fehlt jede Personalkenntnis. „Aus deutschen Gefangenenlagern", in gleichem Verlage, erhellt unsere menschenfreundliche Behandlung, die leider gar kein Gegenstück bei unsern Feinden gefunden, was besonders in Frankreich und Rußland der Fall ist. — K. v. Str.

Ausländerei in der Kunstkritik. Ein Herr Wilhelm Hausenstein hat in der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin ein in der Form außerordentlich geschicktes und blendendes Werk erscheinen lassen: „Bildende Kunst der Gegenwart". Sehr hübsch schätzt dabei H. unsere deutsche Kunst ein: „Bei Menzel und Chodowiecki bezeichnet es etwas höchst Wesentliches, daß bei beiden der französische Kultureinschlag die feinsten Instinkte ausgelöst hat." Menzel hatte auch Sinn für Impressionismus gehabt, aber wir dürfen eine wichtige Tatsache nicht vergessen: Menzel hatte 1845 in Berlin eine Constable-Ausstellung (Constable war Engländer) gesehen. Menzel stieg nach 70 stetig herab in dem Maße, in dem ihn das Verhältnis zu Frankreich zuvor gefördert hatte". (120). „Die erste Stellung in der Pariser Malerei gewann Trübner 1869 im Glaspalast. Thoma erzählte dem jungen Trübner von Manet (Franzose) und half damit die kultiviertesten Triebe Trübners wecken. 1869 wurde Trübner zum zweiten Male vom Wert der französischen Malerei gefangen. Er hat zwar nicht einen so fabelhaften Gallizismus wie Leibel. Er ist einer von denen, die eine hohe Auslandskultur über die Grenze fühlen, fast ohne sie gesehen zu haben". (125). Es ist nicht nötig, daß man das Französische an der deutschen Sezession gewaltsam herausarbeitet; es liegt im Objekt. Es bietet sich einfach dar. Im Anfang der Malerei von Uhde steht Paris. Man muß noch erwähnen das antipreußische Kulturgefühl des jungen Uhde. Bei Trübner und Uhde ist ein kultureller Konservatismus preußischer Art nicht wegzutäuschen. „Die Hauptsache an Liebermann ist das Französische, nicht als ob er es nur in Frankreich gelernt hätte; aber er gewann in Frankreich die wertvollsten Anregungen." S. 137 wird Lesser-Ury gerühmt und der „Holländer" Israels, der „sicher in Greco eine verwandte Rasse gefühlt haben müsse", sehr verherrlicht, ebenso der Orientale Pissardo und der halbblütige Marées. Der Franzose Cézanne wird als der größte Maler aller Zeiten in den Mittelpunkt des Buches gestellt und nebenbei bemerkt, daß jetzt jedes seiner Bilder an die 25000 Franken wert sei. Der Berliner Slevogt soll in einem verhältnismäßig materiellen Sinne französisch sein. Von der Worpswederin Paula Hodersohn geb. Becker heißt's: „Es begann in dieser Frau, wie in vielen deutschen Kräften, die denselben Weg nach Paris gefühlt hatten, eine Vergeistigung der Anschauung." S. 290 wird von dem französischen Maler Rousseau erklärt: „Was sind unsere Naiven und Thoma, Haiser und alle die kleineren gegen dieses Kind eines unberührt gebliebenen Volkstums?" Man sollte diesen Urteilen des „bekannten" Kunsthistorikers Herrn Hausenstein kein Wort hinzufügen. Sie erinnern aber an die vergnüglichen Zeiten, da der berühmte Ju. Meyer-Graefe unsern Menzel und unsern Böcklin vermittelst rabbulistischer Bücher förmlich abschlachten durfte. — x y.



Bücherbesprechungen.



Aus belgischen Kampfstätten. Der Weltbund der Wahrheitsfreunde, Zentrale in Berlin W., Potsdamerstraße 48, veröffentlichte einen Sonderdruck: „Deutsche Barbaren und Englische Kulturdokumente", von Wilhelm Marten; der Inhalt ist wertvoll als Beitrag zur Aufdeckung der Lügen über „deutsche Greuel" in Belgien. Der Verfasser

ist Deutsch-Amerikaner und hat aus eigenem Antrieb die belgischen Schlachtfelder aufgesucht, um sich zu überzeugen, was an den künstlich verbreiteten Schauergeschichten wahr sei. Die Ergebnisse sind in erster Linie für das Ausland, namentlich für solche Amerikaner bestimmt, die den Willen zur Wahrheit nicht gänzlich verloren haben.

Die „englischen Kulturdokumente" bestehen aus — Negern und Menschenfressern, nebst Dum-Dum-Geschossen und der bekannten Abbrechvorrichtung am englischen (Lee-Enfield) Gewehr zur Herstellung von „Dum-Dum" aus gewöhnlichen Patronen. (Mit den Abbildungen).

Bemerkenswert sind Martens Feststellungen über die angeblichen „deutschen Greuel" in Löwen, Mecheln, Antwerpen und anderen belgischen Kampfstätten. Diese Feststellungen bin ich in der Lage zu bestätigen infolge eigener Besichtigung dieser Orte im verflossenen Sommer. (Juli, August 1915). In Löwen ist ja nur der Stadtteil (namentlich um den Bahnhof und von dort zum Stadtinnern) in Trümmer gelegt, wo auf Deutsche Truppen aus jedem Fenster, aus jeder Kellerluke, aus jedem Dachauge meuchlings von der, durch die verbrecherische belgische Regierung aufgestachelten Bevölkerung geschossen wurde. Mitten zwischen den Trümmern stehen völlig unversehrte Häuser, welche geschont wurden, weil aus ihnen nicht gefeuert wurde. Mitten in diesem mörderischen, zum Teil sogar Maschinengewehrfeuer der „Franktireurs" haben unsere wackeren Feldgrauen, Offiziere voran, das spätgotische Rathaus unter eigener Aufopferung vom Flammenmeer gerettet! Eine heldenhafte Kulturtat ersten Ranges unserer braven „Barbaren", leider wurde die Inkunablen-Bibliothek der Universität ein Raub der Flammen. Die Kathedrale wurde nur wenig beschädigt. Das (künstlerisch übrigens recht minderwertig „restaurierte") Rathaus, ein fast barockhafter Bau aus der Verfallszeit der Gotik, steht jetzt so unversehrt da, wie vor dem Kriege. Was an Wohnhäusern in Löwen zerstört werden mußte, ist, baulich betrachtet, völlig wertlos. Ist Baukitsch aus schlimmster Zeitperiode. Mecheln haben die Belgier selbst (und die Engländer mit) zum Teil zerstört. Antwerpen zeigt vereinzelte, von Granaten in Trümmer gefallene Bauten im Innern der Stadt (namentlich auf dem Groenplaats und angrenzenden Straßen), doch stehen rechts und links glatt daneben der Nachbarhäuser unbeschädigte, eine auffallende, vielfach wiederholte Erscheinung.

Wichtig ist der urkundliche Nachweis, daß die belgische Regierung (auf englisches Gold und Versprechungen „gestützt") teils unmittelbar, teils durch aufhetzende Zeitungsartikel die Zivilbevölkerung zum Aufstand und hinterlistigen Überfall durchziehender deutscher Truppen aufforderte und die Waffenlieferung organisierte. Diese Zeitungsartikel habe ich zum Teil selbst, mit einem vlaemischen Schriftsteller zusammen, ins Deutsche übertragen. Herr Evan Bergen-Dingeren (Mitarbeiter der Gazet van Brussel) hat mir diese Zeitungen gezeigt. Jeder Belgier weiß es. Es ist ein offenes Geheimnis.

Die Frucht meines Aufenthalts in Flandern, Brabant, Limburg, Lüttich und Antwerpen ist ein soeben erschienenes Sammelwerk: „Vlaemische Dichtung", das im Urtext wie in deutscher Übersetzung, von einem Kreise deutschfreundlicher Vlaemen und vlaemenfreundlicher Deutscher gefördert, bei Eugen Diederichs Verlag, Jena, erscheint.

Prof. Wilhelm Schölermann.

Archiv für jüdische Familienforschung. In Gemeinschaft mit einem Komitee herausgegeben von Dr. Max Grunwald, Wien VIII, Piaristengasse 2. Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang 5 M., für die einzelne Nummer (13 Oktavseiten) 50 Pf.

In dem Geleitworte zu der neuerscheinenden Sammlung erwähnt Paul Jos. Diamant, daß die Methode der jüdischen Geschichtsforschung noch in mancher Beziehung verbesserungsfähig ist. Eine solche Verbesserung erwartet er mit Recht von einer eingehenden Beschäftigung mit der Genealogie. Vorläufig habe man auf diesem Gebiete fremder, nicht eigener Arbeit viel zu verdanken; das solle nun besser werden. Nicht

nur das primäre Stadium der formalen Genealogie, die Tätigkeit des Materialsammelns, sondern auch die angewandte Genealogie, die Bearbeitung des gesammelten Materials, solle in dem neuen Archive berücksichtigt werden.

Über den Zweck des Archivs führt Diamant dann weiter etwa folgendes aus: „Es ist ferner nicht unbekannt, welche Verluste das Judentum durch Abfall im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat. Die Nachkommenschaft solcher Täuflinge — wenigstens für die letzten 2—300 Jahre — zu ermitteln und in Evidenz zu führen, ist trotz vieler Schwierigkeiten möglich und eine dankenswerte Aufgabe der Familienforschung. . . . Wir versprechen uns von dieser Evidenzhaltung der Täuflinge auch einen heilsamen Einfluß auf diejenigen, die heute auf dem Sprunge zum Abfall stehen. Denn gar mancher wird erkennen, daß seine Absicht, für sich und seine Nachkommen dem Judentum zu entrinnen (so!), vergeblich ist, da die genealogische Forschung diese Absicht vereiteln kann."

Zum Schlusse hofft Diamant auf den praktischen Nutzen solcher Forschungen, auf die Stärkung des jüdischen Selbstgefühls[1]). Dr. Grunwald teilt ferner mit: „Binnen Jahresfrist soll eine Schrift über geadelte jüdische Familien erscheinen, die natürlich mit den Machwerken judenfeindlicher Tendenz nichts zu tun haben wird. Der Verfasser erbittet durch das Archiv um Auskünfte über die Familien der Grafen Saporta, Bolza, Devier und des Freiherrn Lapenna".

Der Genealoge kann dem neuen Unternehmen, das durch seinen lateinischen Druck als nicht-deutsch hinreichend gekennzeichnet ist, nur besten Erfolg wünschen. Die „Descendenztafel" des Isak Wertheimer, die die erste Nummer bietet, ist leider nur eine Anfänger-Arbeit, die wissenschaftlichen Wert erst bei genauerer Angabe der Orte und Daten usw. erhalten wird.

Immerhin sind es die ersten Anfänge eines Unternehmens, aus dem reichliches Rassengefühl und Selbstbewußtsein spricht, und das hoffentlich in die Schlupfwinkel der würdelosen Namenswechseleien[2]), des Segelns unter falscher Lebens-Flagge u. dgl. grell hineinleuchten wird, und das den großen Vorzug besitzt, nicht „antisemitisch" gescholten werden zu können. Agobard.

Weule, K., Vom Kerbstock zum Alphabet. Urformen der Schrift. Mit zahlreichen Abbildungen, 3. Aufl. Stuttgart 1915, Kosmos-Verlag.

Den äußeren Anstoß zu diesem hübsch ausgestatteten Bändchen, das nach einem Aufdruck des Umschlages „in knapper Form ein packendes Stück Kulturgeschichte" behandeln will, hat die Leipziger Ausstellung für Buchgewerbe gegeben mit ihrer besonderen, vom dortigen Museum für Völkerkunde veranstalteten Abteilung „Die Vorstufen der Schrift in Urzeit und Gegenwart". Von den verschiedenen Anläufen des vorgeschichtlichen Menschen wie der heutigen Wildvölker, den flüchtigen Gedanken und das schnell verhallende Wort im Bilde festzuhalten und anderen mitzuteilen, gibt der Verfasser, Direktor des genannten Museums, eine anschauliche und zutreffende Schilderung. „Wie der völkerkundliche Befund lehrt, geht jede höhere Schriftform auf Bilderschrift zurück." Gewiß, aber gerade den weiteren Entwicklungsgang über die Wort- und Silbenschrift bis zur höchsten und vollkommensten Schriftgattung, den Buchstaben, zu verfolgen, bildet den schwierigsten, doch zugleich auch lockendsten Teil dieser kulturgeschichtlichen Frage. Auch verschiedene, in anderen Dingen schon recht weit vorgeschrittene Völker des Altertums, Ägypter, Babylonier, Hethiter, Chinesen u. a., waren über die ersten Vorstufen nicht hinausgekommen und mußten sich mit einer schwerfälligen, umständlichen und undeutlichen Bilderschrift behelfen. Nur einer verhältnismäßig kleinen Völkergruppe — daß sie gerade zu den an der Spitze der Menschheit stehenden Indogermanen gehörte, darf uns nicht wundern — war ein weiterer, ja schließlich der denkbar größte Fortschritt gelungen, nämlich mit einer beschränkten,

[1]) Über zu große Bescheidenheit der Hebräer wird sonst selten geklagt.

[2]) Vgl. z. B. die Anmaßung des alten Namens Delius durch die Familie Diamant.

die zwanzig kaum überschreitenden Zahl von sehr vereinfachten Zeichen alle Laute einer hochentwickelten, über einen reichen Wortschatz verfügenden Sprache wiederzugeben. Dieser Vorgang, der zu den merkwürdigsten und folgenreichsten in der ganzen Geschichte der Menschheit gehört, war nur da zu belauschen, wo es wohl die Wenigsten vermutet hatten, bei der Schrift unserer eigenen Vorfahren, den altgermanischen Runen. Hier, bei der letzten Verbreitungswelle der Indogermanen und zugleich der höchstentwickelten weißen Menschenart, ist noch deutlich, wie ich andernorts aufs eingehendste begründet habe, der Übergang vom Bild zum Zeichen zu erkennen, meist sogar mit Beibehaltung der Namen, wie Ur, Vieh, Kahn, Pferd, Mann u. dergl. Für Weule aber, der übrigens von den Runen nur eine oberflächliche Kenntnis zu haben scheint — die Schrifttafel auf S. 40 vermengt gemeingermanische mit spätnordischen und südeuropäischen Schriftzeichen —, „ist die Herkunftsfrage der Runen . . . ganz im Sinne der Entlehnung entschieden"; das zeige nichts besser als „der vollkommene Mangel an Vorstufen und von Zwischengliedern". Das ist nach dem Gesagten ein durchaus ungerechtes Urteil. Gerade die nicht durch Ableitung entstandenen, in der Runenreihe enthaltenen 18 Urzeichen lassen die ursprünglichen Bilder noch sehr wohl ahnen. Anerkennung verdient dagegen, daß den Phönikern nicht mehr die „Erfindung", sondern nur noch die „Verbreitung" unserer Buchstaben zugestanden wird. Mit anderen Gelehrten sucht jetzt der Verfasser den Ursprung der Buchstabenschrift auf Kreta, von wo die „Philister" die in der Vereinfachung begriffenen Zeichen nach Syrien gebracht hätten, wo sie sich weiter „entfaltet" und von wo sie, auf „22 Lautwerte zusammengeschrumpft"; ihren „Siegeszug durch den ganzen Osten und Norden der alten Welt angetreten" haben sollen. Diese Anschauung, die mit dem alten Grundirrtum nur halb gebrochen hat, zu widerlegen, ist in dieser kurzen Besprechung nicht möglich. Ihre Unwahrscheinlichkeit geht schon daraus hervor, daß nach Griechenland der Weg von Kreta viel einfacher und kürzer gewesen wäre als über Syrien und Kleinasien. Den altsteinzeitlichen Zeichen, die ja zum Teil eine gewisse Ähnlichkeit mit Buchstaben haben, legt der Verfasser zu viel Gewicht bei; die Übereinstimmung ist eine rein äußerliche, und die Zeiträume, die sie von der Entstehung der wirklichen Schrift in der Bronzezeit trennen, sind ungeheure. Die Zeichen von Alvao sind offenbar keltiberisch und wohl nur durch Zufall in steinzeitliche Gräber gekommen. Mit den Schlußworten stimme ich vollständig überein: „Vor allem aber hat sie (die Schrift) der Menschenrasse, die ihre Zivilisation am bewußtesten und nachhaltigsten auf den Besitz der Schrift aufgebaut, hat sie der weißen Rasse das umfassendste Wissen vermittelt und damit auch die größte Macht." Ludwig Wilser.

Im Bücherverlage **C. Konegen** in Wien erscheint soeben: „Die Überzeugungskraft des „Beweises", ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft", von F. Haiser. 360 Seiten gr. Oktav.

I. Teil. Der Kampf zwischen Stil und Freiheit um das Wahre und um das Gute. Relativität des Erkennens. Bewußtseinsformen. Die Überzeugung muß dem Beweise vorangehen. Der Wille als Wahrheit. Abstraktes Denken. Das absolute Bewußtsein. Das Gleiche, das Genaue und das Ähnliche. Die Brücke zum absoluten Bewußtsein. Das All-Verschiedene. Der Widerspruch. Der Streit. Von der Relativität der Dinge. Die Überzeugungskraft des „Beweises". Vom Dinge an sich. Einige Betrachtungen über Hegel. Der Stoff. Das Unveränderliche. Kausalität. Gott, Welt, Geist und Materie. Die Freiheit. Der ökonomische Mensch. Der gemeine Verstand, seine Vergeistigung und der naive Verstand. Religion und Kultus. Internationalisierung der aristokratischen Restauration. Philosophische Gedankensplitter.

II. Teil. Der Kampf zwischen Stil und Freiheit um das Schöne. Musik. Die Wissenschaft und die Kunst in der Linkskultur. Der Musiker der „Arbeit". Die Disharmonie des Schönen, Wahren und Guten. Warum wir die Natur in der Kunst nicht photographieren sollen. Der Unterschied zwischen Schiller und Goethe. Roseggerdichtung.

III. Teil. Die links- und die rechtskulturelle Ethik in Charakterskizzen und Gedankensplittern. Der Psychoanalytiker. Der Edelmütige. Der Lehrer. Die Links-Schule. Der stilisierte Mensch. Persönlichkeit. Lehr- und Lernfreiheit. Die Disharmonie der Menschheit. Zukünftler und Vergangenheitsmenschen. Die sittliche Ehe. Polygamie, ein Vorrecht der Herrschenden. „Gerechtigkeit" und „Duldsamkeit". Das Erbrecht. Die Wünschelrute. Das Witzblatt der Rechtskultur. Der Ingenieur-Lokomotivführer. Der alte und der neue Sklave. Apachen-Chauffeure. Kleidung und Wohnhaus. Das Christentum. Samuel Lublinskis. Das Bächlein der Linkskultur. Arzt und Skeptiker. Der innere Gott. Geschäftsmoral. Der Ozean. Arbeitloses Einkommen. Gedankensplitter. Südmarkansprache.

Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe[1]). Band 24, Der Durchbruch von Brzeziny, Feldzugs-Erinnerungen aus Russisch-Polen von Ernst Wachler. Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Dr. Ernst Wachler, der das beneidenswerte Glück hatte, gleich beim Kriegsausbruch als Reserveoffizier mit nach Frankreich, dann in Polen mitmachen zu dürfen, erzählt in diesem handlichen Bändchen von der großen Durchbruchsschlacht in Polen, die er als persönlicher Adjutant des (bei Brzeziny gefallenen) Majors von der Leyen mitmachte. Es ist eine schlichte, fast nüchterne Erzählung, ohne jede Pose oder Schönfärberei, aber der gewaltige Inhalt, das Schwergewicht der Tatsachen, wirkt durch sich selbst. Wachler berichtet von den Tagen und Nächten, die den Kämpfen vorausgingen und von den bangen Stunden der Ungewißheit: „Kommen wir durch? — durch vielfache, von zwei und drei Seiten umzingelnde Übermacht?" Das ist ein großes Erlebnis, das wohl niemand vergißt, der dabei war. Eine Stelle will ich hier wiedergeben und damit das Buch allen, namentlich der deutschen Jugend, der jungen deutschen Mannheit ans Herz legen. Seite 38/39 heißt es da: „... Die soldatische Kameradschaft wandelt sich im Kriege in eine wahre Waffenbrüderschaft. Die Männer, die nebeneinander so oft dem Tode ins Auge gesehen haben, sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden ... eine länger währende Waffenbrüderschaft bleibt jedem echten Manne etwas Heiliges für sein ganzes Leben. Die alte Tugend der Treue ist in ihm wieder aufgelebt; und die Jugend sollte dazu erzogen werden, solche Verhältnisse mit der Ehrfurcht anzusehen, die ihnen gebührt." Und Seite 42/43: „Es ist nicht auszudenken, was es für eine Nation, wie die unserige, bei der doch schon bedenkliche Verfalls- und Entartungserscheinungen zutage traten, bedeutet, daß mehr als ein Sechstel der Einwohner unseres Reiches, mehr als 10 Millionen Männer von den Jünglingsjahren bis zum reiferen Alter mit einem Male zu den Waffen gerufen werden. Heraus aus den bürgerlichen Berufen, aus der Enge und dem Alltag, aus oft kleinen und beschwerlichen Verhältnissen. ... Die Kluft, die der Humanismus zwischen dem durch die Hochschule gegangenen und dem nur durch die Volksschule unterrichteten Teil unseres Volkes aufgerissen hat, ist hier geschlossen. ... Es ist daher keine Redensart, daß der Krieg der Prüfstein für den Wert eines Volkes sei. Im Kriege vornehmlich kann es seine Art und seinen Adel bewähren. Der Krieg ist, wie Heraklit sagt, der Vater aller Dinge, er ist der große Beweger: auf jedem Kriege baut sich neu die materielle und geistige Kultur des Landes auf." —

[1]) Diese Sammlung „Mein Vaterland", die in zwangloser Folge erscheint, umfaßt fünf Zyklen: Aus Geschichte und Sage; Aus Natur und Volksleben; Aus Literatur und Kunst; Aus Technik und Industrie; Erzählungen. Herausgeber Dr. Gottlob Mayer in Greifswald.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 29. 4. 16.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 3 | 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.
Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Heldische und händlerische Staatskunst.

Vom Herausgeber.

II.

Im vorigen Hefte wurden bereits das innere Wesen, die besonderen Machtmittel, die Wege, teilweise auch schon die Ziele und Absichten der heldischen Staatskunst einerseits und der händlerischen andererseits hinreichend ausführlich gekennzeichnet. Am Schlusse wurde jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß damit das umfangreiche und weitverzweigte Thema noch keineswegs erschöpft ist. Es soll nun im folgenden noch näher darauf eingegangen werden, und es wird sich dabei wieder empfehlen, die charakteristischen Züge der beiden von Grund aus verschiedenen Dinge einander gegenüber zu stellen, um so den Gegensatz noch deutlicher hervortreten zu lassen. Zunächst wollen wir jedoch von unserem biologischen Standpunkte aus die Frage zu beantworten suchen, wie dieser Gegensatz in den Lebensauffassungen der Menschen überhaupt entstehen konnte. Erst dadurch wird nämlich ein gründliches, bis in die tiefsten Tiefen gehendes Verständnis der ganzen Sache ermöglicht.

Es wurde schon angedeutet, daß der fragliche Gegensatz in dem Maße immer mehr hervortreten mußte, als der Mensch sich von der Natur zur Kultur erhob. Wir wollen uns hier nun nicht mit den entsprechenden vorgeschichtlichen Kulturepochen der europäischen Rasse aufhalten, sondern uns sofort über die Hunderte von Jahrtausenden hinweg

in die teilweise schon geschichtlich aufgehellten Zeiten versetzen, in denen sich aus Jägervölkern schon lange mehr oder weniger nomadische, mit Viehherden umherschweifende Horden gebildet hatten. Bei diesen mußte der mit ihrer Vermehrung innerhalb gewisser natürlicher Grenzen immer enger werdende Weidegrund und Lebensspielraum nach und nach zwei verschiedene Arten der Lebensführung hervorrufen. Diese zwei Arten entsprechen den zwei Möglichkeiten, durch welche das Engerwerden des Weidegrundes und Lebensspielraumes überwunden werden konnte. Die eine bestand darin, den Nutzungswert des Weidegrundes zu erhöhen, mehr aus dem Boden herauszuholen, als die wilde Natur zu bieten vermochte. Während man nämlich sonst die Samen, Früchte usw. gewisser, später zu Kulturgewächsen gewordener Wildpflanzen, die neben Milch und Fleisch zur menschlichen Nahrung dienen konnten, mühsam von überall her zusammensuchen und als Vorrat für Winterszeit oder Hungerjahre aufbewahren mußte, lag es nahe, diese Samen an bestimmten Orten zu bestimmter Zeit zu säen und den Ertrag sowohl der Menge als der Güte nach durch Bodenbearbeitung und Schutz gegen Abfressen allmählich zu erhöhen. Auf diese Weise erweiterte sich sozusagen künstlich der natürliche Weidegrund und Lebensspielraum allmählich um ein Vielfaches. Das begünstigte das Gedeihen, die Vermehrung der sich damit besonders beschäftigenden Menschenarten, hatte aber freilich auf jeder Kulturstufe eine gewisse Grenze, nach deren Erreichen die Not von neuem begann und auf irgendeine Weise überwunden werden mußte, wenn die betroffene Menschenart nicht verkümmern wollte. Zugleich machte dieser Anfang von geregelter Garten- und Ackerwirtschaft die sonst nomadisierende Horde mehr oder weniger vorübergehend seßhaft und aller Vorteile der Seßhaftigkeit zugänglich, riß sie aber auch auseinander, d. h. zerstreute sie über die verschiedenen Teile des von ihnen zur Bebauung in Anspruch genommenen Gebietes. Das machte sie wiederum weniger wehrhaft gegenüber anderen Horden, die noch nicht so weit in der Kultur vorgeschritten waren oder diesen Fortschritt für sich verschmähten.

Für solche Horden ergab sich daraus um so leichter die andere Möglichkeit, der infolge Zuengwerdens des Weidegrundes oder aus anderen Ursachen (Überschwemmung, Dürre usw.) entstehenden Schwierigkeiten der Ernährung Herr zu werden. Diese Möglichkeit bestand darin, dem Nächsten, dem Nachbar das Seinige durch Raub oder Diebstahl zu nehmen, ihn also gewissermaßen wie die Jagd- und Weidetiere als Erbeutungs- oder Ausbeutungsgegenstand anzusehen. Ein solcher Ausweg mag hie und da selbst dann ins Auge gefaßt worden sein, wenn keine eigentliche Not, kein Zuengwerden des Lebensspielraumes eine Art von Naturrecht darauf gab. Der Mensch macht eben aus der Not nicht immer nur eine Tugend, sondern bisweilen auch ein Laster. Auf diese Weise entstand allmählich bei gewissen, mehr als andere zu offener Gewalttat oder schleichender List

veranlagten Menschen die Gewohnheit, das „Gewerbe" des Raubens, Plünderns, Erpressens, oder des Stehlens, Überlistens, Betrügens, und es liegt auf der Hand, daß die auf der Stufe des Nomadentums in irgendeiner Weise, zu Lande oder zur See, am längsten stehen gebliebenen Horden dazu leichter geneigt waren bezw. noch sind, als diejenigen Völker, die schon frühzeitig neben der Jagd, Fischerei und Viehzucht den Ackerbau und allerlei Gewerbe trieben und dadurch mit der Zeit immer mehr seßhaft wurden.

Ebenso ist leicht einzusehen, daß die beim Nomadisieren beharrenden Horden, um den mit der Zeit immer wirksamer werdenden Widerstand der sich allmählich wieder fester zusammenschließenden, staatlich organisierenden Seßhaften zu überwinden, genötigt waren, stets in möglichst starken Banden beisammen und zum Überfall bereit zu bleiben. Diese Art unruhigen, beständig bedrohten Lebens erlaubte wiederum kein eigentliches Familienleben, keine sorgfältige Pflege und Aufzucht von kleinen Kindern. Möglicherweise gab sich solches Räuber- und Diebsgesindel überhaupt nicht viel oder gar nicht mit dem Aufziehen ganz kleiner Kinder ab und suchte den Bestand der Bande ebenfalls durch Raub, d. h. durch Wegnahme halbwüchsiger Kinder sowie durch Zuzug von Geächteten aus ordentlich lebenden, seßhaften Völkern zu ergänzen. Alles das wurde wiederum eine Ursache der Unordnung und Unzucht auch in geschlechtlichen und sittlichen Dingen.

Auf der anderen Seite begreift man hieraus leicht, welcher Segen, welche immer höher steigende geistige, sittliche und materielle Kultur aus der geordneten Bodenbearbeitung und der damit verbundenen Seßhaftigkeit bei einer dafür besonders begabten Rasse erwachsen mußte. Während sich bei den Seßhaften durch die Notwendigkeit der Abwehr von Räuberbanden und Diebsgesindel allmählich gesetzliche Ordnung, soziale, staatliche, wirtschaftliche Organisation, dazu gute Sitte, Zucht, Zuverlässigkeit immer mehr festigen mußte, konnte bei den beständig Umherschweifenden die Unordnung, Unzucht, Unzuverlässigkeit nur notdürftig durch die Not des Zusammenhaltens zu gemeinsamen Raubzügen bekämpft werden. Ein Entstehen und Bestehen von Familien-, Sippen-, Stamm- und Volksverbänden auf Grund gemeinsamer Abstammung und daher verhältnismäßiger Rassenreinheit war auf der einen Seite sehr wohl, auf der anderen gar nicht möglich; denn das Räuber- und Diebsgesindel mußte froh sein, wenn es seinen Bestand durch Raub und wahllosen Zuzug verbrecherischer Elemente aus allen Ländern, Völkern, Rassen auf der zum Rauben oder Stehlen nötigen Zahl erhalten konnte. Erst mit dem notgedrungenen Übergange[1]) von der Räuberei und Dieberei zur Händlerei — ich sage absichtlich nicht

[1]) Hieraus erklärt sich die bekannte Tatsache, daß bei den Griechen und Römern Hermes bezw. Merkur nicht nur als Gott der Händler, sondern auch der Räuber, Diebe und Erpresser galt.

„Handel", um den Unterschied zwischen dem ehrlichen und unehrlichen Gewerbe dieser Art auch äußerlich zu kennzeichnen — kamen für einen Teil der auf solche Weise lebenden Menschen bessere Zeiten. Sie konnten sich regelrecht vermehren und mit der Seßhaftigkeit sogar gewisse Kulturerrungenschaften der Seßhaften sich aneignen, wodurch sie eine geistig, wenn auch nicht immer sittlich etwas höhere Kulturstufe zu erreichen vermochten. Im wesentlichen blieb aber, wie sich nachher deutlich zeigen wird, die Lebensauffassung solcher Menschen bis auf den heutigen Tag so ziemlich dieselbe. Sie stehen noch immer auf dem Standpunkte jenes südafrikanischen Wilden, der auf die Aufforderung des Missionars, ein Beispiel für den Unterschied von gut und böse anzugeben, erwiderte: „Wenn mir der Nachbar mein Weib stiehlt, so ist das böse; wenn ich ihm sein Weib stehle, so ist das gut."

Diesen Vergleich konnte noch vor kurzem in Nr. 96 des „Tag" der Kaiserliche Gesandte a. D. C. Raschdau ohne Übertreibung auf die englische Politik von heute anwenden. Der ganze Unterschied zwischen einst und jetzt besteht bei dieser Art Menschen nur darin, daß man früher in aller Naivität, sonder Skrupel und Zweifel verbrecherisch handelte, während man jetzt heuchlerische Redensarten und angeblich sittliche oder rechtliche Vorwände dafür erfindet. Die Auffassung nämlich, daß Rauben und Stehlen nicht etwa nur innerhalb, auch außerhalb der staatlichen Gemeinschaft ein Verbrechen, also von Sitte und Rechts wegen verboten sein müsse, besteht erst seit der allgemeinen Verbreitung des Christentums, ja, eigentlich noch heute erst innerhalb der Christenheit. Darum eben müssen diejenigen Händler- und Räuberbanden, die äußerlich schon lange zum Christentum übergetreten sind, ihre verbrecherische Handlungsweise nach Kräften verheimlichen oder verheucheln. Besonders raffiniert waren darin von jeher bekanntlich die in England und Amerika herrschenden Händler- und Räuberbanden, neuerdings hat man sich freilich auch in Frankreich, Rußland und Italien daran gewöhnt.

Es ist erstaunlich, wie wenig sich die Welt hinsichtlich gewisser sehr wichtiger Dinge seit vier Jahrtausenden geändert hat. Der Kampf zwischen den Händler- und Räuberbanden auf der einen Seite und den ordentlich lebenden Menschen auf der anderen Seite besteht im wesentlichen noch heute, hat nur im Laufe der Zeit andere Formen und Methoden angenommen. Er ist während der vier Jahrtausende mit auf beiden Seiten wechselndem Glücke geführt worden, und der gegenwärtige Krieg ist nur eine besonders weitreichend und „akut" gewordene Phase desselben Kampfes. Das ist keine leicht hingeworfene Behauptung, denn sonst hätte doch nicht ein in solchen Dingen offenbar so erfahrener Staatsmann, wie der Kaiserliche Gesandte a. D. C. Raschdau, jenen Vergleich, wie er selbst sagt, ohne Übertreibung auf die englische Politik von heute anwenden können. In der Tat ist diese Politik heute noch genau so oder wieder so, wie sie auf dieser

Insel vor Jahrtausenden aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen ist. Auch das Christentum war hier nur eine ziemlich schnell vorübergehende Episode in diesem Kampfe. Es hat zwar auf der Höhe seiner geistigen und sittlichen Macht unleugbar auch hier große Erfolge aufzuweisen gehabt, ist aber hier bis auf weiteres zur Ohnmacht verurteilt. Es wird hier sogar, neuerdings freilich auch in Rußland, zur Beschönigung der händlerischen und räuberischen Politik gemißbraucht. Im Namen des Christentums will man die „Deutsche Barbarei", den deutschen „Militarismus", diese bis jetzt wirksamste Organisation der ordentlich lebenden Menschen gegenüber den Händler- und Räuberbanden, ausroden! Noch niemals ist die Heuchelei und Verlogenheit in dieser Beziehung größer und schamloser gewesen als heutzutage.

Allerdings ist heutzutage das verbrecherische Kleingewerbe, der gemeine Raub, Diebstahl, Betrug usw., im Vergleich mit früheren Zeiten sehr stark zurückgedrängt worden. Es macht sich jetzt nur noch in manchen Großstädten als „Apachentum" usw. erheblich störend bemerkbar. Dafür steht das sozusagen staatlich konzessionierte oder von Staats wegen ausgeübte Großgewerbe dieser Art gerade jetzt auf einer noch niemals erreichten Höhe der Entwicklung. Es vermag jetzt, wie der gegenwärtige Krieg gezeigt hat, ganze Staaten und Völker vollständig unter seinen Willen zu zwingen. Dabei hat es aber seinen ursprünglichen Zusammenhang mit dem verbrecherischen Kleingewerbe, aus dem es hervorgegangen ist, auch jetzt noch nicht völlig gelöst. Die beiderseitigen Beziehungen bestehen noch, sie sind aber jetzt mehr unterirdischer Art und auf die großen Weltstädte beschränkt, wo sie bei Revolutionen und anderen Auflehnungen gegen die sittliche und gesetzliche Ordnung oft eine wichtige Rolle gespielt haben. Unter dem Pöbel der Großstädte befinden sich nämlich auch Gelegenheitsarbeiter, die wieder zu ordentlichen Arbeitern Beziehungen haben, so daß es möglich ist, das revolutionäre Gift auch auf diese zu übertragen. Alles das wird jedoch auf die Dauer nicht mehr möglich sein. Man ist jetzt endlich auch hinter die geheimsten, der Öffentlichkeit bisher auf das sorgsamste verborgenen oder verheuchelten Schliche der händlerischen und räuberischen Staatskunst gekommen. Wenn die auf diese Weise betrogenen und ausgebeuteten Völker erst einmal wirklich aufgeklärt, nicht mehr künstlich in Verwirrung — auch von ihren sogenannten „Vertrauensmännern" — gehalten werden, dann werden die jetzigen mehr oder weniger glücklich maskierten Händler- und Räuberbanden sich auflösen müssen, und ihre Mitglieder werden, soweit sie faßbar, der verdienten Strafe anheim fallen. Freilich mag es unter diesen auch einige ahnungslos „betrogene Betrüger" geben, und diese vergleichsweise Unschuldigen werden vielleicht, wie so oft in der Weltgeschichte, für die eigentlich Schuldigen büßen müssen. Es wird dann auch in den bis jetzt vorzugsweise händlerisch oder räuberisch regierten Staatswesen die entgegengesetzte heldische Staatskunst, deren unschätzbare Bedeutung man dann erst recht erkennen wird, ein-

geführt werden. An Stelle des den Staat abbauenden und zuletzt zerstörenden Geistes wird wieder einmal seit langer Zeit ein Staat und Volk aufbauender, gesunde Natur und wahre Kultur fordernder und fördernder Geist treten. Das ist der Sinn dessen, was im letzten Aprilheft „Der große Umschwung" genannt wurde. Leicht wird das aber nicht vor sich gehen.

Seit etwa 400 Jahren wird die vergleichsweise noch am meisten und reinsten heldisch orientierte und regierte Mitte Europas an allen ihren Grenzen von räuberischer oder händlerischer Machtpolitik unter verschiedenen heuchlerischen Vorwänden bedroht und dadurch in ihrer staatlichen, volklichen, wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt. In England ist während dieser Zeit mehr die händlerische, in Frankreich mehr die räuberische, in Rußland (uns gegenüber freilich erst in der jüngsten Zeit) ausschließlich die räuberische Art der antiheroischen Politik weg-, maß- und zielgebend gewesen. Was an heldisch gearteten Volkskräften in diesen Ländern noch vorhanden war, wurde unter verschiedenen Vorwänden religiöser, nationalistischer, wirtschaftlicher, geistig-kultureller Aufmachung in den Dienst dieser heuchlerisch „imperialistisch" genannten Politik gestellt. Von irgendwelcher Not konnte und kann dabei nirgends und niemals gesprochen werden, die westlichen Länder hatten und haben in den neu entdeckten Erdteilen, der Osten in seinem eignen Gebiete, selbst ohne das asiatische Hinterland, Lebensspielraum im Überfluß. Es war also nicht einmal eine Art von Naturrecht, sondern nichts weiter als gemeine Habsucht und Raubgier, was die genannten Länder zu ihrer der Mitte Europas feindlichen Politik bestimmte. Hätte sich in dieser wie von Raubtieren umlauerten und umschlichenen Mitte Europas nicht der eisenfest gefügte preußische Staat mit seinem „Militarismus" entwickelt, dann wären die nicht erst heute bedrohten Mittelmächte mit ihren Völkern schon längst eine Beute der Nachbarn geworden, und ein „Umschwung", wie der angedeutete, wäre für alle nur irgend absehbaren Zeiten unmöglich gewesen. Die Raubtiere wären zuletzt selbst über einander hergefallen und hätten sich auf dem Boden unseres Vaterlandes gegenseitig zerfleischt. Wahrscheinlich hätte Rußland mit seinen zahllosen asiatischen Horden zuletzt die Oberhand erlangt und auch die angeblich „freien" westlichen Völker unter seine durch Korruption gemilderte Knutenherrschaft gebracht. Die russischen Machthaber haben ja nach der endgiltigen Besiegung der „goldenen Horde" deren Gewohnheiten, das Raub- und Diebsgewerbe, einfach übernommen und auf ihr eignes Volk angewandt. Man hätte also nicht erwarten können, daß sie fremde Völker damit verschont hätten.

Neben den Händler- und Räuberbanden auf der einen Seite und den auf heldische Art lebenden Menschen auf der anderen Seite gibt es nun freilich noch andere, wie sie meinen, „auch ordentlich" lebende Menschen, die weder das Eine noch das Andere sein wollen und vom „ewigen Frieden" unter allen Personen, Klassen, Völkern, Rassen schwärmen. Sie nennen

sich „Personalisten“, „Edelanarchisten“, „Pazifisten“, „gute Europäer“, „Weltbürger“, „Humanisten“ usw. Sie gleichen den klugen Leuten, die sich zwischen zwei Stühle zu setzen versuchen und dadurch erst recht zu Falle kommen. Auch ihre Stunde wird bald geschlagen haben, sie werden der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben werden.

Alles das wird, wenn nicht während des Krieges, so doch jedenfalls nach dem Kriege der Kulturwelt irgend einmal einleuchten, und das Urteil über Deutschland und seine Verbündeten wird dann ganz anders lauten, als es den neutralen Völkern von der feindlichen Lügenpresse mit so großem Erfolge suggeriert worden ist. Die Regierungen der Mittelmächte täten gut, wenn sie auch in dieser Weise die Verbreitung der Wahrheit sich angelegen sein ließen. Das würde manchem bisher hartnäckig sich blind stellenden sog. „Neutralen“ die Augen öffnen. Der Hieb ist auch im Preßfeldzuge die beste Deckung, noch dazu, wenn man dabei der Wahrheit die Ehre geben kann. Bisher haben sich die Regierungen der Mittelmächte in dieser Hinsicht meist nur verteidigungsweise verhalten und konnten darum mit ihrer, wenn auch noch so reinen Wahrheit der Lüge immer nur nachhinken. Letztere war darum trotz ihrer kurzen Beine eher am Platze als die Wahrheit. Wenn diese ihre volle Wirkung üben soll, dann muß sie schnell und unerwartet, wie der Blitz, einschlagen und mit ihrem weithinhallenden Donner auch die schwerhörigen Ohren erschüttern.

Aber nicht nur bei fremden Völkern, auch bei unserem eignen Volke bleibt hinsichtlich der Aufklärung über die händlerische bezw. räuberische Politik einerseits und die heldische andererseits noch viel, sehr viel zu tun übrig. Auch unser eignes Volk tappt in dieser Beziehung, namentlich in gewissen oberen und unteren Schichten noch völlig im Finstern, ja es steht sogar vielfach noch von früher her in dieser Beziehung unter der Suggestion des Auslandes. Man spricht von „westlicher Kultur“ als wie von etwas für uns Nachahmungswertem, scheint also noch gar nicht zu ahnen, daß diese zum mindesten in der Politik der Inbegriff schändlichster Unnatur und Unkultur ist. Der Burgfriede verbietet uns zurzeit, uns hierüber mit rückhaltloser Klarheit auszusprechen; aber es wird ja einmal die Zeit kommen, wo man auch in dieser Beziehung die reine Wahrheit sagen darf. Dann werden wohl sogar unsere braven Arbeiter über den „preußischen Militarismus“, das „Junkertum“, den „Monarchismus“ usw. anders denken lernen, soweit sie es in diesem Kriege nicht schon gelernt haben.

Daß unsere Feinde jetzt, nachdem sie auf allen Fronten geschlagen sind und von der Zertrümmerung Deutschlands notgedrungen absehen müssen, auf einmal „nur noch“ den Sturz des „Junkertums“, des „Militarismus“ und der „Vorherrschaft Preußens in Deutschland“ als Kriegsziel betrachten, ist von ihrem Standpunkte aus nur zu verständlich. In der Tat: ohne Preußen und das glücklicherweise hier noch nicht völlig niedergekämpfte, für jegliche Art von Organisation so überaus förderliche

monarchisch-aristokratisch-militärische Autoritätsprinzip würde die Mitte Europas, ja vielleicht schon ganz Europa sehr viel anders, aber keineswegs besser aussehen. Die Händler- und Räuberbanden bedürften dann vielleicht gar nicht erst einer Maskierung; sie würden sich dann vielleicht wieder, wie in früheren Zeiten, miteinander „verständigen", in Symbiose leben und alle ordentlich lebenden Menschen unbeschränkt ausbeuten können. Aber vielleicht will die zur Vernichtung der deutschen „Barbarei" verbündete östliche und westliche „Kultur" gar nichts anderes. Sie hält so etwas vielleicht des vergossenen Schweißes und Blutes der Edlen wert. In der Tat hätten ja dann auch die Händler und Räuber in diesem Kriege trotz aller Niederlagen doch gesiegt. Solange aber deren Herrschaft nicht gebrochen und durch eine heldische Völkerführung ersetzt worden ist, solange wird es weder im Innern noch nach außen hin, weder unter den verschiedenen Klassen und Berufen noch unter den verschiedenen Völkern jemals wahrhaften, ehrlichen Frieden geben. Der Krieg wird dann, auch wenn er nicht offen erklärt ist, vorhanden sein und weiter bestehen.

Dagegen wird der Anfang und das Beispiel für einen wirklichen Frieden gegeben sein, wenn wenigstens bei uns, in der Mitte Europas, die heldische Staatskunst und Staatsauffassung über die händlerische die Oberhand gewinnt. Man sollte meinen, das wäre ohne weiteres selbstverständlich; es ist aber leider nicht so. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß seit der englischen Revolution, der später die noch radikalere französische nachfolgte, also seit mehr als 200 Jahren, die gesamte europäische Kulturwelt unter der Suggestion der händlerischen Auffassung vom Zweck des menschlichen Lebens, des Staates und der Staatskunst gestanden hat. Dieser Vorsprung in der geistigen Beeinflussung ist nicht so leicht einzuholen, selbst wenn man der Wahrheit längere Beine als der Lüge zumißt. Die dieser Suggestion entsprechende Lebensweise, Staatskunst und Staatsverfassung hat unter dem — wie im vorigen Hefte gezeigt, betrügerischen — Schein der „Freiheit" des Einzelnen, des Individualismus, des Selbstbestimmungsrechtes der Völker gewisse Staaten und Völker nach und nach, mit immer stärkerem Zwang, zum Werkzeug unbegrenzter händlerischer Machtpolitik herabgewürdigt und gemißbraucht. Dieser Krieg hat das über jeden nur irgend möglichen Zweifel festgestellt, die Völker wissen es aber noch nicht, da ihre geistigen Beherrscher die Beweggründe zum Kriege, der gewohnten händlerischen Täuschungskunst entsprechend, den — Mittelmächten zugeschoben haben. Damit haben sich diese Machthaber aber nur eine Galgenfrist gesichert. Die Völker werden die Wahrheit doch einmal, vielleicht sogar noch vor dem Kriegsende, erfahren und die entsprechenden Folgerungen daraus ziehen. Vorläufig tappen sie aber noch im Finstern, und selbst bei uns in Deutschland gibt es noch Menschen, die, auch wenn sie nicht händlerisch interessiert sind, das englische und französische „Vorbild" für nachahmungswert halten. Das meint man ja eben, wenn man auch bei uns von einer

„Annäherung an die westliche Kulturwelt" spricht. Die meisten Menschen dieser Art sind sich dabei gar nicht bewußt, was sie eigentlich wollen. Sie haben dabei nur das unklare, durch jene jahrhundertelange Suggestion hervorgerufene Gefühl, daß damit dem allgemeinen „Fortschritt" gedient werde; denn die händlerische Politik hat es, wie im vorigen Hefte auseinandergesetzt, verstanden, ihre Ansicht in der öffentlichen Meinung als „Fortschritt" auszugeben und die ihr gegensätzliche als „rückschrittlich", „reaktionär" zu brandmarken. Dieses dunkle Gefühl übt infolge der Gewöhnung seine Wirkung selbst dann noch, wenn man sieht, wie der heldische Staat sich vervollkommnet und immer mächtiger wird, während der händlerische in jeder Beziehung zurückgeht. Eine solche geistige Einwirkung war möglich, weil der händlerischen Staatskunst alle Mittel und Wege zur Hypnotisierung und Suggerierung der Völker ungehindert zur Verfügung standen, während die andere Auffassung von Staat und Staatskunst in Vergessenheit geraten war, jedenfalls keine starke Werbekraft zu entwickeln vermochte. Der Grund für diesen Mangel an Werbekraft kann nicht darin gesucht werden, daß es kein genügend kraftvolles Staatswesen heldischer Art mehr gibt. Die Sache liegt vielmehr so, daß selbst in den großenteils noch heldisch orientierten Staatswesen die maßgebenden Kreise vielfach unter der Suggestion der händlerischen Lebens- und Staatsauffassung standen, vielleicht sogar noch stehen. Was weiß man denn in diesen Kreisen von heldischer Staatskunst in dem hier gemeinten, schon lange vor dem Kriege vertretenen Sinne? Und was wußte man gar noch früher davon? Weder die Universitäten, auf denen unsere heutigen Staatsmänner vorgebildet wurden, noch die Kirchen, noch freie wissenschaftliche Vereinigungen lehrten etwas davon. Die sozialistische Bewegung, die ursprünglich, wenn auch recht unsicher tastend, nach neuen Wegen und Zielen für die Innen- und Außenpolitik suchte, geriet leider nur zu bald unter den geistigen Einfluß der internationalen Händler und wurde so mit ihrem künstlich gezüchteten radikalen Demokratismus und Antinationalismus mit der Zeit sogar zu einem willkommenen Werkzeug händlerischer Machtpolitik. So ist es denn jetzt dahin gekommen, daß die Sozialisten in allen Ländern mit den Händlern bezüglich der Kriegsziele an ein und demselben Strange ziehen. Soweit haben es die Verdrehungs-, Verheuchlungs-, Verstellungskünste der internationalen Händler gebracht!

Aber sogar die Machtmittel der heldischen Staatskunst sind jenem falschen, von den internationalen Händlern korrumpierten Sozialismus zu Hilfe gekommen. Bei uns in Deutschland haben die Sozialdemokraten selbst zugestanden, daß die militärische Erziehung, die preußische Disziplin ihrer Organisation außerordentlich genützt hat. Diese sogenannte Organisation war aber, zum mindesten vor dem Kriege, mit ihrem den innern Frieden störenden „Klassenkampf" zu einem strammen Bandenegoismus ausgeartet, der dem händlerischen und räuberischen wie ein Ei dem andern

glich, denn er wollte über die notwendigen Bedürfnisse des organischen Ganzen, des national und kulturell bestimmten Staates und Volkes hinweg einer besonderen Klasse besondere Vorteile sichern. Die angeblich Ausgebeuteten wurden so nach und nach selbst zu Ausbeutern, indem sie Löhne und Arbeitsbedingungen verlangten, bei denen kein rechtschaffener Unternehmer auf die Dauer bestehen kann. Und da auf der anderen Seite auch die Kapitalisierung des Groß-, Mittel- und selbst des Kleingewerbes immer weiter fortschritt, so gerieten die im wirtschaftlichen Leben wahrhaft schöpferischen Kräfte, die Unternehmer, gleichsam zwischen zwei Mühlsteine, die mit ihren entgegengesetzten Antrieben die wahrhaft schöpferischen Kräfte immer mehr zerreiben und immer weniger unternehmungslustig machen mußten: nämlich die Geldhändler oben und die Arbeiter unten. Die einen verlangten immer höhere Dividenden, die anderen immer höhere Löhne und immer weniger Arbeitszeit. Beides läßt sich natürlich nur auf Kosten der Unternehmer und der weder zur einen noch zur anderen ausbeuterischen Klasse gehörenden Verzehrer vereinigen. Auch dieser „circulus vitiosus", der den schon im vorigen Hefte S. 64 berührten verhängnisvollen Verbrauch der wahrhaft schöpferischen Kräfte immer mehr beschleunigen muß, wird sich selbst ad absurdum führen und dann überall schwere innere Krisen heraufbeschwören, wenn nicht eine nach höheren, edleren Zielen ausschauende heldische Staatskunst noch zur rechten Zeit ordnend eingreift.

Dazu muß aber diese Staatskunst mit ihren neuen Wegen, Maßen und Zielen erst da sein. Ihr Widerspiel jedoch, die händlerische, ist mit ihren maßlosen Begierden und sinnlosen Zielen leider schon lange da und hat es — genau so wie England bezüglich Rußlands — verstanden, selbst ihre natürlichen Widersacher vor ihren Wagen zu spannen.

So steht die Sache. Sie steht verzweifelt, so lange nicht unsere Regierung mit den ihr gerade jetzt am besten zur Verfügung stehenden gewaltigen Machtmitteln rücksichtslos durchgreift, oder der größere und bessere Teil unserer Arbeiter, die ja jetzt, wie alle anderen, ihre vaterländische Pflicht erfüllen, selbst einsehen, daß sie von ihren Todfeinden am Narrenseile gezogen werden. Was man ihnen als gemeinsames Interesse der „Proletarier aller Länder" vorgegaukelt hat, ist, wie aus den Darlegungen des vorigen Heftes ersichtlich, nichts weiter als das Interesse der westlichen oder zur westlichen „Kultur" hinneigenden internationalen Händler, die sich mit den östlichen Räubern verbunden[1]) haben, um unser Vaterland zu zerstückeln und den Umschwung zu einer besseren, höheren, edleren Ent-

[1]) Daß es sich in der Tat bei der sog. „Entente" um ein Bündnis von Händlern und Räubern handelt, dafür zeugen unwiderleglich die in diesem Hefte unter „Berichten und Notizen" mit der Stichmarke: „Ein Notschrei der Fremdvölker usw." kundgegebenen Tatsachen; denn auch die Fremdvölker Englands stehen unter demselben Drucke, sie werden, wenn auch auf andere Weise, aber dem Grade nach ebenso vergewaltigt, wie diejenigen Rußlands. Das zeigte erst vor kurzem die Empörung Irlands.

wicklung der Staaten und Völker vielleicht für immer, jedenfalls für irgend absehbare Zeiten zu hintertreiben.

Es handelt sich also um eine furchtbare Gefahr, die nicht bloß unserem eignen Volke, sondern allen Völkern Europas droht. Und wenn unseren Arbeitern wirklich das Wohl auch der anderen Völker am Herzen liegt, dann dürfen sie sich in diesem niemals wiederkehrenden Augenblicke nicht auf die falsche Seite stellen. Sie würden das sicher auch nicht tun, wenn sie in dieser Beziehung wirklich aufgeklärt würden. Das ist nun freilich nicht leicht. Gerade unsere, an Schulbildung unvergleichlich höher als ihre ausländischen Berufsgenossen stehenden Arbeiter sind mit besonderer Sorgfalt in sozialer, politischer, wirtschaftlicher Hinsicht in die Irre geführt worden, und da der Deutsche alles gründlicher betreibt als andere Völker und Rassen, so ist die Irreführung hier um so gefährlicher. Immerhin sind unsere Arbeiter bei ihrer höheren geistigen Bildung auch wieder eher imstande, den Irrtum zu erkennen, sobald man ihnen nur die entsprechenden Zusammenhänge klar darlegt.

Es liegt nun ganz in der Hand unserer Regierung, unser Volk hinsichtlich der heldischen Staatskunst einerseits und der händlerischen bezw. räuberischen andererseits gründlich aufzuklären. Die unterscheidenden Merkmale sind einfach und auch von einfachen Menschen klar einzusehen, sobald man sie ihnen nur vor Augen bringt. Das ist hier geschehen, und es wäre unserer Regierung ein leichtes, den hier entwickelten Gedanken die weiteste Verbreitung zu sichern. Auch unsere Bundesfürsten sind in dieser Beziehung mächtiger, als sie vielleicht selbst glauben. Unser Bundesstaat und seine Einzelstaaten ruhen noch immer fester als irgendein anderes Staatswesen auf heldischer Grundlage. Es wäre nur nötig, den eingedrungenen Fremdgeist auszuscheiden, dann würde sich der weitere Auf- und Ausbau, soweit er überhaupt nötig, ganz von selbst vollenden. Der Fluch des deutschen Wesens war zwar nicht immer, ist aber jedenfalls schon seit langer Zeit die Ausländerei und Fremdsucht. Und wenn jemals am deutschen Wesen, wie der Dichter sagt, noch einmal die Welt genesen soll, dann muß der Deutsche sich erst wirklich auf sein eigentliches Wesen besinnen. Man nennt uns Deutsche im Auslande hochmütig politische und wirtschaftliche Emporkömmlinge. Das sind wir aber ganz und gar nicht. Wie schon im letzten Märzheft gezeigt, gleichen wir einer guten alten Familie, die durch allerlei, teils verschuldete, teils unverschuldete Unglücksfälle heruntergekommen war, die sich aber in letzter Zeit, unter dem günstigen Sterne politischer, militärischer und wirtschaftlicher Einheit, mit geradezu beispielloser Kraft wieder ehrlich emporgearbeitet hat. Ohne die uralte geistige und sittliche Erbmasse wäre das unserem Volke nicht möglich gewesen; aber die frühere politische Zerfahrenheit hat auch unsere ganze Kultur, unser privates und öffentliches Leben nicht wenig zersplittert und zerfahren. Es muß darum unsere Aufgabe sein, auch unser inneres und

äußeres Wesen mehr auszugleichen und abzurunden. Wir brauchen darum unseren innern Reichtum, der zum guten Teile auf der geographischen und geschichtlichen Mannigfaltigkeit unseres Vaterlandes beruht, nicht aufzugeben. Diese Mannigfaltigkeit ist mit der Einheit durchaus nicht unverträglich. In politischer und militärischer Hinsicht haben wir das ja in diesem Kriege glänzend gezeigt. Wir müssen das auch in jeder anderen Beziehung zu erreichen suchen. Die Verbindung von Einheit und Mannigfaltigkeit ist keineswegs ein Widerspruch oder gar etwas Unnatürliches. Vielmehr bietet gerade die organische Natur, wie die Biologie lehrt, dafür ein Vorbild, dem wir nacheifern können und müssen. Was uns bis jetzt am meisten daran gehindert hat, war die leidige Ausländerei und Fremdsucht. Wir haben eigentlich nur nötig, uns eine Weile ganz auf uns selbst zu stellen, uns aller Nachahmung fremden Wesens und fremder Einrichtungen zu enthalten, um überraschend schnell auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens, in der Familie, in der Gesellschaft, in der Gemeinde, im Staate, in der Kunst, in der Wissenschaft einen eignen, bis auf weiteres nur uns eigentümlichen Stil zu finden, der dem Auslande sicher Achtung, mit der Zeit vielleicht Ehrfurcht abnötigen wird. Jedenfalls wird dann die bisherige Verachtung des Auslandes, die zu allermeist auf unserer affenartigen Nachahmung des Fremden beruhte, sehr bald schwinden. Die Fremden werden dann sogar uns, soweit es ihnen möglich ist, nachzuahmen suchen, und der Deutsche wird dann auch in der Fremde seine innere und äußere Kultur, seine rassische und völkische Eigenart nicht verlieren. Wir werden dann auch die innerhalb unserer politischen Grenzen lebenden fremden Volkstrümmer, soweit wir es überhaupt wollen, leichter angliedern und einverleiben.

Man ersieht hieraus, wie innig Staatskunst und Lebenskunst miteinander zusammenhängen und aufeinander angewiesen sind. Ihre Wege, Maße und Ziele bedingen und bestimmen sich gegenseitig. Sie ruhen auf demselben natürlichen und kulturellen Untergrunde. Wo also ein von Natur und Kultur heldisch bestimmtes Volk auf händlerische Weise regiert wird, muß es entweder zugrunde gehen oder allmählich zum Händlervolk werden. Das ist wiederum nur dadurch möglich, daß die heldischen Bestandteile, die ordentlich lebenden Menschen, teils zerrieben, teils vertrieben werden, während die händlerisch und räuberisch gearteten sich immer stärker vermehren. Zuletzt bleiben, wie im jetzigen England, fast nur noch Händler und Räuber übrig, die aber schließlich auch zugrunde gehen müssen, wenn es keine Völker mehr gibt, die sie ausbeuten, von denen sie leben können. Das sind ewige und eherne Naturgesetze, denen sich niemand auf die Dauer entziehen kann und die niemand ungestraft übertritt.

Wird jedoch ein von Natur und Kultur heldisch bestimmtes Volk auf heldische Art geführt und regiert, dann wird es nicht nur nicht untergehen, sondern sich immer mehr ausbreiten, immer größer und mächtiger

werden. Für die Vervollkommnung der Einzelnen an Leib, Seele, Geist wird es zwar eine Grenze geben, denn kein Geschöpf ist bis ins unendliche vervollkommnungsfähig; aber dieser Hochstand der Kraft und Schönheit, der leiblichen, sittlichen, geistigen Veredelung wird solange behauptet werden, als das Volk bei der heldischen Welt- und Lebensauffassung beharrt, sich von den Händlern und Räubern nicht verführen und nicht besiegen läßt. Diese werden wohl kaum jemals aussterben, denn sonst müßte das in den letzten vier bis fünf Jahrtausenden — solange wird der vorher gekennzeichnete Kampf schon geführt — wohl bereits geschehen sein. Vielleicht haben auch, worauf bereits im vorigen Hefte, S. 59, hingewiesen wurde, die Heldenvölker Feinde nötig, um ewig jung, stark, gut und schön bleiben zu können. Daraus folgt aber natürlich nicht, daß die Helden sich die Händler und Räuber über den Kopf wachsen lassen müssen, wie das in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten der Fall gewesen ist. Es wird vielmehr höchste, allerhöchste Zeit, daß die ungewöhnlich lange Epoche der händlerischen und räuberischen Vorherrschaft endlich durch eine Epoche der heldischen Herrschaft abgelöst wird. Das herbeizuführen liegt in der Hand unserer Regierung. Möge sie die Gelegenheit nicht versäumen.

Wenn es den maskierten Händler- und Räuberbanden nicht noch in letzter Stunde gelingt, die militärisch und wirtschaftlich verlorene Sache diplomatisch zu retten, dann wird das eintreten, was unser großer Dichter, der von den politischen Radikalinskis so viel verkannte und verkleinerte Emanuel Geibel, schon 1859 kommen sah:

„Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen,

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren,
Taten wird zu dieser Frist
Helden dir die Not gebären;

Bis du wieder stark wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor
Läutrungsglut des Weltenbrandes!
Steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

Bemerkung des Verlags: Auch von diesem Hefte stehen den verehrten Lesern Stücke zur Versendung an besonders geeignete Stellen unentgeltlich zur Verfügung.

Das Fichtesche Wirtschaftsideal.

Adolf Harpf.

Hamlet: „Wirtschaft, Horatio! Wirtschaft! das Geback'ne
Vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln."
Erster Aufzug, zweiter Auftritt.

Vom Leichenschmause der germanischen Mittenmächte gedachten sich unsere ebenso geschäfts- wie länderhungrigen Feinde die Hochzeitsschüsseln ihrer widernatürlichen Ehe westeuropäischer Demokratien mit dem moskowitischen Zarismus zuzurichten. Da aber nun offenbar aus dem Leichenschmause nichts wird, müssen sie auch auf die kalten Hochzeitsschüsseln — die Zahlung ihrer ins Ungeheure gewachsenen Kriegsschulden aus unseren Taschen verzichten und werden vielmehr unsere auch nicht mehr geringe Kriegszeche noch zu bezahlen haben. Schon fangen daher, wie man liest, sogar die Engländer auf den verschiedensten Haushaltsgebieten bereits notgedrungen zu sparen an. Sie werden es noch mehr lernen, denn auch von den Leichenschmäusen verschiedener ihrer Bundesgenossen wird sich, diesmal wenigstens, nicht viel mehr für sie erübrigen lassen.

Im Gegensatze zu den Engländern kommen uns Deutschen, die wir ja das Sparen von altersher gründlich gelernt haben, die notwendigen Einschränkungen der Kriegszeit weit weniger schwer an, ja wir gesunden dabei als Volk im ganzen genommen sogar sichtlich von mancher entschiedenen Hypertrophie unseres früheren Wirtschaftslebens und finden zugleich die volle Widerstandskraft unserer gerade in Notstandszeiten immer am schönsten bewährten völkischen Lebenszähigkeit wieder.

Vor allem haben wir in der wirtschaftlichen Abgeschlossenheit der Kriegszeit gezeigt, daß uns sogar die wiederholten Drohungen unserer Feinde mit der Fortführung des Wirtschaftskrieges nach geschlossenem Frieden, — selbst wenn diese Drohungen ernst zu nehmen wären, — keineswegs mehr schrecken können, daß wir mit unseren Bundesgenossen auch in der wirtschaftlichen „Autarkie", der Selbstgenügsamkeit eines, auf sich allein angewiesenen großen Wirtschaftsgebietes noch immer ein lebensmögliches Drauskommen finden könnten, ja daß diese Abgeschlossenheit uns sogar zu einer entschiedenen Erstarkung wichtiger wirtschaftlicher Schaffensgebiete beigetragen hat, wie eine solche Unabhängigkeit von den Schwankungen des Weltmarkttreibens denn überhaupt erst zur Schließung und damit zur zusammenfassend dauernden Kräftigung unseres völkischen

Lebenskreises führen, sowie namentlich unsere landwirtschaftliche Erzeugung für alle Zukunft auf die sicherste Grundlage stellen würde.

Damit würden wir uns aber jenem Wirtschaftsideale wieder nähern, welches schon einmal vor nun einem Jahrhundert zur Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre seiner Verwirklichung nahekam, und welches schon damals den gefährlichen „Erzfeind" aller Festlandsvölker schließlich sicher und endgültig niedergerungen, welches die Grundsäule der englischen Weltmacht, die mit der welthändlerischen Ausbeutungsmöglichkeit aller steht und fällt, gestürzt hätte, wenn Napoleon I. nicht schließlich selbst den richtig erfaßten Grundsätzen seiner eigenen Wirtschaftskriegführung untreu geworden wäre. Wir haben dies in den einleitenden wirtschaftsgeschichtlichen Hauptstücken unseres Kriegsbuches: „Der Erzfeind" (Graz, 1915) eingehend dargelegt und ebenda wurde auch in dem Schlußhauptstücke: „Welt- oder Volkeswirtschaft" (S. 90 ff., zuerst gesondert erschienen im Erntingshefte 1915 der Pol.-anthropol. Monatsschrift, S. 238 ff.) darauf hingewiesen, wie nahe um dieselbe Zeit Johann Gottlieb Fichte, der klassische Begründer deutschvölkischer Denkweise bereits klar erkannt und ausgesprochen hat, daß eben diese letztere zwar ihrem Wesen nach allerdings in erster Reihe auf die Erhaltung und Höherführung der geistig-sittlichen Kulturwerte unseres Volkstums gerichtet, doch zugleich der festen Verankerung in der wirtschaftlichen Volkessicherung bedarf, weil erst diese auch den deutschen Volks- und Einheitsstaat vor den Einwirkungen der Wechselfälle politischer Weltschwankungen dauernd wahren kann. Auch das hat Fichte, der Ideologe, schon erkannt, daß diese unerläßliche volkswirtschaftliche Sicherung nur in der möglichsten Verselbständigung und Unabhängigmachung der eigenen Volkeswirtschaft von den Schwankungen einer ungeordneten Weltwirtschaft bestehen kann. Sein Buch vom „geschlossenen Handelsstaate" wird in dieser Hinsicht die Gedankengrundlage jeder wahrhaften Volkeswirtschaft der Zukunft zu bilden haben.

Überhaupt liegt ja der eigentliche Schwerpunkt von Fichtes Bedeutung für die deutsche Kultur weit weniger auf dem Gebiete philosophisch-wissenschaftlicher Gedankenschöpfung, wie denn seine angebliche Zuendedenkung Kants durchaus keine Höherführung Kantscher Erkenntnisse war. Dauernd bedeutend dagegen bleibt Fichte für uns als völkischer Denker, als derjenige, welcher dem völkischen Gedanken zuerst seinen begrifflich scharf umrissenen Inhalt gab, der in seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation" das Gedankenziel einer Nationalerziehung zur völkischen Pflicht aufrichtete, wie er schon vorher in seinem „geschlossenen Handelsstaate" das völkisch-wirtschaftliche Ideal mit unentwegter Folgerichtigkeit zu Ende gedacht und damit den völkischen Gedanken auf die allein Dauer verheißende Lebensgrundlage gestellt hat. Die ganze Tragweite dieses Fichteschen Wirtschaftsideales zu erfassen, ist unser Volk erst durch die harte Schule des gegenwärtigen Weltkrieges völlig reif gemacht worden. Erst die scharfe

Nötigung, uns einmal wirtschaftlich ganz auf eigene Füße zu stellen und damit tatsächlich den Grundgedanken des Ficheteschen Wirtschaftssystems zu verwirklichen, hat dieses vor der dauernden Verdunkelung bewahrt, die ihm die längste Zeit hindurch von der Seite der Weltwirtschaftsbelange gedroht hat, welche im wesentlichen doch nur die unserer Erzfeinde sind. Fichte, der Zielewisser völkischer Lebensgestaltung, ist der für die Entwicklung und Wahrung deutscher Volkstumswerte dauernd fortwirkende Denker, ist zugleich derjenige, welcher unsere völkische Bewegung vor der in langen Friedenszeiten immer wieder hereindrohenden Verflachung und Verdorrung zu inhaltsleerem Bierbank- und Festrummel-Nationalismus einerseits und zu ödem Hurra-Patriotismus andererseits bewahrt.

Fichte war eben nicht nur der Denker der Freiheitskriege, denn mit der geistigen Rüstung zum Befreiungskampfe von der Fremdherrschaft ist Fichtes völkische Bedeutung nicht erschöpft worden, seine eigentliche Aufgabe war auch mit der errungenen Befreiung vom Fremdjoche keineswegs erledigt, denn was er unter Freiheit meinte, war nicht die Freiheit der liberalen Phrase, der es nur auf das Gewährenlassen der Einzel-Ichsucht und das sogar hauptsächlich auf dem wirtschaftlichen Schaffensgebiete ankommt, die Freiheit, die er meint, ist vielmehr die der selbstbewußten und selbstauferlegten Unterordnung und Einordnung in den Pflichtenkreis des völkisch geschlossenen Staates — d. i. jenes Kreises von Volksaufgaben, der sich durch die Umfassung auch des Wirtschaftslebens erst in der Zeit des jetzigen Krieges wirklich geschlossen hat. Daß dies nicht längst geschehen konnte, dazu haben verschiedene, im geschichtlichen Werdegange unserer Gemeinwesen begründete Widerstände mitgewirkt. Das Haupthindernis der Verwirklichung der Freiheit völkischen Aufbaues im Gegensatze zur Freiheit der allseitigen Verneinung und des möglichst schrankenlosen Abbaues bestandener Gemeinschaftsgestaltungen wurde bereits angedeutet.

Wohl hatte ja auch diese letztere, die sog. liberale Freiheit, die im wesentlichen auf die Ideale der französischen Revolution zurückgeht, ihre zeitgeschichtlich begründete Aufgabe. Sie war der Hauptsache nach reinigender Natur.

Viel alten Schutt hatte die Revolution namentlich in Frankreich wegzuräumen, wobei es galt, überlebte gesellschaftlich-staatliche Erbstücke aus der Zeit der Herrschaft einer ursprünglich rassewertig gewesenen Kulturgründerschichte zu beseitigen, um für Neubauten Platz zu gewinnen. Jene alte Herrscherschichte war längst durch Vermischung, Herunterzüchtung und Entartung von ihrer einstigen Rassenhöhe herabgestiegen und in die Niederung menschlichen Massenunwertes gesunken. Sie war daher reif, die ihr einst von Natur, d. i. durch überragenden Rassenvorzug zugefallene, aber nun nicht mehr gebührende Herrschaft zu verlieren. Gleichwohl führte sie dieselbe auf Grund von künstlich befestigten und daher inhaltlich unberechtigten Kastenprivilegien fort. Mit solchen zur Ruine ehemaliger

Herrschaftsberechtigung gewordenen Sondervorrechten, wo und soweit sie eben inhaltlich nicht mehr begründet waren, — in allen europäischen Kulturstaaten mehr oder minder gewaltsam zu brechen, war im wesentlichen die Aufgabe der gesellschaftspolitischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts.

Da hatte denn auch der Liberalismus seine Zeit und seine unleugbar geschichtlich berechtigten Aufgaben. Sie liegen im Geltungsbereiche der Persönlichkeitsrechte, die bis auf die englische Magna Charta zurückgehend, im Frankreich des 18. Jahrhunderts zu den rein verneinenden, alle Gesellschaftsgliederung in Auflösung versetzenden Revolutionsidealen äußerst- und überentwickelt und zuletzt vom neuestzeitlichen Liberalismus noch auf das wirtschaftliche Schaffensgebiet übertragen wurden, wo sie am wenigsten taugen und auch bald den greifbarsten Schaden anrichteten, indem sie hier geradewegs zur Plutokratie, zur Geldherrschaft und somit zur verwerflichsten Form aller Menschenentrechtung führen.

So gelangt der Liberalismus bei seinem Übergreifen auf das Wirtschaftsgetriebe von dem ursprünglichen Kampfe um Persönlichkeitsrechte ausgehend auf einem ganz unausweichlichen Entwicklungswege zum schnurgeraden Gegenpole seines Ausgangspunktes: zur Unterjochung aller menschlichen Innen- durch die rein dinglichen Außenwerte, nachdem sich die persönliche Freiheit zur schrankenlosesten und möglichst allseitigen Ausbeutung menschlicher gleichwie dinglicher Werte längst als das eigentliche Hochziel aller liberalen Wirtschaftsordnungen entpuppt hat.

Die europäischen Weststaaten und am allermeisten der große nordamerikanische Handels- und Industrie-Freistaat sind dieser eben gekennzeichneten Umkehrung aller wahren Kulturwerte, die immer allein auf inneren Menschenwerten beruhen können, in ihr schnurgerades Gegenteil bereits unrettbar verfallen. Das ist ihr eigentlicher Kulturgegensatz zum deutschen Volke, der alle ihre Vernichtungsabsichten im gegenwärtigen Völkerkriege gebären mußte. Das deutsche Kulturvolk allein ist heute infolge der Abschließung Mitteleuropas vom Verkehre der Weltreiche in die vielleicht nie wiederkehrende Schicksalslage versetzt, einem gleichen Niedergange zu entrinnen, wenn wir nämlich imstande sein werden, die wirtschaftlichen Grundlehren des großen Krieges bei uns zu verwirklichen, uns dauernd der allgemeinen weltwirtschaftlichen Anarchie zu entwinden und zu einer völkischen Organisation unseres Wirtschaftslebens zu gelangen, wie es eine solche bisher in der Welt noch gar nicht gibt.

Nach der Vollendung der Abräumungsarbeiten des 19. Jahrhunderts steht unser Jahrhundert überhaupt auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens vor der weit größeren und schwierigeren Aufgabe des organisatorischen Neuaufbaues.

Die Hauptgrundlage dieses Aufbaues ist durch die Reichsgründung bereits gelegt. Es ist das die zum weitaus größten Teile gelungene Staatsgründung auf vereinheitlicht völkischen Grundmauern.

Wie jede lebendige Gestaltung nur auf einheitlich zusammengefaßter Unter- und Übereinanderordnung bei gleichzeitiger In- und Miteinanderwirkung ungleich gearteter Teile — auch Organe genannt — beruht, so gilt es nun auch im Inneren unseres noch ungestalteten und erst in den Anfängen jugendlicher Entwicklung begriffenen völkischen Gesellschaftskörpers die notwendigen Organbildungen anzusetzen und zu fördern. Das von innen gestaltende Bildungsprinzip ist in dem völkischen Gedanken gegeben. An ihm nur kann die Bildungsmöglichkeit und -notwendigkeit aller erforderlichen Organe des völkischen Gesellschaftskörpers ermessen werden. Er nur weist ihnen auch ihre Wirkensrichtung an. Insbesondere die Herauszucht und Auslese einer berufenen Führerschichte aus der immer und überall in sich ungleichartigen und ungezügelten Volksmasse kann nur unter dem Gesichtswinkel ihrer völkischen Wertung erfolgen, inwiefern Führer, Herrscher und Schicksalslenker nämlich dem völkischen Ideale nahekommen, inwieweit sie in sich und durch ihr Wirken die leitenden Tugenden unseres Volkstums verkörpern und zur Höchstentfaltung zu bringen vermögen. Nur wer dem völkisch-deutschen Geistes- und Charakterideale am nächsten kommt, kann fürder teilhaben an der zukunftweisenden Lenkung unserer gesamtvölkischen Geschicke. Dieses Ideal ist der alleinige Wertmesser, welcher an alle Begabungen in unserem Volke zu legen ist, mit welchem diese in ihren natürlichen Abstufungen zu messen und demgemäß für unser Volkstum nutzbar zu machen sind. Dieses Ideal ist es zugleich, nach welchem fortan die positive Auslese und Züchtung der Aristoi, das ist der Besten des Volkes, einzig und allein zu treffen ist, als welchen dann die Schicksalslenkung und Zukunftsweisung unseres Gesamtvolkes von Natur aus gebührt: all Gottesgnadentum selbst hat ja niemals einen andern Sinn gehabt als den, daß Herrscherbegabung mit der Geburt, also von Natur aus, verliehen und vererbt werden kann. Niemals gab es in der Tat Herrscher, die den Rechtstitel und die Berufung zum Herrscheramte aus Gottes Gnaden begründen und herleiten durften, wenn sie in ihr Herrscheramt nicht schon geboren waren und es also ererbt hatten.

Der erste Schritt, welcher die völkische Neuschöpfung einzuleiten hat, ist der endgültige Übergang von der individualistischen, d. i. einzelsüchtigen Verneinung der Gesamtheitsrechte, sowie der bedingungslosen Verbindlichkeit der Pflichten des Einzelnen gegenüber der Volksgesamtheit zu deren unbedingter Bejahung, — ein Grundsatz, den bekanntlich gerade das liberale Wirtschaftssystem am wenigsten anerkennt.

Der deutsche Ständestaat des Mittelalters kannte und tätigte dieses Pflichtbewußtsein des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit bereits auf den meisten Gebieten namentlich seiner gesellschaftlichen und Wirtschafts-Gliederung. Dieser Ständestaat war bekanntlich kein Chaos atomisierter Teile, wie es der liberale Wirtschaftsstaat, gegründet wesentlich auf die Eigensucht des Einzelnen, nahezu bereits geworden ist. Jener Ständestaat

war eine in seiner besonderen Art organisch entwickelte Gesellschaftsgestaltung, in welcher jeder Einzelne auf seinem Platze zum Wohle des Ganzen und erst dadurch auch seiner selbst zu wirken berufen war. Daß dieses Ideal im geschichtlich wirklichen Ständestaate des deutschen Mittelalters nirgends völlig erreicht wurde, ging auf Hemmungen der verschiedensten Art zurück, die hier um so weniger zur Erörterung stehen können, als sie nichts gegen den Wert dieses Ideales selbst verschlagen.

Auf der neugelegten völkischen Staatsgrundlage gilt es heute in neuer, unserem Zeittum angemessener Gestaltung wesentlich dieses selbe Ziel noch einmal anzustreben und der Anfang wird auf dem Wirtschaftsgebiete mit der allmählichen Verstaatlichung unseres gesamten Geld- und Kredit-wesens zu machen sein, weil nur auf diesem Wege der bereits unerträglichen Zinsknechtschaft aller arbeitenden und Werte schaffenden Volksteile beizukommen, das Hypothekenunwesen nach und nach abzuschaffen und so die völkische Wiedergewinnung des Volksbodens als tatsächliches Gesamtheitseigentum anzubahnen ist, indem der völkische Staat als Verkörperung der Volksgesamtheit zugleich einziger Grundgläubiger und Hypothekeninhaber wird. Erst aus dieser Rückgewinnung des von allen verteidigten, also auch allen zugehörenden Volksbodens kann sich auch die dauernde Daseinsmöglichkeit und -sicherung des schaffenden Volkes ergeben, für welche die Kriegszeit mit ihren notgedrungenen Maßnahmen zur Volksernährung bereits grundsätzlich wertvolle Vorarbeiten geleistet hat.

Nur so kann schließlich auch der gefährlichste aller Zersetzungskeime des ja noch immer erst im Entstehen begriffenen wirklich deutschen Volksstaates, kann die internationale Gestaltung der Sozialdemokratrie dauernd unschädlich gemacht werden.

Durch die zur Weltgeltung gelangten Grundgedanken der französischen Revolution ist der sog. dritte Stand nicht nur von gemeinschädlichen, sondern auch von solchen Betätigungsschranken natürlicher Eigensucht befreit worden, die ihm der Ständestaat zum entschiedenen Nutzen des gemeinen Wohles gezogen hatte. Dieser dritte Stand war und ist aber im wesentlichen der Stand der wirtschaftlichen Unternehmerklasse, die sich nun zum uneingeschränkt eigennützigen Ausbeutertume entwickeln konnte, welches seinerseits zum Zusammenschlusse der Ausgebeuteten im internationalen Sozialismus den eigentlichen Anlaß gab. Diese Mißgestaltung an unserem Volkskörper rückzubilden ist die allerdringendste Gegenwartsaufgabe völkisch-staatlicher Aufbauarbeit, damit das Unkraut des Internationalismus, welches diesem Nährboden entsprossen ist, nicht die Blütenansätze unserer aus Heldenblut genährten, noch so jungen völkischen Saat überwuchern und ihr Licht und Leben verwehren könne. Es ist klar, daß dabei auf die eben gekennzeichnete Grundursache des Übels, die wirtschaftliche Ausbeutungssucht aller Art von Unternehmertum wie von Arbeitertum zurückzugreifen ist, mit deren Be-

hebung erst alle die Folgeerkrankungen an unserem Volkskörper zur Ausheilung zu bringen wären.

Diese Heilung aber müssen wir unbedingt und auf alle Weise herbeiführen. Sie ist nur möglich, indem wir unser gesamtes Wirtschaftsleben statt auf den wirtschaftlichen Eigennutz endlich vielmehr auf die Gesamtbelange einstellen, weil nur dadurch auch dem wirtschaftlichen Ausbeutertume der Boden, d. i. dem Ausbeuter der Eigennutzen seines gemeingefährlichen Beginnens allmählich entzogen werden kann. Nur wenn dies einmal endgültig und ganz gelingen sollte, sind auch all die Blutopfer des großen Krieges für unseren Volksstaat und unser Volkstum nicht umsonst dargebracht worden. Es kann das aber nur gelingen, indem wir jenen Kern der staatlichen Fürsorgepflicht zum Wohle aller verwirklichen, der am ganzen Sozialismus überhaupt zu verwirklichen ist, aber auch verwirklicht werden muß: der gesicherte und dauernde *wirtschaftliche* Lebensschutz aller Staatsbürger, die arbeiten *wollen* und *können* und nicht bloß wie bisher derer, die es infolge von *Alter* oder *Unfall* nicht mehr können und auch nicht nur derer, die durch *Krankheit* oder *Kriegsbeschädigung* zeitweilig oder dauernd daran verhindert sind.

Vergangenheitslehren und Zukunftsfragen.

Einige Gedanken zur Neuorientierung der deutschen Politik in Österreich.

Alfred Otto Ritter von Terzi.

Es ist eine der wenigst erfreulichen Erscheinungen im Zollernreiche, daß über die deutsch-österreichische Frage, gewiß schon zahlenmäßig[1]) die wichtigste Frage der Zukunft des sogenannten Auslandsdeutschtums, oft verkehrte Anschauungen und Urteile geäußert werden. Man wäre nun ungerecht, wenn man diese Erscheinung nur dem vielbespöttelten deutschen Philister im Reiche und seiner geistigen Nahrung, der Presse, zu Lasten buchen würde; auch die Ostmärker haben ihr redlich Teil Schuld an der Unwissenheit über den wahren Stand der Dinge und der Ratlosig-

---

[1]) Österreich-Ungarn zählte am 31. Dezember 1910 im ganzen 51 377 Mill. Einw., davon bekannten sich 12 322 Mill. zur deutschen Umgangssprache, nämlich 9,95 Mill. in Österreich, 2,35 Mill. in Ungarn und 0,023 Mill. in Bosnien. Als rein deutsche Kronländer gelten Salzburg (99,74 v. H. D.), Oberösterreich (99,7), Niederösterreich (95,9), Vorarlberg (95,36); *Wien* ist mit 94,3 v. H. deutsch. *Gemischtsprachig* sind: Kärnten (78,6), Steiermark (70,5), Tirol (57,3), Schlesien (43,9), Böhmen (36,76), Mähren (27,6). In Ungarn sind 12,1 pCt. Deutsche. Auf der ganzen Erde zählte man nach Höniger, „Das Deutschtum im Auslande", etwa 100 851 Mill. Deutsche; sind die Deutschen unter Habsburgs Szepter auch nur 12,2 v. H. des Gesamtdeutschtums, so sind sie nicht nur kulturell-historisch, sondern *politisch*-geographisch die fürs Zollernreich wichtigsten Auslandsdeutschen.

keit der Abwehrmaßregeln. Der Mangel an nationalpolitischer Literatur bekundet sich hier eben als eine große nationale Gefahr; über das Ziel, das wir wollen, sind wir uns nun wohl alle klar: die Wohlfahrt unseres angestammten Volkstums. Über die Art und Weise der Durchführung aber sind sich die meisten im unklaren; darüber gibt uns die vorhandene Literatur[1]) Rechenschaft. Sie wird aber insbesondere für den Reichsdeutschen deshalb ungenießbar, weil ihm einfach die geistige Beschneidung im Parteisinne, der Gedankenkäfig der landläufigen, heute bestehenden und morgen vergehenden Parteien nicht zusagt und der Ekel über den Streit von Parteien in einer Lebensfrage eines ganzen Volkstums die im Reiche anzutreffende Lauheit und Teilnahmslosigkeit an den Schicksalen gerade jenes deutschen Stammes, der den Kitt des habsburgischen Bundesstaates bildet, zum nationalen Verbrechen werden läßt.

Ich sehe nun meine Aufgabe nicht darin, im Fraktionssinne oder im Interesse einzelner Stände dieses Geleitwort zur künftigen deutschen Politik zu schreiben, sondern einzig und allein von der hohe Warte der höchsten sittlichen Pflicht, der allgemeinen Erhaltung des Gesamtdeutschtums, des Herzens der ganzen Menschheit, aus. Alle anderen Rücksichten ordnen sich mir dem obersten Grundsatze der Erhaltung meines Stammvolkes unter. Ich will auch nicht in das Horn jener stoßen, die da meinen, nach dem Kriege werde eine Förderung des Deutschtums von oben eintreten. Man vergesse nicht das geschichtliche Schwergewicht von 40 Slawisierungsjahren, man vergesse nicht, daß die Nichtdeutschen allzusehr gefördert und gestärkt wurden, als daß man sie jetzt plötzlich schachmatt setzen könnte. Auch die Hoffnungen auf den „Deutschen Kehrbesen", ein beliebtes politisches Schlagwort der Jetztzeit, vermag ich nicht zu teilen. Auf eine Schwenkung der Innenpolitik kann, historisch gewertet, nur spärliche Hoffnung bestehen; die meuternden Klapkalegionäre anno 1866 wurden durch einen Ausgleich ein Jahr später belohnt, der bis jetzt Deutschösterreich ungefähr ein reichliches Dutzend Milliarden aus eigenem Sacke gekostet hat. Warum sollten die Slawen nicht ähnliches erleben. Der jetzt durch den Krieg gebotene Zustand, die scheinbare Befriedigung alter deutscher Forderungen, wie der Einheitssprache auf den Bahnen, darf nur als Provisorium aufgefaßt werden, als eine militärische Notwendigkeit. Was man drei Jahrzehnte hindurch als Hochverrat und unvereinbar mit den österreichischen Staatserfordernissen verschrie, kann nicht über Nacht „patriotisch" in dem bekannten Sinne werden. Uns Deutsche in Österreich sollte die Vergangenheit doch schon recht vorsichtig in derlei deutschnationalen Regierungsmaßregeln gemacht haben; 1809—1813 schuf man deutschnationale Begeisterung und ein Jahr später unterdrückte

---

[1]) Ich erwähne nur kurz die Arbeiten von Schufelka, Peez, Dumreicher, Scahr, Rummer, Reinwender, Nabert, Hofmann von Wellenhof, Schultheiß, Hainisch, Herkner, Hron, Rauchberg, Thorsch, Samassa, Reitterer, Schubert und Wießner sowie Patzelt.

man sie als „Jakobinismus"[1]); 1848 hißte man unter dem Zwange der Notwendigkeit das schwarz-rot-goldene Dreifarb[2]), während man hinterrücks deren Sturz vorbereitete; 1862/63 schuf man jene schwarz-rot-goldene Stimmung, die zum Frankfurter Fürstentage führte; offiziell mußten solche Fahnen ausgesteckt werden, überall spielten über höheren Auftrag die Regimentskapellen deutschnationale Lieder, aber nach einem Jahr war's mit dem schwarz-rot-goldenen Spuk aus[3]) und 1871 verbot eben dasselbe Österreich, das 1863 die deutschnationale Rolle gespielt hatte, die deutschen Siegesfeiern[4]), während sie den Slawen gestattet hatte, jeden erlogenen französischen Erfolg nach Herzenslust zu feiern. Die offizielle deutsche Stimmung der heutigen Tage kann schon morgen umschlagen; freuen wir uns, daß heute die deutsche Bevölkerung Österreichs freiwillig einen solchen nationalen Aufschwung erlebt hat, der sowohl 1870 als 1848 ganz hinter sich läßt. Und dieser günstige Boden muß beackert werden! Aber wie? Das ist eben die bange Frage. Hier heißt allerdings nicht die Frage stellen, sie beantworten. Es kommt wesentlich darauf an, wie sich einer zur österreichischen Monarchie stellt; unsere Gegner behaupten deren Unnötigkeit, wir stehen auf dem Standpunkte, daß der Bestand der Donaumonarchie auch im deutschen Interesse lag und haben uns nur die Frage zu beantworten, welche Umänderungen in der inneren Struktur den dauernden Bestand zu verbürgen vermögen. Denn darüber sind wir uns klar, daß ein alldeutscher Nationalstaat, d. h. der staatliche Zusammenschluß aller Festlandsdeutschen mit Protektoratspflicht über die Auslandsdeutschen, den gemeindeutschen Interessen nach der politischen Stellung der Gegenwart nicht entsprechen würde, wir sind andererseits aber uns auch darüber klar, daß kommende Verhältnisse ihn dringend erheischen könnten und wir darum dieses letzte Ziel nie aus den Augen verlieren dürfen. Die Hemmungen in der deutschen Nation für einen rein völkischen Einheitsstaat waren eben überaus schwere und ergaben die Notwendigkeit, im Hinblicke der geschichtlich gewordenen Verhältnisse ganz beträchtliche Teile des deutschen Volkstums außerhalb der staatlichen Einigung zu lassen, wie vor allem Deutsch-Österreich, die Deutschschweiz und die Baltenlande. Auch das allgermanische Ideal, eines auf inniger Freundschaft beruhenden Zusammenschlusses der Holländer und Vlämen, Dänen, Schweden, Norweger, zum Schutze der germanischen Edelvölker, ist noch in weite Ferne

---

[1]) Springer, Ant., Prof., Geschichte Österreichs von 1809—49, Bd. I, Leipzig 1865.

[2]) Die amtliche k. k. „Wiener Zeitung" schrieb am 30. März 1848: „Laßt uns alle wie ein Mann dastehen, laßt mit vollstem Herzen dem großen Ganzen uns anschließen und jeder Feind wird erbeben vor dem schwarzen deutschen Adler, vor dem roten Wipfel der deutschen Fahne, vor dem goldenen deutschen Schilde!"

[3]) Arm. Frhr. von Dumreicher, Aus meiner Studentenzeit, Manz, Wien 1909, S. 11.

[4]) Siehe des Verf. Aufsätze in „Die Grenzboten" über „Das deutsche Volkserwachen in Österreich" (6. Okt. 1915, S. 8) und „Konservative Monatsschrift", „Deutsches Volksbewußtsein in Österreich" (Nov. 1915, S. 98).

gerückt[1]). Bismarck gelang es, Schleswig-Holstein und den Elsaß zu gewinnen und den kleindeutschen Bundesstaat mit hohenzollerscher Spitze zu schaffen, welcher mit dem österreichisch-ungarischen Doppelstaat in Bundesverhältnis trat. Die großdeutsche Frage ist also noch immer offen und vor ihrer Lösung ist die der germanischen Gemeinbürgschaft noch kaum spruchreif. Der Krieg 1914/16 dürfte eine teilweise Lösung der großdeutschen Frage bringen, einen engen wirtschaftlichen und militärischen Zusammenhang mit Österreich und erhöhte Pflege des germanischen Kulturgüteraustausches mit den skandinavischen Nationen.

Welche Aufgaben sind da Deutschösterreich gestellt? Dies historisch und verfassungsrechtlich zu behandeln, ist mein Ziel. Da ich mich leider auf geeignete literarische Unterlagen nicht berufen kann, so muß ich hier im Grundriß die geschichtlichen Grundlagen selbst geben.

Von nächstem Belang ist die Boden- und Besiedelungsfrage, als Grundlage jeder völkischen Machtentfaltung. Die germanische Besiedelung setzt im habsburgischen Staatsgebiete bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. ein; die Bastarnen besetzen das heutige Galizien, vermischen sich aber mit Sarmaten und Jazygen und gehen darob national unter. Um 9 v. Chr. besetzen Markomannen und Quaden sowie etwas später auch die Silinger die Sudetenländer und bleiben hier bis zum 5. Jahrhunderte n. Chr. sitzen, wo sie nach Bayern auswandern und als Bajuvarier in der deutschen Geschichte fortleben. Die Donauländer besetzten seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. verschiedene Stämme, Goten, Gepiden, Heruler, Langobarden, Vandalen, Rugen und Skiren; die Nibelungensage bewahrt noch eine Reihe von Episoden aus der Völkerwanderungszeit auf, aber nicht die Hunnen, wie in der Sage, sondern der sonnige Süd sollte all diese herrlichen Germanenstämme national untergehen, im Meere des degenerierten Romanentums nur eine blutliche Auffrischung zum Schaden der Stammvölker werden lassen, während die Sudeten- und Alpenländer die slawischen Nationen der Tschechen und Wenden im 6. Jahrhundert überfluteten. Die deutsche Siedelung[2]) schritt mit der kriegerischen Eroberung einerseits und

[1]) Trotzdem möchte ich nicht versäumen im Hinblick auf die panenglischen Bekenntnisse eines Homer Lea und John Fiske, sowie im Hinblick auf die allslawische und allateinische Bewegung, die uns Germanen gemeinsam bedroht, an das schöne Buch Reimers, Ein pangermanisches Deutschland (Fr. Luckhardt, Berlin) zu erinnern. War die Einheit Deutschlands 1813 bis 1870 eine „Utopie" und ging doch in Erfüllung, so wird und muß uns die Freundschaft der Germanenstaaten schon aus politischen Gründen und biologischen Tatsachen doch einmal werden!

[2]) Das beste Schrifttum über deutsche Siedelung haben die Karpathenlande, nämlich die umfangreichen Arbeiten Raindls (Justus Perthes, Gotha, drei Bände); zur raschen Orientierung genügen Prof. Raim. Raindl, Geschichte der Deutschen in Ungarn, Ein Volksbuch, Gotha 1912 und „Das Deutschtum in Galizien. Seine geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Lage". Lemberg 1914. Für die Alpenländer sei der treffliche „Völkische Reiseführer durch Südösterreich" von Jahn, Klagenfurt 1914, empfohlen. Die Siedelungsgeschichte behandelt eingehend Nagl-Zeidler in seiner deutsch-österreichischen Literaturgeschichte

der Christianisierung andererseits erst im 7. Jahrhunderte wieder vor, so wurden Salzburg, Oberösterreich, Tirol und Vorarlberg bajuvarischer Volksboden. Die Germanisierung schritt in den folgenden Jahrhunderten in Kärnten, Steiermark, Westungarn und Niederösterreich sowie im Egerlande vorwärts, so daß man im 11. Jahrhunderte schon von einem Deutschösterreich sprechen konnte. Indes gingen in Norditalien die Langobarden verloren, sie wurden romanisiert; ihr Verlust wog schwer in der Geschichte; wer die kulturelle, ethische und materielle Überlegenheit der Norditaliener über die Südwelschen kennt, wird den ungeheuren Verlust des Deutschtums, ganz abgesehen von der fruchtbaren und schönen Poebene und der Beherrschung des Mittelmeeres, annähernd würdigen können. Dagegen ergab sich bis zum 14. Jahrhundert im Norden und Osten ein weiteres Vordringen des deutschen Elementes, besonders in den Sudeten- und Karpathenländern; an den Rändern Böhmens breitete sich zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert das deutsche Element aus und zwar in den an Bayern grenzenden Teilen bayrischen, teilweise auch fränkischen Ursprungs, in den an Sachsen liegenden Teilen sächsischen Stammes. Im 13. Jahrhundert besiedelten verschiedene Stämme Schlesien, im 14. Jahrhundert die Franken Nordmähren und die Bayern Südmähren. Auch im windischen Krain bildete sich im 14. Jahrhundert die bayrische Siedlung Gottschee, während vom 9. bis zum 13. Jahrhundert die karpathische Siedlung einsetzte; zuerst wurde Westungarn, später die Zips deutsch und im 13. Jahrhundert wanderten die Siebenbürger Sachsen, die aber fränkischen Stammes sind, ein. Die wichtigsten Mittelpunkte deutschen Lebens waren die Städte, vor allem das im 11. Jahrhundert auftauchende Wien = vienni (soviel wie Talweitung), das im 13. Jahrhundert ganz deutsche Prag (praha), Brünn (brno), Olmütz, Znaim, Reichenberg, Pilsen, Budweis, Linz, Graz (gradec), Klagenfurt, Villach, Marburg, Innsbruck, Bozen, Salzburg, Wels, Steyr usw. Eine ganze Anzahl solcher Städte war ursprünglich slawisch, wurde aber deutsch geleitet; deutsche Rechtsprechung galt bis nach Ungarn hinein. Der Gewerbefleiß der Bürger schuf eine hervorragende nationale Blüte des deutschösterreichischen Stammes, der bereits die keltischen und slawischen Überreste aufgesaugt hatte und infolge der blutlichen Mischung und der christlichen Einflüsse ein wesentlich weicherer, gemütvollerer, aber auch stammeshaften Sonderbestrebungen zugänglicherer Partikel des Deutschtums wurde. Der Hauptteil der nationalen Kraft lag im deutschen Bauerntum[1]), das von Mönchen und Rittergeschlechtern hier in Massen angesiedelt wurde. Wo das bäuerliche Hinter-

---

(Wien 1896 ff.); für die Sudetenländer neben Bretholz ist Türk (Böhmen, Mähren und Schlesien, München 1897, Lehmann) heranzuziehen. Vergl. auch Schober, Die Deutschen in Nieder-Österreich, Ober-Österreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Teschen 1881.

[1]) G. Schamberger, Die Geschichte des Bauernstandes vom Anbeginn geschichtlicher Forschungen bis auf unsere Zeit. Pram 1891.

land fehlte, da gingen die deutschen Städte verloren; Laibach und die Zips ind Beispiele. Diese riesigen Verluste datieren aber erst aus dem 19. Jahrhundert. Die vielen Kämpfe mit den Madjaren, Tschechen und Wenden tärkten zwar das deutsche Nationalgefühl[1]), doch nur in negativer Abwehr, u positiver Eindeutschung kam es schon seltener. Den ersten Rückschlag in er Siedlungsgeschichte bilden die Hussitenkriege im 15. Jahrhundert, die iel deutsches Blut kosteten und das sudetenländische Deutschtum schier zu ernichten drohten. Allein der Rückhalt am Deutschen Reiche verhinderte ie völkische Erdrosselung der Sudetendeutschen, weniger trat er bereits bei en Türkenkriegen im 16. Jahrhundert in Erscheinung, während in Böhmen as deutsche Element bereits wieder kräftigen Aufschwung nahm.

So war das Deutschtum Österreichs bereits im schönsten hoffnungsollsten Anwachsen und hatte durch die Reformation neue völkische Triebräfte erhalten, als die Gegenreformation die charakterfestesten und intellienteften Köpfe aus dem Heimatlande trieb. Der Schade, der damals em Deutschtum geschlagen wurde, konnte bis heute noch nicht gut gemacht erden, weshalb wir ein so spätes Aufflammen des Nationalgefühls in er österreichisch-deutschen Politik festzustellen haben; die rassenreinsten und ermanischst fühlenden Naturen fehlten dem deutsch-österreichischen Mischolke, das awarisches, selbst madjarisch-türkisches Blut zu dem starken Beitze keltisch-römischer und slawischer Überreste in sich aufgenommen hatte. oms Bestreben, geistig und politisch-materiell zu herrschen, brach dem terreichischen Deutschtum das Rückgrat; in den Sudetenländern kann man rekt vom Morde Hunderttausender Volksgenossen sprechen; jenes Land, öhmen, das im 14. und 15. Jahrhundert so ganz schon in der deutschen nteressensphäre lag — der hussitische Nationalismus war eben ein letztes ufbäumen gegen die eindringenden deutschen Gesittungseinflüsse — schlug der Gegenreformation dem Deutschtum die schwersten Wunden, Wunden, er die auch die rein formelle deutsche Amtssprache von 1620—1805 nicht nwegtäuschen kann. Ebenso wurde durch die Gegenreformation das dtirolische und küstenländische Deutschtum fast erdrosselt und statt der sgewanderten Deutschen wanderten welsche Venezianer ein. Ungarn ieb von der Gegenreformation verschont, die madjarische Hauptnationalıft erhalten; diesem Umstande verdanken die Magyaren die steigenden litischen Erfolge, dem reformierten Bestandteile ihre bedeutendsten Führer nationaler Machtgröße. Die reformfeindliche Richtung der Dynastie d der Kirche — von einer eigentlichen Staatshoheit kann man ja in r Frühzeit der Neuzeit noch gar nicht sprechen — hat die Protestanten hutsam den österreichischen Gemarkungen ferngehalten und noch im . und 19. Jahrhundert die Salzburger und Zillertaler Protestanten ver-

[1]) Deutschradikales Jahrbuch für 1916, „Studien zur Geschichte der Entwicklung Werdens, Wesens und Wollens des deutschen Nationalgefühls in der Ostmark". en 1916, S. 230 ff.

trieben. Eine solche Kulturpolitik konnte fortschrittliche Kräfte im österreichischen Deutschtum nur unterdrücken, zu dessen hartnäckigsten Totengräber nicht slawische Urkraft, sondern eine von dynastisch-konfessionellen Momenten irregeleitete Regierung wurde. Was Maria Theresia und Josef II. dem Deutschtum an numerisch-nationaler Stärkung in den Karpathenländern, dem Banate, in Galizien und Bukowina zuführte, wog nicht mehr in der politischen Wagschale, denn die strebende geistige Minderheit der Karpathendeutschen ging zu einem nicht gar so unbedeutsamen Anteile zu den Gegnern über und diese feilen Renegaten wurden sowohl die erbittertsten als gefährlichsten Feinde unserer Nation. Zudem lag ja kein nationaler Beweggrund zu diesen karpathendeutschen Siedelungen vor, sondern bloß dynastische Klugheit, die im Deutschtum die stärkste verbindende Klammer für einen unnatürlichen und darum zusammengebrochenen Zentralismus erblickte. Als die Deutschen in der Diaspora ihr Erzieheramt geendet, wurden sie 1867 der feindlichen madjarischen Gentry und der polnischen Schlachta hingeopfert. Dasselbe tat man unbedenklich in den Sudeten- und Alpenländern, um ja nur Österreich für das „saturierte" Deutschreich ungenießbar zu machen. Der ehemals katholisch-deutsche Kurs schlug in den slawisch-katholischen um, während die kindischen Deutschen mit der national teuer erkauften Verfassung, dem Scheinparlamentarismus, spielten und ihre nationalen Lebensnotwendigkeiten, geblendet durch scheinliberale Errungenschaften, ganz vergaßen. Ein typisches Bild für die Art österreichischer Regierungen dem Deutschtum gegenüber bietet das tragische Schicksal der bosnisch-herzegowinischen Deutschen. Bald nach der Okkupation wurden durch Minister Kallay deutsche Siedler ins Land gerufen, die heute noch in einer Stärke von etwa 8000 Köpfen in 19 Gruppen an der Drina und Save (z. B. Windhorst, Franz Josefsfeld, Schutzberg, Rudolfstal u. a.) sitzen. Um sie heranzulocken, erklärte man neben dem Serbo-Kroatischen auch das Deutsche zur amtlichen äußeren Dienstsprache. Die Siedler machten das Land durch deutschen Fleiß und Arbeitsgeist erst urbar, erschlossen es dem Verkehre, die deutschen Beamten brachten die verrottete Verwaltung in Ordnung, dafür wurden die Deutschen aber später politisch rechtlos gemacht, ihre loyalen Bitten wenigstens um eine Landtagsstimme, um Wegbauten und Schulen barsch abgewiesen und die Politik zugunsten jener gesteuert, deren österreichische Interessen sich im Thronfolgermorde widerspiegelten! Die Deutschen Österreichs, denen eben nur die rassische Hegemonie des lutherischen Germanentums fehlt, sind nicht loszusprechen von Mitschuld, sie haben 1867 die dortigen Deutschen schutzlos den Gewalthabern jenseits der Leitha ausgeliefert ohne jede Schutzgarantien, sie haben jenen famosen Gleichberechtigungsparagraphen Ungleicher in einer Stupidität sondersgleichen geschaffen und anerkannt, sie haben mit wenigen Ausnahmen die Stremayrschen Sprachenverordnungen und das Taaffesche Regiment ertragen und erst im Badenijahr national begreifen

lernt, während ihnen die Nichtdeutschen um Jahrhunderte an National-
wußtsein voraus waren. Der Umschwung im deutschfeindlichen Sinne
gann in den sechziger Jahren sowohl in den tschechischen, polnischen,
adjarischen und windischen Gebieten und anfangs der achtziger Jahre
achten sich dessen Früchte in einer beispiellosen Verdrängung der Deutschen
uf dem Schul- und Wirtschaftsgebiete bemerkbar; zur Abwehr entstanden
e sogenannten Schutzvereine, die natürlich den Rückgang nicht aufhalten,
ndern nur „bremsen" konnten. In der Erkenntnis, daß die Abwehr
ben dem Angriffe einhergehen müsse, nahm besonders die Grazer Süd-
ark unter Einfluß des Gutsbesitzers Fraiß nach dem Vorbilde des
eußischen Ostmarkenvereins eine entschiedene Siedelungspolitik auf, die
der über Roms Einflußnahme beträchtlich eingeschränkt wurde; 1911
ernahm die Grazer „Heimstatt" die Siedelung Deutscher und zwar
angelischer Bauern, die sich bei dem großen Einflusse des slawischen
erus widerstandsfähiger erwiesen als die katholischen. So dienen die
tional entschiedenen Ostmärker dem großen Bismarckgedanken, indem
den Weg zur Adria und nach Triest, der Spitze des deutschen Schwertes,
i halten.

Das ist in großen Zügen der Werdegang der deutschen Siedelung in
terreich; nur durch ihre Fortdauer kann der völkische Verfall verhindert
rden; schon der große Lagarde[1]) hat den Gedanken geboren, daß jede
swanderung im Deutschen Reiche bewußt nach Österreich geleitet werden
lte; solche Siedelung zu ermöglichen, muß das Hauptziel der wirklich
utsch denkenden Österreicher jetzt nach dem großen Kriege neben einer
iegenen Tüchtigkeits- und wirtschaftlich einheitlichen Politik sein, denn
nn je, so gilt jetzt Schillers Dichterwort:

> Der Augenblick ist da, wo du die Summe
> Der großen Lebensrechnung ziehen sollst;
> Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
> Glück winken die Planeten dir herunter
> Und rufen: es ist an der Zeit.

Die banal klingende Wahrheit darf nicht übersehen werden; die Grund-
e jeder kräftig-positiven Nationalpolitik ist die Mehrung deutschen
sitzstandes, die germanische Siedelung.

Zu den größten Versäumnissen der Ostmärker gehört die entschiedene
ätigung der Kulturgemeinschaft, der Geisteseinheit; auch wer dem
itischen Alldeutschtum, dessen Forderung der alldeutsche Nationalstaat
und bleiben muß, aus diesen oder jenen triftigen Gründen abhold ist,
n und muß die praktische Kulturgemeinschaft im idealen Wortsinne
gen und erweitern. Betätigung der Geisteseinheit ist lebendiges National-
ühl und dieses wachzurufen, ist edelste Aufgabe der Schutzvereine, deren

[1]) Deutsche Schriften, Dieterich, Göttingen; vergl. auch deutscher Glaube, deutsches
rland, deutsche Bildung. Diederichs, Jena.

Wirken solange nur in Brosamen in Erscheinung tritt, die vom reich-
gedeckten Tische eines lebendigen Nationalismus abfallen, als sich nich
alle Schutzvereine zusammentun, und in Millionen von billigen Flug-
schriften dem einfachen Volke das Wesen des Nationalismus[1]) und di
Unsinnigkeit des Internationalismus[2]), sowie den unberechenbaren Schaden
der bereits durch Mangel an Teilnahme für völkische Belange jeden
einzelnen Deutschen zugefügt wurde und noch wird, erklären. Welc
prächtiger Anhalt ergibt sich hierbei, um die deutschen Neigungen de
deutsch-österreichischen Jugend, die sich jetzt nur im Tragen der preußische
Pickelhauben und im Singen der deutschen Nationalhymne kundgibt, au
mehr innerliche Bahnen zu leiten; da sollten die Schutzvereine durch Flug
schriften wirken, worin die Not des Auslanddeutschtums, die Feindschaf
der Nationen gegen das Deutschtum geschildert, eine ausführliche Begründun
der Berechtigung deutschen Volksstolzes durch Hinweis, wie alles Groß-
von Germanen stammt, gegeben und durch billige Ausgaben der Helden
und Volkssagen, Pflege der Volkslieder und deutscher Musik genährt wird
Das ist heute die wichtigste Arbeit, die der Krieg nicht lähmt, sonder
fordert. Um die besten und populärsten Werke über Nationalismus z
erhalten, würde sich die Widmung von Preisen für jene Schriftstelle
empfehlen, die die drei besten und dem Volke verständlichsten Katechisme
schrieben, mit Preisen von 10000, 5000 und 2000 K. zu prämiieren
denn diese Arbeit ist eine gewaltige Denkerarbeit, die Jahr
tiefsten Nachdenkens und eingehendster volkspsychologische
ethnographischer, geschichtlicher und wirtschaftlicher Studien be
darf; im Interesse der Sache muß vor stümperhaftem Phrase
gedresche gewarnt werden; darum muß aber auch der, der si
mit solchen ungeheuren Wissenschaftskomplexen vertraut mac
und nur den Studien lebt, materiell sichergestellt sein[3]); weite

---

[1]) Gute Anfänge liegen bereits vor: Harpf, Adolf, Dr., Der völkische Kampf d Ostmarkdeutschen, 1905, sowie „Der völkische Gedanke, Das aristokratische Prinzip“, 19 und Dr. Adolf Huber, „Der Glaube an unser Volk, nationale Briefe aus Deutsch-Österreich Linz 1901, österreichische Verlagsanstalt, desgl. die Arbeit von Dr. Vinz. Wießner, d beste dieser Art ist vergriffen. Das Buch wurde verramscht und verfiel der sprichwörtli österreichischen Vergessenheit. M. R. von Stern hat die Huberschen Aufsätze in de gesammelten Werken Adolf Hubers (Lit. Bulletin, Stein, Leipzig 1909) verdienstlicherwei der Vergessenheit entrissen. Auch die Haiserschen Aufsätze sind glänzende Einführungen den deutschen Volksgedanken, alle viel zu wenig beachtet!

[2]) Sein geistiger Hauptvertreter ist zurzeit Alfred Fried: Internationalismus u Patriotismus (Leipzig 1908) und das internationale Leben der Gegenwart (Leipzig 190

[3]) Hierin sind wir bis nun noch ganz im Argen, denn die fast ausschließli amtlich beeinflußte österreichische Presse, die den großösterreichischen Zentralismus vertri verwischt ganz und gar völkisches Eigengefühl, als dürfte dieser gar keine politische Realit besitzen. In der Dichtkunst hat sich der Nationalismus durchgerungen, im Roman hab wir Anfänge; R. H. Bartsch, Müller-Gultenbrunn, Hohlbaum und Hladey schufen berei völkische Romane.

vird ein Amt eingerichtet werden müssen, das die ganze Literatur über ;en Nationalismus und seinen Gegner ausforscht und sammelt, das schön- geistige Werke, die den Nationalismus zu verbreiten geeignet sind, prämiiert ınd aufkauft, weiters ein amtliches Büro, das die Zeitungen mit Material ıationalen Inhaltes versorgt und in den kleinsten Orten seine Mitarbeiter)at. Zu diesem Zwecke müßten einmal eine halbe Million Kronen auf- jebracht werden und zwar von den Schutzvereinen, denn eine Sammlung)on Mann zu Mann würde die Sache auf die lange Bank schieben und chließlich würde sie im Sande verlaufen. Pflege der geistigen National- inheit, das ist die zweitnächste praktisch-politische Forderung des deutschen Nationalgedankens in Österreich. Über die Frage der wirtschaftlichen Vertiefung der Beziehungen hüben und drüben ist schon viel geschrieben ınd noch mehr gesprochen worden. Es wäre nun endlich an der Zeit er Tat; doch dürfen wir Deutschvölkische uns nicht verhehlen, daß einige ehr mächtige Faktoren fort und fort die wirtschaftlichen Einigungsbestrebungen ınterhöhlen, trotzdem sogar Bismarck die Zolleinigung sehr wünschenswert and und einerseits die deutsche Landwirtschaft in Österreich, die sudeten- ;ebirgische Web- und Wollindustrie zweifellos gewinnen, anderseits Deutsch- and in seiner wirtschaftlichen Ausbreitung im Orient gekräftigt würde.)offen wir, daß die Frage aus dem Stadium des meist recht langen Studiums", der Broschürenschreiberei und des leidigen Enquetenwesens erauskommt! Der Widerwille gegen die zollpolitische Einigung kann unab- ehbare Folgen haben.

In nationalpolitischer Hinsicht gehen bekanntlich die Ansichten der)eutschen Österreichs recht weit auseinander; die nationalstaatliche Unab- ängigkeitspartei, die Alldeutschen, Schönererscher Färbung wünschen aatsrechtlichen Einschluß Deutschösterreichs ins Zollernreich unter Auflösung es Habsburgerstaates[1]); die völkisch gemäßigte Mehrheit aber ist Anhängerin icht nur des völkerrechtlichen Zweibundes, sondern auch seiner Ver- iefung nach jeder, besonders wirtschaftlicher Richtung hin; wie sich die ukunft des Bundes gestalten wird, ist noch dunkel; sie hängt wesentlich avon ab, welche Bündnismöglichkeiten das Reich hat und wie sich die ıkünftigen Regierungen gegenüber dem Deutschtum zu orientieren gedenken. weifellos ist der der beste österreichische „Patriot", der wünscht, daß die erläßlichsten und tüchtigsten Elemente den Staat beherrschen und nicht lche, die den Staat aus einer Krise in die andere treiben und im ge- ebenen Falle der Erweisung der Vaterlandstreue den Staat im Stiche ıssen. Es ist nun die Frage, ob die wirtschaftliche, geistige und militärische üchtigkeit der Deutschen, die sich in diesem Kriege zweifelsfrei erwiesen at, zur Hegemonie berufen wird. Es ist dies mindestens ebensosehr eine aatliche Lebensfrage als eine deutschnationale Forderung. Die deutsch-

[2]) Vikt. Lischka, Deutsch-Österreich unter slawischer Herrschaft, Berlin 1912, vergl. ıch Munins Flugschrift.

nationale Bewegung ist eine aristokratische, d. h. sie will die Herrschaf der Besten. Ein Volk, das bei 35 % Bevölkerungsanteil 68 % direkte un über 80 % indirekte Steuern aufzubringen vermag, ein Volk, das einzi aktiv ist, während die anderen nicht einmal ihren Beamtenapparat zu be solden vermögen, ein Volk, das 43 % Friedensheeresangehörige stell während die anderen weit unter der Bevölkerungsquote beim Heere dienen ein Volk, das die finanzielle Riesenlast dieses Krieges mit ca. 80 % au seine Schultern genommen hat und nicht nur das, dessen Wehrmänner sic als die zuverlässigsten und tapfersten gezeigt haben und aus dessen Stamm die befähigtesten Offiziere erwuchsen, hat ein Anrecht auf Führung de Schwächeren; wer dies verkennt, schädigt bewußt den Staat. Das ganz Leben fordert gebieterisch, daß dem Tüchtigsten die größten Rechte zu gemessen werden, denen eben auch die größten Pflichten gegenüberstehe Daher ist und bleibt Forderung nach dem Kriege: genaue statistisch Feststellung der Leistungen der Einzelvölker in diesem Krieg und Einrichtung der gesamtstaatlichen Politik nach deren Er gebnissen. In der ganzen Welt gibt es nicht das Verhältnis, daß ei freies, unbezwungenes Volk, der freie Tüchtige vom Untüchtigen, Minde wertigen beherrscht werde. Es würde auch kein Volk so niederträchtig blöd sein. Man stelle sich nur vor: A. ist ein vermögender, arbeitsame pflichteifriger Mann und müßte seine faulen, ihm feindlichen, verschwendende Brüder erhalten! Das ist gegen jedes Recht, ein Faustschlag gegen de Gotteswillen und ein unerträglicher Eingriff in die Weltordnung. Daru verlangen wir Deutsche: jedes Volk bezahlt aus eigenem Säckel seine Bedür nisse und Beamten und wird in dem Maße zur Leitung des Gesamtstaa herangezogen, als Steuerleistung und Kulturhöhe dazu berechtigen. Je andere Form ist himmelschreiendes Unrecht. Dadurch ergibt sich klar d Stellung der Deutschen in Österreich zum Zentralismus und zum Föderalismu Eine Anerkennung der Provinzialautonomie hieße in gemischtsprachig Ländern die Deutschen preisgeben, eine Nationalautonomie im Sin Renners, Popovicis oder Charmatz würde die Lockerung des Staatsgefüg bedeuten und kaum die deutschen Steuerleistungen dem Eigenvolke in de Maß zugute kommen lassen, wie es nötig wäre. Der Hauptteil d Heeresauslagen verbliebe dennoch den Deutschen weitaus über den B völkerungsschlüssel hinaus. Ungarn verhält sich der Autonomie feindli gegenüber und das Experiment bliebe Österreich vorbehalten, das dann e Illyrien, ein Trento, ein Polen und die Erfüllung des tschechisch Staatsrechtstraumes und ein eingezwängtes „Deutsch-Österreich" hätte.

Die nationale Frage ist aber dadurch noch nicht erschöpft; sie erforde ja auch Selbsterhaltung. Daß diese Selbsterhaltung möglichst nach de Zweckmäßigkeitsgesetz eingerichtet sein soll, versteht sich wohl von selb somit hat der Staat rassenhygienischen Fragen sein Augenmerk zuzuwende er braucht gesunde wehrfähige Männer und gebärfreudige Frauen; Männ

die nicht vollwertig zeugen können, sind von dem Zeugungsrechte, von diesem wirklich gerechten Privileg der Starken, auszuschließen, ebenso gebärfähige Frauen von jenen Berufen, die die Schwangerschaft beeinträchtigen und schädigen. Die Ehe sei das Fundament der Nation, nicht der regellose Beischlaf, den jeder Köter vollziehen darf! Die Erziehung der Kinder sei in erster Linie auf geistige und leibliche Wehrfähigkeit und Tüchtigkeit eingestellt; damit erledigt sich auch die Nahrungsfrage; wirklich notwendige Lebensmittel müssen steuerfrei sein und deren Verteilung vom Staate nach dem Maße der Notwendigkeit geregelt werden. Jeder Luxus, auch der des Essens, Trinkens und Rauchens ist dagegen scharf zu besteuern. Im sozialen Leben muß wieder die Tüchtigkeit zu Ehren gebracht und jeder Protektionismus und das übermäßige Trinkgelderwesen beseitigt werden. Die Arbeit ist nach dem Prinzipe der aufgewendeten Mühe und deren wirklicher Kulturbedeutung zu entlohnen. Die kommenden Fragen sind wohl die Rassen-, Frauen-, soziale und religiös-ethische Frage; in dieser letzteren wäre scharf darauf zu sehen, daß den sittlichen Momenten vor den dogmatischen der Vorzug gegeben, der Mißbrauch der Religion zu nicht religiösen machtpolitischen Zwecken aufgehoben und jede konfessionelle Gehässigkeit schärfstens bestraft werde. Es wäre demnach schon in der Schule auf die gemeinsamen sittlichen Anschauungen stets hinzuweisen und besonders das ideale, antimaterialistische Christentum zu betonen.

Die Schule steckt noch in dem tiefsten Mittelalter; es sollte darin der Stolz auf eigene Art, der Unterschied von den andern Völkern, das Verständnis staatlicher Erfordernisse und Kenntnis der Volkswirtschaft gelehrt, die körperliche Ertüchtigung ernstlich in Angriff genommen werden durch zweckmäßige Übungen, durch Vorträge über die Rauschgifte, das Geschlechtsleben, Gesundheitslehre und Ernährung. Dann wird unser Volk blühen, dann wird es sich entwickeln zum tüchtigsten in dieser Welt und darum zum Herrn.

Schöne Ansätze sind schon da; aus dem Beratungszimmer und dem phantasiegeschwängerten Grunde leicht verhallender Reden und rasch vergessener Aufsätze lösen sich schon die ersten Früchte, die Hoffnungen der wirklichen, aber nicht bezahlten Volksfreunde scheinen sich zu erfüllen, denn immer mehr leuchtet das helle Morgenrot des deutschen Gedankens über Österreichs naturgesegnete Fluren und wenn es endlich tagt, dann gebe Gott die richtigen Männer zur richtigen Stelle, damit alle Unbill ausgelöscht werde. Nur in diesem Sinne wird Österreich bestehen; man hat die Früchte einer künstlichen Aufpäpelungspolitik erkannt und wird hoffentlich darnach handeln.

Heereskrankheiten und Kriegsseuchen.

Dr. med. Strünckmann, Sanatorium Stolzenberg.

Motto: „Das befruchtende und korrigierende Element der Statistik ist die Öffentlichkeit." (Zeitschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus.)

In den ersten Monaten des Weltkrieges wurden in Berlin vom Zentralkomité für das Ärztliche Fortbildungswesen in Preußen drei Kurse veranstaltet. An dem ersten Kursus (über Organisation des Sanitätswesens und über die Grundprinzipien der chirurgischen und Seuchenbehandlung) nahmen nicht weniger als 1100 Ärzte teil. Über Kriegschirurgie unterrichtete der nächste Kursus.

Mit den Kriegsseuchen beschäftigte sich der dritte Kursus (siehe Seuchenbekämpfung im Kriege, zehn Vorträge, Jena, Verlag Fischer, 1915). In diesem Kursus sprach der Ministerialdirektor im Ministerium des Innern, Herr Wirkl. Geh. Ober-Mediz.-Rat Prof. Dr. Kirchner über „Verhütung und Bekämpfung von Kriegsseuchen". Dieser Vortrag, gehalten von einem Manne, der, wie er selbst sagt, an verantwortungsvoller Stelle steht, ist glänzend der äußeren Form nach und muß auf Laien und junge Ärzte verführerisch wirken. Wie steht es aber mit seinem Inhalt?

„1870/71 wußten wir (so heißt es gegen Schluß des Vortrags, S. 55) von Seuchen noch außerordentlich wenig; wir wußten nicht, wie wir sie verhindern sollten, und trotzdem haben wir damals den glänzenden Erfolg gehabt, daß zum ersten (!) Male in der Kriegsgeschichte weniger Soldaten an übertragbaren Krankheiten gestorben sind als an Wunden."

Die Kriegsgeschichte in ihrer großen Nüchternheit berichtet jedoch folgendes:

An der ägyptischen Expedition unter Bonaparte und Kleber nahmen etwa 30000 Mann teil. Von diesen starben durch feindliche Waffen 4758 Mann, an Krankheiten nur 4157 Mann.

Ferner dauerte der ägyptische Feldzug etwa drei Jahre, während für den Krieg 1870/71 höchstens zwölf Monate in Anrechnung gebracht werden können. Schließlich hatten Bonaparte und Kleber im ungünstigsten Klima zu kämpfen (die Kriegsgeißel Pest forderte allein 1689 Mann!).

Ohne Zweifel ist dieser außerordentlich günstige Gesundheitszustand der Truppen im ägytischen Feldzuge vor allem dem Genie Napoleons und seinen hygienischen Maßnahmen zu danken, daneben der rastlosen Fürsorge Desgenette's (médecin en chef de l'armée d'Orient). Denn beispielsweise hatten die Franzosen im Krimkriege ganz andere Verluste, obwohl die Zeitdauer dieser Expedition mit 28 Monaten geringer war. Die Kopfstärke der Franzosen im Krimkriege betrug 309268 Mann. Von dieser starben infolge des Feldzuges 25 pCt. = 77446 Mann. Auf den Tod durch die Waffen entfallen 18173 Mann, auf den Tod durch Krankheiten 59273 Mann. Unter 100 Franzosen fielen auf dem Schlachtfelde oder

starben infolge der Verwundung nur sechs Mann, dagegen wurden von Krankheiten hinweggerafft 19 vom 100 (namentlich waren es Pocken, Flecktyphus und Cholera, denen so viele Franzosen zum Opfer fielen)[1].

Auch im Kriege gegen Dänemark im Jahre 1864 ist der Verlust durch Krankheiten viel geringer als die Einbuße durch Waffengewalt: Auf preußischer Seite starben auf dem Schlachtfelde 422 Mann, infolge der Verwundung 316 Mann, infolge von Krankheiten nur 310 Mann, Summa 1048 Mann.

In diesem Feldzuge, der allerdings nur neun Monate dauerte, macht also der Verlust durch Krankheiten nur 29,6 pCt. des Gesamtverlustes aus. Er ist noch um 4,9 pCt. geringer als 1870/71, wo auf deutscher Seite der Tod durch Krankheiten 34,5 pCt. des Gesamtverlustes beträgt. Auf die Kopfstärke (63500) berechnet, macht der Gesamtverlust bei den Preußen im Jahre 1864 nur 1,7 pCt. aus, während 1870/71 der deutsche Gesamtverlust, auf die Kopfstärke berechnet, dreimal größer war.

In gleicher Weise meldet die Kriegsgeschichte von den Dänen, im Gegensatz zu Herrn Ministerialdirektor Kirchner, daß 1864 weniger Soldaten an übertragbaren Krankheiten gestorben sind als an Wunden. Es fielen auf dem Schlachtfeld oder erlagen der Verwundung: 1446, Krankheiten fielen zum Opfer 820, Summa 2266 Mann.

Der Verlust durch Krankheiten machte bei den Dänen 36,3 pCt. des Gesamtverlustes aus, entspricht also dem preußischen Verlust von 29,6 pCt. im Jahre 1864 und dem deutschen Verlust von 34,5 pCt. im Kriege 1870/71. Dagegen auf die Kopfstärke berechnet, ist der Gesamtverlust bei den Dänen (4,2 pCt.) bedeutend größer als bei den Preußen (1,7 pCt.). Er bleibt nur um etwa 1 pCt. zurück gegenüber dem deutschen Gesamtverlust im deutsch-französischen Kriege (5,3 pCt.).

Im preußisch-österreichischen Kriege beträgt bei den Preußen die Kopfstärke 280000 Mann, davon starben insgesamt 9227 Mann = 3,3 pCt. der Iststärke. Im einzelnen erfolgte der Tod durch Waffen bei 4008 Mann,

[1]) Als Gegenstück folge noch das Beispiel einer englischen Expedition im Orient. Bei dem Feldzuge Englands gegen Birma im Jahre 1824 hatte das 8000 Mann starke Heer nur 211 Verwundete aufzuweisen; dagegen fielen 4000 Mann (also die Hälfte!) Krankheiten zum Opfer, es waren eben gegenüber dem Klima gar keine Vorbereitungen getroffen worden! Auch dieses Beispiel zeigt wieder, daß man die hygienische Fürsorge Napoleons und die sanitären Maßnahmen Desgenette's im ägyptischen Feldzuge nicht hoch genug einschätzen kann.

Noch bei Beginn des Krimkrieges gehen die Engländer in sanitärer Hinsicht völlig unvorbereitet in den Krieg. Vor Sebastopol müssen sie teueres Lehrgeld bezahlen. Auf einen Mann, den sie durch Waffen verlieren, kommen vier, die Krankheiten zum Opfer fallen. Seit dem Krimkriege setzt dann, wie wir später noch sehen werden, im Militärsanitätsdienste die Besserung ein. So ist z. B. im englischen Feldzuge gegen die Kaffern im Jahre 1878/79 das Verhältnis vom Tod durch Waffen zum Tod durch andere Ursachen nur noch 1 : 0,4. Seit dem Krimkriege ist also ein Fortschritt um das Zehnfache zu verzeichnen, aber wohlgemerkt, noch vor der Zeit der Bakteriologie.

durch Krankheiten bei 5219 Mann. Also 1866 macht auf preußischer Seite die Einbuße durch Todesfälle infolge von Krankheiten 56 pCt. des Gesamtverlustes aus. Im wesentlichen ist dieser Verlust auf die Verheerungen durch die Cholera in Böhmen zurückzuführen. Ohne Cholera wären auch 1866 die Todesfälle durch Krankheiten hinter denen durch Wunden zurückgeblieben.

Im Gegensatz zu den Preußen ist im Jahre 1866 (nach Frölich) die Sterblichkeit infolge von Krankheiten bei den Sachsen nicht größer als 1864 bei den preußischen Truppen. Auch bei den Österreichern ist die Sterblichkeitsziffer infolge Tod durch Krankheiten geringer als bei den Preußen. Im einzelnen stellt Frölich folgende Vergleichszahlen auf: Tod durch Waffen im Verhältnis zu Tod durch andere Ursachen (also vorwiegend Krankheiten) beträgt 1866: bei den Preußen 1 : 1,4, bei den Österreichern 1 : 1,1 und bei den Sachsen nur 1 : 0,4.

Wie kann man bei solchen Zahlen an verantwortungsvoller Stelle die Behauptung aufstellen, daß wir 1870/71 den glänzenden Erfolg gehabt hätten, zum erstenmal in der Kriegsgeschichte weniger Soldaten an Krankheiten und Kriegsseuchen zu verlieren als an Wunden? Solche glänzende Aufmachungen wollen wir in Zukunft doch den Italienern und anderen romanischen Völkern überlassen — falls wirklich am deutschen Wesen die Welt genesen soll.

Als 1870/71 weder die bislang gefürchtetste der Kriegsseuchen, der Flecktyphus, noch die Cholera auftraten, die ja vier Jahre zuvor so verheerend unter den preußischen Truppen in Böhmen gewütet hatte, da sank sofort wieder die Sterblichkeit im preußischen bezw. im deutschen Heere. Auf die Durchschnittskopfstärke (815000 Mann) berechnet, beträgt im deutsch-französischen Kriege der Gesamtverlust 5,3 pCt.; auf alle Mobilgemachten berechnet, ist der Prozentsatz etwa 3,8 pCt. (es überschritten die französischen Grenzen insgesamt 33101 Offiziere und 1113254 Mann).

Im einzelnen starben auf dem Schlachtfelde 17255 Mann, später an der Verwundung 11023 Mann, infolge Krankheiten 14904 Mann, insgesamt 43182 Mann.

Unter 100 deutschen Toten fallen also 65 den Waffen und 35 den Krankheiten zum Opfer. Von den Krankheiten waren etwa $^4/_5$ (= 78 pCt.) Kriegsseuchen. Es starben an Unterleibstyphus 8904 Mann[1]), an Ruhr 2405 Mann, an Pocken 297 Mann, insgesamt 11606 Mann.

Der Typhus, der insbesondere um Metz stark wütete, forderte 1870/71 unter unseren Truppen allein 1,1 pCt. der durchschnittlichen Heeresstärke. Unter den Franzosen, die in deutsche Gefangenschaft geraten waren, war der Prozentsatz etwas günstiger. Von etwa 370000—380000 Gefangenen wurden Beute des Typhus 3835 Mann (= ungefähr 1 pCt.). Dagegen

[1]) Nach Kirchner beträgt der Verlust an Typhus 8789 Mann.

war die Sterblichkeit infolge von Krankheiten unter den gefangenen Franzosen mehr als doppelt so groß als bei den deutschen Truppen. Erstere betrug fast 4 pCt., letztere nur 1,8 pCt.

Die Zahl der Erkrankungen war bei den Gefangenen mit 44 pCt. geringer als bei den deutschen Truppen, welche eine Krankenziffer von insgesamt 59 pCt. aufwiesen. Jedoch starben von den Erkrankten bei den Franzosen fast 9 pCt., während bei den Deutschen die Sterblichkeit nur wenig mehr als 3 pCt. beträgt. Bei dieser dreifach größeren Sterblichkeit der Franzosen spielen die Pocken aber nur eine untergeordnete Rolle; wie wir eben gesehen haben, erkrankten von den gefangenen Franzosen insgesamt 44 pCt., davon aber nur 3,8 pCt. an Pocken. Unter 1000 Franzosen starben an Typhus 10, an den Pocken nur 5; also den Pocken fallen nur halb so viel zum Opfer wie dem Typhus.

Aber selbst 25 Jahre später, bei den Kämpfen in Südwestafrika, stehen wir den Kriegsseuchen, insbesondere dem Typhus, noch ebenso machtlos gegenüber. Selbst Kirchner gibt zu, daß wir prozentual zu kämpfen hatten mit einer Krankenzahl „in einer Höhe, wie sie kaum jemals beobachtet wurde". Wohl die Hälfte unserer Truppen in Südafrika ist damals von Kriegsseuchen ergriffen worden. In dem Kriege gegen die Hereros entfallen von dem Gesamtverluste 66 pCt. auf Krankheiten, und zwar auf Typhus 58 pCt., im Feldzuge gegen die Hottentotten auf Krankheiten insgesamt 38 pCt., davon auf Typhus 28 pCt. Rechnet man die Zahlen in beiden Feldzügen zusammen, so beträgt der Gesamtverlust 1505 Mann[1]). Davon fallen 47 pCt. (= 703) Krankheiten zum Opfer und zwar 36 pCt. (= 541 Mann) allein dem Typhus[2]).

Solchen Tatsachen gegenüber nimmt sich die Behauptung Kirchners seltsam genug aus: „Sie (d. h. die übertragbaren Krankheiten) müssen vermieden werden, wir können sie vermeiden, das müssen wir heute sozusagen auf unsere Fahne schreiben. Und wem verdanken wir das? Sie wissen es: wir verdanken es unserm unsterblichen Robert Koch und seinen Schülern."

Wiederum beweist uns die Geschichte, daß längst vor Koch ein gesetzmäßiger Abfall der Sterblichkeit an Krankheiten in Kriegszeiten einsetzte. Die Ära der Bakteriologie beginnt erst Ende der siebziger Jahre, bezw. Anfang der achtziger Jahre und hat höchstens in der letzten Generation die hygienischen und therapeutischen Maßnahmen bei Kriegsseuchen beeinflußt. Es wird daher genügen, zwei Generationen in der

---

[1]) Im einzelnen ergeben sich folgende Zahlen: Auf dem Schlachtfelde fielen 606, ihren Wunden erlagen später 40, als vermißt wurden verzeichnet 75 Mann. An Krankheiten starben 703, infolge von Unglücksfällen, Vergiftungen und anderen Todesursachen 81 Mann.

[2]) Ich lege die Zahlen des Generalstabes zugrunde (Kämpfe der deutschen Truppen in Deutsch-Südwestafrika. 2 Bände, Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1906 und 1907). Kirchner gibt die Zahl der Todesfälle an Typhus auf 555 an.

Geschichte zurückzugehen, von Beginn des Weltkrieges an gerechnet, und mit dem Krimkriege zu beginnen. Dies ist um so berechtigter, als nach Kübler seit dem Krimkriege der immer stärker zunehmende Einfluß der Militärärzte auf die Truppenhygiene und Lazarettverwaltung eingesetzt hat; dieser Einfluß kommt nicht bloß den Kranken und Verwundeten zugute, sondern macht sich gleichzeitig in einer größeren Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit der Truppen bemerkbar.

Die erste Ziffernreihe in Tabelle 1 gibt die Zahl der Erkrankungen an, berechnet auf die Durchschnittskopfstärke. In der zweiten Gruppe bringe ich die Zahlen, welche angeben, wieviel Soldaten starben, berechnet wiederum auf die Iststärke. Die dritte Ziffernreihe zeigt, wieviel Kriegsteilnehmer starben, berechnet auf die Gesamtheit der Erkrankungen. Da während eines Feldzuges, namentlich wenn er länger dauert und im ungünstigen Klima geführt wird, derselbe Soldat mehrmals als erkrankt ins Lazarett überführt werden kann, so übertrifft in manchen Kriegen die Zahl der Erkrankungen die Durchschnittskopfstärke. Von den Zahlen, die ich anführe, trifft das zu auf den Krimkrieg und auf den russisch-türkischen Krieg. In dieser Hinsicht fällt besonders der Krieg im Kaukasus in den Jahren 1877/78 in die Augen. Bei der russischen Kaukasusarmee übertrifft die Erkrankungszahl die Heeresstärke um 481 pCt., d. h. im Kaukasusfeldzuge ist jeder russische Soldat im Durchschnitt fünfmal erkrankt. Dabei ist die Sterblichkeit trotz der Höhe der Erkrankung verhältnismäßig gering (nur 14,4 pCt. der durchschnittlichen Kopfstärke). Allerdings sind alle russischen Angaben immer cum grano salis aufzunehmen.

Vor der Zeit der Bakteriologie.

Kriegsjahre	Kriegsteilnehmer	Absolute Krankenzahl in % der Kopfstärke	An Krankheiten Verstorbene, in % der Kopfstärke	An Krankheiten Verstorbene, berechnet auf absolute Krankenzahl
Krimkrieg (28 Monate)	Franzosen	117	19,2	16,4
	Engländer	148	18,0	12,2
1859 (13 Monate)	Franzosen	86	10,6	10,6
Sezessionskrieg (1861—65)	Amerikaner	?	?	?
1864 (9 Monate)	Preußen	42	0,5	1,2
	Dänen	58	1,5	2,6
1866 in Böhmen (3 Monate)	Preußen	23	1,9	8,1
1870/71 (12 Monate)	Franzosen (in deutscher Gefangenschaft)	44	4,0	9,0
	Deutsche	59	1,8	3,1
1877/78 (28 Monate)	Russische Donau-Armee	148	7,8	5,2
	Russische Kaukasus-Armee	481	14,4	3,0

Tabelle 1.

Abgesehen vom Kriegsjahre 1864, das wegen der Kürze der Kriegsdauer zusammen mit der geringen Heeresstärke eine Ausnahme bildet, sinkt die relative Mortalität ziemlich gleichmäßig von 16,4 pCt. bis zu etwa

3 pCt. Die Krankheiten, bezw. deren Sterblichkeitsziffer sind also seit dem Krimkriege seltener bezw. um das Fünffache günstiger geworden und zwar in einer Zeit, die von Bakteriologie sowie von der modernen Bekämpfung der Seuchen und der Infektionskrankheiten noch nichts wußte.

Eine Zusammenstellung der Kriege vom Jahre 1854 (Krimkrieg) bis zum englischen Kaffernfeldzuge (1878/79) ergibt nach Frölich: Die Kriegssterblichkeit infolge von Krankheiten schwankt zwischen etwa 1 pCt. bis 20 pCt. der Heeresstärke, die Sterblichkeit nach Kriegsverletzungen durch Waffen zwischen etwa 1/2 und 6 pCt. Oder dieselben Verlustverhältnisse durch andere Zahlen ausgedrückt: infolge von Waffenverletzungen kommt je ein Toter auf je 17,7 bis 165,1 Mann, infolge von Krankheiten je ein Toter bereits auf 4,8 bis 126,5 Mann. In diesem Zeitabschnitte (1854—1879) beträgt die Todesziffer bei Kriegsverletzten im Mittel etwa 2 pCt. der Heeresstärke, beim Tod durch Kriegskrankheiten ungefähr das Doppelte.

Leider muß ich in der folgenden Tabelle wegen Unvollständigkeit des Materials bei den Heeren der anderen Völker andere Vergleichsziffern bringen als in Tabelle 1, um überhaupt eine Vergleichung möglich zu machen. Die drei Zahlenreihen der zweiten Tabelle beziehen sich sämtlich auf die Heeresstärke.

In der Ära der Bakteriologie.

		Gesamtverlust in % der Heeresstärke	Tod durch Waffen in % der Heeresstärke	Tod durch Krankheiten in % der Heeresstärke
Japanisch-chines. Krieg 1894/95	Japaner	6,8	1,6	5,2
Griechisch-türkischer Krieg 1897	Griechen	?	?	?
Spanisch-amerik. Krieg 1898/99	Amerikaner	3,0	0,4	2,6
Südafrikanisch. Krieg 1899/1901	Engländer	7,0	2,6	4,4
Russisch-japan. Krieg 1904—1905	Russen	6,2	4,9	1,3
	Japaner	13,2	9,0	4,2
Krieg in Südwestafrika 1904—1906	Deutsche	8,8	4,2	4,1

Tabelle 2.

Es ist m. E. außerordentlich schwer in dieser Tabelle, welche doch in die Zeit des Aufschwunges der bakteriologischen Forschung fällt, die Triumphe der bakteriologischen Schule festzustellen. Im Gegensatze zu den schönen Worten des Festredners sprechen die nüchternen Tatsachen eine ganz andere Sprache. Gegenüber den Zahlen von 1870/71 läßt sich kein Fortschritt feststellen, abgesehen von den Zahlen im russisch-japanischen Kriege auf russischer Seite! Eigentlich müßte sich der Erfolg doch gerade bei den Japanern zeigen, die so sehr der Denkweise der bakteriologischen Schule sich anzupassen wußten (ich erinnere an alle die Forscher mit japanischem Namen[1]), während die Russen vom Standpunkt der sogenannten

[1]) An der Charité in Berlin waren vor Ausbruch des Krieges nicht weniger als 25 japanische Assistenten tätig.

exakten Medizin aus gesehen, sehr rückständig sind. Ist doch beispielsweise in Rußland höchstens ein Zwanzigstel der Zivilbevölkerung geimpft!

Diese merkwürdige Tatsache ist bereits Schwiening aufgefallen: „Worauf dieses überaus ungünstige Resultat bei den Japanern beruht, ist nicht klar, es läßt sich der Gedanke nicht von der Hand weisen, daß die Japaner nur bei ernsteren Erkrankungsfällen in Lazarettpflege überführten.“ Eine seltsame Erklärung, denn die Erkrankungsziffer ist im russisch-japanischen Kriege auf beiden Seiten die gleiche. Sie beträgt bei Russen wie auch bei Japanern 51 pCt. der Heeresstärke. Von 100 Erkrankten starben bei den Japanern aber 8,1, dagegen bei den Russen nur 2,6 (nicht 2,1 wie Schwiening angibt). Auf die Heeresstärke berechnet, übertrifft die Sterblichkeit infolge des Todes durch Krankheiten bei den Japanern die russische Sterblichkeitsziffer um mehr als das Dreifache. Was haben diese Sterblichkeitsziffern, auf Heeresstärken berechnet, mit den Leichterkrankten zu tun, die der Lazarettpflege nicht überwiesen wurden?

Merkwürdigerweise ist auch der Erfolg der Wundbehandlung auf russischer Seite ein viel besserer als auf japanischer. Von 100 Verwundeten starben bei den Japanern noch 6,6 (nach Schwiening 6,8), dagegen bei den Russen 3,7 (nach Schwiening 3,2). Wie sehr die Japaner die Lehren der Asepsis und Antisepsis, der Bakteriologie und der modernen Seuchenbekämpfung sich zu eigen gemacht haben, konnte man auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 feststellen. Und trotzdem dieser Mißerfolg den Russen gegenüber! Das gibt doch zu denken. Noch im Jahre 1902 konnte Kübler schreiben: „Die Zahl der in der Schlacht gefallenen Kämpfer ist in allen neuen Kriegen von der Ziffer der in Lazaretten (ergänze: an ihren Wunden oder an Krankheiten) Gestorbenen noch immer übertroffen worden.“

Die erste Durchkreuzung dieses von Kübler aufgestellten Gesetzes finden wir im russisch-japanischen Kriege, und zwar bei beiden Parteien. Von 100 Japanern fielen auf dem Schlachtfelde 7,3 pCt. Es starben an ihren Wunden 1,7 pCt. und an Krankheiten 4,2 pCt. = 5,9 pCt. Von 100 Russen fielen auf dem Schlachtfelde 4,1 pCt. Es starben an ihren Wunden 0,8 pCt. und an Krankheiten 1,3 pCt. = 2,1 pCt. Auch hier ist das Verlustverhältnis auf russischer Seite viel günstiger. Tod auf dem Schlachtfelde zum Tod im Lazarett verhält sich bei den Japanern wie 1 : 0,8, bei den Russen dagegen wie 1 : 0,5!

Selbstverständlich bin ich mir der Fehlerquelle durchaus bewußt, die darin besteht, daß die russischen Zahlen mit einer gewissen Vorsicht zu verwerten sind. Aber auf der anderen Seite läßt sich nicht von der Hand weisen, daß neben Antisepsis und Asepsis, neben Bakteriologie und Seuchenbekämpfung doch noch andere biologische Faktoren mitspielen, die von der maßgebenden Schule der exakten Medizin entweder gar nicht oder viel zu gering in Rechnung gestellt werden. Allerdings Biologen und Eugeniker,

Naturheilanhänger und Lebensreformer sind nicht müde geworden, auf diese mehr immateriellen Faktoren hinzuweisen, die sich nicht so einfach durch Mikroskop und Laboratoriumsversuche feststellen lassen. Spielen aber gerade im Kriege nicht Imponderabilien die ausschlaggebende Rolle? Sollte dies, vom Standpunkt der Biologie aus betrachtet, bei Kriegsverletzungen und bei Kriegsseuchen vielleicht nicht ebenfalls der Fall sein?

Außerordentlich wichtig ist es, frei von aller Schönrederei, zu fragen, welches Endergebnis liefern die Zahlen der Geschichte, wenn man die Feldzüge vom Krimkriege bis zu den Kämpfen in Südwestafrika in einer einzigen Vergleichsreihe aufstellt. Dies geschieht in Tabelle 3. Die Zahlen

Gesamtübersicht über die Kriege von 1854—1906.

		Tod durch Waffen		Tod durch Krankheiten (bezw. durch andere Ursachen)	
Krimkrieg	Engländer	1	:	3,8	Durchschnitt (nach Frölich) = 1 : 2
	Franzosen	1	:	3,3	
1859—60	Franzosen	1	:	2,5	
1861—65	Südheer	1	:	5,7	
	Nordheer	1	:	2,2	
1864	Preußen	1	:	0,4	
	Dänen	1	:	0,6	
1866	Preußen	1	:	1,3	
	Österreicher	1	:	1,1	
	Sachsen	1	:	0,4	
1870—71	Deutsche	1	:	0,5	
1877—78	Russen	1	:	2,2[1]	
1878 (Bosnien)	Österreicher	1	:	1,7	
1878—79 Kaffernland	Engländer	1	:	0,4	
1885	Bulgaren	1	:	?	Durchschnitt = 1 : 2,07
	Serben	1	:	?	
1894—95	Japaner	1	:	3,3	
1897	Griechen	1	:	?	
	Türken	1	:	?	
1898—99	Amerikaner	1	:	5,6	
	Spanier	1	:	?	
1899—1901	Engländer	1	:	1,7	
	Buren	1	:	?	
1904—05	Russen	1	:	0,3	
	Japaner	1	:	0,5	
1904—06 Südwestafrika	Deutsche	1	:	1,0[2]	

Tabelle 3.

[1]) Bei der russischen Donau-Armee ist das Verhältnis ungünstiger, 1 : 2,7.

[2]) Tod durch Waffen im Verhältnis zum Tod durch Krankheiten, Unfälle und andere Ursachen = 1 : 1,1. (Die Vermißten zählte ich unter der Gruppe „Tod durch Waffen".)

vom Krimkriege bis zur englischen Expedition gegen die Kaffern entnehme ich im wesentlichen der Aufstellung Frölichs; die folgenden Zahlen bis zum Jahre 1906 habe ich selbst berechnet. Alle Zahlen habe ich schließlich, soweit dies möglich war, an der Hand der Schwieningschen Statistik geprüft und im Zweifelfalle mich letzterer angeschlossen. Nur die von Schwiening angeführte Gesamtverlustzahl bei der russischen Kaukasusarmee ist entschieden unrichtig, darum lege ich im russisch-türkischen Feldzug die von Frölich angegebenen Zahlen zugrunde.

Frölich nimmt an, daß für das 3. Quartal des 19. Jahrhunderts (von 1854—1879) zu schätzen sei auf ein Durchschnittsverhältnis von 1 (Tod durch Waffen) : 2 (Tod durch andere Ursachen). Vergleichen wir nun die Feldzüge von 1879—1906, soweit Zahlen vorliegen, so ergibt sich wiederum dasselbe Mittel (= 1 : 2,07).

Das günstige Verhältnis von 1 : 0,4 finden wir in der Zeit vor 1879 dreimal, und zwar zweimal vor 1870/71. Nach 1879 ist nur einmal ein günstigeres Verhältnis (1 : 0,3) erzielt worden, von den Russen im Kriege 1904/05. Die Japaner haben in dem gleichen Feldzuge die deutschen Erfolge von 1870/71 (1 : 0,5) zum Muster genommen, wie sie ja in getreuer Nachahmung des deutsch-preußischen Vorbildes mit Recht die Preußen des Ostens genannt werden. Alle anderen Feldzüge nach 1879 weisen schlechtere Verhältniszahlen auf als die Kriegsjahre 1870/71. Demnach hat Frölich durchaus recht behalten, als er 1887 in seiner „Militärmedizin" schrieb:

„Ich gebe gern zu, daß die verschiedenen Todesarten in einem Feldzuge sich nach gewissen Gesetzen vollziehen; allein es scheint mir verfrüht, schon jetzt zu triumphieren: „In sanitär gutgeordneten Heeren stehen die Todesfälle nach Krankheit hinter denjenigen nach Kriegsverletzungen zurück." Zu diesem Triumphe sind wir nach einmaligen und selbst nach wiederholten Erfahrungen nicht berechtigt!"

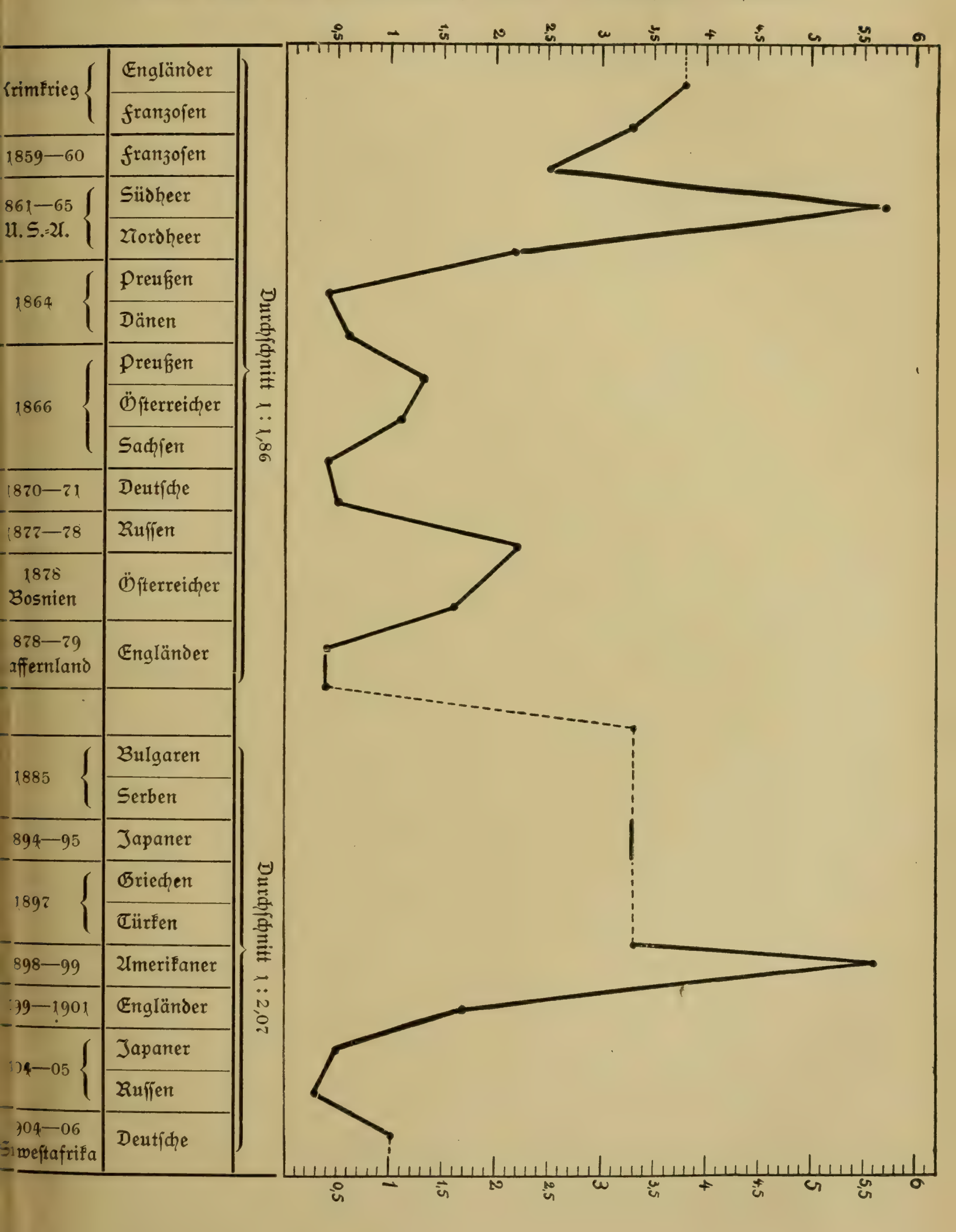
Wenn auch ohne Zweifel seit dem Krimkriege eine wesentliche Abnahme der Kriegsseuchen und Heereskrankheiten zu verzeichnen ist, so zeigt doch die folgende Kurve in ihrem langsamen Abfall auffallend viel Steigerungen, darunter einige sehr schroffe. (Kurve siehe nebenstehend.)

Auf jeden Fall ergibt auch diese Kurve m. E. keinerlei Berechtigung für die triumphierende Sprache der heutigen Führer der Schulmedizin. Im Gegenteil, Kolb hat berechnet, daß bis 1865 im Durchschnitt etwa sechsmal soviel Feldsoldaten an Krankheiten als an Waffenverletzung starben. Seit dem Krimkriege, bezw. seit 1848/50 sinkt dieses Verlustverhältnis außerordentlich schnell, um mit den preußisch-deutschen Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 fast seinen tiefsten Punkt zu erreichen. Dann schnellt die Kurve immer wieder in die Höhe, weist ein weiteres bemerkenswertes Sinken nicht mehr auf.

In die Zeit von 1848/50 bis 1870/71 fällt demnach in der Hauptsache der Abfall der Kurve, also in die Zeit vor der Ära der Bakteriologie

Gesamtübersicht über die Zeit von 1854—1906.

Auf einen Toten durch Kriegsverletzung kommen an Krankheiten Verstorbene:



und der modernen Seuchenbekämpfung. Wenn wir somit der bakteriologischen Schule nicht das Hauptverdienst bei der Abnahme der Kriegsseuchen zuerkennen können, wem verdanken wir dann diesen so segensreichen Fortschritt? Dieser Preis, glaube ich, gebührt in erster Linie der freiwilligen Samariterhilfe, welche sich die hohe Aufgabe gestellt hatte, den amtlichen Feldsanitätsdienst zu unterstützen und zu ergänzen. Drei Frauen sind es, welche wir hier vor allem nennen müssen: Mathilde Arnemann, Helene von Rußland und Florence Nightingale. Die erste organisierte in den Jahren 1848/50 beim Befreiungskampf der Schleswig-Holsteiner die Samariterhilfe mit der nachdrücklichen Betonung: „Freund wie Feind in Not und Tod beizustehen". Ihrem edlen Beispiel folgten dann Helene von Rußland und Florence Nightingale im Krimkriege, der namentlich zu Beginn des Feldzuges auf englischer Seite Tausende von Menschenleben forderte, als Opfer mangelhafter kriegssanitärer Fürsorge.

Erst vom Krimkriege her datiert der immer größer werdende Einfluß der Militärärzte auf die Truppenhygiene und die Lazarettverwaltung. So sinkt auf englischer Seite die Krankheitsziffer, die im ersten Jahre des Krimkrieges mit 35 pCt. der Heeresstärke ihren Höhepunkt aufweist, bei Ende des zweiten Kriegsjahres auf 10 pCt. und fällt sogar im Laufe des Jahres 1856 auf unter 5 pCt. Dementsprechend nimmt auch die Sterblichkeitsziffer, wiederum auf Heeresstärke berechnet, ab: in den ersten vier Monaten des Jahres 1855 hat sie ihren Höchststand erreicht mit 24 pCt. (!), fällt dann aber noch im Laufe desselben Jahres auf 0,9 pCt. und geht im Jahre 1856 auf 0,4 pCt. zurück. Also eine Abnahme der Sterblichkeit um das Sechzigfache auf englischer Seite.

Ganz anders ist das Bild bei den französischen Truppen, denen kein rettender Engel in der Gestalt einer Florence Nightingale zur Seite stand. Bei den Franzosen steigt die Sterblichkeitsziffer von 3,8 pCt. der Heeresstärke im Jahre 1854 bis auf 13,7 pCt. (!) im Jahre 1856. Demnach eine Steigerung der Sterblichkeit um das Dreiundeinhalbfache auf französischer Seite.

Es wird berichtet, daß die französischen Ärzte die von ihnen gemachten hygienischen Vorschläge bei der Intendantur nicht durchsetzen konnten!!! War da nicht ein weiterer Anstoß durch private Samariterhilfe nötig, wo der amtliche Feldsanitätsdienst in so fahrlässiger Weise versagte? Dieser Anstoß kam durch Henry Dunant, Bürger der Stadt Genf und Arzt daselbst.

Die Vorläufer dieses großen Mannes sind gewissermaßen die vorhin genannten drei edlen Frauen. Somit haben sie indirekten Anteil an dem großen Liebeswerke Dunant's, welches heute unter den Symbolen des Roten Kreuzes, des Roten Halbmondes und der vier Roten Rechtecke (Japan) seine Helfer und Helferinnen nach Hunderttausenden zählt. Als wichtigste Forderung der Samariterhilfe stellte Dunant den Satz auf: „Die Organisation der freiwilligen Krankenpflege muß im Frieden betrieben werden, um für den

Krieg bereit zu sein." Auf sein Betreiben erfolgte dann, unter Mitwirkung des Schweizer Bundesrates, in den Jahren 1863 und 1864 die Gründung der Roten Kreuzvereine und die Annahme der Genfer Konvention. Nun geht es Schritt für Schritt vorwärts. Bereits am 17. Februar 1864 bildete sich beispielsweise in Berlin das Zentralkomitée des Preußischen Vereins zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger; das Protektorat übernahmen der König uud die Königin von Preußen. Schon der Feldzug von 1866 zeigte, daß die freiwillige Samariterhilfe den Charakter des Provisorischen abgelegt hatte: „Das Volksheer im Kampfe für Preußens Existenz und Deutschlands Zukunft, der König an der Spitze der Streiter, die Königin an der Spitze des Kreuzzuges gegen Leid und Not der Streiter — es war ein erhabenes Bild!"

„Durch die Erfahrung der Kriege von 1864 und 1866 hatte sich die freiwillige Krankenpflege als ein notwendiges Glied des militärischen Sanitätsdienstes bewährt; denn es schien weder zweckmäßig noch auch nur möglich, daß der Staat alles auf diesem Felde von der Humanität Gebotene selbst in die Hand nähme."

Dank der Anregungen durch die private Samariterhilfe geht Hand in Hand mit der Organisierung und Disziplinierung der freiwilligen Krankenpflege die Hebung des amtlichen Feldsanitätsdienstes. Vor allem hatte der Krieg von 1866 weitgehende Pläne wachgerufen zur Verbesserung der preußischen Heeressanitätseinrichtungen, die dann die Probe im deutsch-französischen Kriege bestanden[1]. „Keine je vorher von deutschen oder anderen Staaten in das Feld gestellte Armee war mit ärztlichem Personal, Krankentransportmitteln und in unmittelbarer Nähe der kämpfenden Truppen befindlichen Sanitätsanstalten annähernd so reich ausgestattet wie die deutschen Heere 1870/71." (Krocker). Die Folge war, daß nach dem Feldzuge in allen großen Staaten die Einrichtungen des deutschen Kriegssanitätswesens zum Vorbild genommen und nachgeahmt wurden.

Organisierter freiwilliger Liebestätigkeit in erster und Verbesserung des amtlichen Feldsanitätsdienstes (einschließlich vermehrter Fürsorge für die Heereshygiene seit dem Krimkriege) in zweiter Linie verdanken wir es allein, daß nicht mehr, wie es bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts der Fall war, an Krankheiten fünf- bis sechsmal soviel Feldsoldaten zugrunde gehen als an Waffenverletzung, daß vielmehr dieses Verlustverhältnis um das Dreifache besser geworden ist.

---

[1]) Leider, das muß hier kurz hervorgehoben werden, hat die freiwillige Krankenpflege 1870/71 hier und dort versagt, infolge mangelhaft vorgebildeten und wenig disziplinierten Personals. Im übrigen aber war die Hilfeleistung auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten rühmenswert. „Nicht wenige Krankenträger besiegelten ihren Opfermut durch den Tod auf dem Schlachtfelde, oder starben an Wunden und Seuchen." So war das Lob von allerhöchster Stelle nicht unverdient: „Die dankbare Erinnerung an die freiwillige Krankenpflege wird in der Armee und in der Nation unauslöschlich fortleben." (von Ompteda).

Nach Kolb haben die europäischen Kriege von 1793 bis 1865 rund 8 Millionen Menschen das Leben gekostet, von diesen sind nur $1\frac{1}{2}$ Millionen an ihren Wunden (auf dem Schlachtfelde oder im Spital) zugrunde gegangen. Von den $4\frac{1}{2}$ Millionen Franzosen, welche in den Jahren von 1792 bis 1815 ausgehoben wurden, starben $2\frac{1}{2}$ Millionen in Spitälern und nur 150000 Mann fielen auf den Schlachtfeldern. Von 100 Franzosen erlitten nur drei den Heldentod auf dem Schlachtfelde, weitere drei starben später an ihren Wunden, dagegen fanden mehr als 50 (also die Hälfte!) ein oft sehr trauriges und unrühmliches Ende in den Spitälern infolge Kriegsseuchen und Heereskrankheiten. Welcher Wandel seit jenen Zeiten! Vor allem seit dem Krimkrieg und seit dem Feldzuge im Jahre 1859, wo Dunant als Tourist in Oberitalien zum erstenmal das Kriegselend erblickte, das ihn dann zur größten Tat seines Lebens anspornte. Ehre, dem Ehre gebührt. Ehre Robert Koch und seinen Schülern. Ehre vor allem aber Mathilde Arnemann, Helene von Rußland, Florence Nightingale und dem edlen Henry Dunant, einem der größten Wohltäter der Menschheit, der zeitweise in Armut und Vergessenheit geriet — während andere die Lorbeeren und die Orden einheimsten und Festreden hielten. . . .

Zur wirksamen Überwindung der Kriegsseuchen gehören in erster Linie seelische Kräfte. An dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter sehen wir, daß nicht die korrekte intellektuelle Form, sondern der seelische Inhalt, also hier Liebe und Mitleid, es sind, welche das Wesen des Menschen und damit eine natürliche Ordnung der Dinge umzugestalten fähig sind. Wie im Kriege nicht die Zahl, nicht die technische und intellektuelle Vorbereitung — so wichtig sie an sich sein mögen — das Ausschlaggebende sind, sondern die Imponderabilien, so auch in der siegreichen Überwindung der dem Kriege verschwisterten Seuchen die seelischen Faktoren: Liebe, restlose Hingabe, Aufopferung des eigenen Ichs, der eigenen Gesundheit im Dienste des Nächsten, Disziplin usw., nicht intellektuelles Wissen und technisches Können, die erst in zweiter Linie kommen.

Nicht bloß der Krieg, sondern auch die Seuchen gehören zu den Urgewalten des Lebens. Das heutige Völkerringen hat ja wieder aufs nachdrücklichste bewiesen, daß der biologische Lebensfaktor Krieg durch bloße technische Mittel (Haager Schiedsgericht, Pazifizismus und interparlamentarische Konferenzen) **nicht** zu überwinden ist. „Der Kampf", sagt Leopold von Vietinghoff, „dient also nichts anderem, als der Besserung und Vervollkommnung der Weltordnung. Es mag sein, daß einst die Menschen dazu gelangen werden, ihre Beziehungen ohne Kampf zu regeln. Auf der heutigen Kulturstufe können sie dies nicht." Während der Krieg gerade unter den Tüchtigsten und Kräftigsten am stärksten aufräumt, wüten die Seuchen hingegen am verheerendsten unter den biologisch Minderwertigen. Was aber fast immer übersehen wird, die Seuchen vernichten viel mehr Menschen als Pulver und Blei. In der bürgerlichen Bevölkerung Deutsch-

lands forderten die Kriegsseuchen 1870/71 dreimal soviel Opfer, als der Krieg unter den Mobilgemachten insgesamt an Menschenleben gekostet hatte (also auch diejenigen eingeschlossen, welche von Kriegsseuchen im Lazarett hinweggerafft wurden). „Im Jahre 1866 brach nicht nur im preußischen Heere in Böhmen eine schwere Choleraepidemie aus, sondern auch unter den Daheimgebliebenen forderten Cholera und Typhus zahlreiche Opfer." (Lubarsch.) Aber infolge dieser schweren Choleraepidemie verliert das preußische Heer in Böhmen nur 4529 Mann; dagegen ist die Zahl der Choleraopfer im Jahre 1866 bei der preußischen Zivilbevölkerung, die immer als biologisch minderwertiger zu gelten hat, **25** mal größer (114 683 Todesfälle!). 1812 starben an Kriegern auf französischer Seite etwa 500 000, auf russischer Seite etwa 300 000 Mann, aber gewaltiger war die Beute der Gottesgeißel Pestilenz unter der Zivilbevölkerung: in Deutschland und Frankreich allein eine Million Menschen!

So sind die Kriegsseuchen ein biologischer Auslesefaktor, dessen Wichtigkeit und Notwendigkeit im Naturhaushalte der Völker bislang übersehen wurde. Daher ist es völlig verkehrt, der Kriegsseuchen Herr werden zu wollen durch rein technische Mittel, wie solche von der materialistisch gerichteten Schulmedizin in einer gefährlichen Überschätzung ihres Könnens triumphierend aller Welt verkündet werden. Auch hier wird sich's, befürchte ich, wieder bestätigen, daß Hochmut vor dem Fall kommt.

Zum Schluß noch ein Beispiel, um zu zeigen, wie rein körperliche Krankheitszustände auch im Kriege von seelischen Imponderabilien beeinflußt werden. Es stammt aus dem Napoleonischen Feldzuge gegen Rußland. Bei dem unter Entbehrungen so reichen Vorrücken in Rußland im Jahre 1812 brach unter den Truppen eine allgemeine Dysenterie aus: „Bey welcher (so heißt es in der Chronik der Seuchen von Oberamtsphysikus Dr. Friedrich Schnürrer) zumal unter den so kriegsgewohnten Streitern, die Macht des Gemüts außerordentlichen Einfluß zeigte, so daß in den nächsten Tagen vor und während den Schlachten plötzlich keine Spur der Krankheit vorhanden war, und die Soldaten freilich mehr aus grausenhaftem Lebensüberdruß, als aus wahrem Muth, sich in die höchste Gefahr stürzten, um Wunder der Tapferkeit zu leisten, aber gleich darauf (d. h. beim Nachlassen der seelischen Spannung! der Verf.) das Übel in desto größerer Furchtbarkeit wiederkehrte . . . und wobey endlich Kohlreuter die Erfahrung machte, daß gefährliche Verletzungen und Wunden, z. B. durch Amputationen aus dem Achselgelenk, ohne alle schlimme Zufälle in unerwartet kurzer Zeit heilten."

Weitere Beispiele zu bringen, wird sich für den Leser der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift erübrigen. Sie würden auch diejenigen Vertreter der exakten Schulmedizin nicht überzeugen, die zu sehr an eine rein mechanistische, materialistische Denkweise gewöhnt sind, wie ja auch die bisherigen Ereignisse dieses Weltkrieges nicht genügt haben, ihnen die

Augen zu öffnen über die Unzulänglichkeit und Einseitigkeit ihrer bisherigen Weltanschauung. „Dabei wird", so heißt es in einer lesenswerten Schrift von Leonhard Berg[1]), „weiter die Erkenntnis kommen, daß selbst dieser heilige Krieg bis zu seinem Ende — besonders auch bei Nichtkämpfern — noch lange nicht genug bewirkt haben wird, daß das Schicksal schließlich auch noch andere weitere Einwirkungen bereit haben muß, um seinen Zweck endlich ganz zu erreichen."

So wird unser Volk noch durch viele innere und äußere Nöte hindurchgehen müssen, und die Kriegsseuchen werden wahrscheinlich ebensowenig fehlen wie bei früheren Gottesgerichten; denn Krieg, teuere Zeit und Pestilenz gehören eben zusammen, solange die Menschheit dieser Dreiheit als Züchtigungsmittel des Schicksals noch bedarf. Wir aber, die wir wissen, daß nur auf diesem an Opfern so reichen Leidenswege unser Volk reifen kann für seine große, ihm von Gott zugedachte Aufgabe, wir wollen neuen Mut zum Ausharren schöpfen aus Friedrich Lienhards schönen Worten (Deutschlands europäische Sendung, Stuttgart 1914):

Ich grüße die Stillen im lauten Land,
Sie alle, die in dem brausenden Brand
Kraft behielten, stille zu sein —
Sie grüß' ich: haltet aus, bleibet rein!

Bleibt, was ihr seid: bleibt still und stark!
Bleibt in den deutschen Bäumen das Mark!
Sendet die Kraft in die Wipfel empor:
Durch euch nur brauset der Wipfel Chor.

Ihr weilt in der Enge, ihr wirkt im Haus.
Fernfunken aber sendet ihr aus
Zum Helden, der sich im Felde rührt:
Gedanken, darin er die Heimat spürt.

Bleibt still und stark, bleibt stark und still!
Der über uns waltet, weiß, was er will:
Schmieden will er aus Zorn und Zucht
Ein Volk der Würde, ein Volk der Wucht!

Kritik der Rassenhygiene.

Hermann W. Siemens. (Schluß.)

Wir haben im vorhergehenden gesehen, daß sowohl Hygiene als auch Fortpflanzungshygiene kulturnotwendige und erstrebenswerte Dinge sind, daß sie aber auf die Erbqualität eines Volkes nur einen verschwindenden Einfluß haben; trotz gründlichster Hygiene und Fortpflanzungshygiene müssen jede Art und jedes Volk mit der Zeit unweiger-

[1]) Es morgenrötet. Ein Briefwechsel zwischen draußen im Feld und daheim zur Kraft und zum Trost. — Eibenstock i. Sa. Verlag Benno Kändler.

lich zugrunde gehen, wenn in ihnen nicht ein anderer Faktor wirksam ist, der bei richtiger Anwendung allein ihr Bestehen garantiert: die planmäßige Züchtung. Jetzt werden sich die Fernerstehenden bekreuzigen bei dem Gedanken, daß der geliebten persönlichen Freiheit des Menschen durch die Rassenhygiene eine neue Gefahr drohe. Dem ist jedoch nicht so. Die Menschenzüchtung, welche wir erstreben, hat es in jedem Kulturvolk und zu jeder Zeit mehr oder weniger ausgeprägt gegeben, wenn auch wohl meist unbewußt und allzu wenig folgerichtig, was der Untergang der alten Kulturvölker beweist. Ich erwähne als Beispiel nur die Ptolemäer, jenes ägyptische Herrscherhaus, das die Königszüchtung mit Hilfe krassester Inzestzucht bewerkstelligte, nämlich indem die Herrscher ihre Schwestern heirateten. Dann erwähne ich das bekannte von Galton mitgeteilte Zuchtexperiment der Familien Sidney, Montague und North. Diese Familien sind in ihrer Verwandtschaft zehn Generationen hindurch eng verbunden geblieben, und während dieser ganzen Zeit tritt uns aus ihren Reihen kaum eine Persönlichkeit entgegen, die nicht das Durchschnittsmaß überragt; viele von ihnen sind berühmt geworden. Fehlt es uns also nicht an geschichtlichen Beispielen, die uns zeigen, daß selbst schon extreme und gründliche Menschenzuchtversuche in früheren Zeiten gemacht worden sind, so lehrt uns eine genaue biologische Betrachtung der Völker, daß eine weniger konsequente aber immerhin deutlich sichtbare Züchtung jederzeit bestanden hat: ich meine die Bildung der herrschenden Kaste, des Adels. Dieser Adel baut sich in den Ländern, in denen er nicht spontan durch das Eindringen eines fremden Eroberervolkes entstand, allmählich aus den Nachkommen derjenigen Männer auf, die sich im Dienste des Staates oder seines Oberhauptes ausgezeichnet haben. Demnach sehen wir, daß überall da, wo die Adelsverleihungen mit Vorsicht und mit dem nötigen Verantwortungsgefühl ausgeteilt werden, der Adel — biologisch betrachtet — nichts weiter als eine Zuchtgemeinschaft ausgezeichneter Individuen ist. Aus diesem Grunde wundert es uns gar nicht, daß sich z. B. der deutsche Adel in der Geschichte bis in die jüngste Zeit allenthalben so glänzend bewährt hat, und daß selbst heute noch unverhältnismäßig viele Adelige sich in allen Zweigen der Staatsleitung, Wissenschaft und Kunst auszeichnen, obgleich schon lange die Grundfesten dieser Kaste durch Einheiraten in plötzlich reich gewordene kleine Familien und durch Verleihung des Adelsprädikates an Unwürdige erschüttert sind. Die biologischen Bedingungen, die für den Adel gelten, gelten jedoch auch für die anderen Bevölkerungsschichten, wenn sich auch diese nicht schon äußerlich durch ihren Namen voneinander unterscheiden. Ein Volk besteht nicht nur aus zwei Kasten, Adel und Pleps, sondern aus einer ganzen Anzahl von Ständen, unter denen eine wahllose Vermischung nicht wünschenswert ist; z. B. Adel, bürgerliche Gesellschaft, Mittelstand, Arbeiter und Bauern. Die Aufrechterhaltung nicht nur des Adels, sondern

auch der übrigen Stände in ihrer Gesondertheit ist die erste Existenzbedingung eines Volkes; denn die einzelnen Stände sind die einzelnen Zuchtherde, welche durch ihre Sonderung die Panmixie erschweren. So sehen wir, daß die notwendige Grundlage aller volkszüchterischen Bestrebungen die Erhaltung unserer alten angefeindeten Gesellschaftsordnung sein muß. Ja, eine noch bessere Ausprägung der Standesunterschiede kann die Volkszüchtung nur fördern; eine Verwischung derselben, also eine Demokratisierung des Staates, ist dagegen auf das schärfste zu verdammen. Denn die aristokratische Ständeordnung ist die Zuchtmethode eines Volkes. Reguliert werden die einzelnen Stände durch zwei „Ventile". Das eine ist die vorsichtige Zufuhr besonders geeigneter tüchtiger Individuen aus einem niedern Stande in einen höheren (z. B. Nobilitierung); das andere ist das Ausstoßen mißratener Individuen aus ihrem Stande in einen tieferen. Auf das tadellose Funktionieren dieser beiden Ventile kommt alles an: sie sind in Wahrheit eine der tiefsten und eigentlichsten Sorgen des Staates und seiner innern Politik, sie sind auch die erste Sorge der Volkszüchtung.

Nur auf dem Grunde einer solchen Ständeordnung verspricht die Anwendung speziellerer Zuchtmethoden einen dauernden Erfolg. Nur auf diesem Grunde; denn dem Einzelnen wird in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle das Verantwortlichkeitsgefühl fehlen, das ihn auch in der Not hindert, sein edles Blut durch Heirat mit einem Andersartigen zu vermanschen; die Begehrlichkeit nach einem reizvollen oder gar reichen Ehepartner aus schlechterer Familie wird leicht den Sieg davontragen. Das Bewußtsein, durch eine solche unstandesgemäße Ehe aus seinem Stande verstoßen zu werden, und das Gefühl der Standesehre werden dagegen solchem Handeln ein wirksames Hemmnis sein. Es ist also unsere erste volkszüchterische Forderung, daß unsere alte ständische Gesellschaftsordnung erhalten bezw. noch bedeutend befestigt wird, entgegen den heute immer mehr herrschend werdenden demokratischen Ideen und dem gleichmacherisch wirkenden Liberalismus.

Natürlich ist es mit der Ständeordnung allein nicht getan. Es gilt, noch speziellere Methoden zu schaffen, die die Panmixie verhindern. Vor allem scheint mir da eine Reform unserer Eheschließungen notwendig. Alter Adelssitte gemäß sollte den Eheschließungen — auch in weiteren Kreisen — wieder eine bewußte „Heiratspolitik" zugrunde gelegt werden. Es hat wohl kaum früher eine Zeit gegeben, in der die Eheschließung so häufig wie gegenwärtig nur von dem oft durch die Liebe getrübten Urteil der Eheschließenden selbst abhing. Dagegen hört man häufig, daß noch heute bei den Judenehen die Eltern der Heiratenden ein gewichtiges Wort mitreden. Die sprichwörtliche Glücklichkeit der Judenehen dürfte hierin eine ausreichende Erklärung finden. — Damit nun diese oben geforderte Heiratspolitik auf eine züchterische Basis gestellt werden kann, damit sie gewisse Garantien dafür geben kann, daß

die Kinder wohl geraten und den Eltern an Tüchtigkeit gleich werden, dazu ist es nötig, gründliche Familienforschung zu treiben. Denn das Ehepaar vererbt ja auf seine Kinder nicht nur seine Eigenschaften, sondern auch zahlreiche Eigenschaften seiner Vorfahren. Es ist deshalb m. E. höchste Zeit, daß die konsequente Familienforschung als eine für das Bestehen der menschlichen Gesellschaften unentbehrliche Wissenschaft anerkannt und mit Ernst und Eifer in Angriff genommen wird. Das ideale Ziel der Familienforschung, die natürlich vorläufig nur privatim betrieben werden kann, ist m. E. das von Osborne vorgeschlagene „Familienbuch" (Pol.-Anthrop. Revue XII. Jahrg., Nr. 10). Dieses müßte dem Grundbuch gleich vom Staate aus angelegt werden und jedem die Einsicht in dasselbe freistehen. „Wenn jemand sein Geld", sagt Osborne, „auf eine Hypothek ausleihen will, nimmt er Einsicht in das Grundbuch, um sich vor pekuniärem Schaden zu bewahren; so würde er, wenn er sich verehelichen wollte, Einsicht in das „Familienbuch" nehmen, um sich gegen einen Schaden an Körper und Geist seiner Nachkommenschaft zu schützen. Der Einwand, daß dadurch intime Privatverhältnisse der Öffentlichkeit preisgegeben würden, kann nicht als stichhaltig betrachtet werden, werden doch durch das Grundbuch ebenfalls Privatverhältnisse der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und zwar auf einem Gebiete, auf dem die meisten Menschen gerade am empfindlichsten sind ... und doch nimmt niemand daran Anstoß. — Liegt es im Interesse des Staates, seine Mitglieder durch das Grundbuch vor pekuniärem Schaden zu bewahren, so liegt es nicht minder in seinem Interesse, sie durch das Familienbuch vor einem physischen und psychischen Schaden an ihrer Nachkommenschaft zu schützen, denn er schafft sich dadurch eine körperlich und geistig gesunde Bevölkerung."

Untrennbar verbunden ist mit der Familienforschung die Vererbungsforschung. Vielleicht empfiehlt es sich, zur Förderung dieser Wissenschaften nach amerikanischem Muster „fieldworkers" bei uns einzuführen, d. h. Leute, die von Berufs wegen das Sammeln geeigneten Materials betreiben. Näheres darüber bei von Hoffmann: Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine nicht so wichtige, aber immerhin im volkszüchterischen Sinne wirkende Einrichtung wäre die gesetzliche Verhinderung Minderwertiger an der Zeugung. Die diesbezüglichen Erfahrungen und Vorschläge findet man in dem oben erwähnten Buche von v. Hoffmann. Doch sind — wie gesagt — diese Maßnahmen nicht so wichtig, da die Nachkommenschaft der Minderwertigen im wesentlichen nur die materiellen Kräfte der tüchtigen Bevölkerungsteile beansprucht (Gefängnisse, Zucht- und Irrenhäuser, Asyle), während durch die Panmixie in den Kreisen der Tüchtigen eben die Erbqualität der Tüchtigen affiziert und zugrunde gerichtet wird.

Eben so wichtig wie die Verhinderung der Panmixie, also eben so wichtig wie die Erhaltung der guten Qualität der Bevölkerung ist die Sorge

für eine genügende Quantität. Denn praktisch kommt eine unaufhaltsam fortschreitende relative Verminderung der Zahl der Tüchtigen einer Verminderung der Gesamtqualität der Bevölkerung gleich. Schon der greise Darwin hat mit tiefer Sorge darauf hingewiesen, daß die weiße Rasse untergehen muß, da die große Masse, die sich nicht durch irgendwelche besondere Tüchtigkeit ausgezeichnet hat (proles, Brut) sich rascher vermehrt, als die Gruppe derer, die durch soziales Aufsteigen oder bedeutende neue Kulturerrungenschaften ihre besondere Tüchtigkeit bis zu einem gewissen Grade dokumentiert haben. Darwins Sorge ist auch unsere Sorge. Was innerhalb einer Rasse gilt, gilt jedoch auch innerhalb aller Rassen. Ebenso wie die relativ größere Vermehrung der Untüchtigen innerhalb der weißen Rasse für die Tüchtigen eine Gefahr ist, so ist auch die immer steigende Zahl der schwarzen und gelben Rasse eine Gefahr für die gesamte weiße Rasse. Zwar ist es — wie wir alle wissen — keineswegs nötig, daß die Quantität schließlich unbedingt auch den Sieg davon tragen muß. Aber darüber, daß auf ihrer Seite große Vorteile liegen, kann man wohl nicht im Zweifel sein.

Die Gefahr des quantitativen Rückgangs der weißen Rasse ist grade jetzt allerorten Thema heftigster Erörterungen, da der unaufhörlich steigende Geburtenrückgang auch die Aufmerksamkeit der staatlichen Behörden auf sie gelenkt hat. Eine erfolgreiche Bekämpfung des Geburtenrückgangs, dessen Ursache bekanntlich die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl ist, kann nur durch gesetzgeberische Maßnahmen vom Staate aus erfolgen. Näher darauf einzugehen, liegt nicht im Thema dieser Arbeit. Ich verweise auf: von Gruber, Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutschen Reich.

Wir haben im vorhergehenden gesehen, daß erstens die Verhinderung der Panmixie und zweitens die Verhinderung einer Unterfruchtigkeit der Tüchtigen und der weißen Rasse überhaupt die beiden Grundlagen der Volkszüchtung sind. Die Verhinderung einer zu geringen Vermehrbarkeit kann nur durch gesetzliche Maßnahmen geschehen. Die Verhinderung der Panmixie geschieht durch Erhaltung und erneute Festigung der ständischen Gesellschaftsordnung und durch Familienforschung. Daraus erkennen wir, wie sehr die Demokratisierung und Liberalisierung unseres Staatswesens die Volkszüchtung erschwert, ja sogar unmöglich zu machen droht. Man kann deshalb mit Recht sagen, daß alle Institutionen, die an dem Bestehen unserer alten Gesellschaftsordnung mitwirken, im besten Sinne volkszüchterische Arbeit leisten, indem sie den Grund erhalten helfen, auf dem allein die dauernde Weiterentwicklung unseres Volkes möglich ist. So sind z. B. die Offizierkorps und eine große Zahl der studentischen Waffenverbindungen, insbesondere der Kösener S. C., Bollwerke, die trotz bereits schon hie und da sichtbarer Lockerung, der Demokratisierung noch lange stand halten werden. Große Gefahren bieten dagegen die abstinenten Verbände, die ein zwar gutes, aber nur beigeord-

netes Moment der Volkszüchtung herausgreifen und dafür einen Kernpunkt der Volkszüchtung, die Erhaltung unserer Gesellschaftsordnung, häufig durch ihre sonstigen modernen Ideen zerstören helfen.

Wie bei der Tier- und Pflanzenzüchtung, so kann auch bei der Volkszüchtung die Frage: Reinzucht oder Kreuzung? nicht umgangen werden. Daß erfolgreiche Züchtung fast nur durch eine gewisse Inzucht möglich ist, hat de Chapeaurouge klar genug dargelegt. Ebenso weiß jeder Züchter, daß jede Kreuzung nur mit äußerster Vorsicht geschehen darf. Die Variabilität der Nachkommen wächst durch die Kreuzung, so daß die Auslese unter ihnen eine größere sein muß. Bekannt ist das Beispiel einer reingezüchteten mitteleuropäischen Rinderrasse, deren Typus so konstant war, daß man getrost das Kalb im Mutterleibe kaufen konnte. Nach reichlicher Einführung fremden Viehs — ohne daß Degenerationserscheinungen der reingezüchteten Rasse dazu gezwungen hätten — wurden in wenigen Jahrzehnten diese stabilen Verhältnisse völlig umgestoßen; was für die Züchter natürlich keine Annehmlichkeit war. Wir sehen also, daß die bisherigen Erfahrungen der Tierzüchter zu großer Vorsicht mahnen. Es leuchtet ein, daß eine Nation, die aus verschiedenen Rassen gemischt, zumal wenn sie ungleichmäßig gemischt ist, es schwerlich zu innerer Einigkeit bringen kann. Die Geschichte Deutschlands und die Ungarns sprechen mit einer Deutlichkeit, die nur ganz Verstockten nicht genügen kann. Daß außerdem die bisherigen Ergebnisse der Menschenkreuzungen, zumal der weißen mit der schwarzen Rasse, nicht ermunternd sind, wurde in dieser Zeitschrift durch die verschiedensten Daten schon öfters dargelegt. Nach alledem läßt sich die Wahrscheinlichkeit einer großen Gefahr ausgedehnter menschlicher Rassenkreuzung nicht mehr in Abrede stellen, obgleich es bisher noch keiner exakten wissenschaftlichen Methode gelang, diese Gefahr klar zu beweisen.

Zusammenfassend stellen wir fest:

1. Die Hygiene und die Volkszüchtung sind zwei Dinge für sich. Die geringen indirekten Beziehungen, die sie zueinander haben, zeigen, daß sich die Hygiene und die Volkszüchtung z. T. ein wenig unterstützen, daß sie z. T. aber auch im Gegensatz zueinander stehen können. Auch bei gründlichster Durchführung der Hygiene ist nichts für die Erhaltung eines Volkes getan.

2. Die Fortpflanzungshygiene ist nur ein der Volkszüchtung beigeordneter Faktor. Auch durch die gründlichste Erforschung und Durchführung der Fortpflanzungshygiene ist die Erhaltung eines Volkes nicht garantiert. Die Fortpflanzungshygiene kann die Volkszüchtung vielleicht ein wenig unterstützen; eine Lebensbedingung des Volkes ist sie jedoch keinesfalls.

3. Die dauernde Erhaltung eines Volkes ist nur möglich durch Anwendung planmäßiger Volkszüchtung. Die Hauptforderungen solcher Volkszüchtung sind:

A. Qualitativ: Verhinderung der Panmixie
a) durch Erhaltung unserer ständischen Gesellschaftsordnung,
b) durch Familien- und Vererbungsforschung.

B. Quantitativ: Gesetzliche Bekämpfung des Geburtenrückganges, besonders der zu geringen Fruchtbarkeit der Tüchtigen.

C. Zur Aufhellung der Frage: Reinzucht oder Kreuzung?: Rassenforschung.



Berichte und Notizen.



Ein Notschrei der Fremdvölker Rußlands. Die Liga der Fremdvölker Rußlands hat folgendes Telegramm an den Präsidenten Wilson gesandt:

An den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika
Mr. Woodrow Wilson,
Washington.

Herr Präsident!

In dringender Not wenden wir uns an Sie, Herr Präsident, als an einen Vorkämpfer für Humanität und Gerechtigkeit, und durch Sie an alle Menschenfreunde, um Sie wissen zu lassen, welch schweres Schicksal unsere Volks- und Glaubensgenossen durch Rußlands Verschulden ertragen müssen. — Wir wenden uns durch Sie, Herr Präsident auch an Rußlands Verbündete, denn wir wissen, daß auch sie in ihrer Freiheitsliebe und ihrem Rechtsgefühl unsere Leiden unerträglich finden werden.

Wir Angehörige der fremdstämmigen Nationen und Religionsgemeinschaften Rußlands klagen die russische Regierung vor der gesamten zivilisierten Welt an und rufen um Hilfe, um Schutz vor Vernichtung!

Wir Finnländer klagen die russische Regierung an, unsere feierlich bestätigte Verfassung mit Füßen getreten zu haben. Finnlands Recht ist durch russische Gesetze, die in Finnland keine Gültigkeit haben, verletzt worden. Unsere staatliche Autonomie wird vernichtet, unsere Rechtsordnung zerstört. Der Landtag soll aus dem öffentlichen Leben vollständig ausgeschaltet werden; die einheimischen Sprachen werden verdrängt, die Verwaltung desorganisiert. Verfassungstreue Richter und Beamte werden in russische Gefängnisse gesperrt oder nach Sibirien verschickt.

Wir Balten waren jahrhundertelang des russischen Reiches zuverlässigste Untertanen. Als Dank wurden uns unsere Verfassung, unsere verbrieften Rechte geraubt. Die Bewohner des Landes wurden systematisch gegeneinandergehetzt. Während des Krieges hat das russische Heer unsere Wohnsitze verwüstet, geplündert und niedergebrannt. Viele von uns sind grundlos verdächtigt, wie Feinde ohne Rechtsspruch eingekerkert und ins Elend verschleppt worden.

Wir Letten haben von jeher dem russischen Staate viele bewährte Beamte gestellt. Wie sahen, wie unser Schulwesen vernichtet wurde. Die russische Regierung hat einen Geist des Hasses und der Feindschaft gegen Andersstämmige geschürt und dadurch Sittenlosigkeit gezüchtet. Obgleich wir freiwillig Legionen zur Verteidigung Rußlands stellen, ist ein großer Teil der lettischen Bevölkerung jetzt von Haus und Hof vertrieben, um im Innern des Reiches im Elend zu verkommen.

Wir Litauer haben durch den Bruch der im „Lithauischen Statut" gegebenen feierlichen Versprechungen unsere nationale Selbständigkeit verloren. Unser Glaube wurde verfolgt. Katholische Kirchen wurden gewaltsam in orthodoxe umgewandelt. Der kirchliche Landbesitz wurde geraubt. — Bildung und Aufklärung wurden gewaltsam verhindert und die litauische Muttersprache sollte ausgerottet werden; wer ein litauisches Gebetbuch besaß,

wurde mit Kerker oder sibirischer Verbannung bestraft. — Ein großer Teil des Landes wurde eingezogen und an russische Günstlinge verteilt oder zu Kronsländern gemacht. Jetzt hat die russische Armee große Teile unserer Bevölkerung gewaltsam ins Elend verschleppt und das früher wohlhabende Land verwüstet.

Wir Polen haben, seitdem wir unter russischer Herrschaft stehen, jahrhundertelang physische und moralische Qualen erlitten. Verfassungsbrüche und Zerstörung unseres staatlichen und nationalen Lebens kennzeichnen das Verhalten der „Schwesternation" Rußland! Um das von dem russischen Oberbefehlshaber in diesem Kriege gegebene Autonomieversprechen einzulösen, sind auch nicht die geringsten Schritte unternommen worden. Russische Truppen haben jetzt in sinnloser Weise unsere Gebiete verwüstet, geplündert und gebrandschatzt, die russische Regierung hat einen großen Teil unseres Volkes in die Fremde verjagt, und im Innern des Reiches leiden anderthalb Millionen Polen entsetzliche Not.

Wir Juden Rußlands sind geknechtet wie kein anderes Volk der Erde. Wir werden geistig und körperlich dem Siechtum überlassen. Wir werden am Besuch der Schulen und Universitäten gehindert. Zusammengepfercht in Ansiedlungsrayons, gab man uns steigender Verarmung und Verelendung preis. In barbarischen Progroms ließ man den Pöbel seine bestialischen Instinkte blutig an uns austoben. Durch den Krieg sind Hunderttausende von uns in die Fremde gehetzt worden nud viele Tausende sind dabei elend umgekommen. Unsere Wohnstätten sind ausgeplündert, und täglich verkommen unsere Volksgenossen im entsetzlichen Elend.

Wir Ukrainer sind unserer feierlich zugesprochenen Autonomie beraubt worden. Die Selbständigkeit unserer Kirche wurde vernichtet, unsere Sprache, die Sprache eines 30 Millionen zählenden Volkes, aus dem öffentlichen Leben und aus den Volksschulen verbannt. Kulturelle Vereine wurden mit Kriegsausbruch aufgehoben, die Presse verboten. In Galizien und der Bukowina kamen die Ausrottungsabsichten Rußlands unserem Volke gegenüber offen zum Ausbruch. Alles Ukrainische wurde verfolgt, Massenverhaftungen vorgenommen und die gewaltsame Russifizierung eingeleitet. Dabei hatte die russische Regierung die Stirn, sich als Befreierin Galiziens aufzuspielen.

Wir Muselmanen Rußlands, 25 Millionen, führen Klage über die an uns verübte Knechtung. Die Ausübung unserer Religion wird in ungesetzlicher Weise behindert. Politisch werden wir verfolgt. Unser Landbesitz ist uns geraubt worden, um russischen Günstlingen und Gewalthabern geschenkt zu werden. Die Entwicklung unserer Kultur wird behindert, überall unterliegen wir ungerechten Beschränkungen. Während des Krieges hat jede Gerechtigkeit aufgehört. Wir werden verfolgt und mißhandelt.

Wir Georgier, das größte Volk Kaukasiens, schlossen einst freie Verträge mit Rußland, die alle gebrochen worden sind. Unsere Dynastie, die Selbständigkeit unserer Kirche, unsere nationalen Einrichtungen wurden vernichtet. Unsere freien Bauern wurden enteignet, um russischen Bauern Platz zu machen. 1905-06 wurde unser Land verwüstet; russische Soldaten entehrten Frauen und Nonnen. Mit Kriegsausbruch wurden unsere Besten verschickt, unsere Provinz Abschara vollständig verheert. Hungernd, nackt und elend wurden über 50000 Menschen vertrieben und dem Untergang geweiht. —

So frevelt Rußland an uns, seinen eigenen Untertanen. Es hat jegliches nationale Leben unterdrückt, es hat unsere lebendigen Kulturen vergiftet. Sittenlosigkeit und Bestechlichkeit hat Rußland an die Stelle von Zucht und Ehrlichkeit gesetzt, andersgläubige Religionen verfolgt, Aufschwung und Bildungsdrang unterdrückt und die Verdummung seiner eigenen Untertanen angestrebt.

Jetzt aber, während unsere Brüder für Rußland bluten und sterben (die Finnländer sind davon befreit), jetzt hat die russische Regierung ihrer Beamtenschaft völlige Freiheit gegeben, um ihre Zerstörungswut an unseren Wohnstätten auszulassen.

Wir beklagen uns nicht über die durch die Kriegsoperationen hervorgerufenen Schäden. Aber wir beklagen uns über die sinnlosen Zerstörungen, die aus reiner Lust am

Raub und Mord und auf direkten Befehl verübt worden sind. Wir beklagen uns über die gemeinen Verdächtigungen eigener Untertanen, über das Einkerkern, Verschleppen, Verstoßen in Hunger, Elend und Not. Wir beklagen uns über das Hinsiechen und Sterben Tausender von Unschuldigen, von Greisen, Frauen und Kindern.

Wir haben nicht vergessen, daß Millionen unserer Stammesgenossen sich noch in russischen Händen befinden, daß ihnen der Mund verschlossen ist und sie die fürchterlichsten Qualen still dulden müssen. Wir kennen auch die Gewohnheit der russischen Regierung, an wehrlosen Verwandten und Stammesangehörigen Rache zu nehmen, wenn sie ihren Haß an denen nicht fühlen kann, die die Wahrheit sagen.

Wir können heute nichts für die Unseren tun. Gott schütze sie!

Aber wir wissen auch, daß niemand von den Unseren mehr den Versprechungen der russischen Regierung Glauben schenkt. Nie werden unsere Nachkommen das Martyrium vergessen, das Rußland über uns gebracht hat. Rußland hat Völker, die ihm zur Pflege anvertraut waren, geknechtet und verwahrlost und seine Macht dazu mißbraucht, um seine eigenen Untertanen zu martern und unseren Wohlstand auf Generationen hinaus zu vernichten. — So hat Rußland selbst uns von sich gestoßen!

Und es wird auch später die Verfolgung unserer Stammesgenossen fortsetzen und nicht ruhen, bis das Ziel: Ausrottung der Fremdvölker als Nationen erreicht ist.

Darum rufen wir: Helft uns! Schützt uns vor Vernichtung!

Liga der Fremdvölker Rußlands.

Konni Zilliacus. Samuli Sario. Baron Friedrich von der Ropp. Sylvio Brödrich. Lettische Gruppe in der Schweiz. Littauisches Comité in Bern. Dr. J. Saulys. A. Zmuidzinavicius. S. Kairys. Michael Lempicki, Mitglied der Duma. Waclaw Sieroszewski. L. Davidsohn. Dr. S. Zabludowski. Dmytro Donzow. Ukrainische Gruppe in der Schweiz. Kasy Abdul Rachid Ibrahim. Michel de Tseretheli.

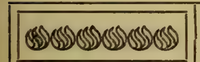
Stockholm, 9. Mai. Tel.-Adr.: Stockholm Nationliga.

Es fehlen in dieser langen Reihe der Ankläger nur noch die Irländer, Indier, Perser usw., dann wüßte man ganz genau, was die Entente der Händler und Räuber unter „Kultur", „Freiheit", „Menschenrechten" usw. versteht, und wie sie diese hehren Güter gegen die „deutschen Barbaren" schützt.

Sigfrid wider den Wurm. Deutschlands Feind ist nicht dieses und jenes Volk, sondern ein Ring von völlig seelenlosen, herzlosen, ehrlosen Geschäftsjobbern, welche die Unterjochung der ganzen Menschheit unter den einen Mammon beschlossen haben; Deutschland steht ihnen im Wege; um Deutschland wegzuräumen, haben sie von langer Hand alles vorbereitet und jetzt unter gewissenloser Ausnutzung der ungeheuren ihnen zur Verfügung stehenden Mittel heillose Begriffsverwirrung angestiftet und fast alle Völker der Erde in Wahnsinn gejagt. Diesem Teufelsgezüchte gegenüber steht Deutschland als Gottes Streiter: Sigfrid wider den Wurm, Sankt Georg, der Drachenbezwinger. . . Genau der gleiche Dämon der Niedertracht, der die anderen Völker unterjocht hat, war auch in Deutschland emsig am Werke; zehn Jahre später, und Gott hätte vielleicht auf Erden keinen Streiter mehr gefunden. Schon wandelte Deutschland am Rande des Abgrundes. . . Üble, verräterische Einflüsse waren am Werke, und ein großer Teil des deutschen Volkes blieb entweder stumpfsinnig oder ließ sich nach und nach auf die schiefe Ebene verlocken. Vielleicht wird einstens dieser Krieg als Deutschlands Errettung aus tödlicher Gefahr gepriesen werden. — Houston Stewart Chamberlain (Kriegsaufsätze 2).

Ein seltsames „Kulturprogramm", vor dem aber keinem angst zu werden braucht und das hier nur als ein für gewisse Kreise besonders kennzeichnendes „Zeichen der Zeit" beiläufig erwähnt sein soll, wird von Herrn Kurt Müller unter der Überschrift „Das Ziel" (Georg Müller, München), in Aussicht gestellt. Hans Landsberg schreibt darüber in Nr. 105 des „Tag": Dieses, von einer ganzen Reihe von Schriftstellern und Politikern,

unter ihnen Heinrich Mann, Alfred Kerr, Eduard David, Franz Werfel, Gustav Wyneken, vollzogene Kulturprogramm nennt der Herausgeber (Kurt Müller), der sich selbst das Schlußwort gibt, „Aufrufe zu tätigem Geist". In der Tat lebt als Grundgedanke dieses vielfältigen Buches, das unpolitische Friedensziele erörtert, die Idee einer Bewältigung der Materie durch den Geist: „Es wird darauf ankommen", sagt einer von dem hier vertretenen jüngsten Deutschland, Rudolf Kayser, „im Staate nicht nur den (organisierten) Schutz des geistigen Lebens zu sehen, sondern auch seine Tat." Der politische Zustand, die „undynamische Egoität" (so!) des staatlichen Daseins sei verdrängt durch die Möglichkeiten des Geistes, durch sein Werden und Wollen, Politik als die Stationen zur Realisierung des Geistes. Diese Forderung sei nicht nur ein Programm, das um Parteigänger wirbt. „Es gilt, nicht Fahnen zu entfalten, sondern die Revolutionierung einer Gesamtheit zu vollziehen, ihre gebundenen Kräfte zu erlösen und fruchtbar zu machen. . . . Wir waren stolz, Gedanken zu künden und ihnen Hymnen zu singen, doch, was uns fehlte, war stets die Tendenz zur Verwirklichung." Dieser Kulturpolitiker der Tat steht mit seinem Programm zwischen embryonalen Gedankengängen und den realen Linien einer kommenden deutschen Entwicklung, wie sie Gustav Wyneken, der bekannte Schöpfer der Wickersdorfer Schulgemeinde, ungemein deutlich formuliert. Er betont, daß nicht ein neuer Zeitgeist, ein vorübergehendes Aufjubeln ein Volk einen und erneuern kann, „sondern ein aus seinen dunkelsten und tiefsten Seelenkräften und seinen edelsten Anlagen hervorbrechender Wille". Der Rahmen dieses Buches ist weit genug gesteckt, um allen Individualitäten freien Spielraum zu lassen. Unsere Dichter schneiden vorläufig noch nicht günstig ab, und es wird sich darum handeln, auch sie aus Ideologen zu Realpolitikern zu machen." Man darf füglich gespannt sein, was für „Realpolitiker" aus diesen seltsam brauenden Nebeln hervorgehen werden, vorausgesetzt, daß die Lächerlichkeit sie nicht schon im Keime erstickt.



Bücherbesprechungen.



Kriegszeit. Betrachtungen eines Deutschen. Von Willy Pastor. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig. 164 S. Geh. M. 3, geb. M. 4.

Unter dem Titel „Kriegszeit" hat Willy Pastor eine Anzahl verschiedenartiger Themen zusammengestellt, die durch den Gedanken des Weltkrieges mit einander organisch verbunden sind. Zeitgeschichtliches findet sich hier neben Anregungen, die für die Zukunft von dauerndem Werte sein können. Im Sinne seiner früheren Werke betrachtet Pastor den Weltkrieg als planetarisches Ereignis, holt er aus den Urtiefen germanischer Vorzeit und Sage Parallelen zu den gegenwärtigen Erscheinungen herauf.

Wieder vermag aus den jetzigen Kämpfen ein germanisch bestimmtes Europa zu erstehen, wie das schon mehrfach, zuletzt im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschichtliches Ereignis gewesen ist (vergl. „Germanenzeit", S. 33). An Stil und Geist der alten isländischen Sagas erinnert den Verfasser die Berichterstattung des deutschen Hauptquartiers („Die Sage der Gegenwart", S. 15, auf Grund des Berichtes vom 27. August 1914). In dem Kapitel „die Ausweisung der Fremdwörter" (S. 58) greift Pastor auf Leibnizens unvorgreifliche Gedanken und Fichtes Reden zurück. In unseren Tagen hat H. St. Chamberlain — in diesem Falle ein Leibniz in erhöhter Potenz — die Losung ausgegeben: „Es gibt keine einzige Aufgabe, die so wichtig wäre, wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen. — Ohne Kenntnis der deutschen Sprache bleiben die Völker von höchster Kultur ausgeschlossen." (Kriegsaufsätze, S. 33.)

Ein besonders anziehendes Kapitel, das m. E. eine Erweiterung zu einem Buche verdiente, ist das dem Pferde gewidmete „Auch ein Kamerad" (S. 51 ff.). Seit Urzeiten „gehörten Mann und Roß zusammen und wußten einander zu schätzen". Die Gelehrten-

meinung, daß das Pferd als Haustier oder vor dem Streitwagen aus Arabien oder Ägypten stamme, sei in das Reich der Fabel zu verweisen, beide Formen seien rein nordischen Ursprungs; so zeige auch das dem vorchristlichen zweiten Jahrtausend angehörende Sonnenbild von Trundholm die von einem Pferde gezogene goldene Sonnenscheibe.

Pastors in die Zukunft weisenden Anregungen zielen auf eine Änderung des bisher geläufigen Geschichtsunterrichts hin. Der gegenwärtige Weltkrieg bringt in allen seinen Verzweigungen eine derartige Stofffülle, daß die bisherige Form des Unterrichts sich nicht als ausreichend erweist. Auf Grund der Vorstudien Hermann Grimms (Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie) schlägt Pastor die Einteilung des Geschichtsunterrichts in sechs Ringe vor. Die erste Geschichtszahl, die im ersten Ringe, der „Sexta", gelehrt werden solle, sei der 1. August 1914. Von hier aus solle man die deutsche Geschichte in den vier weiteren Ringen bis zur Völkerwanderung behandeln, und zwar so organisch, daß sich ein Ring in den andern fügt. Erst im sechsten Ringe „steht der Schüler vor den klassischen Kulturen, vor Hellas und Rom". Eine „Vorkostprobe" für einen solchen Geschichtsunterricht hat Pastor in dem Kapitel „der Schlagbaum" (S. 145) gegeben. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch diese Anregungen einer in Buchform erweiterten Ausführung wert sind.

Von den übrigen Kapiteln haben mich besonders angezogen: „Der heilige Hain" (S. 85), „Die Überwindung des Meeres" (S. 136), „Der deutsche Blick" (S. 140) und „Der Hohenzollerntag" (S. 161).

Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis, das für den Gebrauch des vielseitigen, anregenden Buches von Vorteil gewesen wäre. Die Leser mögen sich ein solches selbst anfertigen, sie werden sich so am besten von der Vielseitigkeit des Gebotenen überzeugen.

Th. Bieder.

Erzherzog Ludwig Salvator, Die Balearen. Zwei Bände und sein Lebensbild. Leipzig, Woerl, letzteres ein Auszug seiner Schriften von seinem verdienstvollen Verleger.

Der während des Krieges heimgegangene große Mittelmeerforscher, der beste Kenner der Balearen, hat auch politisch als Bindeglied mit Spanien gewirkt, was wir leider diplomatisch nicht ausgenutzt haben, so daß das von Frankreich ausgebeutete Spanien trotz aller Preßverhetzung jetzt als deutschfreundlich anzusehen ist. Der fürstliche Schriftsteller hat daran freilich nicht gedacht, sondern nur wissenschaftlich und biologisch seine Forschungen festgelegt, eine Fundgrube, auch künstlerisch für alle Studien Spaniens und des Mittelmeeres, dessen Weltrolle noch nicht ausgespielt ist, sich vielmehr wieder vertieft hat. Ehren wir den großen Gelehrten durch die Lektüre seiner Werke, die leider nur z. T. durch den Buchhandel, wie vorstehende, erhältlich sind. K. v. St.

Deutsche Hochschulzeitung. Das soeben erschienene zweite Februarheft dieser trefflichen, vom „Deutsch-akademischen Verlage" (Wien V.) herausgegebenen akademischen Zeitschrift enthält an wertvollen Aufsätzen u. a. eine von Universitätsprofessor Geheimen Medizinalrat Dr. Sommer verfaßte Übersicht über die Kriegstätigkeit der Landesuniversität Gießen, der er im ersten Kriegsjahre als Rektor vorgestanden hatte, ferner redaktionelle Beiträge zur Klärung der deutsch-magyarischen Beziehungen usw. Zahlreiche Mitteilungen von Tagesinteresse finden sich in den Spalten „Von deutschen Hochschulen", „Aus der Studentenschaft", „Sport und Körperpflege", „Akademische Standesfragen", „Akademische Kulturarbeit", „Umschau", „Schrifttum" und „Kunst". — Der Bezugspreis dieser reichhaltigen Hefte beträgt halbjährlich nur 6 Kronen (5,10 M.) Probehefte unberechnet vom „Deutsch-akademischen Verlag", Wien V., Wehrgasse 27.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 26. 5. 16.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 4 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die Freiheit, die *wir* meinen.

Vom Herausgeber.

Schon im letzten Maiheft war bei Gelegenheit der Kennzeichnung heldischer und händlerischer Staatskunst von der Freiheit, wie sie der heldische Geist meint, im Gegensatze zur Freiheit der Händler und Räuber die Rede. Ein in der Welt viel herumgekommener deutscher Admiral schrieb mir mit Bezug darauf wie folgt: „Ihre Abhandlung hat mich in so hohem Grade befriedigt und erfreut, daß ich den Mut zu einer Anregung finde. Die Welt hält uns für ein unfreies Volk, und da ich diese Außenwelt einigermaßen kenne, so weiß ich, wie sehr uns diese irrige Ansicht schadet, selbst in den Augen solcher Nationen, die gerne anders über uns denken würden. Sie scheinen mir berufen, dieser Welt, vor allem aber uns selbst den großen Dienst zu erweisen, die ‚deutsche Freiheit' oder die Freiheit, die wir meinen, auf eine verständliche Formel zu bringen. Freilich, ‚verständlich' ist ein inhaltschweres Wort, wenn es auf fremde Köpfe angewendet werden soll. Aber schon ein Versuch ist des Schweißes der Edelsten wert."

Man kann sich vorstellen, wie gern ich dieser Anregung folge, besonders auch deshalb, weil unsere Feinde noch immer die krampfhaftesten Anstrengungen machen, um nicht nur uns selbst als ein unfreies, verknechtetes Volk zu verleumden, sondern uns auch die Absicht der Verknechtung anderer Völker, ja der ganzen Welt unterzuschieben. Man erinnert

sich noch, wie Herr Edward Grey sich gegenüber dem Berichterstatter eines großen amerikanischen Blattes zu äußern für vorteilhaft fand, wie er alle Völker, einschließlich des deutschen! englischen und angloamerikanischen! Volkes als durch den preußischen „Militarismus" bedroht und als dringend befreiungsbedürftig von diesem hinstellte! „Haltet den Dieb!" sagte der Dieb und machte sich selbst mit den anderen zur Verfolgung des vermeintlichen Diebes auf. Es war eine Heuchelei und Augenverdrehung, die in ihrer Widerwärtigkeit nur noch durch die frömmelnden Bemühungen des Präsidenten Wilson[1]) um „unsere Seele" übertroffen wurde.

Unsere amtliche und halbamtliche Presse, zu der ja jetzt auch das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" gerechnet werden, ist leider jenen niederträchtigen Brunnenvergiftungen nicht mit der Entschiedenheit und Geschicklichkeit entgegengetreten, von der allein eine große und heilsame Wirkung zu erwarten war. So ist leider der üble Eindruck, den jener wohlberechnete Vorstoß händlerischer Täuschungspolitik bei den eigentlichen und uneigentlichen Neutralen zurückgelassen hat, keineswegs verwischt oder gar in das Gegenteil verkehrt worden. Er wird also weiter um sich fressen und die Anbahnung eines für uns und alle wirklich Neutralen nützlichen Friedens weiter erschweren.

Ich weiß nun nicht, ob die Aufklärung, die ich im folgenden über die wahre und die falsche Freiheit zu geben versuchen werde, noch etwas nützen kann, da ja wohl unsere offiziöse Presse wieder daran vorbeigehen wird. Das soll mich aber nicht abhalten, dennoch der Anregung des wackern deutschen Admirals zu folgen.

Über das Wesen der Freiheit sind bekanntlich von Denkern wie von Dichtern zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern die verschiedensten Ansichten geäußert worden. Man kann von der Freiheit der Völker in gewissem Sinne dasselbe sagen, was von der Frau gilt, um die es ja für den zunächst Beteiligten, den Ehemann, am besten steht, wenn von ihr in der Öffentlichkeit am wenigsten geredet und geschrieben wird. Von seinem ruhigen und sichern Besitze spricht der Mensch nicht, wohl aber von dem, den er nicht hat und den er gerne haben möchte. Auch täuscht er gern sich selbst über seine Mängel und Gebrechen hinweg, oder läßt sich von andern gern darüber hinwegtäuschen Als der edle deutsche Dichter Max von Schenkendorf 1813 sang:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild." — —

da stand es um die Freiheit bei uns in Deutschland schlecht. Man warb um sie, wie um eine Braut, die man nicht besaß, aber heiß begehrte.

[1]) Das Widerwärtigste aber war, daß bei uns selbst, im eigenen Lande, ein Maximilian Harden („Der wahre Wilson", Zukunft vom 6. Mai) jene heuchlerischen Augenverdrehungen mitmachen durfte!

Noch viel, viel schlechter jedoch steht es um die Freiheit da, wo, wie in den Ländern der „westlichen Kultur", aus der hehren Himmelsgöttin eine gemeine Straßendirne geworden ist, die sich für Geld jedermann, dem Proletarier wie dem Millionär — letzterem natürlich viel lieber als ersterem — preiszugeben bereit ist und die eine gewisse Presse gar nicht laut genug rühmen und preisen kann.

Wir in Deutschland sind noch nicht so weit; aber es gibt Leute bei uns, die es gerne dahin bringen möchten. Sie sprechen von einem „Anschlusse an die westliche Kultur", von einer „Verständigung" mit England, Frankreich, Amerika usw., ohne daß seitens der geknebelten öffentlichen Meinung mit einem „heiligen Kreuzdonnerwetter" dazwischen gefahren werden darf. Sind wir wirklich auch schon, wie die westlichen „Kulturvölker", reif für die Mammonsknechtschaft? Gibt es keine Rettung mehr aus diesem drohenden Verderben? Diese Fragen sind auch schon bei uns so bitter ernst, daß sie ernsteste Beachtung verdienen. Versuchen wir zunächst, uns nach bestem Wissen und Gewissen alle mit der Freiheit zusammenhängenden wichtigen Fragen von unserem biologischen Standpunkte aus zu beantworten.

Nach dem Prinzip der Arbeitsteilung und zugleich zur Klärung der ganzen Sachlage wollen wir dabei erstens eine geistige, zweitens eine sittliche, drittens eine politische, viertens eine wirtschaftliche Freiheit unterscheiden. Die Händler, Gaukler und Gauner lieben es zwar, alle diese verschiedenen Arten der Freiheit durcheinander zu werfen und von der „Freiheit" schlechtweg als wie von einer einzigen, unteilbaren Sache zu sprechen. Aus den unmittelbar vorausgegangenen Heften wissen wir jedoch, daß die bei ihrer sogenannten „Volksaufklärung" stets auf Täuschung, Verdrehung, Verdunkelung, Verwirrung ausgehende händlerische Politik diese Methode absichtlich anwendet. Eben darum wollen wir hier die genau entgegengesetzte Methode befolgen.

Was zuerst die geistige Freiheit anbelangt, so ist diese ihrem Ursprunge nach die erstgeborene und (auf der Höhe ihrer Entwicklung) dem Gebrauche nach die am wenigsten beschränkte, ja manchmal (bei gewissen Persönlichkeiten) absolut herrschende Tochter der menschlichen Kultur.

Man werde bei dem jetzt vielfach anrüchig gewordenen und Übelkeit erregenden Worte „Kultur" nicht stutzig. Ich meine damit, wie hier stets, nicht die in Fäulnis übergegangene Überkultur, also nicht die unter sich herunter, sondern die über sich hinaus gekommene Natur. In diesem Sinne verstanden, sind alle Arten von wirklicher, nicht bloß eingebildeter Freiheit — das will ich hier gleich vorausschicken — keine Naturprodukte, sondern in des Wortes bester Bedeutung kulturelle Erzeugnisse. Wenn also Schiller im „Eleusischen Fest" singt:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott",

so ist das eine „poetische Lizenz", die bei dem damaligen Standpunkte der Naturwissenschaft, insbesondere der Biologie, verziehen werden muß. Überdies setzt Schiller auch sofort einschränkend hinzu:

„Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot."

In der Tat, so ist es: wir wissen jetzt, daß es für die in der wilden Natur ganz auf sich selbst angewiesenen Geschöpfe alles andere eher gibt, als Freiheit, daß sie, zumal wenn sie in der „Wüste" leben, dem Zwange der Umstände, den Sorgen um die Selbst- und Arterhaltung härter, fühlbarer unterworfen sind, als irgendeine Kulturart, sei sie Pflanze, sei sie Tier, sei sie Mensch.

Nur aus Irrtum oder Täuschungsabsicht kann man also von der Freiheit als von einem „Naturrecht" sprechen. Jede Art von wahrer Freiheit will vielmehr — das wird bald erschreckend klar werden — durch ehrliche Kulturarbeit erworben und gegen die sie beständig umlauernden Feinde verteidigt werden. Dies wollte ich gleich vorausschicken. Kehren wir jetzt zum Ausgangspunkte zurück.

Wie jede Art von Freiheit beginnt vor allen die geistige Freiheit mit der Herrschaft des Menschen über die Natur, sowohl die Natur in ihm wie außer ihm, also mit dem Geltendmachen des bewußten Ich neben den unbewußten Trieben, der vernünftigen Überlegung neben dem — freilich keineswegs immer unvernünftigen — Instinkte. Diese Freiheit war anfangs dem Umfange, den Möglichkeiten des Gebrauchs nach recht beschränkt. Auch waren es immer nur besonders hervorragende Persönlichkeiten, in denen sie zuerst als Gegenwirkung, als „Reaktion" gegen den harten Zwang der Naturgesetze zuerst erwachte. Der Durchschnitt oder gar der Unterdurchschnitt blieb hinter ihnen bezüglich des Maßes der geistigen Freiheit stets zurück und war damit auch ganz zufrieden. Es kam ihm, dem Durchschnitt, gar nicht in den Sinn, selbständig zu denken und anders, als das Beispiel seiner geistigen Führer lehrte, handeln zu wollen. Es war ja noch niemand da, der ein Interesse daran hatte, ihm seine geistige Inferiorität besonders sichtbar und (heuchlerisch) zum Vorwurfe zu machen. Es gab darum auch keinen ungesunden, sich auch auf den Unbegabten erstreckenden geistigen Bildungszwang. Es hatte jeder die Freiheit, auf seine Weise glücklich zu werden und zu bleiben.

Die ersten Folgen des frei gewordenen, zum selbständigen Denken, zum Selbstbewußtsein erwachten Menschengeistes waren gewisse, wenn auch noch rohe technische Erfindungen: die ersten Werkzeuge zur Ausübung der Jagd und Fischerei, später zum Ackerbau wie überhaupt zur Überwindung der Nahrungssorgen, zur Sicherung, Erleichterung, Verschönerung des Lebens. Es ist selbstverständlich, daß alle diese Kulturfortschritte von einzelnen, in irgendeiner Hinsicht geistig hervorragenden Persönlichkeiten ausgingen, und daß der Durchschnitt sie nur mehr oder weniger geschickt

nachmachte. Genau so ist es ja, mögen die schmeichlerischen Hofleute des Königs Demos es noch so sehr leugnen, auch noch heute, nur daß es sich jetzt um viel weniger einfache Dinge handelt. Man hätte also zweifellos schon damals, genau so wie heute, einen kriegerischen und einen friedlichen, einen die Kultur schützenden, also dadurch erst ermöglichenden und einen kulturschöpferischen (Forscher-, Erfinder-, Künstler-) Geist unterscheiden können. Wie heute, so konnte auch damals das Gute und Schöne nur im Schutze des Starken und Mächtigen erblühen, sich der ungestörten Betätigungs- und Entwicklungsfreiheit erfreuen.

Der zum Selbstbewußtsein erwachte kriegerische Geist, der erste „Stolz“, das erste Freiheits- und Machtgefühl des zum Menschen gewordenen Vormenschen richtete sich anfangs wohl nur gegen die von Natur stärker ausgestatteten Lebewesen, gegen die großen Raub- und Beutetiere. So unfrei, so ängstlich der Mensch sich zuerst diesen wilden Geschöpfen gegenüber gefühlt haben mag, so wurde er doch mit dem Fortschreiten der Kultur immer freier, mächtiger, und der Grad der jetzigen Freiheit und Macht diesen großen und starken Tieren gegenüber wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß dieselben jetzt, wenigstens da, wo die höchstentwickelte Kulturmenschenart die wilde Natur beherrscht, zu ihrer Erhaltung geradezu des Schutzes bedürfen. Aus dem ursprünglich Unterworfenen ist also mit der Zeit ein in dieser Beziehung absoluter Herr geworden.

Als dann an die Stelle der Jagdtiere immer mehr die vom Menschen geschützten, ja geradezu gezüchteten Weidetiere traten und der Lebensspielraum für die innerhalb gewisser natürlicher Grenzen sich immer stärker vermehrenden Menschenhorden — vergl. voriges Heft, S. 114 — immer enger wurde, wurde auch für den Menschen die Notwendigkeit des Schutzes seiner Freiheit gegen seinesgleichen immer mehr fühlbar. Wollte er jetzt wenigstens unter seinesgleichen im engern Sinne, d. h. unter seinen Familien-, Sippen-, Stammes-, Volksgenossen vergleichsweise frei, d. h. sicher, ruhig und zufrieden leben, so mußte hier die persönliche Freiheit des Einzelnen, soweit sie zu Ausartungen geneigt war, in gewissem Maße eingeschränkt werden, und zwar, soweit das durch stillschweigend anerkannte Gewohnheit geschah, nannte man es Sitte, soweit es durch laute, öffentliche Übereinkunft in ganz bestimmter Weise festgesetzt und durch öffentliche Strafen bedroht wurde, nannte man es Gesetz, mochte es auch zunächst noch nicht geschrieben stehen. Darunter verstand man damals natürlich nichts weiter als das Mindestmaß der guten Sitte.

Falls das alles von innen heraus, durch freie (von außen nicht aufgezwungene) Übereinkunft vor sich ging, konnte man mit vollem Rechte von einer sittlichen und gesetzlichen Freiheit sprechen. Nur Irrtum oder Verleumdung hätte das Unfreiheit, Zwang nennen können, auch wenn es für manche zu Ausartungen besonders Geneigte als Zwang empfunden wurde.

Das hätte damals, zu Beginn dieses Kulturfortschrittes (vergl. voriges Heft, S. 114—115), nur für einzelne anderswohin versprengte Mitglieder von Räuberbanden in Betracht kommen können, denn da diese nur ihre bandenhaften (von ordentlich lebenden Menschen als Unsitte und Unzucht empfundenen) Sitten und Gesetze kannten, so hätten nur sie jene Sitten und Gesetze als Zwang, als Unfreiheit verleumden können. Unter ordentlich lebenden Menschen aber mußte sie jeder (sich als Glied des Ganzen Fühlende) als sittliche und gesetzliche Freiheit betrachten, und diese Art von Freiheit wird da, wo sie zuerst entstand und gegenüber fremden Eindringlingen behauptet wurde, auch reiner und schöner gewesen sein, als sie in der heutigen Zeit des (den Händlern und Räubern zu Gefallen) geduldeten Rassen- und Völkermischmasches gewöhnlich ist.

Vielleicht schon mit der sittlichen, jedenfalls aber mit der gesetzlichen Freiheit standen die ordentlich lebenden Menschen schon mitten in dem, was man heutzutage politische Freiheit nennen müßte, leider aber vielfach nicht nennt; denn sittliche, jedenfalls aber gesetzliche Ordnung kann nur durch eine feste politische Organisation, gleichviel welcher Art, geschaffen und erhalten werden. Es kann also der Begriff der politischen Freiheit wahrheitsgemäß nur darin gesucht werden, daß gewisse, von Natur und Kultur gleiche oder ähnliche Rassen, Stämme, Völker oder wie man es nennen will, nach den von ihnen selbst gegebenen bezw. in ihrer geschichtlichen Entwicklung entstandenen Sitten und Gesetzen leben können. Von Unfreiheit, Zwang hätte hier nur die Rede sein können, wenn kriegerische oder friedliche Eroberer fremder Natur und Kultur ihre fremden Sitten und Gesetze dem betreffenden Volke auferlegt hätten. Wäre das aber nicht der Fall, hätten sich Fremde nur eingeschlichen, dann könnten in dem betreffenden Gemeinwesen nur sie von politischer Unfreiheit sprechen. Und wenn sie dann von ihrem Wirtsvolke verlangten, daß es die Freiheit, die sie meinen, bei sich einführen, d. h. die Schutzwehren seiner Freiheit beseitigen soll, so wäre das eine Unverschämtheit, für die ein Fußtritt und Hinauswurf die allein richtige Antwort wäre.

Man ersieht schon hieraus, und es wird sich aus dem Folgenden noch deutlicher herausstellen, wie einfach, wie leicht begreiflich alle mit der Freiheit zusammenhängenden Dinge selbst für den Ungebildeten, im Denken wenig Geübten sind, wenn man nur den ehrlichen Willen hat, sie wirklich klar zu legen und sie nicht absichtlich verdunkeln, verdrehen, entstellen will. Das geschieht aber von den Händlern, Gauklern und Gaunern im Interesse der Freiheit, „die sie meinen".

Ebenfalls, wenn auch ohne Absicht, wird der Begriff der Freiheit verdunkelt, verwirrt von verstandes- oder willensschwachen Menschen, die, weil sie selbst nichts klar zu erkennen und zu wollen, zu lieben und zu hassen vermögen, die menschliche Freiheit überhaupt leugnen. Sie haben natürlich recht, denn für solche Menschen gibt es in der Tat keine Freiheit.

Ähnlich verhält es sich mit gewissen, hoffnungslos verbildeten gelehrten Leuten, die sich „Philosophen" nennen, aber nur Philosophaster sind. Auch sie versuchen die menschliche Freiheit aus der Welt zu schaffen. Sie „eskamotieren" sie — wie die Taschenspieler ganz handgreifliche Gegenstände vor den Augen des Publikums — durch mehr oder weniger verstiegene Dialektik weg. Imponieren können sie damit freilich nur demjenigen, der die papierne, manchmal gar nur spinnenwebhafte Natur ihrer Argumente nicht näher prüfen kann oder mag. Von Hieb- und Stichhaltigkeit, wie sie für ehrenwerte politische Zwecke überhaupt nur in Betracht kommen, kann bei solchen Argumenten natürlich noch viel weniger die Rede sein.

Für die Politik sind denn auch solche philosophastrischen Spintisierereien ganz ungefährlich. Nicht so verhält es sich mit jenen Verdunkelungen, Verschleierungen, Verwirrungen, die gewisse Händler, Gaukler und Gauner mit dem Begriff der Freiheit vornehmen oder von ihren bezahlten Mitläufern vornehmen lassen. Sie verstehen unter „Freiheit" stets das, was ihnen, einzeln oder in Banden vereinigt, die Beherrschung und Ausbeutung der ordentlich lebenden Menschen ermöglicht. Dagegen nennen sie, wie schon im Maiheft S. 61 bemerkt, alles das, was sie dabei als unübersteigliche und unumgehbare Schranke empfinden, „Knechtschaft", „unwürdige Beschränkung der persönlichen Freiheit". Auch sie haben natürlich von ihrem Standpunkte aus recht, denn für sie ist in der Tat Unfreiheit, Zwang, was für ordentlich lebende Menschen eine Wohltat, ein Schutz ihrer eigenen Freiheit ist. Selbstverständlich muß dieser Schutz den Bedürfnissen der Zeit, den Fortschritten der geistigen, sittlichen, materiellen Kultur angepaßt, also von Zeit zu Zeit verbessert oder vollständig erneuert werden. Geschieht das nicht, dann kann aus Vernunft Unsinn, aus Wohltat Plage werden. Auch müssen zum öffentlichen Schutze der sittlichen und gesetzlichen Freiheit gegenüber ihren Bedrohern an die entscheidenden Stellen die rechten Männer gesetzt werden. Verknöcherte Bürokraten und weltfremde Ideologen eignen sich dazu nicht. Sie können das ruhigste, bestgesinnte Volk zum Aufruhr bringen, mindestens den falschen Freiheitspropheten die Verführung erleichtern.

Selbstverständlich werden diese falschen Propheten einen solchen Zustand oder eine solche Verwaltung des Gemeinwesens zum willkommenen Anlaß nehmen, um gegenüber der zum Zwange gewordenen, verknöcherten, vergreisten Freiheit der ordentlich lebenden Menschen die Freiheit, die sie meinen, verblenderisch vorzugaukeln. Sie werden dann auch Dumme oder Verärgerte genug finden, die auf diesen Leim gehen und sich die händlerische Freiheit aufschwatzen lassen. Im letzten Maiheft sagte ich darüber folgendes:

„In diesem Falle wird aber die händlerische Staatskunst nicht etwa nach einer ‚Reform', einer Verbesserung, Verjüngung, Höherentwicklung des heldischen Staatswesens schreien lassen — eine solche Verbesserung,

Verjüngung oder Höherentwicklung liegt ja gar nicht im händlerischen Interesse —, sondern sie wird das Staatswesen von oben nach unten abzubauen und, wenn es sich durchaus nicht ihrem Interesse fügen will, zu zerstören trachten. Und selbst für dieses Staatsverbrechen findet sie auch unter den nicht händlerisch Interessierten gewöhnlich Mitläufer und Helfershelfer genug. Die Torheit der Menschen ist eben gerade in politischer Hinsicht nur zu groß. Zur Entschuldigung mag es dabei freilich dienen, daß eine Staatswissenschaft und Staatskunst im heldischen Sinne bis jetzt noch gar nicht in reiner Ausprägung existiert hat. Was bis jetzt unter dem Namen ‚Staatskunst' gelaufen ist und noch läuft, war und ist eine mehr oder weniger unklare Mischung von heldischen und händlerischen bezw. räuberischen Bestandteilen. Gerade das ist es aber, was eine reinliche Scheidung und — Entscheidung zwischen den beiden nach Weg, Maß und Ziel völlig entgegengesetzten Künsten verhindert hat. Darum konnte auch das heldische Staatswesen bisher niemals zur vollen Höhe seiner Entwicklung kommen, selbst wo das geeignete Menschenmaterial dazu vorhanden war. Es wurde immer schon vorher im Geiste, im Haupte vergiftet, und das mußte zuletzt auch die von Natur gesündesten, stärksten Glieder krank und schwach machen."

So ist es in der Tat, wie die Geschichte lehrt, bisher immer gekommen. Die auf heldischer Grundlage aufgebauten Staatswesen der ordentlich lebenden Menschen blieben nur solange frei, d. h. im Innern und nach außen hin unabhängig, als der Schutz gegen innere und äußere Feinde den Ansprüchen der Zeit genügte. Die betreffenden Völker gelangten dadurch in allen ihren Schichten zu Wohlstand, Glück, Zufriedenheit, entwickelten sich geistig, sittlich, wirtschaftlich zu hoher Blüte. Aber gerade diese Blüte wurde den betreffenden Völkern gewöhnlich zum Verhängnis. Die von keinem Feinde in ihrer Freiheit bedrohte Bevölkerung entartete, die einen wurden übermütig, sorglos, die anderen bequem, träge. Es entwickelten sich Laster, zwar nicht solche, wie sie die Händler und Räuber haben, aber andere, die dem Gemeinwesen auf die Weise gefährlich wurden, daß sie den Händlern und Räubern den friedlichen oder gewaltsamen Einbruch ermöglichten und den begonnenen Verfall, wenn nicht noch rechtzeitig Rettung erfolgte, vollendeten.

Wie diese Gefahren zu vermeiden sind, steht hier nicht zur Erörterung. Diese Frage bedarf einer besonderen Beantwortung, die darauf ausgehen müßte, welche Staatskunst ein auf heldischer Grundlage aufgebautes Gemeinwesen vor Verfall bewahren und, wenn er trotzdem eingerissen, davon erretten kann. Das wird später einmal, soweit es nicht schon geschehen ist, erörtert werden. Hier handelt es nur darum, den Begriff der Freiheit in seinen besonderen Verzweigungen klar darzulegen. Das ist hinsichtlich der geistigen, sittlichen, politischen Artung und — Entartung geschehen. Es bleibt nun noch das genauer zu untersuchen, was unter

wirtschaftlicher Freiheit von dem einen und von dem anderen Standpunkte aus zu verstehen ist.

Ordentlich lebende Menschen verstehen darunter die Möglichkeit und verhältnismäßige Sicherheit eines ehrlichen Erwerbs für jeden, der ehrlich arbeiten oder sich sonst irgendwie rechtschaffen betätigen will. Sie wünschen also eine wahrhaft sittliche und gesetzliche Ordnung des Erwerbslebens, derart, daß jeder, der neben seinesgleichen bestehen will, nicht gezwungen ist, auf unsittliche oder auch nur unschöne Art seinen Beruf zu betreiben. Aber nicht nur den Zwang zur Unehrlichkeit oder Unlauterkeit empfindet der zum ordentlichen Leben neigende Mensch als eine unwürdige Freiheitsbeschränkung. Schon die Notwendigkeit einer übermäßigen, die Gesundheit schädigenden Anstrengung auf der Seite der Ehrlichen, und die Möglichkeit eines allzu leichten, ohne besondere Anstrengung oder geistige Begabung zu erreichenden hohen Gewinnes auf der Seite der Skrupellosen ist ein Zustand, der weder als sittliche noch als gesetzliche Ordnung bezeichnet werden kann. Ebenso gehört es zum Mindestmaß der sittlichen, also der gesetzlichen Ordnung, daß jeder, der seinen gewerblichen Beruf einwandfrei betreibt, nicht zu fürchten braucht, daß er um das Seinige, wenn auch nur indirekt, auf Ummwegen und nicht auf einmal, sondern allmählich gebracht werden kann. Es ist in der Schlußwirkung ganz gleichgültig, ob einem ordentlich lebenden Menschen das Seinige direkt oder indirekt, auf einmal oder allmählich gestohlen, geraubt werden kann. Wie das Gesetz vor dem direkten Raub und Diebstahl, so muß es auch vor dem indirekten schützen. Wo das nicht der Fall ist, da kann von wahrer Freiheit nicht die Rede sein, da steht der ehrliche Mensch unter unwürdiger Knechtschaft. Wie diese zu beseitigen wäre, steht hier nicht zur Abhandlung, ist eine Aufgabe, die später, bei Gelegenheit der wirtschaftlichen Neuordnung, zu lösen versucht werden muß.

Daß wirtschaftliche Freiheit mit wirtschaftlicher Selbständigkeit, falls diese einigermaßen gesichert ist, eher bestehen kann, als mit wirtschaftlicher Unselbständigkeit, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Beschützer der wirtschaftlichen Freiheit, also die staatlichen Organe, werden es darum als ihre besondere Pflicht betrachten müssen, die Zahl der selbständigen und sichern Existenzen möglichst zu erhöhen, jedenfalls dafür zu sorgen, daß diese Zahl nicht willkürlich, ohne daß die Interessen des Ganzen es gebieterisch erfordern, vermindert wird. Der Staat verschafft sich dadurch auch zugleich die besten und zuverlässigsten Stützen seiner Macht im Innern und nach außen hin. Ebenso ist davon der Geburtenüberschuß an wirklich tüchtigen, kulturfördernden — nicht kulturausbeutenden oder Werkzeuge der Ausbeutung liefernden — Bevölkerungselementen in erster Linie abhängig. Es ist aber recht bezeichnend, daß die händlerische Machtpolitik, die sonst so viel von „Freiheit" redet, sich gerade der wirtschaftlichen Freiheit, soweit diese durch eine möglichst große Zahl selb-

ständiger und sicherer Existenzen bedingt ist, feindlich gegenüberstellt und alles auf Großbetrieb, ja auf Riesenbetrieb, selbst da, wo das gar nicht nötig ist, hinausspielen will. Hier wird der Pferdefuß des Teufels für jeden nicht ganz Blinden deutlich sichtbar.

Aber nicht nur im Innern, auch nach außen hin will die händlerische Machtpolitik wirtschaftlich möglichst viel — Abhängigkeit, also das Gegenteil der Freiheit. Der soweit als möglich geschlossene Wirtschaftsstaat ist ihr ein Greuel, denn in einem solchen bleibt dem Händler gewöhnlich nichts anderes übrig, als dem Ganzen zu dienen; die Ausbeutung der ordentlich lebenden Menschen ist ihm da, falls er nicht der „Staat" selbst ist, d. h. diesen absolut beherrscht, wie etwa in Amerika, nicht möglich. Auch hier zeigt es sich, was es mit der „Freiheit", wie sie der Händler meint, im Grunde auf sich hat. Er will im Kriege die Möglichkeit haben, die unbotmäßigen Völker wirtschaftlich zu erdrosseln, „auszuhungern", wie man jetzt so schön sagt. Er sucht aber natürlich seine Herrschaftsgelüste durch die Vorspiegelung eines „Zwangs zur Friedensliebe" für die wirtschaftlich voneinander hoffnungslos abhängigen Völker mit Humanitätsphrasen zu verheucheln. Daher schreibt sich auch sein Haß gegen den „Nationalismus" und „Militarismus" als eines angeblich „rückständigen", „zu überwindenden" politischen „Knechtschaftssystems" einerseits und seine „schwärmerische" Vorliebe für den „Pazifismus" andererseits. Natürlich findet er dumme Gimpel genug, die auf seinen Leim einfallen.

Man ersieht aus alledem, daß die wirtschaftliche Freiheit, wie sie die ordentlich lebenden Menschen meinen, und die wirtschaftliche Freiheit, wie sie die Händler und Räuber meinen, miteinander absolut unvereinbar und unverträglich sind. Ein Staatswesen kann also nicht gleichzeitig die eine und die andere Freiheit beschützen wollen. Es muß sich für eine von beiden entscheiden, und was das für eine sein muß, das kann für ein auf heldischer Grundlage aufgebautes Gemeinwesen nicht zweifelhaft sein.

Das Verhalten des Staates zur wirtschaftlichen Freiheit in dem einen oder in dem anderen Sinne ist aber ein noch viel engeres, als es hiernach schon ersehen werden kann. Die besondere Form und die gesamte Regierungsweise des Staates, also nicht nur sein Wirtschaftskörper, auch seine soziale und politische Verfassung sind davon abhängig, ob die eine oder die andere Freiheit geschützt werden soll. Die Freiheit der ordentlich lebenden Menschen kann nur durch ein organisch gegliedertes, ständisch abgestuftes Gemeinwesen heldischer Art geschaffen und erhalten werden. Umgekehrt werden die Händler- und Räuberbanden nur dann imstande sein, die Freiheit, die sie meinen, von ihrem Schutzstaate zu erzwingen und diesen so geradezu in ihren Dienst zu stellen, wenn sie an Stelle der ständischen Verfassung mit monarchischer oder aristokratisch-oligarchischer Spitze ein bandenhaft organisiertes, in verschiedene einander bekämpfende Parteien zerspaltenes, plutokratisch regiertes Ge-

meinwesen zu setzen vermögen. Natürlich ist das nur durch einen auf revolutionärem Wege teilweise oder vollständig erzwungenen Abbau des ursprünglich ständischen Gemeinwesens möglich. Ob diese absolute plutokratische Herrschaft demokratisch oder oligarchisch, republikanisch oder monarchisch — — maskiert wird, ist für ihr innerstes Wesen vollkommen gleichgültig. Das Staatsoberhaupt, ja selbst das Parlament und die Minister als dessen Mehrheitsausschuß sind in diesem Falle nichts weiter als repräsentative, höchstens exekutive Werkzeuge, also bessere Lakaien bezw. Zuhälter der bandenhaft organisierten Händler und Räuber, der plutokratischen Oligarchie teils nationaler, teils internationaler Zusammensetzung, wie das ja die „westliche Kultur" so schön vorgemacht hat.

Über diese Dinge muß sich jeder klar sein, der heutzutage über das Wesen der wahren und der falschen, der heldischen und der händlerischen Freiheit überhaupt mitreden will. Soweit ist aber leider die öffentliche Meinung, worauf schon im vorigen Hefte hingewiesen wurde, selbst bei uns in Deutschland noch nicht geklärt. Spätere Geschichtsschreiber werden Mühe haben sich vorzustellen, wie es möglich war, daß eine für klar denkende und vernünftig wollende Menschen so offen zutage liegende Täuschung, wie es jener händlerische Freiheitsschwindel ist, solange unentdeckt bleiben konnte, ja, daß es erst des größten und furchtbarsten aller Kriege bedurfte, um wenigstens einen Teil der Menschheit aus der Hypnose zu rütteln. Ist es doch selbst für uns Zeitgenossen, vor deren sehenden Augen sich die entscheidenden Entwicklungen abgespielt haben, nicht leicht, ohne Kopfschütteln darüber nachzudenken. Vielleicht ist die Sache so zu erklären, daß es noch niemals in solchem Maße, wie heutzutage, möglich war, den Massenbetrug demokratisch zu maskieren, weil die Mittel der Hypnose und Suggestion noch niemals so bequem, versteckt und sicher zu handhaben waren, wie im heutigen Zeitalter der Druckerpresse und allgemeinen Schulbildung. Dazu kommt noch eine ins Märchenhafte gehende allgemeine Duldsamkeit für alles noch so Verbrecherische und Gewissenlose, falls es nur vor dem „Volke" sein „Gesicht", wie der Chinese sagt, zu wahren vermag. In früheren Zeiten war die Kluft zwischen dem Volke und den tonangebenden Klassen, wenn nicht gemüthaft, so doch hinsichtlich der Geistesbildung weit größer. Auch hatten diese Klassen, ähnlich wie Eltern vor den Kindern, noch eine gewisse Scham und Scheu, ihre Schwächen und Gebrechen vor dem Volke zu entblößen. Sie hielten, wie man sagt, etwas auf sich, wenn auch manchmal nur äußerlich. Das eigentliche Volk, die arbeitende Klasse und der Mittelstand, blieb darum trotz aller Korruption der oberen Schichten geistig und sittlich vergleichsweise gesund. Auch war der Pöbel, jener vom eigentlichen, auch dem niedern Volke wohl zu unterscheidende Auswurf — „Exkremente" — aller Klassen, den die Händler- und Räuberbanden für ihre Zwecke ja stets zur Verfügung haben, früher, bei der viel geringeren Zahl und Größe der Großstädte, lange nicht so zahl-

reich, wie heute. Der bessere Teil des niederen Volkes war darum früher auch von dieser Seite lange nicht so dem geistigen und sittlichen Verderben ausgesetzt, wie heutzutage.

Diese beiderseitige, zugleich von oben und unten erfolgende Ansteckung erklärt wohl die noch niemals dagewesene Tatsache, daß nicht bloß der Pöbel — der tat es schon immer — sondern auch ein großer Teil des niederen Volkes mit den Händler- und Räuberbanden, seinen eigentlichen Ausbeutern, politisch an ein und demselben Strange zieht. Vor dem Kriege war das sicher sogar der größte Teil, und das scheint die Freunde der alten sozialen, staatlichen und wirtschaftlichen Ordnung, soweit sie nicht selbst durch das liberalistische Blendwerk der Händler hypnotisiert waren, dermaßen eingeschüchtert zu haben, daß sie den immer weiter um sich greifenden Herrschaftsbestrebungen der Händler- und Räuberbanden nur schwachen Widerstand leisteten, ja sich sogar deren Mitregierung gefallen ließen.

Was aber wohl am meisten, wenigstens beim oberflächlich denkenden Durchschnitt der Menschen, die Entdeckung des Betruges verzögert hat, ist das zufällige Nebeneinandergehen einer Epoche großer, ja geradezu verblüffender technischer Fortschritte mit dem Rückschritt in geistig-sittlicher Hinsicht, also des Steigens der materiellen mit dem Sinken der geistigen und sittlichen Kultur. Obgleich ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen keineswegs besteht und auch früher niemals bestanden hat, — denn der heutige technische Fortschritt ist nur durch die großen naturwissenschaftlichen und mathematischen Entdeckungen, den geistigen Aufschwung früherer Jahrhunderte möglich gewesen — so hatte dieses Nebeneinander doch den Schein für sich und erleichterte den Parteigängern der händlerischen Freiheit ganz außerordentlich die Hypnose mit dem — von ihnen natürlich verallgemeinerten — „Fortschritt". Dieses Argument wird erst dann, aber dann freilich auch um so gründlicher zuschanden werden, wenn der händlerische Raubbau mit den schöpferischen Kräften geistig-sittlicher Art auch die letzten Reste derselben verzehrt haben wird, wovon zum mindesten England und Frankreich nicht mehr weit entfernt sind. Bei uns täuscht der noch immer reiche Vorrat vorläufig noch darüber hinweg.

Wie gesagt, erklärt alles das bis zu einem gewissen Grade, aber es entschuldigt keineswegs die geistige Blindheit und sittliche Schlappheit, die auch bei uns, selbst in angeblich konservativ gesinnten Kreisen, gegenüber den Anmaßungen der falschen Freiheitsschwärmer zutage getreten und auch jetzt noch lange nicht überwunden ist.

Es fragt sich nun, wie die wahre Freiheit wieder hergestellt und gegen die falsche gesichert werden kann. Eine Revolution von unten würde, falls sie überhaupt Erfolg hätte, woran, wenigstens bei uns in Deutschland, nicht zu denken ist, das soziale, politische und wirtschaftliche

Übel nur noch verschlimmern, weil dadurch auch die letzten Schutzwehren gegen die absolute Herrschaft der Händler- und Räuberbanden beseitigt, also die Folgen der — wenn auch anderswo — vorausgegangenen Revolutionen nur noch vervollständigt würden. Soweit das niedere Volk nach dem Kriege dafür überhaupt noch in Betracht käme, zieht es ja mit seinen Ausbeutern an ein und demselben Strange. Auch werden sich beide Teile im Zeitalter der Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze wohl hüten, eine solche Revolution gewaltsam, auf blutigem Wege herbeizuführen. Allem Anscheine nach haben sie das freilich auch gar nicht nötig. Wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, werden die trotz aller gegensätzlichen Interessen miteinander Verbündeten nach dem Kriege lieber versuchen, dasselbe Ziel zwar nicht sofort, aber doch nach und nach durch eine „Neuorientierung" der Innenpolitik im „freiheitlichen" Sinne zu erreichen. Was da für eine „Freiheit" nur gemeint sein kann, darüber kann angesichts der Künder dieser Freiheit nicht der geringste Zweifel bestehen. Offenbar glauben auch die neuen Freiheitshelden, die nach dem Kriege ein „neues Vaterland" — ein zwar nicht größeres, aber „freieres", der „westlichen Kultur" angepaßtes — ersehnen, die verbündeten Regierungen für ihre Bestrebungen gewinnen zu können. Und wenn dann die sogen. „Ordnungsparteien" des Reichstages — vorausgesetzt, daß die verbündeten Regierungen, was ja noch keineswegs feststeht, dafür zu haben wären — sich nicht mit aller Energie dagegen wehren, dann steht unserem Vaterlande die schmählichste und verderblichste Knechtschaft bevor, die jemals im Namen der „Freiheit" verkündigt worden ist.

Sollte es wirklich dahin kommen? Sollte das und nichts anderes — außer den ungeheuren Verlusten an Gut und Blut — die Folge des größten und furchtbarsten aller Kriege sein?

Noch wollen wir glauben und hoffen, denn wir können uns trotz mancherlei Anzeichen nicht vorstellen, daß unsere Fürsten, unser Adel, unser Offizierkorps, unsere werteschaffenden Klassen vom Rittergutsbesitzer und Großindustriellen bis zum kleinsten Bauern und Handwerker, ja bis zum letzten ordentlichen Arbeiter herab ihre gegenwärtigen und zukünftigen Interessen — ganz abgesehen von unersetzlichen Kulturgütern — dermaßen zu verkennen imstande wären, um sich eine „Freiheit" aufschwätzen zu lassen, die bei den uns feindlichen Völkern so kläglich Fiasko gemacht hat, die diese Völker vielleicht selbst sofort nach dem Kriege wie abgetragene Lumpen von sich werfen werden.

Aber mit dem bloßen Widerstande gegen die letzten Konsequenzen der falschen Freiheit ist die wahre Freiheit noch nicht wieder zurückgewonnen. Wie schon bemerkt, lassen sich beide nicht miteinander vereinen, ohne den innern und äußern Frieden auf das schlimmste zu gefährden. Es bedarf also noch der aufbauenden Arbeit schöpferisch veranlagter Staatsmänner. Der Plan, nach dem diese auf den noch vorhandenen Grund-

lagen aufzubauen hätten, wäre bald ausgearbeitet. Alles das sind, falls nur die bei uns ausschlaggebenden Persönlichkeiten und Körperschaften **wirklich wollen**, rein technische Schwierigkeiten, die verhältnismäßig leicht zu überwinden sind. Es waren während dieses Krieges weit schwierigere Aufgaben zu lösen, und wenn das nicht überall zufriedenstellend gelang, so sind doch wertvolle Vorarbeiten dazu geleistet worden.

Die Hauptsache ist, daß erst einmal die **klare Erkenntnis** der **Ursachen** und der **feste Wille** zur Heilung der modernen Völkerkrankheit **wirklich da sind**. Der **Weg** zur Heilung ist dann nicht schwer zu finden. Bei uns jedenfalls hängt es zurzeit nur von den verbündeten Regierungen ab, ob die zuerst und zunächst erforderliche **Aufklärung** in dieser Hinsicht bis in die breitesten Volksschichten gelangt. Ist das erst einmal geschehen, dann fällt der ganze Teufelsspuk, das ganze künstlich aufgebaute Blendwerk der internationalen Händler-, Gaukler- und Gaunerbanden wie ein Kartenhaus zusammen. Die Aussicht sowie der Weg in das Land der wahren Freiheit **sind dann nicht mehr versperrt**. Die Gefühle der Sehnsucht, die den Willen zur Tat beflügeln, können dann erwachen und stark werden, denn der lähmende Zustand der Hypnose ist dann vorüber. Es werden dann, wie immer in solchen Zeiten, Zeichen und Wunder geschehen: die bisher Tauben werden hörend, die bisher Blinden sehend werden.

Möchte es zuerst **unser** Volk sein, das sich von der zuchtlosen Straßendirne der falschen Freiheit verachtungsvoll ab- und der wahren sehnsüchtig **zuwendet**! Möchte unser später so enttäuschte Freiheitsdichter zuletzt doch recht behalten mit den Schlußversen seines herrlichen Liedes:

„Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.“

Bemerkung des Verlags: Auch von diesem Hefte stehen auf Wunsch Stücke zur Verteilung kostenlos zur Verfügung.

Die Frage der Staatsordnung.

Ph. Stauff.

Die Wochenschrift „Deutsche Politik“, die gewiß nicht für Zeitungs- und Eintagspolitik gegründet ist, veröffentlicht in Heft 17 Ausführungen aus dem Nachlaß des freisinnigen Frankfurter Stadtrats Flesch, wie es scheint, mit stillschweigender Zustimmung. Was Flesch da von unserer Zukunft fordert, ist altes bekanntes Demokraten-Evangelium, das auf die weitere Parlamentarisierung unseres Staatstums hinausläuft.

Gewisse politische Zeitideen werden noch gehegt und gepflegt und vertreten, wenn der geschichtliche Werdegang ihre Unhaltbarkeit schon lange dargetan hat, ja wenn praktische Konsequenzen daraus ins Absurde münden.

Man fährt ruhig in der eingeschlagenen Richtung weiter und führt die Welt in den Sumpf, im unbeirrbaren Glauben, daß darin ihr größtes Glück bestehe.

Wenn der gegenwärtige Weltkrieg mit seinen eigenartigen Vorblitzen nicht einmal das Ergebnis hat, daß er das Ideenerbe aus der französischen Revolution, das unsere heutigen Demokraten tragen, zum Teufel jagt, dann wird er uns vergeblich gewesen sein.

Wir sehen, wie unser Heer und unser Volk ein Organismus ist, voll Leben und Kraft, selbstgefügt und gewachsen. Das ist eine Hauptursache unseres Sieges. Und wir sehen, daß die feindlichen Staaten in hohem Grade blutleere Mechanismen sind, die unterliegen. Weil sie Mechanismen sind, unterliegen sie. Weil sie auf politischen, rechtlichen und sittlichen Grundlagen stehen, die unnatürlich, vielfach widernatürlich sind.

Auf dem politischen Gebiete sind diese Widernatürlichkeiten das gedankliche Erbe der französischen Revolution, des Schlachtrufes „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit". Die Losungen sind: allgemeine gleiche geheime und unmittelbare Wahlrechte zu den gesetzgebenden Körperschaften, volle Legislativgewalt der Volksvertretung. Jeder geistig und sittlich minderwertige Mensch, soweit ihm nicht gerade gerichtlich die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, ist nach dieser Anschauung fähig und berufen, mittels seines Stimmrechts den Mann auszusuchen, der dann beispielsweise über den Reichshaushaltsvoranschlag zu bestimmen hat. Es fehlte nur noch, daß man jeden über 20 Jahre alten Mann — und demnächst ja wohl auch noch die Frauen — abwechselnd einen Tag Minister, Präsident oder parlamentarischen König sein läßt.

Es ergibt sich folgender ganz klare Sachverhalt. Der weitaus größte Teil aller Wähler (Staatsbürger) ist vor eine Aufgabe gestellt, der er nicht im entferntesten gewachsen, und für die auch die Erreichung der Reife in künftigen Geschlechtern völlig ausgeschlossen ist. Niemals wird die Mehrzahl der Wähler zu einem Begreifen unserer Reichsaufgaben in so eindringlicher Weise gebracht werden können, daß sie fähig wäre, zu entscheiden, welcher Mann der geeignete Sachwalter in der Volksvertretung ist.

Wenn man das eingesehen hat — diese grundlegende Tatsache — so ruht jede demokratische Volksvertretung im Grunde auf einer Lüge, einer Täuschung, und Täuschungen über Täuschungen setzen naturnotwendig das Getriebe fort. Ein Vertreter des Volkes entfällt — notwendigerweise — auf eine so große Wählerzahl, daß ihn unmöglich die Wähler einzeln kennen können. Er wird ihnen also empfohlen, von einer Gruppe, die sie sich notwendig schaffen und mit seiner Auswahl betrauen müssen. Diese Gruppe entsteht auf Grund eines „Programms"; man stellt eine Anzahl Leitsätze auf, was man im Staate schaffen und was man verhindern will; darauf müssen sich die Wähler einschwören, und darauf schwört der Kandidat, der Wahlbewerber. Er wird nicht von einem Vertrauen seiner Wähler getragen, sondern von den papierenen Sätzen, auf

die er sich festgelegt hat, ohne irgendwie wissen zu können, welche Aufgaben das Amt ihm stellt, und sich im vorhinein die Möglichkeit einer allseitigen, gründlichen Erfassung der ihm nahenden Aufgabe versperrend. So schafft das System naturnotwendig Leute in die Volksvertretungen, die zum vorhinein auf das wichtigste Recht der wertigen Persönlichkeit Verzicht leisten. Was kann ein Mann wert sein, der sich derart beschränken läßt in seinem Prüfen, Urteilen und Tun, um ein Mandat zu erlangen?

So ergibt sich schon hier: käufliche Naturen werden am ersten nach dem Amte streben. Andere werden sich nur widerwillig dazu breit schlagen lassen, weil sie das als unabweisliche Pflicht erkennen. Sie opfern sich, um die Käuflichen nicht geradezu Radschlagen zu lassen mit dem Wagen des Vaterlandes.

Der stärkste Instinkt in Massen von Menschen ist immer der Eigennutz. Für neun Zehntel der Bevölkerung irgendeines Landes wird daran kein Erziehungsbemühen durch Jahrhunderte etwas ändern. Der weitaus größte Teil der Wählerschaft hat somit kein Verständnis für die Eigenaufgaben des Staates, sondern hat nur Wünsche und Forderungen an den Staat, die von seinem materiellen Eigeninteresse aus aufgestellt sind. Diese Eigeninteressen klumpen sich in Lager (Banden D. Schr.) mit dem Ergebnis, daß jedes am Staate reißt, ganz nach Art der sogenannten Breslauer „Ärmelausreiß-Geschäfte“. Er wird von den Parteilagern, und wenn es höher steigt, von Parteigruppierungen hin- und hergerissen, gibt da einen Happen und dort einen Bissen, bis von seinem Eigensein nichts mehr übrig bleibt oder bis er altersmüde und schwach gequält ist. So haben selbst wir es schon trotz unserer noch sehr unvollkommenen „Demokratie“: einmal errafft die Arbeiterschaft etwas, dann der Handel, dann das Beamtentum, dann die Landwirtschaft. Und wenn das auch bis zu einem gewissen Grade sich gegenseitig abgleichen sollte: es ist immer ein mechanisches Handeln, und der Staat erleidet dabei Stoß auf Stoß.

Die Lager, die Parteien, haben natürlich nur einen gewissen gefestigten Grundbestand. Das übrige Wählertum muß geworben werden. Das bedeutet zunächst einen Wahlbewerber, der den Massen sagen und versprechen kann, was sie gerne hören; außerdem bedeutet es einen großen Säckel voll Geld, der beschafft werden muß. Aus den umworbenen Wählermassen kann das Geld nicht kommen; die würden sich bedanken. Also muß das feste Parteigefüge steuern. Natürlich reicht das bei weitem nicht zu. Es gibt aber reiche Interessenten, die gern eine keckliche Summe dafür hingeben, daß der Herr Abgeordnete ihre Eigennutz-Interessen vertritt. Diese Geldgeber, von denen die Partei abhängt, werden dann natürlich die heimlichen Parteigewaltigen; sie geben die Richtung an, bestimmen die Haltung der Partei, haben die Abgeordneten in der Tasche und pfeifen im gegebenen Falle auch auf das Programm, auf Grund dessen der Wählerfang erfolgt ist.

So ist eine immer vollendeter werdende Korruption die notwendige Folge parlamentarischer Verhältnisse; England und Frankreich geben Zeugnis davon. Letzten Endes herrschen die Geldleute durch feile, käufliche Kreaturen, und die Verwirklichung von deren Interessen bedeutet dann das Glück des Volkes und Staates.

Das **kann** nicht anders sein; es liegt in der Widernatürlichkeit des ganzen Systems. Es treibt dem Abgrunde entgegen, und jede Förderung des Parlamentarismus ist ein Schritt dahin.

Aber eine Idee, deren Verderblichkeit erkannt ist, verfolgt man nicht weiter, und ein politisches System, das mit Naturnotwendigkeit zum Abgrund führt, sucht man durch ein vernünftiges zu ersetzen, das dem **Volksorganismus entspricht** und sein Gedeihen fördert und seine **Dauer** verbürgt. Und in **dieser Richtung** liegen für Erkennende die **Ziele und Aufgaben des neuen Reichs.**

„Gleichheit" der Staatsbürger. Das war eine Phrase. Sind sie „gleich", solange noch einer darunter ist, der nicht Minister werden kann? Die **Gesetze** eines wohlgeordneten Staatswesens sollen für alle Bürger **gleich** sein. Das ist richtig und selbstverständlich. Obwohl letztlich die Strafgesetze bleiben müssen, die eigentlich „Ausnahmegesetze" gegen die Verbrecher sind.

Aber an der Leitung und Verwaltung des Staates sollen nur wirklich Berufene teil haben, und doch soll sich diese Ordnung im besten Sinne „demokratisch", nämlich selbstverwaltend, aufbauen.

Die unterste Waltungsschichte ist die **Gemeinde**, bei großen Siedelungen die Teilgemeinde, der Stadtdistrikt. Dafür muß jeder Bürger der Gemeinde oder des Straßenbezirks wählbar sein und wählen können; angezeigt ist ein Ausschuß von 12 Mann. Da liegen des Einwohners unmittelbarste Interessen, und die Aufgaben einer solchen Gemeinschaft kann wohl die sehr große Mehrzahl überschauen und werten. Da wird der Bürger die richtigen Leute für die Aufgabe finden, um so mehr, als er da immerhin gewahrt, daß das gemeindliche Interesse mit seinem eigenen zusammentrifft.

Darüber erhebt sich eine erweiterte Waltung: sagen wir, der Bezirk. In großen Siedelungen: der **Stadtteil**. Die zwölfköpfige Vertretung dieses Aufgabenkreises wählen die Gemeinde-Ausschußmitglieder bezw. die vom **Straßendistrikt**. Die werden durch ihre eigene Amtsaufgabe mit dem Aufgabenkreis der höheren Waltung bekannt und werden das Gemeininteresse darin erkennen, so daß die geeigneten Leute von ihnen gefunden werden dürften. Jeder Ausschuß „konstituiert" sich, wählt seinen Vorsitzenden und drei Walter; die übrigen sind Wahrer, und auf jeden trifft ein Sonder-Arbeitsgebiet.

Über dem Bezirk oder Kreise steht der **Gau** oder Regierungsbezirk. Seinen Kopf wählen in gleicher Weise die Distriktsausschüsse, die in bezug

auf die Aufgabe in dem größeren Rahmen durch ihre eigene Amtstätigkeit vorbereitet sind. Großen Städten erwächst die beschließende Selbstverwaltung auf dieser Ebene.

Nächst dem Gau oder Regierungsbezirk erfordert die Provinz eine eigene Waltung, ebenso gewählt und zusammengesetzt wie die vorigen, und schließlich das Land (der Staat). Auch eine ähnlich geformte Reichswaltung kann den ganzen Organismus krönen.

Jeder Waltungsebene sitzt also ein Ausschuß von zwölf Köpfen vor, die von den Ausschüssen der nächstniederen Ebene gewählt werden. Der Ausschuß selbst schafft sich einen Vorsitzenden aus seiner Mitte, drei Mitwalter und acht Ratmannen; die drei ersteren bearbeiten a) die Beziehungen zur höheren und niederen Waltung, b) die Rechtsangelegenheiten, c) die Kämmereisachen. Auf die Ratsmannen entfallen: 1. Bauwesen, 2. Unterrichtswesen, 3. Gesundheitswesen und Reinigungsangelegenheiten, 4. Landwirtschaft, 5. Handel, 6. Industrie, 7. Kleingewerbe und Ladenwesen, 8. Polizei, öffentliche Sicherheit, Wirtschaftsgewerbe und Vergnügungsveranstaltungen.

Die Ämter auf der untersten Waltungsebene sind Ehrenämter mit Ausnahme des Vorsitzenden, der als Einberufer und Vorbereiter der Verhandlungen eine bescheidene Zeitaufwandsentschädigung erhält. Auf der zweiten Ebene (Distrikt, städtischer Straßenzug) sind der Vorsitzende und die drei Mitwalter Beamte, die Ratsmannen verwalten Ehrenämter gegen Reisevergütungen und Taggebühren. Von der dritten Ebene weiter hinauf sind sämtliche Ämter Berufsämter, und die passive Wahlberechtigung ist an den Nachweis der ausreichenden akademischen Bildung gebunden; die Anstellungsverhältnisse sowie die Ordnung in bezug auf Wahl und Wiederwahl regeln sich ähnlich wie heute bei evangelischen Pastoren und bei Stadtbürgermeistern, doch trägt alle Gehälter und Ruhestandsbezüge der Staat. Bei keiner Waltung dürfen Verwandte des ersten und zweiten Grades gleichzeitig tätig sein; desgleichen soll für den Amtsbewerber die Zugehörigkeit zu einer studentischen Korporation dann ein Hindernis seiner Wahl sein, wenn ohne ihn schon zwei Beamte der Waltung der gleichen Korporation angehören. Auf diese Weise würde einesteils einer Vetternwirtschaft vorgebeugt, zum andern einer Kommilitonenwirtschaft, wie sie sich ohne Hemmung leicht herausbilden könnte.

Eine weitere Forderung ist: jeder Walter im Berufsamt muß nachweisbar blutsdeutscher Herkunft sein; er muß Ehemann sein und auch seine Ehefrau muß von beiden Elternseiten aus deutschem Blute stammen. Wir Deutschen können und müssen um unserer Selbstachtung willen verlangen, daß unsere öffentlichen Angelegenheiten von Männern unseres Blutes verwaltet werden; zufällige Staatsbürgerschaft von Blutsfremden oder Fremdmischlingen berechtigt zu einer Einflußnahme auf unsere Volkswaltung nicht! Die deutsche Wesenheit mit ihren eingeborenen Kulturzielen

kann nur aus dem eigenen deutschen Wesen heraus richtig verstanden und gefördert werden; alle Fremdeinwirkungen ergeben Mißleitung.

Die oberste Waltung und ihre Angehörigen ernennt der erbliche Herrscher ohne Beschränkung in bezug auf Bildungsgang und äußere Lebensverhältnisse aus dem deutschblütigen Personenkreis. Jedes Mitglied jeder Waltung hat das Recht, jeden Beamten jeder Waltung im Falle begründeten Verdachts einer unsachlichen oder pflichtwidrigen Amtsführung zur Rechtfertigung vor dem ordentlichen Gerichte zu nötigen durch entsprechenden Antrag beim letzteren.

Die Zahl der außerhalb der Waltungsämter nötigen Beamten (Post, Eisenbahn, Kanzleidienst, Zoll, Bergwerk, Gericht, Schule) baut sich gemäß der bisherigen Ordnung auf; ist aber ohne Teilnahmsberechtigung an der Waltung.

Wichtige, insbesondere auch in bezug auf geldliche Aufwendungen schwerwiegende Entschlüsse jeder Waltung unterliegen zu ihrer Gültigkeit dem Mehrheitseinverständnisse der unmittelbar nächst unterstellten Waltungen. Jede Waltung ist in der Lage, zu wichtigen Einzelfragen die Führer der Berufsvereinigungen aller Art gutachtend und beratend einzuvernehmen.

Es leuchtet wohl unmittelbar ein, daß bei einer Staatsordnung auf dieser Grundlage kein Parteiwesen Platz hätte. Die gesamten heute für das Partei- und Wahlgetriebe aufgewandten Mittel würden für andere Zwecke zur Verfügung sein, und der gegenwärtig durch das Parteientum entfesselte gehässige Kampf der Berufe und Gesellschaftsstände gegeneinander wäre ausgeschaltet. Es würde kein „Parlament" mehr geben, aber jeder Beamte jeder Behörde bis zur Reichswaltung hinauf würde dem Gesamtvolke gerichtlich verantwortlich sein. In der Festsetzung, daß jeder Waltungsbeschluß von ausschlaggebender Bedeutung auch der Zustimmung der nächstuntergeordneten Waltungen bedarf, ist eine Gewähr gegeben gegen bureaukratisches Übersehen der Schwierigkeiten und etwa berechtigten Einwände von unten her. Jeder Bürger des Reichs hätte auf diese Weise durch seine Mitwahl am untersten Waltungskreise den gleich großen Einfluß auf die Leitung des ganzen Staatstums, und es wäre gesorgt, daß keinem Bürger eine Einflußnahme auf die Erfüllung solcher öffentlicher Aufgaben zugemutet wird, deren Bedeutung für das Ganze und deren Zusammenhänge er nicht zu überschauen vermag. Die beamteten Walter aber unterstünden einer Wahl, und es wären alle Sicherheiten gegen Koteriebildung gegeben. Es ließe sich auch ein hohes Gericht schaffen, das lediglich Beschwerden und Klagen über die Waltung zu untersuchen und abzuurteilen hätte; das könnte ein nicht juristisch geleitetes Gericht von gewählten Volksmännern sein, das einfach nach dem gemeinen deutschen Empfinden Recht spräche, ohne alle Rücksicht auf juristische Formelknifflichkeit. Das würde ein großes Vertrauen genießen. Die Wahl könnte auf die Weise erfolgen, daß jede Schwurgerichts-Geschworenenschaft einen Mann aus ihrer Mitte

wählte; unter den so Gewählten würde das Los die zwölf Männer bestimmen, aus denen auch dieser hohe Gerichtshof zusammengesetzt sein sollte.

Wenn eine derartige Staatsordnung erst einmal von den Geistigen unseres Volkes mit dem Herzen ergriffen wäre, so würden wir ihrer Verwirklichung entgegengehen, und das sachliche, in der eigenen Pflege ruhende deutsche Kulturleben würde dann auch selbstschöpferisch werden können in den wichtigsten Problemfragen deutscher und zugleich allvölkischer Zukunft, als da sind: Bodenrecht, Sachen- und Personenrecht, Zinsrecht. Der Parlamentarismus kann keinem dieser Probleme an die Wurzel gehen, und von ihrer Lösung hängt nichts Geringeres als die Zukunft der Menschheit ab.

Und wenn wir uns das Gefüge einer solchen Staatsordnung daraufhin betrachten, ob es etwa schon einmal irgendwo und irgendwie verwirklicht war, so kommen wir zu dem Ergebnis: es ist die altgermanische, urarische Gauordnung, zeitgemäß vorgestellt und über das Stämmetum hinaus systemhaft vollendet. Diese Verfassung ermöglichte dem Germanentum einst durch die sieghafte, stets sich erneuende Innerkraft, die sie dem Volke sicherte, die Kolonisierung und Kultivierung so ziemlich der ganzen alten Welt, vom fernen Indien bis zu den Säulen des Herkules.

Über diese Grundfragen unseres Daseins nachzudenken und neue, wohlerwogene Ziele zu ergreifen, das scheint mir nach diesem gewaltigen Kriege des Schweißes der Edlen wert. Aber nicht eine weitere Förderung des Parlamentarismus, welcher der Masse Rechte vortäuscht, die in der Tat doch nicht bestehen und nach Lage der Sache von der übergroßen Mehrzahl der Volksangehörigen überhaupt nur mißbraucht werden können zum Schaden der Gesamtheit. Der Armangeist, der da selbstlos in das Ganze denkt, muß wieder wachsen nach dem Krieg in unsern Gauen. Sonst haben unsere Helden umsonst geblutet, und wären die äußerlichen Erscheinungen und Wirkungen unseres Sieges noch so groß!

Nachwort des Herausgebers: Wenn ich vorstehenden Ausführungen Raum gegeben habe, so wolle man daraus nicht den Schluß ziehen, daß ich die dort gemachten Vorschläge für unanfechtbar und ihre Verwirklichung in nächster Zukunft für möglich hielte. So wenig wie die einzelnen Menschen unfehlbar sind und jemals sein werden, so wenig werden auch die von ihnen erdachten Systeme der Staats- und Gesellschaftsordnung unfehlbar sein oder jemals werden. Auch wird es immer zu allermeist von den Menschen selbst abhängen, ob sie mit einer Staats- und Gesellschaftsverfassung, sei es auch die beste aller für sie möglichen, etwas Gutes werden anzufangen vermögen oder nicht. Das weiß ich alles sehr wohl. Es wird aber Zeit, daß wir uns über die Zukunft unseres Vaterlandes in der gedachten Hinsicht endlich einmal ernste Gedanken machen, denn das jetzige System hat die Eigentümlichkeit, daß es ganz von selbst, ohne jedes Zutun, auf der schiefen Ebene, auf die es gestellt ist, unaufhaltbar abwärts gleitet, bis der Staatswagen in den Abgrund rollt, oder im Sumpfe stecken bleibt. So wie bisher kann es also nicht weiter gehen. Hat ein anderer seiner Ansicht nach bessere Vorschläge als der Verfasser des vorstehenden zu machen, so werde ich sie gern prüfen und, falls es mir tunlich erscheint, veröffentlichen. Man wolle sich die Sache aber reiflich überlegen.

Okkultismus.

Dr. Franz Haiser.

In dem verwünschten Schlosse der modernen Kultur beginnt es auf einmal ganz gewaltig zu spuken. Geister, Teufel und Kobolde werden unruhig und unwillig, weil sie der „moderne Mensch" mit seiner berüchtigten wissenschaftlichen Noblesse so ostentativ und so systematisch — totschweigt. — Das gewaltige Joch, mit dem uns die gesamte Linkskultur belastet und die Leiden und Sorgen des Krieges, die erbgesessene, bereits rassisch eingewurzelte Blasiertheit des Plutokraten nicht zu vergessen, — alles hilft zusammen, dem Menschen die Sphäre des Allzuirdischen schließlich zu verekeln und in ihm die uralte Sehnsucht nach einer anderen Welt wieder wachzurufen. Da wären wir nun glücklich wieder angelangt, wo wir schon vor vier- oder vielleicht schon vor vierzigtausend Jahren waren! Mit dem Amulette legen wir uns schlafen und sind trostlos, wenn wir es verloren haben, bevor wir heiraten dürfen, müssen wir einen günstigen Vogelflug abwarten und vor der Frau Nachbarin heißt es auf der Hut sein, denn sie besitzt ein Instrument, mit dem sie unsere Eier in der Vorratskammer durch einen boshaften Fernwirkungsakt allsamt verderben kann. Der Diamant ist in frischem Bocksblute löslich und das siderische Pendel über dem Bilde des Liebsten enthüllt mir ihn in seiner ganzen, niederträchtigen Untreue!

Um endlich ein ernstes Wort mit den Herren vom okkulten Lager zu sprechen: ich komme nicht aus jenen heiligen Hallen der Wissenschaft, wo die Meister der Zunft die Urteile ihrer Femgerichte mit knöchernen Gesichtern zu beraten pflegen, von mir ist also nichts zu fürchten, meine Worte sind nur so dahingesprochen, ohne Groll, ohne Konkurrenzneid, ich habe keine Schätze und Privilegien zu verteidigen. Ich glaube es den Herren Okkultisten recht gerne, daß sie auf das Kardinalkollegium der alleinseligmachenden Wissenschaft erbost sind, nicht nur sie allein sind dort schlecht weggekommen, es ist anderen auch so ergangen, die sich Bann und Interdikt zugezogen haben. Aber so schlimm steht es ja für den Okkultismus gar nicht in Rom. Man wird sich einfach dem Judentume nicht verschließen, vielleicht sogar noch unter seine Fittiche stellen und die Sache ist gemacht, Rom gibt nach, — der Peterspfennig zieht! Nur frisch drauf los! Gründet eine Lehrkanzel und besetzt sie durch einen Doktor Fritz Sattgrün und der Okkultismus ist Weltreligion!

Die Okkulten scheinen übrigens ein recht lebenskräftiger, vielversprechender Zweig des menschlichen Geistes zu werden, der Kraft und Willen besitzt, den alten Quirl des Entwicklungsbaumes niederzubeugen und sich selbst nach der Höhe zu recken. Die Zeit ist ihnen günstig und die richtige Methode, „sich heutzutage durchzusetzen", scheint ihnen sehr geläufig zu sein. Billige Bücher mit schlechtem Papiere, die „in die weitesten Kreise eindringen" und die Protektion von vornehmen Damen, was will man

mehr? — Ich wiederhole nochmals, daß ich im allgemeinen kein Gegner dieser Richtung bin, der sich etwa auf den Beschützer der „wissenschaftlichen Tatsachen und Wahrheiten" hinausspielt, ein Okkultist würde geradezu entzückt sein, wie leicht ich von allen seinen Entdeckungen zu überzeugen wäre, falls er so gütig sein sollte, sie mir vorzuführen. Nicht im Traume fiele es mir ein, irgendeinen Schwindel dahinter zu wittern, ich glaubte ihm einfach alles aufs Haar, das heißt, ich glaubte ihm alles und zugleich auch nichts, gerade so, wie es mir bei den exakten Radiumforschern mit ihrem Atomzerfalle von fünfundzwanzigtausend Jahren ergangen ist. Ich dürfte auch kein anderer werden, selbst wenn ich persönlich herrenlose Federn kratzen hörte und schreiben sähe, wenn Tische um mich herumtanzten und die Gräber sich vor meinen Augen öffneten. Ich würde mir höchstens nach dem Kopfe greifen mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Mensch, du foppst dich selbst und deine Freunde und die Schöpfung foppt uns alle miteinander, denn sie läßt uns einfach alle alles glauben und zugleich auch alle alles verspotten!"

Es gab Zeiten, da der Teufel am hellen Tage am Marktbrunnen saß und das Trinkwasser verunreinigte, so daß die armen Frauen unverrichteter Dinge mit ihren leeren Krügen heimkehren mußten. Sie weinten, beteten, beichteten und — lachten zugleich, denn es war dennoch ein pikantes Abenteuer. Sie hatten den Willen, den Teufel zu sehen und sahen ihn auch. Bin ich „aufgeklärtes" Kind der Moderne sicher, daß ich nicht mit einem ähnlichen Wahne behaftet bin, über den sich einmal kommende Geschlechter belustigen werden? Ich bin als „Moderner" fest davon überzeugt, daß ich nur „Bewiesenes" vor mir habe, infolgedessen nicht mehr „glaube", sondern nur „weiß", aber wie dürften kommende Geschlechter über dieses „Wissen" urteilen? — Ich frage heute nicht bloß mich allein, ich spekuliere sozusagen nicht mehr ins Blaue hinein und frage alle Mitmenschen, sie alle bezeugen übereinstimmend, daß das und das nur so und so sein könne und nicht anders, wir bilden heute gleichsam internationale Kartelle, damit die Wissenswerte unverändert erhalten blieben. Schützt uns das vor der Zukunft, vor dem Fließen im Werdestrome? Tausende haben auf Werwölfe geschworen, auf Drachen, Riesen und Zwerge, auf den kinderverschlingenden Moloch und die scheußlichsten Teufelsphantasien, ganze Länder waren einig darüber, nun dient die ganze Sorge jener Menschen nur dazu, um von uns wissenschaftlich registriert zu werden! Die Ärzte haben Wunden gesalbt, gebrannt, ausgeschnitten, einmal durch Spinnengewebe verunreinigt, um sie zum Eitern zu bringen, ein andermal desinfiziert, heute wird die offene Wunde und deren Heilung wieder möglichst sich selbst überlassen. Mandeln heraus, Mandeln haben zu bleiben, Blinddarm heraus, ist ein absterbendes Organ, Blinddarm drinnen bleiben, ist ein hochwichtiges Organ, ja, leben wir nicht von heut auf morgen, ist nicht die ganze Welt der Erscheinungen eine Mode, die kommt und geht wie die Jahreszeiten und die Geschichte der Völker und Staaten? — Wo

ist Wirklichkeit und Wahrheit? — Nur eine Antwort löst dieses Welträtsel, nämlich die, die besagt, daß der Mensch selbst das Maß aller Dinge sei. Tatsächlich schafft er sich nur selbst eine Wahrheit, eine Sittlichkeit und ein Glück, die ganze Welt der Erscheinungen, die er schafft, ist der Spiegel seines Selbst. Nur eine edle und vornehme Natur erbaut sich ein würdiges Reich. Draußen im Objektiven hat der Mensch im allgemeinen nichts zu erforschen und zu ergrübeln, denn bei dieser Arbeit hält er sich zumeist nur selbst zum Narren, nur wenigen ist die Gabe verliehen, ihr Selbst tatsächlich vom Objekte trennen zu können, drinnen bei sich zu Hause, da sei sein Arbeitsfeld, er selbst hat sich zu formen und zu bezwingen. „Wie jeder ist, so ist sein Gott", nicht nur sein Gott allein, möchte ich hinzusetzen, sondern auch seine ganze Welt des Glaubens, Wissens, Könnens und Sollens. Nur eine schöne Rasse schafft sich eine schöne Welt.

Wenn nun der moderne Mensch seiner allzu materiellen Welt müde geworden ist und diese Ermüdungserscheinung ein Umschlagen in die komplementäre Farbe des Idealismus und Spiritualismus aufweist, so ist das nur zu begrüßen; wir alle sind ermüdet, übermüdet. Aber der Okkultist, der diese Bewegung für sich auszunützen scheint, soll nicht den Teufel durch den Beelzebub austreiben, indem er etwa den wahren Idealismus durch einen materialistischen Spiritualismus trüben und verunreinigen will. Soviel mir nämlich von dieser Bewegung bekannt ist, gibt es im Lager dieser modernsten Moderne eine Richtung, die mit Volldampf auf den gröbsten Atavismus und den Aberglauben des vorhistorischen Menschen lossteuert, ich sage eine Richtung, denn hoffentlich ist es nur eine kleine Partei, die den Strom dahin ablenken will. Die sittlich hohen Religionen und die Gottheiten des hochrassigen Menschen sollen entthront werden, um tanzenden Tischen, rollenden Bleistiften und hüpfenden Trinkgläsern Platz zu machen! Was für ethische Werte stecken hinter allen diesen Torheiten? Soll dieser Wurstelprater etwa dazu bestimmt sein, die Nation im Lebenskampfe zu stärken und ihr zum Siege zu verhelfen? — Man erzählt uns von einem Pendel, das den Charakter selbst längst Verstorbener genau beschreiben soll, wenn man es über dem Bilde des Betreffenden schwingen lasse, kommt mit Ätherwellen in allen Längen und Amplituden, mit „Strahlendruckmaschinen", kurz der ganzen Apparatur eines mystischen Laboratoriums. Vorher tadelt man aber die Wissenschaft, daß sie sich in Aberglauben verliere! Der langen Rede kurzer Sinn heißt also: „Weg von den Apparaten, ihr Zünftigen, wir wollen auch einmal dran kommen und verstehen, die Sache weit mysteriöser zu gestalten und das Volk noch besser zum Narren zu halten."

Die ultramontane Theologie brachte das Christentum in ein recht schiefes Licht, als sie anfing, von Teufeln in Gestalt von Böcken und schwarzen Katern zu faseln. Aber noch war der Unsinn nicht „wissenschaftlich bewiesen", man konnte die Sache schließlich noch immer als einen

Volksaberglauben auffassen, der zu guter Letzt auch von der Kirche bestätigt und gutgeheißen wurde. Die Angelegenheit drang über die Unbildung nicht hinaus. Als aber die „wissenschaftlichen" Herren an die Reihe kamen, da änderte sich die Sache gewaltig. Kein Hexenhammer vermag den gesunden Verstand derart anzuwidern, als der „wissenschaftliche" Schwulst eines Josef von Görres. Wenn dieser Herr mit Temperaturgraden in den verschiedenen Schichten der Hölle, mit der Projektion der Geister, mit der unteren und der oberen Version daherkommt und uns optisch plausibel macht, daß der Teufel keinen Rücken, sondern nur eine Vorderseite habe, dann ist er einfach nicht zimmerrein und muß hinaus. Auch jene Herren Okkultisten, die ihrer Partei Ehre antun und ihr Erfolge verschaffen wollen dadurch, daß sie die neue Bewegung zu mathematisieren und überhaupt zu verwissenschaftlichen beginnen, tun sehr übel daran, denn gerade das Gegenteil dürfte der Fall sein. Bei den mehr oder weniger „Gebildeten" mögen sie immerhin gewisse Erfolge erzielen, der gesunde Rassenverstand hingegen und seine Vergeistigung, der Denker, wird sich mit Widerwillen von diesem Bluff abwenden. Wenn sich diese Bewegung den Zeitpunkt zunutze macht, da die Menschheit beginnt, am Materialismus zu ermüden und in das Gegenteil umzuschlagen, so täte sie gut daran, alles zu vermeiden, was an die Hochkonjunktur der letzten Periode erinnert, dem Müden und Frierenden schafft man keine Erholung, wenn man ihn vom Regen in die Traufe schleppt. Manche Herren aus diesem Lager scheinen es nämlich als ein besonderes Lock- und Zugmittel zu betrachten, mit den abgedroschensten wissenschaftlichen und hypertrophisch-technischen Romanen bewaffnet, auf den Markt zu kommen. Daß wir Apparate zu erwarten haben, die uns zum Mittagessen auf den Mars befördern, haben wir bereits schon von anderer Seite gehört, sehr laut, sehr aufdringlich und unsäglich langweilig. Ebenso „wissenschaftlich abgeleitet, erörtert und bewiesen" haben wir diese Geschichten vernommen. Auch den stillen Jubel, der alle diese Romane durchtönt, daß nämlich nur das jüdische Kapital und Aktienwesen alle diese segensreichen Einrichtungen ermögliche, haben wir vernommen, aber nur so im — Unterbewußtsein, denn laut davon zu sprechen, wäre shocking! — Über das Objektive all dieser Geschichten wollen wir kein Wort verlieren, jeder ernste Mann wird dafür nur ein Kopfschütteln haben, wir wollen nur die Subjekte der Verfasser näher betrachten und erkennen in ihnen ausgesprochene Links-Typen, denn wer den blöden Glauben im Herzen nährt, die Welt durch eine hypertrophische Technik glücklich und zufrieden zu machen, der mag getrost ins Irrenhaus rennen, ich folge ihm nicht nach. Der gesunde Rassenverstand verwirft die technischen Erfindungen und das Spekulieren auf diesem Gebiete keineswegs, denn es ist Notwehr, ja Pflicht, daß wir hier schaffen müssen, die anderen würden uns sonst zermalmen, aber der endliche Sieger in diesem gigantischen Kampfe wird wieder die Pflicht haben, die Brandfackel der Technik zu senken und aus-

zulöschen, nachdem er ihre Handhabung den unterjochten Völkern unmöglich gemacht hat. Drum nur frisch drauf los, bis dieses Endziel verwirklicht wird! — So fühlt und denkt der gesunde Rassenverstand, er empfindet im Komfort der Ozeandampfer und Expreßzüge kein pathologisches Wollustgefühl, nur Pflicht und die Last der Arbeit, die Poesie der Landstraße schätzt er höher ein.

Und nun zum Schlusse eine wohl sehr nüchterne, aber vernünftige und uralte Regel. Der Okkultismus berührt nämlich auch die Frage des Lebens nach dem Tode und wir müssen uns beizeiten auf die Hinterfüße stellen und uns klar machen, wie wir diesem neuen Eindringlinge in unser Geistesleben begegnen werden. Der Mensch ist nach der Ansicht des gesunden Rassenverstandes ein Doppelwesen von Geist und Materie. Nur Schulen und Cliquen wollten zu Zeiten die ewige und uralte Zweiheit zur Einheit umstempeln, indem sie entweder nur den Geist oder nur die Materie allein anerkannten. Aber der gesunde Instinkt des „Ungebildeten" entschied stets zugunsten der Zweiheit und der Disharmonie der Welt. Absoluter Idealismus wie absoluter Materialismus sind Abirrungen vom Instinkte der gesunden, reinen Rasse. Wir wissen nichts darüber und können auch niemals etwas darüber erfahren, darum fragen wir die Instinkte des „Ungebildeten". Und diese Instinkte gebieten uns, innerhalb der materiellen Welt stofflich, über die jenseitige hingegen geistig zu denken und zu fühlen. Diese gewisse Sucht, alles in eins aufzulösen, ist einmal ein widernatürlicher Unsinn, der sich immer bitter gerächt hat; alles irdische Leben lebt einmal nur durch den Widerspruch. Also Nüchternheit, Edelsinn, Pflicht und Streit im Leben, Trost, Erholung und Hoffnung auf ein besseres Anderssein hingegen im Reiche des Geistes, darauf weist uns der ungetrübte Rasseninstinkt hin, der oft das Bittere will, doch stets das Gute schafft. Der weltbürgerlich „Gebildete", dieses verpfuschte Mittelding zwischen Volksmann und Denker, ist leider meist ein Weichling in Theorie und Praxis, er träumt von einer Welt der „Harmonie", die er nicht erstreiten, sondern gleich zum Geschenke erhalten will, die ganze Schöpfung soll nur dazu da sein, um sich an seinem „Geiste" sonnen zu dürfen. Seine Reihen ergänzen sich aus den Rasselosen und Pflichtvergessenen, er ist der Führer und Verführer des unzufriedenen und aufständischen Pöbels, er ist der Köter, das Radikalböse in dieser Welt. Die ganze Welt steht in Waffen gegen uns, denn der Kötermensch, der alle unsere Feinde in der Hand hat, hetzt sie gegen das Deutschtum, weil er in ihm instinktiv seinen Todfeind wittert, sein Schicksal, wieder in das Sklaventum zurückgestoßen zu werden. Der Okkultist bläst aber in das Horn des völkerverseuchenden materialistischen Monismus, wenn er mit Hülfe von Strahlengattungen des ganzen griechischen Alphabets die Materie vergeistigen, ja vergöttlichen will, so etwas kommt nur Schulen und Cliquen in den Sinn, niemals aber dem gesunden Rasseninstinkte des Volkes und seinem Vergeistiger, dem wahren Denker.

Jede Bewegung, die sich die Regeneration unseres Geisteslebens zur Aufgabe macht, hat sich auf das transzendente Ahnen und Fühlen des edlen, des reinen Rasseninstinktes zu stützen, Religion, Sitte und Zucht wieder zu beleben, eine „wissenschaftliche“ Zauberei hingegen zu Rate zu ziehen, das möge man ruhig den alten Weibern überlassen.

Die abgewirtschaftete „Aufklärung“ scheint sich mit Händen und Füßen zu wehren. Bei einer Tür wird sie hinausgeworfen, durch eine andere sucht sie wieder hereinzukommen; das ist meiner Meinung nach der ganze Sinn und Zweck des „wissenschaftlichen“ Okkultismus und deshalb heißt es vor ihm auf der Hut sein, denn die Zeit ist nicht mehr fern, da er seinen Einbruch auch nach Deutschland versuchen wird. Kommt er als Gesitteter, als Edler, als Erzieher und Pfleger der Seele, dann sei er willkommen, kommt er aber mit seiner „wissenschaftlichen“ Tischlhüpferei, dann ist er noch nicht zimmerrein, dann hinaus mit ihm!

Der Okkultist mit seinen Ätherwellen in allen Längen und Amplituden ist eine typische Linksfigur. In meinem soeben bei C. Konegen in Wien erscheinenden neuen Buche: „Die Überzeugungskraft des ‚Beweises‘, ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft“, habe ich eine ganze Reihe solcher Linkstypen gekennzeichnet.

Deutsche Kultur oder Weltkultur?

Karl Felix Wolff (derzeit im Felde).

Man sollte glauben, daß dem deutschen Volke die Wahrung seiner Sonderstellung und seiner Eigenwerte noch nie so wichtig und heilig erschienen sein müßte, wie in dieser eisenklirrenden Zeit. Aber noch ist der Riesenkampf nicht beendigt und schon werden im lieben deutschen Heimatlande Stimmen laut, die von „Weltkultur, Weltkultur-Gemeinschaft, Weltbewußtsein“ und ähnlichen schönen Dingen predigen. Uns, die wir hier all das Böse und Blutige sehen, das die „Welt“ über unsere Heimat bringen wollte, uns wird bei solcher Kulturstimmung ganz wunderlich zumute. Ich sage ausdrücklich: die „Welt“, denn in einem Punkte haben unsere Feinde immer die Wahrheit gesprochen: die „Welt“ ist es, die das deutsche Volk haßt, weil sie mit ihrer verflachten und verwässerten Zivilisation, mit ihrem Abklatsch englisch-französischer Bräuche der neu heranreifenden deutschen Kultur nicht mehr ebenbürtig gegenüberstand; weil sie fühlte, daß die Eigenwerte des deutschen Volkes groß und entwicklungsmächtig in die Zukunft hinauszuwachsen drohten und weil sie durch diese Umwertungen und Umwälzungen in ihrem behaglichen Genußleben und in ihrer Besitzruhe gestört worden wäre. Denn die Deutschen, die aus dem ärmlichsten Boden die größten Reichtümer schöpften, während man selbst die herrlichsten Länder inne hatte und doch immer weiter hinter den Deutschen

zurückblieb, diese Deutschen, die nur immer studierten und arbeiteten, waren in der Tat ein unheimliches Volk; sie rüttelten an der Weltruhe und waren im Begriffe, ohne Krieg eine neue Zeit heraufzuführen. Das mußte rechtzeitig verhindert, ihre politische Machtstellung mußte zerschmettert, ihr Volkstum mußte entwurzelt werden. Und so brach der große Krieg aus, in dem — wie die Entente-Presse erst kürzlich mit Behagen festgestellt hat — die „ganze zivilisierte Welt" einig ist gegen den „gemeinsamen Feind der Menschheit".

Nun wäre nichts irriger, als zu glauben, daß Gegensätze von solcher Wucht nach dem Kriege wieder in eitel Freude und Versöhnlichkeit zerfließen könnten. Der Krieg bringt die Abwehr der großen Verschwörung, die Vereitelung des Erwürgungsversuches, die Wahrung und Stärkung des deutschen Eigenlebens. Aber die Gegensätze bleiben und der Haß kann durch die Erbitterung des Mißerfolges nur gesteigert werden. Mehr denn je wird Mitteleuropa auf seine eigene Kraft und seine eigenen Zukunftsmöglichkeiten angewiesen sein. Damit soll nicht gesagt werden, daß wir nun jeden Handel und Verkehr mit der Außenwelt abschneiden müßten; der Vergnügungsverkehr freilich wird wegen einer gewissen Ungemütlichkeit stark zusammenschwinden und das ist nur in Ordnung, aber der Warenverkehr dürfte sich schnell wieder einrichten, weil das Bedürfnis nach den deutschen Waren unvermindert fortbesteht; England und Italien erklären ja jetzt schon, daß sie auf den Bezug deutscher Waren nach dem Kriege weder verzichten wollen noch können. Und der russische Bedarf an Maschinen wird künftig auch wieder dort gedeckt werden, wo die Maschinen besser und billiger sind, d. h. in Deutschland. Das deutsche Werkwesen wird also unter den Nachwirkungen des Krieges nicht lange zu leiden haben. Wohl aber sollte man darauf achten, daß die großen deutschen Werkhöfe keine Tochteranstalten im feindlichen Auslande errichten und daß ausgelernte deutsche Techniker sich im feindlichen Auslande nicht niederlassen. In dieser Hinsicht ließe sich durch eindringliche Belehrung an den kaufmännischen und technischen Hochschulen viel erreichen. Der Deutsche soll Handel treiben, überall hingehen, alles anschauen, unermüdlich lernen und arbeiten, aber er soll die Errungenschaften seines Volkes nicht mehr achtlos in den Wind streuen, wie er es bisher getan hat. Wenn dieser Grundsatz zur Ehrensache gemacht und durch ein Menschenalter festgehalten würde, so könnte das dem deutschen Volke im Werkwesen und damit auch in der Waffentechnik eine Überlegenheit sichern, von der uns die Zeppelin-Luftkreuzer und die 42 cm-Geschütze schon im gegenwärtigen Kriege einen Begriff gegeben haben. Bekannt ist, daß die polnischen und mailändischen Werkhöfe zum größten Teile deutsche Gründungen waren; Rußland und Italien bezogen aus diesen Unternehmungen hohe Steuerbeträge; außerdem bestand die Gefahr, daß jene beiden feindlichen Staaten mit der Zeit vom deutschen Werkwesen unabhängig werden könnten.

Das läuft auf die Erkenntnis hinaus: Weltverkehr ja, Weltgemeinschaft nein!

Vor mir liegt ein Heft, das drei Aufschriften führt: „Weltkultur und Weltpolitik", „Die neue Weltkultur-Gemeinschaft" und „Durch Wissenschaft zur neuen Weltkultur"; es gehört zu einer Schriftenfolge, die von dem Institut für Kulturforschung in Wien und von Ernst Jäckh (Berlin) bei Bruckmann in München herausgegeben wird. Die ganze Aufmachung und der Verlag lassen erkennen, daß es sich um ein großes Unternehmen handelt. Daß Dr. Jäckh als Gegner der Alldeutschen bekannt ist, macht die Sache noch bemerkenswerter. Verfasser der Schrift ist Professor Dr. Erwin Hanslik, der Leiter des erwähnten Wiener Instituts.

Selten habe ich eine Schrift gelesen, in der soviel Richtiges, Falsches und Rätselhaftes kunterbunt durcheinander gemischt erscheint. Der Hauptgedanke des Verfassers ist, daß „Weltkulturbünde" geschaffen werden müssen, ja „ein Netz von Weltkulturverbindungen", deren Mittelpunkt sein Institut in Wien bilden soll. Hanslik will uns glauben machen, daß eine neue Weltkultur in Entwicklung begriffen sei, an deren Schaffung die Geister aller Völker mitwirken müßten. „Denn das ist der Sinn der Sehnsucht, welche heute in allen Teilen der Erde die Menschen des neuen Geistes einander suchen läßt" (S. 29). Gewiß beobachtet Prof. Hanslik richtig, wenn er von einem neuen Geiste spricht, aber dieser neue Geist hat durchaus nichts mit Weltgemeinschaft zu tun, sondern er entspringt der Erkenntnis, daß in Europa ganz verschiedene Anlagen mit äußerstem Kraftaufwande gegen einander kämpfen und daß die Entscheidung in diesem Kampfe — der mit dem jetzigen Kriege noch lange nicht erledigt sein kann — eine Weltenwende heraufführt.

Sehr gut sind Hansliks Ausführungen über das Zerfallen Europas in drei Teile, nämlich einen Kern, der dem eigentlichen Europäertum entspricht und der die Kultur immer mehr vertieft, und zwei Randgebiete, von denen das westliche sich über See ausdehnte, während das östliche über Land nach Asien hineinwuchs (S. 12). Prof. Hanslik übersieht nur, daß diese Dreiteilung dem Rassenbilde Europas entspricht. Und weil Hanslik das nicht in Betracht zieht, vermag er wohl die Tatsachen, nicht aber ihre Gründe und Ursprünge zu erkennen. Darum erscheint ihm die jetzige Lage als ein Chaos, darum versteigt er sich zu dem Irrtum, daß Unwissenheit den Weltkrieg verschuldet habe (S. 30) und meint, kein Gelehrter hätte über das Wesen des Völker- und Weltgeistes vor dem Kriege so klar urteilen können, wie jetzt. Er schlage in der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" den vor dem Weltkriege erschienenen Aufsatz „Mischehen, Kolonien, deutsches Neuland" auf (Heft 10, Jahrg. XI) und er wird zugeben müssen, daß wir auf dem festen Boden der Rassenlehre Stehenden nicht nur den Weltkrieg vorausgesagt, sondern überhaupt die ganze europäische Lage schon so beurteilt haben, wie sie jetzt durch den

Weltkrieg der Allgemeinheit enthüllt worden ist. Wir sind durch den Weltkrieg nicht zu einer Berichtigung unserer Ansichten gezwungen worden — wie so viele in Politik und Wissenschaften bisher „führende" Persönlichkeiten — sondern der Weltkrieg hat alle unsere Befürchtungen und Erwartungen vollinhaltlich bestätigt. Darum gibt es für uns heute kein „verändertes Bewußtsein" und wenn Prof. Hanslik ein solches „für jeden einzelnen Menschen" annehmen zu müssen glaubt (S. 28), so weisen wir diese einem geistigen Armutsbekenntnisse gleichkommende Zumutung entschieden zurück. Die Wahrheit kann nur eine sein, nach wie vor dem Weltkriege. Daß wir sie schon vor dem Weltkriege theoretisch erfaßt hatten, verdanken wir der Rassenlehre. Wer das nicht mitmachen konnte oder wollte und jetzt eine Neuorientierung vornehmen muß, der hat zum mindesten das Recht verwirkt, in solchen Fragen als Führer und Lehrer aufzutreten.

Hanslik will uns an eine „lebendige Einheit aller Menschen" glauben machen, die durch zusammenfassende Arbeit „die Vollkommenheit des Lebens in Weltkultur" erreichen müßten (S. 50), er träumt von „Anpassung der europäischen, indischen und ostasiatischen Kultur" (S. 60), er erkennt richtig in Europa den aktiven Weltteil, versteigt sich aber gleich darauf zu dem seltsamen Ausspruch: „das mittlere Europa kann sich an Tiefe des Geistes mit den beiden Menschheiten des Ostens messen"; er schwärmt für das „tiefe Geisteswesen des Inders und Ostasiaten" (S. 59). Sollte Professor Hanslik wirklich nicht wissen, daß die gesamte geistige Kultur Altindiens ein Werk der aus Europa ausgewanderten Arier war und daß dieses Geistesleben der Indo-Arier seinen Abglanz bis in den fernen Norden und Osten der mongolischen Welt geworfen hat? Hanslik erwartet und wünscht, daß „Europa unter deutscher Führung sich Indien und Ostasien nähern" möge (S. 59), da jetzt der Krieg „das weite Tor nach dem Orient eröffnet" habe. Ganz richtig! Nur übersieht Hanslik, daß dieser Vorgang nichts weiter ist, als eine ordnungsmäßige Wiederholung der Hellenisierung Vorderasiens und der noch älteren Arisierung Irans und Indiens. Griechen und Indo-Iranier aber kamen aus Mitteleuropa, aus jenen wundervoll entwickelten neolithischen Kulturkreisen, die lebensvoll durcheinander wogend und sich gegenseitig befruchtend das Gebiet des heutigen deutschen Reiches und der Donau-Monarchie erfüllten[1]). Denn hier ist der ewige Schöpfungsherd, der Kern und der Mittelpunkt des menschlichen Kulturlebens, das wir nur verstehen können, wenn wir es von der Hochwarte der Rassen-Biologie betrachten. Wie unendlich weit entfernt Prof. Hanslik von dieser Erkenntnis ist, beweist seine abfällige Bemerkung über das „seltsame Gewand der Biologie" und über die

---

[1]) Hierzu vergleiche man die Arbeiten von Kossinna, Schliz, Wilke und Anderen im „Mannus" und in der „Mannus-Bibliothek" (Würzburg, Kabitzsch).

naturwissenschaftliche Betrachtung des Lebens überhaupt (S. 56). Nicht einmal eine blasse Vorstellung von der Rassengliederung Europas hat Hanslik, sonst könnte er nicht fragen: „wann wird das Gefühl der gemeinsamen Heimat Europa in der weißen Rasse erwachen?" (S. 62). Zu jener Menschengruppe, die man schlechthin als weiße Rasse bezeichnet, gehören auch die Semiten, aber wo bleibt da das Europäertum? Doch Prof. Hanslik setzt sich über solche Kleinigkeiten hinweg und belehrt uns großzügig: „Während in der vergangenen Zeit die Verschiedenheiten der Rassen, Völker, Zeiten überwogen, ist es ein Zeichen der Weltkultur, daß die Einheit des Geistes und der Kultur zur Herrschaft kommt" (S. 52).

Wir wollen nicht verhehlen, daß wir eine solche Auffassung rundweg ablehnen; nicht im chaotischen Allerweltsbrei, sondern in der Ertüchtigung des Deutschtums erblicken wir unser und mittelbar auch der übrigen Menschheit Heil, denn die Deutschen sind die Erben der Indogermanen.

Zur völkischen Erstarkung und Erneuerung gehört auch die Jugendwehr und eine richtige Erziehung der Mädchen. Und da stoßen wir bei Hanslik schon wieder auf eine der unseren entgegengesetzte Anschauung. Er sagt nämlich: „wenn die Männer an die Erziehung des weiblichen Geschlechtes kräftig (!) Hand anlegen, so entfesseln sie riesige Kulturkräfte" (S. 43). Uns aber will scheinen, daß die Mädchenschule ausschließlich Frauensache sei. Und auch das, Herr Prof. Hanslik, begründen wir biologisch.

Ganz rätselhaft erscheint uns eine Bemerkung Hansliks über Wien, „der Ursprungsstätte eines in der Neuzeit geschaffenen Zweiges höherer Kunst, der Musik" (S. 14). Während doch die Germanen schon vor 3000 Jahren wunderbare Musikinstrumente bauten und folglich auch darauf zu spielen verstanden![1])

Hanslik spricht schließlich von der „wahren Weltkultur" und leistet sich den Satz: „Wer im Volksgeschehen einseitig verwurzelt ist, wer den Menschheitsglobus in seinem Innern nicht aufbaut, der ist nicht Herr seiner Zeit und seines Ich, er ist nicht bloß ein ungebildeter, sondern auch ein unglücklicher Mensch" (S. 63). Demgegenüber vertreten wir die Auffassung, daß der Weg des Einzelnen zum Menschheitsgedanken durch seine Rasse, sein Volk und seinen Staat hindurchführt und daß man die Sache der Menschheit nicht besser fördern kann, als indem man jene Rasse stärkt, die stets die Trägerin alles Fortschritts war — die nordeuropäische. Da aber die Menschen heute nicht als Rassen, sondern als Staaten in die Weltgeschichte eingreifen, so kommt es auf jene Staaten an, in welchen die nordeuropäische Rasse die Führung innehat. Von diesen Staaten ist England abtrünnig geworden und hat sich auf die Seite der Feinde geschlagen,

---

[1]) Kossinna, „Deutsche Vorgeschichte".

wie es ja früher auch in Deutschland Abtrünnige gab. Somit bleiben heute die zwei Kaisermächte mit ihren Bundesgenossen und den skandinavischen Staaten als Kern der Menschheit übrig; von ihnen muß die Erneuerung und Erhöhung ausgehen und aus Mitteleuropa hinausfluten bis in die fernsten Enden der Länder. Das wird sich nach dem Kriege ganz von selbst machen, mit oder ohne Institute für Kulturforschung, mit oder ohne „Weltkulturverbindungen"; die Hauptsache ist und bleibt jetzt, daß die zwei Kaisermächte den Krieg gewinnen und sich in Europa eine stärkere Stellung schaffen. Das deutsche Volk, das innerhalb des politischen Rahmens der zwei Kaisermächte der eigentliche Kulturschöpfer ist, wird uns dann die neue Weltkultur geben und zwar um so rascher und sicherer, je mehr wir uns auf unser Eigenleben besinnen und zurückziehen. Denn die anderen brauchen Mitteleuropa, wir aber brauchen die anderen nicht. Die Deutschen und ihre Bundesgenossen sind sich selbst genug und die Deutschen werden in den Augen des feindlichen Ringes um so höher steigen, mit je größerem Stolze sie ihre Selbständigkeit betonen.

Deutsche Kultur, nicht Weltkultur wollen wir erstreben. Das schließt die weitestgehende Rücksichtnahme auf die braven Bundesgenossen von den Karpaten bis zum persischen Meerbusen keineswegs aus. Selbst diese Bundesgenossen werden uns viel höher achten und sich viel lieber an uns anlehnen, wenn wir mit starkem Volks- und Stammesbewußtsein in die neue Zeit eintreten, als wenn wir jetzt schon anfangen, um die Wiederherstellung des Weltbewußtseins und der Weltkultur besorgt zu sein.

Dies auch gegen Naumann, der in seinem „Mitteleuropa" den deutschvölkischen Standpunkt gar zu sehr verschleiert, ohne zu bedenken, daß Mitteleuropa um so mächtiger sein wird, je mehr das Deutschtum darin überwiegt und daß auch die verbündeten Fremdvölker das Bündnis mit dem Deutschtum um so höher schätzen werden, je mehr das Deutschtum ihnen als ein Riese und als ein geschlossener, in der Welt vollkommen selbständiger Block erscheint.

Stärkung des deutschen Volksbewußtseins und Vertiefung der deutschen Eigen-Kultur muß daher unser Wahlspruch sein. — Das neue Mitteleuropa und die neue Weltkultur kommen dann von selbst.

Wie sagte doch unser Johannes Gottlieb Fichte im Schlußwort seiner Reden an die Deutsche Nation":

„Unter allen neueren Völkern seid ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist."

Wie muß die innere Kolonisation geleitet werden?

Paul Buchholz.

Mottos.

Die lebendige deutsche Arbeitskraft muß genau so geschützt werden, wie das deutsche Korn. Was wird denn hier verwüstet? Leib und Seele des deutschen Volkes wird verwüstet. Wollt ihr sehenden Auges denselben Unglücksweg gehen, den einst die alten Römer gegangen sind? Der billige fremde Arbeiter im Frieden ist der Feind und Verräter im Kriege. Jeder dieser Fremden, denen ihr Brot gebt, lebt vom Untergang einer deutschen Familie, die da sein könnte und da sein sollte. Die kriegerische Zukunft eines Volkes liegt nicht bei denjenigen, die im Auto fahren und zu Pferde steigen, sondern bei dem Mann, der hinter dem Pfluge hergeht.

Dr. G. W. Schiele (Das Land).

Deutschland geht ohne Schuß zugrunde, wenn die deutsche Landwirtschaft zugrunde geht.

Graf von Moltke.

Der Süddeutsche ist ebenso ausdauernd und schlägt sich ebenso gut wie der Norddeutsche, das haben sie 1870 und 1914 bewiesen, aber das Organisationsgenie, die straffe Strenge, die nie nachlassende Bereitschaft, die wunderbare Fähigkeit, ewig auf dem Sprunge stehen zu können, das ist Preußens Verdienst.

Aus Houston Stewart Chamberlains Kriegsaufsätzen.

Um ein Bild zu gewinnen, welche Folgen jede innere Kolonisation auf den preußischen Staat haben muß, will ich die landwirtschaftliche Bevölkerung in Stände zergliedern und die wirtschaftlichen und politischen Vorteile eines jeden Standes hervorheben.

Ich teile die landwirtschaftliche Bevölkerung in fünf Stände und zwar:

1. Den landwirtschaftlichen Arbeiterstand und die Arbeiterstelleninhaber.
2. Den Büdnerstand (Besitzer von 3 bis 6 ha).
3. Den spannfähigen Bauernstand.
4. Den mittleren Besitzerstand von 50—250 ha.
5. Den Großgrundbesitzerstand.

Ich will nun versuchen, auf Grund meiner praktischen Erfahrungen und Feststellungen durch Eingehen auf die wirtschaftlichen und politischen Vorteile und Nachteile eines jeden Standes ein Bild zu geben, wie die innere Kolonisation geleitet werden muß, um der großen Arbeiternot zu steuern, zugleich aber möglichst Preußens Eigenart zu wahren, jener Eigenart, welche Preußen unter seinen Königen groß und mächtig gemacht hat, und durch welche das Deutsche Reich gegründet und gefestigt worden ist.

Ich beginne mit dem landwirtschaftlichen Arbeiterstand und speziell mit der Landarbeiterfamilie auf dem Großgrundbesitz.

Der Großgrundbesitz beschäftigt nur Arbeiterfamilien, die mindestens ein Kind als Dienstgänger stellen. Ist das nächstälteste Kind herangewachsen, so bleibt dieses als zweiter Dienstgänger meist auch noch auf dem Gute. Treten aber das dritte und vierte Kind in das arbeitsfähige Alter, dann beschließen die ältesten Kinder meist zu den spannfähigen Bauern in Stellung zu gehen, von ihrem hohen Lohne Ersparnisse zu machen und sich bald zu verheiraten.

Auf diese Weise erhält der ganze Bauernstand von dem Großgrundbesitz seine unverheirateten Knechte und Mägde. Sind aber in einer Gegend, wie in Teilen der Provinz Posen, die großen Güter aufgeteilt,

so ist dort bei den Bauern die Arbeiternot die denkbar größte, weil infolge Fortfalles der Arbeiterfamilien, wie ich oben anführte, die unverheirateten Dienstboten fehlen.

Um dieser Arbeiternot zu steuern, sind von der Regierung in den Ansiedlungs-Gemeinden Arbeiterstellen mit $^1/_4$ bis $^1/_2$ ha Land gegründet worden. Es hat sich aber gezeigt, daß diese Gründungen verfehlt sind, und warum?

Für Arbeiterstelleninhaber muß vor allen Dingen ständige Arbeitsgelegenheit vorhanden sein. Diese ständige Arbeitsgelegenheit findet der Arbeiterstelleninhaber nicht in einer Bauerngemeinde, sondern nur durch Beschäftigung beim mittleren oder Großgrundbesitz und in Städten mit Industrie. Diese drei Faktoren allein bieten ständige Arbeitsgelegenheit. Die Bauern dagegen können dem Arbeiterstelleninhaber nur zeitweise beim Rübenhacken, in der Getreide- und Hackfruchternte Beschäftigung geben. In der übrigen Zeit müssen sie in entfernteren Gegenden sich Arbeit suchen. Dies sagt wenigen Arbeitern zu, und deshalb geben sie die hoch zu verzinsenden Arbeiterstellen auf, nachdem sie ihre früher gemachten Ersparnisse eingebüßt haben.

Ich glaube in vorstehendem hinreichend erklärt zu haben, in welcher Weise der Großgrundbesitz dem Bauernstand die Knechte und Mägde liefert. Aber der Nachwuchs für die Industrie- und die städtischen Arbeiter stammt zum größten Teil auch vom Arbeiterstande der Landwirtschaft. Dieser ist der Urquell für den Industriearbeiterstand, und wenn dieser Quell versiegt, was durch die Aufteilung der Güter an spannfähige Bauern geschieht, so sind sowohl die Bauern als auch die Industrie gezwungen, ausländische, slawische Arbeiter zu beschäftigen. Wenn dieser Zeitpunkt eintreten, wenn Deutschland einst so weit sein sollte, daß es seine nötigen Arbeitskräfte nicht mehr selbst produzieren kann, dann wird leider der Verfall Deutschlands vorausgesagt werden müssen.

Auch in wirtschaftlicher Beziehung hat der Landarbeiterstand Leistungen aufzuweisen, die nicht gering einzuschätzen sind.

Aus der Naturallöhnung und Viehhaltung sind bei Gutsarbeiterfrauen im Kreise Gnesen, falls Unglücksfälle nicht vorkommen, folgende jährliche Einnahmen festgestellt worden, Friedenspreise vorausgesetzt.

1.	Für	100	Pfund Butter	zu	1,00	Mk.	=	100,00	Mk.
2.	„	30	Mandeln Eiern	„	0,80	„	=	24,00	„
3.	„	15	junge Hühner	„	0,70	„	=	10,50	„
4.	„	12	Enten	„	2,00	„	=	24,00	„
5.	„	1	Kalb	„	30,00	„	=	30,00	„
6.	„	1	Mastschwein	„	—	„	=	120,00	„
7.	„	12	Ferkel	„	15,00	„	=	180,00	„
							Summa:	488,50	Mk.

Rechnet man auf Unglücksfälle 100 Mark ab, so bleiben für eine tüchtige Landarbeiterfamilie aus der Landwirtschaft immer noch Einnahmen von ca. 400 Mark.

Eine kleine Stadt, die nur von Gütern umgeben ist, wird in landwirtschaftlichen Produkten zumeist von den Gutsarbeiterfamilien versorgt. Das Gut kann dagegen seine Produkte für den Konsum der westlichen Provinzen abgeben.

Auch die Kaufkraft der ländlichen Arbeiter ist nicht zu unterschätzen. Erstens bezahlen sie alles, was sie kaufen, bar, zweitens kaufen sie ihren ganzen Bedarf in den nächsten Landstädten, denn sie werden nicht mit Katalogen von den Warenhäusern und Versandgeschäften überschwemmt, wie die größeren Bauern und Gutsbesitzer. In den ländlichen Arbeitern sind sichere und ständige Abnehmer für die Geschäfte in den kleinen Städten vorhanden, was auch von den Geschäftsinhabern solcher Städte bestätigt wird; es wird behauptet, daß manche Städte mehr floriert haben zu der Zeit, da sie von Gütern umgeben waren, als jetzt, wo sie von Bauerngemeinden umgeben sind. Auch daß in jeder Bauerngemeinde sich ein Gasthof befindet, der die meisten Waren führt, trägt dazu bei, daß die kleineren Städte von der inneren Kolonisation keinen oder wenig Vorteil haben.

Ich komme nun zum Büdnerstande.

Unter einem Büdner verstehe ich einen Besitzer von 3 bis 6 Hektaren, der imstande ist, sein Grundstück mit einem Pferde selbst zu bewirtschaften und auf diesem Grundstück gut und glücklich zu existieren, dessen Kinder aber bis auf das jüngste, das die Wirtschaft der Eltern übernimmt, als Arbeiter und Handwerker in der Industrie und Landwirtschaft ihr Fortkommen zu suchen gezwungen sind. Diesen Stand, der von der Regierung wenig beachtet wird und daher durch die innere Kolonisation bis jetzt nicht vermehrt worden ist, halte ich für einen der wichtigsten der fünf von mir oben bezeichneten Stände in der Landwirtschaft.

Nehmen wir z. B. eine Gemeinde von 40 Büdnerstellen (= 200 ha) an, so liefern diese 40 Büdnerfamilien, jede nur mit 5 Kindern berechnet, in 25 Jahren 200 arbeitsfähige Personen. Nehmen wir 40 davon für die Übernahme der Wirtschaft ihrer Eltern ab, so bleiben 160 Personen übrig, die angewiesen sind, in Landwirtschaft, Industrie oder Handwerk ihren Unterhalt sich zu erwerben. Diese 160 Personen sind meist noch unverdorbene Leute, wenn sie aus dem Elternhause in die Welt treten, denn in diesen Büdnerhütten pflegen noch Glauben und Treue zu herrschen.

Würden z. B. die Bestrebungen für die innere Kolonisation darauf gerichtet sein, daß in den ostelbischen Provinzen auf je 30 Hektare eine Büdnerstelle berechnet wäre, und würden systematisch in Bauerngemeinden und zwischen dem Großgrundbesitz im obigen Verhältnis Büdnerkolonien gegründet werden, so würde auf diese Weise der Arbeiternot sicher gesteuert,

ganz besonders, wenn die Aufteilung von Domänen und Rittergütern aufhören würde. Für diese Büdnergemeinden ist der leichtere Boden aber mit reichlichem Wiesenverhältnis, am geeignetsten, da die Viehzucht von den Büdnern am meisten gepflegt wird.

Auch in wirtschaftlicher Beziehung leistet dieser Büdnerstand Bedeutendes. Auch er versorgt ganz besonders die Landstädte mit allen Produkten für die Ernährung derselben als Mastschweinen, Kälbern, Federvieh, Eiern, Butter, Kartoffeln und Getreide für den Kleinbedarf. Er ist auch ein guter Abnehmer von Waren, da er, ebenso wie der Arbeiterstand, noch nicht mit Katalogen von den Kaufhäusern und Versandgeschäften überschwemmt wird, und deshalb in der nächsten Stadt seinen Bedarf deckt.

Von sämtlichen Ständen des Volkes halte ich diesen Stand für den glaubensstärksten und glücklichsten. So oft ich Gelegenheit gehabt habe, eine alte Büdnerfamilie in ihrem Wirkungskreise zu beobachten, beneidete ich sie um dieses wunschlose Glück. Der alte Vater, der Leibgedinger, hat den kleinen Bienenstand und einige Obstbäume des Gartens sich vorbehalten, die er sorgsam pflegt. Der Büdner und dessen Frau brauchen sich nicht übermäßig anzustrengen, um schöne Früchte ihrer Tätigkeit auf ihrem kleinen Eigentum zu ernten. Glück und Zufriedenheit herrschen in den kleinen Hütten und das Christentum pflegt hier noch eine Stätte zu haben.

Auch der Industrie gibt der Büdnerstand zu verdienen, denn jeder Büdner braucht eine Häckselmaschine, Dreschmaschine, Reinigungsmaschine, Wage und Milchseparator.

Wir haben bereits in der Provinz Posen große Büdnergemeinden, deutsche in der Netze- und Warthe-Niederung, welche die bekannten Landsberger Schnitter liefern, die vor ca. 30 Jahren allein den Bedarf an Saisonarbeitern deckten; zu diesen traten später hinzu die sogenannten Sachsengänger aus den großen Büdnergemeinden im Kreise Tuchel in Westpreußen und in den Kreisen Kempen, Adelnau, Schildberg in der Provinz Posen. Auch Oberschlesien hat viele Büdnergemeinden und liefert viele tausend Arbeiter nach dem Westen in die Industrie und in die Landwirtschaft.

Die bisher geleitete innere Kolonisation hat diesen Büdnerstand überhaupt nicht berücksichtigt. Doch dieser allein kann bei dem Fortbestande der großen Güter und Domänen den großen Bedarf an Arbeitern decken, der Großgrundbesitz dagegen den stark bevölkerten Westen mit den nötigen Nahrungsmitteln versorgen.

Die bisherige innere Kolonisation hat aber gerade eine große Aufteilung von Gütern bewirkt. Denn Professoren und Wirtschaftspolitiker predigen täglich, daß Deutschland nur seinen Bedarf an Nahrungsmitteln selbst decken kann, wenn möglichst viele Güter in den ostelbischen Provinzen an spannfähige Bauern aufgeteilt werden.

Ich will mich jetzt mit diesem größten Stande, dem Bauernstande beschäftigen, der mehr als zwei Drittel der nutzbaren Fläche Deutschlands wirtschaftlich nutzt. In den westlichen Provinzen Preußens und in den Staaten westlich der Elbe ist er vorherrschend. Der Bauernstand ist aber nicht imstande, die Ernährung des deutschen Volkes wie der Großgrundbesitz zu bewirken, weil eine gleich große Fläche durch ihn bedeutend mehr bevölkert wird, als vom Großgrundbesitz mitsamt seinen Arbeitern.

Der Bauer konsumiert selbst viel, seine Wirtschaftsweise ist eine einseitige. Brot und Futtergetreide, Zucker und Kartoffeln produziert er auf gleicher Fläche bedeutend weniger als der Großgrundbesitz, dagegen liefert er dem Konsum mehr Milch und Schweinefleisch.

Trotzdem nach der Statistik auf ein Hektar bäuerlichen Besitzes bedeutend mehr Obstbäume, Federvieh, Gemüse kommen, als auf ein Hektar Großgrundbesitz, ist doch das Angebot von Obst, Federvieh, Gemüse kein dementsprechendes.

Es ist ein großer Unterschied, ob 200 Obstbäume und 200 Stück Federvieh im Besitz eines Großgrundbesitzers sich befinden oder 600 Obstbäume und 600 Stück Federvieh im Besitz von 20 Bauern. Ein Bauer bringt von 30 Obstbäumen und 30 Stück Federvieh fast nichts an den Markt, er konsumiert fast alles selbst. Ich habe auf den Wochenmärkten in Gnesen und in einigen kleinen Landstädten festgestellt, daß die billige Butter sowie Magerkäse und Eier von Gutsarbeiter- und Büdnerfrauen auf den Markt gebracht werden, während mit Obst die Stadt Gnesen zumeist von den Obstpächtern, welche die Gärten der Großgrundbesitzer gepachtet haben, versorgt wird. Selten findet man eine Bauernfrau, die Obst und Eier zum Markt bringt.

Mastschweine und Milch werden von den Bauern an die Genossenschaften geliefert und gehen in die Großstädte, während die Landstädte von den Büdnern und Landarbeitern mit Lebensmitteln versorgt werden.

Aus vorstehendem glaube ich bewiesen zu haben, daß der Bauernstand nur in beschränktem Maße zur Befriedigung des Konsums beiträgt:

1. durch die einseitige Wirtschaftsmethode,
2. durch die Übervölkerung im Verhältnis zur Bodenfläche,
3. durch den Arbeitermangel bei den größeren Bauern.

Solange aber in den Provinzen östlich der Elbe der Großgrundbesitz vorherrscht, ist die Ernährung des deutschen Volkes gesicherter, der Arbeiternachwuchs wird erhalten, und letzterer muß noch durch Gründung von Büdnerstellen gefördert werden.

Die Aufteilung der Güter in Bauernstellen bewirkt auch eine Industriealisierung des Staates. Da der Arbeitermangel groß ist, muß die Arbeit durch Zuhilfenahme von Maschinen bewältigt werden. 20 Bauern brauchen für 300 Hektare Ackerland 20 Mähmaschinen, 20 Dreschmaschinen, 20 Reinigungs-

maschinen, 20 Hungerharken usw. Ein Gut von 300 Hektaren braucht 3 Mähmaschinen, 3 Hungerharken, 1 Dreschmaschine, 3 Reinigungsmaschinen usw. An Ackergeräten und Wagen braucht das Gut kaum die Hälfte von dem, was die Bauern brauchen.

Durch die innere Kolonisation von Bauernstellen wird daher der Bedarf an Maschinen und Geräten enorm gesteigert. Die industriellen Betriebe müssen vergrößert, und der vergrößerte Bedarf an Arbeitern für dieselben muß durch den Nachwuchs auf den Gütern gedeckt und der Landwirtschaft entzogen werden.

Die Folgen der Aufteilung der Güter in spannfähige Bauernstellen sind kurz folgende:

1. Der Nachwuchs von Landarbeitern wird unterbunden.
2. Der Bedarf an Arbeitern für die Industrie wird gesteigert.
3. Sowohl Landwirtschaft als auch Industrie werden schließlich nur auf ausländische, slawische Arbeiter angewiesen sein.

Wie steht es nun mit dem Nachwuchs des Bauernstandes?

Rechnet man auf jede Familie fünf Kinder, davon ein Kind, das die Wirtschaft übernimmt, so treten von 20 Bauern in 25 Jahren je vier in Berufe ein, die bereits sämtlich überfüllt sind. Die Söhne drängen sich in die unteren und mittleren Beamtenkarrieren, oder sie wollen wiederum Bauern werden. Die wohlhabenden Bauerntöchter heiraten mit Vorliebe Beamte, Postboten, Polizisten, Gendarmen; ihr Vermögen geht für die Landwirtschaft verloren. Die jungen Bauern müssen sich mit armen Frauen begnügen. „Bauernfrau werden, nicht in die Hand, da muß man zuviel arbeiten", diese Antwort wird man oft von Bauerntöchtern erhalten.

Zum Handwerk entschließt sich ein Bauernsohn selten. Das Handwerk dünkt ihm unter seiner Würde. Jeder Handwerksmeister wird obige Ausführungen bestätigen. Bauernland bekommt der preußische Bauernsohn nicht, weil Rückwanderer aus aller Herren Länder gezogen werden, und daher Bauernstellen immer schwieriger zu kaufen sind.

Man kann sich kurz ausdrücken; 20 Gutsarbeiterfamilien liefern in 25 Jahren 100 junge, disziplinierte Arbeiter an den Arbeitsmarkt; und 20 Bauernfamilien 100 Herren, welche die bereits stark überfüllten Berufe noch mehr belasten.

Ein sehr wichtiger Stand ist der ländliche Besitzerstand von 75 bis 250 Hektaren. Er ist deshalb so wichtig, weil er das Bindeglied bildet zwischen Bauernstand und Großgrundbesitzer. Dieser mittlere Besitzerstand ist der am meisten gefährdetste und bedarf daher der ganz besonderen Fürsorge seitens der Regierung. Durch den Arbeitermangel wird er am meisten betroffen. Wenn eine Arbeiterfamilie fehlt, so wirkt das gleich schwer störend auf den Betrieb des Gutes ein, und Verluste in irgendeiner Form sind nicht zu vermeiden.

Da die Haushaltung eine bessere und daher eine teurere ist als beim Bauernstand und den Kindern eine bessere Erziehung zuteil wird, die sie für höhere Lebensstellungen befähigt, so ist der Besitzer meistens nicht imstande, so viel zu erwerben, daß er sein Besitztum einem seiner Söhne übergeben kann, sondern ist gezwungen, später zu verkaufen. Deshalb fallen diese Güter der inneren Kolonisation zuerst zum Opfer.

Der wirtschaftliche Wert dieser Güter für den Staat ist derselbe, wie derjenige der Großgrundbesitzer. Da aber bei dem mittleren Besitz der Arbeitermangel ganz besonders fühlbar ist, so trägt er verhältnismäßig weniger zur Vermehrung des Arbeiterstandes bei als der Großgrundbesitz.

In politischer Beziehung ist dieser mittlere Besitzerstand von der größten Wichtigkeit. Er bildet die Brücke zwischen dem mehr demokratischen Geist des Bauernstandes und dem aristokratischen des Großgrundbesitzerstandes. Es ist daher nicht zu begreifen, daß die Regierung für diesen Mittelstand nichts tut, sondern dessen Güter sowie die kleineren Domänen der inneren Kolonisation opfert. Um diesen besseren Mittelstand in der Landwirtschaft nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren, ist es notwendig, daß viele kleine Domänen in den Provinzen östlich der Elbe gegründet und möglichst wenige mittlere Güter für die innere Kolonisation aufgekauft werden.

Nun komme ich zum Großgrundbesitzerstand.

Er ist derjenige Stand, der zur Versorgung des Westens mit Getreide, Zucker, Rindfleisch, Kartoffeln am meisten beiträgt, schon deshalb, weil die Gebiete, auf denen der Großgrundbesitz vorherrscht, weniger bevölkert sind. Die Bevölkerung besteht nur aus dem Besitzer, dessen Arbeitern und Beamten.

Wenn Professoren behaupten, die geringe Bevölkerung ist ein Übelstand, dem durch Ansiedlung von Bauern abgeholfen werden muß, damit die Versorgung des Westens mit Nahrungsmitteln gesichert ist, so begreift das der schlichte Menschenverstand nicht. Der Acker ist doch etwas Begrenztes, und wenn auf dieser Fläche durch die Ansiedlung von Bauern die Bevölkerung verdoppelt und verdreifacht wird, so ist der Export an Nahrungsmitteln um so viel geringer, als die vermehrte Bevölkerung selbst verzehrt.

Daß der Großgrundbesitz von derselben Fläche weniger produziert als der bäuerliche Besitz, muß hier unbedingt bestritten werden.

Umgekehrt ist es richtig.

Der Großgrundbesitz liefert verhältnismäßig bedeutend mehr Brot- und Futtergetreide, Zucker, Kartoffeln, Rindfleisch zum Konsum, während dagegen der bäuerliche Besitz nur mehr Milch und Schweinefleisch für den Konsum produziert.

Auch muß bestritten werden, daß der bäuerliche Besitz mehr Eier und Geflügel an den Markt bringt, als der Großgrundbesitz, da die Arbeiter-

familien der Güter fast allein die kleinen Städte, die zwischen dem Großgrundbesitz liegen, mit Eiern, Federvieh, Butter und Schweinefleisch versorgen, wie ich kurz vorher ausgeführt habe. Die Gastwirte auf dem Lande sind Aufkäufer für Eier und liefern diese an die Großstädte, ferner Großhändler, die von Gut zu Gut fahren und Eier und Federvieh aufkaufen. Nur vom theoretischen Standpunkte aus kann behauptet werden, der bäuerliche Besitz trage mehr zur Versorgung des Westens mit Nahrungsmitteln bei, als der Großgrundbesitz und grau ist ja bekanntlich alle Theorie.

Der Osten war stets der Ernährer des Westens und ist es noch.

Der Großgrundbesitz ist aber ganz besonders deshalb für Deutschland so wichtig, weil er die meisten Arbeitskräfte liefert für den deutschen Arbeitsmarkt, gesunde, disziplinierte, unverdorbene Arbeiter. Erst im Westen werden diese vom Sozialismus angekränkelt, dem sie später leider oft ganz verfallen.

Man frage die kräftigen Gestalten der Bierfahrer, Lastkutscher und Möbelträger, wo diese geboren sind? Deren Wiege stand wohl zumeist in den Arbeiterwohnungen des Großgrundbesitzes unseres Ostens.

Man sehe sich dagegen die hohläugigen und hohlwangigen Gestalten an, die in den Fabriken des Westens beschäftigt sind. Wer allein kann hier einen gesunden späteren Ersatz liefern? Allein der Arbeiterstand des Großgrundbesitzes östlich der Elbe. Wenn aber der Großgrundbesitz nach den Ratschlägen der Theoretiker zum großen Teil aufgeteilt und seine Arbeiter mit Gewalt dadurch der Industrie in die Arme getrieben werden, woher soll dann der Ersatz für die Industriearbeiter kommen, wenn der Urquell, der landwirtschaftliche Arbeiterstand, durch eine falsche innere Kolonisation verstopft worden ist?

Die Behauptung, daß der Großgrundbesitz an Arbeitermangel leidet, trifft nicht zu. Der Großgrundbesitz spürt davon noch sehr wenig; nur der Bauernstand und der mittlere Besitzerstand leiden darunter. Der Großgrundbesitz hat nur für die durch den intensiven Betrieb erzielten größeren Ernten einen größeren Bedarf an Saisonarbeitern nötig. Ständige Arbeiter sind genügend vorhanden. Beim Großgrundbesitz findet man fast keine leeren Arbeiterwohnungen.

Daß dieser Bedarf an Saisonarbeitern gedeckt werde, dahin muß das Streben bei der inneren Kolonisation gerichtet sein. Es können hier die deutschen Kolonien der Landsberger Schnitter und die deutschen Kolonien in Oberschlesien, welche die Sachsengänger liefern, als Muster dienen.

Wenn ich nun die politische Seite des Großgrundbesitzerstandes in Betracht ziehe, so ist er der Stand, der von jeher zielbewußt die Gesamtinteressen der Landwirtschaft gefördert hat, und der in dem Gedeihen und Blühen der gesamten deutschen Landwirtschaft die Kraft und Stärke des Deutschen Reiches erblickte.

Was man dem Großgrundbesitzerstand vorwerfen kann, besteht darin, daß er den jetzigen Bestrebungen der inneren Kolonisation, die aus allen Teilen der Welt deutsche Bauern zur Rückwanderung veranlassen wollen, damit an diese die großen Güter aufgeteilt werden, nicht mit der nötigen Energie entgegentritt.

Der preußische Großgrundbesitz hätte sich schon längst zusammenschließen und gegen die Aufteilung großer Güter Stellung nehmen müssen. Er denkt nicht daran, daß seinen Enkeln vielleicht keine Möglichkeit gegeben sein wird, den schönen Beruf der Väter zu erwählen. Und Beamte werden doch auch nicht alle werden können. Zu lau steht er seiner hohen Mission gegenüber, daß der Großgrundbesitz berufen ist, Preußens Eigenart in politischer und landwirtschaftlicher Beziehung zu wahren, durch welche er zum starken Rückgrat Deutschlands geworden ist.

Preußens Eigenart beruht darauf, daß in den Provinzen westlich der Elbe der Bauernstand und in den Provinzen östlich der Elbe der Großgrundbesitz vorherrscht. Auf dieser Eigenart beruht die Macht Preußens, die Stärke Deutschlands. Dieser Eigenart wird aber um so mehr Abbruch getan, als Güter in Bauernstellen aufgeteilt werden. Mit jedem Gut, welches aufgeteilt wird, wird ein Stein herausgebrochen aus dem stolzen und festen Bau des großen Königs Friedrich Wilhelm des Ersten, und seines noch größeren Sohnes Friedrichs des Großen.

Der schlichte Menschenverstand kann so manches bei der von nur theoretisch geschulten Volkswirtschaftlern angeregten inneren Kolonisation nicht begreifen.

Er kann nicht begreifen,

1. daß Arbeiterstellen gegründet werden, ohne vorher festzustellen, ob die Inhaber auch immer ständige Beschäftigung haben werden,
2. daß deutsche Rückwanderer aus den verschiedensten Teilen der Welt herangeholt werden, wo schon die einheimischen Bauernsöhne kein Land für sich finden können.

Es muß hier als Grundsatz befolgt werden „Preußen für Preußen",

3. daß die innere Kolonisation so geleitet wird, daß Herren gezüchtet werden, dabei aber der Landarbeiterstand, das Reservoir, aus welchem der Arbeiternachwuchs geschöpft wird, zugrunde gehen muß.

Deutschland braucht deutsche Arbeiter. Wenn Deutschland bezw. Preußen nicht mehr fähig sein wird, für seine Zwecke den Bedarf durch deutsche Arbeiter zu decken, sondern dies durch Slawen tun muß, dann wird und muß Deutschland seine nationale Eigenart verlieren und schließlich im Slawentum aufgehn.

Deutsche Arbeiter braucht Deutschland, nur deutsche Arbeiter, keine Vermehrung der Herren.

An Herren, welche andere Berufe als die Landwirtschaft ergreifen wollen, hat Deutschland schon längst Überfluß. Die Aufteilung von preußischen Rittergütern an deutsche Bauern ist falsch.

Was haben die Bauernstaaten Württemberg, Baden, Bayern und die Provinzen westlich der Elbe in fünf Jahrhunderten politisch geleistet? Nichts! Sie haben nur verstanden, Reichtümer zu erwerben. Ihre Äcker bildeten jahrhundertelang die Tummelplätze für fremde Kriegsvölker.

Was leisten die Bauernstaaten Schweiz, Dänemark und Norwegen? Sie gelten nichts. Sie sind nicht mehr fähig etwas zu leisten, der demokratische Wurm nagt an den Stützen des Monarchentums in Dänemark und Norwegen.

Und Preußen, dessen Stammwurzel im mageren Sande von Brandenburg ruht? Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Welt. Welcher Staat kann ein so mächtiges Emporblühen in wenigen Jahrhunderten aufweisen als Preußen? Wem hat Preußen dieses zu verdanken? Preußens Königen und Preußens Eigenart. Die richtige Mischung von Großgrundbesitz, Bauernstand und Arbeiterstand aber ist Preußens Eigenart. Diese Eigenart muß erhalten für alle Zeit und darf durch keine falsche innere Kolonisation verdorben werden.

Preußens Eigenart hat Preußen groß gemacht, und Preußens Größe ist und bleibt das sichere Unterpfand für Deutschlands Macht. Denn Preußen ist der Grundpfeiler des stolzen Baues, den Bismarck 1871 aufgerichtet hat.

Rasse und Dichtkunst.

Dr. Ernst Wachler.

In der Flut der neuen Erscheinungen aller Literaturen ist für den einzelnen Überblick und Übersicht kaum noch möglich; noch schwerer aber ein Urteil über den Wert der neuen Schöpfungen. Das wahrhaft Gediegene — wie Gobineaus „Renaissance" — bleibt oft lange verborgen, während das Minderwertige mit aufdringlicher Anpreisung den Markt beherrscht. Wir sehen aber auch, daß das Urteil, bewußt oder unbewußt, gefälscht und die Öffentlichkeit irre geführt wird. Wäre dem nicht so, so wäre eine Täuschung über den Geist und das Verfahren, womit Hoffmannsthal — sicherlich ein sehr begabter Mann — seine Kunst an Stelle der des Sophokles setzt, unmöglich: ein Verfahren, das, kurz gesagt, nichts anderes als Giftmischerei ist. Der Naturalismus, der sich als Sittenschilderung in dramatischer oder Romanform bei allen Völkern breit macht, beansprucht dieselbe Geltung, wie die große dramatische und epische Kunst früherer Zeiten. Die Lesewelt greift nach dem, was ihr am meisten zusagt; die Kritik ist schwankend und meist völlig ratlos, um so mehr, da es ihr

an überragenden Persönlichkeiten fehlt. Gibt es nun in diesem chaotischen Wirrwarr keinen Wegweiser?

Schon früher habe ich so oft als möglich auf Kraliks ausgezeichnetes „Kunstbüchlein" aufmerksam gemacht (Wien, bei Konegen, M. 2,40), das, wie man erzählt, stets auf Herman Grimms Arbeitstisch lag. Zu diesem kleinen Meisterwerk tritt nunmehr eine andere noch kleinere Schrift, ebenfalls aus dem Bannkreise von Wien stammend, das schon lange Träger unserer vornehmsten Überlieferung gewesen ist. Sie rührt von dem Anthropologen Dr. J. Lanz von Liebenfels her und ist betitelt „Rasse und Dichtkunst" (Ostara-Bücherei, Heft 83, Wien-Mödling 1916, 40 Pfg.)[1].

Lanz-Liebenfels weist der Dichtkunst im Einklang mit der älteren Ästhetik und im Gegensatz gegen Schopenhauer und Wagner, die die Musik über sie stellten, wieder den gebührenden Vorrang zu: weil sie nicht mehr mit Tönen, sondern mit der Sprache und dem Wort allein arbeite; weil der sinnlich wahrnehmbare Klang zurücktrete gegenüber der reinen Geistigkeit des Wortes und Gedankens. Die Frage, die allen anderen voranzustellen ist, ist die nach dem G e i s t einer künstlerischen Schöpfung. Da sehen wir nun die großen Dichter den Genius anrufen: die Muse, das geliebte Weib, das gleichsam göttliche; sie sehen durch ihre Vermittlung wie aus einem Himmelsfenster. Sie stellen das Weib dar als Geliebte, als Frau und Mutter und als Seherin, Priesterin oder Muse.

Es gibt sehr zu denken, daß unsere moderne Literatur das Weib vornehmlich von einer ganz anderen Seite her auffaßt und darstellt, nämlich von der Seite der niederen Erotik: als Weibchen. Der Unterschied ist typisch und wirft ein klares Licht auf die Verschiedenheit der Dichter ihrer Art nach. Gewohnt, nach Form und Technik zu fragen, lassen wir Neueren den Geist meist völlig außer Betracht, der doch bei jeder Schöpfung gerade die Hauptsache ist. Das Epos, ganz aus aristokratischem Geiste geboren, ist geradezu die heroische Dichtform an sich. Die großen Kunstwerke der Iliade und Odyssee, des Mahabharata, Ramajana, der Edda, der Nibelungen und der Gudrun „durchzieht ein großer rassenethischer Gedanke, der die für die Ewigkeit bestimmte Grundlage abgibt. Die Religion ist es, die diesen Werken die Göttlichkeit und Unsterblichkeit aufgedrückt hat. Sie sind wahrhaftig Inspirationen".

---

[1]) Die Bücherei Ostara, gegründet 1905, ist eine ebenso merkwürdige wie wertvolle Schriftensammlung, meist von Lanz-Liebenfels selbst verfaßt oder von ihm herausgegeben. Sie vertritt streng den aristokratischen, arisch-heroischen Standpunkt und fußt auf der modernen Rassenlehre. Sie sieht in dem blonden heldischen Menschen den edlen, sittlichen, genialen und religiösen Menschen, den Schöpfer und Erhalter von Wissenschaft, Kunst und Kultur. Von anderen Heften nenne ich: Nr. 79 Rassenphysik des Krieges 1914/15, Nr. 77 Rasse und Baukunst im Altertum und Mittelalter, Nr. 78 Rassen-Mystik, eine Einführung in die ariochristliche Geheimlehre. Man verlange Prospekt von der Leitung der Ostara, Wien-Mödling.

Der Stoff ist nicht, wie eine falsche moderne Ästhetik lehrt, gleich-
gültig, sondern ebenfalls höchst wichtig. Der arisch-heroische Dichter wählt
große, ewig gültige Stoffe: idealistischer, religiöser, ethischer Natur; der
dunkle oder niederrassige Dichter wählt kleine schale Alltagsstoffe oder
aktuelle Modestoffe. Der Mediterranoide wählt phantastische, mehr erotische
und unterhaltende Stoffe und behandelt sie mit krauser, spielerischer und
verwirrender Absonderlichkeit; er neigt zur Karikatur und Parodie. Der
Mongoloide wählt als kindlicher Mensch vorwiegend realistische, kleinbürger-
liche Stoffe. Er hat Verständnis für das Familienleben und Blick für alles
Nützliche und Einträgliche; lehrhaft und pedantisch, bringt er eine ermüdende
Fülle von Einzelheiten und Kleinigkeiten.

Der heroische Dichter zeigt höchstes Form- und Stilgefühl; man denke
an Dantes göttliche Komödie. Den niederrassigen Dichtern fehlt das richtige
Verständnis für Stil und Form. Die Mediterranoiden sind übertriebene
Formkünstler, voll tönender Phrasen, Bilder und Figuren; hinter ihrem
Formaufputz steckt jedoch nur Hohlheit. Für die Mongoloiden ist ihre
Unbeweglichkeit, ihre völlige Form- und Stillosigkeit bezeichnend. Sie sind
nicht imstande, eine Handlung oder einen Stoff zu gliedern, sie reihen nur
mit gewissenhaftester und ödester Pedanterie Einzelheiten aneinander (man
denke an den typischen russischen Roman).

Die Geschichte der Weltliteratur und Dichtkunst, sagt Lanz-Liebenfels,
wird nur auf Grund der Rassengeschichte verständlich. Mit minderwertiger
Rassenmischung setzt regelmäßig der Verfall der Kultur und Poesie ein.
Mit dem Untergang des heroischen Menschen schwindet auch Religion und
Dichtkunst. Die Dichtkunst wird aus einer priesterlichen und ritterlichen,
aus einer religiösen und rassenethischen Kunst eine merkantile und erotische
Kunst; predigte sie früher geistige und körperliche Schönheit und Güte, so
wird sie nun eine l'art pour l'art mit dem einzigen Zwecke allgemeiner
Verpöbelung.

Der große Dichter ist auch ein gütiger und edler Mensch. Die
wahren für die Ewigkeit bestimmten Dichtungen müssen auch religiös sein.
Das Lebenswerk des wahren dichterischen Genies ist ein einheitliches. Alle
ihre Werke weisen auf ein Ziel hin; meist hat ihr Schaffen nur ein einziges
Werk zum Ziel (z. B. Dante, Milton). Sie drücken die Lehre von der
Göttlichkeit der Natur des höheren Menschen aus. Auch die feine und
edle Komik ist eine Eigenschaft der großen arischen Dichter. Der nieder-
rassige Dichter ist Possenreißer, süßlich sentimental, Schmutzfink oder gar
Giftmischer — wie wir dies heut in einem Grade sehen, der die Ver-
wilderung unserer Literatur grell beleuchtet. Je mehr die dunklen Rassen-
elemente in die höheren Schichten eindringen, desto mehr verfällt Poesie
und Literatur; sie wird erotisch, wird zum Geschäft und zwecklos.

Beigegeben ist der kleinen Schrift, die auf knappstem Raume eine
erstaunliche Fülle der wichtigsten Erkenntnisse vereint, eine Übersicht über

eine große Anzahl Dichter, die meist schlagend gekennzeichnet sind. Erquickend ist das Urteil über Andersen, der „in einer widerlich albernen Weise die alten germanischen Märchen modernisiert und ihres Reizes entkleidet hat"; erfreulich auch die Schätzung des grandios erfindungsreichen Jules Verne. Unhaltbar scheinen mir die Urteile über Michelangelo und Nietzsche.

Aus dieser Inhaltsangabe wird man schon erkannt haben, welche außerordentlich wertvolle Gabe uns Lanz-Liebenfels mit seiner neuesten Schrift gemacht hat. Sie ist klar, lichtvoll und in jeder Beziehung vortrefflich: ein geradezu idealer Schlüssel zur Auffassung der Weltliteratur und Poesie. Im Grunde wendet er nur den großen Grundgedanken des Grafen Gobineau (in dessen „Versuch über die Ungleichheit der menschlichen Rassen") insonderheit auf die Dichtkunst an. Übrigens hat bereits Otto Hauser in seiner zweibändigen „Geschichte der Weltliteratur" (Bibliographisches Institut) diesen Gesichtspunkt für die Dichtung aller Völker durchzuführen versucht; nur daß seine ästhetischen Urteile — nach Stichproben zu urteilen — keineswegs befriedigen, was bei einem derartigen Werke ein großer Mangel ist. Die ausgezeichnete Schrift von Lanz-Liebenfels sei hier aufs wärmste empfohlen. Sie vermag im Geisteskampf der Gegenwart als eine unvergleichlich scharfe Waffe zu dienen. Sie ist auch geeignet, viele, die diesen Autor noch nicht kennen, zu ihm hinzuführen.

Frankreich, England, Deutschland und die Menschheit.

Johannes Scherr, Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit, 1858. — Neue Ausgabe in Hesses Volksbücherei, Hesse & Becker Verlag, Leipzig. 2 Bände, Mk. 1,60.

II, 7. „In der Tat, als Satan, der „Affe Gottes", die Eitelkeit schaffen wollte, ist ihm ein Franzos dazwischen gelaufen, und da hatte er nicht mehr nötig jene zu schaffen. Eitelkeit, komödiantische Eitelkeit ist das Grundmotiv der französischen Geschichte. In der offiziellen Sprache heißt dieses Motiv „Gloire", ein kokett ausgestopftes und beflittertes Ding, nach der gerade herrschenden Tagesmode so oder so angezogen. Aus Eitelkeit ermorden die Franzosen ihre Könige, aus Eitelkeit machen sie ihre revolutionären Purzelbäume, und wenn diese mißlingen, so bleiben die Gaukler im Kote liegen und beten den ersten besten Götzen an, welcher geschwind genug bei der Hand ist, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Dann wird ihnen zuletzt wieder die Geschichte zu langweilig, und sie heben das alte Spiel von neuem an. Es hat in Frankreich nie eine Partei gegeben, weder Legitimisten noch Konstitutionelle noch Republikaner, welche gewußt hätte, was Gerechtigkeit und Humanität ist. Deutschland mag sich vor dieser französischen Nationaleitelkeit in acht nehmen, welche sich ohne Zweifel mit jedem, auch dem verworfensten Despoten verbünden würde, wenn dadurch der Zweck erreicht werden könnte, ein Opfer, wie etwa das linke Rheinufer, auf den Altar der Gloria Vulgivaga Parisiorum niederzulegen[1]).

II, 8. „Wie bei den Franzosen die Eitelkeit, so entspringt bei den Engländern der Hochmut aus ihrer Ignoranz. Wie nach dem Glauben der Hindus ihre heilige Stadt

---

[1]) „Dies ist — wohl verstanden! — 1857 geschrieben und zuerst 1858 gedruckt worden. Seither haben die Ereignisse meine damaligen Äußerungen nur allzusehr gerechtfertigt, und hat das Jahr 1870 insbesondere bewiesen, was für ein elender Schwindel die

Benares, so liegt nach dem Glauben John Bulls sein Land um 80000 oder gar um 300000 Stufen dem Himmel näher als die übrigen Teile des Erdbodens. Man würde aber irren, wollte man annehmen, solcher Glaube sei eben weiter nichts als die fixe Idee einer insularischen Bevölkerung. Es ist in diesem Wahnsinn Methode, kaufmännischer Kalkül. Da die Engländer die ganze Erde beschwindeln und ausbeuten, zugleich aber auch eine sehr fromme Nation sein wollen, so sind sie auf das sinnreiche Auskunftsmittel verfallen, alle übrigen Völker als untergeordnete Rassen, als Gojim im althebräischen Sinne anzusehen, die von Gottes und Rechts wegen der Beschwindelung und Ausbeutung durch das auserwählte Volk Englands preisgegeben seien. Ein grüngelber Faden von Heuchelei geht durch das ganze englische Wesen, von der kolossalen Heuchelei der englischen Verfassung an, unter deren Schutz etliche zwanzig Millionen Menschen daheim, etliche hundert Millionen in den Kolonien von etlichen tausend Familien ausgebeutet werden, bis herab zu der jämmerlichen Heuchelei, welche vorgibt, die beiden größten Dichter Englands, Shakespeare und Byron, seien mit der versauerten Prüderie einer einfältigen Pensionatsvorsteherin anzusehen."

II, 9. „Ich bin überzeugt, das unerbittlichste Mißtrauen gegen die vor keiner Tücke zurückschreckende englische Selbstsucht wird mehr und mehr zum Katechismus eines Deutschen gehören müssen, welcher sein Vaterland liebt und nicht mehr jung genug ist, den Köder liberaler englischer Zeitungsphrasen zu verschlucken."

I, 519. „Die sechseckigen Engländer. Hasse sie. Das niederträchtigste Heuchlerpack, welches die Erde trägt — herzenshart, hochmütig, borniert, innerlichst kalt für alles, was über Maschinen, Baumwollenballen, Steinkohlen und Pfundnoten hinausgeht. Habe gesehen, wie sie in Ost- und Westindien wirtschaften, diese Praktiker, welche die Woche über die ganze Menschheit betrügen und Sonntags dem Herrgott was vorlügen. Schnödes Volk! Verleidet einem anständigen Menschen sogar Dinge, wie der Vierwaldstätter See und das Berner Oberland sind."

I, 181. „Ich bin als Burschenschafter signalisiert und gerade zur selben Zeit denunziert worden, bei einem Kommers einen Toast auf das deutsche Vaterland ausgebracht zu haben. Das deutsche Vaterland war nämlich damals verboten und Deutschland überhaupt nur als „geographischer Begriff" erlaubt."

I, 108. „Gib dir neben deinem Berufsstudium redliche Mühe, dich zum Menschen, zum deutschen Manne auszubilden, zum deutschen Manne, hörst du? Ich weiß, du hegest Liebe für unsere vaterländische Geschichte, unsere Literatur, unsere Altertümer — pflege diese Liebe! Denn siehst du, man mag sagen, was man will, trotz alledem ist Deutschland das edelste Land der Erde. Von uns, von unserem Gedankenhort zehren alle übrigen Nationen. Mögen sie es leugnen, die Undankbaren, was tut es? Der deutsche Geist rastet trotzdem keinen Tag, keine Stunde, keine Minute auf seinem stillen Eroberungszug durch die Welt."

---

sozialistischen Bruderschaftsphrasen der Franzosen waren. Und dennoch ließ sich — unglaublich aber wahr! — selbst noch nach Ausbruch eines Krieges, wobei es sich um Deutschlands Sein oder Nichtsein handelte, eine erkleckliche Anzahl von deutschen Gimpeln durch diesen abgestandenen Bruderschaftsphrasenleim abermals leimen, so sehr, daß sie zuungunsten ihres Vaterlandes und zugunsten des dasselbe „bis aufs Messer" bekriegenden Frankreichs ihre alten Gimpel- und Simpellieder herleierten. In den verräterischen Refrain: „Tut den lieben Franzosen doch ja nichts zu leide!" stimmten aber bekanntlich auch noch andere Vögel emsig mit ein: vaterlandslose Internationale — ich meine unbeschnittene wie beschnittene — ferner Burschen, welche im preußischen Militär oder Zivil vergeblich anzukommen und unterzukommen versucht oder in der kaiserlichen Schwindelbude in Paris, welche „ihre Leut", Fould, Pereire & Comp. verstanden, ein bißchen mitgeschwindelt oder beim Plon-Plon und anderen Bonaparteschen Prinzenschaften und Prinzeßlichkeiten antichambriert hatten". Anmerkung zur 2. Aufl. 1871.

II, 5. „Bittere Erfahrungen haben uns gelehrt, daß die anderen Völker wohl zur Zehrung von unseren verschwenderisch ausgeteilten Geistesschätzen, nicht aber zu Gegenleistungen bereit sind. Mit anderen Worten, wir mußten erkennen, daß die anderen keineswegs kosmopolitisch gesinnt seien und der nationale Egoismus der Fremden hat auch uns endlich fühlbar gemacht, daß wir für uns selbst zu sorgen haben."

I, 283. „Ist mir schon oft aufgefallen, daß das lateinische Wort germanus der Deutsche und der Bruder bedeutet. Liegt sozusagen etwas Providentielles darin. Ist ja der Deutsche der Bruder von aller Welt, aber nicht umgekehrt. Und doch muß Gegenseitigkeit stattfinden, wenn man gute Geschäfte miteinander machen soll. Das hat die Firma Deutschland von jeher übersehen, und darum machte sie in dem Engrosgeschäft der Politik häufig so schlechte Geschäfte."

II, 163. „Die Deutschen sind die menschlichsten Menschen, und was humane Freiheit sei, nur wir wissen und schätzen es. Wenn wir, wie ich in jeder Fiber meiner Seele hoffe, einmal dazu gelangen, ein in sich geschlossener und festgefugter Nationalstaat zu sein, wenn Deutschland, das erste Kulturland Europas, auch dessen erste Großmacht sein wird, dann wird und mag der Schatz von Humanität, welchen der Genius unserer großen Denker und Dichter und die stillgeduldige und rastlose Arbeit unseres Volkes durch die Jahrhunderte herab mitsammen angehäuft haben, in alle Welt hinausgetragen werden und in größerer Fülle und Mächtigkeit, als jetzt schon geschehen und geschieht, der ganzen Menschheit zugute kommen."

II, 6. „Aber doch ist es besser, einmal angefangen zu haben, als zu warten, bis der zum Weltgerichte blasende Engel in Deutschland herumläuft und uns zuruft:

,Ihr Deutschen, wollt ihr nicht aufstahn?
Die Ewigkeit geht eben an!' —

I, 76. „Wenn das so fortgeht, werden die Menschen bald tun, als gäbe es gar keine ideellen Lebensmächte mehr. Dämon Mammon wird ihnen die Götter ersetzen. Neulich sah ich ihn nachts im Traume. Ob der in eine ungeheure, qualmende Esse verwandelten Erde lastete er, ein riesiges Scheusal, ein Weltalp, und mit seinen schwarzen Riesenfledermausfittichen streifte er einen schönen Stern nach dem andern vom Himmelsgewölbe. Es war ein böser Traum."

I, 314. „Das Geld, der große Despot, nachdem er alle bisherigen Lebensmächt höhnisch lachend unter seine Füße getreten, alle Ideale mit seinem souveränen Zepter zu Boden geschlagen, wird eine so ungeheure Leere in den Gemütern erzeugen, daß sich di Menschheit, will sie nicht aufhören zu existieren, zuletzt vor sich selbst entsetzen muß. Au diesem Entsetzen wird, ohne Zweifel unter schrecklicheren Kämpfen und Nöten als d Weltgeschichte je gesehen, eine neue Gesellschaft entspringen, eine Zukunft, wo die Menscher wieder glauben, hoffen und lieben."

I, 175. „In unmutigen Stunden nannte ich das römische Recht ein Monstrum welches der byzantinische Schakal mit der alten Wölfin Roma gezeugt hätte."

II, 189. „Die Fabrikarbeit vergiftet die Seele und tötet den Leib[1]). Diese un erbittlichen Maschinen mit ihrer grausamen Gemessenheit! Wissen Sie, daß ihre mechanisch Härte und Fühllosigkeit sich am Ende auch den Menschen mitteilt, von denen diese eiserne Instrumente bedient werden? Durch die unausgesetzte Wechselwirkung zwischen Maschin und Mensch stumpft sein Herz sich ab und erfrischt sich nicht mehr. In der Tiefe seine Seele bildet sich ein so instinktartiger Atheismus wie ein Schrei des Schmerzes und de Verdammnis. Er raunt dem Arbeiter Worte voll Haß und Rache zu. Und die Fraue der Arbeiter ihrerseits, sie haben ebenfalls keine religiösen Überzeugungen mehr, sonder

[1]) Diese Vergiftung der Seele mag durch die Fabrikarbeit erleichtert werden, d Hauptursache ist aber doch der „Bandenegoismus", den gewisse politische Parteien künstli erzeugen. Die Schriftl.

nur noch dunkle Gefühle, krankhafte Träume und Phantasiebilder. Drei Hauptelemente lassen sich in dieser von der Industrie erzeugten Korruption unterscheiden: eine furchtbare geistige Roheit, ein blinder und unauslöschlicher Haß gegen die Reichen und eine unsäglich niederträchtige Ehrfurcht vor dem Reichtum. Die Summe dieser Dreizahl ist notwendig eine unerhörte Verdummung der Massen, und diese kann nur die Vorläuferin des entsetzlichsten allgemeinen Verderbnisses sein."

II, 186. „Man sagt, unser Land könne ohne Industrie schlechterdings nicht mehr existieren, und ich gebe das zu. Aber was ich nicht zugebe und was, denke ich, kein redlicher Patriot zugeben wird, ist, daß unsere Industrie nur dazu da sei, ein paar Dutzend Fabrikherren zu Geldkönigen und Tausende und wieder Tausende unserer Mitbürger zu physisch und moralisch ruinierten Fabriksklaven zu machen."

I, 323. „Als wir in die Region der Baumwolle hinübergingen und den Prozeß dieser Industrie vom ersten bis zum letzten Stadium mit ansahen, mußte schon der entsetzliche Dunst in diesen Sälen und Korridoren das Herz zusammenschnüren. Und diese weißen Sklaven, entnervt durch den beständigen Aufenthalt in einer Dampfbad-Atmosphäre, versumpft durch das ewige Einerlei einer maschinenmäßigen Arbeit; diese armen Kinder mit den gelben oder bleigrauen Gesichtern, verdammt, tagüber eine unerbittliche Maschine zu bedienen und dann abends vielleicht noch einen Weg von einer Stunde oder sogar von zwei zurückzulegen, um ihr ärmliches Lager zu erreichen; diese bleichen, hektischen Frauen, von morgens sechs Uhr bis abends sieben Uhr an die Maschine gebannt und daneben noch mit dem Fluche beladen, ein skrofulöses Geschlecht fortpflanzen zu müssen — o, wahrlich, groß ist Königin Industrie und ihrer Herrlichkeit ist kein Ende!"

II, 189. „Die großen Industriellen und Handelsherren sind zugleich auch die politischen Souveräne[1]) des Landes. Sie haben das Wesen der Souveränität, das Volk hat nur den Schein. Wie überall löst sich demnach auch hier der politische Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft in den ökonomischen von Haben und Nichthaben auf."

I, 331. „Ich gewann dadurch außerordentlich belehrende Einblicke in die erdumspannende Maschinerie des Handels, aber zugleich auch die trostlose Überzeugung, daß es allerdings in dieser Sphäre, gerade wie in der Sphäre der Politik, keine Moral gebe[2]). Zum Glück für die Menschheit gibt es aber in dieser wie in jener Sphäre wenigstens eine Nemesis, wenn sie auch nicht immer erscheint, wo und wann man sie herbeiwünscht."

Zitate über Freiheit!

Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu tun! Joh. Wolfg. von Goethe, Egmont (1788?) A. 4. D. Culenburgische Palast (Alba).

Freiheit — Ich wünsche ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hätte, zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen oder zu sterben. Friedr. d. Große. Sämtl. Werke (1789).

O Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen! Franz: O liberte, que de crimes on commet en ton nom! Jeanne Roland de la Platiere auf dem Richtplatz vor der Statue d. Freiheit (8. Nov. 1793), Übers. v. Zimmermann.

Sprech er (der Mensch) doch nie von Freiheit, als könne er sich selber regieren! Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind, alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb. Joh. Wolfg. von Goethe, Hermann u. Dorothea (1797). Klio.

---

[1]) Trifft nur für die demokratisch maskierte Plutokratie der westlichen Völker zu, vorläufig noch nicht für Deutschland. Die Schriftl.

[2]) Trifft, wie aus dem Leitaufsatz hervorgeht, für die „beldische" Politik nicht zu. Die Schriftl.

Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit. Friedr. von Schiller, Die Jungfrau von Orleans (1801). A. 2. Sz. 2 (Isabeau).

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet. Friedr. v. Schiller, Wilhelm Tell (1804). A. I, Sz. 3 (Tell).

Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken! Joh. Gottl. Fichte, Reden an die Deutsche Nation (1808).

Für die Freiheit eine Gasse, Dacht' ein Held in Todesmut. Max v. Schenkendorf. Sämtl. Gedichte, Abteilung. 2. Vaterland. Schill (geb. 1809).

Die Freiheit kann nicht untergehn' solange Schmiede Eisen hämmern. Ernst Moritz Arndt, Gedichte. Willkommen (geb. 1811).

Erharret ruhig und bedenket: Der Freiheit Morgen stieg herauf. Ein Gott ist's, der die Sonne lenket, und unaufhaltsam ist ihr Lauf! Ludw. Uhland, Gedicht, Vaterländische Gedichte, D. Landständen zum Christophstag, 1817 (geb. 14. März 1817), Schlußv.

Span: La libertad es la juventud eterna de las naciones. General Foy (1775—1825).

Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Heinr. Heine, Reisebilder. Engl. Fragmente (1828), Nr. 13. D. Befreiung.

Nur der verdient die Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. Joh. Wolfg. von Goethe, Faust II (1831). Großer Vorhof d. Palast's (Faust).

Der Mensch hat aber von Natur einen so großen Hang zur Freiheit, daß wenn er erst eine Zeitlang an sie gewöhnt ist, er ihr alles aufopfert. Immanuel Kant, Gesammelte Werke (1838—39). Bd. 9.

Nach Freiheit rufen sie männiglich und sind der eigenen Lüste Knechte; Sie reden vom ewigen Menschenrechte und meinen doch nur ihr kleines Ich. Emanuel Geibel, Zeitstimmen (1841), Barbarossas Erwachen (Jüngling).

Drum gib, o Herr, daß ich die Lebensamme, die heil'ge Freiheit, nie mit jenem Weibe im blut'gen aufgeschürzten Kleid verdamme! Emanuel Geibel, Gesammelte Werke, Sonette. Deutsche Sonette v. Jahre 1844 (geb. 1844). Nr. 4.

In unbeschränkter Freiheit gehen die Menschen nicht dutzendweise, sondern zu Tausenden zugrunde. Jer. Gotthelf (Albert Bitzius), Jakob d. Handwerksgesellen Wanderungen durch d. Schweiz (1847).

Wer für die Freiheit ficht, scheut Tod und Wunden nicht. Ernst Moritz Arndt, Gedichte (1860). D. Himmel, unser Hort.

... dem Weltlaufkundigen geht kein Gut mehr über die Freiheit. Emanuel Geibel, Spätherbstblätter (1877). Verm. Gedichte. Lebensstimmung.

Die Freiheit ist ein vager Begriff. Otto von Bismarck im Reichstag (15. März 1884).

Meiner Erfahrung nach versteht jeder unter „Freiheit" nur die Freiheit für sich selbst und nicht für andere, sowie die Verpflichtung der andern, sich jeder Beschränkung der Freiheit des Empfindenden absolut zu enthalten. Otto von Bismarck im Reichstag (15. März 1884).

Echte Freiheit ist vernünftig, darum untersteht sie Gesetzen. Freiheit, die nur Willkür anerkennt, ist vernunftlos. Und diese falsche Freiheit gilt heute der großen Menge als Leitbild der Zukunft. Otto von Leixner, A. meinem Zettelkasten (1896). Öffentliches Leben. Zeitgeist.

Freiheit gewähr' ich, Frieden erklär' ich, Recht verbürg' ich, Missetat würg' ich. Rolandsinschrift in Hameln.

Freiheitsapostel. — Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider; Willkür sucht doch nur jeder am Ende für sich. Joh. Wolfg. von Goethe, Gedichte. Epigramme (geb. Venedig 1790) Nr. 50.

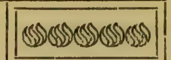
Freiheitskampf. — Der Freiheit Kampf, einmal begonnen, vom Vater blutend an den Sohn vererbt, wird immer, wenn auch schwer gewonnen. Georg Gordon Lord Byron, D. Glaur (1813). Übers. v. Heichen. Abschnitt I, V. 123.

Freiheitstod. — Wir siegen oder sterben hier, den süßen Tod der Freien. Ernst Moritz Arndt, Gedichte. Vaterlandslied (geb. 1812), Mel. v. Albert Methfessel (1818).

Freimut. — Ich gäbe meinen freien Mut nicht hin auch um das größte Gut. Mittelhochdeutsch: Jch engaebe minen vrien muot Umbe keiner slahte guot. Vridankes Bescheidenheit (1225—1240), übertr. v. Pannier. Nr. 41. v. guote u. übele.

Freisinnig. — Deshalb hat mich dieses Wort überall, wo ich „frei" vor einem andern Adjektiv lese, argwöhnisch gemacht, auch das Wort „freisinnig"; — sinnig, das mag wohl sein. Otto von Bismarck im Reichstage (15. März 1884).

Berichte und Notizen.



Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner gegen die Zulassung der Jugendlichen zu politischen Vereinen und Versammlungen. Der „Bayerischen Staatszeitung" vom 8. Mai 1916 entnehmen wir: Reichstagsabgeordneter Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner hat über die Frage der Abänderung des Vereinsgesetzes an eine im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeit einen Brief gerichtet, in dem er auf die schweren Gefahren hinweist, die aus einer Zulassung der Jugend zu politischen Vereinen und Versammlungen zu befürchten sind. Da diese Frage bei der Beratung der Vereinsgesetznovelle das größte Interesse beansprucht, veröffentlichen wir mit Erlaubnis des Verfassers den betreffenden Teil seines Briefes: „Der Bundesrat wird in den nächsten Tagen zum Vereinsgesetz vom 19. April 1908 und zu den Beschlüssen des Reichstages vom 27. August 1915 Stellung nehmen. Welcher Art die Stellungnahme des Bundesrats auch sein möge, — ich wünsche eine möglichst wohlwollende namentlich in der Gewerkschaftsfrage —, in bezug auf einen Punkt, dem einzigen, der mir schwere Sorge bereitet, liegt mir der dringende Wunsch am Herzen, der Bundesrat möge eine ablehnende Stellung dazu einnehmen. Das ist der Grund, weshalb ich mir gestatte, an Euer Hochwohlgeboren zu schreiben. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ich mich in der Sitzung vom 27. August 1915 gegen jede Änderung des § 17, kurz der Jugendparagraph genannt, ausgesprochen habe. Inzwischen sind Dreiviertel Jahre verflossen. Ich habe über die Angelegenheit oft und oft nachgedacht: zu einer anderen Anschauung aber als damals bin ich nicht gekommen. Die Zulassung der unreifen Jugendlichen zu den politischen Versammlungen der Erwachsenen, mögen sie in ihnen rein politische Machtfragen oder Lohnfragen oder irgendwelche soziale Fragen erörtern, halte ich für den verhängnisvollsten Schritt auf dem Gebiete unserer Jugenderziehung. Ich kenne wie kaum ein anderer in Deutschland den geistigen Stand unserer jugendlichen Arbeiter, ihr staatsbürgerliches Wesen und ihre staatsbürgerliche Gesinnung oder Nichtgesinnung. Gerade die von mir vor 16 Jahren ins Leben gerufene Organisation der Fortbildungsschule mit ihrem staatsbürgerlichen Unterricht, mit ihren mehr oder weniger lebendigen Arbeitsgemeinschaften, mit ihren im Verhältnis zum übrigen Deutschen Reiche weitaus am stärkften ausgedehnten Unterrichtszeiten (9—10 Stunden Pflichtunterricht pro Woche), mit ihren fast durchweg im Hauptamte wirkenden und darum mit voller Hingabefähigkeit tätigen Lehrern, die für ihre Aufgaben wohl vorbereitet sind, hat mich einen tiefen Einblick in den geistigen Zustand dieser Jugendlichen und in deren Bildungsmöglichkeiten tun lassen. Auf der anderen Seite haben mir die letzten 5 Jahre, die mich ohne mein Zutun in den Kampf der politischen Parteien aus reinem Gefühl für meine staatsbürgerlichen Pflichten geführt haben, auch einen tiefen Einblick in die Art und Weise gewährt, wie in den politischen Versammlungen, ja selbst in angeblich unpolitischen Vereinsversammlungen, die Probleme der Staatspolitik, die sozialen Probleme, die Wirtschaftsprobleme, die Lohnfragen usw. ganz unvermeidlich behandelt werden. Das Ergebnis dieser beiden Beobachtungsreihen ist: Gott bewahre

unsere unreife Jugend vor dem Eindruck der meisten dieser Versammlungen, gleichviel von welcher Partei sie veranstaltet werden! Mit welch klarem Instinkt haben einst die freien Bürger der griechischen und römischen Demokratien sich gehütet, ihre Söhne in die politischen Versammlungen der Männer zu nehmen. Erst wenn bei den Griechen der Knabe in das Ephebenalter trat — nicht vor dem 18. Lebensjahre — konnte er den Versammlungen der Erwachsenen anwohnen und erst, wenn bei den Römern der Knabe die Toga praetexte mit der Toga virilis vertauschen durfte, konnte er vom Vater oder Vormund am Kapitol in die Bürgerlisten eingetragen werden, und erst dann konnte er an den Comiten teilnehmen. Dabei: Welch sorgfältige Ausbildung der Knaben ging in beiden Republiken diesem Ereignis voran? Wir Deutsche aber sollen nun bei unseren sehr viel komplizierteren Staats- und Wirtschaftsverhältnissen, bei dem Tiefstand der allgemeinen Erziehung so unendlich vieler Jugendlicher die Jugend schrankenlos schon an den Parteikämpfen der Erwachsenen teilnehmen lassen? Und zwar nicht etwa die Jugend der gebildeten Stände, die wenigstens die Möglichkeit haben, ihren Söhnen von Haus aus schon ein gewisses Maß von staatsbürgerlicher Erziehung mitzugeben, und die ihren Söhnen, soweit sie hinreichend geistig begabt sind, an unseren öffentlichen höheren Lehranstalten eine starke geistige Schulung, eine starke Ausbildung ihrer Urteilsfähigkeit, einen relativ beträchtlichen historischen und wirtschaftlichen Weitblick geben kann, — diese Knaben wären nach wie vor schon aus schuldisziplinären Erwägungen von den politischen Versammlungen Erwachsener ausgeschlossen. Nein, ausgerechnet die Söhne der weniger gebildeten Stände, unter denen sich gewiß auch viele Begabte finden, aber noch weit mehr geistig arm Ausgerüstete, die ungeheure Masse derer, die selbst bei weitgehendsten Erziehungsmaßnahmen und Erziehungsbeihilfen nicht imstande sind, jenen Stand der Urteilsfähigkeit zu erreichen, der nun einmal zu einer gesunden Teilnahme am öffentlichen Leben unentbehrlich ist, ausgerechnet diese sollen an den Verhandlungen der Erwachsenen teilnehmen dürfen. Sie werden dort nicht Belehrung finden können, sie werden selbst die objektiven Darstellungen sachlich gerichteter Redner nicht würdigen können, sie werden aber um so mehr auf die leider nur allzu oft unvermeidlichen leidenschaftlichen Ausbrüche solcher Versammlungen hereinfallen. Ja, wenn solche Versammlungen von den Parteien gemeinsam abgehalten würden, wie das einmal zu den Zeiten Lincolns in den Vereinigten Staaten noch möglich war, und Rede und Gegenrede von der gleichen Plattform vor Bürgern aller Parteien gehalten würden, so daß die Anwesenheit vollkommen gleichberechtigter Gegner jeden Redner in die Schranken weiser Mäßigung weisen könnte, dann ließe sich die Teilnahme der Jugendlichen an öffentlichen Versammlungen noch eher denken. So aber ist es nun leider nicht, und ich habe wenig Hoffnung, daß es jemals bei uns so werden könnte, vor allem dann nicht, wenn die Jugend schon von Anfang an nur mit Parteibrillen politisch sehen lernen soll. Alle Parteiversammlungen sind notwendig, heute mehr oder weniger einseitig und ihre stärksten Wirkungen entspringen sehr selten der Sachlichkeit gut aufgebauter Reden, als vielmehr der leidenschaftlichen Kunst, die Tatsachen skrupellos im Sinne der Partei zu deuten. Wenn unser Volk staatsbürgerlich zusammenwachsen soll, wenn es lernen soll, daß jede Partei ihre staatsbürgerliche Berechtigung hat und in ihrer Existenz nicht durch Staatsgesetze geschädigt werden darf, so lange sie das gleiche Recht allen anderen Parteien zubilligt, wenn es lernen soll, auch den Gegner zu achten und seine Gründe so weit wie möglich zu würdigen, wenn es davor behütet werden soll, die ehrliche gegnerische Gesinnung eines Mitbürgers als einen persönlichen Makel zu beschimpfen, wenn es dazu erzogen werden soll, daß es die moralische Tapferkeit des Gegners wie seine eigene schätzt, wenn es verstehen lernen soll, daß staatsbürgerliche Gesinnung nichts anderes ist, als Verständnis und Wille für den notwendigen Ausgleich der Interessengegensätze im Interesse der Kraft und Stärke des gemeinsamen Vaterlandes, dann müssen wir alles tun, unsere Jugend vor den Gefahren jeglicher Art von Verhetzung zu bewahren und ihr dann erst die Versammlung der Erwachsenen eröffnen, wenn wir

so weit als möglich durch einen in diesem Geiste gehaltenen Unterricht und eine entsprechende Erziehung für den Dienst der Gemeinschaft ihm die geistige und moralische Kraft gegeben haben, Zumutungen von ihrer Seele abzuweisen, die eine solche nicht fördern, sondern nur zerstören können. In diesem Sinne habe ich seit zwanzig Jahren den Geist der staatsbürgerlichen Erziehung unseres Volkes aufgefaßt, und was an mir lag, getan, ihn im Wirkungskreise meines Amtes zu fördern. Sie können sich denken, welche Sorge mich erfüllt, wenn ein einziger Absatz eines Gesetzes all diese Arbeit wieder in Frage stellen kann. Ich bitte Sie dringend, als Vertreter des Bayrischen Staates im Bundesrat diese Bedenken geltend zu machen und, sobald es Ihnen möglich ist, dahin wirken zu wollen, daß am bisherigen Zustande in der Zulassung der Jugendlichen zu Vereinsversammlungen nichts geändert wird." Diese schweren Bedenken eines erfahrenen Fachmanns in der Jugenderziehung stimmen dem Sinne nach genau mit dem überein, was im Januarheft 1912 S. 515 (letzte zwei Abschnitte) gesagt worden ist.

Geistige Eroberungsversuche. Der Händlergeist hat als Waffe neben der Presse natürlich auch die „Schöne Literatur" benutzt, die alle heldischen, volks- und staatserhaltenden Regungen zu „demonetisieren" und dafür gegenteilige Privatgötzen und -Schutzpatrone herauszustreichen hatte. So wurden in den letzten Jahren Heine, Lassalle, die wegen ihrer orientalischen Tänze berühmte Fanny Elßler, die Schauspielerin Rahel, die Literatin Caroline Schlegel geb. Mendelsohn, Gambetta, die Rothschilds (fünf Frankfurter), Jüd Süß u. a. unsern Bühnen und Büchern als die wahrsten Jakobs aufgedrängt, während ein Mitarbeiter des B. T., Herr Emil Ludwig, geb. Cohn, psychologische Versuche mit der „Moderne" über „Bismarck" anstellte, die einer Atomisierung des großen Mannes gleichkamen; dasselbe unternahm Cohn dann mit Richard Wagner, wobei Siegfried Jakobsohn in der Schaubühne geräuschvoll akklamierte. Jul. Meyer-Gräfe schlachtete daneben in großen Büchern (Insel-Verlag und Jul. Hoffmann-Stuttgart) Menzel und Böcklin als die Maler eines deutschen Bierphilisteriums wirkungsvoll bis zur Blutleere ab.

Stärker griff der händlerische Herostratismus auf die heroischen Zeitalter des arischen Volkstums über. Während man O. Ludwigs Makkabäer natürlich gelten ließ, Hebbels Judith des Stoffes wegen nebst Eulenbergs Simson und Heyses Salomo aufführte und mit der perversen Salome des englischen Hintermannes Oskar Wilde gar eine neue „Ära" in Kunst und Literatur einleitete, — schwanden Tristan und unsere herrliche, herbe Gudrun in der von den Stinkstoffen des Zeitgeistes verpesteten Theaterluft des Ernst Hardt, wie Kaninchen im Vivisektorium, dahin. In die griechische Tragödie fiel der „Jung-Wiener" Hoffmannsthal ein und machte aus der Elektra ein Scheul und Greul vor allen Göttern des Olymps; Leo Greiner bearbeitete dagegen ebenso schnell wie ohne Schonung die „Lysistrate" des hochgesinnten Aristophanes, worüber Semikürschner 1, 136, 1913 sagt: „Gr. schneidet aus der Schöpfung des griechischen Dichters, der den gewagten und leichten Situationen seines Werkes durch eine ganze Menge ernstester Momente und großer Anschauungen das künstlerische Gegengewicht hält, die männlichen und weiblichen Genitalien heraus, um diese, vulva et penis, dem Publikum zu präsentieren. Und dann muß man das Stück noch in einem der wiehernden Theater Deutschlands gesehen haben, wo von der Darstellung das, was selbst Greiner bloß andeutete, noch zotiger ausgeführt wurde. — Man darf das deutsche Volk in seiner Geduld wirklich bewundern." — Die Ausdrücke sind unseres Erachtens noch lange nicht stark genug. Und dazu hat während des Weltkrieges ein berühmter „Prager" Lyriker, Franz Werfel, ungebeten die „Troerinnen" des „Euripides" umgebaut.

In das alt-heldische Schauspiel Englands stieß ein anderer „Jung-Wiener", Beer-Hoffmann, mit seinem „Grafen von Charolois" vor. Ob Racine und Corneille schon irgendwo „modernisiert" sind, wissen wir in diesem Augenblick nicht. Alle Arbeiten aber, unter welchem Himmelsstrich in Berlin, Wien, Paris, London, New York usw. sie auch entstanden waren, zeichneten sich in der Aufmachung durch ein und dieselbe, ungeheuer

einfache Methode aus. Man nahm vorhandene Schläuche, ließ den prächtigen, geklärten Wein darin auslaufen und füllte sie mit dem billigsten Surrogat, das noch eben zu haben war, oder man nahm alte Figuren, die dann an entscheidenden Stellen bloß ein wenig beschnitten wurden. Wir waren in der Tat auf dem besten Wege, in diesem Sinne die ganze große Weltliteratur umgearbeitet zu erhalten, so wie einst „friedliche Eroberer" die arische Vorkultur Palästinas, wie Hentschel in der „Varuna" ausführt, auf Locken frisiert und schließlich als ihre eigene ausgegeben hatten, so daß die Unterschicht nur noch mit dem gelehrtesten Schweiße wieder aufzudecken ist.

Man redete ferner bei uns 1905 vom „Schiller-Rummel" und acht Jahre später vom „Jahrhundert-Rummel", wobei das Messer auch bedenklich nahe am Lebensnerv unseres Volkes angesetzt ist. Auf den Brettern machte sich Heinrich Lee, geb. Landsberger in seinem, auch von preußischen Hofbühnen, wie Cassel, gegebenen „Schauspiel" „Grüne Ostern" über die Deutschen von 1813 lustig, verherrlichte aber den Makler Veilchenstock. „Gold gab ich für Eisen", dieses glühende Wort aus Tagen eines Königlichen Aufrufs in Breslau, wurde in die scheußlichste Operette umgemünzt. Endlich plante man in Berlin ein Meyerbeerdenkmal, nachdem die Stadträte von Frankfurt und von Hamburg dem affenartigen Heine, dem Schänder deutschen Fürstentums, eins gesetzt hatten.

Jetzt hat Thomas Mann, über dessen Provenienz und Allianz sich alle Dokumente im oben erwähnten Semikürschner (Verlag Fr. Roltsch, Weimar, 1913, M. 6.—, S. 293 ff.), finden, dem Hohenzollernhelden Friedrich dem Großen in einem Buche so mitgespielt, daß es selbst der sonst noch recht widerstandsfähigen alten Kölnerin in ihr Literaturblatt gefahren ist, wo am 2. 4. 1916 Manns Schilderungen vom Ende des Königs niedriger gehängt sind: „Als er, 74 Jahre alt, nach qualvoller und widerwärtiger Krankheit starb, war alles totenstill wie es heißt, aber niemand war traurig. Man fand kein helles und sauberes Hemd in seinen Schubladen, und so gab ein Diener eins von den seinen her, womit man die Leiche bekleidete. Sie war klein wie ein Kinderleib. Zuweilen möchte man glauben, er sei ein Kobold gewesen, der aller Welt Haß und Abscheu machte und alle Welt hineinlegte, ein ungeschlechtlicher, boshafter Troll, den umzubringen hundert Millionen Menschen sich ermatteten, da er entstand und gesandt war, um große und notwendige Erdendinge in die Wege zu leiten, worauf er unter Zurücklassung eines Kinderleibes wieder verschwand." Widerlicher und unappetitlicher kann allerdings eines Hohen tote Größe nicht betrachtet werden. Der Kölnischen Ztg. entfloh denn auch daraufhin die lehrhafte Bemerkung, daß, wer über Helden schreiben wolle, „für Augenblicke wenigstens", auch wie sie empfinden müsse. Das Zugeständnis enthält zwar für unsern Geschmack noch ein bißchen zu wenig, aber vielleicht schon zu viel für liberale Handelsblätter. Wir weisen bei dieser Gelegenheit übrigens gern auf das Buch des preußischen Leutnants Karl Linnebach, der 1905 aus des Schotten Carlyle gewaltigem „Life of Frederick the Great" eine gekürzte, würdige Übersetzung in Behrs Verlag 1905 herausgegeben hat.

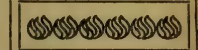
Allen Tricks des Gaukler-, Händler- und Gaunergeistes, besonders in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, nach den angegebenen Richtungen nachzuspüren, wäre eine verdienstliche und für unsere völkische Zukunft wichtige Tat; denn im Schrifttum läßt sich am deutlichsten der Prozeß klar machen, wie überlegt die heldischen Triebe hatten gelähmt und bewußt oder unbewußt, jedenfalls instinktiv zur Ehre Mammons und seiner Kälber vernichtet werden sollen. Das Schlimmste könnte uns aber noch bevorstehen, wenn wir uns nicht beizeiten gegen den Satan, der sucht, wen er verschlinge, wehrten und nach allen Seiten vorsähen: der internationale Fremdgeist wird nämlich bald behaupten, „umgelernt" zu haben, wird auch in der Literatur „konservativ" tun, sich nach der heroischen Seite hin neu-orientieren, sobald er dort „Konjunkturen" zu sehen glaubt und Dramen und Bücher, triefend von Moral, Heldentum und Idealismus fabrizieren; man kann und will dann aber gar nicht anders damit, als diese schönen Dinge durch Übergipfelung ins Prüde, Prahlerische, Verblasene und Unpraktische ganz unmöglich und mausetot, „dead as a doornail" zu machen, damit ja alles recht bald wieder auf jenes Daches Zinnen

anlangt, von wo man so reich und beglückt im Juli 1914 auf die unterworfenen Welten hatte herabsehen können. △

Naumanns „Mitteleuropa" und demokratische Monomanie. In der bei Arwed Strauch in Leipzig erscheinenden deutsch-evangelischen Wochenschrift „Die Wartburg" macht Liz. Pfarrer Friedrich Hochstetter in sehr dankenswerter Weise auf eine an sich nebensächliche Bemerkung Naumanns in seinem heute bis zum Überdrusse besprochenen und gerühmten Werke „Mitteleuropa" aufmerksam. In Form eines offenen Briefes an Naumann weist Hochstetter nach, daß dessen Behauptung (Seite 82, Mitteleuropa), daß viele Ruinen in der Steiermark Zeugnis davon ablegen, daß die katholischen Bauern ihre evangelischen Herren vertrieben hätten, völlig falsch ist und der geschichtlichen Grundlagen gänzlich entbehrt. Hochstetter verfolgt bei seiner von steten Verbeugungen gegen Naumann begleiteten Polemik lediglich den Zweck, die verletzte geschichtliche Wahrheit wieder in ihre Rechte einzusetzen und ahnt dabei allem Anscheine nach nicht, daß bei Naumann nicht ein gewöhnliches Mißverständnis vorliegt, das sich aus der Eile seiner Arbeit oder wie dieser selbst behauptet, aus der irrtümlichen Auslegung einer Angabe des bei Mohr in Tübingen erschienenen Religionslexikons erklärt. Daß das letztere ein kaum begreifliches Mißverstehen bedeuten müßte, weist Hochstetter selbst nach; da er aber im übrigen nach eigener Angabe ein aufmerksamer und begeisterter Leser der Werke Naumanns ist, denkt er gar nicht an eine andere Erklärungsmöglichkeit. Ich bin nun auch, wenngleich nicht seit dreißig Jahren und wenngleich nichts weniger als ein begeisterter, so doch ein aufmerksamer Leser der Bücher Naumanns, soweit sie mir bisher zugänglich waren. Gerade aus dieser Kenntnis früherer Werke Naumanns meine ich den seelischen Erklärungsgrund der oben dem Inhalt nach angeführten Stelle aus Naumanns „Mitteleuropa" zu erraten. Wie ein roter Faden zieht sich, wie jedem Kenner der Naumannschen Schriften aus den letzten Jahren bekannt ist, durch diese der leidenschaftliche Haß des Mannes gegen alles, was Adel heißt. Nun wurde offenbar Naumann in Steiermark die zweifellos falsche und tendenziöse Angabe gemacht, diese und jene Burg sei von den zur katholischen Kirche zurückgekehrten Bauern zerstört worden, woraus sich dann die Folgerung ergab, daß die Bauern, mindestens vieler Orte, von den protestantischen Adeligen zum Protestantismus gezwungen worden seien und daß sie nun ihrem Grolle gegen die Unterdrücker aus sozialen wie aus religiösen Gründen Luft machten. Naumann selbst schreibt an die „Wartburg": „Dort (im Religionslexikon) steht zwar nichts von den einzelnen Burgen, aber genug von der Unterdrückung des protestantischen Adels. 800 Adelige zogen ab. Mit dem Protestantismus wurde die Macht des Adels gebrochen. Wenn ich bei gelegener Zeit auf diese Sache zurückkomme, wird es auch mich selbst interessieren festzustellen, ob eine so starke den Adel ausschaltende Gegenreformation, wie sie in Steiermark gewesen ist, an den Burgen vorüber ging, ohne sie zu schädigen." Für mich ist nun der springende Punkt, weil durchaus bezeichnend für Naumann, der offenbar frohlockende Ton, mit dem er feststellt, daß über 800 Adelige auszogen und daß die Macht des Adels gebrochen wurde. Abgesehen davon, daß die Auffassung, als ob es sich in der österreichischen Gegenreformation um eine Bewegung aus dem Volke gegen den Adel gehandelt hätte, schon von Hochstetter als völlig falsch erwiesen wird, ist es doch auffällig, daß Naumann selbst eine so wenig freiheitliche Bewegung, wie sie die Gegenreformation an sich war, mit ganz unverhohlener Freude begrüßt, wenn sie sich, wie er meint, gegen den Adel wendet. Er sieht hier einfach den Sieg der Menge über den Adel; die hochheilige Demokratie trägt seiner Meinung nach einen Erfolg davon und dies ist ihm genug. Wenn nur der verhaßte Adel eins ausgewischt kriegt, wenn auch Jesuiten und ihre Helfer die Sieger sind, wenn auch neben Hunderten von Adeligen Tausende von Bauern das Land verlassen haben um des Glaubens willen, die Hauptsache ist für Naumann, das demokratische Prinzip hat wieder einmal triumphiert. Daß dies gar nicht der Fall war, wie eine nur etwas genauere Kenntnis der Geschichte der österreichischen Gegenreformation ihn belehrt hätte (ich erinnere nur an die Berg-

knappen und Bauern in Obersteiermark, wo gerade der Adel die Führer der Gegenreformation stellte, oder an die Austreibung der Zillertaler, oder an den oberösterreichischen Bauernkrieg zur Zeit Stefan Fadingers), daß dies höchstens auf engster örtlicher Begrenzung und ausnahmsweise der Fall gewesen sein kann, all dies ist gleichgültig, Naumann ist Monomane des demokratischen Gedankens und wo immer er dessen Sieg zu sehen meint, bläst er Siegesfanfaren. Darum bin ich der „Wartburg" dankbar, daß sie, wenn auch von ganz anderen Erwägungen ausgehend, auf die angezogene, scheinbar so belanglose Stelle in Naumanns neuestem Buche hingewiesen hat. Neben anderen großen Gefahren, auf die schon mehrfach aufmerksam gemacht worden ist, soll man auch die nicht vergessen, die sich aus Naumanns bis zur Unzurechnungsfähigkeit gesteigertem Adelshasse und aus seiner allen geschichtlichen Erfahrungen Hohn sprechenden Verherrlichung demokratischer Lehren ergeben. — Dr. B. Imendörffer.

Bücherbesprechungen.



Europa aus der Vogelschau. Politische Geographie, Vergangenheit und Zukunft. Zeitgemäßer Neudruck der gleichnamigen Studie von Alexander von Peez. Mit Bildnis und biographischer Skizze. Wien und Leipzig 1916, Manz-Verlag. VI und 129 Seiten. 3 Kronen brosch.

In meinem Nachruf auf Dr. Alexander von Peez (Aprilheft 1912 dieser Monatsschrift) trat ich lebhaft für den Neudruck dieser bereits 1889 in der Münchener Allgem. Zeitung erschienenen Auffatzreihe ein, und auch von manch anderer Seite wurde der gleiche Wunsch laut. Nun der Neudruck dieser wertvollen Arbeit vorliegt, darf man hoffen, daß nicht nur dem Wunsche jener Kreise, sondern auch aller derjenigen, die überhaupt inneren Anteil an der politischen Gegenwart und ihrer Gestaltung nehmen, Rechnung getragen ist. Die Schrift ist der Neuzeit und ihren Umwälzungen entsprechend ergänzt worden, und zwar in so meisterhafter Weise, daß der Eindruck absoluter Einheitlichkeit gewahrt bleibt.

Der Verfasser ist schon 1889 für die nordeuropäische Heimat der Germanen eingetreten. Die moderne Anthropologie hat — nach seinen Worten — den Schleier zerrissen, den die Sprachforschung früher über die urgeschichtliche Forschung gelegt hatte: „Sie ist noch beschäftigt mit Entwirrung uralter Rätsel, aber schon schließen die Linien zusammen und schon zeigen sich klare Umrisse, die ihre Beweiskraft in sich tragen" (S. 31). Vom germanischen Norden Europas stammten auch „jener Trotz und jene innere Freiheit, die in späteren Jahrhunderten als edelste Frucht die vom dogmatischen Glauben abgelöste Wissenschaft möglich machten" (S. 67).

Gedanken, wie sie Wilhelm Lindenschmit in seinen längst verschollenen „Rätseln der Vorwelt" (1846) aussprach, wie sie Gobineau in seinen letzten, erst durch Professor Schemanns „Rassenwerk" (1910) dem Inhalt nach bekannt gewordenen Werken vertrat und wie sie nach Dr. von Peez in erster Linie Dr. Woltmann formte, werden in der vorliegenden Schrift lebendig. Wennschon die ganze Schrift dafür Zeugnis ablegt, möchte ich doch als besonders schönen Beweis S. 19 anführen: „Wenn auch die Sprache der Besiegten, die römische Sprache, noch in vier Gliedern Europas (Italien, Spanien, Frankreich, Teilen der Balkan-Halbinsel) fortlebt, haben die germanischen Sieger in sämtlichen eroberten Ländern mit einziger Ausnahme der britischen Inseln ihre Sprache aufgegeben. Richtet man dagegen das Auge auf Volksart, Typus, Charakter, Landverteilung, gesellschaftliche Organisation, Rechtseinrichtungen und Verfassung, so treten die mächtigen Einwirkungen der Germanen scharf hervor und zeigt sich, daß, neben dem Christentum, der germanische Ursprung der herrschenden Klassen in dem weitaus größten Teil Europas vielleicht die stärkste, jedoch bisher nicht genügend beachtete gemeinsame Grundlage europäischen Wesens bildet."

Gegenwärtig steht Europa in Flammen. Dr. von Peez hatte, indem er die stets uneinigen Staaten des alten Griechenlands mit den Staaten des modernen Europas treffend in Vergleich zog, Vorschläge zu gemeinsamer Friedensarbeit gemacht, allerdings auch darauf hingewiesen, daß Schiedsgerichte nur in dem Maße nützlich sein würden, als die übrigen Elemente des Friedens erstarken (S. 119). In anderem Falle könnten sich „Schiedsgerichte in Zukunft als neuester und gefährlichster Vorwand und Grund zu Kriegen einbürgern".

An der Gewalt der Tatsachen haben die Hoffnungen des Verfassers einstweilen Schiffbruch gelitten. Das ändert aber nichts an der Bedeutung des Vorgetragenen, und in — wenn vielleicht auch noch nicht nächster — Zukunft dürften sich die Ausführungen des Verfassers doch noch als stichhaltig erweisen. Th. Bieder.

Deutschland und Griechenland. Die hellenisch-germanische Kulturgemeinschaft, die Rassenfrage und die Balkanpolitik. Halle a. S. 1916 bei Otto Hendel. XIX und 191 S. 8⁰.

Das Buch, herausgegeben von H. Roquette unter Mitwirkung einer Reihe hervorragender Mitarbeiter, knüpft an die hohe Bedeutung der altgriechischen Kultur und des Humanismus für die Entwicklung unserer germanischen Kultur der Neuzeit an, und sucht, von da ausgehend, Verbindungsfäden zwischen dieser und dem Neugriechentume zu spinnen. Das würde im wesentlichen eine Wiedererweckung des Philhellenismus bedeuten, der ja ebenfalls den Strom der Begeisterung für Althellas auf die Neugriechen übertrug. Wenn dieses zweifellos bestgemeinte Bemühen nur nicht wieder in Enttäuschung ausmündet, wie nur zu bald nach der Zeit der beliebten „Griechenlieder" des hellasbegeisterten deutschen Dichters Wilhelm Müller. In jedem Falle bleibt es aber allerdings ein begrüßenswertes Beginnen, dem Germanentume Mitteleuropas neue Freunde zuzuführen und in diesem Sinne sind die Hauptstücke: „Deutschland und Neugriechenland" von Ludwig Schwering, „Von Olympia nach Bayreuth" von Dr. G. Wrassiwanopulos-Braschowanoff, „Humanismus und Weltkrieg" von Dr. Albert von Berzeviczy eine willkommene Bereicherung des Kriegsschrifttums unserer Tage. Rassewissenschaftliche Bedeutung haben in dem Buche die beiden Hauptstücke: „Italiens Verrat an der hellenischen und der germanischen Kultur" von Prof. Dr. Frhr. von Lichtenberg und „Der Treubruch der Italiener aus der Suggestion ihrer Rassenpsyche" von Heinrich Driesmans. Insbesondere des letzteren schöner Beitrag zeigt alle Vorzüge der Arbeiten des längst rühmlichst bekannten Berliner Rassepsychologen und -historikers und bringt eine Reihe neuer Beweisstücke zu den in den Leitaufsätzen der „Pol.-Anthrop. Monatsschr." niedergelegten Beobachtungen über Kriegssuggestion bei. Driesmans zeigt namentlich schön, wie mit dem Emporkommen des süditalienischen Bevölkerungsteiles nicht nur der Krebsgang in der Politik Italiens anhob, sondern wie es ganz genau dasselbe mediterrane Rassenelement war, an dessen demagogischen Umtrieben schon im Altertume zuerst Athen und dann Rom zugrunde gegangen sind: „Der Demos von Athen, der einen Perikles beschimpfte, das war derselbe Rassenschlag, der sich später in Rom zur Zeit der ausgehenden Republik unter Pompejus, Crassus und Cäsar als bezahlte politische Parteigänger Straßenschlachten lieferte, um seine Führer in die erkauften einträglichsten Stellen zu bringen. Überall in den antiken Städten war es diese leicht bewegliche, vorlaute, schreiende Masse, die den Markt beherrschte, als „Sophisten" das Griechentum zugrunde richtete, aus den Griechen ein Volk von Artisten machte, wie als Demagogen vom Schlage eines Catilina durch den Mob in Rom die Straße vergewaltigte und auf diesem Wege allmählich den herrschenden Geschlechtern die Macht entwand, um sie zu verdrängen und die Herrschaft an sich zu reißen. Schon in dem Rom des Pompejus herrschte die „Straße" so vorwiegend, daß dieser große Feldherr und Machthaber sich vom römischen Pöbel in seinem Palaste belagert sah. Cäsar, als er den Rubicon überschritt und die Macht in Rom an sich riß, brach dort mit seinem gallischen Heere nur die Herrschaft der Straße, welche die Triumvirn längst mattgesetzt hatte und deren sie sich zu bedienen gezwungen waren, um sich in ihrer Macht zu behaupten.

Die späteren Imperatoren und Kaiser stützten sich auf ihre Prätorianergarde nur, um die „Straße" in Rom zu bändigen, den demagogischen Mob der mediterranen Rasse, der rastlos agitierte, lärmte und schrie und durch „panem et circenses" unaufhörlich gestillt werden mußte. Horaz kannte seine Leute, da er von diesen Lästerern, Verleumdern, Lärmmachern und Großsprechern seines Rom in den Satiren (I, 4, 85) sagt:

„hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!"

Dabei ist es bezeichnend, daß Horaz diese Rasse „niger" nennt, womit er sie recht eigentlich als den dunkelhaarigen, olivenfarbigen, zähnefletschenden Mittelmeertypus, den „homo mediterraneus" mit dem Negerhinterkopfe kennzeichnet, der nicht nur in der körperlichen Gestaltung von dem ursprünglich arisch-rassig gebauten und blonden Römer (noch ein Sulla hatte rotblondes Haar) der patrizischen Geschlechter, sondern auch von dessen ernsthaftem, schweigsamem, wortkargem Charakter völlig abstach, der entschieden auf die Tat eingestellt war und, knapp und klar im Ausdrucke, den Wortschwall verachtete." Wer erinnert sich bei dieser treffenden Schilderung der Zustände im alten Rom nicht an die Vorgänge, die im heutigen Rom zur Kriegserklärung an Österreich geführt haben? Es ist in der Tat, als ob unsere Tage dort den altrömischen Stadtpöbel der Kaiserzeit und ausgehenden Republik wiedererstanden sehen. „Dieser hat durch die jüngsten Ereignisse, welche zum Treubruche Italiens an seinen dreißigjährigen Verbündeten führten, wieder Oberwasser erhalten und durch ‚die Herrschaft der Straße' nach altrömischem Muster sich mit so elementarer Gewalt der regierenden Persönlichkeiten wie des Monarchen zu bemächtigen gewußt, daß wir vor dieser Ungeheuerlichkeit sprachlos bleiben und die überraschende Wendung der Dinge nur rassenpsychologisch und rassensuggestiv zu erklären vermögen." Höchst lehrreich sind in dieser Hinsicht in der Tat die drei Bilder von Giolitti, Salandra und Sonnino, die Driesmans zur Erläuterung der Grundursachen des großen Krieges nebeneinander reiht und dazu richtig bemerkt: „Man braucht nur die kleinen mittelländischen Verbrecherköpfe der Salandra und Sonnino mit dem mächtigen (Arier-) Haupte Giolittis zu vergleichen, um zu erkennen, daß in diesem Kampfe ‚Rasse' gesprochen und minderwertiger Schlag die höhere Art verdrängt hat." — Wie Karl Felix Wolff, der jetzt im Schützengraben seine deutsche Heimat gegen die welschen Eindringlinge verteidigende jüngste unter den Rassenkundlern unserer Tage kommt auf seinem Wege auch Driesmans zu dem begründeten Schlusse, daß der große deutsche Krieg nichts anderes als der Krieg der Mittelländer und der in ihr Fahrwasser hineinsuggerierten Mongoloiden gegen die Zentralmächte des Germanentumes und somit ein echter Rassenkrieg ist, in dem es sich um Sein oder Nichtsein unserer höheren Artung handelt. — Das Gedicht: „Meine hellen Seheraugen", welches der Herausgeber dem Bande dieser dritten Veröffentlichung des kriegspolitischen Kulturausschusses der deutschnordischen Richard Wagner-Gesellschaft für germanische Kunst und Kultur (E. V. zu Berlin) voranstellt, ist gewiß schön, sogar groß empfunden. Es ist vor Jahresfrist zuerst in den „Hamburger Nachrichten" erschienen und dann infolge seiner hervorragenden Zeitgemäßheit durch viele Blätter des Deutschen und Öster-Reiches gegangen, nur ist es nicht — von Robert Hamerling, wie deutsch-österreichische Schrifttumskenner längst festgestellt haben. Wieder ein Beleg, wie sehr die Richtigstellung einer, wie diesmal, sogar schon auf den ersten Blick erkennbaren Fälschung — nachhinkt. Adolf Harpf.

Bertourieux, La Verité, Genf; **Chamberlain**, Hammer oder Amboß, München, Bruckmann.

Ein Franzose und der bekannte Engländer deutscher Gesinnung öffnen ihren Landsleuten die Augen. England ist auch für den Franzosen der Hetzer, der die Festlandsmächte sich zum eigenen Vorteil zerfleischen läßt. Händlerpolitik!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 24. 6. 16.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 5 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Freiheit und Staat.

Vom Herausgeber.

Es gehört zu den gewöhnlichsten Anwürfen der Feinde des Staates, diesen als den Unterdrücker der Freiheit der Völker hinzustellen. Bei den politisch Unmündigen — und dazu gehört ja selbst in Kulturländern der bei weitem größte Teil der Bevölkerung — verfehlt so ein aus Irrtum oder aus verleumderischer Absicht erfolgender Anwurf fast niemals seinen Zweck; aber auch Hochgebildete lassen sich bisweilen dieselbe schiefe Meinung über den Staat aufreden. Gar nun die Anarchisten — die sogenannten „edlen" wie die gemeinen — bekennen sich zur Staatsfeindschaft ganz uneingeschränkt, gleichviel an welche Form des Staates dabei gedacht wird. Für andere wiederum ist es nur eine bestimmte Form des Staates, die ihnen ein Dorn im Auge ist. So z. B. gilt den Händler- und Räuberbanden im Sinne der vorausgegangenen Hefte die Republik als das Palladium der Freiheit, die Monarchie dagegen als der Inbegriff unerträglicher Sklaverei. In der Tat übersetzt denn auch die Schulmeinung das Wort „Republik" bei uns ganz naiv mit „Freistaat". Es fehlte also nur noch, daß man „Monarchie" mit „Sklavenstaat" übersetzte, dann wäre für gewisse Leute die Frage: „Freiheit und Staat" zur Genüge aufgeklärt.

Was ist hier nun Wahrheit?

Um in dieser gerade jetzt außerordentlich bedeutsamen, für Gegenwart und nächste Zukunft immer brennender werdenden Sache klar sehen zu

lernen, muß man sich zunächst an die harte, aber unumstößliche Tatsache gewöhnen, daß der Staat, wenn er seinen Zweck nicht verfehlen soll, in erster und letzter Linie eine Machtorganisation sein muß. Macht ist für ihn Fußgestell und Lebensluft, ohne die er nicht existieren und ohne die er auch die Aufgaben, die man von ihm erwartet, wie z. B. den Rechtsschutz, nicht lösen kann. Macht, imponierende Macht, Ansehen, Autorität, Vertrauen will aber ganz allmählich, unter großem Aufwand von Mühe und Geduld, von materieller und namentlich geistiger Energie angesammelt und durch eine möglichst straffe Organisation fest beisammen und jederzeit verfügbar gehalten werden.

Weiterhin muß man sich die ebenso unumstößliche Tatsache klar machen, daß jede Art von Organisation, vor allem aber von Machtorganisation ohne Unterordnung der Teile unter das Ganze nicht denkbar ist. Je vollkommener also eine Machtorganisation sein soll, desto mehr werden die zu einem solchen Ganzen zusammenzufassenden Teile (Glieder, Organe) von ihrer persönlichen (willkürlichen) Freiheit einbüßen müssen. Ja, man wird sogar innerhalb des staatlichen Ganzen noch ein besonderes (für sich bestehendes) staatliches Ganzes unterscheiden müssen, bei welchem die persönliche Freiheit zeitweise oder stets noch mehr eingeschränkt sein muß, als es bei den übrigen Teilen des gesamtstaatlichen Ganzen notwendig ist. Man nennt die hier in Rede stehenden Teile (Glieder bezw. Häupter) im ersteren Falle bekanntlich „Beamte", im zweiten Falle „Offiziere", „Soldaten". Die Zusammenfassung ist dabei im letzteren Falle, dem des Kriegsheeres, noch straffer, vollkommener als im ersteren. Man kann also nicht leugnen, daß der Staat für diese seine unmittelbaren Organe (Häupter wie Glieder) die persönliche Freiheit bis zu einem gewissen Grade unterdrückt und unterdrücken muß, wenn er stark und mächtig werden will. Für die darin liegende mehr oder weniger heldische Entsagung, Aufopferung müssen die staatlichen Organe auf andere Weise entschädigt werden.

Das alles gilt aber, wie gesagt, nur für die mehr oder weniger eng und straff zugehörigen Organe (Häupter wie Glieder) des staatlichen Ganzen, nicht aber für die übrigen Teile des Gemeinwesens, von dem der „Staat" ja nur ein besonderer, vergleichsweise selbständiger Organkomplex ist[1]). Diese übrigen Teile, wie die Rentner und die gewerblichen Stände jeder Art, können für sich — das wolle man wohl beachten — gerade um so mehr Freiheit genießen, je mehr der starke und mächtige Staat imstande ist, die Freiheit der ordentlich lebenden Menschen gegen ihre Bedroher zu schützen. Zu den Bedrohern gehören nicht immer nur das verbrecherische Kleingewerbe, das gewöhnliche Raub- und Diebsgesindel — vergl. letztes Juniheft, S. 117 —, sondern oft noch weit gefährlichere Mächte.

---

[1]) Vergl. Oktoberheft 1911, S. 347 und Novemberheft 1911, S. 394.

Man sieht: die Frage „Freiheit und Staat" erhält ein ganz anderes Gesicht, sobald man als einen der Hauptzwecke, ja wohl als den Hauptzweck des Staates den Schutz der Freiheit im Innern und nach außen hin, so wie sie die ordentlich lebenden Menschen meinen, — vergl. voriges Heft — betrachtet. Es ist also entweder eine gemeine Verleumdung oder für jene Leutchen, die sich so gern „Intellektuelle" nennen, ein trauriges Zeugnis intellektueller Unzulänglichkeit, wenn sie den Staat schlechtweg oder in bestimmter Form als den Unterdrücker der Freiheit der Völker hinstellen. In Wahrheit liegt die Sache, falls der Staat nicht ein Werkzeug des verbrecherischen Großgewerbes ist, wie das ja bisweilen vorkommt, genau umgekehrt, man muß nur nicht blind sein, oder sich blind stellen. Gerade dadurch, daß ein bestimmter Teil der Bevölkerung auf die persönliche Freiheit dauernd oder zeitweise, freiwillig oder unfreiwillig verzichtet, wird es für die übrigen — soweit sie zu den ordentlich lebenden Menschen gehören — möglich, ungestört alle ihre körperlichen, geistigen, sittlichen, wirtschaftlichen usw. Kräfte im Sinne des Wahren, Guten, Schönen zu entwickeln. Erst dadurch wird für alle wahre, echte Kultur die unerläßliche Grundlage und Vorbedingung geschaffen. Soweit wir in die Geschichte der Natur und Kultur hineinzusehen vermögen, bemerken wir überall und jederzeit, daß nur der heldenhafte Schutz des Starken und Mächtigen die menschliche Natur über sich hinaus zur wahren Kultur, zur geistigen Tiefe und sittlichen Hoheit sowohl wie zur materiellen Beherrschung der Naturkräfte zu bringen vermag. Andererseits sehen wir überall und jederzeit, wie unter notgedrungener Duldung oder gar Förderung eines ohnmächtigen, zum Werkzeug der internationalen Händler- und Räuberbanden erniedrigten Staates sich eine „Freiheit" breit zu machen vermag, bei der weder gesunde Natur noch wahre Kultur auf die Dauer bestehen kann.

Schon im vorigen Hefte wurde darauf hingewiesen, daß ein Staat nicht gleichzeitig die Freiheit, wie sie die ordentlich lebenden Menschen verstehen, und die Freiheit, wie sie die internationalen Händler- und Räuberbanden meinen, beschützen kann. Solange ein Staat stark und mächtig genug ist, wird der letztere Fall auch kaum eintreten können; es müßte denn sein, daß jene verbrecherischen Banden von dem Staate listig Besitz ergriffen hätten und, ohne daß seine Spitze es ahnte, seine starken Machtmittel für ihre Zwecke verwendeten. Da ein solcher geradezu perverser Fall nur unter ganz abnormen Umständen und meist nur für ganz kurze Zeit eintreten kann, so liegt es für gewöhnlich im Interesse jener Banden, die Staatsmacht auf jede mit ihrer eigenen Sicherheit nur irgend verträgliche Weise zu schwächen, ja sie womöglich gar nicht erst recht stark werden zu lassen. Daraus erklärt es sich denn auch, daß den internationalen Händler- und Räuberbanden eine locker organisierte bürgerliche oder proletarische Republik als das Palladium „ihrer" Freiheit viel lieber ist, als eine

straffe Militär-Monarchie, wie sie in den vorausgegangenen Heften als die heldische Staatsform im Gegensatze zur händlerischen gekennzeichnet worden ist.

Wenn es also den (trotz aller gelegentlichen Verwahrungen im Grunde stets volks- und vaterlandslosen) international gesinnten Banden auf listige oder gewaltsame Weise gelungen ist, in ein heldisches Staatswesen einzudringen und schließlich an dessen Spitze zu gelangen, so werden sie, um sich die Herrschaft dauernd zu sichern, nichts Eiligeres zu tun haben, als die Monarchie abzuschaffen oder, falls das nicht sofort möglich erscheint, sie ihrer besten Kraft zu berauben: ihr die „parlamentarische Regierungsform" um den Nacken zu legen. Aber selbst da, wo sie imstande waren, die Monarchie ganz zu enthaupten, werden sie den Körperstummel stehen lassen, wenn sie glauben, ihn für ihre Zwecke verwenden zu können. Sie wissen nämlich, daß selbst ein solcher Körperstummel für eine geraume Zeit immer noch mehr Kraft zu entwickeln vermag, als ein Staatswesen, das von vornherein nichts weiter als ein formloser Zellenklumpen gewesen und auf dieser Entwicklungsstufe natürlich stehen geblieben oder künstlich erhalten worden ist. Auf jeden Fall aber werden sie dem teilweise oder völlig enthaupteten Körper ihren eignen Händler- und Räubergeist einzuhauchen suchen. Mitunter mag ihnen das gelingen; es kann aber auch vorkommen, daß der Körper sich energisch dagegen wehrt, allmählich ein neues Haupt aus sich herauswachsen läßt und schließlich die Händler- und Räuberbanden aus seinem Herrschgebiete hinausjagt.

Wo eine solche Wendung der Dinge zu befürchten steht, oder wo das heldische Staatswesen zu stark ist, um mit den gewöhnlichen händlerischen Mitteln überwältigt werden zu können, wird man ein anderes Verfahren einschlagen, um den Staat in seiner Macht und Autorität dermaßen zu schwächen, daß er zuletzt doch der Oberherrschaft jener Banden anheimfallen oder ihnen wenigstens nicht mehr wirksam entgegenzutreten vermag. Dieses Verfahren besteht darin, den Staat — angeblich im Interesse des Gemeinwohls — mit Aufgaben zu belasten, unter deren Druck zuletzt auch das stärkste und bestorganisierte heldische Staatswesen zusammenbrechen muß. Man verlangt dann nämlich vom Staate oder läßt von anderen verlangen, daß er den Rahmen seiner eigentlichen Aufgabe, den gesetzlichen Schutz der Freiheit aller ordentlich lebenden Menschen zu gewährleisten, überschreite, also diesen nicht etwa nur die Möglichkeit sichere, gut zu existieren und ihre beruflichen Aufgaben zur eignen Befriedigung und zum Heile des Ganzen zu erfüllen, sondern daß er ihnen überhaupt jede Sorge um die Existenz abnehme, also eine Art von Schlaraffenland herbeiführe, wo auch den Faulen und Dummen die Existenz zum Unheile des Ganzen gesichert sei. Das erscheint natürlich nur dadurch möglich, daß der Staat auch die gesamte Wirtschaftsführung, die Gütererzeugung und -verteilung auf eigene Gefahr übernimmt. Man hat

das bis jetzt erst teilweise ausgeführt, nennt es aber schon „Staatssozialismus". Man hofft damit namentlich die Proletarier für sich zu gewinnen. Natürlich weiß man, daß der Staat die fortschreitend gedachte Aufgabe nur unter immer größeren Schwierigkeiten, durch ungeheuerliche Vermehrung seines Beamtenapparates und selbst dann noch recht unvollkommen, unwirtschaftlich, unökonomisch zu lösen vermöchte; aber gerade deshalb stellt man ja diese Zumutung an ihn. Die Händler- und Räuberbanden hoffen damit nicht nur sich selbst vor dem notgedrungen erst groß und mächtig gemachten Proletariat zu retten, sondern auch noch andere ihnen unangenehme Fliegen mit einem Klapps zu schlagen.

Durch den fortschreitenden „Staatssozialismus" werden nämlich die gewerblichen Stände nach und nach völlig der persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit beraubt und so auch die letzten Staatstreuen unter ihnen unzufrieden mit dem Staate gemacht, das Vertrauen zu ihm und damit dessen Ansehen, Autorität wird untergraben. Das ist allein schon ein recht annehmbares Ziel. Weiterhin aber wird dadurch überall, zum mindesten in den großen Städten und Industriemittelpunkten, der letzte Rest kleiner und mittlerer selbständiger Existenzen vernichtet, also allmählich der gesamte Wirtschaftskörper, ja das gesamte Gemeinwesen in ein Heer abhängiger Lohn- und Gehaltssklaven verwandelt, wodurch wieder jeder Einzelne für die spätere händlerische und räuberische Ausbeutung nur um so fähiger wird. Die Listigen erwarten nämlich — und keineswegs ohne Grund —, daß der Staat, nachdem er eingesehen hat, daß er die ihm hinterhaltigerweise zugemutete Aufgabe nicht lösen kann und das gesamte wirtschaftliche Leben in die größte Gefahr gebracht hat, schließlich ihnen, den untereinander vertrusteten Händler- und Räuberbanden, die Aufgabe der Gütererzeugung und Verteilung größten Stils unter den früheren „bewährten" Bedingungen überträgt. Der Staat wird kaum eine andere Wahl haben. Die kleinen und mittleren sonst von der Erzeugung oder Verteilung lebenden selbständigen Existenzen sind vernichtet und können nicht sofort wieder ins Leben gerufen werden. Es gibt ja dann in der Erzeugung wie Verteilung nur noch die staatlichen großen, ja unförmlichen Riesenbetriebe. Dazu ist bei allen — aber auch allen — Staatsbürgern die Unzufriedenheit mit dem Staate auf das höchste gestiegen. Man wird und — was das schlimmste ist — man kann mit der Revolution drohen, wenn der Staat sich den von gewisser Seite an ihn herantretenden Wünschen und — Befehlen nicht fügen will.

Es wird nun für die internationalen Händler- und Räuberbanden das goldenste aller von ihnen jemals erlebten goldenen Zeitalter heraufkommen. Allerdings wird es auch zugleich das kürzeste von allen sein; denn die Unnatur und Unkultur, die es in der herrschenden und genießenden Oberschicht herbeiführen muß, wird ein solches Übermaß erreichen, daß der Zusammenbruch, gleichviel ob er von innen oder von außen bewirkt

wird, nicht lange auf sich warten lassen kann. Zugleich wird durch den jetzt aufs äußerste gesteigerten Raubbau der letzte Rest wahrhaft kulturschöpferischer Kräfte verbraucht und hinsichtlich der Rassen und Völker, der Sprachen und Kulturen, der leiblichen, sittlichen und geistigen Eigenschaften ein unentwirrbares Chaos entstanden sein. Was gesunde Natur und wahre Kultur erst reinlich voneinander geschieden, „differenziert" hatten, wird dann wieder heillos durcheinander geworfen sein. Für göttliche Augen ein entsetzlicher Anblick, der Teufel aber hätte dann überall, auch in bezug auf unseren Staat, die letzte Hoffnung aller Guten und Starken, seine Wette gewonnen. Aus dem Garten Gottes, zu dem die Welt und namentlich unser Vaterland unter weiser und kraftvoller staatlicher Führung hätte werden können, wäre dann ein stinkender Höllenpfuhl, ein brodelnder Hexenkessel geworden, aus dem vielleicht niemals wieder gesunde Natur und wahre Kultur, sittliche und gesetzliche Ordnung emporsteigen könnte.

Man wird einwenden: die Schlußfolgerungen sind ja unter den gemachten Voraussetzungen und in Anlehnung an den bisherigen Verlauf der Welt- und Menschengeschichte durchaus richtig; aber die Unterstellung der bewußten Absicht ist falsch, denn eine so teufelische Gesinnung kann man selbst bei den mit Recht so verrufenen internationalen Händler-, Gaukler- und Gaunerbanden nicht annehmen.

Ja — wenn eine solche Absicht nicht dahinter steht, was könnte dann sonst hinter den in der angedeuteten Richtung doch ganz unverkennbaren Bestrebungen stecken? Dann bliebe ja doch nur die Dummheit, die intellektuelle Unzulänglichkeit für alle irgendwie über das Gewöhnliche, „Geschäftliche" sich erhebenden Dinge übrig. Und dagegen dürften sich doch vielleicht gerade die hier sich ganz besonders getroffen Fühlenden verwahren und etwa sagen: „Ein Schweinehund? — meinetwegen, aber ein Dummkopf? — bitte, nein!" Diese Art Menschen wollen in ihrer perversen Eitelkeit für die verworfensten Subjekte lieber als für Dummköpfe, für geistig Beschränkte gehalten werden; man tut ihnen also mit jener Unterstellung, gleichviel ob sie richtig oder falsch ist, kein Unrecht. Kehren wir nun zum Ausgangspunkte zurück.

Es ist nichts mit dem Staatssozialismus, gleichviel ob man ihn mit der demokratischen Republik, oder mit dem demokratischen Cäsarismus im Sinne von Friedrich Naumanns „sozialem Kaisertum" durchzuführen gedenkt. Die lachenden Erben bezw. Konkursverwalter würden in jedem Falle die internationalen Händler- und Räuberbanden, also die schlimmsten Feinde jedes starken und mächtigen, von ihnen unabhängigen Staatswesens sein. Die leitenden oder leidenden? Staatsmänner also, die sich zu einem immer weiter fortschreitenden Staatssozialismus verführen ließen, würden gerade dadurch beweisen, daß sie alles andere eher als Staatsmänner sind. Im Friedensstande gehörte ein Staatssozialismus dieser Art geradezu ins Narrenhaus, aber selbst für den Ausnahmefall des

Krieges erscheint er mir äußerst bedenklich. Vielleicht ist es selbst in diesem Falle zweckmäßiger, wenn der Staat nicht bloß die Erzeugung, auch die Verteilung in der gewohnten Weise besorgen läßt und nur die Strafen für den offenbaren Wucher und das sogenannte Hamstern, soweit es durch nichts gerechtfertigt wird und ein gewisses Maß übersteigt, außerordentlich, bis zur Zuchthaus-, ja Todesstrafe verschärft. Das ist immer noch besser als die Verkehrsstockung, Geld- und Gütervergeudung, welche die Lahmlegung und allmähliche Ausmerzung des auf natürliche, organische Weise entstandenen Verteilungsapparates notwendig herbeiführen muß. Was man vermeiden will, kann gerade dadurch unter Umständen zur Wirklichkeit werden: nämlich die Hungersnot[1].

Aber hat denn, so wird man fragen, der moderne Sozialismus überhaupt keinen Sinn? Gibt es an dem ganzen, in unserer Zeit so ungeheuerlich aufgebauschten sozialistischen Gedanken keinen, wenn auch vergleichsweise bescheidenen Wahrheitskern? Hoffen also seine Gläubigen in diesem Zeichen ganz vergebens „auf der Völker Maien", „auf der Freiheit Sieg"? Suchen wir auch diese Frage von unserem biologischen Standpunkte aus zu beantworten.

Der Staat hat, wie aus dem Vorausgegangenen zur Genüge ersichtlich sein dürfte, nicht nur kein Interesse daran, er muß sich sogar in seinem eigensten Interesse hüten, an den besonderen Aufgaben des Wirtschaftskörpers direkt teilzunehmen oder sie gar allein bewältigen zu wollen. Eine Entwicklung des Gemeinwesens nach dieser Richtung hin würde dem Prinzip der Arbeitsteilung zuwider, also organisch-technisch ein Rückschritt sein. Ganz uneingeschränkt gilt das, wie ja auch die bereits gemachten Erfahrungen lehren, für alle Gebiete der Gütererzeugung, der sogenannten Produktion. Hier ist nicht einmal der Großbetrieb, geschweige denn der für gewisse Zwecke unentbehrliche Mittel- und Kleinbetrieb für ihn vorteilhaft und im Interesse des Ganzen geboten. Er tut am besten, wenn er seine Finger ganz von der Produktion von Gütern irgendwelcher Art fortläßt. Nicht so uneingeschränkt gilt das für gewisse Gebiete der Güterverteilung, des Handels und Verkehrs. Hier ist es besonders das Verkehrswesen im größten Stile (Kanäle, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Telephone, Telefunken) sowie ein Teil des Großhandels in Geld und in gewissen wichtigen (für alle Zweige der Fabrikation unentbehrlichen) Rohstoffen (Getreide, Kohlen, Petroleum usw.), für die der staatliche Betrieb, zum allermindesten die staatliche Kontrolle des Betriebs im Interesse des Staates und des gesamten Gemeinwesens unbedingt notwendig ist. Hier ist nämlich die Stelle, wo das verbrecherische Großgewerbe, die internationalen Händler- und Räuberbanden ihr Brecheisen zum „friedlichen" Einbruch, oder auch die Schlinge

[1]) Dieselbe Ansicht begründet sehr zutreffend und ausführlich G. W. Schiele mit mehreren seiner sehr bemerkenswerten Schriften, z. B. „Volksversorgung durch Zwang oder Freiheit?" J. F. Lehmann, München.

ansetzen, mit der sie ganzen Staaten und Völkern die Kehle zuschnüren, um ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen. Wohlgemerkt: ich meine nur das ganz große Verkehrswesen sowie den ganz großen Handel in Geld und in gewissen wichtigen Rohstoffen. Das kleine und mittelgroße Verkehrswesen, der kleine und mittelgroße, ja selbst ein Teil des großen Handels in Geld und bestimmten Rohstoffen kann ohne Schaden, ja mit Vorteil für das Ganze dem Privatbetrieb überlassen bleiben und braucht auch nicht der staatlichen Kontrolle unterzogen zu werden. Staatliche Monopole sind nur für das ganz große Verkehrswesen und ausnahmsweise für den Großhandel in Getreide, Kohlen, Petroleum, vielleicht auch Spiritus erforderlich. Für die Metalle, selbst das Eisen ist das für gewöhnlich nicht nötig, weil deren Erzeugung und Verarbeitung von der Kohle abhängig ist. Auch braucht, wie schon angedeutet, für gewöhnlich nicht der ganze Großhandel in Geld und gewissen Rohstoffen staatlich betrieben zu werden. Einen Teil davon können die Gemeinden und selbst Privatleute betreiben; aber der staatlich betriebene oder kontrollierte Teil muß so bemessen sein, daß zwar die natürlichen Verkehrswege und die natürliche Preisbildung nicht ausgeschaltet werden, daß aber der Staat jederzeit imstande ist, den Mißbrauch der Kapitalmacht zum Zwecke künstlicher, räuberischer Preistreiberei durch Unter- oder Überbietung, je nachdem, zu verhindern. Eine solche Staatsmacht wirtschaftlicher Art würde für den Kriegs- wie Friedenszustand gleich heilsam und gemeinnützig sein. Eine wirtschaftliche Kriegsnot würde dadurch vermieden, die wirtschaftliche Mobilmachung wäre dadurch genau so wie die militärische schon im Frieden vorbereitet und die Versorgung des Landes mit den unentbehrlichsten Produkten jederzeit, im Kriege wie im Frieden, zu gerechten, für alle annehmbaren Preisen gesichert. Eine solche Einrichtung wirkt im wirtschaftlichen Organismus ähnlich wie ein Akkumulator oder Schwungrad in einem großen, komplizierten Mechanismus. Er verbürgt den ruhigen, krisenlosen Gang der Maschine, auch wenn Erzeugung und Verbrauch der treibenden Kraft nicht ganz regelmäßig sind. Ich hatte bereits im Jahre 1912 in dem Aufsatze: „Der Krieg als Kulturfaktor“[1]) unter gleichzeitigem Hinweise auf den kommenden Krieg Maßnahmen dieser Art vorgeschlagen. Überdies hatte der „Deutsche Wehrverein“ 3000 Stück dieses damals auch als Broschüre erschienenen Aufsatzes angekauft und an alle irgendwie als maßgebend in Betracht kommenden Stellen versandt. Ob man davon Notiz genommen hat, ist mir nicht bekannt geworden. Nach den wirtschaftlichen Zuständen noch kurz vor dem Kriege, die z. B. bezüglich der Getreide- und Zuckerausfuhr das Gegenteil des Wünschenswerten erkennen ließen, ist freilich nicht anzunehmen, daß die Vorschläge auch nur erwogen worden sind.

---

[1]) Dieser Aufsatz, der heute ebenso aktuell, vielleicht noch aktueller, als er damals war, ist, kann durch den Buchhandel bezogen werden. Vergl. die Anzeige auf der dritten Seite des Umschlages.

Durch solche zur rechten Zeit von den rechten Männern ergriffenen Maßnahmen hätte der Staat nicht nur die Möglichkeit, einerseits die Preise für die unentbehrlichsten Dinge zum Wohle des Ganzen — natürlich unter öffentlicher Kontrolle — zu regulieren, das heißt, den Zeiten des Mangels wie des Überflusses entsprechend anzupassen, er könnte dadurch auch einen ganz erklecklichen Teil seiner Haushaltserfordernisse selbst herauswirtschaften. Er brauchte also nicht in so großem Maße, wie bisher, das Odium der direkten Besteuerung der Staatsbürger auf sich zu nehmen und sich dadurch bei den armen Leuten und reichen Geizhälsen unbeliebt zu machen. Der Staat kann vielmehr auf diese Weise zum gern gesehenen und eifrig geschützten Wohltäter aller ordentlich lebenden Menschen werden. Diese werden ihm weder in reichen noch in kargen Jahren seinen z. B. aus dem Getreidekauf und -verkauf fließenden Handelsgewinn — der ja übrigens, da er unter öffentlicher Kontrolle steht, ohnehin niemals übermäßig groß werden kann — keineswegs mißgönnen; denn sie werden sich sagen: es ist besser, wenn die großen, mühelosen und nahezu risikofreien Handelsgewinne der Allgemeinheit zugute kommen, als daß sie in die Taschen der internationalen Geldmächte gelangen. Auch ist der Staat mit seinen scharf beaufsichtigten und — wenigstens in der Monarchie — auf hochgespanntes Ehr- und Pflichtgefühl gezüchteten Beamten für diese Art von Wirtschaftsbetrieb, der, wenn keine Gaunergeschäfte gemacht werden, im wesentlichen nur Ehrlichkeit, Fleiß und Zuverlässigkeit erfordert, ganz gut, vielleicht sogar besser als Privatleute geeignet. Auch die Betriebskosten sind hier nicht wesentlich höher als in einem großen Privatbetrieb, der ja, wegen der Notwendigkeit genauer Kontrolle, in diesem Falle auch ziemlich umständlich, d. h. „bürokratisch" sein muß. Der bürokratische Apparat der heutigen größten Großbanken ist, wenn er vollkommen korrekt und zuverlässig arbeiten soll, von der staatlichen Bürokratie nicht wesentlich verschieden. Was bei der Produktion ein Fehler wäre und es manchmnl auch bei gewissen staatlichen Verwaltungszweigen ist, eben der Bürokratismus, kann hier zur Tugend, zum Vorzug werden. Und für den (kleinen und mittleren) Geldverkehr der kleinen Leute und des Mittelstandes, wo für die Kreditgabe mitunter eine genaue Personenkenntnis erforderlich ist, kann ja der private oder genossenschaftliche Geldhandel eine etwaige Lücke ausfüllen. Dieser wird bei dem staatlichen Wettbewerb sogar billiger und — ehrlicher arbeiten müssen, als es sonst nicht selten geschieht. An offenbaren Wucher soll dabei noch gar nicht einmal gedacht werden.

Man sieht: die Vorteile, die der zum Teil staatliche Betrieb des Handels in Geld und gewissen Rohstoffen bietet, sind recht groß und mannigfach, während die staatliche Produktion fast nur Nachteile hat. Ist es darum nicht überaus bezeichnend, daß die internationalen Händler- und Räuberbanden zwar gegen die staatliche Produktion nicht viel Einwände zu

haben scheinen, dagegen sich immer aufs schärfste direkt oder indirekt gewehrt haben, wenn einmal von einem „Außenseiter" die Rede auf den staatlichen Betrieb des Geld- und Rohstoffhandels gebracht wurde? Da schwieg die ganze ihnen dienstbare Presse, die sonst über den kleinsten Straßenunfall ausführlich berichtet, mäuschenstill[1]). Und wenn sie darüber nicht mehr schweigen könnte, würde sie sicher den wüstesten Lärm schlagen, darauf kann man sich unbedingt verlassen. Es ist dem verbrecherischen Großgewerbe eben gewöhnlich an einer Schwächung und fast niemals an einer Stärkung der Staatsmacht etwas gelegen. Darum ist anzunehmen, daß die internationalen Händler- und Räuberbanden schon lange unter der Hand Vorbereitungen getroffen haben, um zu verhindern, daß derartige Vorschläge an die staatlichen Machthaber und parlamentarischen Körperschaften herankommen. Und wenn es trotzalledem und alledem geschähe, würde die „goldene Internationale" sicherlich Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um dieses für die Staaten und Völker heilbringende Glück, für sie selbst aber geradezu furchtbare, entsetzliche Unglück abzuwenden.

Dadurch dürften sich aber die staatlichen Organe nicht irre machen lassen. Sie müßten im Gegenteil zur Durchführung ihrer Absicht von allen ihren Machtmitteln erbarmungslosen Gebrauch machen, dürften dabei selbst vor Anwendung schärfster Waffengewalt nicht zurückschrecken. Dazu ist der Staat da. Er hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, das Verbrechertum, gleichviel wo und wie es betrieben wird, ob es als Groß- oder als Kleingewerbe sich auftut, mit allen Mitteln zu bekämpfen. Die ordentlich lebenden Menschen würden dafür, vorausgesetzt, daß man sie vorher genügend aufgeklärt hätte, nur dankbar sein. Auch wäre die Durchführung dieser Maßregeln, selbst wenn die „goldene Internationale" alle ihre Machtmittel dagegen einsetzte, recht wohl möglich. Betrachten wir diese Machtmittel doch einmal etwas genauer. Wie schon im Maiheft auf S. 64 erwähnt, beschränken sie sich heutzutage nur noch auf Geld und Täuschungspraktiken. Geld ist gegenüber der blanken Waffe, wenn man nur wirklich entschlossen ist, sie rücksichtslos zu gebrauchen, heutzutage völlig ohnmächtig. Unbedingt ergebene Söldnertruppen, wie in früheren Zeiten, können die Händler- und Räuberbanden jetzt in Europa nicht mehr aufbringen. Selbst England ist ja jetzt zur allgemeinen Wehrpflicht übergegangen. Es bleiben also nur noch die Täuschungspraktiken. Deren Technik ist jetzt allerdings in einem Maße ausgebildet, wie man es früher nicht für möglich gehalten haben würde. Im Dezemberheft 1915 und Januarheft 1916 ist das in aller Ausführlichkeit dargelegt worden. Da die Händler- und Räuberbanden heutzutage auf diese Waffe hauptsächlich, in geordneten Staatswesen fast allein angewiesen sind, so wird man die Mühen und Kosten,

---

[1]) Vergl. Hans Kaumann, Dipl.-Ing.: „Die Verstaatlichung des Bankwesens". Märzheft 1915. Auch Juniheft 1915. Wir haben nicht bemerkt, daß die große Tagespresse von diesen Aufsätzen auch nur die geringste Notiz genommen hätte.

die sie auf ihre Ausbildung und Anwendung legen, durchaus begreiflich finden. Besonders wird man es verstehen, warum sie so eifrig bestrebt waren, die großen und breiten Massen der handarbeitenden Bevölkerung, die eigentliche Domäne ihrer (allerdings meist indirekten) Ausbeutung, für sich zu gewinnen. Einmal ist diese Schicht am leichtesten zu betören, und dann ist sie wegen ihrer absolut wie relativ größten Zahl im heutigen Zeitalter des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts politisch ausschlaggebend. Wer sie also geistig beherrscht, beherrscht damit auch den parlamentarisch regierten Staat. Das wußte die „goldene Internationale" früher als irgendein anderer, und in der Tat ist es ihr denn auch gelungen, eine „rote Internationale" ins Leben zu rufen, die trotz aller gegensätzlichen Interessen mit der „goldenen" in allen gegen die starke Monarchie gerichteten Bestrebungen ihren Begründern und Beschützern alle Ehre macht. Daß man in den Ländern der „westlichen Kultur", wo die Händler- und Räuberbanden den Staat völlig in der Hand haben, die auf Täuschung berechnete Hypnose und Suggestion ruhig sich vollziehen ließ, ist nicht weiter verwunderlich. Recht merkwürdig erscheint es aber, daß auch die starken Monarchien gegen diese ihnen doch ganz offenkundig feindlich gesinnten Bestrebungen von vornherein nicht viel und zuletzt gar nichts mehr unternahmen. Geschah das aus dem stolzen Gefühl unendlicher Überlegenheit, oder aus Furcht, oder glaubte man durch diese „Liberalität" den modernen „Liberalismus" mit der starken Monarchie zu versöhnen? Wenn das letzte zutrifft, dann war die Monarchie über das Wesen des modernen (händlerischen) Liberalismus ganz falsch beraten. Eher wird man den Straßenräuber überreden, seinen Raub freiwillig herauszugeben und sich der Polizei zu stellen, als daß man den händlerischen Liberalismus durch großmütige Liberalität für eine starke Monarchie zu begeistern vermöchte. Daß die Monarchen in bezug auf den modernen Liberalismus und dessen Anhängsel, den modernen Sozialismus, nicht besser beraten waren, läßt sich wohl nur daraus erklären, daß entweder sie selbst oder ihre leitenden Staatsmänner gleich vielen anderen der händlerischen Hypnose und Suggestion verfallen waren. Insbesondere scheint jenes Schlagwort vom „freien Spiel der Kräfte", das so selbstverständlich klingt, aber von Händlern und Räubern natürlich nur im händlerischen und räuberischen Sinne verstanden wird, verwirrend und verblendend gewirkt zu haben.

Immerhin ist dafür gesorgt, daß die Bäume der händlerischen Täuschungskunst nicht in den Himmel wachsen. Der jetzige Krieg hat endlich auch die letzten Schleier, die das eigentliche Wesen dieser Kunst vor profanen Augen so sorgfältig verhüllten, mit rauher Hand abgestreift. Selbst vom niederen Volke ist bereits ein großer Teil gegen die „rote Internationale", hinter der ja nichts als die „goldene" steht, mißtrauisch geworden, und es wäre, worauf schon im letzten Juniheft aufmerksam

gemacht wurde, den Regierungen aller Länder, wenn sie nur ernstlich wollten, ein leichtes, in dieser Richtung die letzte Aufklärungsarbeit zu tun. Dazu wäre freilich nötig, daß die Regierungen sich erst selbst einmal aus den Verstrickungen der rot-goldenen Internationale lösten. Wer selbst noch nicht frei ist, kann auch keinen anderen Gefesselten oder Gelähmten befreien. Es entbehrt dabei nicht eines gewissen satanischen Humors, daß die arbeitenden Klassen, soweit sie auf die Sozialdemokratie schwören, ihre Anstrengungen im trauten Verein mit ihren Ausbeutern gerade gegen diejenige Macht (die Militärmonarchie) richten, die allein imstande wäre, ihnen gleich den übrigen werteschaffenden Klassen, zu denen auch die von den Arbeitern fälschlich als „Ausbeuter" angesehenen technischen und kaufmännischen Unternehmer gehören, die Freiheit zu erringen und dauernd zu sichern. Ob sie das wohl jemals einsehen werden?

Indessen, selbst wenn die Aufklärungsarbeit in dieser Beziehung ihr Ziel nicht so bald erreichen sollte, wird der einfache Selbsterhaltungstrieb die Staaten und Völker in der nächsten Zeit zwingen, sich aus den sie immer lebensgefährlicher umschnürenden Fesseln der goldenen Internationale mit oder ohne Gewalt zu lösen. Es hat nämlich die Verschuldung der Staaten und Völker durch diesen größten, furchtbarsten und kostspieligsten aller Kriege schon jetzt einen Grad erreicht, der es zur einfachen Notwendigkeit machen wird, die vorher angedeuteten Maßregeln zu ergreifen. Ohne das würden die Staaten und Völker, die in diesen Krieg verwickel wurden, und dazu gehören ja in Europa indirekt auch die Neutralen, wirtschaftlich gar nicht mehr zu Atem kommen können. Wi sollen sie auch nur den Zinsendienst ihrer ungeheuren Anleihen neben der sonst noch erforderlichen Ausgaben bestreiten, wenn sie sich nicht gewiss nach den bisherigen (von der händlerischen Politik sorgfältig gehegten un gepflegten) Anschauungen ganz ungewöhnliche Einnahmen verschaffen? Durch direkte Besteuerung würde das ohne ein an Vermögenskonfiskatio grenzendes Maß nicht möglich sein. Die Konfiskation hätte ja, selb wenn sie denkbar weit ginge, kein Bedenken, wenn man sicher wäre, da durch vorzugsweise oder ausschließlich die durch den Kriegswucher angehäufte großen Vermögen fassen zu können. Diese werden aber wohl größtenteil auf dem gewöhnlichen (internationalen) Wege in Sicherheit gebracht worde sein, wenn man nicht rechtzeitig die entsprechenden Gegenmaßregeln ergreif d. h. die Kapitalausfuhr schlankweg verbietet. Man würde also gezwunge sein, auch das solide, ehrlich erworbene und in Produktionsmitteln angelegt Vermögen in einem Maße zu besteuern, das nicht nur ungerecht, sonder auch unwirtschaftlich wäre, weil dadurch die Produktion selbst beeinträchtig d. h. über das erträgliche Maß belastet würde.

Es wird also, wie gesagt, nichts anderes übrig bleiben, als die vorhe gekennzeichneten Vorschläge auszuführen. Die Frage: „Freiheit und Staat wird also auch nach dieser Richtung hin gelöst werden müssen. Sobal

er Staat erst wahrhaft frei ist, wird auch das dazu gehörige Volk bald wahrhaft frei sein, und der ganze Freiheitsschwindel der händlerischen Politik wird dann auch denjenigen einleuchten, die man bisher trotz all ihrer sonstigen Bildung in politischer Hinsicht zu den „Unmündigen und Säuglingen" rechnen mußte.

Bei uns in Deutschland, wo die staatliche Organisation, soweit sie auf der Militärmonarchie ruht, im Ganzen wie in den Teilen glücklicherweise noch hinreichend fest gefügt und vom sozialen und wirtschaftlichen Körper noch ziemlich unabhängig ist, würde die Lösung der gedachten Aufgabe ohne lebensgefährliche Erschütterungen für das ganze Gemeinwesen recht wohl möglich sein, wenn man die sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze, die bei einer solchen Neuordnung naturgemäß hart aufeinanderprallen müssen, in einem besonderen, vom Staate unabhängigen Wirtschaftsparlament sich austoben ließe. Die Grundlagen für ein solches Parlament sind in den bestehenden Berufsorganisationen bereits vorhanden und brauchten nur weiter ausgebaut zu werden. Soweit in dieser parlamentarischen Körperschaft ein Ausgleich der Gegensätze auf gütliche Weise nicht zu erzielen wäre, könnte dann der Staat angerufen werden und mit seiner Macht und Autorität im Interesse des Ganzen entscheiden. Auch dafür würden ihm, wenn die Entscheidung nicht im Interesse der Händler und Räuber ausfiele, alle Gutgesinnten und rechtlich Denkenden nur dankbar sein. Dieser Weg wäre jedenfalls der für das ganze Gemeinwesen am wenigsten gefährliche und verspräche auch, wenigstens bei uns in Deutschland, am sichersten einen für das ganze Gemeinwesen gedeihlichen Ausgang[1]).

Möchte die Weisheit und Kraft unserer staatlichen Machthaber diesen für uns ohne weiteres gangbaren Weg als den rechten erkennen und ihn zum Heile unseres deutschen Volkes, das sich in diesem schweren Kriege so herrlich bewährt hat, noch zur rechten Zeit betreten.

Der Allgemeinwert technischen Denkens.

Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats an der königl. techn. Hochschule zu Berlin am 1. Juli 1916.

Professor Dr.-Ing. M. Kloß.

Vorbemerkung des Herausgebers: Nachstehende Ausführungen habe ich deshalb gern zum Abdruck gebracht, weil so ziemlich alles das, was hier über den Allgemeinwert technischen Denkens gesagt worden ist, auch vom biologischen Denken gilt. Auch

[1]) Zu demselben Ergebnis kommt von ganz anderen Ausgangspunkten ausgehend Freiherr Leopold von Dietinghoff gen. Scheel in einem längeren Aufsatze: „Persönlichkeit, Gesellschaft, Staat". Märzheft 1916 des „Panther". (Panther-Verlag, Leipzig.)

ein Organismus ist um so vollkommener, je mehr bei seinem Aufbau und seiner Arbeitsleistung die für einen vollkommenen Mechanismus geltenden Prinzipien zur Anwendung kommen. Manchmal mag hierin der Organismus den Mechanismus, manchmal wieder dieser jenen an Vollkommenheit übertreffen. Immer handelt es sich hier aber um ein nicht bloß wissenschaftliches, sondern auch künstlerisches Denken, um ein schöpferisches Schauen und Bauen, ein Bilden und Gestalten nach ewigen ehernen Naturgesetzen, in dem einen Falle anorganischer, in dem andern organischer Art. Es war der Aufschwung der sogenannten anorganischen Naturwissenschaften, der den Fortschritt der neuern Zeit über das Altertum und Mittelalter hinaus ermöglicht hat. Wie die mechanische, physikalische und chemische Technik bezw. das ihr entsprechende Denken den Wirtschaftskörper der modernen Kulturvölker, hie und da leider auch deren geistig-sittliche Eigenart durch zu einseitige Betonung des rein Materiellen umgestaltet hat, so wird vielleicht einst das „biologisch-künstlerische" Denken den sozialen und staatlichen Körper umgestalten. Der Fortschritt wird sich dann nicht bloß, wie heute, auf die materielle, auch auf die geistige und sittliche Kultur erstrecken. Die Einseitigkeit der einen Art von Fortschritt wird dann durch den ergänzenden Fortschritt der anderen Art ausgeglichen werden.

Fast zwei Jahre währt nun schon das gewaltige Völkerringen, für dessen Entscheidung von allen Seiten die unerhörtesten Kraftanstrengungen gemacht werden. Vor allem sind es die technischen Mittel, die in bisher nicht erlebter Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit der Kriegführung ein ganz besonderes Gepräge verleihen. Was hierbei insbesondere unsere deutsche Technik geleistet hat und täglich neu leistet, das ist jedem in diesem Kriege klar geworden. Diese Erfolge sind uns aber nicht mühelos in den Schoß gefallen. Sie sind die Frucht planmäßiger Forschung und rastloser Arbeit und zwar nicht nur mechanischer, sondern in erster Linie geistiger Arbeit. technisches Schaffen ist nicht möglich ohne technisches Denken. Dieses technische Denken ist aber keineswegs auf die Behandlung der eigentlichen technischen Probleme beschränkt. Wie die Technik selbst heute alle Gebiete unseres Lebens und alle Erwerbszweige mehr oder weniger durchdringt, so hat auch die Geistesrichtung, die ich mit den Worten: „Technisches Denken" bezeichne, über die Anwendung auf die reine Technik hinaus einen allgemeinen Wert.

Es erscheint mir daher wohl angebracht, diesen Allgemeinwert des technischen Denkens etwas zu beleuchten. Ihn erschöpfend darzustellen, dazu müßte man ein ganzes Buch schreiben. Hier, bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit, muß ich mich darauf beschränken, wie mit einem Scheinwerferstrahl kurz nach verschiedenen Richtungen hin zu leuchten.

Zunächst müssen wir uns aber klar werden über das Wesen technischen Denkens.

Das technische Denken umfaßt zunächst die Theorie, das „Schauen", das Beobachten. Wir müssen vor allem die Naturkräfte erkennen und müssen die Gesetzmäßigkeit der unter ihrem Einflusse sich abspielenden Vorgänge erforschen. Es ist also ein „anschauliches Denken", im Gegensatz zum begrifflichen Denken, wie wir es z. B. beim Juristen finden. Es ist aufgebaut auf Beobachtung und Erfahrung, ruht somit auf der

Grundlage der Wirklichkeit und wird von dieser dauernd auf Richtigkeit geprüft. Denn wenn wir einen Träger einer Brücke oder einen Maschinenteil nicht richtig berechnen und konstruieren, so stürzt die Brücke ein, die Maschine versagt. Das technische Denken erzieht daher zur Wahrheit, zur Gewissenhaftigkeit und zum Verantwortlichkeitsgefühl. Ein sehr wesentliches und wertvolles Ergebnis ist ferner die Erkenntnis, daß der einzelne Teil des Bauwerkes oder der Maschine erst als Glied des Ganzen Bedeutung gewinnt.

Zum technischen Denken gehört aber noch ein zweites, wesentliches Kennzeichen: Die Anwendung der gewonnenen Erkenntnis, ihre Nutzbarmachung für die Bedürfnisse der Menschheit. Zur Theorie gehört die Praxis, oder ins Deutsche übertragen: zum „Schauen" gesellt sich das „Schaffen". Zum anschaulichen Denken kommt das gestaltende Denken. Mit der Erkenntnis paart sich der schöpferische Wille. Ohne diesen ist kein rechter Konstrukteur denkbar. Diese Gestaltungskraft hat der Techniker gemein mit dem Künstler. Das erkennt man am besten auf dem Grenzgebiet zwischen Technik und Kunst, in der Architektur.

Beiden, dem schaffenden Ingenieur und dem gestaltenden Künstler gemeinsam ist das Ziel ihres schöpferischen Willens, nämlich Werte zu schaffen zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit. Sie wollen der Menschheit dienen und sie weiter vorwärts bringen, jeder in seiner Art und mit seinen Mitteln. In diesen Sinne ist, um mit Werner Sombart[1]) zu reden, das technische Denken aus „heldischem Geiste" geboren, im Gegensatz zum händlerischen Geiste. Diese beiden grundverschiedenen, im gegenwärtigen Weltkriege um die Vormacht ringenden Weltanschauungen sind in einer trefflichen Schrift gekennzeichnet, die der deutschen akademischen Jugend gewidmet ist. Sie heißt: „Händler und Helden", patriotische Besinnungen von Werner Sombart. Sombart gebraucht die Worte Händler und Helden nicht etwa als Standesbezeichnungen. Sondern er meint damit zwei verschiedene Geistesrichtungen und kennzeichnet sie kurz zusammenfassend mit den Worten: „Der Händler tritt ans Leben heran mit der Frage: was kannst du Leben mir geben? . . . der Held tritt ins Leben mit der Frage: was kann ich Leben dir geben?

Im Rahmen unsrer Betrachtung erkennen wir also, daß das wahre technische Denken im Hinblick auf sein Ziel: Werte zu schaffen für die Allgemeinheit, aus heldischem Geiste geboren ist.

Sahen wir bisher, daß das technische Denken durch Schauen zum Schaffen führt, so wollen wir nun noch die Art dieses Schaffens etwas näher kennzeichnen. Es handelt sich dabei um planmäßige Verwertung

[1]) Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat, worauf schon im Augustheft 1915 hingewiesen wurde, den Gegensatz: „Held und Händler" mit allem Zubehör bereits vor dem Erscheinen des hier schon mehrfach erwähnten Sombart'schen Büchleins herausgearbeitet und entsprechend gewertet. (D. Schr.)

der uns von der Natur gelieferten Rohstoffe, um Ausnutzung der Naturkräfte bezw. um Umformung der verschiedenen Energieformen. Blind und daher oft zerstörend wirken die rohen Naturkräfte. Der schöpferische Wille des Menschen faßt und leitet sie in vorgeschriebene Bahnen. Dasselbe Feuer, das sinnlos waltend, Haus, Hab und Gut zerstört, schmilzt, dienstbar, das Eisen aus dem Erz, erzeugt uns den Dampf in unsren Maschinen und liefert uns die wohlige Wärme in unserem Heim. Dasselbe Wasser, das im Wolkenbruch oder bei rascher Schneeschmelze in ungehemmtem Lauf unsre Fluren überschwemmt, Mensch und Vieh mit fortreißt, das bewässert, in rechte Kanäle geleitet, unsre Felder, treibt unsre Mühlen und Turbinen. Dieselbe Elektrizität, die im Blitzschlag die Eiche fällt und die Scheune zündet, sie treibt die Motore in den Fabriken, bewegt die Straßenbahnen, fördert die Kohle aus der Tiefe, liefert uns Licht und Wärme, sendet Nachrichten über die ganze Erde und heilt die Kranken.

Bei dieser Ausnutzung der Naturkräfte ist das Streben des Ingenieurs vor allem gerichtet auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit, auf Erzielung größter Wirkung mit geringstem Aufwand, sei es an Stoff, sei es an Energie. Der Wirkungsgrad ist ein außerordentlich wichtiger Faktor in der Technik. Dabei stoßen wir oft auf widerstreitende Rücksichten. Z. B. bei Berechnung und Entwurf einer Dynamomaschine sind die drei Bedingungen: hoher Wirkungsgrad, geringes Gewicht und niedriger Preis niemals gleichzeitig zu erfüllen. Zum rechten technischen Denken gehört also auch das Abwägen widerstreitender Rücksichten.

Ein sehr wichtiges Mittel zur Erzielung hoher Wirtschaftlichkeit ist ferner der in der Technik vielfach angewandte Grundsatz der Aufspeicherung überschüssiger Energiemengen. Als Beispiele nenne ich das Schwungrad, die Akkumulatorenbatterie und die Talsperren.

Ich möchte aber nicht verfehlen, auf eine Gefahr hinzuweisen, die in diesem Streben nach Wirtschaftlichkeit liegt. Wenn hierbei der Rücksicht auf den Preis allein ein allzu großes und stets ausschlaggebendes Gewicht beigelegt wird, so wird damit das, wie wir sehen, aus heldischem Geiste geborene technische Denken leicht ins Gegenteil verkehrt, indem es dem händlerischen Geiste verfällt.

Alle bisher angestellten Betrachtungen bezogen sich auf das technische Denken im allgemeinen. Dem möchte ich noch ein paar Worte anfügen über die besondere Eignung des Deutschen für erfolgreiches technisches Denken. Denn daß wir Deutschen auf den meisten Gebieten der Technik an der Front sind, das ist aller Welt offenkundig und wird insbesondere durch die Leistungen der deutschen Technik in diesem Kriege bekräftigt. Alle diese unbestreitbaren Erfolge verdanken wir der dem Deutschen eigenen Gründlichkeit und Planmäßigkeit und vor allem auch seiner Bereitwilligkeit, sich als Glied des großen Ganzen einzureihen; mit andern Worten, wir danken es dem Umstande, daß wir auch in der deutschen Technik die

Segnungen des echten deutschen Militarismus spüren. Als Beispiel aus meinem Fachgebiet weise ich auf die vom Verbande deutscher Elektrotechniker aufgestellten Vorschriften und Leitsätze hin, nach denen für Bewertung und Prüfung elektrischer Maschinen und Apparate, für Errichtung und Betrieb elektrischer Anlagen und viele andere Dinge einheitliche Grundsätze aufgestellt sind. Das Wesentliche ist aber, daß die deutsche Industrie sich auch wirklich streng an diese Vorschriften hält, sowohl bei Herstellung als auch bei Anschaffung von Erzeugnissen der Elektrotechnik. Dieser Militarismus erleichtert die Herstellung normaler Erzeugnisse und macht dadurch die deutsche Elektrotechnik so wettbewerbsfähig auf dem Weltmarkt, namentlich gegenüber der englischen Konkurrenz. Dort herrscht der englische „consulting engineer", und er herrscht in demselben echt englischen Geiste der Selbstgefälligkeit, der sich am treffendsten in der Tatsache zu erkennen gibt, daß in der englischen Schriftsprache nur zwei Wörter groß geschrieben werden: das Wort „I" (ich) und das Wort „God" (Gott). Der englische consulting engineer liebt es, bei Aufträgen seine eignen Sonderwünsche als Bedingung zu stellen, bewirkt dadurch Abweichungen von normalen Konstruktionen, unnötige Verteuerung der Ware und Verlängerung der Lieferzeiten. Die Folge ist, daß englische Fabriken sich nicht so weitgehend auf normale Fabrikation einrichten können, und hierin liegt eine der Ursachen der Überlegenheit der deutschen Elektrotechnik gegenüber der englischen. Und diese Überlegenheit wird gewahrt bleiben, solange das deutsche technische Denken gepaart ist mit der Zucht und Straffheit des deutschen Militarismus.

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so können wir das Wesen technischen Denkens kurz kennzeichnen mit den Worten:

Schauen, Beobachten, Erkennen von wirkenden Kräften und deren Gesetzmäßigkeit, Erkenntnis des Wertes eines Teiles im Rahmen des Ganzen; ferner schöpferischer Wille, Gestaltungskraft, Schaffen von Werten für die Allgemeinheit; hier sahen wir, ist das technische Denken heldischem Geiste entsprungen im Sinne dieser Zeitschrift.

Was schließlich die Art des Schaffens anlangt, so fanden wir, daß es auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit gerichtet ist, auf Erzielung höchster Wirkung mit geringstem Aufwand und daß hierbei zum rechten technischen Denken auch das Abwägen widerstreitender Interessen gehört.

Dazu kommt dann noch als besondere deutsche Eigenschaft: Gründlichkeit, Planmäßigkeit, Einheitlichkeit.

Wenn wir nun auch erwarten müssen, daß die durch die Worte technisches Denken gekennzeichnete Geistesrichtung und Anschauungsweise bei jedem wirklichen Ingenieur vorhanden ist, so ist damit nicht gesagt, daß sie auf die eigentlichen Vertreter des Ingenieurberufs beschränkt sein müsse, ebensowenig, wie das vornehmlich bei Juristen anzutreffende begriffliche Denken auf diesen Stand beschränkt ist, und ebensowenig wie

z. B. heldischer Geist etwa nur beim Berufssoldaten, und ebensowenig wie händlerischer Geist ausschließlich beim Berufshändler anzutreffen wäre.

Das technische Denken hat vielmehr Allgemeinwert, und das soll nunmehr an einigen Beispielen gezeigt werden, die wir aus der unmittelbaren Gegenwart greifen wollen.

Beginnen wir im kleinen Kreise, im Haushalt, bei unseren Frauen. Was hat die Frau mit technischem Denken zu tun? Ist sie überhaupt fähig dazu? Ich meine doch! Zunächst das Schauen und Beobachten: Wenn jeder Ingenieur eine so gute Beobachtungsgabe hätte, wie eine Frau, die beim Vorbeigehen an einer andern mit einem Blick deren Kleid mit allen Einzelheiten in sich aufnimmt, — dann hätten wir nur erstklassige Ingenieure. Und die schöpferische Gestaltungskraft ist ebenfalls der Frau nicht fremd, und es wäre nur zu wünschen, daß unsere deutschen Frauen diese unzweifelhaft vorhandene Begabung mehr pflegen und ausbilden würden, indem jede Frau sich nach ihrem Geschmack kleidete und nicht in blinder Gefolgschaft dem Modeteufel nachliefe. Denn die ewig wechselnde Mode ist lediglich händlerischem Geiste entsprungen. Aber hier fehlt es leider den meisten Frauen an dem dritten Kennzeichen technischen Denkens: das ist die Berücksichtigung der Wirtschaftlichkeit. Das zeigt uns der faltenreiche Glockenrock mit seiner Stoffverschwendung ausgerechnet in der jetzigen Zeit, wo es unsere dringendste Aufgabe im Innern ist, mit all unseren Rohstoffen in jeder Beziehung sparsam und haushälterisch umzugehen. Wenn unsere Frauen etwas mehr technisch denken gelernt haben würden, so hätten sie diesen beschämenden Unfug einmütig von vornherein abgelehnt. Dann wäre es nicht nötig gewesen, daß erst verschiedene Generalkommandos und der preußische Kultusminister mit Verfügungen ihm hätten steuern müssen.

Und dann noch eins: das Hamstern! Ja, ist denn nicht das Hamstern gerade ein Beweis technischen Denkens? Haben wir nicht eben Akkumulatorenbatterien und Talsperren als besondere technische Mittel zur Aufspeicherung angeführt? Dann wäre doch das Hamstern ein Beweis technischen Denkens. Nein, im Gegenteil! In der Technik speichern wir auf in den Zeiten des Überflusses, damit wir einen Vorrat haben in Zeiten des Mangels[1]). Wer aber jetzt hamstert, der handelt technisch gerade so verkehrt, als wenn wir bei einer Talsperre in Zeiten des Wassermangels alle Schleusen schließen wollten. Dann vertrocknen die Felder und die Mühlen stehen still. Wir können also unsern Frauen ruhig zurufen: Lernt mehr technisch denken!

Ein zweites Beispiel, das uns ebenfalls zurzeit sehr nahe liegt: Heerwesen und Kriegführung. Daß im Kriege die Technik eine ausschlaggebende Rolle spielt, war bereits erwähnt. Aber auch ganz abgesehen von dieser Verwertung der reinen Technik im Kriege kann man die gesamte

---

[1]) Vergl. den Leitartikel in diesem Hefte S. 230—231. (D. Schr.)

Kriegführung als ein technisches Problem im höheren Sinne auffassen. Handelt es sich doch um einen Widerstreit ungeheurer Kräfte, um Einsetzung aller erdenklichen Machtmittel. Aufgabe der obersten Heeresleitung ist es in erster Linie, die Kräfte und Stärkeverhältnisse beim Gegner richtig zu erkennen und einzuschätzen, die eigenen Kräfte dagegen abzuwägen und nach bestimmtem Plane richtig einzusetzen und auszunutzen. Jeder Teil muß dabei als Glied des großen Ganzen seine Bestimmung recht erfüllen. Zum Erfolge gehört aber auch hier schöpferische Gestaltungskraft, die dem Gegner die Handlungen aufzwingt und ihn mit immer neuen Überraschungen in Schach hält. Bei allen Kampfhandlungen aber entscheidet Zweckmäßigkeit und die höchste Kunst besteht in der Wirtschaftlichkeit der Kriegführung, d. h. Erzielung höchster Wirkung mit Einsatz geringster Verluste. Das sind aber alles die Kennzeichen technischen Denkens, und in allen Punkten können wir mit Stolz unsere Heeresleitung, insbesondere Männer wie Falkenhayn, Hindenburg, Beseler u. a., als Meister technischen Denkens rühmen. Dem verdankt die deutsche Heeresleitung ihre bisherigen beispiellosen Erfolge, und darum bringt ihr das deutsche Volk rückhaltlose Anerkennung für das bisher Erreichte entgegen und unerschütterliches Vertrauen für die Zukunft bis zum endgültigen Siege.

Und was für das Landheer gilt, gilt ebenso auch für die Marine. Das danken wir einem Manne, dessen klares Schauen, schöpferisches Gestalten, richtiges Abwägen und zweckmäßiges Schaffen, mit einem Worte, dessen wahres technisches Denken uns die von unserm Kaiser mit klarem Blick als notwendig erkannte, starke und so großartig bewährte Flotte geschaffen hat: das ist der Großadmiral von Tirpitz. Und für dieses erfolgreiche technische Denken hat er, wie kaum ein anderer, die höchste Ehrung verdient, die wir als technische Hochschule verleihen könnten: den Dr.-Ing. ehrenhalber.

Die Schaffung einer Flotte ist aber nicht nur ein technisches Problem im engeren Sinne. Sie ist ebensosehr ein politisches Problem und kann daher nur voll gewürdigt werden zusammen mit ihren politischen Voraussetzungen und Wirkungen. Dies näher auszuführen, würde hier zu weit führen. Wir müssen uns zur Beantwortung der Frage, inwieweit auch hier technisches Denken von Bedeutung ist, auf kurze Andeutungen beschränken. Die Schaffung der deutschen Flotte ist nicht zu trennen von unserem Verhältnis zu England. Beide beeinflussen sich gegenseitig. Und hierbei hat sich Großadmiral von Tirpitz als klar blickender, weitschauender, richtig abwägender Staatsmann erwiesen. Er hat England von jeher richtig als unsern Feind erkannt, dem nicht zu trauen ist, besonders dann nicht, wenn er von Verständigung spricht. Denn zu einer ehrlichen Verständigung gehören als unbedingte Voraussetzung die Fähigkeit und der Wille des Verstehens. Beides aber fehlt bei England, wie ich aus eigener vielfältiger Erfahrung durch einen fast achtjährigen Aufenthalt in England bestätigen

kann. England ist und wird bleiben unser Hauptfeind. Das ist die eiserne Lehre dieses Krieges. Und darum ist die Frage unseres Verhältnisses zu England eine reine Machtfrage, also ein technisches Problem in höherem Sinne. Das lehrt jedem, der sehen will, ein Blick auf die englische Geschichte. Und das hat Großadmiral von Tirpitz von jeher richtig erkannt. Es hat sich auch hierin sein technisches Denken bewährt. Und daß er richtig gedacht hat, das lehrt allein schon die geschichtliche Tatsache des Ausbruches dieses Weltkrieges mit England als Treiber und Führer. Und wenn es noch eines weiteren Beweises hierfür bedürfte, so würde es die unverhohlene Freude Englands über seinen Rücktritt zeigen.

Dieses Beispiel führt uns nun dazu, unseren Scheinwerferstrahl auf das Gebiet der Politik, der Staatskunst im allgemeinen zu lenken.

Der Staat wird oft mit einer Maschine[1]) verglichen. Schon dieser Vergleich zeigt, daß man auch im Staatsgetriebe wird vom technischen Denken reden können. In jeder Maschine sind bestimmte Leerlaufsverluste vorhanden. Das Bestreben des Ingenieurs geht, wie wir sahen, darauf hin, diese Verluste möglichst niedrig zu halten, den Wirkungsgrad möglichst hoch. Hierin dürfte bei der Staatsmaschine noch manches zu bessern sein. Der Krieg als Lehrmeister hat auch hierin schon in manchen Punkten Fortschritte gebracht, die dazu angetan sind, dem richtigen technischen Denken die Bahn zu ebnen. So hat die Papierknappheit zur Sparsamkeit geführt. Für kurze Mitteilungen ist das Reichsformat und vor allem der veraltete Unfug des Respektbogens verschwunden. Vieles ließe sich noch bessern, wenn der Amtsstil sich zu knapperer, sachlicher Kürze entwickeln würde, wie es vielfach schon mit Erfolg angestrebt worden ist. Auch in der Berichterstattung von Behörden könnte viel Arbeitszeit und viel Papier gespart werden. Die Rechnungsprüfung sollte auch einmal nach dem Gesichtspunkte technisch richtigen Denkens, insbesondere mit Rücksicht auf Wirtschaftlichkeit untersucht werden. Eine Rechnungsprüfung muß selbstverständlich in einem geordneten Staatswesen vorhanden sein. Aber man sollte bei der Ausführung nie ihren Zweck aus dem Auge verlieren. Und der ist doch vor allem, den Staat vor Schaden zu bewahren. Wenn aber z. B. bei einer Differenz von 10 Pfennigen die Nachforschungen hiernach an Arbeitszeit und Material einen Aufwand von mehreren hundert Mark erfordert haben, so meine ich, daß das stolze Bewußtsein peinlicher Richtigkeit vom Staate doch wohl etwas teuer erkauft ist.

Ich frage ferner: warum werden nicht ganz allgemein zur Erleichterung der Auszahlungen die Beiträge auf 5 bezw. 10 Pfennig abgerundet, wie es bei der Eisenbahn im Verkehr mit dem Publikum durchweg der Fall ist? Es erscheint mir außerordentlich kennzeichnend

[1]) Mit gleicher Berechtigung könnte man auch umgekehrt eine Maschine mit einem Organismus vergleichen, wobei natürlich nicht zu vergessen ist, daß jeder Vergleich mehr oder weniger hinkt. (D. Schr.)

daß gerade die Eisenbahn, also eine ausgesprochen technische Verwaltung, auch in diesem Punkte, aus richtigem technischen Denken heraus, der Einfachheit und Zweckmäßigkeit den Vorrang einräumt vor peinlich genauer Rechnung.

Auch bei der Vergebung von Staatsaufträgen erscheint mir der Grundsatz: „Das billigste Angebot erhält den Zuschlag" durchaus nicht immer technisch richtig gedacht zu sein. Wer als Sachverständiger Gelegenheit gehabt hat, Angebote zu begutachten, wird dies ohne weiteres bestätigen. Jeder Lieferungsauftrag kann sozusagen als Energieumformung angesehen werden. Im Sinne technisch richtigen Denkens muß hierbei nach möglichst gutem Wirkungsgrad, also höchster Leistung bei geringstem Aufwand gestrebt werden. Es kommt dabei aber nicht auf den absoluten Betrag des Aufwandes an, also auf das niedrigste Angebot, sondern auf dessen Verhältnis zur Leistung nach Umfang und Güte. Bei Lieferungen im Kriege liegt eine andere Gefahr vor. Infolge des außerordentlich starken Bedarfs und der Dringlichkeit, hat man oft gar nicht mehrere Angebote zur Auswahl. Wenn da nicht der Geist technischen Denkens waltet, so kann die Energieumformung leicht mit schmählich niedrigem Wirkungsgrade vor sich gehen, wenn nämlich der vom Staate zu machende „Aufwand" nicht auf möglichst kurzem Wege dem Erzeuger der Ware zugeführt wird, sondern auf mehrfachem Umwege durch die Piraten des Kettenhandels unter Umständen weit über die Hälfte nutzlos verloren geht. Hier könnte technisches Denken mit durchgreifendem Tatwillen unendlich erfolgreich wirken.

Aus demselben Gesichtspunkte der Energieumformung muß auch z. B. die Wertzuwachssteuer als richtiges Ergebnis technischen Denkens bezeichnet werden. Dasselbe gilt auch von der Schutzzoll-Politik, der wir es verdanken, daß unsre Industrie in die Lage versetzt worden ist, so Ungeheures in diesem Kriege zu leisten, und daß ebenso unsre Landwirtschaft uns trotz des teuflischen Planes unsres Hauptfeindes uns immer noch vor dem Verhungern bewahrt hat.

Diese Beispiele mögen genügen als Hinweis auf den Wert technischen Denkens für die Verwaltung.

Die Staatskunst ist aber mit der Verwaltung nicht erschöpft, und ein tüchtiger und gewissenhafter Verwaltungsbeamter ist noch lange kein Staatsmann. Die wahre Staatskunst soll nicht nur verwaltend und erhaltend sein, sie muß aufbauend, weitschauend sein, in die Zukunft sich erstreckend, Kräfte erweckend. Das gilt wie von der inneren, so in noch viel höherem Maße auch von der äußeren Politik.

Alle politischen Beziehungen zwischen den Völkern kommen letzten Endes auf M a c h t f r a g e n hinaus, sei es rein kriegerischer Macht, sei es wirtschaftlicher Macht. Die politische Leitung eines Volkes ist also nichts anderes als ein Arbeiten mit Kräften, das heißt wir können die Politik

als technisches Problem im höheren Sinne ansehen. Wenn also eine Staatskunst erfolgreich sein soll, so muß sie sich auch den Geist technischen Denkens zu eigen machen. Sie muß also mit klarem Blick erkennen, was für Kräfte von außen der freien Entwicklung des Volkes sich entgegenstellen und andererseits, was für treibende Kräfte im Innern an dieser Entwicklung mithelfen und arbeiten wollen, und was für hindernde Kräfte sie erschweren. Zu dem klaren Erkennen muß aber unbedingt noch der schöpferische Wille kommen. Dazu gehört aber, daß man sich hohe, weite Ziele steckt, die in des Volkes Zukunft weisen, andernfalls bleibt die Politik in den Bedürfnissen der unmittelbaren Gegenwart stecken und begnügt sich allenfalls mit Augenblickserfolgen.

Und zum dritten muß zum Erkennen und zum Tatwillen noch die planmäßige und vorurteilsfreie Verwertung und Ausnutzung der aufbauenden Kräfte im Volke hinzukommen.

Und Gott sei Dank, wir können im deutschen Vaterlande nicht klagen über Mangel an solchen Kräften. Sie alle zu würdigen, würde unmöglich sein. So will ich nur als Beispiele nennen die verschiedenen, trefflich geleiteten nationalen Tageszeitungen, ferner Wochen- und Monatsschriften, wie der Türmer, der Volkserzieher, die Politisch-Anthropologische Monatsschrift, ferner eine Reihe wackerer Vorkämpfer deutschen Wesens, die im deutschen Reichskörper die deutsche Reichsseele wecken wollen, und von denen ich als Beispiel nur zwei nennen will: Friedrich Lienhard und Chamberlain. Dazu kommen eine ganze Reihe von vaterländischen Vereinigungen, die sich die ernste Arbeit an der deutschen Sache zur Aufgabe gemacht haben, sei es auf dem Gebiete von Sprache und Erziehung, wie der deutsche Sprachverein, der Verein für das Deutschtum im Auslande; sei es auf dem Gebiete der Ertüchtigung und Wehrhaftmachung des Volkes, wie Flottenverein, Wehrverein, Luftflottenverein, Jugendwehr und andere; sei es auf dem Gebiete der Kolonisation, wie Kolonialverein, Ostmarkenverein; sei es schließlich umfassend auf allgemein politischem Gebiete der Alldeutsche Verband.

Welche Summe vorwärts treibender, aufbauender Kräfte, welche Fülle tatfrohen Strebens nach hohen Zielen, welch reiche Macht schöpferischen Willens liegt hier bereit für den deutschen Staatsmann, der diesen Energievorrat sich nutzbar zu machen versteht zum Heile des ganzen Volkes. Aber wie steht es mit der planmäßigen Verwertung dieser zunächst freiwilligen Hilfskräfte? Hier ist leider bisher recht viel versäumt worden, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß man diese Energiemengen einfach hätte brach liegen lassen, nein auch im Sinne wirklicher Hemmungen. Statt freudiger Anerkennung für das ehrliche Streben und für das wirklich Geleistete klingt aus dem offiziösen Blätterwalde immer und immer wieder der Ton der Gereiztheit und der Verärgerung über die unerbetene Mitarbeit „unverantwortlicher Politiker“.

Fragt man nach einer Erklärung für diese merkwürdige und höchst bedauerliche Erscheinung, so kann sie meiner Überzeugung nach im Hinblick auf meine Darlegungen vielleicht knapp in die Worte gefaßt werden: Zuviel begriffliches und zu wenig technisches Denken.

Dasselbe gilt leider auch von der großen Masse des deutschen Volkes. Die meisten kennen die genannten Bestrebungen entweder gar nicht, oder sie kennen von ihnen nur ein vollständig schiefes Zerrbild, das sie aus einer gewissen Tagespresse gewonnen haben, die es liebt, mit billigen oder richtiger gesagt, mit unbilligen Schlagworten zu arbeiten, wie Hurrapatriotismus, Rüstungsfanatiker, Beutelinteressen. Solange das deutsche Volk zu einem großen Teile sich irre führen läßt durch solche Schlagworte, solange beweist es einen bedauerlichen Mangel an der ersten Grundlage technischen Denkens: dem selbständigen Beobachten und Erkennen. Wie sind bloß immer Flottenverein, Wehrverein und Alldeutscher Verband verschrieen und verketzert worden als „Hitzköpfe, Phantasten, Kriegshetzer". Und was haben sie in Wirklichkeit getan? Sie haben in klarem Schauen und unbeirrtem Beobachten die an Deutschlands Unterdrückung und Knebelung stetig arbeitenden Kräfte erkannt und haben gewarnt und gemahnt, rechtzeitig der kommenden Gefahr vorzubeugen. Und wie in der eigentlichen Technik, wie wir sahen, die Wirklichkeit eine unerbittliche Prüferin der Wahrheit technischen Denkens ist, so auch in der Politik. Die geschichtliche Entwicklung deckt unweigerlich Irrtümer auf und prüft politisches Denken auf innere Wahrheit und Richtigkeit. Da ist denn, — um nur ein Beispiel für viele herauszugreifen, — sehr beachtenswert das Zeugnis eines Sozialdemokraten, der sich, als rühmliche Ausnahme, wirklich einmal die Mühe gemacht hat, die Anschauungen und Ziele des Alldeutschen Verbandes aus dessen eignen Veröffentlichungen und Entschließungen kennen zu lernen und am Weltgeschehen zu prüfen, statt sie lediglich durch die Brille jener Tagesblätter anzusehen. Dieser Sozialdemokrat kommt bei der Prüfung zu dem Ergebnis, daß die alldeutschen Politiker die einzigen in Deutschland gewesen sind, die durch den Ausbruch des Weltkrieges in seinem ganzen riesigen Umfange nicht überrascht worden sind. Ebenso sagt Wilhelm Herzog, ein grundsätzlicher Gegner des Alldeutschen Verbandes, im Münchner „Forum" nach eingehender Prüfung: „Wir werden den Anspruch des Alldeutschen Verbandes, sich als das „Gewissen des deutschen Volkes" betätigt zu haben, nicht mehr vermessen oder auch nur überspannt nennen dürfen. Denn wir sehen in der Tat, daß es ihm als einzigem möglich war, lange vor dem Kriege die Katastrophe, ihre Rechtfertigung, alle Ahnungen und alle Argumente, die für den Krieg sprachen, in dieser Deutlichkeit zu entwickeln. . . . . . Alles, was die Alldeutschen wollen, scheint mir bis aufs Blut bekämpfenswert . . . . Und dennoch! Trotz allem: Diese Menschen haben recht behalten. Sie haben gesiegt. Ihre Prophezeiungen sind eingetroffen."

So urteilen zwei grundsätzliche Gegner der Alldeutschen. Dasselbe Zeugnis muß man meiner Überzeugung nach auch dem Flottenverein und dem Wehrverein ausstellen. Sie alle haben, um in unsrer Ausdrucksweise zu bleiben, technisch richtig gedacht.

Daß durch Nichtausnutzung der im Volke und seinen geistigen Führern vorhandenen starken nationalen Kräfte tatsächlich Fehler begangen worden sind, ist von maßgebender Seite mit dankenswertem Freimut zugegeben worden. Damit verbinden all die ernsten deutschen Männer, die Träger jener aufbauenden vorwärts treibenden Kräfte, die starke Hoffnung, daß es in Zukunft besser werden möge, und daß im Sinne rechten technischen Denkens auf die erste Stufe des Erkennens auch die zweite des schaffenden Willens folgen möge. Dann wird auch das kaiserliche Wort aus der Thronrede bei Eröffnung des letzten Landtages in Erfüllung gehen: „Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staate."

Dabei möchte ich noch, ebenfalls im Spiegel technischen Denkens, ein grundsätzliches Mißverständnis zu beseitigen suchen, das von den Gegnern all jener Bewegungen geflissentlich aufrecht erhalten wird. Es wird immer gesagt: „Was ihr verlangt und fordert, was ihr als Ziel aufsteckt, das geht ja viel zu weit! Ihr seit Utopisten! Keine vernünftige, ihrer Verantwortung bewußte Regierung kann darum eure Forderungen zu den ihren machen!" Das ist eine falsche Logik.

Die ganze Tätigkeit der nationalen Vereine und der Vorkämpfer der völkischen Sache ist doch eine aufklärende, werbende. Sie will den Boden bereiten, auf dem dann der Tatwille einer weitschauenden Regierung das aufbauen kann, was für die Weiterentwicklung des Volkes notwendig ist. Dazu muß aber erst die große Masse des Volkes zu Verständnis und Mitarbeit gebracht werden. Auf geistigem Gebiete gilt aber ebenso wie in der Technik der Satz, daß zum In-Bewegung-setzen einer trägen Masse eine Beschleunigungskraft erforderlich ist, also ein Überschuß über die Kräfte, die dann die eigentliche Arbeit der Fortbewegung zu leisten haben. Darum liegt es durchaus im Sinne richtigen technischen Denkens, wenn die treibenden Kräfte der nationalen Bewegung einen Überschuß darstellen, wenn sie ihre Ziele weiter stecken, als sie vielleicht einer Regierung vorläufig für erreichbar gelten könnten. Denn nur für große und hohe Ziele kann sich ein Volk begeistern. Die Begeisterung aber ist eine der stärksten Energiequellen. Wohl dem Volk, dessen Regierung aus dieser Quelle zu schöpfen versteht.

So könnte man noch vieles anführen, um den Wert technischen Denkens auf politischem Gebiete darzutun. Man findet eine Fülle von Stoff. Ich möchte mich damit begnügen, die Anregung zum Nachdenken gegeben zu haben.

Nur ein Beispiel möchte ich zum Schluß noch anführen: das ist die seit längerer Zeit schon im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehende Zensurfrage. Hier stimme ich durchaus der vom Generalstabschef v. Falkenhayn in seinem bekannten Telegramm vertretenen Ansicht bei. In den trefflichen Reden der nationalen Abgeordneten im Reichstage kam klar zum Ausdruck, daß durch eine weit über die militärischen Notwendigkeiten hinaus allzustreng gehandhabte politische Zensur sich eine starke Spannung verhaltener Erbitterung entwickelt hat. Die Spannung möchte ich vergleichen mit der Spannung in einem Dampfkessel, dem immer neue Wärmemengen (das sind die Zeitgeschehnisse) zugeführt werden, ohne daß ihm genügend Dampfarbeit entnommen wird, das heißt ohne daß die in nationalen Kreisen aus ernster Sorge um das Wohl des Reiches entsprungenen, vorwärts treibenden Kräfte nutzbare Arbeit zu leisten in der Lage wären. Ein Dampfkessel hat aber immer ein Sicherheitsventil, das ist die freie Meinungsäußerung. Wenn diese aber durch allzu scharfe Handhabung der Zensur unterbunden wird, so ist das dasselbe, als wenn das Sicherheitsventil festgebunden wird. In technischen Kreisen gilt dies als eine wenig empfehlenswerte Maßnahme. Mir scheint daher auch in der brennenden Zensurfrage technisches Denken von großem Nutzen zu sein. Auch hier ist ja erfreulicherweise Besserung zugesagt.

Aus all unseren Betrachtungen geht wohl nun zur Genüge hervor, daß die Geistesrichtung, die ich mit den Worten „Technisches Denken" bezeichne, wirklich Allgemeinwert hat. Es wäre daher zu wünschen, daß sie im ganzen deutschen Volke kräftig wirksam würde, in allen Schichten, bei hoch und niedrig. Denn sie wird, das ist meine feste Überzeugung, unser deutsches Volk auf allen Gebieten von Erfolg zu Erfolg führen. Denn die Bedingungen des Erfolges liegen in ihr selbst begründet.

Groß sind die Aufgaben, die unser deutsches Volk in diesem gewaltigsten aller Kriege zu lösen hat. Größer und schwerer noch werden die Aufgaben sein, die seiner harren, wenn es vom kriegerischen Streite den Weg wieder sucht zu friedlicher Arbeit.

Darum, du deutsches Volk, wünsche ich dir klares Auge zum Schauen und frohen Mut zum Schaffen.

Erkenne die Kräfte, die in dir selber wohnen, scheide mit klarem Blick die aufbauenden, treibenden von den zerstörenden, aussaugenden Kräften im Innern, und erkenne klar die Kräfte deiner neidischen Feinde in der Welt. Erkenne, daß der Einzelne nichts bedeutet und nur als Teil des Ganzen etwas wert ist. Und dann — zeig schöpferischen Willen! Stecke dir hohe und weite Ziele und nutze planmäßig all deine guten Kräfte aus, um diese Ziele zu erreichen und Werte zu schaffen, die dir zu Nutz und Frommen dienen. Vergiß aber dabei nicht die Wirtschaftlichkeit! Halte die Verluste innerer Reibungsarbeit so klein als möglich, damit deine Leistungen so groß als möglich werden! Hüte dich darum vor allem vor

denen, die den Klassenkampf predigen! Verschenke und verschleudere deine Volkskraft nicht an fremde Völker durch planlose Auswanderung, sondern vermehre und stärke sie durch großzügige Ansiedelung nach Art der alten deutschen Ritterorden zum Schutze deiner friedlichen Arbeit über die Grenzen unseres jetzigen Reiches hinaus, stärke vor allem die künftigen Geschlechter für die ihrer wartenden großen Aufgaben, indem du deinen heimkehrenden Kriegern gesunde Heimstätten auf eigener Scholle bereitest. Verzettele deine Kraft nicht in unfruchtbarer Schwärmerei eines verwaschenen Weltbürgertums, sondern hilf deiner guten deutschen Sache, deutschem Geist und deutschem Wesen zum Siege!

Mit anderen Worten: laß bei all deinem Handeln dich von der Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit für deine eigene Volksgesamtheit leiten, aber nicht für eine einzelne Partei oder einen einzelnen Stand und ebensowenig für die Interessen anderer Völker. Aber hüte dich bei dieser Rücksichtnahme auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit vor dem händlerischen Geiste, richte dich vielmehr stets nach einem gesunden, aus heldischem Geiste geborenen technischen Denken.

Diplomatie.

Dr. Franz Haiser.

Die List ist die Waffe des Schwachen. List und Stärke finden wir fast niemals vereint; fast möchte man glauben, der Schöpfungswille sei gegen so eine Vereinigung, denn der listige Starke würde die Welt erobern und einen Vorherrschaftszustand begründen, der vielleicht noch nicht reif ist, der noch nicht alle Phasen von Möglichkeiten durchgekämpft hat, also der idealen Vorherrschaft nicht gleichkäme. Einer solchen Voreilung, einer solchen Übereilung, wenn wir so sagen dürfen, wird dadurch vorgebeugt, daß die Natur durch planmäßige Verteilung ihrer Gaben äquivalente Gegensätze schafft, die sich zwar stets verkämpfen müssen, aber niemals zu einem Abschlusse dieses Kampfes gelangen können. Der Schwache ist listig, der Starke plump und offen, sein Stärkegefühl wendet sich gegen die List, die ihm überflüssig und sogar unehrenhaft erscheint, die Vorsicht der Schöpfung läßt in ihm sozusagen gar nicht den Willen zur List emporkeimen, sie vernichtet ihn geradezu schon im Keime dadurch, daß sie in die Brust des Starken das Ehrgefühl an ihre Stelle pflanzt.

Der Schwache geht krumme Wege und geht somit sicher, der Starke wählt kurze und gerade, die aber meist gefährlich sind und ihre Opfer fordern, und so halten sie sich die Wagschale; die edlen Gattungen treten spärlich auf, die minderwertigen äußerst zahlreich, die gescheitesten Leute sind selten ganz gesund, die Ajaxe hingegen wieder nicht besonders witzig und so ist reichlich dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel

wachsen können, um die Macht der Götter zu gefährden. Wie ein furchtsamer, vorsichtiger König regiert uns die Natur nach dem Grundsatze: „teile und herrsche!"

Aber das sind alles nur Spekulationen und Bilder, denn die Wahrheit über diese Rätsel bleibt uns ja trotz aller Grübelei ewig verhüllt. Das Pflichtgefühl folgt auch nicht dem suchenden, grübelnden Verstande, sondern folgt der Erfahrung und klammert sich am Stamme fest. Und wenn wir unsere Reflexionen zu spezialisieren beginnen und über den Mangel an diplomatischem Talente unseres Volkes nachdenklich werden, so kommen wir schon nach oberflächlicher Prüfung unserer Vergangenheit zu dem Schlusse, daß zwar auch wir solche Talente besitzen, daß sie aber durch ein leider nur zu häufig übertriebenes Kraftgefühl in den Hintergrund gedrängt wurden und nicht zur Ausbildung gelangen konnten. Daß Boiorix nach der siegreichen Schlacht von Arausio seine Kimbrer nicht gleich nach Rom führte, sondern durch einen sinnlosen Zug nach Spanien Zeit verlor, war zwar bezeichnend für die sehr geringe strategische Veranlagung dieses Mannes, aber immerhin bloß als verzeihlicher Irrtum aufzufassen. Was man mit bestem Wissen und Gewissen getan hat, kann niemals strafwürdig sein. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn wir hören, daß er Marius fragen läßt, wann und wo er die Schlacht wünsche. Wenn dies auch nur seiner Volkssitte gemäß geschah, so zeigt immerhin ein solches Vorgehen von einem Kraftgefühle und einer Siegeszuversicht, die schon mehr als Leichtsinn und Pflichtvergessenheit, denn als solche angesprochen zu werden verdienen. Der Führer spielt sein protzig-frivoles Spiel nicht mit seiner Person allein, sondern mit seinem ganzen Volke. Kein feindlicher Feldherr wäre so dumm gewesen, diese Freistellung von Zeit und Ort etwa *nicht* zu seinem Vorteile auszubeuten. Jeder pflichteifrige Heerführer ist vorsichtig und der Vorsichtige sieht nicht immer nur rosig, er sieht auch schwarz. — Den Sieg im Teutoburger Walde erfocht die List, das übermütige Kraftgefühl war durch die wiederholten Mißerfolge der deutschen Waffen gegen den mächtigen Römer eingedämmt worden und mußte der verachteten List Raum gewinnen lassen.

Wenn wir uns auch nie und nimmer auf den Standpunkt Machiavellis stellen dürfen, der dem Fürsten den Wortbruch geradezu empfiehlt, denn die Treue des Fürsten bestimmt den Kredit des ganzen Volkes, so müssen wir dennoch zugeben, daß die List nichts anderes ist, als das Geschick, den Feind über seine wahren inneren Absichten zu täuschen. Die eigentliche Moralität im Völkerverkehre läuft auf den Grundsatz hinaus: bevor ich nicht mein Wort gegeben habe, dürft ihr mir nicht trauen, aber selbst in diesem Falle ist die Sache noch unsicher. Der Italiener der Renaissance war noch wenigstens so offen, diese Tatsache ohne Umschweife zuzugeben, das Kraftgefühl des Römers rollte noch in seinen Adern, das den Satz verkündete: „die Moral bin ich selbst", das neblige Gemüt des feigen

Briten hingegen verschanzt sich hinter dem Walle einer pompösen christlichen Ethik, deren Fratze aber in Wahrheit dahintersteckt.

Wir dürfen uns über diese Moral im Verkehre der Völker untereinander keineswegs allzusehr entrüsten, als ob nur hier allein die Lüge herrsche, im bürgerlichen Leben aber und im Handeln des ethisch veranlagten Individuums der Engel im Menschen zutage träte. Die unbegrenzte Offenheit und Wahrheit der menschlichen Seele ist ein Ideal, das wir wohl als ein Kunstgemälde hoch über unseren Häuptern schweben sehen, oder vielmehr sehen sollen, aber durch eine Voreilung, durch eine Übereilung der uns vorgezeichneten Entwicklung ist es nicht zu erreichen, ja im Gegenteile, es kann uns durch einen allzukühnen Griff nach ihm plötzlich ganz entschwinden und die Menschheit windet sich wieder wie früher in hoffnungsloser Anarchie. Auch die Ethik des Christentums ist mit den Forderungen, wie sie ursprünglich gestellt wurden, zum leblosen Kunstwerke verurteilt und die Anhänger des Urchristentums tun dem Papsttum und der Hierarchie in mancher Hinsicht sehr unrecht (man vergleiche doch nur diesen widerlichen Humanitätsgecken Henne am Rhyn!), wenn sie den Einrichtungen der katholischen Kirche Unchristentum vorwerfen, denn es hieße beim Baue einer Eisenbahn einfach Berge und Täler überspringen und erst jenseits des Gebirges den Bahnbau wieder fortsetzen, wollte man mit den so fremden Formen eines neugeborenen Ideals in das Getriebe der starren mechanischen Kausalität spontan eingreifen. Ethisches Ideal und Leben lassen sich nun einmal nicht über Hals und Kopf zusammenschmieden, sie legieren sich nicht so rasch, die Praxis sieht zumeist ganz anders aus, als die Sittenlehre im Buche anordnet. Jede Neuordnung der Dinge nach ethischen Grundsätzen beherbergt somit einen Rest des Alten in sich, also eine Lüge, und wir müssen nur froh sein, wenn es bei diesem Reste und dieser kleinen Lüge bleibt, wenn nicht, wie es leider zumeist geschieht, das neue Ideal zur Fratze herabsinkt und die sittlichen Zustände ärger werden, als sie früher waren.

Der Diplomat braucht also die Unaufrichtigkeit im Verkehre mit fremden Völkern nicht zu scheuen, denn sie beherrscht die Welt und er würde sein Volk geradezu vernichten, wenn er sich ihrer nicht bediente. Da hilft nun einmal kein Pochen auf Stärke und Ehre, nur einem pflichtvergessenen, einem leichtsinnigen Staatsmanne könnten solche Reflexionen in den Sinn kommen, der den Mangel an Geist und diplomatischem Geschicke durch sein „Ehrgefühl" entschuldigen will. Der Diplomat kann ganz im Gegenteile noch sehr zufrieden sein, daß seine Art zu lügen, die offizielle Anerkennung genießt, und daß er sich der Lüge **bewußt** bedient, vor sich selbst also rein, kein unbewußter, kein egoistischer Lügner der Gesellschaft ist, denn der größte und der gefährlichste Gauner ist nur der Letztere, die ganze Welt, ja selbst das Leben eines hochmoralischen Menschen ist mit der unbewußten Lüge durchsetzt, das ganze Christentum und demokratisierende

Bibelwesen des Engländers ist ja bekanntermaßen nichts anderes, als eine weithin stinkende Kloake der unbewußten Lüge, der idealste Köter; ein Mischling von Engel und Teufel.

Ein Diplomat also, der seine wahren Absichten vor der Welt nicht verbergen kann, der kein gewinnendes, überzeugendes, — bezwingendes Wesen hat, dessen Geist nicht geradezu gordische Knoten zu lösen vermag, ist nicht der richtige Mann, er schmiedet die Feinde des Vaterlandes zusammen, statt sie zu trennen und zu entzweien. Brigde, Tennis, Golf, Klubleben und der Flirt mit den Töchtern der Großen des Landes bilden zwar einen wesentlichen Bestandteil im Leben des Diplomaten, aber sie bleiben für eine große, eine pflichttreue Natur stets nur das, als was sie zu gelten haben: als Mittel zum Zwecke. Dem Pflichtvergessenen und dem Idioten freilich werden sie schließlich Selbstzweck.

Das waren nur ganz allgemein gehaltene Reflexionen. Mir als Laien geziemt es ganz und gar nicht, mich mit meinen Erörterungen weiter zu spezialisieren. Ich will nur kurz darauf hinweisen, daß auch das Volk gewisse diplomatische Verpflichtungen hat und in dieser Beziehung scheinen bei uns Deutschen schwere Fehler unterlaufen zu sein. Wir haben schon deshalb keine Ursache, unseren Diplomaten etwa Vorwürfe zu machen, weil wir alle miteinander nicht das Zeug zu diesem Berufe haben. Ich hatte Gelegenheit, auf meinen Reisen den Verkehr und den Gesprächsstoff zwischen Deutschen und Engländern vielfach beobachten zu können. Ich muß leider sagen, daß ich oft zu Tode erschrak, wenn ich die Deutschen mit einer derartigen Offenheit die geheimsten Pläne und Ziele ihrer Regierung vor aller Welt ausposaunen hören mußte. Nicht einmal die Zungenfertigkeit unserer Presse konnte so viel Unheil anrichten, wie die Geschwätzigkeit des reisenden Publikums. Natürlich war ja das ganze Gerede bloß Holler und aus der Luft herausgegriffen, denn die Reichsregierung wird diesen Alleswissern kaum Einsicht in ihre Akten gewährt haben, das Unheil war nicht im Verrate der Pläne zu suchen, sondern in der Heranzucht neuer Feinde, denn solche Großsprecher pflegten überall anzustoßen, es gab kein Land und kein Volk, das nicht eins draufkriegte. Ja, sogar die Schiffsoffiziere des Lloyd nahmen Partei gegen ihre Fahrgäste fremder Nationalität, bis ein Verweis ihrer Direktion sie zurechtwies. Kein einziger kluger Patriot, keine einzige pflichtbewußte Diplomatenseele war gegenwärtig, die mit dem Vaterlande im Herzen, dem Fremdenlobe aber auf der Zunge diese Unbesonnenheiten zu mildern verstanden hätte. Selbst eine Macht, die sogar den Teufel nicht zu fürchten brauchte, würde höchst unklug handeln, mit allen gleichzeitig anzubinden, weil man doch bekanntlich seine Kräfte sparen und nicht verschwenden soll. Ein englischer Sprachlehrer erzählte mir von seinen Schülern wahre Schaudergeschichten, die angeblich sein geliebtes Vaterland am liebsten vierteilen wollten. Dies geschah, wohlgemerkt, im tiefsten Frieden, denn heute dürfen diesen innigsten

Wunsch jedes anständigen Menschen sogar die Sperlinge auf den Dächern pfeifen. Aber wir sprechen von damals. — Zieht man noch die kolossale Unbildung und den überaus engen geistigen Horizont aller dieser Sprachlehrer und -lehrerinnen aus dem Inselreiche in Betracht, die gar nicht annähernd einen vernünftigen Streit über den Vorrang und den Wert der Nationen zulassen — vorausgesetzt, daß letzterer unter „vorurteilsfreien Denkern“ möglich sein sollte — so gelangt man zu der Überzeugung, daß derartige Unterhaltungen nicht nur höchst überflüssig und unsinnig, sondern auch über alle Maßen unklug und gefährlich sind, sie gleichen dem Gebaren der Schuljugend, der es einen Hauptspaß macht, alle bösen Hunde der Nachbarschaft aufzureizen. Diese Sprachlehrer waren meist Mitarbeiter von Zeitungen und Zeitschriften und so wurden ihre bösen Erfahrungen der Heimat zugetragen.

Der Deutsche beherbergt in seinem Vaterlande zwei Sorten von Menschen, die, obgleich sich gegenseitig befehdend und Extremen angehörend, sich dennoch darin finden, dem Vaterlande bedeutenden Schaden zuzufügen: die heimlichen Engländerschwärmer und die allzu lauten Engländerfresser. Beide scheinen mit dem tief verinnerlichten Wesen des echten Deutschen, der zwar viel denkt, dafür aber sehr wenig spricht, kaum etwas gemein zu haben. Unsere Vorfahren sprachen und schimpften um so weniger, je mehr sie — haßten. In den alten Isländersagen ist die Rache immer schweigsam, sie verspricht nicht den zehnten Teil von dem, was sie schließlich ausführt. Kriemhildens Mund blieb stumm wie das Grab. Wer wirklich haßt, der findet keine Worte für seinen Haß, er denkt nur immer an den Tag seines einzigen, seines höchsten Glückes, an den Tag der Rache, und sollten ihn auch erst seine Enkel erleben.

Nur der wahre Patriot vermag wirklich tief zu hassen, aber dieser Haß schweigt, er ist diplomatisch. Nicht allein unsere Staatslenker müssen gute Diplomaten sein, auch das ganze Volk muß schweigen können wie — ein Diplomat. — — —

Nachwort des Herausgebers. Unser sehr geschätzter Mitarbeiter, der Österreicher ist, hat gut reden. Er weiß offenbar nicht, daß wir Reichsdeutschen uns im eignen Hause gegen die Engländerschwärmerei, die so ungeheuren Schaden vor diesem Kriege und während desselben angerichtet hat und für später noch mehr anzurichten droht, uns auf das erbittertste zu wehren haben und darum oft leider nicht so schweigen können, wie wir es gerne möchten. Das gemäßigte oder gar das stumme Verfahren würde in diesem Falle nur den Engländerschwärmern Vorschub leisten. Es ist selbstverständlich, daß die nicht zahlreichen, aber leider sehr einflußreichen Kreise, die auch nach dem 4. August 1914 noch Engländerschwärmer geblieben sind, nur zum allergeringsten Teile deutschen oder gar germanischen Geblüts sind. Die gefährlichsten von ihnen sind diejenigen, die aus angeblich nüchternen, „realpolitischen“ Gründen sich mit England „verständigen“ wollen.

Zur Frage der inneren Kolonisation.

Prof. Dr. H. G. Holle.

Der Aufsatz von Paul Buchholz in Nr. 4, „Wie muß die innere Kolonisation geleitet werden?" bringt viel Treffliches und kommt zu einem Schluß, der entschiedene Zustimmung verdient: „Die richtige Mischung von Großgrundbesitz, Bauernstand und Arbeiterstand ist Preußens Eigenart. Diese Eigenart muß erhalten für alle Zeit und darf durch keine falsche innere Kolonisation verdorben werden." Gleichwohl oder vielmehr gerade deshalb darf ein wichtiger Punkt, in dem der Verfasser vorbeigreift, nicht ohne Widerspruch bleiben.

Die von dem Verfasser als „falsch" bezeichnete innere Kolonisation ist nach ihm „von nur theoretisch geschulten Volkswirtschaftlern angeregt". Diese Bezeichnung wird den Mitarbeitern des von der „Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation" herausgegebenen „Archivs" ein Lächeln abnötigen, auch wenn sie nicht als ländliche Arbeiter die Heugabel geführt oder sich einen Rittergutsbesitzer als Vater ausgesucht haben. Die Worte „Wenn aber der Großgrundbesitz nach den Ratschlägen der Theoretiker zum großen Teil aufgeteilt" wird, schieben den „Theoretikern" der Innenkolonisation eine Absicht unter, die mir noch nirgend begegnet ist. Wenigstens für die genannte Gesellschaft ist „die richtige Mischung von Großgrundbesitz, Bauernstand und Arbeiterstand" das ausgesprochene Ziel ihrer Bestrebungen. Die „politische Leistung des ostelbischen Preußens" in allen Ehren! Gerade wenn es politisch die Führung behalten soll, darf seine gut deutsche, oder sagen wir gern „altpreußische" landwirtschaftliche Bevölkerung nicht im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung des Deutschen Reiches zurückgehen, wie es beim Überwiegen des Großgrundbesitzes im Osten der Fall ist. Das kann nur durch Vermehrung des Bauernstandes vermieden werden, die zudem entgegen der Behauptung des Verfassers auch wirtschaftlich für die Gesamtheit wünschenswert ist, wie sie ja auch schon bei der Kolonisation Friedrichs des Großen von Segen war, der allein in der Neumark 12380 Menschen ansiedelte.

Der Regierungspräsident von Schwerin führte in einem Vortrag vom Jahre 1911 [1]) aus: „Die Befürchtung zu erheblicher Schwächung des Großgrundbesitzes ist für unsere Verhältnisse auf absehbare Zeit unbegründet. Die Provinz Pommern hat außerhalb der Ansiedlungsprovinzen Westpreußen und Posen allein eine planmäßige Aufteilung von Gütern in größerem Umfang zu verzeichnen und zwar über einen Zeitraum bis 1907 von etwa 17 Jahren. In dieser Zeit sind von der Gesamtfläche des Großgrundbesitzes 3,2 pCt. aufgeteilt, im Durchschnitt also jährlich 0,2 pCt. der Fläche der Großbetriebe." Er fügt hinzu, daß in der ganzen

[1]) „Die Stellung der Städte zu der inneren Kolonisation", abgedruckt im Heft 12 der Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung.

Provinz von der Fläche der Großbetriebe bei weitem nicht so viel aufgeteilt, wie in den Jahren 1816—1859 an spannfähigen Bauernstellen untergegangen ist.

Herr Buchholz sagt weiter: „Wenn Professoren behaupten, die geringe Bevölkerung ist ein Übelstand, dem durch Ansiedlung von Bauern abgeholfen werden muß, damit die Versorgung des Westens mit Nahrungsmitteln gesichert ist, so begreift das der schlichte Menschenverstand nicht. Der Acker ist doch etwas Begrenztes, und wenn auf dieser Fläche durch die Ansiedlung von Bauern die Bevölkerung verdoppelt und verdreifacht wird, so ist der Export an Nahrungsmitteln um so viel geringer, als die vermehrte Bevölkerung selbst verzehrt." — Er möge es mir nicht übel nehmen, diese Bemerkung finde ich recht professoral-theoretisch: Der Acker erzeugt doch nicht die Nahrungsmittel, sondern der Mensch mit seiner Hilfe! Und der Mensch ernährt sich auch nicht einfach mit den Früchten seines Ackers. Das wäre gerade für den Großgrundbesitzer eine sehr einseitige Ernährung, wenn er etwa bloß auf Getreidekörner oder auf Zuckerrüben angewiesen wäre, ganz abgesehen davon, daß diese Feldfrüchte doch erst von anderen in die ernährungsfähige Form gebracht werden müssen. An dieser sogenannten Veredelung der Ackererzeugnisse, ehe sie durch den Kleinhandel als Nahrung verteilt werden, sind gerade für den Großgrundbesitz noch besonders viele Menschen beteiligt, deren Erhaltung für dieselbe Bodenfläche mit in Rechnung zu setzen ist, auch wenn sie nicht auf dem Lande wohnen; eigentlich auch noch der Großhandel, der ebenfalls für den bäuerischen Betrieb weniger in Betracht kommt. Und zum Leben gehört noch anderes als die Nahrung: der Landwirt lebt vom Ertrag seines Ackers. Daß der Reinertrag des Bodens aber bei bäurischem Betrieb auf derselben Fläche größer ist als der des Großgrundbesitzes, ist nicht theoretisch, sondern praktisch erwiesen durch die genauen Untersuchungen führender Männer der inneren Kolonisation.

In dem erwähnten Vortrag von Schwerins heißt es: „Während sonst im ganzen Osten alle Kreise mit überwiegendem Großgrundbesitz eine stark rückläufige Bevölkerungszahl haben, hat allein in Pommern eine Vermehrung der Landbevölkerung stattgefunden in den Kreisen Lauenburg, Rummelsburg, Bütow, Belgard und Kolberg-Körlin. Es sind dies die Kreise, in denen in den letzten 20 Jahren eine umfassende systematische Kolonisationstätigkeit stattgefunden hat. Trotz der vermehrten Bevölkerung hat auch eine Vermehrung der zum Verkauf kommenden Produkte in erheblichem Maße stattgefunden." Er belegt das zahlenmäßig und stellt als Folge dieser im weiteren, volkswirtschaftlichen Sinne „nährenden" Wirkung der Kleinsiedlung das Gedeihen und die Bevölkerungszunahmen der Kleinstädte fest, in deren Umgebung solche Siedelung stattgefunden hat, im Gegensatz zu den Nichtbesiedelungs-Städten: „Der gesamte Marktverkehr hat ein anderes Gesicht bekommen. Die Zu-

fuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Gemüse, Gartenfrüchten, Obst, Eiern ist reichlich. Der Auftrieb von Vieh, besonders von Schweinen, ist stark gesteigert. Die Spareinlagen in 6 der 7 Städte sind um 235 pCt. gestiegen."

Dr. Erich Keup hat diese Verhältnisse an vier 1903—1906 aufgeteilten Gütern in Pommern und Brandenburg einer eingehenden Untersuchung unterworfen, unter sorgfältiger Berücksichtigung aller in Betracht kommenden landwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte, wobei er den Ertrag der daraus entstehenden 103 Rentengüter außer mit dem vorangehenden der aufgeteilten vor allem mit dem gleichzeitigen von „Parallel-Gütern" verglichen hat, die unter möglichst gleichen Bedingungen arbeiteten. In seinem in Verbindung mit Richard Mührer herausgegebenen, im Jahrg. XII dieser Zeitschrift, Seite 167, besprochenen Werke „Die volkswirtschaftliche Bedeutung von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft", Berlin 1913, sagt er auf Seite 142: „Interessant ist es einzusehen, in welchem Verhältnis der Wert der Verkäufe zu dem der Ernten steht. Es zeigt sich da, daß die Kolonien trotz höherer Seelenzahl, also auch weit höherem Eigenverbrauch an Korn und Fleisch einen größeren Anteil des Erntewertes zu Markte bringen als die Großbetriebe. Im Durchschnitt der vier früheren Güter stellten diese 76,3 pCt. ihres Erntewertes veredelt oder unveredelt zum Verkauf. Die Parallelgüter in der ersten Periode 73,9 pCt., in der zweiten 78,1 pCt., im Durchschnitt beider Perioden also gleichfalls 76 pCt. Dagegen verkauften die Kolonien zusammen im Durchschnitt 91,7 pCt. ihres Erntewertes, die pommerschen allein über 100 pCt., die jüngste der beiden neumärkischen immer noch 79 pCt.

Es ist also gerade umgekehrt, wie es Buchholz auf Grund des „schlichten Menschenverstandes" annimmt!

Daß der Bauernstand nicht unmittelbar den Westen versorgt, ist Nebensache. Wenn er aber die benachbarten Städte versorgt, wird um so mehr von den Erzeugnissen des Großgrundbesitzes für entfernteren Versand frei.

Zur Erhaltung der richtigen Mischung von Großgrundbesitz, Bauernstand und Arbeiterstand weist Buchholz mit Recht auf die Notwendigkeit der Erhaltung des letzteren hin. Er trifft darin mit den Ausführungen von Georg Wilhelm Schiele zusammen, auf dessen beachtenswerte Schrift „Wenn die Waffen ruhen" (J. F. Lehmanns Verlag, München 1916) ich hier hinweisen möchte. Der Verfasser zeigt darin, daß gerade auf dem ländlichen Arbeiterstand, dessen zahlreiche Nachkommen im allmählichen Aufstieg die anderen Stände des Volkes ergänzen, die Erhaltung und Vergrößerung des Volksbestandes beruht und daß deshalb, wie ich es in früheren Aufsätzen auch schon betont habe, gerade dieser Stand deutsch erhalten bleiben muß. Schiele sagt: „Die Konkurrenz durch ausländische

Arbeiter ist das gefährlichste antikonzeptionelle Mittel, was es gibt." — Wenn also die Verwendung fremdvölkischer Arbeiter im Großbetriebe der Landwirtschaft nicht auf einmal aufgehoben werden kann und vielleicht sogar durch die Erfolge dieses Krieges noch begünstigt wird, so muß sie doch durch eine darauf gelegte fühlbare Steuer allmählich verringert werden. Sehr treffend führt Schiele aus: „Es ist auch gesagt worden: die fremdländischen Elemente haben für uns den Vorteil, daß sie unseren Arbeitern gerade die gröbsten Arbeiten abnehmen. Aber darauf ist auch schon erwidert worden, daß wir uns im völkischen Sinne gar nicht darüber freuen dürfen, wenn dem Volke die grobe Arbeit abgenommen wird. Erstens ist die landwirtschaftliche Arbeit überhaupt nicht die gröbste und schmutzigste Arbeit — diese steckt trotzdem in der Industrie —, sie ist in gewissem Sinne immer adlige Arbeit, sie mag so gering sein, wie sie will, und wenn wirklich dem einzelnen Deutschen ein Dienst dadurch erwiesen würde, daß ihm die grobe Arbeit abgenommen wird, dem Volke wird dadurch wahrhaftig kein Dienst geleistet. Ich frage: was wird dann aus der gröbsten Arbeit, die ein Volk zu leisten hat, aus der Kriegsarbeit, die die größten Strapazen, Entbehrungen und Aufopferungen vom Menschen verlangt, was wird dann aus der Kriegsarbeit der Zukunft, wenn die preußische Garde neben einer kümmerlichen Großstadtbevölkerung aus Pommern, Brandenburg und Sachsen nur noch polnischen Ersatz bekäme?"

Da nun der Stand der Landarbeiter nicht durch andere deutsche Elemente aufgefüllt werden kann, muß wenigstens seine Erhaltung und natürliche Vermehrung begünstigt werden. Nun folgert Buchholz: Der Bauernstand erhält vom Großgrundbesitz seine unverheirateten Knechte und Mägde. Sind aber die großen Güter aufgeteilt, so fehlen dem Bauern und dem Lande überhaupt die Arbeitskräfte. — Wäre nicht vielmehr umgekehrt zu schließen: Die Entstehung neuer Bauernstellen neben den großen Gütern, die doch in ihrer großen Mehrzahl erhalten bleiben, begünstigt durch den vermehrten Bedarf die Vermehrung der Landarbeiter? — Nicht die Aufteilung der großen Güter vertreibt die Arbeiter vom Lande, sondern der Wegzug des tüchtigeren deutschen Arbeiterstammes schädigt den Großgrundbesitz und führt oft zu dessen Untergang und damit zur Aufteilung.

Es kommt also darauf an, den deutschen Arbeiter auf dem Lande zu halten. Als Mittel dazu empfiehlt auch Schiele die Gewährung von Pachtland, wozu nicht mehr als 5 pCt. der ganzen Flur erforderlich ist. Die Besitzer fördern ihr eigenes Wohl, indem sie dieses Land freihändig hergeben, der Landarbeiter aber hat nichts nötiger wie den Arbeitgeber. Die allgemeinen völkischen Belange fallen also mit den persönlichen zusammen. Was es aber den ländlichen Gemeinden erschwert, den Arbeiterstand festzuhalten, das sind die Schul- und Armenlasten.

Schiele weist darauf hin, daß gewisse Wohnstädte, „Vorzugsgemeinden" imstande sind, 140 Mk. auf den Kopf des Schulkindes auf-

zuwenden, ohne dabei die Steuerkraft ihrer Bürger um mehr als 60—70 pCt. anzustrengen, „weil sie wenig Kinder haben und viele sehr reiche Steuerzahler". Viele ländliche Gemeinden, ja ganze ländliche Provinzen, können dagegen nur etwa 21 Mk. auf den Kopf des Schulkindes aufwenden und müssen dazu die Steuerkraft ihrer Mitbürger nicht mit 70, sondern bis zu 500 pCt. anspannen, weil das Umgekehrte der Fall ist. — „Wenn ein Bauunternehmer in der Stadt 40 Familien in zwei Mietskasernen unterbringen will, fragt ihn kein Mensch: Wer bezahlt die Schul- und Armenlasten? . . . Dagegen in den Dorfgemeinden, wo eine gemeinnützige Siedelungsgesellschaft oder sonst jemand etwa 40 Familien auf eigenem Land ansetzen will, da heißt es: Ja, schafft erst die Schul- und Armenlasten!" — Das wichtigste Rohmaterial, was das Land an die Städte liefert, sind die Menschen. Die Kosten ihrer Aufzucht fallen daher mit Recht der Gesamtheit nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit der Einzelnen zur Last. Der Staat würde dann den Ertrag der Schulsteuer entsprechend der Kopfzahl der Kinder an die Gemeinden zur Selbstverwaltung verteilen. — Die von Schiele dabei geforderte Freizügigkeit der Lehrer müßte aber meines Erachtens ergänzt werden durch die aus der Aufbringung der Kosten durch die Allgemeinheit eigentlich von selbst sich ergebende grundsätzliche Gleichbesoldung in Stadt und Land. Damit würde der auf dem Lande lebende Lehrer in den Stand gesetzt, die großen Kosten der Erziehung seiner Kinder in der Stadt, die ihm die „Billigkeit" des Landlebens wieder aufheben, zu tragen, so daß er kein Bedenken zu hegen braucht, für Nachwuchs zu sorgen. Dann würden die das Land liebenden und ihrer gerade auf dem Lande auch außerhalb der Schule liegenden hohen Kulturaufgabe bewußten Lehrer auch wirklich auf das Land gehen und nicht die tüchtigen durch die hohen Gehälter in die Stadt gezogen werden und trotz der hohen Gehälter keinen genügenden Nachwuchs liefern.

Jede Siedelung setzt voraus, daß der Staat Boden zur Verfügung hat. Wenn Schiele auch den Boden dem freien Handel ausliefern will, so kann ich ihm darin nicht folgen. Dann ist es aus mit der Ansiedelung, ehe sie angefangen hat. Nach Schieles mehrfach, z. B. letzthin in der Zeitschrift „Um Grund und Boden" ausgesprochener Ansicht besteht eine wirtschaftliche Selbstregulierung durch den freien Wettbewerb, zu der ihm als Biologen offenbar die Selbstregulierung des Organismus das Analogon gegeben hat. Bei dieser Selbstregulierung soll der nach dem jeweiligen Verhältnis von Geld und Ware notwendige Preis sich von selber einstellen und die Verteilung regeln: „Wie ist es möglich, daß das vielköpfige Volk die Ernte, die einmal groß ist, ein andermal klein, diesen Vorrat, den es gar nicht kennt, verteilt, gleichmäßig bis auf das letzte Korn? Das ist gleich wunderbar im Kriege wie im Frieden. Wer dies Geschäft der Verteilung besorgt, das ist der Handel, der Zwischenhandel, der Terminhandel, die Spekulation; sie liest ab, was sie tun soll,

am Steigen und Sinken des Preises. Eine ihrer allernotwendigsten Aufgaben ist das Aufkaufen und Zurückhalten in Zeiten der Not, was jetzt von kurzsichtigen Leuten so verlästert wird. Geschähe das nicht, so würde die Menge der Verbraucher heute verzehren, was sie in einem Vierteljahr braucht. Ohne das Aufkaufen und Preistreiben zur rechten Zeit würde die Hungersnot das Ende sein. Das gegenwärtige Preistreiben ist zugleich ein späteres Preissenken. Die Spekulation gleicht aus; und wie findet sie sich zurecht? Der Preis ist es, der immer von neuem durch seine Beweglichkeit Vorrat und Verbrauch ins Gleichgewicht setzt."

Nun haben wir jetzt im Kriege weniger Ware, aber nicht weniger sondern mehr Geld wie sonst, „durch die Kriegsunterstützung, durch das Fortlaufen des Gehalts, während der Vater im Felde ist, durch das Steigen des Arbeitslohnes, durch die Kriegsgewinne. Ganz Deutschland schwimmt im Gelde und ist auch bereit, es für des Leibes Unterhalt auszugeben. Diese Zahlungsbereitschaft bestimmt den Preis. Hieraus nämlich, aus der Verringerung der Gesamtmenge der Nahrungsmittel und der Vermehrung der Gesamtmenge der Zahlungsmittel folgt, daß der wirkliche, notwendige Preis erheblich gestiegen sein muß gegen sonst, und ich w ü ß t e n i c h t, welche äußere Macht an diesem gegebenen Zahlenverhältnis etwas ändern könnte". Er fügt hinzu: „Anderseits aber folgt daraus, daß die Preissteigerung nicht etwa ins Unendliche geht, daß die Preise nicht weglaufen können, wenn die Not steigt."

Der Grundgedanke ist vollkommen richtig. Zur Analogie mit der Selbstregulierung des Organismus fehlt aber ein Hauptumstand: Im Organismus ist es ausgeschlossen, daß die Einzelzelle von der Gesamtmenge der Nahrung, die ihm zur Verfügung steht, mehr an sich reißt, als ihr zur Erfüllung ihrer Leistung für den ganzen Körper zukommt und ihre Tätigkeit sich weiter ausdehnt oder vermindert, als zur Kompensation aufgezwungener Veränderungen nötig, also dem Organismus heilsam ist. Denn im gesunden Organismus ist die Tätigkeit jeder Einzelzelle dem Wohl des Ganzen untergeordnet. Bei einer individualistischen Volkswirtschaft ist diese Unterordnung höchstens durch eine völlig unzureichende „gemeinnützige Gesinnung" gegeben, die den Antrieben der Selbstsucht im allgemeinen nicht die Wage halten kann. Ohne das Eingreifen des Staates als Vertreters des Gesamtwohls würde daher bei nicht ausreichendem Vorhandensein einer notwendigen Ware der Preis in der Tat die Tendenz haben, ins Unendliche zu steigen. Und zwar wesentlich durch den Zwischenhandel. Denn der Zwischenhandel hat bei der geringeren Zahl seiner Träger die Möglichkeit und damit die Versuchung, durch ausdrückliche oder stillschweigende Verständigung den Wettbewerb auszuschalten und die Preise zu treiben und wird diese je nach der Charakteranlage seiner Träger, nach den vorhandenen moralischen Hemmungen, mehr oder weniger rücksichtslos ausnutzen durch schlau abgewogenes und kombiniertes Aufkaufen

und Zurückhalten oder selbst Vernichtung der Ware und durch den „Kettenhandel". Der Erzeuger hat außerdem nur das Mittel des Zurückhaltens, damit aber auch die Gefahr des Sitzenbleibens mit der Ware, während der Händler die Möglichkeit und gewöhnlich auch die Umsicht hat, sie rechtzeitig loszuschlagen. — Wenn also erhöhte Preise zur Verminderung des Verbrauchs wirtschaftlich nötig sind, mit welchem Recht soll der Mehrverdienst durch sie gerade den Piraten des Zwischenhandels zugute kommen, wie es nach den trotz der Schwierigkeit sie zu fassen, zahlreichen Verurteilungen der Fall ist? Warum nicht lieber dem notgedrungen eingreifenden Staat und damit wieder der Allgemeinheit? Und wie soll er auf die Erhöhung der Hervorbringung hinwirken, auf die es in erster Linie ankommt, wenn es nicht gerade die Erzeuger sind, die ihn abfangen und wenn diese zudem sehen, daß die Zurückhaltung der Ware ein bequemeres Mittel ist, sich zu bereichern, als die mühsame und kostspielige Vermehrung derselben? Wenn sie außerdem durch die Erfahrungen günstiger Jahre diese zu verwünschen gelernt haben, weil beim Übermaß des Angebots der Vorteil des Handels die Tendenz hat, den Preis bis auf Null herabzudrücken, indem er die Ernte einfach nicht abnimmt und verfaulen läßt!

Das Eingreifen des Staates ist also bei Kriegszeiten oder bei Mißernte eine unabweisliche Notwendigkeit. Es kann aber nur heilsam wirken, wenn es in normalen Zeiten vorbereitet ist, wie die Einrichtungen zur Regulierung im Organismus auch nicht erst getroffen werden, wenn diese notwendig wird! Damit nicht die Ratlosigkeit der leitenden Behörden diese um so sicherer in die Abhängigkeit vom Zwischenhandel führt!

Natürlich darf im Organismus ebensowenig der Erhaltungs- und Betätigungsdrang der einzelnen Zelle unterdrückt werden, das heißt auf das Volksleben übertragen, der Produzent muß die natürlichen Antriebe zur Steigerung der Produktion behalten. Deshalb habe ich schon im Anfang des Krieges („Der Krieg als Lehrmeister", Nr. 10 des XIII. Jahrg. d. Zeitschr.) befürwortet, daß die in Zeiten des Mangels zur Einschränkung des Verbrauchs erforderlichen, genügend hoch anzusetzenden Höchstpreise für den Verbraucher ergänzt werden durch Mindestpreise für den Hervorbringer. Diese Maßnahme ist meines Wissens sonst nur noch von dem Reichstagsabgeordneten Giesberts in der Sitzung vom 18. Februar d. J. befürwortet, ohne daß sie Beachtung gefunden zu haben scheint. Solche Höchst- und Mindestpreise müßten nun schon im Frieden für die stapelfähigen Hauptnahrungsmittel üblich sein. Unter gewöhnlichen Umständen würden sie kaum in Wirksamkeit treten. Aber schon bei überreicher Ernte wie bei Mißwuchs würde sie segensreich wirken, wenn der Staat in günstigen Jahren den Überschuß der Hervorbringung zum Mindestpreis übernimmt und aufstapelt, in ungünstigen aber vom Vorrat abgibt und so eine für den Erzeuger wie für den Verbraucher erwünschte möglichste

Gleichmäßigkeit des Preises erzwingt, die durch die Möglichkeit des Ersatzes auch auf die anderen Nahrungsmittel einwirken würde. — Den Spielraum zwischen Höchst- und Mindestpreis mag der Zwischenhandel ausnutzen, der es auch sicher tun wird, soweit er auf unentbehrliche Vermittlung, z. B. zwischen Ost und West eingestellt ist. Für die unbeschränkten Ansprüche der Spekulation würde freilich ein noch so großer Spielraum nicht genügen. Sollte aber auch der berechtigte Zwischenhandel versagen, so muß der Staat wenigstens für die Massenwaren, Getreide, Kartoffeln, Zucker, die Vermittlung übernehmen, zu der er durch die Friedensorganisation der Volkswirtschaft die sachkundigen Organe, den „wirtschaftlichen Generalstab", sich herangebildet hat, so daß er im Falle des Krieges die Organisation nicht erst zu improvisieren braucht. — Ergänzt werden muß diese wirtschaftliche Politik des Staates durch eine entsprechende der Städte, die durch feste Lieferungsverträge mit den Produzenten, besser noch durch eigenen Anbau und Aufzucht sich einen Einfluß auf den Marktpreis der verderblicheren Nahrungsmittel, Gemüse, Kartoffeln, Milch und von Fleisch des der Schweine sichert, dieselbe Politik, die auch für den B o d e n sich so gut bewährt, um die Grundstückspreise in Schranken zu halten.

Der Boden aber, der nicht nach Bedarf durch Produktion vermehrt werden kann, und für den es keine Einschränkung, sondern nur eine fortgesetzte Erhöhung des Gebrauchs gibt, muß schon im Frieden aus dem freien Wettbewerb des Handels herausgenommen werden, wenn wir Siedelung wollen. Jetzt gibt uns der Krieg ausnahmsweise die Möglichkeit, diesen notwendigsten Lebensbedarf „einzuführen", das heißt, in unsere Grenzen einzubeziehen. Durch die Eroberung der russischen Ostseeprovinzen ist das Feld für die innere Kolonisation mächtig erweitert. Denn unter der Herrschaft deutscher Ordnung und in wirtschaftlichem Zusammenhang mit dem alten Reichsgebiet ist das Land imstande, ein Mehrfaches an Zahl von Bewohnern wie jetzt aufzunehmen und zu ernähren und bei seiner vorwiegend ländlichen Besiedelung noch einen Überschuß von Nahrungsmitteln den alten westlichen Provinzen abzugeben und damit den Nahrungsbedarf des gesamten erweiterten Vaterlandes auch bei geschlossener Volkswirtschaft sicher zu gewährleisten. Voraussetzung ist dabei, daß geeignete Maßnahmen im Sinne meiner Ausführungen in Nr. 2 dafür sorgen, daß der zur Siedelung frei werdende Boden, der erfreulicherweise einstweilen durch das Verbot des Grundstückhandels während des Krieges gesichert ist, dauernd der Spekulation entzogen bleibt und unter Austausch nicht assimilierbarer fremdstämmiger Bevölkerung d e u t s c h e m Blute vorbehalten bleibt, zu großer, mittlerer und kleiner Siedelung.

Frauenbewegung und Staat.

Prof. Dr. Fr. Sigismund.

Der Krieg ist ein unwiderstehlicher Lehrmeister. Was haben wir nicht alles in seiner furchtbaren Schule gelernt! Aber nichts ist in dem gewaltigen Ringen, das den Erdball erschüttert, dem deutschen Volke mit solcher Wucht ins Bewußtsein gehämmert worden wie die Überzeugung von dem Wert und der Bedeutung des Staates. Die auf preußisch-militärischer Grundlage ruhende staatliche Organisation des Deutschen Reiches hat sich als ein so festgefügtes, allen Stürmen trotzendes Wunderwerk erwiesen, daß selbst die Sozialisten — mit Ausnahme der ganz verbohrten Liebknechtianer — mit ihrer Anerkennung nicht haben zurückhalten können.

Doch nirgends wohl wird das Lob des Staates mit solchem Posaunenschall verkündet wie in der Frauenbewegung. Der Bund deutscher Frauenvereine arbeitet für ihn, indem er ihm eine Hilfsgenossenschaft unter dem vorzüglich gewählten Namen „Nationaler Frauendienst" zur Verfügung stellt, und die frauenrechtlerischen Blätter sind Herolde seines Ruhms. So lesen wir in der wichtigsten Monatsschrift der Frauenbewegung[1]) folgenden Hymnus: „Der Staat ist für alle die mit neuer Ehrfurcht erkannte politische Macht geworden, von absoluter Größe, mit bedingungslosem Forderungscharakter, dem man sich nicht nur beugen, einfügen, hingeben will, sondern den man auch zu verstehen, in dessen Wesen, eigenartiges und letzten Endes schwer deutbares Ziel der Selbstbehauptung man einzudringen trachtet." Die Gründe dieser Staatsbegeisterung, die man bei einer aus demokratischen Quellen geflossenen und gespeisten Bewegung eigentümlich finden wird, wollen wir später erörtern — jetzt möchte ich erst die Frage aufwerfen: Wie verhalten sich Staat und Frauenbewegung zu einander? Inwieweit paßt die Frauenbewegung in den Rahmen des deutschen Staates, der nach dem unverdächtigen Zeugnis eines eifrigen Feministen[2]) als „Machtstaat" organisiert ist?

Die meisten von uns sind überhaupt geneigt, den Staat als eine männliche Schöpfung anzusehen. „Ihr irrt euch!" rufen uns die Frauenrechtlerinnen zu. Die Engländerin Olive Schreiner verficht in ihrem Buche: Woman and Labour die Meinung, der Mann habe alle seine Künste und Fähigkeiten erst der Frau abgeguckt, die ursprünglich das schöpferische Element gewesen und nur von ihm zum „Geschlechtsparasiten" gemacht worden sei. Nach Olive Schreiner hat bis zur Sozialisierung der menschlichen Rasse bloß die Frau sozial gearbeitet. Der Mann arbeitet nur zu seiner Selbsterhaltung, die Mutter auch für die Erhaltung der Sprößlinge.

[1]) Margarete Treuge, Erziehung der Mädchen für das neue Staatsbürgertum. Die Frau, Februar 1916.

[2]) Max Weber, Zwischen zwei Gesetzen. Die Frau, Februar 1916.

Der Beginn einer Arbeitsteilung gibt dem Manne bloß Kampf und Jagd mit Pausen vollster Untätigkeit. Das Arbeitsfeld der Frau erweitert sich, sie wird die Erfinderin jeglicher Kunst und Industrie. Sie studiert oder findet zufällig die Eigenschaften der Pflanzen heraus, sie richtet das schützende Dach zurecht, sie formt sich zum Handbehelf Töpfe und Geschirre, schmückt ihre Werkzeuge mit primitiven Ornamenten, braut Heiltränke aus Wurzeln und Kräutern, schafft das Material und ersinnt die Form für die Bekleidung des Menschen. Der Mann ist nur der Handlanger. Je mehr nun die Menschheit sozialisiert wird, um so weniger hat der Mann zu tun, deshalb beginnt er in das Arbeitsgebiet der Frau einzudringen und verdrängt die Frau.

Wenn diese Darlegungen richtig wären, so wären die Grundmauern, auf denen geordnete Staatswesen sich aufbauen konnten, von den Frauen gelegt worden. Sie sind aber falsch, wie ich in meiner Schrift „Frauenstimmrecht“ [1]) nachgewiesen habe. Die Sagen führen uns in ein wahres Labyrinth von Widersprüchen und die prähistorische Forschung lehrt höchstens, daß Männer die ersten Handwerker, Architekten, Künstler, Ackerbauern, Viehzüchter waren [2]). Die Kultur ist also männlich: somit kann der äußere Rahmen, in den sie gespannt wird: der Staat, nicht weiblich sein.

Doch die Frauenrechtlerinnen haben noch einen zweiten Pfeil zu versenden, und der heißt: „Mutterrecht“. Dies soll die Urform des Rechtes gewesen sein — erst später habe der Mann mit roher Gewalt der Frau die Führerschaft entrissen und das Vaterrecht ertrotzt. Da ein Recht nur innerhalb einer geschlossenen Gemeinschaft entstehen und gedeihen kann, so wäre hiermit der Urstaat als weiblich dargetan. Auch dies ist jedoch unwahr. Das Mutterrecht, kraft dessen das Kind dem Stamm der Mutter, nicht dem des Vaters angehört — wobei der Sohn nicht den Vater, sondern den Bruder der Mutter beerbt — findet sich allerdings noch bei vielen Naturvölkern, aber diese haben unter der Herrschaft des „Matriarchats“ sich nicht aufwärts entwickeln können, sondern verharren in der Kulturlosigkeit echter Wilder. Dieser Umstand verbietet uns Rückschlüsse auf die Urzeit zu tun, denn die bildungsfähigen, künstlerisch begabten Aurignacmenschen, in denen wir wohl die Vorfahren der noch jetzt lebenden weißen Kulturvölker zu erblicken haben, können in ihren Rechtsbräuchen nicht auf einer Stufe mit Horden gestanden haben, die im Sumpfe hoffnungsloser Barbarei stecken geblieben sind [3]). Das Mutterrecht konnte nur entstehen bei solchen Völkerschaften, bei denen die Ehe als rechtliche Einrichtung noch

[1]) Leipzig, Theodor Weicher, 1912, S. 15 ff.

[2]) Vergl. hierzu Haveloc Ellis, Man and woman: „Die Frauen der Naturvölker haben alle Fähigkeiten und damit die Anfänge der meisten Kunstfertigkeiten in den Händen, kommen aber nicht über die Anfangsstadien hinaus.“ (Nach Ander, Mutterschaft oder Emanzipation? Berlin 1913, S. 140.)

[3]) Man vergleiche die Konversationslexika von Meyer und Brockhaus und meinen Artikel über Matriarchat in der „Illustrierten Zeitung“ 1914, Nr. 3686.

ticht eingeführt und anerkannt war, und die entweder in sogenannter Gemeinschaftsehe oder in Vielmännerei lebten. Wie hätte auf dem Boden eines solchen ehelichen Durcheinanders ein sittliches oder religiöses Verhältnis zwischen Vater und Kind erwachsen können — da war das Mutterrecht die einzige Lösung. Hierzu macht Dr. Lionel J. Tayler in seinem ausgezeichneten Buche: „Die Natur des Weibes"[1]) die treffende Bemerkung, daß die Mutterschaft eine unleugbare Tatsache, die Vaterschaft aber viel weniger leicht erkennbar sei, daß also die Zugehörigkeit zur Mutter unter unentwickelten Lebensverhältnissen an sich das Natürlichere und Wahrscheinlichere sei. In der Geschichte der Arier, der eigentlichen Träger und Stützen der Kultur und der Staaten Europas, hat jedenfalls das Matriarchat keine Rolle gespielt, denn das Vaterrecht war bei den indogermanischen Völkern schon vor ihrer Trennung im Schwange[2]). Auch sonst ist — nach Brockhaus — die Behauptung, daß das Mutterrecht einst allgemein verbreitet gewesen sei, „wissenschaftlich nicht zu beweisen".

Noch schlechter ist es um die Meinung bestellt, aus diesem Rechte müsse man folgern, daß die Frau ehemals die Gebieterin des Mannes gewesen sei. Tayler führt diese Ansicht mit Hilfe der Biologie ad absurdum. Er schreibt: „Für die Annahme der Vorherrschaft des Weibes in sehr früher Zeit lassen sich keine beweisenden Vergleichsmomente geltend machen. Hätte der primitive Mann unter der Herrschaft des Weibes gestanden, so hätte man erwarten sollen, daß andere dem Menschen nahestehende Geschöpfe, wie die höheren Affen, ein ähnliches Verhältnis der Geschlechter zeigten. Tatsächlich ist aber im ganzen Bereich des Säugetier- und Vogellebens mit zwei kleinen Ausnahmen bei den Vögeln das Männchen durchweg stärker und streitbarer, und man muß bis zu den Spinnen und einem schmarotzenden Wurm, die ihrerseits Ausnahmen sind, hinabsteigen, will man aus dem Tierreich eine Stütze für diese matriarchalische Idee holen. Wahrhaftig, ein dünner Faden, an dem man eine so wichtige Idee aufhängen will!" Wohl klingt das Mutterrecht z. B. in der Sage von den Amazonen nach, aber daß eine wirkliche Oberherrschaft der Frauen bestanden habe, kann man daraus nicht schließen.

Daß es bei den zivilisierten Völkern niemals ein wirkliches „Pantoffelregiment" gegeben hat, möchte ich noch aus einem anderen Grunde vermuten, der meines Wissens bisher nicht beachtet worden ist. Wären irgendwann Weiber die Führerinnen der Nationen gewesen, so müßte diese Tatsache sich in den Sprachen widerspiegeln. Alle Kultursprachen aber ruhen auf dem unbedingten Übergewicht des Maskulinums über das Femininum. Der Lateiner sagt z. B. Mater et filius mortui sunt — obgleich der Mutter doch zweifellos der Vorrang gebührt! — und sein französischer Nachfahre: La mère et le fils sont morts. Ja

[1]) Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, S. 44.

[2]) Vergl. u. a. Sigmund Feist, das Arierproblem. Sokrates, 1915, 9. Heft, S. 425.

noch mehr: Mensch im strengen Wortsinne ist nur der Mann. Das griechische „Anthropos" ist männlich — das Femininum wird nur von Sklavinnen oder verächtlich gebraucht. „Mensch" im Gegensatz zu den Göttern ist ausschließlich „Anēr", der Mann. Das lateinische homo, das niemals weiblich ist, bezeichnet die Gattung des Menschen den Göttern und den Tieren gegenüber und begreift die Frau stillschweigend in sich, die demnach in der Menschheit eine besondere Rolle nicht spielt. Für „Tugend" kennt der Römer bloß das Wort „virtus" = Mannhaftigkeit. Das römisch beeinflußte Französisch nennt als den eigentlichen Menschen den Mann: homme und als Tugend an sich ebenfalls die Mannhaftigkeit: vertu. Auch im Englischen ist der Mann der Vertreter des Menschen (man) und die Menschheit gilt als die Welt der Männer (mankind). Die Frau tritt sozusagen als Abklatsch des Mannes auf (wo-man = Weib-mann) und wird „Weib" erst mit der Verheiratung (wife). Und im Deutschen sind „Mann" und „Mensch" dasselbe, denn „Mensch" ist nur das Adjektiv zu „Mann". Dies alles zeigt, daß die Frauen innerhalb der durch das gemeinsame Band der Sprachen zusammengefaßten Volksgenossen niemals eine führende Rolle gespielt haben — wie sollten sie da auf den Gedanken gekommen sein, sich an die Spitze der losen Gemeinschaften zu stellen und sie im Feuer organisatorischer Arbeit zu festen Staatsgebilden zusammenzuschmieden? Wir gelangen demnach auch auf diesem Wege zu dem Schlusse, daß der Staat eine Schöpfung des Mannes ist. Der Wert dieser Schöpfung wird dadurch nicht verringert, daß sie eigentlich eine Erfindung der Natur ist, denn „die Vergesellschaftung lebender Wesen eines Stammes zu gemeinsamer Arbeit, unter bestimmter Verteilung der Pflichten und Lasten und Ämter" findet sich z. B. unter Affen, Vögeln und Ameisen[1]. Einmal nämlich ist nicht erwiesen — und auch schwerlich erweisbar —, daß die Vergesellschaftung von Tieren in der Urzeit, in die die Anfänge des Staates fallen, schon so weit fortgeschritten war wie später, wo sie wegen der zunehmenden Ausbreitung der Menschen zu Schutzmaßregeln gezwungen waren. Sodann kann es sich um einen Trieb handeln, der allen Lebewesen — somit auch den Menschen — von der Natur eingepflanzt war und von jeder Gattung sinngemäß weiterentwickelt wurde. Endlich ist, selbst wenn eine reine Nachahmung tierischer Muster vorliegen sollte, es immer noch ein höchst verdienstliches Werk, Naturvorgänge richtig zu beobachten und die gewonnene Erkenntnis menschlichen Zwecken und Bedürfnissen nutzbar zu machen. Mithin gereicht es dem Manne durchaus zum Ruhme, daß er aus dem formlosen Lehmklumpen der Familie und Sippe die Bildsäule: Staat zurechtgeknetet hat.

Wenn dem so ist, so drängt sich jedem biologisch Denkenden mit zwingender Gewalt die Vermutung auf, daß die planvoll und zweckmäßig

---

[1]) Chamberlain, Politische Ideale, S. 64 f.

haffende Natur, die nach dem Grundsatz verfährt: „Jedem das Seine", en Mann — und ihn allein! — wie zum Gründer, so auch zum Veralter und Erhalter des Staates bestimmt hat. Jedes Blatt im Buche er Geschichte verkündet diese Tatsache, und ihr gegenüber ist es völlig elanglos, daß auch Frauen auf Königs- und Kaiserthronen gesessen und Völker regiert haben, denn die wenigen Herrscherinnen, die nicht bloße uppen in den Händen ihrer Minister waren, sind entweder Mannweiber ewesen wie Elisabeth von England und Katharina von Rußland, die nur ie Untugenden ihres Geschlechts besaßen, oder haben einen gemischten ypus vertreten wie Maria Theresia von Österreich, in der echte Mütterchkeit sich mit männlicher, aus Haß geborener Kriegslust paart. Gibt och eine radikale Frau selbst zu, daß die Frauen, die bisher wirkliche Werte ı die Gesamtkultur (deren Behälter doch der Staat ist!) zu geben verochten, verdächtig „unweiblichen" Geistes und Wesens waren[1]). Dies ann unmöglich Zufall sein — wenn der Mann für staatliche Organisation ervorragend, die Frau nur wenig veranlagt ist, so muß das eine wie das ndere in der Wesensart beider Geschlechter begründet sein. Seit undenkchen Zeiten hat man über den Mann und die Frau philosophiert[2]) und igentlich immer dasselbe Urteil gefällt: Beim Mann ist der Verstand, bei er Frau das Gefühl stärker entwickelt. „Bei Weibern ist alles Herz, sogar er Kopf", sagt Jean Paul, darum „sehen die Frauen in der Sache immer ie Person und leiten ihre Grundsätze aus ihren Sympathien her" (E. und J. de Goncourt), und Karoline von Humboldt schreibt am 19. Juni 1813 n ihren Gatten: „Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so eschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche!" Publilius Syrus äußert m ersten Jahrhundert v. Chr. in seinen Sentenzen: „Die Frau liebt oder aßt — ein drittes gibt es nicht." Dies alles sind Eigenschaften, die ich „staatswidrig" nennen möchte, denn zur Leitung und Förderung eines Staates sind vor allem nötig: kräftiger Verstand, der sich von Gefühlsegungen nicht meistern läßt — die Gabe, sich zu bescheiden und die Ziele n erreichbarer Ferne zu stecken — unerschütterlicher Gerechtigkeitssinn. Deshalb hat sich auch schon der alte Praktiker Luther dahin ausgesprochen: „Im weltlich politischen Regiment und Händeln taugen die Frauen nichts; dazu sind die Männer geschaffen und geordnet von Gott, nicht die Weiber", und der geistvolle Schwabe Fr. Th. Vischer hat Mann und Frau in ein paar Versen gekennzeichnet, die mit schlagender Kürze dartun, ob und wie weit beide Geschlechter für die Arbeit im und am Staate verwendbar sind:

---

1) Hulda Maurenbrecher, Kritische Tribüne, 1912, Nr. 10.

2) Man denke nur an: Schopenhauer, Ed. von Hartmann, Nietzsche, Nordau, Weininger, Möbius, Heymans u. a. Vom biologischen Standpunkte aus behandeln die Frage: Tayler und Ander.

Nach Freiheit strebt das Weib, der Mann nach Regel.
Gebieten mag die Laune, spricht das Weib.
Gesetz und Rhythmus herrsche, spricht der Mann[1]).

Aus dieser Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters folgern wir, daß der schrankenlose Individualismus der Frau sich im Staate nicht ungehemmt entfalten darf, sondern sich der Zucht und Gesetzlichkeit des Mannes unterordnen muß. Somit rückt auch bei philosophischer Betrachtung des Gegenstandes die Frau an die zweite Stelle im staatlichen Organismus. Sehen wir nun, was die Frauenbewegung will und was sie vom Staate verlangt.

Der Bund deutscher Frauenvereine zeigt eine solche Buntscheckigkeit der Zusammensetzung, daß der Laie zunächst stutzig wird und vor einem Rätsel zu stehen meint. Da finden sich schwesterlich gesellt: der deutsche Verband für Frauenstimmrecht und der deutsche Verband für Verbesserung der Frauenkleidung, der deutsche Bund abstinenter Frauen und der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft, der Verband fortschrittlicher Frauenvereine und der Letteverein, der deutsch-evangelische Frauenbund und der jüdische Frauenbund, der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein und der deutsche Pfadfinderbund für junge Mädchen, der Verband der Reichspost- und Telegraphenbeamtinnen und der Bund der Hebammenvereine im Königreich Sachsen usw. Unwillkürlich suchen wir nach dem einigenden Bande, das diese so verschiedenartigen Vereinigungen umschlingt. Die christliche Religion kann es nicht sein, denn es gibt jüdische Verbände. Ist es die Verbreitung höherer Bildung? Allein was würde das den sächsischen Hebammen und den Kolonialfrauen nützen, die beide in rein praktischem Sinne wirken? Ist es die Pflege des nationalen Gedankens? Ja, glaubt man denn, daß jüdische, protestantische, fortschrittliche Frauen und die Backfische des Pfadfinderbundes dasselbe nationale Ideal haben werden, haben können? In unserer Verlegenheit schlagen wir im „Jahrbuch der Frauenbewegung" die Satzungen des „Bundes deutscher Frauenvereine" auf und lesen dort im ersten Paragraphen folgendes: „Der Bund deutscher Frauenvereine bezweckt die Vereinigung aller Organisationen deutscher Frauen, welche die Förderung des weiblichen Geschlechtes in wirtschaftlicher, rechtlicher, geistiger und körperlicher Hinsicht und die Hebung des Allgemeinwohls anstreben, zu gemeinsamer Verfolgung dieser Ziele und zu gemeinsamer Erörterung der Ideen der Frauenbewegung." Den Reigen eröffnet also das Wort „wirtschaftlich", und die jetzige Führerin der Frauenbewegung unterstreicht es gewissermaßen, wenn sie in einem vor kurzem veröffentlichten Aufsatze schreibt:[2]) „Die Frauenbewegung beginnt als wirtschaftliche und geistige zugleich und entwickelt aus dem Inhalt

[1]) Die angeführten Stellen aus: Rudolf Krauß, Die Frau, Stuttgart 1913.
[2]) Gertrud Bäumer, Frauenbewegung und Nationalbewußtsein; Die Frau, 1913. Seite 389.

irer geistigen Bedürfnisse und wirtschaftlichen Notwendigkeiten bestimmte
orderungen an Gesetzgebung und Verwaltung, mit denen sie den Schau-
atz der Politik betritt." Man lasse sich durch den Versuch, der Sache
ich ein „geistiges" Mäntelchen umzuhängen, nicht täuschen. Gewiß, jede
irtschaftliche Bewegung geht von einem Gedanken aus, aber ihre Ziele
ingen niemals in Ätherfernen am Himmel des Geistes, sie sind vielmehr
st und greifbar in dem Boden materieller Wirklichkeit verankert (Schutz-
ll, Freihandel, Staatsmonopole, Altersrenten usw.). Hieraus erhellt, daß
e Frauenbewegung nicht heldischer Art ist, sondern einen rein
ändlerischen Charakter hat. Sie muß ihn haben, da sie gar nicht
utsch-germanischen Ursprungs ist, — denn sie stammt aus der Heimat
nd Pflegestätte händlerischer Gesinnung, den angelsächsischen Ländern, und
i in Deutschland in ihre jetzige Form so recht eigentlich von Jüdinnen
gossen worden. Wenigstens meint ein Rabbiner: „Die jüdische Frau
at die moderne Stellung der Frauen begründet, die ganze Frauenwelt
manzipiert"[1]. Die Frauenrechtlerinnen können die Tatsache selber nicht be-
eiten — die oben genannte Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine
uß sich zu dem Geständnis bequemen: „Ihren theoretischen Ideen, ihren
irtschaftlichen Grundlagen nach ist die Frauenbewegung international."

Hier werden mich Feministen beiderlei Geschlechts natürlich entrüstet
nterbrechen und darauf hinweisen, wie große Opfer Frauen in diesem
riege bringen, mit welcher Freudigkeit sie in der Krankenpflege und der
zialen Fürsorge mitarbeiten, wie sie im öffentlichen Dienst, in Handel
nd Gewerbe für die fehlenden Männer einspringen und die ungeheure
Maschine des deutschen Wirtschaftswesens in Gang erhalten: sei dies
cht auch heldisch? Nun ich meine, beim Heldentum, auch unter weit-
erzigster Auffassung des Begriffes, kommt es weniger auf die Tat als
uf die Gesinnung an. Die Freibeuter früherer Jahrhunderte, die mit
aperbriefen ausgerüstet, die Meere durchstreiften, Kauffahrer überfielen
nd plünderten und sich im Notfall auch mit feindlichen Kriegsschiffen
erumschlugen, sind nach unserem Empfinden in händlerischer Wolle ge-
rbte Raufbolde, keine Helden. Nur der ist ein Held, der — gleichviel ob
n Frieden oder im Kriege — seine ganze Persönlichkeit für eine große
ache einsetzt, ohne Lohn zu heischen. Legt man diesen Maßstab an, so
ird man freilich eine Menge Heldinnen der Entsagung und Pflichttreue
tdecken: Mütter, die ihre Söhne, Bräute, die ihre Verlobten, Frauen,
e ihre Gatten dem Vaterlande hingaben und ihre Hoffnungen und Glücks-
äume mit den Geliebten in fremder Erde begruben; Diakonissen und
rankenschwestern, freiwillige Armen- und Kinderpflegerinnen, soziale
elferinnen aller Art, und vor allen Dingen: Hausfrauen, die die schwere,
ndankbare Aufgabe lösen müssen, nicht nur trotz Teuerung und Lebens-

[1]) Ad. Kurrein (Krauß, a. a. O. S. 348).

mittelknappheit ihre Angehörigen ausreichend zu ernähren, sondern auch um den häuslichen Herd einen Abglanz der Behaglichkeit friedlicher Tage zu verbreiten. Doch diese Heldinnen wirken im stillen — sie posaunen ihre Verdienste nicht von der Rednerbühne herunter oder auf geduldigem Druckpapier in die Welt hinaus, sie sind ja nicht „organisiert"! Diese edle Uneigennützigkeit, die nur der heiligen deutschen Sache dienen will und nicht nach Anerkennung trachtet, besitzen die Damen der Frauenbewegung nicht. Zwar hat ein deutscher Historiker in einem Vortrage: „Der Geist von 1914 und seine Wurzeln" mit der Weltfremdheit des echten Gelehrten behauptet, die Frauenbewegung sei ein Moment aufbauender Arbeit in unserem Volke; die führende Richtung in der deutschen Frauenbewegung sei eine Betonung der Pflichten und nicht der fortwährende Ruf nach Rechten[1]). Wir wollen aber dem Herrn Professor das Gegenteil beweisen. Da gibt es z. B. einen „Katechismus der Frauenbewegung" — bezeichnenderweise von einem Manne verfaßt — der sogar von dem „gemäßigten" Verein „Frauenbildung - Frauenstudium" preisgekrönt worden ist und für die Frau völlige — bürgerliche und politische — Gleichberechtigung mit dem Manne fordert (§§ 275, 286, 306, 365 usw.). Die Führerin des angeblich rechts stehenden „Deutsch-evangelischen Frauenbundes" sagt in einer Flugschrift, die Pflichterfüllung der Frau werde durch den Mangel des Rechtes behindert oder beschränkt[2]). „Die Frau" berichtet folgendes über die sechste Hauptversammlung des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht (Dezember 1915): „An einzelnen Orten hat die politische Betätigung der Frauen eine gewisse offizielle Anerkennung seitens der Behörden gefunden durch die Aufforderung, die Aufklärungsarbeit über die Nahrungsmittelfrage in die Hand zu nehmen... Eine Fülle kleinerer Fortschritte und Symptome bekundet die Unaufhaltsamkeit der politischen Gleichberechtigung der Frauen. Es wurde der Antrag angenommen, eine Petition um die Staatsbürgerrechte an den Reichstag zu richten". In derselben Monatsschrift äußert sich Gertrud Bäumer so[3]): „(Die Regierung) muß sich wohl oder übel der Kräfte (der Frauenbewegung) bedienen, die sie in den früheren Zeiten oft genug mit Bedenken, ja mit Ablehnung betrachtet hat. Auch in dieser Hinsicht wird der Krieg eine Kulturarbeit, die bisher unter Mißtrauen und Verkennung zu leiden hatte, in ihrem Wert, in ihrer Notwendigkeit und in ihrer organisatorischen Verbindung mit der Gesamtentwicklung zur Geltung bringen". Ende Juni 1915 wurde zu Ehren des Sieges der dänischen Frauen — die wahlberechtigt geworden waren — eine Frauenversammlung in Berlin abgehalten, in der Frl. Bäumer erklärte[4]): Zwe

---

1) Geheimrat Dr. Goetz, Leipziger Tageblatt, 27. Januar 1916.
2) Paula Müller, Zur Abwehr, Berlin-Lichterfelde, 1913.
3) „Frauendienst in der Volksernährung", Die Frau, Februar 1915.
4) Monatsblatt des deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation, 1915, Nr. 7 u.

ei es den deutschen Frauen jetzt unmöglich, für das Stimmrecht zu werben, aber auch jetzt seien alle Kräfte zu sammeln, um das Ziel schließlich doch zu erreichen. Noch offner hat sich die Vorsitzende des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht, Frau Marie Stritt, ausgesprochen[1]: „Das Umlernen in bezug auf die zurzeit gebotene Betätigung der Frauenbewegung bedeutet keineswegs ein prinzipielles Umdenken, und es wäre der größte Irrtum anzunehmen, daß der Kampf ums Recht durch unseren gegenwärtigen ausschließlichen Dienst am Vaterlande gleichsam überwunden und beseitigt wäre; daß die bisherigen Forderungen der Frauenbewegung revidiert oder fallen gelassen würden; daß unsere Bestrebungen dadurch in andre Bahnen gelenkt wären und wir zur eigentlichen Sphäre unseres Geschlechts, zu Kochtopf und Strickstrumpf, endgültig „heimgefunden" hätten, wie ganz naive Gemüter meinen. Der Kampf und „das Argumentieren" um ein besseres Frauenrecht wird aufs neue einsetzen, wenn diese schwere Prüfungszeit unseres gesamten Volkes vorüber sein wird. Unsere speziellen Frauenforderungen, die hinter den brennenden Forderungen des Tages zurücktreten mußten, werden wir, gestützt gerade auf die Erlebnisse und Erfahrungen und inneren Errungenschaften dieser Zeit, mit größerem Nachdruck vertreten als vorher". Hieraus erhellt, daß die Frauenbewegung dem Staate nicht selbstlos hilft, sondern in der Absicht, sich die übernommenen Pflichten später mit Rechten bezahlen zu lassen. Nun wird uns auch klar, warum die Rechtlerinnen den „Nationalen Frauendienst" eingerichtet und mit so geräuschvoller Reklame verherrlicht haben. Sie haben es, wie ein bekannter Professor meint[2], nicht bloß der Sache, sondern ebensosehr ihrer selbst wegen getan. In dieser Ansicht werden wir bestärkt, wenn wir hören, daß der bei Kriegsbeginn einsetzenden Hochflut des Zudrangs zum „Nationalen Frauendienst" im nächsten Frühling eine gewaltige Ebbe folgte, die reichlich 4/5 der Hilfswilligen mit sich fortspülte. Die Rechtlerin, die uns dies mitteilt[3], schiebt die Schuld auf die Unlust und Verzagtheit, die durch die sich überstürzenden Aufgaben und Eindrücke hervorgerufen worden sei. Nach Selbstlosigkeit und persönlicher Aufopferung sieht dies jedenfalls nicht aus, und um unsere letzten Zweifel zu benehmen, macht Marie Stritt folgendes Geständnis[4]: „Auch unser gegenwärtiger direkter Vaterlandsdienst ist zugleich ein Kampf, den wir nicht nur mit den anderen Heimkämpfern gegen Not und Leiden, für erträgliche Lebensbedingungen unserer Volksgenossen und damit für einen siegreichen Frieden, sondern den wir auch für uns selbst um die Grundforderung der Frauenbewegung, um das

---

[1] „Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation". Denkschrift des deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation, Berlin 1916, Verlag der deutschen Kanzlei, S. 95.

[2] J. von Pflugk-Harttung, Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. II (Osten), S. 16.

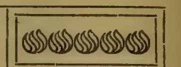
[3] Anna Lindemann, Die Tat, Januar 1916.

[4] Denkschrift, S. 96.

höchste Recht der Persönlichkeit kämpfen: um die Mitverantwortlichkeit des Einzelnen für die Allgemeinheit.“ Damit dürfte der Beweis geliefert sein, daß die Frauenbewegung nicht heldische, sondern rein händlerische Züge trägt. (Fortsetzung folgt.)



Berichte und Notizen.



Zum 100. Geburtstage des Grafen Arthur Gobineau.

Am 14. Juli 1916 waren es 100 Jahre, seitdem Graf Arthur Gobineau das Licht der Welt erblickte. Für die alten Leser unserer Zeitschrift ist die Persönlichkeit dieses großen Orientalisten, Geschichtsforschers und Dichters eine sehr vertraute. Es ist hier von ihm so oft, zuletzt durch Prof. Ludwig Schemann im Februar- und Märzheft 1911/12, dann im April- und Maiheft 1912/13 unter der Gesamtüberschrift: „Neues aus der Welt Gobineaus“, Echos auf ein Buch (Essai sur l'inégalité des races humaines, 4 Bde., Frommann, Stuttgart) die Rede gewesen, daß es uns kaum möglich wäre, noch etwas von Bedeutung darüber zu sagen. Für die neu hinzugekommenen Leser sind vielleicht nachstehende biographische Notizen von Interesse. Joseph Arthur von Gobineau wurde als der Abkömmling einer alten Legitimistenfamilie am 14. Juli 1816 zu Ville d'Avray bei Paris geboren. Der geistig schon früh überaus regsame Knabe wurde von seinem Lehrer, einem Schüler der Universität Heidelberg, in jugendlichem Alter mit der deutschen Sprache vertraut gemacht uud erhielt dann seine Erziehung in der Schweiz, von der aus er im Alter von 14 Jahren eine längere Reise nach Deutschland unternahm. Neben den deutschen Kultureinflüssen war es von früh auf der Orient, der in seiner Ideenwelt eine entscheidende Rolle spielte. Es gelang ihm, die Erlaubnis zu erwirken, daß er sich ganz der Wissenschaft widmen durfte, und so warf er sich, nach Paris übergesiedelt, mit heißem Eifer auf die orientalischen Studien. Der Staatsstreich vom Jahre 1851 führte insofern eine Veränderung seiner Lage herbei, als seine Familie gegen den Eintritt in den diplomatischen Dienst unter der neuen Regierung nichts mehr einzuwenden hatte. So begann die lange und wechselvolle Diplomatenlaufbahn des Grafen, die ihn nach Bern, nach Hannover und zum Bundestage nach Frankfurt am Main, dann aber endlich nach dem ersehnten und geliebten Orient führte. Zunächst als Erster Gesandtschaftssekretär, später als Gesandter hat er jahrelang in Teheran residiert und andere glückliche Jahre an der Pforte des Ostens, in Athen verlebt, während die Zeit seiner Gesandtschaft in Rio de Janeiro, wo Klima und Menschen ihm gleich wenig zusagten, für ihn eine Leidens- und Prüfungszeit bedeutete. Die letzte Station seiner diplomatischen Laufbahn war Stockholm, wo er sich um so mehr zu Hause und wohl fühlte, als er sich im Heimatlande seiner Ahnen glaubte. 1877 plötzlich von der französischen Regierung verabschiedet, siedelte Gobineau nach Italien über, wo es ihm vergönnt war, Wagner persönlich nahezutreten. Genau vier Monate vor dem Tode des ihm zum Freunde gewordenen Meisters überraschte ihn auf der Rückreise von Frankreich nach Italien zu Pisa der Tod.

Gobineaus literarische Tätigkeit ist sehr vielseitig und ausgedehnt. Wir besitzen von ihm Novellen von origineller Prägung, fein durchgearbeitete Essays, gedankenreiche Dramen, ein großangelegtes, im schönsten Sinne ideal gestimmtes Heldengedicht „Amadis“. In allem, was er geschrieben hat, zeigt sich eine durchaus geniale Geistesverfassung und Schöpferkraft. Doch die beiden Werke, die seinen Namen und seinen Einfluß dauernd lebendig und wirksam erhalten werden, bleiben das große Buch über die Ungleichheit der menschlichen Rassen und die „Renaissance“. Welchen tiefen und weitgehenden Einfluß

das vorher erwähnte Rassenbuch gehabt hat, braucht hier nicht besonders betont zu werden. Gobineau selbst hat auf seine germanische Abkunft hohen Wert gelegt; er war der Abkömmling einer normannischen Familie, deren Ursprung er auf Ottar Jarl, einen Sprossen des Ynglinger-Geschlechtes, zurückführt. In seinen entscheidenden Jugendjahren hat Gobineau die Einflüsse deutscher Bildung erfahren, und selbst sein französischer Biograph Ernest Seillière macht kein Hehl daraus, daß dieser germanische Bildungs- und Kultureinschlag wesentlich zur Formung des Geistes Gobineaus beigetragen habe. Und schließlich ist für Gobineaus Zugehörigkeit zum deutschen Geistes- und Kulturkreise noch auf seine engen Beziehungen zu Richard Wagner hinzuweisen, den er persönlich gekannt und dessen Werk er in hohem Grade bewundert hat. Aus dem Wagnerkreise sind dann auf unmittelbaren Anstoß des Bayreuther Meisters die Bestrebungen hervorgegangen, die der Veröffentlichung der Werke Gobineaus, ihrem Studium und der Verbreitung seiner Ideen galten. Erst durch Deutsche und von Deutschland aus ist Graf Gobineau für die Welt entdeckt worden. Unter der unermüdlichen Leitung von Ludwig Schemann hat sich die deutsche Gobineau-Vereinigung gebildet, die noch 1901 gegen Hunderte von Deutschen nur etwa zehn Franzosen unter ihren Mitgliedern zählte; dank ihrer Tätigkeit hat sich die Zahl der Gobineau-Kenner und -Bewunderer in Deutschland von Jahr zu Jahr gemehrt, und erst der wachsende Einfluß seiner Persönlichkeit, seiner Werke und seiner Ideen, der von Deutschland ausging, machte schließlich auch seine Landsleute darauf aufmerksam, daß ihr Volk im Grafen Gobineau ein Genie hervorgebracht hatte, das ihm — im Grunde nicht gehörte.

Von seiten der Gobineau-Vereinigung geht uns noch folgende Zuschrift zu, die wir nachstehend zum Abdruck bringen.

„Es war geplant gewesen, aus Anlaß des Jahrhunderttages ein Grabdenkmal des großen Toten in Turin zu errichten und am genannten Tage zu enthüllen. Die Kriegsläufe haben diesen Plan fürs erste, der Verrat Italiens hat ihn vielleicht für immer vereitelt.

Jetzt tritt die Frage an uns heran, ob wir auf jede Feier verzichten sollen, oder ob uns nicht doch die Zeitverhältnisse eine Form des Gedenkens ermöglichen, ja vielleicht geradezu an die Hand geben? In der Tat bleibt uns eine solche, und eine besonders schöne und sinngemäße, als die einzig denkbare in einem Augenblicke, da jedes guten Deutschen Sinnen und Sorgen bei unserem Heere weilt. Wenn wir nämlich an zahlreichen Einzelerfahrungen erkennen, wie im Felde und in den Lazaretten, ja in den Gefangenenlagern unsere Besten, wie namentlich unsere jungen Offiziere, weil sie mit Stolz das Verwandte in sich empfinden, sich an Gobineau begeistern, so erwacht unwillkürlich der Wunsch, bei einer so außerordentlichen Gelegenheit wie der bevorstehenden einmal im großen Maßstabe solche Wirkungen hervorzurufen. Eine Massenspende Gobineauscher Schriften an unser Heer wäre die derzeit würdigste und wirksamste Feier seines Gedenktages.

Wir wenden uns daher an alle Freunde der Sache mit der Bitte, uns eine Spende für die Jahrhundertfeier zukommen zu lassen. Insbesondere wäre es wünschens- und dankenswert, wenn unsere Begüterten sich nicht nur selbst in diesem Sinne unser erinnern, wenn sie — und alle Anderen mit ihnen — auch über ihren engeren Kreis hinaus dem schönen Zwecke Teilnahme und Förderung zu erwecken suchen wollten. Gilt es doch hier zugleich einem vaterländischen Werke, da wir ja doch alle gern unseren Kriegern Lesestoff senden, und der Umstand, daß es diesmal Gobineauscher sein soll, diese Neigung bei unseren Freunden erst recht nicht abschwächen wird. Je mehr uns ermöglicht wird, in desto höherem Grade dürfte unsere Leistung der Bedeutung des seltenen Tages entsprechen.

In dem zu erhoffenden Falle eines günstigen Ergebnisses der Sammlung wird Sorge getragen werden, daß auch die österreichischen Truppen mitberücksichtigt werden. Die Spenden sind an Professor Ludwig Schemann, Freiburg im Br., Maximilianstr. 22, zu senden.

Fürst Bülow über Krieg und Kriegsziel. Fürst v. Bülow hat die Darlegunge über „Deutsche Politik", die er vor zwei Jahren als politische Einleitung des von Reim Hobbing (Berlin) herausgegebenen Sammelwerkes „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. veröffentlichte, jetzt zu einem Buche erweitert, das soeben im gleichen Verlage erschiene ist. Wir werden auf dieses gerade jetzt außerordentlich bedeutungsvolle Buch de früheren Reichskanzlers später noch zurückkommen. Dem Vorwort, mit dem Für Bülow sein Buch einleitet, entnehmen wir die nachstehenden, besonders aktuelle Ausführungen: „Als ich vor zwei Jahren die kriegerischen Eigenschaften des Deutsche seine angeborenen besten nannte, glaubte ich nicht, daß es mir noch einmal beschiede sein würde, das deutsche Volk in allem dem Glanze seiner alten Krieger- und Siege herrlichkeit zu sehen. Als ein Volk von Helden sind die Preußen und die Deutsche in jedem der drei großen Kriege des vergangenen Jahrhunderts vor die bewundernd Welt getreten. Aber die Taten jener Kriege, die Strategie und Taktik, den Kriegs mitteln der damaligen Zeit folgend, in wenigen großen Schlachthandlungen entscheide konnten, müssen verblassen neben den Wundern von Todeskühnheit und Standhaftigkei die heute das deutsche Volk in Waffen vollbringt.

Die Persönlichkeit unseres Kaisers, der in diesem schwersten Kriege mit der in Hohenzollernhause erblichen vorbildlichen Pflichttreue und Unerschrockenheit der Nation di Fahne voranträgt, hat sich im ganzen Verlauf des Krieges im Bewußtsein unseres Volke immer stärker verankert und hat den monarchischen Gedanken im Volke gefestigt un vertieft. Aus der Mitte des unvergleichlichen deutschen Offizierkorps sind auch für diese Krieg große Talente hervorgegangen, die das Heer zu Siegen zu führen wissen. Dankba und voll Bewunderung neigt sich ganz Deutschland vor der schlichten Feldherrngröß Hindenburgs, des Bezwingers der russischen Riesenheere. Aber das Größte dieser Ze ist doch und bleibt das Heldentum des einfachen deutschen Kriegers, der, fortgerissen vo friedlicher Arbeit, von Frau und Kindern, Monate um Monate sein hartes blutiges Wer zum Segen des Vaterlandes treu vollbringt. Gleichviel, ob im verheerenden tagelange Trommelfeuer der französischen Batterien ausharrend, oder vorstürmend gegen den Geschoß hagel feindlicher Linien oder im Kampf Mann gegen Mann mit Bajonett, Kolben un Handgranate. Wenn Deutschland aus diesem ungleichen Kampf, in dem ihm kein Fein erspart blieb, endlich siegreich und in vermehrter Macht hervorgehen wird, so gebührt de vornehmste Dank den Tapferen, deren jeder einzelne ohne Unterschied von Bildung un Stand ganz durchdrungen war vom Willen, lieber zu sterben als zu weichen. Wen einmal gesagt worden ist, das einstige wahre Siegesdenkmal dieses Weltkrieges müsse eine einfachen deutschen Musketier darstellen, so hat das wohl einen gerechten Sinn.

Sah noch niemals ein Krieg der deutschen Vergangenheit ein vergleichbares allg meines Heldentum, so auch noch keiner ähnliche furchtbare Opfer, wirtschaftliche Opfe viel, sehr viel schmerzlichere Opfer an teuren Menschenleben, Opfer auch an bisherige Verbindungen, Möglichkeiten und Werten. Es ist selbstverständlich, daß des Krieges vor nehmstes Ziel das sein muß, für Deutschland nicht nur ausreichende Entschädigung, sonder auch Garantien zu schaffen, die die Vermeidung eines Krieges unter gleichen oder ähnliche ungünstigen Verhältnissen für die Zukunft verbürgen.

Haß und Rachegefühl werden noch lange die internationalen Be ziehungen beeinflussen. Es wäre ein schwerer, ein nicht gutzumachender Fehler, in diese Richtung Illusionen nachzuleben und früher vorhandene, vielleicht berechtigte Sympathien praktisch hinüberretten zu wollen in eine Zeit, der dieser Krieg das Gesetz vorgeschrieben und den Charakter bestimmt hat. Kriege, zumal ein Krieg wie dieser, unterbrechen die Ent wicklung des Verhältnisses zwischen den kriegführenden Völkern notwendig für lange hinaus Es bedarf des heilsamen Einflusses der Zeit und einer feinen und starken staatsmännische Hand, ehe auch aus sichtbar vorhandenen Interessengemeinschaften mit dem Feinde di Anfänge zu vertrauensvollen normalen Beziehungen wieder gebildet werden können

ter den Trümmern, die dieser Krieg hinterlassen wird, werden moralische Eroberungen
ht leicht zu machen sein. Das heute oft zitierte Beispiel von 1866 und der bald darauf
olgenden Entwicklung deutsch-österreichischen Freundschafts- und Bündnisverhältnisses
in auf keinen unserer Feinde auch nur mit dem Schein der Berechtigung angewandt
rden. Denn mit keinem verbindet uns eine jahrtausende gemeinsame nationale Geschichte,
t keinem die Gemeinschaft deutscher Sprache, Bildung, Literatur, Kunst und Sitte. Das
er sind Mächte, die durch einige parallel laufende Interessen und durch achtungsvolles
lturelles Verstehen nicht ersetzt werden können. Auch die Analogie mit dem Sieben-
rigen Kriege trifft nicht zu, der unter anderen Vorbedingungen, bei anderen inter-
tionalen Beziehungen und unter anderen staatsrechtlichen Verhältnissen, mit anderen
itteln und anderen Zukunftsperspektiven geführt wurde.

Dieser Krieg ist nicht nur für uns Deutsche ein Nationalkrieg, er ist es für
ngländer, Franzosen und für den maßgebenden Teil der Bevölkerung Rußlands in
eicher Weise geworden. Der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte
tionale Haß wird nach dem Kriege fortleben, bis ihn eine anders gerichtete nationale
idenschaft ablöst. Deutschland muß sich heute sagen, daß, wenn der Krieg selbst nicht
nz neue, freilich unwahrscheinliche Situationen schaffen sollte, die erbitterte Stimmung
. Frankreich, England und Rußland sich aus dem Krieg in den Frieden forterben wird.
iese Tatsache wird maßgebend sein müssen für die Gestaltung des Friedens. In doppelter
insicht. Der Schutz, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, dem er-
euerten und neuen Revanchegefühl in West, in Ost und jenseits des Kanals findet,
nn nur liegen in seiner eigenen vermehrten Macht. Die Rüstung zu Lande und zu
Vasser werden auch die Gegner stärken. Wir aber müssen uns an unseren Grenzen
nd an unserer Küste stärker, schwerer angreifbar machen, als wir es zu
eginn dieses Krieges waren. Nicht in dem uns angedichteten Streben nach Weltherrschaft,
ndern uns zu behaupten. Das Ergebnis des Krieges darf kein negatives, es muß ein
ositives sein. Es handelt sich nicht darum, daß wir nicht vernichtet, noch zerstückelt, noch
usgeraubt werden, sondern um ein Plus in Gestalt realer Sicherheiten und Garantien
ls Entschädigung für nie gesehene Mühen und Leiden, wie als Bürgschaft für die
Zukunft. Gegenüber der Stimmung, die dieser Krieg uns zurücklassen wird, würde die
infache Wiederherstellung des „Status, quo ante bellum" für Deutschland nicht Gewinn,
ondern Verlust bedeuten. Nur wenn die Verstärkung unserer politischen, wirtschaftlichen
nd militärischen Machtstellung durch den Krieg die durch ihn entzündete Feindschaft
rheblich überwiegt, werden wir uns mit gutem Gewissen sagen, daß unsere Gesamtlage durch
en Krieg verbessert wurde.

Andererseits ist es notwendig, die Fühlung zu erhalten, wiederherzustellen und die
Verbindung zu festigen mit solchen Staaten, mit denen Deutschland in diesem Kriege
nicht die Waffen kreuzte, gleichviel ob die Propaganda der feindlichen Presse und feindliche
Agitatoren in diesen Staaten die Volksstimmung während des Krieges gegen uns ein-
nahmen oder nicht. Hier müssen die politischen Notwendigkeiten über nationale Stimmungen
und Verstimmungen, auch über die berechtigten, hinwegschreiten. Muß Deutschland durch
Vergrößerung seiner Macht in die Lage versetzt werden, die durch den Krieg unendlich
verstärkten und gesteigerten alten Feindschaften zu ertragen, so täte es nicht gut, nicht
auf die Freundschaft derer Wert zu legen, die ihm im Kriege nicht Feinde waren. Sache
festen, entschlossenen Wollens auf der einen, staatsmännischer Geschicklichkeit auf der
anderen Seite wird es sein, beide Ziele zu erreichen, ohne daß eines leidet."

Literarische Emanzipationsfrüchte. Wir Gegner der Frauenbewegung haben immer
die Meinung verfochten, daß diese Bewegung, die nach Lily Braun, einer gewiß unver-
dächtigen Zeugin, „die Axt an die Wurzel der Menschheit legt", schließlich auch zu einem
Umsturz überlieferter und bewährter Moralbegriffe führen muß. Die Anschauung, die
schönsten Edelsteine im Schmuckreif weiblicher Tugenden seien Keuschheit und Züchtigkeit,

erscheint gewissen Frauenrechtlerinnen des linken Flügels veraltet und philisterhaft. Warum soll das Weib sich nicht ebensogut „ausleben" wie der Mann? Es ist darum nur logisch, wenn der Verband fortschrittlicher Frauenvereine — der der organisierten Frauenbewegung angehört —, sich folgende hübsche Satzungen gegeben hat: „Der Geschlechtstrieb und seine Befriedigung sind an sich weder moralisch noch unmoralisch, sondern nur natürlich. Es ist das Recht jeder Persönlichkeit, ihr Geschlechtsleben unter eigener Verantwortung zu führen. Dem Staate und der Gesellschaft steht ein Eingriff in dieses Recht erst zu, wenn die Interessen anderer geschädigt werden." Es wäre wunderbar, wenn diese Denkweise nicht ihren Niederschlag in der deutschen Frauenliteratur gefunden haben sollte. Wir wollen darum aus der papiernen Hochflut, die Deutschland überschwemmt, auf gut Glück einige Erzeugnisse weiblicher Feder herausfischen, die Schiller, wenn er sie im Elysium lesen könnte, wohl veranlassen würden, sein Gedicht von der „Würde der Frauen" gänzlich umzuändern. Den Reigen möge Emma Stropp eröffnen. Sie brachte in der Zeitschrift „Frauenkapital", deren Mitherausgeberin sie war, eine „Modelle" betitelte Novelle, in der es heißt (Nr. 10, 1914, S. 15 f.): „Ich wandte mich um, Lona stand neben mir. Ihr leichtes Chiffonkleid floß lose und weich um den üppig-schlanken Körper, jede Linie ihres Leibes enthüllend, der Halsausschnitt ihres Gewandes war geöffnet und ließ die Pracht ihres Busens sehen. Sie bebte vor Erregung. Ihre Augen leuchteten in wildem Feuer, um ihren blühenden, schwellenden Mund zitterte ein scheues Lächeln, werbend, hingebend, verführerisch; ihre Arme hoben sich langsam, als wollten sie sich zu heißen Küssen um meinen Hals legen, ihr ganzes Selbst bot sich mir in dem Blick, mit dem sie mich umfing. Eine heiße, glutrote Welle schien über mich zusammenzuschlagen, ich hätte kein Mann sein müssen, um nicht dem Zauber dieses herrlichen Weibes zu erliegen. In glühenden Schlägen pochte das vom schweren Ungarwein erregte Blut in meinen Schläfen, jede Fiber in mir war gespannt, jeder Nerv zuckte und drängte, die berauschende Frau in meine Arme zu schließen, in wilden Küssen ihre heiße, dürstende Seele zu trinken" usw. Lüsterner schreiben Paul de Kock und Sacher-Masoch auch nicht als diese Dame, die sich nebenbei bemerkt rühmen darf, Mitarbeiterin der „Täglichen Rundschau" zu sein. Aber sie muß eine schüchterne Anfängerin genannt werden, wenn man sie mit der bekannten Schriftstellerin Hans von Kahlenberg vergleicht. Diese, deren gewürzter Stil ihr schon zur Bekanntschaft mit den Gerichten verholfen hat — eines ihrer Bücher wurde beschlagnahmt — hat uns 1913 einen Roman „Sünde" beschert, der einen wahrhaft erschreckenden Zynismus verrät. In diesem Werke gibt sich nämlich die Heldin gefühllos und kalt, bloß des Experimentes wegen, einem Manne preis! Man möchte glauben, tiefer könnte eine schreibende Frau nicht mehr sinken, und doch hat Annemarie von Nathusius dieses Kunststück fertig gebracht in ihrem 1914 erschienenen Roman „Ich bin das Schwert". In der Einleitung spricht sie von der „Morgenröte einer Zeit, da wir Frauen auch die letzten Fesseln abstreifen werden, um als ebenbürtige Beherrscher der Erde neben unseren bisherigen Sklavenhaltern zu schreiten". Geben wir den Inhalt kurz an. Renate von Falkenhain, aus ukermärkischem Geschlecht, eine scheue und zurückhaltende Natur, verliebt sich in Hans von Wandlitz-Demin und heiratet ihn. In glücklichen Flitterwochen toben beide ihre Sinnlichkeit aus. Bald aber zeigt Wandlitz sich roh und gewalttätig, zieht sie durch seine Oberflächlichkeit herunter und betrügt sie. Schließlich übt sie Vergeltung. Ihr erster Liebhaber ist ein Graf Gensbach, dann geht sie mit dem Herzog von Sangersheim nach Venedig durch. Hierauf macht sie sich in Berlin als Schriftstellerin selbständig. Ihr geschiedener Mann heiratet wieder, nachdem er versucht hat, sie im Auto in eine Irrenanstalt zu entführen. Renate wird jedoch von ihrem Freunde, dem Grafen Türmer, gerettet, dem sie sich später aus Dankbarkeit für kurze Zeit zu eigen gibt. Sie schlägt sich mühsam durch — ihre Familie ächtet sie, ihre Standesgenossen verklatschen sie, die Männer stellen ihr nach. Ein Lichtblick ist ein Aufenthalt in einem kleinen holsteinischen Bad, wo sie Künstler kennen lernt und Paul Ganters Seelenfreundin wird. Sie verfaßt ein Buch „vom großen Haß" und verbringt 1½ Jahre des Elends in München. Bebel

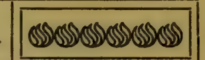
schickt ihr seine Erinnerungen mit Widmung. In höchster Not wendet sie sich an den Herzog von Hohenhausen, der ihr ein Gut schenkt, wo sie bis an ihren Tod lebt. Diese liebliche Geschichte ist anmutig verbrämt mit zwei Fehlgeburten der Heldin, dem Untergang ihrer Schwestern — deren eine, Armgard, von ihrem Manne, Herrn von Eilau, angesteckt, im Sanatorium endet, während die andere, Wera, von einem Adeligen verführt, im Kindbett stirbt — und der moralischen Verkommenheit ihrer Brüder: Robert von Falkenhain verlobt sich mit Gräfin Waltersbach, der Geliebten des Herrn von Wandlitz, weil sie Geld hat, und Christian heiratet eine reiche Schöneberger Bauerntochter. Man kann das Buch als eine Verherrlichung der „freien Liebe" bezeichnen. „Der tausendjährige Fluch der Frauen" — heißt es — „ist ihre moralische Unfreiheit, ihre Ehre, die eigentlich nur vom Gürtel abwärts besteht. Daß nicht jede Frau schamrot wird bei dieser frechen Vergewaltigung ihrer Menschenrechte! Gäbe es noch all die Erniedrigungen, wenn wir unsere Ehre da suchten, wo der Mann sie hat? Der wahnwitzige Gedanke von der sogenannten Keuschheit und Unberührtheit der Frau gebiert ihre größte Schande: die Bordelle, gebiert alle Erniedrigungen, deren (!) wir durch den Mann ausgesetzt sind. Das ist mein fester, unumstößlicher Glaube" (S. 258). Eine solche Sophistik, die nur der Dirne zugute kommt, bedarf keiner Widerlegung. Außerdem bemüht sich Frl. von Nathusius, den Adel möglichst schwarz zu malen und zu verunglimpfen. Sie äußert sich so über die Junker (S. 269): „Woher nahmen diese Menschen die fast irrsinnige Meinung ihres Wertes, ihrer ersten Stellung im Staate? Sie, die auf Grund ihrer Privilegien und des lächerlichen Nimbus, den (!) ihr buntes Kleid umgab, allen Übergriffen und Ausschweifungen frönten, die erdacht werden konnten? Warum schämte sich nicht jeder Bürger und verbat sich energisch, daß seine Ehre der eines Offiziers hintenangestellt wurde?" Nun, der Krieg hat die Nichtigkeit dieser und ähnlicher Vorwürfe erwiesen. Der deutsche Adel, dessen Mitglieder scharenweise für das Vaterland geblutet haben, hat gezeigt, daß er körperlich und geistig nicht minder gesund ist als das Bürgertum. Aber schon gleich nach dem Erscheinen des Romans mußte sich Frl. von Nathusius von der sozialistischen „Leipziger Volkszeitung" folgendes sagen lassen: „Ganz gewiß hat die ostelbische Junkerkaste längst jedes historische Recht darauf verwirkt, die führende Kaste des modernen Industriestaates Deutschland zu sein. Aber gerade, daß sie es trotz alledem und alledem immer noch ist, zeigt, sollten wir meinen, doch, daß sie als Ganzes wenigstens nicht so völlig innerlich morsch und korrupt sein kann, wie Annemarie von Nathusius es uns darstellt. Einer Kaste, die als Ganzes so völlig verfault ist, wäre längst das Heft aus der Hand gewunden worden. ... Es steckt in diesem Junkertum trotz alledem doch noch ein solches Maß von politischem Machtwillen und politischer Tatenentschlossenheit, daß das deutsche Bürgertum froh sein könnte, wenn es nur über den zehnten Teil davon verfügte." Wenn Sozialdemokraten so denken, dann können und müssen wir erst recht offen aussprechen, daß das Nathusiussche Buch ein widerwärtiges, verlogenes, gemeines Machwerk ist, ein Hintertreppenroman schlimmster Sorte, dessen literarische Wertlosigkeit — der Stil ist über die Maßen liederlich — nur von seinem sittlichen Tiefstand übertroffen wird. Man wird vielleicht meinen, es sei kleinlich, unseren Schriftstellerinnen die literarischen Sünden früherer Jahre jetzt noch vorzuhalten. Mit nichten! Nicht, was die Damen nun schreiben, wo sie unter dem Druck des Krieges ihre patriotischen, staatstreuen Herzen entdeckt haben, und für Kaiser, Reich und Heer schwärmen müssen, ist maßgebend, sondern was sie damals geleistet haben, als sie sich noch frei und unbefangen ihren Neigungen hingeben konnten. Darum müssen wir solche Zeugnisse, die uns den wahren Charakter der Emanzipationsethik enthüllen, sorgfältig zu den Akten nehmen. — Prof. Dr. Fr. Sigismund.

Bismarck und Bethmann. Am 15. Juni 1866, also unmittelbar vor der Kriegskatastrophe dieses Jahres, schrieb Professor von Bethmann Hollweg, ehemaliger preußischer Kultusminister, der Großvater des jetzigen Reichskanzlers, dem Könige Wilhelm von

Preußen einen Brief, dessen Hauptsätze Bismarck für denkwürdig genug erachtet hat, sie den „Gedanken und Erinnerungen" (Band 2 S. 13 ff.) einzuverleiben. Professor von Bethmann warnt darin den König aufs eindringlichste vor Bismarck und beschwört den Herrscher, sich dieses Abenteurers noch rechtzeitig zu entledigen, um das Vaterland von dem Rande des Abgrundes zurückzureißen. Mit der Überlegenheit der Professoren-Weisheit kennzeichnet Bethmann den Bismarck als lebensgefährlich für den Staat wegen seines Mangels an Besonnenheit und Folgerichtigkeit des Denkens. Bismarck sei ein Mann, der alles durcheinanderwürfe und es darauf ankommen ließe, was ihm zur Beute wird, ein Spieler, der nach jedem Verlust höher pointiert und endlich va banque mache. Offenbar hielt Professor von Bethmann sich selber als den rechten Ersatz Bismarcks. Denn es bedeutet allem Anschein nach eine Selbstempfehlung, wenn der Herr Professor den König bittet, die auswärtigen Angelegenheiten in die Hände eines Mannes zu legen, der durch und durch Preuße und deshalb unfähig ist, Preußens Ehre etwas zu vergeben, aber imstande, die auswärtigen Angelegenheiten zu einem glücklichen Ziele zu führen. König Wilhelm öffnete diesen Brief erst in Nikolsburg im Juli 1866. Seine Antwort begann: „In Nikolsburg eröffnete ich erst Ihren Brief, und Ort und Datum wären Antwort genug." Bismarck hat diesen Professor von Bethmann in seiner untrüglichen Menschenkenntnis richtig eingeschätzt. In einem Frankfurter Brief an seinen Freund Leopold v. Gerlach vom 13. Ostermonds 1854 nennt er Bethmann einen „Deutschen Michel von Bonner Gelehrten" und bemerkt über ihn: „Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann H. Verletzte Eitelkeit, äußerliche flache Ambition sind seine tiefsten Motive. Ihr Bruder liebt ihn christlicher, als ich es vermag."

Dar kloane Catechismo vor de siben Cameun usw., dessen Besprechung unser Mitarbeiter, Dr. L. Wilser-Heidelberg, im Dezemberheft S. 504 brachte, ist erschienen (als Neudruck) im Verlag der Mitteilungen Bund der Sprachinselfreunde, Fischer & Co., Leipzig-R., Grenzstr. 35 I. und kostet 20 Mark. Durch den Bundesgeschäftsführer Verlagsbuchhändler Alfred Baez, derzeit Artillerist im Fuß-Artillerie-Reg. Nr. 19, 5. Batterie, Posen-Solatsch.

Bücherbesprechungen.



J. v. Pflugk-Harttung, Die Mittelmächte und der Vierverband. Militärische, politische und wirtschaftliche Betrachtungen. Verlag von R. Eisenschmidt, Berlin NW. 1916, 223 Seiten. Geh. 5 M., geb. 5,75 M.

Der Verfasser sagt in der Einleitung: „Der jetzige Weltkrieg bewirkt eine solche Wucht und Mannigfaltigkeit der Ereignisse, so unerhörte Massenerscheinungen, derartig erschütternde Neuerfahrungen, wie bisher kein Menschenwerk auf dieser Erde. Nicht mehr Fürsten, Kabinette und Staaten stehen sich gegenüber, sondern die Völker ringen mit allen Fasern ihrer Kraft und ihres Könnens, ihres Geistes und ihrer Fäuste." Einige der hierher gehörigen Dinge, und zwar solche von besonderer Wichtigkeit finden sich in dem Buche erörtert, mit dem Grundbestreben nach Erkenntnis und Wahrheit. Das Buch besteht aus sieben Abschnitten: 1. Deutschland und Österreich; 2. Rußland, Frankreich und England; 3. Die Leiter des Schicksals; 4. Politik; 5. Der Krieg der Lüge; 6. Unbeliebtheit und Eigenschaften der Deutschen; 7. Das Wesen des Weltkrieges. Diese Kapitel hängen bei näherer Betrachtung eng innerlich zusammen. Das längste und wichtigste ist das letzte: „Das Wesen des Weltkrieges", worin der Verfasser den kühnen Versuch macht, auf verhältnismäßig knappem Raume den Krieg in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit zu

schildern, sowohl auf dem Lande, wie auf dem Meere und in der Luft, den der Waffen, der Wirtschaft und der Technik. Da wird zunächst auf das Riesenmäßige hingewiesen: auf die gewaltigen Imperien, die Riesenheere, Riesenentfernungen, Riesenansprüche und Leistungen, Riesenverbrauch an Menschen, Geld, Waffen, Geschossen und Material bis zum Stacheldraht. Es wird die Art des modernen Krieges geschildert in Angriff und Verteidigung, die Verwendung des Fußvolkes, der Artillerie, der Reiterei und der technischen Truppen, dann lernen wir die gesteigerte Waffentechnik und die neuen modernen Zerstörungswerkzeuge kennen, die Großgeschütze, das Maschinengewehr, die Handgranaten, die Minen, giftige Gase, das Flugzeugwesen, die Beförderungsmittel, wie Eisenbahnen, Automobile, Fahrräder, die Elektrizität, Bekleidung und Ernährung der Truppen. Kurz aber fesselnd wird das Wesen des Seekrieges geschildert bis zum U-Boote, ferner das Krankenwesen und die Feldpost. Schließlich geht der Verfasser zum Wirtschaftskampfe über: zu Deutschlands Landwirtschafts- und Industriemacht, zum deutschen Versicherungswesen, zur Steigerung der Technik, zu den Neuerfindungen in Chemie und Mechanik, selbst der Schützengraben wird zum Kunstwerke und doch kehrt man bisweilen zu überlebten Kampfarten zurück. Großartig sind die Leistungen der deutschen Kriegsministerien. Wir erfahren auch von der Wirkung des Wirtschaftskrieges bei den Verbandsmächten, von den amerikanischen und japanischen Kriegslieferungen. Der Weltkrieg war zugleich ein Krieg der Überraschungen. Den Schluß bilden die voraussichtlichen Folgen des allgemeinen Ringens.

Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte der Abschnitt über „die Unbeliebtheit und Eigenschaften der Deutschen" manches Interessante bilden, der freilich plötzlich mit Punkten abbricht, worin wir augenscheinlich das Walten der Zensur zu sehen haben. „Der Krieg der Lüge" ist in weitestem Rahmen gefaßt bis zu den romanischen Freimaurern, französischen Porzellanerzeugnissen und englischen Suffragetten. Das Getriebe der Auslandpresse lernt man in seiner ganzen zielbewußten Gemeinheit kennen. Wir verweisen dann noch auf das kurze Kapitel „Leiter des Schicksals", welches in scharfer Charakterzeichnung die Hauptdrahtzieher vorführt: König Eduard, Edward Grey, Poincaré, Delcassé, Iswolsky, Nikolai Nikolajewitsch u. a. Stets handelt es sich um Dinge, über die eigentlich jeder schon gelegentlich nachgedacht hat.

Überall begegnet man dem Streben nach Wahrheit, Anschaulichkeit, Umsicht und der gefälligen Form. Die Ausstattung des Buches ist für die Kriegszeit hervorragend.

Johannes Walther, Prof. Dr., „Zum Kampf in der Wüste am Sinai und Nil". Beobachtungen und Erlebnisse. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1916. 65 S. 8⁰.

Das durch den bevorstehenden Kampf um den Suezkanal recht zeitgemäße Kriegsheft des Hallenser Universitätsprofessors ist um so begrüßenswerter, als der Verfasser, auf der Rückreise aus Australien begriffen, im Suezkanal von den Engländern zu nachtschlafender Zeit aus einem holländischen Schiffe geholt und einige Zeit in Ägypten gefangen gehalten wurde, wobei er willkommene Gelegenheit fand, in dem jetzt hermetisch geschlossenen Lande einige eigene Beobachtungen zu machen. Er konnte hierbei an seine wiederholten Bereisungen Ägyptens und des Sudan anknüpfen und es gereicht mir zu besonderer Genugtuung, zu sehen, wie die Ermittelungen des Verfassers größtenteils bestätigen, was ich schon vor nun einem Jahrzehnt in meinem Orientbuche: „Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien", Stuttgart 1915, aussprechen konnte. So meine damals gemachten Hinweise auf die große Bedeutung der mächtigen Nilstauwerke für den Fall einer Verteidigung des Besitzes von Ägypten (S. Walther, S. 40), weiters auf die weitreichenden Folgen der Abschnürung des Sudans von Ägypten durch die Bahn von Berber nach Port Sudan (S. 54), auf das Erwachen des Islam, den manche vor dem

großen Kriege schon zu den politisch Toten geworfen, und der nun doch kräftiger wieder auflebt (S. 35 oben, S. 61), als jemals gehofft werden konnte, auf die fehlerhafte Anlage des großen Staudammes von Assuan (S. 39) u. a. m. Nicht befreunden kann ich mich hingegen mit der Anschauung des Verfassers, daß die Verödung Nubiens erst „wenige Jahrzehnte" zurückreichen soll (S. 42), denn diese Verödung begann, wie in meinem besagten Buche (S. 125) gezeigt wird, schon gleich nach dem Niedergange des neuen Reiches der alten Ägypter und ist seither nicht mehr zum Stillstande gekommen. Eine Reihe zum Teil selbst aufgenommener Bilder veranschaulichen Walthers Ausführungen in willkommener Weise. Adolf Harpf.

Friedegg, Ernst, Dr., Millionen und Millionäre: Wie die Riesen-Vermögen entstehen. Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch., Mk. 4,50.

Dies Buch, meist ältere Aufsätze aus dem „bekannten" Neuen Wiener Tageblatt, ist mit all der Vorsicht geschrieben, deren ein Literat bei Behandlung dieses heikelsten Themas der Rasse bedarf. Er lobt den Kapitalismus, stellt ihn als heilige Notwendigkeit dar, wofür gleichwertiger Ersatz niemals zu schaffen sei, und will zu einer volkstümlichen Naturgeschichte des Kapitals dadurch beitragen, indem er von Besitzern vermutet, oder sich harmlos erzählen läßt, wie sie eigentlich zu ihrem vielen Geld kamen. Von Gaunerei ist aber kaum die Rede. Wohl um abzulenken und auszugleichen, behandelt Friedegg auch fürstliche und geistliche Millionäre, z. B. die Päpste, Kaiser Wilhelm und König August von Sachsen — man sollte doch solche zudringlich empörenden, jedem germanischen Gefühl ins Gesicht schlagenden Darstellungen und Urteile über Monarchen und Monarchien, die damit mehr oder weniger händlerisch abgestempelt werden sollen, im Staatsinteresse untersagen! — Fr. unterscheidet ferner nicht zwischen produktivem und wucherischem Kapital, so daß wer in der Biologie unbewandert ist, das Buch nicht gerade verständiger verlassen wird, während es doch jedem Leser bei Prof. Sombart's bekanntem tiefgründigen, wissen- und wirtschaftlichen Werk meist wie Schuppen von den Augen zu fallen pflegt.

Wiedererscheinen der „Vorposten". Mit Ausbruch des Krieges sind verschiedene völkische Zeitschriften vom Markte verschwunden, teils weil die Herausgeber den Anweisungen der Vorschriften für die Zeitungen nicht folgen konnten, ohne ihre Richtung zu ändern, teils weil Herausgeber und Mitarbeiter ins Feld gerückt waren. Auch die „Vorposten" des Verbandes gegen Überhebung des Judentums E. V. wurden im August 1914 eingezogen. Das soeben erschienene 12. Heft des 3. Jahrganges der Zeitschrift „Auf Vorposten" (Verlag „Auf Vorposten" Charlottenburg 4, Preis vierteljährlich 1,50 Mark) erklärt in seinem Leitaufsatze „Rückblicke und Ausblicke", die „Vorposten" seien jetzt wieder ausgestellt worden gegen den schamlosen Wucher, gegen die ungenügenden Leistungen der Kriegsgesellschaften, gegen die Entwertung des Geldes und gegen die von langer Hand vorbereiteten Versuche zur Einführung einer Schein-Volksherrschaft. — Der 2. Aufsatz „Von der Macht des Goldes" zeigt den Erfolg der vorausschauenden Staatsweisheit des Reichsbankpräsidenten Havenstein zur Erhaltung und Stärkung unserer Goldvorräte; er warnt jedoch zugleich vor dem Goldwahne, in welchen die Geldhändler alle Völker versetzen wollen, um sie recht ungestört ausplündern zu können. — Es folgt eine Lebensbeschreibung des neuen Staatssekretär des Innern Dr. Karl Helfferich, des „früheren Kampfgenossen und Schülers von Ludwig Bamberger" und ein Schlußwort, in welchem die staatsrechtliche Stellung des Königs von Bayern „Ludwig des Deutschen", in auswärtigen Fragen erörtert und beleuchtet wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 29. 7. 16.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 6 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Über die hinter den politischen Ansichten steckenden Absichten.

Vom Herausgeber.

Von seiten der angeblich „Objektiven" wird nur zu oft die Behauptung aufgestellt, jene Verschiedenheit der Ansichten über die zu erreichenden Kriegsziele, namentlich den Westmächten gegenüber, erkläre sich aus innerpolitischen Beweggründen. Man sei auf seiten der Rechten mißtrauisch gegen die nach dem Frieden in Aussicht gestellte „Neuorientierung" der Innenpolitik und suche darum die „äußere" Politik der Regierung und deren Motive zu verdächtigen. Besonders sind es die Kreise der „Frankfurter Zeitung" und des „Berliner Tageblattes", von denen diese Unterstellung allen Rücksichten auf den Burgfrieden zum Trotz immer und immer wieder versucht wird.

Vom Standpunkte der politischen Klugheit, die ja diese Blätter bezw. deren Hintermänner für sich ganz besonders in Anspruch nehmen, ist ein solches allzu durchsichtiges Verhalten eigentlich recht verwunderlich, denn man sucht bekanntlich „keinen hinter der Türe, hinter der man nicht selbst gestanden hat". In der Tat: wenn nicht jeder politisch halbwegs Urteilsfähige schon längst wüßte, warum gewisse Kreise der äußersten Linken, die noch kurz vor dem Kriege auf ihre demokratisch-republikanische Gesinnung so stolz waren, sich jetzt manchmal regierungsfreundlicher als die Regierung und monarchischer fast als der Monarch gebärden: — jener der Rechten untergeschobene innerpolitische Beweggrund müßte ihren

eignen Beweggrund zweifelsfrei offenbaren. Mögen also diese Kreise der Linken sich noch so oft auf den Ausspruch des Kaisers berufen: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", es weiß doch jeder, der ihr Verhalten vor dem Kriege und auch während desselben beobachtet hat, nur zu genau, worauf es ihnen nach wie vor einzig und allein ankommt. Nicht die Größe und gesicherte Zukunft des gesamtdeutschen Vaterlandes, sondern die Verwirklichung ihres schon vor dem Kriege erstrebten Parteiprogrammes schwebt ihnen vor Augen, wenn sie trotz aller schlimmen, mit den Westmächten und namentlich mit den Vereinigten Staaten von Amerika gemachten Erfahrungen dennoch immer und immer wieder dem Wahne einer „Verständigung" mit diesen Mächten nachjagen. Dieser Wahn erscheint ihnen offenbar so schön, daß sie darüber sogar ihre von ihnen selbst so oft gerühmte „nüchterne Überlegung", ja ihr Geschäftssinn im engern Sinne im Stiche läßt.

Wenn nämlich dahinter nur wirtschaftliche Geschäftsinteressen, keine innerpolitischen Herrschaftsgelüste steckten, dann müßten doch gerade sie als Hauptvertreter der Interessen des Außenhandels vor allen anderen die vollständige Besiegung Englands und darum die rücksichtslose Anwendung aller uns gegen diesen Hauptfeind zur Verfügung stehenden Kriegsmittel ersehnen; denn was der englische Außenhandel dadurch verlieren müßte, könnte doch in diesem Falle um so größeren Teils der deutsche sofort oder sehr bald nach dem starken Frieden gewinnen.

Sicherlich werden sich das die in Rede stehenden Kreise zunächst wohl auch gesagt haben. Aber sie werden weiter gesehen und dann gefolgert haben: wenn England und die Westmächte, überhaupt die „westliche Kultur" wirklich besiegt wird, dann siegt damit auch zugleich in der öffentlichen Meinung des Inlandes und — — Auslandes der deutsche Militarismus, Aristokratismus und Monarchismus, also der heldische, nicht der händlerische Geist, unter dessen Suggestion die europäischen Völker ja bisher mehr oder weniger alle, alle gestanden haben, denn der moderne Liberalismus, Demokratismus und demokratische Republikanismus ist ja nichts als sozusagen die „Materialisierung", die Stoff und Form gewordene Auswirkung dieses händlerischen Geistes. Er vertritt die Absicht, die hinter der entsprechenden politischen Ansicht steckt, mag man sich dabei auch noch so „objektiv" gebärden. Die Verwirklichung dieser Absicht wäre aber eben durch den vollständigen Sieg über die Westmächte, die Hauptträger des dem heldischen Geiste unüberbrückbar entgegengesetzten Händlergeistes, für jede absehbare Zeit zunichte gemacht, und das ist es, was gewisse nach Blut und Gesinnung zumeist fremde, undeutsche Elemente innerhalb unserer Grenzen offenbar nicht zu ertragen vermögen. Ob auch der deutsche Außenhandel als wirtschaftlicher Beruf, als dienendes Glied des Ganzen durch den vollkommenen Sieg über England noch so sehr gewinnen würde: — die von gewissen Vertretern

der Händlerinteressen erträumte **Herrschaft** im Staate und in der Welt, die man vor dem Kriege größtenteils schon hatte und durch den Krieg nur vollenden wollte, würde dadurch wieder „ad calendas graecas" vertagt. Das weiß man auf gewisser Seite nur zu genau, und darum will man lieber sich mit England „verständigen" und in die Herrschaft teilen, als nach der völligen Niederlage Englands auf die Herrschaft überhaupt verzichten. Daß man das nicht offen eingestehen will und dafür alle möglichen anderen Gründe hervorsucht, ist selbstverständlich, ist alte händlerische Täuschungspraktik, über die doch gerade der gegenwärtige Krieg hinreichend aufgeklärt haben sollte.

In diese geheimen Absichten nicht aller, aber **gewisser** Vertreter der deutschen Handelsinteressen und ihrer Gefolgschaft muß einmal gründlich hineingeleuchtet werden. Das ist im Sinne eines gesunden Friedens und der gesicherten Zukunft des **gesamten** deutschen Volkes dringend geboten. Es ist um so mehr geboten, als diese **geheimen** Absichten gewisser international gesinnter Kreise innerhalb unserer Grenzen den **ganz offen ausgesprochenen** Absichten unseres äußern Hauptfeindes **entgegenkommen**. Auch dieser will ja, nachdem er die „**Vernichtung**" Deutschlands hat notgedrungen aufgeben müssen, „nur noch" die Abschaffung des die ganze Welt angeblich mit Verknechtung bedrohenden preußischen „Militarismus" und starken (militärischen) Monarchismus, d. h. der Stoff und Form gewordenen Auswirkung des **heldischen** Geistes. Die angeblich in Preußen und Deutschland allein herrschende „Militärkaste" mit ihrem aristokratischen Autoritäts- und Ehrbegriff galt ja von jeher und gilt der händlerischen Staatskunst, wie sie im letzten Mai- und Juniheft näher gekennzeichnet worden ist, noch immer als „der Feind", der, wie man heuchlerisch sagt, im Interesse der „Freiheit" und „Zivilisation" bis zur „Vernichtung" zu bekämpfen ist. Was da für eine „Freiheit" und „Zivilisation" nur gemeint sein kann, wurde ja im Juliheft zweifelsfrei festgestellt; aber was geht das die Hintermänner der „Frankfurter Zeitung" und des „Berliner Tageblatts" an. Für diese kristallisiert sich jene in Gemeinschaft mit unseren Feinden und im Schutze des „Burgfriedens" verleumderisch als „Kaste" bezeichnete Gesellschaftsschicht bekanntlich im preußischen „Agrarier"- und „Junkertum", und von ihm hat die erstere Zeitung bekanntlich einmal geschrieben: „Ecrasez l'infame"! Man hat auch jetzt noch nicht gemerkt, daß sie in dieser Beziehung „umgelernt" hat.

Wenn man den Hinweis auf diese unbestreitbare Tatsache als eine Bedrohung des Burgfriedens denunzieren wollte, dann ist zu bedenken, daß die hier in Rede stehenden Kreise den Burgfrieden mit jener eingangs erwähnten Unterstellung zuerst gebrochen haben, und daß, selbst abgesehen von diesem Vorgang, kein Wachsamer verpflichtet werden kann, den Burgfrieden gegenüber denjenigen zu beobachten, von denen zu befürchten ist, daß sie die Burg dem Feinde — bewußt oder unbewußt, direkt oder

indirekt — ausliefern könnten. Schließlich ist ja doch wohl der Burgfriede um der Sicherheit der Burg willen, nicht um sie möglicherweise zu gefährden, da.

Um die Möglichkeit einer solchen Gefährdung handelt es sich aber in der Tat, wenn für ein durch seine geographische Lage und geschichtliche Entwicklung auf die Verteidigung gegen eine Welt von Feinden dauernd angewiesenes Land und Volk eine Staatsverfassung und eine Regierungsform erstrebt wird, die nicht dem heldischen, sondern dem händlerischen Geiste angemessen und ihm zu dienen bestimmt ist. Mag das bewußt oder unbewußt, aus guter oder aus schlechter Absicht geschehen, — die Unkenntnis der Natur- und Lebensgesetze schützt nicht vor der Strafe, die eine Umgehung oder Übertretung derselben nach sich zieht.

Der angezogene Fall ist nur ein — heute allerdings besonders naheliegendes — Beispiel für die ganz allgemein gültige Wahrheit, daß hinter jeder politischen Ansicht, gleichviel welcher, eine bestimmte politische Absicht steckt, und daß es in politischen — wie übrigens auch in religiösen und noch manchen anderen — Dingen eine sogenannte „Objektivität" gar nicht gibt. Es ist überaus beklagenswert, daß die Erkenntnis dieser Wahrheit noch so wenig verbreitet ist und daß von gewisser Seite noch immer alles nur Denkbare geschieht, um ihre Verbreitung zu verhindern. So hat man denn noch immer nicht die hinter der politischen Ansicht von einem sogenannten „Fortschritt" — gegenüber einer sogenannten „Reaktion" — steckende Absicht allgemein genug erkannt, und es sieht heute sogar auf seiten der Reichsregierung fast so aus, als ob man sich bereits damit abgefunden hätte, daß der altpreußisch-heldische Geist und der ihm entsprechende Staatsgedanke, der Preußen-Deutschland groß und gegen eine Welt von Feinden widerstandsfähig, ja siegreich gemacht hat, nach dem Frieden einem sogenannten „fortschrittlichen", d. h. demokratisch-liberalen, händlerischen Geiste wie ein Besiegter weichen müsse.

Eine solche politische Farbenblindheit ist nur erklärlich für Augen, die von Natur und Kultur an ganz andere Objekte als normale deutsche Augen angepaßt sind. Es kann nur ein fremder, fremden Lebensinteressen bewußt oder unbewußt dienender Geist sein, der auf diese Weise den heldischen deutschen Geist zugunsten des undeutschen händlerischen verdrängen will. Und wenn die Träger dieses Geistes sich wirklich einbilden, nicht etwa nur vorgeben, damit dem deutschen Lande und Volke ehrlich dienen zu können, so ist das eine Selbsttäuschung. Mögen sie sich dabei noch so sehr auf ihre angeblich „nüchterne", „objektive" Überlegung berufen, es gibt, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, in solchen Dingen überhaupt keine „Objektivität". Wer hier wirklich „objektiv" sein will, sich nicht bloß so stellt, wie es gewöhnlich geschieht, verfällt damit nur zu leicht fremden Suggestionen, wird, ehe er sich dessen recht versieht, Werkzeug fremder

Interessenpolitik. Es gibt für eine solche Objektivität auch keinen auf rein verstandesmäßigen Überlegungen beruhenden „Beweis". Wer für seine politischen — genau so wie für seine religiösen und ähnlichen — Überzeugungen überhaupt eines solchen Beweises[1]) bedarf, zeigt gerade dadurch, daß er in dieser Beziehung überhaupt keine wahren, echten, aus den tiefsten Lebensgründen des rassischen, ständischen, völkischen Instinktes stammenden Überzeugungen hat. Er ist dann in dieser Beziehung sozusagen „desorientiert" und dient mit seinem Tun und Lassen dann im günstigsten Falle rein persönlichen bezw. familiären Nützlichkeitsinteressen, aber nicht den Interessen derjenigen Lebensgemeinschaft, der er von Natur und Kultur zugehört, aus der er wie ein Zweig aus gemeinsamem Stamme oder Wurzelstocke entsprossen ist. Er wird dann sogar, mag er es wollen oder nicht, fremden Artinteressen dienen. Im Januarheft 1916 ist das unter der Überschrift: „Die Technik der Suggestion im Völkerleben", S. 506—509, deutlich gezeigt worden. Das Vorgeben der „Objektivität" gehört, wie auch im Maiheft 1916 S. 66—67 erkennbar gemacht wurde, zu den raffiniertesten Mitteln händlerischer Täuschungskunst.

Solche späten — hoffentlich nicht zu späten — Erkenntnisse konnten nur auf dem Boden einer biologisch orientierten Politik erwachsen, in ähnlicher Weise, wie der Triumph der modernen Technik — vergl. voriges Heft — nur auf der entsprechenden naturwissenschaftlichen Grundlage möglich war. Das Fehlen solcher Erkenntnisse und die dadurch mögliche Verdächtigung der natürlichsten Instinkte hat gerade unserem deutschen Volke, das alles, auch den Irrtum gründlicher als andere ausprobiert, am meisten geschadet. Dieser Mangel hat gerade das vor allen anderen gerecht empfindende deutsche Volk aus falsch verstandener Gerechtigkeitsliebe oft gegen seine innersten Instinkte, seine heiligsten Gefühle sprechen und nicht selten sogar handeln lassen. Dieser Mangel hat ihm zu Zeiten beinahe das Leben gekostet und würde ihm sicher noch das Leben kosten, wenn es sich jetzt, in der entscheidenden Stunde seines ganzen bisherigen Daseins, nicht eines Besseren belehren ließe.

Der Deutsche möge sich also endlich folgendes gesagt sein lassen: Welche begriffliche oder bildhafte Prägung religiöse, politische und andere ähnliche Überzeugungen auch angenommen haben, sie sind stets falsch bezw. gar nicht vorhanden, wenn sie nicht aus den tiefsten Lebensgründen und Lebensbedürfnissen der rassischen und völkischen Eigenart, aus der Absicht einer Förderung derselben entsprungen sind. Es gibt in dieser Hinsicht auch keine Freiheit im Sinne der Willkür oder willkürlichen Annahme nach vorausgegangener rein verstandesmäßiger Prüfung, sondern höchstens Freiheit im Sinne der zwanglosen Auswirkung angeborener,

[1]) Vergl. Dr. Franz Haisers treffliches Buch: „Die Überzeugungskraft des Beweises", ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft". C. Konegen, Wien. 360 S. gr. 8. Siehe auch die Anzeigen auf dem Umschlag.

„potentieller" Natur- und Kulturkräfte. Sind deren Träger gesund und stark, auch rassisch und völkisch hinreichend klar bestimmt, dann werden sie dem Versuche artfremder Suggestion auch nicht zugänglich sein, werden diesen Versuch vielmehr energisch von sich weisen und nur diejenigen geistigen und gemüthaften Einflüsse auf sich wirken lassen, die ihrer innersten angeborenen Natur und Kultur entsprechen. Nur die Erregung der persönlichen Selbstsucht, des persönlichen Vorteils wird den Einzelnen dann einer artfremden Suggestion zugänglich machen. Bekanntlich ist aber eine solche Erregung der Selbstsucht, wenn sie zu politischen Zwecken erfolgt, ein schweres Verbrechen, ein direkter oder indirekter Bestechungsversuch, der wie ein schweres Verbrechen angesehen und bestraft werden müßte.

Das gilt, wie gesagt, für die Gesunden und rassisch wie völkisch hinreichend klar Bestimmten. Anders ist es bei einem unbestimmt gerichteten rassischen oder auch nur völkischen Mischling, dessen seelische Triebkräfte keine Resultante haben, d. h. sich nahezu aufheben. Dieser wird in allen nicht rein selbstsüchtigen bezw. familiären Interessen dienenden Dingen einen schwankenden Charakter haben und darum bald dieser, bald jener Suggestion zugänglich sein. Einer solchen Persönlichkeit die Führung der Interessen eines ganzen, großen Volkes, noch dazu in einer entscheidenden Stunde anzuvertrauen, wäre geradezu unsinnig. Das wäre so viel, wie einen Farbenblinden während der Seeschlacht zum Flaggentelegraphisten zu machen. Noch gefährlicher wäre natürlich eine rassisch wie völkisch ungemischte, aber artfremde Persönlichkeit. Eine solche könnte, ob sie es wollte oder nicht, ein Volk nur falsch, d. h. im Sinne fremder Lebensinteressen führen.

In einer — vielleicht nicht mehr fernen — Zeit, wo das „biologische" Denken dieselbe Verbreitung, wie heute das „technische" — vergl. den betreffenden Aufsatz des vorigen Heftes — erlangt haben wird, werden Hinweise, wie die soeben erfolgten, ganz überflüssig sein. Man wird dann solche Wahrheiten für selbstverständlich halten und jeden öffentlich kundgegebenen Zweifel daran wie einen Angriff auf die Wurzel des rassischen und völkischen Lebensbaumes ansehen. Wer sich dabei — es könnte nur ein Artfremder sein — auf seine „Objektivität" berufen wollte, würde ausgelacht, oder wenn seine Verführungskünste Erfolg hätten, hinter Schloß und Riegel, wie beliebige andere Verbrecher, gebracht werden. So gefestigt werden dann die religiösen und die politischen Überzeugungen wieder sein.

Das Schwanken und schließlich völlige Zusammenbrechen der festen, natur- und kulturwüchsigen Überzeugungen wird überall dann beginnen und sich ausbreiten, wenn das in rassischer, oder völkischer, oder in beiderlei Beziehung unbestimmt gerichtete Mischlingstum, der „Kötertypus" zahlenmäßig überwiegt oder eine einflußreiche Minderheit ausmacht. Es werden dann gerade in bezug auf Natur und Kultur sogenannte „Wahrheiten" ver-

ündet, die ohne Verkennung der dahinter stehenden und sie tragenden Absichten sofort als das strikte Gegenteil von Wahrheit erkannt werden würden. Der z. B. — um ein naheliegendes Bild zu gebrauchen — sämtliche Natur- und Kulturrassen der Pferde, Rinder, Hunde usw. wahllos mit einander vermischen, oder auf ein und demselben Acker gleichzeitig Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und dazu noch allerlei Unkraut ernten wollte, würde unter einen landwirtschaftlichen Berufsgenossen und nicht bloß unter solchen für einen seltsamen „Züchter" bezw. „Kulturpolitiker" gehalten werden. In bezug auf sämtliche Rassen und Klassen der Menschheit jedoch kann heutzutage ein liberal- oder sozialdemokratischer „Politiker" genau dasselbe verkünden und sogar als angeblich „höchste Blüte der Kultur" — fordern, ohne daß er auf offener Straße ausgelacht und in ein Irrenhaus gesteckt wird. Auch wird ein solcher, wie er von sich glaubt, „echter und rechter Volksmann" heutzutage sogar noch „Gelehrte" finden, die seinen Ansichten eifrig zustimmen und jeden Laien oder Fachmann, der in dieser Beziehung entgegengesetzter Ansicht ist, der innerhalb der Rasse und Klasse ein gewisses Maß von Inzucht und „Korpsgeist" als zur Erhaltung der guten Eigenschaften der Rasse und Klasse unbedingt nötig erachtet, für rückständig, „reaktionär" erklären. Daß hinter solcher Ansicht nur bei den „Reaktionären" eine Absicht — bei den anderen aber nicht — stecken könnte, dürfen gewisse Gelehrte heutzutage ganz ruhig und sogar öffentlich aussprechen. Kaum jemand findet in solchen angeblich „objektiven" Erkenntnissen etwas hanebüchen Dummes oder Unverschämtes.

Es wurde schon zugegeben, daß natürlich auch hinter den Ansichten der, wie man heute sagt, „reaktionären" Politiker bestimmte Absichten stecken, und das ist ganz in der Ordnung, denn kein halbwegs vernünftiger Mensch tut oder läßt irgend etwas für sein Volk und Vaterland in Gegenwart oder Zukunft Folgenschweres ohne bestimmte Absicht; aber er behauptet nicht, damit „die" Wahrheit an sich, die „objektive" Wahrheit — die es in bezug auf solche Dinge gar nicht gibt — zu vertreten. Er weiß, daß seine persönlichen, ständischen, völkischen, rassischen usw. Ansichten im besten Falle nur für bestimmte Persönlichkeiten, soziale Schichten, Völker, Rassen als Wahrheiten gelten können, daß überhaupt wahrhafte Kultur nicht ohne Sonderung, „Differenzierung", wie man es sonst überall für selbstverständlich hält, möglich ist. Er glaubt auch nicht, daß in Zeiten, wie den heutigen, wo die Lüge mehr als jemals absichtlich oder unabsichtlich als „Wahrheit", ja als „die" Wahrheit schlechtweg verzapft wird, er immer, selbst von sogenannter „autoritativer" Seite richtig belehrt wird. Er hält sich darum nicht, wie der heutige liberale oder soziale Demokrat, für politisch unfehlbar und alle, die nicht seiner Ansicht sind, für Dummköpfe oder Schurken. Er weiß, daß für die Selbstbehauptung des Räubers die Räubermoral, des Köters die Kötermoral notwendig ist. Er ist deshalb gerade heute, wo in der Politik fast überall die Lüge herrscht,

der politischen Belehrung, wenn er annehmen kann, daß sie von seinesgleichen und in ehrlicher Absicht entgegengebracht wird, nicht unzugänglich. Das ist der Standpunkt des in Hinsicht der Rasse, sozialen Schicht und völkischen Zugehörigkeit klar bestimmten Menschentypus, der die für ihn gültige Wahrheit nicht zu fürchten und deshalb auch nicht zu verheimlichen braucht.

Sein Widerspiel ist der rassen- und klassenlose, international gesinnte Kötermensch, in welchem, mag er Millionär oder Bettler sein, kein rassischer, oder ständischer, oder völkischer, nur der persönlich-selbstsüchtige (individuelle) Instinkt vorwaltet, der aber diese Selbstsucht als „Menschheitsinteresse" maskieren muß, wenn er nicht als gemeingefährlich erkannt werden will. Ein Zusammenschluß von solchen Kötermenschen ist nur als unorganischer Zweckverband auf Grund der Negation von Rasse, Klasse, Volk, also jeder natürlichen, organischen Gemeinschaft möglich. Restlos zu verwirklichen ist ein solches „Ideal" nur innerhalb einer Bande von Räubern, Dieben, von Deklassierten, Entwurzelten oder sonstwie aus der organischen Gemeinschaft Ausgestoßenen. Einen solchen bandenhaften Zusammenschluß „Organisation" zu nennen, ist eigentlich ein Widerspruch in sich selbst, denn alle organischen Bande fehlen hier. Selbst der Familienverband wird hier nicht anerkannt. Die Kinder, soweit man sich mit solchen überhaupt befaßt, sind Gemeineigentum, und die — hier in des Wortes verwegenster Bedeutung „emanzipierten" — Weiber gehen von Hand zu Hand.

Es ist selbstverständlich, daß diese Ideale von Kultur und Zucht einerseits, von Unkultur und Unzucht andererseits niemals oder höchst selten in dieser Klarheit ausgeprägt sind. Es ist aber notwendig, sie einmal in dieser Weise gegenüber zu stellen, um die Absichten aufzudecken, die — mag man sich dessen bewußt sein oder nicht — hinter den Ansichten der heute einander schroff gegenüberstehenden Politiker stecken. Dabei muß leider festgestellt werden, daß man dem einen „Ideal", dem der Unkultur und Unzucht, heute vielfach bereits näher steht, als dem andern, dem der Kultur und Zucht.

Man könnte einwenden, daß selbst von den Radikalsten der heutigen liberalen oder sozialen Demokraten kaum jemand an eine restlose Verwirklichung des Parteiprogrammes dächte, daß alle es im Grunde nur als Gegenwirkung gegen eine auf der anderen Seite etwa zu weitgehende „Reaktion" betrachteten. Würden sie sehen, daß die Verwirklichung ihres Parteiprogrammes tatsächlich zur Auflösung aller Zucht und Ordnung, aller zurzeit noch bestehenden Staaten, Völker, Stände, ja sogar der Familie führte oder auch nur zu führen drohte, dann würden selbst sie, die Radikalsten unter den liberalen und sozialen Demokraten, vielleicht ebenso „reaktionär" oder noch reaktionärer werden, als die heutigen Konservativen und Zentrumsleute.

Wir wollen — ritterlicherweise — einmal annehmen, es wäre so. Würde dann eine Umkehr in dem gedachten Falle nicht zu spät kommen?

Würde der völlige Verfall der Zucht und Ordnung dann noch aufzuhalten sein?

Jeder, der die Gesetze der natürlichen und kulturellen Entwicklung der Lebewesen, insbesondere der menschlichen, an der Hand der Natur- und Kulturgeschichte, sowie der neuern biologischen Wissenschaft halbwegs kennen gelernt hat, muß diese Frage auf das entschiedenste verneinen. Er weiß, daß Zucht und Kultur, wie alles aufwärts, gegen die natürliche Fallkraft, den Zug nach unten, oder gegen den Trägheitswiderstand der Masse gerichtete Bestreben, einen Erfolg nur haben kann, wenn in dieser Richtung ein Überschuß von Kraft vorhanden ist. Ein solcher Überschuß ist aber in der Regel nur dann denkbar, wenn die aufwärts gerichteten Kräfte voll ausgenutzt, mit aller Strenge eingesetzt und die ihnen entgegenstehenden Hindernisse auf jede nur mögliche Weise beseitigt werden. Geschieht das nicht, duldet man die Hindernisse, ja, ermattet auch nur der Drang nach oben, so wird, selbst wenn keine direkten Hindernisse vorlägen, der Niedergang dennoch eintreten. Es ist eben nichts so empfindlich wie der Geist wahrer Hochkultur und nichts so schwierig wie dessen Durchsetzung. Unbeugsame Strenge, ja Härte ist dazu meist unvermeidlich, Geduld nur selten angebracht. Verstärken sich aber gar noch die Hindernisse durch allzu „liberale" Duldung, dann muß der Fortschritt nach unten, in der Richtung der Unkultur und Unzucht sich geradezu beschleunigen. Man kann also nicht erst warten, bis der Gleichgewichtszustand aufgehoben und die Anzeichen des Niederganges auch den blödesten Augen sichtbar werden. Dann wäre keine Macht des Himmels und der Erde mehr imstande, die Bewegung aufzuhalten und den Zusammenbruch aller sittlichen und gesetzlichen Ordnung zu verhindern.

Nun ist es aber meiner Ansicht nach gar nicht einmal so, wie wir vorher „ritterlicherweise" angenommen haben. Ich glaube nicht, daß auch nur die vergleichsweise „Gemäßigten" unter unseren liberalen und sogenannten sozialen Demokraten sich über das Unheilvolle ihrer Bestrebungen überhaupt ernsthafte Gedanken machen. Ihr durch langjährige schlappe Duldung, ja offene Ermutigung und Begünstigung dick und fett gemästeter geistiger Hochmut, ihr sinnlos aufgepeitschter Haß gegen ihre politischen Gegner erlauben ihnen gar nicht, andere als die von ihren schlauen Hintermännern gewünschten und suggerierten Gedanken zu hegen. Sonst müßte ihre „Umkehr" doch schon längst erfolgt sein. Kann denn irgend einem, der auch nur einen Schimmer von Verständnis für Kultur und Zucht einerseits, für Unkultur und Unzucht andererseits hat, verborgen geblieben sein, wie auf nahezu allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens — mit Ausnahme vielleicht des viel verschrienen „Militarismus" — jener Gleichgewichtszustand längst überwunden ist und die Bewegung abwärts gleitet? Gilt nicht schon beinahe überall, außer beim Militär, Schlappheit für Verdienst, Weichlichkeit und Weiner-

lichkeit für Seelenadel? Behauptet nicht der Kötertypus mit seinem falschen Humanitätsideal ganz frech, der Sinn der Welt und des Menschenlebens zu sein? Hält dieser entartete bezw. ganz artlose Typus nicht selbst den Versuch zur Umkehr, zur Gegenwehr gegen den Fortschritt der Unzucht, den der gegenwärtige Krieg an die Hand gegeben hat, für einen Frevel, der um jeden Preis verhindert werden müsse? Sollten nicht, wenn es nach ihm ginge, alle besonderen Staaten, Völker, Klassen, Rassen verschwinden, um der „Menschheit", der allgemeinen Verköterung und Verschlampung Platz zu machen? Ist denn nicht auch dementsprechend die staatliche, völkische, ständische Bindekraft überall lockerer, anstatt fester geworden? Suchen nicht der Feminismus gewisser Männer und der Virilismus gewisser Weiber in einem perversen Emanzipationsbestreben sogar die erste und — wenn es so weiter geht, — bald die letzte zum Zwecke der Zucht entstandene Einrichtung, die Familie aufzulösen? Endlich, wenn wir bis auf die Einzelnen herabgehen: sieht man noch viele Menschen, die in körperlicher, sittlicher, geistiger Hinsicht einem auch nur bescheidenen Ideale von Hochkultur, Hochzucht entsprechen, die nicht geradezu ekelerregende Beispiele für die verheerenden Folgen der unter der Flagge der „Kultur" fahrenden Unnatur, Unkultur und Unzucht sind? Droht nicht der immer mehr fortschreitende Geburtenrückgang gerade in den sogenannten Hauptkulturländern schon mit dem tödlichen Ausgang der heutigen Kulturkrankheit? Ist denn das noch nicht genug? Worauf will man noch warten?

Alle diese doch ganz unverkennbaren Anzeichen müßten doch jene Umkehr längst bewirkt haben, wenn man auf seiten der Linken auch nur entfernt an eine Umkehr dächte, wenn man in seinem perversen Fortschrittswahne auch nur „etwas" erschüttert wäre! Man glaubt hier aber nach wie vor „die" Wahrheit, „den" Fortschritt zu vertreten, und selbst der größte und furchtbarste aller Kriege, der sonst überall das Umlernen in die Wege geleitet hat, scheint hier wirkungslos vorüber gegangen zu sein. Noch immer bekämpft unsere äußerste Linke den letzten Rest von wahrer Kultur und Zucht im Verein mit unseren Feinden als „Militarismus", und als einziges positives Kriegsziel schwebt ihr eine „Neuorientierung" der Innenpolitik vor, die ihr schon vor dem Kriege erstrebtes Parteiprogramm, als wenn nichts geschehen wäre, verwirklichen soll. Daß damit im Sinne ihrer heimlich im Hintergrunde bleibenden Hintermänner der letzte Rest unseres heldischen Staatswesens der Zucht und Würde abgebaut und ein händlerisches der Unzucht und Würdelosigkeit darauf gesetzt werden soll, kommt unseren liberalen wie sozialen Demokraten trotz der furchtbaren Lehren dieses doch nur für Händler- und Räuberinteressen angestifteten Krieges nicht in den Sinn. Sie vermuten ja hinter den ihnen suggerierten politischen Ansichten noch immer keine Absichten, nur die reine, „objektive" Wahrheit!

Selbstverständlich können wir also nicht warten, bis die „Intelligenz" unserer Demokraten sich so weit entwickelt hat. Eine derart „liberale" Duldsamkeit wäre Verbrechen an der gesicherten Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes. Ebensowenig können wir warten, bis das verbrecherische Großgewerbe, die internationalen Händler- und Räuberbanden, die ja nur an einem gewissen Maße, aber nicht Übermaße von Unzucht und Unordnung ein Interesse haben, etwa selbst, durch ihre Pressefosaunen zur Umkehr blasen ließen. Es wäre das nämlich keineswegs unmöglich; denn ebensowenig wie das Vorhandensein straffer Zucht und Ordnung den Händler- und Räuberbanden das Beutemachen in größerem Maße überhaupt gestattet, ermöglicht ihnen die völlige Abwesenheit geordneter Zustände die Sicherung, das Bergen und Genießen der Beute. Würde also jenes angenommene Übermaß von Unzucht und Unordnung eintreten, so müßte das verbrecherische Großgewerbe, ähnlich wie in früheren Zeiten, mit dem Kleingewerbe seiner Art oder vielmehr Unart Kompromisse schließen, und das dürfte auf die Dauer doch zu kostspielig werden. Wenn schon das verbrecherische Großgewerbe Kompromisse zu schließen genötigt ist, wird es das lieber mit der Zucht und Ordnung, als mit der Unzucht und Unordnung versuchen. Es könnte also sein, daß man die Geister, die man zuerst gerufen, schließlich doch gerne, wenigstens teilweise, wieder los werden möchte und darum, wie gesagt, die Pressepofaunen zur Umkehr blasen ließe, vielleicht sogar der „Reaktion" oder vielmehr „Restauration" ein Bündnis anböte. Selbstverständlich würde man das nur tun, wenn den Händler- und Räuberbanden die Durchführung der eingangs angedeuteten Absicht nicht gelingen sollte, oder die Revolution von unten auch sie zu verschlingen drohte.

Auch wenn das wirklich so kommen sollte, dürften wir ein solches Bündnis nicht annehmen, denn wie sollten wir sonst das verbrecherische Großgewerbe, das viel schlimmer als das kleine ist, jemals los werden? Freilich erscheint in schweren Krisen, wo jede Hilfe willkommen ist, selbst ein Bündnis mit dem Teufel verlockend, und wo die staatlichen oder kirchlichen Vertreter der Zucht und Ordnung den Pferdefuß des Hilfebereiten nicht sofort erkannten, sind sie auch glatt darauf hineingefallen. Die Folge war natürlich, daß ihnen die Herrschaft nach und nach aus der Hand gewunden, und daß der Teufel sich eine Weile, solange er unerkannt bleiben konnte, sozusagen auf den Thron Gottes oder wenigstens dicht daneben setzte.

So war es allem Anscheine nach schon lange vor dem Kriege bei unseren jetzigen Feinden geschehen, es war sogar gelungen, fast alle Völker gegen uns zu vereinigen; nur hatten die Händler- und Räuberbanden es dabei nicht auf die Abschaffung eines für ihre Zwecke „Zuwenig", sondern eines „Zuviel" von Zucht und Ordnung: auf den deutschen „Militarismus" als das letzte Hindernis ihrer absoluten Weltherrschaft ab-

gesehen. Diese politische Absicht bestimmt ja auch jetzt noch ihre Ansicht über „Freiheit", „Kultur", „Recht", „Sitte", „Kunst", „Wissenschaft", und die Völker, nicht bloß die uns feindlichen, waren „objektiv" genug, ihnen darin beizustimmen, ja sogar Gut und Blut, wie noch niemals vorher, dafür zu opfern.

Jetzt wird es schwer halten, den solange mit aller nur denkbaren Raffiniertheit auf das „Perverse" eingestellten Sinn der Völker wieder umzukrempeln, also auch uns „Barbaren" wieder zu den Kulturvölkern zu rechnen, ja als das Hauptkulturvolk anzusehen und damit sozusagen das Reich Gottes auf Erden wiederherzustellen. In diese Lage dürften die staatlichen und kirchlichen Vertreter der Zucht und Ordnung nach dem Kriege, vielleicht schon beim Friedensschlusse wieder einmal kommen. Merkwürdigerweise scheint es aber, als ob man unter dem Einflusse der Internationalen selbst auf seiten der Sieger den eigentlichen Feind, den Anstifter und Organisator des Krieges noch immer nicht erkannt hat und in denselben Fehler, wie die besiegten Völker, zu verfallen geneigt ist. Wie hier können auch bei uns die Internationalen, ohne als Verräter gebrandmarkt zu werden, der Regierung und dem „Volke" den Rat geben, sich mit den nun einmal gewohnten „Herren der Meere" im Interesse der „Kultur" zu „verständigen". Sollte man wirklich diesen hinterlistig angebotenen Rat der Internationalen — noch dazu ganz ohne Not — annehmen, dann wird man nicht nur die Herrschaft mit ihnen teilen, sondern sie ihnen bald völlig ausliefern müssen. Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt, wird ihm bald die ganze Hand lassen müssen.

Wenn der Sieger nicht noch in letzter Stunde den Pferdefuß erkennt, wird, wie eingangs näher ausgeführt, das Ergebnis der ungeheuren Kämpfe sein, daß auf dem Wege einer „Neuorientierung" der Innenpolitik im Sinne jener bekannten „Freiheit", „Kultur" usw. schließlich doch erreicht wird, was durch eine kriegerische Außenpolitik größten, allergrößten Stils nicht zu erreichen war: nämlich die Vernichtung des deutschen monarchischen „Militarismus" und der unter dessen Schutze aufgeblühten wirtschaftlichen und politischen Macht des deutschen Volkes. Es werden dann nicht bloß die besiegten, auch die Sieger-Völker um den Preis ihrer ungeheuren Anstrengungen betrogen, und alle ohne Ausnahme werden nach wie vor dem Kriege, nur in ungeheuerlich verstärktem Ausmaße, für die internationalen Händler- und Räuberbanden fronden müssen.

Das sieht Herr Maximilian Harden, geb. Witkowsky, bekanntlich der „objektivste" Politiker aller Zeiten, auch schon lange kommen, findet es aber ganz in der „Ordnung" und hat deshalb schon in der „Zukunft" vom 22. April 1916 allen Ernstes vorgeschlagen, daß die Kriegsschulden „von Siegern wie Besiegten gemeinsam getragen" werden sollen. Das sei das einzige und wahrhaft „christliche" Mittel, das Vermögenselend, das allen an diesem Kriege beteiligten Staaten, Siegern wie Besiegten,

ohne Ausnahme drohe, abzuwenden, denn Land soll ja bekanntlich unter keinen Umständen und in keiner Weise, gleichviel ob mit Bewohnern oder ohne solche, genommen werden. Das wäre ja gegen alle „Freiheit" und „Kultur", wie sie die internationalen Händler- und Räuberbanden in ihrer bekannten „Objektivität" verstehen und vertreten. Für sie gibt es ja in dieser Beziehung weder Freund noch Feind, weder Sieger noch Besiegte. Alle Völker sind ja für sie nur Objekte der (händlerischen oder räuberischen) Ausbeutung, und sie finden es darum nur „objektiv", daß sich alle Völker, wie eine einzige Hammelherde, ihren Wünschen und Befehlen fügen.

Dieser unverkennbare „Vorsprung" im politischen Denken wahrhaft moderner Richtung hat den „Vortrupp" des (uns übrigens auch durch seinen zwiespältigen, rassisch unklaren Roman „Harringa" nicht gerade vorteilhaft bekannten) Herrn Popert nicht schlafen lassen. Er trabt darum seinem Vorgänger einige Monate später nach und verkündet seinen in Ehrfurcht erschauernden Lesern, „daß es sich hier (bei Harden) um einen Gedanken handelt, den man nicht nur, ohne zu übertreiben, genial nennen kann, sondern den man als ehrlicher Mensch so nennen muß."

Kann man „objektiver" sein?

Die Sache ist leider nicht so spaßhaft, wie sie aussieht. Noch sind an maßgebender Stelle keine deutlichen Anzeichen bemerkbar, die auf ein klares Durchschauen der politischen Ansichten und — Absichten gewisser Leute schließen lassen. Zwar sollte man annehmen, daß die niederschmetternden Erfahrungen, die man vor dem Kriege, zu Beginn und während desselben gemacht hat, wie nur irgend etwas dazu angetan wären, das ganze System unserer Innen- und Außenpolitik einer gründlichen Revision zu unterziehen, auf keinen Fall aber den Faden wieder da anzuknüpfen, wo er durch den Krieg abgerissen wurde.

Ganz sicher bedürfen wir nach dem Kriege einer „Neuorientierung", sowohl im Innern wie nach außen hin, aber in einem ganz anderen Sinne, als er von der „Frankfurter Zeitung" und dem „Berliner Tageblatt" verstanden wird. Eine „Neuorientierung" im Sinne dieser Blätter wäre gar keine Neuorientierung, sondern nur eine Fortsetzung der alten, durch den Krieg für gewisse Leute recht unliebsam unterbrochenen Politik, ein Weiterspinnen desselben Fadens, aber als einer gröberen Nummer und in einem schnelleren Tempo, ohne Haltmachen vor gewissen bis dahin für unantastbar gehaltenen Einrichtungen. Das Wort „Neuorientierung" ist eine absichtliche Irreführung, wie sie im Wesen der händlerischen Staatskunst liegt, denn die Vertreter derselben wissen ganz genau, daß damit nichts Neues begonnen werden würde. Wie sie schon vor dem Kriege eine weitere Demokratisierung und Parlamentarisierung unseres Staatswesens — nicht ganz ohne Erfolg — anstrebten und den „Militarismus" — glücklicherweise noch ohne erheblichen Erfolg — bekämpften, so würde das nach dem Kriege nur um so tatkräftiger und erfolgreicher geschehen.

Und wenn die Reichsregierung schon vor dem Kriege, worauf s. Z. Graf Yorck v. Wartenburg im Herrenhause warnend hinwies, vor den demokratischen Ansprüchen zurückwich, so würde sie, wenn das alte System nicht nur nicht gründlich beseitigt, sondern wieder aufgenommen und vervollständigt würde, nach dem Kriege noch mehr zurückweichen, sich der „westlichen Kultur", die in diesem Kriege so glänzend Fiasko gemacht hat, noch mehr annähern müssen. Und das Ausland, namentlich England und Amerika, würden diesen „Zug nach dem Westen" als das erste Zeichen der innern Einkehr, der „Entbarbarisierung" und „Zivilisierung" Deutschlands mit Wohlwollen begrüßen und auf jede nur mögliche Weise fördern. Immer näher würde scheinbar der ewige Friede, in Wirklichkeit aber ein neuer Weltkrieg rücken, und zu gegebener Zeit würden die ewig Harmlosen unter uns über den plötzlichen Wechsel der Gesinnung unserer scheinbar dicken Freunde ebenso überrascht sein, wie vor zwei Jahren. Dann würde aber bei uns alles das abgebaut sein, was uns in diesem Kriege die Überlegenheit gegen eine Welt von Feinden gegeben hat und noch schneller und vollständiger gegeben hätte, wenn wir schon während des Krieges mit dem alten System gebrochen und nicht selbst gegenüber unserem Todfeinde hätten „objektiv" sein wollen. Die Niederlage wäre uns dann aber noch sicherer, als es im jetzigen Fall der Sieg sein mußte, und die Feinde würden dann mit uns machen können, was sie im jetzigen Falle nur wollten.

Also fort mit aller „Objektivität" in politischen Dingen! Es steckt dahinter nichts weiter als Dummheit, oder völkische Wurzellosigkeit, oder Verrat. Was aber auch dahinter stecke, es nützt immer nur fremden, niemals einheimischen Interessen. Politische Ansichten ohne ausgesprochene oder unausgesprochene Absichten gibt es nicht. Wer das glaubt, belügt sich selbst oder andere und wird bewußt oder unbewußt Werkzeug fremder Interessenpolitik. Ohne diese Erkenntnis und ihre Anwendung sowohl nach außen wie im Innern ist das ewige Leben unserer rassischen und völkischen Eigenart wie überhaupt unsere Zukunft auch bei vorübergehend größter Machtentwicklung gefährdet. Wir werden dann früher oder später die Beute fremder Rassen und Völker, auch wenn sie uns in jeder anderen Beziehung noch so unterlegen sind. Möchte diese Erkenntnis endlich auch unseren obersten Führern, ehe es zu spät ist, aufgehen!

Bemerkung des Verlags: Von diesem Hefte stehen den verehrten Lesern auf Wunsch Stücke zur Weiterverbreitung unentgeltlich zur Verfügung.

Mechanisches und biologisches Denken.

Prof. Dr. H. G. Holle.

Wenn es verschiedene Geistesrichtungen gibt, die als „mechanisches" und „biologisches" Denken bezeichnet werden können, so müssen sie mit der

Verschiedenheit zusammenhängen, die in der allgemeinen Richtung der anorganischen Wissenschaften einerseits und der Biologie anderseits bei ihrer Anwendung auf das menschliche Leben sich äußert. Nun sieht ja die „reine" Wissenschaft von jeder Anwendung zunächst ab, wenn auch im Unterbewußtsein des einzelnen Forschers oder im Drange der Krieges- oder sonstigen Not die Anwendbarkeit oft für die Richtung der Forschung bestimmend ist. Obwohl nun die Technik für das Leben des Menschen von höchster Bedeutung geworden ist, da sie ihm die Mängel der mechanischen Ausrüstung seines Körpers nicht nur ersetzt, sondern seine mechanischen Fähigkeiten im Vergleich zur Tierwelt geradezu ins Ungemessene steigert, ist gleichwohl gerade bei uns in Deutschland die Forderung der reinen, durch keine äußeren Rücksichten bestimmte Forschung für die Wissenschaft bestehen geblieben. Es liegt eben im deutschen Charakter, eine Sache „um ihrer selbst willen" zu betreiben. „Um ihrer selbst willen." Das ist eigentlich ein Widersinn; der Ausdruck schließt eben gerade die Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse ein. Gemeint ist: aus dem „idealen" Beweggrunde, die gewonnenen Erkenntnisse zum Aufbau einer klaren Weltanschauung und zur selbstsicheren Lebensgestaltung zu benutzen.

Es ist danach begreiflich, daß das Gymnasium im Gegensatz zu den realen Lehranstalten, eben weil es ideale Gesinnung zu wecken und zu pflegen als seine besondere Aufgabe betrachtet, die praktische Anwendung der Naturwissenschaften als über den Rahmen der Schule hinausgehend und den Betrieb der anorganischen Wissenschaften auf den Realanstalten im Grunde genommen als eine Vorschule für die Technik ansieht. — Diese Auffassung wird nun meistens ohne weiteres auf die Naturwissenschaften schlechthin, also auch auf die Biologie übertragen. Nach meiner Ansicht völlig zu Unrecht. Die anorganischen Wissenschaften geben uns die Möglichkeit zu „schaffen", die Biologie, den Schöpfungsgedanken nachzuempfinden, die Vorbilder des Schaffens zu finden. Eine Weltanschauung, die lediglich aus den anorganischen Wissenschaften geschöpft ist, muß notwendig im Mechanistischen stecken bleiben und zum Materialismus der Lebensführung, zur Zivilisation statt zur Kultur hinleiten. Die anorganischen Wissenschaften haben für die Bildung einer Weltanschauung allerdings insofern Bedeutung, als nur sie eine sichere Grundlage für die Biologie geben können. Eine Weltanschauung ohne Biologie aber hebt das Auge nicht vom Staube der Landstraße und kann ohne Zusammenhang mit dem umgebenden Naturleben keine Selbstsicherheit haben. Denn das menschliche Leben ist und bleibt eben ein Teil des Gesamtlebens, wenn wir es auch als dessen höchste Auswirkung auf unserer Erde und in unserer Weltzeit auffassen.

Danach müßte gerade das Gymnasium sich die Pflege der Biologie besonders angelegen sein lassen, die aber in stetem Hinblick auf diese ihre ideale Bedeutung betrieben werden müßte, wie die anorganischen wesentlich

als Hilfsmittel der Biologie. Die zugelassene Wiedereinführung der Biologie in der Prima der höheren Lehranstalten scheint dieser Erkenntnis zu entsprechen. Der Betrieb des keineswegs allgemein und am wenigsten im Gymnasium aufgenommenen neuen Faches ist aber teils in der „zusammenfassenden Wiederholung" der in den unteren Klassen gewonnenen Einzelkenntnisse stecken geblieben, statt zu einer wirklichen „allgemeinen Biologie" zu führen, meist aber zu „praktischen biologischen Arbeiten" ausgeartet, die den Unterricht zu einer Einführung in die biologische Forschung machen, die doch sicher nicht die Aufgabe der Schule ist, und die Schüler leicht in dem Wahne bestärken, daß das Leben, dessen Systembedingungen sie doch nicht wie bei der Maschine übersehen können, lediglich mit mechanischen Hilfsmitteln erschlossen und auf mechanische Kräfte zurückgeführt werden könnte, während es doch nur auf der Grundlage solcher physikalisch-chemischer Kräfte durch Antriebe seelischer Natur sich entwickelt hat. Zur allgemeinen Vorschulung für künftige wissenschaftliche Forschung sind die praktischen Übungen der Physik und Chemie tauglich, die aber nicht Gesetze finden, sondern sie bestätigen sollen. Die Biologie aber darf, wie Karl Fricke sagte, in der Schule „nicht als Laboratoriums-Wissenschaft betrieben werden", sondern soll zur einfühlenden Beobachtung des freien Naturlebens anleiten.

Mein Versuch, biologisches Denken als Grundlage idealer Weltanschauung und selbstsicherer Lebensführung in der Schule für das Leben fruchtbar zu machen, ist bei den Fachgenossen so gut wie ganz ohne Verständnis geblieben und hat nur in ärztlichen und nichtbiologischen Kreisen Anklang gefunden[1]). — Ich will hier nicht die Gedankengänge wiederholen, die mich zu meiner Auffassung des Lebens geführt haben, und verweise auf meine bezüglichen Ausführungen in dem Aufsatz „Leben und Beseelung" im Heft 6 des XIII. Jahrg. dieser Zeitschrift. — Beweisen läßt sie sich nicht. Eine Welt„anschauung" ist gefühlsmäßiges Schauen und kein begriffliches Erkennen. Man kann sie nachempfinden oder nicht. Und damit scheiden sich die Geister: Wer auf die „Überzeugungskraft des Beweises" schwört, weil er die Denkform „Ursache und Wirkung" als in den Erscheinungen selber liegend annimmt, wird notwendig zur mechanistischen Auffassung des Lebens kommen.

Allerdings kann die Biologie nicht dazu führen, Leben zu erschaffen. Erschaffen kann nur der Schöpfer. Selbst das „Züchten" neuer Lebensformen ist kein Erschaffen, sondern nur Herausholen und Neukombinieren vorhandener Anlagen. Aber die Lebenskunde hat doch von jeher dem Menschen die Vorbilder seines Schaffens gegeben, von dem Hammer als der verhärteten Faust und dem Ruder als Verlängerung der auf das Wasser drückenden Flachhand bis zur Ausnutzung äußerer Kräfte durch

[1]) Näheres darüber unter „Ziele und Wege des biologischen Unterrichts" in Nr. 8 und 9 des XI. Jahrgangs.

›eiter vervollkommnete mechanische „Organe" und bis zur Nachschaffung anzer Organismen im Flugzeug und Unterseeboot. Mechanisches Denken ›ürde nie die das Leben und das Weltbild in unserem Geiste umgestalten-en großen Entdeckungen und Erfindungen gemacht haben und hat sie ·och stets im Gefühl der eigenen Ohnmacht vorher für unmöglich erklärt. lus sich selber heraus führen die anorganischen Wissenschaften nicht zur Technik. Geweckt und belebt wird diese durch den Geist der Biologie: ‚Schauen, Beobachten, Erkennen von wirkenden Kräften und deren Gesetz-näßigkeit, Erkenntnis des Wertes eines Teils im Rahmen des Ganzen", ›as ist gerade das Wesen der Biologie, die der Technik damit die Vorbilder für den „schöpferischen Willen" und die „Gestaltungskraft" gibt, ın denen sie uns „Zweckmäßigkeit verbunden mit Wirtschaftlichkeit" zeigt, ;ur Erzielung „höchster Wirkung mit geringstem Aufwand". Sie belehrt sie, auch, daß sie ihren hohen Wert für das Leben des Menschen nur bewährt, wenn sie „für die Allgemeinheit Werte schafft". Denn die Fähigkeiten jedes Organismus sind im Kampfe ums Dasein auf die Erhaltung der Art be-rechnet, und die Erhaltung des Einzelwesens ist nur Mittel zu diesem Zweck!

Die in den vorigen Sätzen in Anführungszeichen stehenden Worte sind von Prof. Dr. Jng. Kloß in seiner in der vorigen Nummer wiedergegebenen Rektoratsrede angewandt, die jetzt mit Recht so viel Anklang gefunden hat und, indem sie die Technik lehrt, ihr Werk nicht als Mechanismus sondern als Organismus und als Glied eines höheren Organismus aufzufassen, biologisches Denken verbreiten hilft, wenn er es auch unzutreffend „technisches Denken" nennt. Nicht nur der Technik sondern jeder Richtung menschlichen Strebens tut biologisches Denken not. Denn das menschliche Leben ist nur ein Teil des Gesamtlebens und denselben allgemeinen Gesetzen unterworfen. — „Technisches" Denken würde nach dem Nebensinn, den das Wort im herrschenden Sprachgebrauch nun einmal übereinstimmend, wenn auch in einem höheren Sinne, mit dem „handwerks-mäßigen" Denken hat, mit dem „mechanischen" Denken zusammenfallen, das Kloß ebenso wie wir in seine Schranken zurückweisen will. Wohl aber ist es das besondere Verdienst der Technik, zum schöpferischen Willen zu erziehen, den wir für die Anwendung biologischen Denkens auf die Lebenskunst des Einzelnen wie des Volkes nötig haben.

Mechanisiertes Denken ist die Logik. Das ist eine im Laufe der menschlichen Entwicklung entstandene Technik des Geistes, „erfunden" zu dem Zweck, seine Gedanken durch die Sprache anderen mitteilen zu können und für die nachfolgende Menge durch das Verfahren der „Induktion" den Weg zu bahnen, der rascher und sicherer weiter führt, auf dem man aber das Ziel nicht sieht und deshalb bei der Anwendung auf das Leben oft fehlgeht[1]). Die Sprache ist aber nicht nur technisches Hülfsmittel des

[1]) Als typisches Beispiel fehlgehenden mechanischen Denkens ist die Theorie Darwins von der „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" zu nennen, die die sichere

mechanischen Denkens, sondern sie hat auch, und zwar die deutsche besonders viel, von den Ergebnissen des intuitiven Denkens der Volksseele in sich aufgenommen. Dieses sieht das Ziel und verfolgt es durch das unbewußt oder beim biologischen Denken bewußt angewandte Werkzeug der an das Naturleben anknüpfenden Analogie, ist aber in Gefahr, durch die Hindernisse des ungebahnten Weges die Richtung zu verlieren oder aber zu stolpern. Deshalb spielt auch diese Analogie des Naturlebens eine so große Rolle in den heute durch die Bevorzugung des mechanischen Denkens in Mißachtung gekommenen, von der heutigen Jugend kaum noch gekannten Sprichwörtern, in denen das intuitive Denken der Volksseele sich äußert. Dabei bleibt das mechanische Denken zwar unentbehrlich als Kontrolle der Intuition, aber es ist nicht das ursprüngliche und entscheidende Denken. Denn „die Überzeugung geht dem Beweise voran" (Haiser). Alle neuen Einsichten sind intuitiv entstanden, gefunden; logisch erarbeitet werden kann nur das in diesen Einsichten schon Enthaltene. „Beweisen" läßt sich also nur das, was in den Voraussetzungen ohne widersprechende Anzeichen schon vorhanden ist. Das trifft für die Mathematik zu. Aber schon deren nicht mehr realisierbare Folgerungen, wie $0 \times \infty = a$, zeigen, daß sie nichts mit der Wahrheit an sich, mit dem Absoluten zu tun hat, daß sie nur ein beschränktes Hilfsmittel des menschlichen Geistes ist. Dagegen finden sich die widersprechenden Anzeichen schon in den anorganischen Naturwissenschaften. Deren Theorien sind „wahr", solange noch keine gegenteiligen Anzeichen gefunden sind. Vollends bei den Erscheinungen des Lebens sind solche nach verschiedenen Zielen weisende Umstände stets vorhanden. Diese richtig, das heißt der eigenen Lebensart entsprechend, gegen einander abwägen kann nur das unbewußte, nicht durch Voreingenommenheiten oder durch Mißverständnis der durch die Sprache nie genau wiederzugebenden Gedanken anderer abgelenkte Denken, die Intuition. Diese ist in der ganzen lebenden Natur vorhanden. Nur bei den höheren Lebensformen ist sie durch bewußtes Denken beeinträchtigt und schließlich beim Menschen durch das sprachlich-technische Denken mehr oder weniger unterdrückt. Das biologische Denken führt uns also zur natürlichen Intuition zurück.

Ausmerzung der Untauglichen durch den Kampf ums Dasein „logisch" mit der Auswahl der Bestangepaßten zur Nachzucht gleichsetzt. Diese von der Wissenschaft jetzt ziemlich allgemein aufgegebene Theorie hat sich im Denken weiter Volkskreise, noch dazu in mißverstandener Form festgesetzt und führt zu widersinnigen und verhängnisvollen Folgerungen. So in der Forderung der Einheitsschule, die dabei auf der angenommenen Möglichkeit aufgebaut werden soll, die Begabung unmündiger Kinder mechanisch zu ergründen. Wenn schon der Nachweis der vorhandenen Bildung durch die üblichen Prüfungen bedenklicher Anzweiflung unterliegt, so wird die Prüfung auf die Begabung sicher erst durch das Leben verwirklicht und kann nur soweit als abgeschlossen gelten, als Leistungen für das Leben, nachdem die Gelegenheit gegeben, vorliegen. Auf dem Wege der Einheitsschule würde mechanisches Denken noch mehr bevorzugt, die schöpferische Begabung biologischen Denkens aber unterdrückt werden.

Die Intuition aber ist nicht individuell sondern der ganzen Gattung (im allgemeinen, nicht im besonderen Wortsinn der beschreibenden Naturwissenschaften) gemeinsam. Also gibt es eine „Gattungs-Seele". Sie ist gemeinsam allen Individuen, die sich in ihrem inneren Gefühl als gleichartig anerkennen, also auch zur Familiengründung unbedenklich mischen: Zur Gattung gehört, was sich gattet. Das trifft im Tierreich meist für den Bereich zu, den wir als „Art" abgegrenzt haben. Mit Recht spricht man deshalb weniger vom Charakter eines Löwen oder Fuchses als vom Charakter des Löwen oder des Fuchses, das heißt der Gattung, wie man auch vom Charakter des Deutschen oder des Engländers spricht. Wo beim Menschen der Trieb, sich mit Fremdartigen zu mischen, hervortritt, ist der Instinkt der reinen Rasse verloren gegangen, zeigt sich also die „Köternatur". Auf die Erhaltung und Förderung der höheren Einheit, des Volkes nämlich, ist der Trieb gerichtet, der beim Menschen an die Stelle der im Tierreich wirksamen Einzelinstinkte getreten ist, den ich deshalb „Gattungstrieb" genannt habe. Er ist im Gegensatz zu dem bestimmt gerichteten Einzelinstinkten der Tiere an sich unbestimmt und bekommt seinen Gegenstand erst durch die Überlieferung. Deshalb kann er im Frieden, wo die das Innere aufwühlenden Einwirkungen fehlen und das Volkstum nicht gefährdet zu sein scheint, leicht auf andere höhere Einheiten (Gesellschaftsklassen, Kirchengemeinschaften) abgelenkt oder durch mechanisches Denken ausgeschaltet werden. Dann tritt der Individualismus an die Stelle, der „Weltbürgertum" fälschlich genannt wird, weil es eine Menschheit als höhere Einheit überhaupt nicht gibt, sondern als solche nur begrifflich abgegrenzt werden kann.

Ich hatte vor dem Kriege beabsichtigt, die Frage zu erörtern: „Was ist es um die Volksseele?" — Der Krieg hat mich dieser Aufgabe überhoben. Die Volksseele ist bei uns wie bei jedem unserer Gegner deutlich genug in die Erscheinung getreten. Es ist nicht die Seele einer Bevölkerung, die zufällig staatlich zusammengefaßt ist, wie die des nun wohl endgültig verflossenen Belgiens es war. Die hat keine Seele, sondern ist höchstens einer wechselnden Massensuggestion unterworfen. Es ist eine irreführende, durch die ursprüngliche Wortbedeutung nicht gerechtfertigte und dem unbefangenen Sprachgebrauch nicht entsprechende Willkür, die Bevölkerung eines Staates als „Nation" vom „Volk" zu unterscheiden. Beide Worte sind als gleichbedeutend zu verwenden, beziehungsweise das Fremdwort als entbehrlich zu vermeiden. Für andere Begriffe müssen andere Worte eingeführt werden. — Es ist ein Widersinn, wenn die Staatsbürger Deutschlands heute in der Frage der Kriegsziele zur Einigkeit vermahnt werden. Einig ist die deutsche Volksseele auch in dieser Frage, wie sie es beim Beginn des Krieges in der selbstverständlichen Entschlossenheit war, ihn bis zum Ende durchzufechten. Die deutsche Volksseele ist das übereinstimmende instinktive Denken und Empfinden des

„Grundstocks" unseres Volkes, desjenigen Bevölkerungsteils, der im Laufe der Zeit durch gesellschaftliches und staatliches, durch die gemeinsame Sprache begünstigtes Ineinandereinleben verschiedener Rassenbestandteile entstanden ist, unter denen trotz der verschiedenartigen Mischung in den verschiedenen Stämmen eine bestimmte vererbte und überlieferte Sinnesrichtung ausschlaggebend ist, die wir, mit welchem Recht ist hier gleichgültig, als „germanisch" zu bezeichnen pflegen. Sie ist der eigentliche Träger der geschichtlichen Entwicklung in Deutschland gewesen und hat beim Ausbruch des Krieges auch die nicht dem Grundstock zugehörigen, verschieden strebenden Volksbestandteile mit sich fortgerissen und kann in jeder anderen Lebensfrage des Volkes allein die Geschlossenheit des Denkens und Empfindens und damit des Handelns herbeiführen, die zum durchschlagenden Erfolg führt, aber sich nicht kommandieren läßt. Biologisch begründete Staatskunst ist es, diese Volksseele zur Geltung kommen zu lassen. Keine ethnographische, politische oder sprachwissenschaftliche Definition kann den Grundstock des Volkes abgrenzen. Das kann nur das innere Gefühl, der Instinkt, der jedem unbedingt Zugehörigen in einer das Innere so sehr aufwühlenden Angelegenheit wie der des Krieges und des Friedensschlusses mit unbeirrbarer Sicherheit die gleiche Richtung weist. Es ist eine Freude, diese Übereinstimmung bei jedem zufälligen Zusammentreffen immer wieder festzustellen; aber schwere Sorge um das Schicksal des Deutschtums erweckt die biologisch widersinnige Forderung, daß nicht dieser Grundstock richtunggebend wirksam sein, sondern daß die Einigkeit dadurch herbeigeführt werden soll, daß er sich einem gar nicht bestehenden Mehrheitswillen der gesamten Bevölkerung unterordnen soll. Wer hat wohl ein größeres Recht, beim Friedensschlusse mitzuraten, als wer den Sieg durch seinen Geist und seine Taten möglich gemacht hat? Dieser Grundstock unseres Volkes steckt jetzt aber größtenteils in den Schützengräben und verdichtet in den Kommandostellen des Heeres. Dieser Teil, der durch den Krieg zu vollem Deutschbewußtsein aufgerüttelt und im biologischen Denken bestärkt ist, sollte vor allem gehört werden.

Politik als die Lebenskunst der Völker kann biologisches Denken nicht entbehren. Bei der uns alle jetzt mächtig bewegenden Frage des Kriegsausgangs kommt es darauf an, daß wir nicht edlen Regungen der eigenen Volksseele nachgebend gleiche Gesinnung bei unseren Gegnern annehmen, daß wir die Sentimentalität wirklich verlernt haben und unsere Gegner deren eigenem, uns nun wohl hinreichend kund gewordenen Charakter gemäß behandeln. Und nun gar die Forderung, daß wir beim Friedensschlusse unseren Feinden „Gerechtigkeit" widerfahren lassen, daß wir uns „vertragen", die künftige Sicherheit des Reiches in Verträgen suchen sollen, die ist, nachdem die Erfahrungen dieses Krieges jede Rechnung auf Gegenseitigkeit ausgeschlossen haben, entweder ein Zeichen unheilbarer Gutmütigkeit, das heißt bei der Frage um Sein oder Nichtsein eine selbstmörderische

Dummheit, oder ist — Vaterlandsverrat. Wer Verträge fordert, hält eben nicht mit durch und verstärkt, wie sich schon verschiedentlich gezeigt hat, durch dies Zeichen der eigenen Schwäche die Siegeszuversicht der Gegner, die über das „Friedensgewinsel" der Deutschen jubeln. Wer erweist uns denn die Ehre bei einem „ehrenvollen", das heißt ergebnislosen Frieden? — Nur Spott würden wir ernten von den Feinden wie von den sogenannten Neutralen, die mit ihrem Gefühl auf deren Seite stehen, und die gezeigte Schwäche würde ausgenutzt werden. Der entstammt wohl sicher nicht dem Grundstock unseres Volkes, der jetzt noch sagen kann, wir haben gesiegt, schon wenn wir einer solchen Übermacht von Feinden überhaupt standgehalten haben und ungeschmälert in unserem Besitzstand bleiben! Wo die Feinde durch den nach unserem Siege noch wütenderen Haß gegen uns zusammengeschmiedet sind, wo sie außerdem ihre wirtschaftliche, politische und militärische Unabhängigkeit an den einen von ihnen, an England, verloren haben, das auch die bisher neutralen Staaten mit oder gegen deren Willen sich untertan macht und uns damit noch enger einkreist! Diesem ungeheuren Machtzuwachs unserer Feinde gegenüber bedeutet unser Besitzstand vor dem Kriege eine Machtverminderung. Wir sind genötigt, uns so stark wie möglich zu machen, durch einen deutschen Frieden. Unsere völkische Selbsterhaltung zwingt uns, für den Friedensschluß die höchsten Forderungen zu stellen. Nur solche können das begeisternde völkische Selbstgefühl wachhalten, in dem sich die Lebenskraft eines Volkes äußert. Denn die Ansprüche der einzelnen Lebensformen in der Natur an Lebensspielraum, also an Macht, sind stets unbegrenzt und müssen es sein, wenn sie im Wettbewerb sich erhalten wollen. Was von diesen Forderungen durch Unvollständigkeit unseres Sieges nachgelassen werden muß, bleibt dem Gange der Ereignisse vorbehalten. Die deutsche Volksseele vertraut auf den vollständigen Sieg; uns bescheiden ohne Zwang, heißt den Krieg verloren geben und würde uns nicht einmal die „Ehre", sondern nur die Verachtung der ganzen Welt und einen um so baldigeren neuen Überfall eintragen.

Die politisch-anthropologische Bedeutung des Geburtenrückgangs.

Hermann W. Siemens.

Die gewaltigen Blutopfer, die das jetzige große Völkerringen auf allen Seiten schon gekostet hat und täglich noch kostet, lassen das Interesse für die biologischen Grundlagen unseres Volkes und seiner Macht nicht einschlafen. Es ist gewiß richtig, daß für die Zukunft unseres Vaterlandes augenblicklich nichts so bedeutungsvoll ist wie die militärischen und politischen Ereignisse, von denen uns unsere Zeitungen täglich berichten; ebenso sicher

aber ist, daß selbst der ruhmreichste Krieg unserm Volke nicht die Berechtigung geben würde, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Nicht nur die „friedlichen Eroberungen“ werden nach dem Friedensschluß mit neuer Kraft emporblühen, auch die Kriegsfackel wird nicht für ewig verlöschen. Daß der jetzige Krieg der letzte sei, glauben nur Pazifisten. Das: Si vis pacem, para bellum! wird auch nach dem Frieden — gleichgültig, wie er ausfalle — sein altes weltgeschichtliches Recht behalten. Somit erwächst uns über Krieg und Frieden hinaus die Pflicht, Sorge zu tragen um die Beseitigung der Schäden, die die Tüchtigkeit unseres Volkes bedrohen. Nichts aber hat für unsere künftige Wehrfähigkeit und überhaupt für die gesamte Beschaffenheit unseres künftigen volksorganischen Grundstocks eine so große Bedeutung wie die Bevölkerungsbewegung; sie bestimmt Menge und Qualität des Materials, aus dem sich Heer und Volk der Zukunft zusammensetzen.

Daß weder die Auswanderung noch sonst irgend ein Teil der Bevölkerungsbewegung in Mitteleuropa gegenwärtig von so hervorstechender Bedeutung ist wie die Geburtenbewegung, bedarf keines Beweises. Der Grund dafür liegt in der wichtigen Tatsache, daß seit wenigen Jahrzehnten bei uns eine Erscheinung Platz greift, die uns bisher fast nur aus der antiken Welt bekannt war, und die fähig ist, das Gesicht eines ganzen Volkes in wenigen Generationen von Grund auf zu verändern, ja, selbst auszulöschen: der Geburtenrückgang. Mit Recht wird deshalb der Geburtenfrage, die eine Lebensfrage für das deutsche Volk und somit für das letzte starke Bollwerk der germanoiden Mischrassen ist, zurzeit in Zeitschriften, Tagesblättern und Vorträgen die lebhafteste Aufmerksamkeit geschenkt. Dennoch scheint es mir angebracht, die Fülle dessen, was zu der Frage geäußert wird, noch um einen Aufsatz zu vermehren, da fast durchgehends eine Folge des Geburtenrückgangs, die Qualitätsverschlechterung, nicht die genügende Würdigung findet.

Was jedermann angesichts des Geburtenrückgangs zuvörderst auffällt, ist die Änderung, die diese verhängnisvolle Bevölkerungsbewegung in den Zahlenverhältnissen der Nationen hervorruft. 1880 hatte Frankreich 37 Millionen Einwohner, Deutschland 45 Millionen. Heute fehlt uns nicht mehr viel an 70 Millionen, während Frankreich erst etwa 40 Millionen zählt. Das ist für Frankreich, zumal es noch um 1800 das volkreichste Land Europas war, eine betrübende Tatsache. Denn wenn uns auch gerade der jetzige Krieg gezeigt hat, daß nicht die Truppenmenge allein das Ausschlaggebende ist, so bleibt dennoch die Größe des Heeres ein Faktor, der die Siegesmöglichkeit erheblich vermehrt. Dessen war sich auch Frankreich bewußt. Und da die Zunahme seiner Gesamtbevölkerung stockte, mußte es, um mit Deutschland konkurrenzfähig zu bleiben, zur dreijährigen Dienstzeit seine Zuflucht nehmen; nur so konnte es den Vergleich wenigstens mit der Friedensstärke des deutschen Heeres aushalten. Daraus sehen wir

gleichzeitig, daß die Verminderung der Gesamtbevölkerung — selbst schon die relative — nicht nur eine tiefgreifende militärische, sondern eine ebenso schwere ökonomische Bedeutung hat. Die großen wirtschaftlichen Lasten, die sich die französische Nation durch die Einführung der dreijährigen Dienstzeit auferlegen mußte, lehren uns, daß die Sparsamkeit in der Kindererzeugung auch finanziell eine recht kostspielige Sache für ein Volk ist, das seine Ehre und seine Freiheit wahren will.

Für die Sicherung unseres Vaterlandes ist es gewiß kein Schade, daß uns Frankreich im Geburtenrückgang — oder populär gesprochen: in der „Degeneration" — um ein paar Jahrzehnte voraus ist. Mit um so größerer Sorge aber müssen wir auf unsern östlichen Nachbar schauen. Augenblicklich allerdings ist die Gefahr der „russischen Dampfwalze" abgewendet. Aber unterliegt es noch einem Zweifel, daß auch wir seit einer Anzahl von Jahren in Frankreichs Fußtapfen treten, daß auch bei uns der Geburtenrückgang ein immer drohenderes Mißverhältnis schafft zwischen der eigenen Volksmenge und der des östlichen Nachbarn? Feige wäre es, diese Riesengefahr totzuschweigen; und frevelhaft, sie leicht zu nehmen, weil sie erst in der Zukunft liegt. Diese Zukunft ist zudem nicht mehr fern. Unser Verhältnis zu Rußland ist wie Frankreichs Verhältnis zu uns; von dieser bedrohlichen Tatsache soll man nicht das Gesicht abwenden. Als 1880 Deutschland 45 Millionen Einwohner hatte, zählte Rußland 84 Millionen. Heute hat Rußland mit 180 Millionen bald dreimal so viel wie wir, die wir erst 68 Millionen Einwohner besitzen. Diese Zahlen lehren uns, daß Rußland unser gefährlichster Feind ist. England, das in liberalistischer Verblendung seinen Bauernstand vernichtet hat; das nun noch rascher als wir seine Geburtenziffer vermindert; das seine Riesenflotte schon jetzt kaum mehr ausreichend bemannen kann: dieser Ritter mit tönernen Füßen könnte wohl unsern internationalen Handel brachlegen, er könnte wohl unsern Reichtum schmälern; die Stelle, wo wir sterblich sind, trifft er nie. Wenn aber Rußland uns jemals besiegen sollte, dann wird es mit der deutschen Herrlichkeit zu Ende sein, und die „Götterdämmerung" wird mit der Unfreiheit und dem Untergange des letzten großen germanoiden Volkes zu furchtbarer Wahrheit werden. Danach leuchtet ein, daß bei dem künftigen Friedensschlusse für den dauernden Bestand unseres Vaterlandes nichts so wichtig ist als die Abrechnung mit Rußland: nur dadurch, daß wesentliche Gebietsteile von Rußland losgetrennt und daß andererseits wesentliche Gebietsteile unserm Vaterlande und unserem Verbündeten einverleibt werden, kann es gelingen, auch in Zukunft den kriegslüsternen slawischen Koloß in Schach zu halten und so den Frieden in Europa zu wahren. In jedem anderen Falle müßte das Mißverhältnis zwischen der Größe des russischen und der des deutsch-österreichischen Heeres in wenigen Jahrzehnten derart klaffend werden, daß unser Schicksal im Kriegsfalle von vornherein besiegelt schiene. Denn bis

zu einem künftigen Kriege dürfte Rußland auch die Schäden abgestellt haben, die diesmal seine überherrschende Heeresmenge nicht zu entsprechender Geltung kommen ließen: die ungenügende Ausbildung seiner Truppen und der Mangel an eigener umfassender Munitionsindustrie.

Im engsten Zusammenhange mit diesen Quantitäts-Problemen steht eine Erscheinung, die auch die Qualität des Heeres verringert. Wenn nämlich die Menge eines Volkes im Verhältnis zu seinem feindlichen Nachbarn zurückbleibt — wie es bei Frankreich zu Deutschland und bei Deutschland zu Rußland der Fall ist, — muß schließlich ein Zeitpunkt eintreten, wo die Heeresverwaltung genötigt ist, die Tauglichkeitsgrenze herabzusetzen, um noch ein Heer zusammenzubekommen, das an Zahl dem des Feindes einigermaßen entspricht. Dieser Zeitpunkt war nicht nur schon längst vor dem Kriege bei Frankreich, er war auch bei uns bereits eingetreten. Die Tauglichkeitsziffer des deutschen Volkes ging in den Jahren 1902 bis 1911 ziemlich regelmäßig von 57,1 pCt. auf 53,4 pCt. zurück. 1912 waren nun aber dem Etat nach 2,2 pCt. mehr als bisher von allen Rekruten einzustellen. Da dieser Prozentsatz aus den Überzähligen (0,4 pCt.!) nicht gedeckt werden konnte, mußte dazu auf solche Leute zurückgegriffen werden, die nach der Rekrutierungsmethode von 1911 zum Ersatz oder zum Landsturm gekommen wären. Die Tauglichkeitsgrenze mußte also heruntergeschraubt werden; nur dadurch konnte es gelingen, so viel als man brauchte, nämlich 55,5 pCt., für tauglich zu erklären. 1913 waren aber etatsmäßig 60,4 pCt. aller Rekruten einzustellen, eine Anzahl, die selbst die Tauglichkeitsziffer von 1902 erheblich überschreitet. Also war ein energisches weiteres Herabschrauben der Tauglichkeitsgrenze notwendig [1]). Man sollte meinen, daß solche Ziffern geeignet wären, auch die hoffnungsvollsten Optimisten aufzurütteln zu energischer rassenhygienischer Stellungnahme! Schon vor dem Kriege fehlte es auch uns an der gewünschten Quantität Volltauglicher!

Das Gesagte dürfte in seiner Kürze genügen, um jeden Aufmerksamen davon zu überzeugen, daß der Geburtenrückgang für unser Vaterland eine Gefahr ist, wie sie *größer auf friedlichem Wege überhaupt nicht gedacht werden kann*. Und doch war das alles erst die eine Seite des Geburtenrückgangs, die quantitative. Die qualitative Seite der Frage öffnet uns noch viel trostlosere Perspektiven; um dies verständlich zu machen, muß ich jedoch etwas weiter ausholen.

Es ist von alters her die Lehre der Aufklärung, daß die Menschen durch Belehrung und Erziehung besser gemacht werden könnten. Daß diese Lehre stimmt, wenn man sie auf den Einzelnen anwendet, ist gewiß; ein Mensch wird leichter etwas Gutes zu Wege bringen, wenn er mit Sorgfalt und Strenge erzogen, als wenn er systematisch verwahrlost und

[1]) Claaßen, Rekrutierungsstatistik des Deutschen Reiches . . . in: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 10. Jahrgang, 5. Heft.

verweichlicht wird. Der von der Fortschrittsidee trunkene Rationalismus lehrt jedoch, daß auf diesem Wege auch eine Rasse und ein Volk fortschreite.

Der Rationalismus ist durch die Geschichte widerlegt. Sind nicht alle Völker just in dem Augenblicke zugrunde gegangen, als sie am meisten „fortgeschritten" waren, als Aufklärung, Belehrung und hygienische Fürsorge für die Massen, als olympische Spiele und römische Bäder am meisten blühten? Etwas also muß faul sein an der Lehre der Aufklärer.

Aber der Rationalismus ist auch naturwissenschaftlich widerlegt. Daß nämlich ein Volk durch Erziehung, Befreiung, Belehrung für die Dauer gebessert würde, hat zur Voraussetzung, daß die ihm anerzogenen Tugenden sich auch auf seine Nachkommen in hohem Grade übertragen, also: intensive Vererbung erworbener Eigenschaften. Auf dieses wichtige biologische Problem kann hier natürlich nicht eingegangen werden[1]. Ein Hauptergebnis der exakten Vererbungswissenschaft sei jedoch nachdrücklich hervorgehoben: daß unsere gesamte praktische Tier- und Pflanzenzüchtung bis zum heutigen Tage nichts weiter war, als eine „Isolierung reiner Linien" (Johannsen); d. h. die Isolierung und exklusive Vermehrung solcher Individuen, die von Natur aus erblich tüchtiger, dem Zuchtziel entsprechender, „besser" waren, als die den gleichen Bedingungen ausgesetzten übrigen. Die Vorstellung vieler Laien, daß die Züchter neue Eigenschaften hervorzauberten, ist sinnlos. Keinem praktischen Züchter fällt es je ein zu glauben, daß er auf einem andern Wege Erfolg haben könne als durch Auslese der vorhandenen Merkmale. Schon Darwin hat es für notwendig erachtet, diese grundlegende Bedeutung der Auslese mit besonderer Schärfe hervorzuheben: „Niemand", sagt er, „der seiner Sinne mächtig ist, wird erwarten, eine Rasse in irgendeiner Weise zu veredeln oder zu modifizieren, oder eine alte Rasse rein und distinkt zu erhalten, wenn er nicht seine Tiere sondert."

Ebensowenig fällt es irgend jemandem ein zu glauben, daß man menschliche Rassenmerkmale auf einem andern Wege erhalten könnte, als auf dem der Isolierung und Fortpflanzung solcher Individuen, die die gewünschten Rassenmerkmale zeigen. Nur ein hemmungsloser Phantast wird annehmen, daß — wenn die Neger ausgestorben wären — es mit Hilfe von intensiver Sonnenbestrahlung und ähnlichen Mitteln, d. h. also auf dem Wege einer Vererbung erworbener Eigenschaften gelingen könnte, aus hellen Europäern in absehbarer Zeit Schwarze zu machen.

Was aber für anthropologische Merkmale gilt, muß auch für die vererbbaren geistigen Eigenschaften — die ja bekanntlich zum Teil anthropologische Merkmale sind —, ja selbst für die vererbbaren krankhaften Eigenschaften Geltung haben. Denn eine pathologische Erbeigenschaft ist

[1] Wer sich darüber näher zu unterrichten wünscht, sei auf eine kurze und leichtfaßliche Darstellung dieser Frage hingewiesen: Fritz Lenz, Die sogenannte Vererbung erworbener Eigenschaften, in: Medizinische Klinik, Jahrg. 10, Heft 5 und 6.

naturwissenschaftlich nichts anderes als eine gesunde; beide unterstehen den gleichen biologischen Gesetzen und verdanken ihre Verschiedenheit lediglich unserer moralischen Wertung. Es ist deshalb eine schlimme Inkonsequenz, wenn jemand, der entrüstet den phantastischen Glauben zurückweist, daß man Rassenmerkmale durch künstliche Beeinflussung erzeugen könnte — daß man also durch künstliche Beeinflussung aus Weißen Neger machen könnte —, andererseits jenem Rationalismus huldigt, der die dauernde (erbliche) Verbesserung des Menschengeschlechts durch Bildung, Freiheit, Kunst und Liebe predigt.

Nein, niemand, „der seiner Sinne mächtig ist", kann die entscheidende Macht der Auslese leugnen oder die Unmöglichkeit der willkürlichen Beeinflussung einer menschlichen Rasse auf anderem Wege verkennen. Die Form, in der dieser Züchtungsfaktor von einzigartiger Wichtigkeit, die Auslese, erfolgt, ist nun aber die jeweilige Fortpflanzung. Man hat früher eine Lebensauslese (Vitalauslese) von einer Fruchtbarkeitsauslese (fekundative Auslese) unterschieden; in Wirklichkeit ist aber jede Auslese — auch die Lebensauslese — nur insofern eine Auslese, als sie eine Fruchtbarkeitsauslese ist. Ein theoretisches Beispiel möge dies erläutern: Wir haben auf einer abgeschlossenen Insel ein Volk, das zur Hälfte aus weißen, zur andern Hälfte aus Neger-Familien besteht. Zwischen beiden Rassen kommt es zum Kampf, und die Weißen werden alle niedergemetzelt; sie werden „ausgemerzt". Es ist klar, daß wir nun nur noch ein Negervolk auf der Insel antreffen; die Neger haben im „Kampf ums Dasein" gesiegt. Genau das gleiche Resultat kann aber auch auf einem sehr harmlos aussehenden Wege erreicht werden: Wir nehmen einfach an, daß von den Weißen niemand Nachkommen erzeugt, daß sie totale Geburtenverhütung treiben; dann mögen sie noch so liebevoll von ihren schwarzen Mitbrüdern gepflegt werden: nach wenigen Jahrzehnten werden wir auch auf diese Weise nur noch ein Negervolk auf der Insel antreffen.

Jede Auslese ist also letzten Endes eine Fruchtbarkeitsauslese, und der Sieg im Kampf ums Dasein besteht niemals in etwas anderem als darin, daß der Sieger mehr Nachkommen hat als der „Ausgemerzte". Aber unser Beispiel zeigt uns nur die äußerste Möglichkeit: das Aussterben einer Rasse innerhalb einer Generation. Dies wird selbstverständlich nur ausnahmsweise im Naturgeschehen verwirklicht werden. In langsamerer Weise, d. h. dadurch, daß die unterliegende Rasse zwar nicht völlig steril, aber doch minderfruchtig ist, tritt uns jedoch diese Auslese überall und jederzeit im Völkerleben entgegen; das Tempo der Bevölkerungsbewegung ist dann natürlich langsamer als in unserm Beispiele; das Endresultat aber ist das gleiche: Verschwinden, Aussterben der weniger Fruchtbaren.

Wie ungeheuer einflußreich die Größe der durchschnittlichen Fruchtbarkeit für das Leben einer Rasse ist, hat der jüngst verstorbene hervorragende Anthropologe Otto Ammon durch eine einfache Berechnung

anschaulich gemacht[1]), die es ihrer Klarheit wegen verdient, an dieser Stelle angeführt zu werden. „Es verhalte sich die durchschnittliche Kinderzahl zweier Rassen A und B wie 3 : 4, dann ändert sich das ursprünglich als gleich angenommene Mengenverhältnis von 1 : 1 schon nach Umfluß einer Generation in 3 : 4, oder in Prozent ausgedrückt in 43 pCt. zu 57 pCt., nach Umfluß von zwei Generationen in 9 : 16 oder 36 pCt. zu 64 pCt., nach Umfluß dreier Generationen oder ungefähr 100 Jahren in 30 : 70 pCt., und nach Umlauf von 300 Jahren wird unter sonst gleichen Verhältnissen die Rasse A von der Hälfte eines Gemenges auf den kaum mehr nachweisbaren Anteil von 7 pCt. herabgemindert sein.

Schon ein ganz geringer Unterschied in der Fruchtbarkeit genügt, um im Laufe längerer Zeit erhebliche Verschiebungen der Mengenverhältnisse hervorzurufen. Setzen wir das Verhältnis der Kinderzahl nur wie 3,3 : 3,4, d. i. wie 1 : 1,03, so beträgt die Zeit, welche zur Verdoppelung der einen Rasse gegen die andere notwendig ist, nur 23½ Generationen. Also nach ungefähr 774 Jahren verdoppelt sich die Menge der begünstigten Rasse gegenüber der andern, welche ihr ursprünglich an Zahl der Individuen als gleich angenommen wurde.

Wenn in einer Gegend unter den gemachten Voraussetzungen zwei gleichzeitig vorhandene Rassen zur Zeit Heinrichs V. wie 1 : 1 gestanden haben, so genügt der kleine Unterschied in der Fruchtbarkeit von einem Dreiunddreißigstel, um das Verhältnis heute in 1 : 2 umzuwandeln. In 1548 Jahren wird das Verhältnis wie 1 : 4; zwei Rassen, welche wir zur Zeit der alamannischen Einwanderung in die Gegenden des deutschen Oberrheins als gleich an Zahl annehmen, werden unter der gemachten Voraussetzung ihr Mengenverhältnis so umgewandelt haben, daß die eine nur noch 20 pCt., die andere hingegen 80 pCt. des Gemenges ausmacht."

Was hiernach für „Rassen" gilt, gilt aber natürlich auch ganz allgemein für jede Menschengruppe, die sich durch irgendein erbliches Merkmal von den übrigen unterscheidet, also auch für die Begabten im Gegensatz zu den Minderbegabten, für die Mutigen im Gegensatz zu den Feigen, für die Gesunden im Gegensatz zu den Kranken; nur daß in Wirklichkeit der Unterschied in der durchschnittlichen Fruchtbarkeit zweier Gruppen meist viel größer sein wird, als in den Ammonschen Beispielen. Das Verhängnis des „Geburtenrückgangs" besteht nun darin, daß die Geburtenverhütung vornehmlich in den Kreisen getrieben wird, die wir im Interesse der Zukunft am wenigsten missen möchten. Der Geburtenrückgang ergreift nämlich nicht gleichzeitig das ganze Volk; er merzt vielmehr die begabten und tüchtigen Familien in weit höherem Grade aus als die mittelmäßigen, und diese wieder in höherem Grade als die minderwertigen[2]). So wird

[1]) Otto Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. Jena 1893.

[2]) Vergl. zum Folgenden die wertvolle Arbeit von Dr. A. Ploetz, Neomalthusianismus und Rassenhygiene. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 10. Jahrgang, 1. Heft.

bei uns die Geburtenbeschränkung offenkundig am stärksten in den führenden Klassen geübt, die doch — zumindest in intellektueller Beziehung — die besten Varianten enthalten. Das Aussterben der Adelsfamilien, die neben den bäuerlichen Bevölkerungen gewisser Gegenden m. E. das beste durchschnittliche Rassenmaterial darstellen, findet hierin seinen Hauptgrund, wenngleich zugegeben werden muß, daß gerade der Adel in mannigfacher Beziehung, besonders im Kriege, auch stärker exponiert ist als die Masse der übrigen Bevölkerung. Daß in bürgerlichen Familien, so weit sie der führenden Klasse angehören, die Verhältnisse ähnlich liegen, konnte ich an einem Beispiel anschaulich machen[1]). Danach fiel in dieser Familie die durchschnittliche Kinderzahl pro Ehe — nachdem sie sechs Generationen hindurch nur unbedeutend zwischen 5 und 5,9 geschwankt hatte — in der siebenten Generation auf 4,8, in der achten auf 3,7 und in der neunten gar auf 2,8 Kinder pro Ehe. Entsprechend der Zahl 2,8 war in der letzten Generation auch bereits eine Abnahme der Zahl der Familienmitglieder zu konstatieren. Bei solchen Verhältnissen in den bürgerlichen Familien kann uns die Minderfruchtigkeit des Adels, der ja meist viel ausschließlicher der führenden Schicht angehört, nicht Wunder nehmen.

Vermindert der Geburtenrückgang durch die quantitative Schädigung der Klasse der „tollen Junker" den Prozentanteil der impulsiven, willensstarken und übermütigen, kurz der männlichen Charaktere in unserer Gesamtbevölkerung, so merzt er andererseits mit derselben Rücksichtslosigkeit die Intelligenzen aus. Das zeigt z. B. die Statistik von Steinmetz[2]), nach der die holländischen Hochschullehrer viel weniger Kinder haben, als dem Durchschnitt des Landes entspricht; das beweist auch die Statistik von Bertillon[3]), nach der 445 der berühmtesten Franzosen nur ca. 1,5 Kinder pro Ehe hatten; die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung einer Menschengruppe beginnt aber bekanntlich erst bei einer durchschnittlichen Kinderzahl von etwa 3,3 Kindern pro Ehe. Es ist zu bedauern, daß nicht auch für deutsche Verhältnisse derartige Statistiken vorliegen; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine Statistik über den Nachwuchs z. B. der preußischen Offiziere oder der höheren Staatsbeamten erschreckende Resultate geben und noch manchem, der nicht sehen will, die Augen öffnen würde. Nietzsches Wort: „Die Zukunft der deutschen Kultur ruht auf den Söhnen der preußischen Offiziere" wird bald eine contradictio in adjectu sein.

Erschreckend ist auch der Unterschied in der Fruchtbarkeit der Reichen und der Armen. In Berlin zeigen die Arbeiterviertel mehr als doppelt

---

[1]) H. W. Siemens, Die Familie Siemens. Ein kasuistischer Beitrag zur Frage des Geburtenrückgangs. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 11. Jahrgang, 4. Heft.

[2]) S. R. Steinmetz, Der Nachwuchs der Begabten. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Jahrgang 1904.

[3]) v. Gruber und Rüdin, Fortpflanzung, Vererbung, Rassenhygiene. München 1911.

große Kinderzahlen als die Viertel der wohlhabenden Bevölkerung[1]).
aß in Paris diese Unterschiede noch etwas größer sind, wird niemanden
Vunder nehmen. Auch für England liegen Untersuchungen dieser Art
or mit dem betrübenden Ergebnis, daß die Menschen im allgemeinen
m so größere Fruchtbarkeit zeigen, je geringer ihr sozialer Wert ist[2]). So
ewirkt der Geburtenrückgang ein fortschreitendes Aussterben derjenigen
amilien und Stämme, die infolge ihrer Erbanlagen im sozialen Wett-
ewerb erfolgreich waren.

Die Geburtenverhütung drückt also die durchschnittliche Tüchtigkeit und
Rassenhaftigkeit unseres Volkes herab. Wahrscheinlich hätten auch wir
chon gar keinen Geburtenüberschuß mehr, wenn nicht die undeutschen
Elemente im Deutschen Reiche — die Polen, die eingewanderten Ostjuden
nd die zahlreichen italienischen Arbeiter — durch ihre große Fruchtbarkeit
ie Lücken ausfüllten, die der Adel, die Offiziere und der wohlsituierte
Mittelstand offen lassen.

Aber die Gefahr, mit der der Geburtenrückgang droht, ist noch viel
umfassender. Nicht nur innerhalb eines Volkes vermindern sich durch ihn
die leistungsfähigsten und nationalsten Elemente; auch innerhalb der Völker
nimmt er die kulturfähigeren Volksstämme mehr mit als die zurückge-
bliebenen. Die Yankees und Franzosen nehmen ab, und die Deutschen,
Skandinavier, Holländer und Engländer verkleinern ihre Geburtenziffer von
Jahr zu Jahr, während die Länder mit starken asiatischen Einschlägen,
die Polen, Russen, Ungarn und Südslawen außerordentlich hohe Geburten-
ziffern aufweisen, so daß sie überall mit Erfolg nach Westen drängen.
Die Erhaltung der nordischen Rasse wird dadurch ernstlich bedroht.

Doch nicht nur in den Kampf der Völker, auch in den Kampf der
großen Rassen greift die Geburtenverhütung ein und sie „gibt der weißen
Rasse für die Zukunft kein besonders günstiges Prognostikon in ihrem
großen Ringen um dauernde Sicherheit, die nur gleichbedeutend sein kann
mit dauerndem, gewaltigem Vorsprung, besonders vor der gelben Rasse, die
in ihrem Ahnenkultus ein kräftig wirkendes Hindernis gegen das Umsich-
greifen der malthusischen Praxis (d. h. der Geburtenbeschränkung) besitzt[3])."

Diese Darlegungen dürften wohl genügen, um auch tauben Ohren
die Gefahr verständlich zu machen, die durch den Geburtenrückgang der
europäischen Zukunft auf friedlichem Wege droht. Besonders in deutsch-
nationalen Kreisen erkennt man es mehr und mehr, daß die Geburtenver-
hütung jener feste Punkt ist, mit Hilfe dessen der Teufel die alte Erde aus
den Angeln heben kann. Gewiß gibt es millionenfache Schäden, die auf

---

[1]) Max v. Gruber, Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutschen Reich. München 1914.

[2]) On the correlation of fertility with social value. Edit. M. Elderton, Karl Pearson etc. London 1913.

[3]) Ploetz, l. c.

unser Volkstum einwirken, von der bösen Lues und dem bösen Alkohol an bis zu der sogenannten Säuglingssterblichkeit und der angeblichen moralischen Verwahrlosung der Jugend. Daß all diese Schäden nicht im entferntesten den tiefgehenden Umwälzungen gleichkommen, die der Geburtenrückgang in wenigen Jahrzehnten hervorzubringen vermag, wird leider zu oft übersehen. Und doch ist der Geburtenrückgang nicht mehr und nicht weniger als die äußere Form, unter der die letzten Bruchstücke der kulturschöpferischen germanischen Rasse zugrunde gehen; er ist das heimliche süße Gift, das die letzten großen germanoiden Völker vom Erdboden vertilgt.

Und so stehen wir schon am Rande des Abgrundes, in dem die antiken Kulturvölker, in dem Hellas und Rom versunken sind. Woran das herrliche, gesunde, sporttreibende Griechenvolk zugrunde gegangen ist, wissen wir nur zu gut. Die Geschichte lehrt uns, daß die führende Klasse Griechenlands im Perikleischen Zeitalter eine zur Erhaltung völlig ungenügende Geburtenzahl aufwies, und wir sahen bereits, was eine solche schlichte Tatsache zu bedeuten hat. Zudem wird niemand, der den Lebenslauf solcher Damen wie Laïs, Aspasia und Phryne kennt sowie die Bewegung zur Befreiung des Weibes von der Mutterschaft, die damals in Hellas umging, einen Augenblick bezweifeln, daß die mangelhafte Fruchtbarkeit der Hellenen eine gewollte war. Die notwendige Folge dieses Willens war der Rassentod der Aristoi. Wissen wir doch, daß die alten Griechen blond und helläugig waren und daß die jetzigen dunkel sind; das gegenwärtige Griechenvolk kann also gar nicht die Nachkommenschaft der alten Hellenen sein. Die alten Hellenen sind ausgestorben; und die Geburtenverhütung war der Strick, an dem sich das begabteste Volk erhängt hat, das je die Welt gesehen.

Daß in Rom die Dinge nicht anders standen, ist bekannt. Zürnte nicht schon Julius Cäsar seinen Landsleuten, weil sie so wenig Soldaten hervorbrachten? Erließen nicht spätere Imperatoren die mannigfaltigsten Gesetze gegen die zunehmende Kinderarmut? Aber die Gesetze waren zaghaft, und das Verhängnis nahm seinen Lauf. Im zweiten Jahrhundert vor Christus hatte Italien 20 Millionen Einwohner, im zweiten nach Christus 10, im vierten nur noch 5 Millionen. Das ist die Straße, die Frankreich wandelt, Frankreich, das jetzt schon mehr Männer an Toten eingebüßt hat, als es bei gleichbleibender Bevölkerungstendenz — und sie wird voraussichtlich nicht einmal gleich bleiben! — in 180 (!) Jahren über seine gewöhnliche Sterblichkeit hinaus erzeugen kann[1]). Soll das auch unsere Straße werden?

---

[1]) Frankreich soll im gegenwärtigen Kriege bereits über 1200000 Tote (nach andern 2 Millionen) verloren haben, während sein jährlicher Geburtenüberschuß in der letzten Zeit nur 13000 Kinder, also etwa 6500 Knaben betrug.

Auch der römischen Herrlichkeit also hat der Geburtenrückgang das Genick gebrochen; und auch hier ging dem völligen Verfall die Qualitätsverschlechterung voraus. Denn auch in Rom waren es, wie vorher in Griechenland und wie heute bei uns, vor allem die führenden Kreise, bei denen die Geburtenverhütung notorisch war, und die so durch den Selbstmord der begabten und staatsergebenen Familien die Blüte ihres Vaterlandes untergruben. Schon Juvenal schwang die Peitsche seines Hohnes über die kinderscheuen Ritter und Rittersfrauen. Noch besser aber wird die verhängnisvolle Minderfruchtigkeit gerade der guten Familien durch das bezeichnende Wort bewiesen, das man dem niedern, national in allen Farben schillernden Pöbel gab: proletarii; Nachkommenschafts-Erzeuger.

Werden wir aus der Geschichte lernen, solang es noch Zeit ist?

* * *

Zum Schluß muß noch einiges über die Bekämpfung des Geburtenrückgangs gesagt werden. Entsprechend dem demokratisch-kommunistischen Geiste unserer Zeit sucht man — wie allem andern — so auch dem Geburtenrückgang durch „soziale" Maßnahmen zu begegnen. Man vergißt dabei nicht nur, daß die niederen Schichten, für die soziale Maßnahmen allein von Belang sind, gerade die sind, welche sich noch am besten vermehren — eben die proletarii, — sondern auch, daß dieselben von allen Klassen den größten Prozentsatz undeutscher Elemente enthalten. Diese Elemente noch eigens zur Vermehrung anzuhalten, sie, die so schon durch ihre unverhältnismäßig hohe Fruchtbarkeit die Gefahr verschleiern, die dem deutschen Volke, soweit es wirklich deutsch ist, droht, hieße eine höchst kurzsichtige Art Bevölkerungspolitik treiben. Die bevölkerungspolitische Ausbauung der Sozialgesetzgebung würde, statt unsern germanoiden völkischen Grundstock zu erhalten, ihn gerade erst recht untergraben, wenn man dabei nicht mit großer Vorsicht zu Werke ginge. Not tut uns vor allem die Erhaltung unserer Oberschicht und unseres Mittelstandes. Daß man diese Klassen nur durch starke Besteuerung der Kinderarmut zur Reproduktion zwingen kann [1]), wurde in dieser Zeitschrift schon an anderer Stelle [2]) hervorgehoben. Ebenso nötig aber — und außerdem am aussichtsreichsten — scheint uns die Bekämpfung des Geburtenrückgangs beim Bauernstande. Wenn uns der künftige Frieden — wie wir hoffen — Ländergewinn im Osten bringt, wird uns zur Erhaltung unseres Bauernstandes eine Gelegenheit gegeben sein, die unsere durch die Betrachtung des Geburtenrückgangs müde gewordene Hoffnung von neuem belebt. Besonders dürfen wir dann viel erwarten, wenn uns die abzutretenden Gebiete bevölkerungsfrei

[1]) Als unterstützendes Mittel kommt natürlich auch wirtschaftliche Förderung Kinderreicher in Betracht; ausschlaggebend aber kann in diesen Kreisen nur die pekuniäre Schädigung Kinderarmer wirken. Siehe diese Zeitschrift, 14. Jahrg., Heft 12, S. 663.

[2]) 14. Jahrg., 12. Heft, S. 663.

übergeben würden. Natürlich aber ist damit, daß man das neue Land „besiedelt", nichts getan. Auf das „Wie?" kommt es an. Und so sei mir gestattet, zum Schlusse noch einmal den tief durchdachten Vorschlag von Fritz Lenz zu wiederholen[1]), auf den in dieser Zeitschrift bereits hingewiesen wurde: Besiedlung in Form „bäuerlicher Lehen"; Auswahl der Bewerber nach Rasse und Gesundheit; gesetzliche Fernhaltung von Hypothekenrecht und Erbteilung; Abhängigkeit des dauernden Innehabens und der Erblichkeit dieser Lehen von dem Vorhandensein einer noch näher zu bestimmenden, die Erhaltung der Familie gewährleistenden Kinderzahl.

Etwas zur Sicherung der Zukunft des deutschen Volkes und Reiches.

W. Voit.

Die Tageszeitungen brachten in der letzten Zeit des öfteren Nachrichten mit der Überschrift: „Kriegsgefangene, die bei den ‚Barbaren' bleiben wollen" oder einer ähnlichen. Es wird berichtet, daß ein Franzose oder Russe gedenkt, ein deutsches Mädchen zu heiraten und ein landwirtschaftliches Grundstück zu kaufen, um auch nach dem Krieg in Deutschland zu bleiben. Aus diesen Mitteilungen blinkt eine merkwürdige, aber ganz gewiß unberechtigte Freude hervor darüber, daß Kriegsgefangene ihr Heim in Deutschland aufschlagen wollen. Darin, daß hier erwartet wird, daß unsere Feinde Günstiges über uns sagen, um dies dann mit Genugtuung festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern, müssen wir unbedingt eine Schwäche des deutschen Charakters erkennen. Trotz der überwältigenden Ereignisse auf den Schlachtfeldern haben wir anscheinend noch immer nicht erkannt, daß bloß unsere Vorzüge und unsere Überlegenheit es sind, die den Krieg bis jetzt zu einem siegreichen für uns gestaltet haben und daß es deshalb ganz gleichgültig ist, was unsere Feinde für eine Meinung von uns haben. Wenn wir nicht zu dieser Erkenntnis gelangen, so ist zu befürchten, daß beim Friedensschluß manches keineswegs Unwichtige versäumt wird, was zur Machtbereicherung und sittlichen Erneuerung des deutschen Volkes und Reiches dient. Aus den großen Erfolgen, die wir gegen eine Welt von Feinden zu Wasser und zu Land errungen haben, müssen wir doch endlich einmal die Lehre ziehen: Der deutsche Geist und die deutsche Eigenart sind es, die zu unsern überwältigenden Siegen geführt haben und die wir deshalb pflegen und weiter entwickeln müssen. „Die erste und vornehmste Bedingung hierzu ist, daß sich das deutsche Volk nicht noch weiter mit minderwertigen fremden Volkskörpern vermischen darf. Geht diese Vermischung, „Verköterung", unauf-

[1]) Fritz Lenz, Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes . . . Jena 1912, S. 139.

altsam weiter, so müssen wir damit rechnen, daß das geistig-sittliche und örperliche Übergewicht, das wir jetzt noch gegenüber unseren Feinden haben, mmer mehr verschwindet und daß wir nach Verlauf von Jahrzehnten einer eindlichen Übermacht nicht mehr gewachsen sind. Schon der jetzige Krieg eutet auf einen Niedergang in gewissen Schichten unseres Volkes hin. at es sich doch gezeigt, in welchem Maße diese Schichten, denen die elbstbereicherung über alles geht, von einem fremden Geiste erfüllt sind. Inser öffentliches Leben, Theater, Kunst und der größte Teil der Presse varen vor dem Kriege und sind sogar vielfach noch jetzt von diesem alles ersetzenden Fremdgeist erfüllt. Z. B. müssen wir es uns energisch verbitten, wenn die „Frankfurter Zeitung" die bei uns in Gefangenschaft befindlichen Franzosen (vergl. „Berichte und Notizen" S. 331. D. Schr.) in einer geradezu widerlichen Weise anhimmelt. Diese Bauchrutscherei vor allem Ausländischen muß endlich einmal aufhören. Ebenso undeutsch ist es, um ein weiteres Beispiel zu nennen, wenn wir unsern Nachmittagskaffee in prunkvollen Palästen bei rauschender Musik einnehmen, wenn wir uns, wie bei einem Jahrmarkt, tagtäglich in jedem Kaffeehaus etwas vordudeln lassen müssen. Das haben wir den Franzosen nachgemacht. Undeutsch ist es weiterhin, wenn sich unsere Frauen wie Dirnen kleiden. Undeutsch ist auch das kürzlich von dem Berliner Polizeipräsidenten gegeiselte Gebaren einer gewissen Sorte von Menschen in öffentlichen Lokalen. Dem deutschen Empfinden entspricht auch jene Rechtsprechung nicht, die den Kriegswucher meist nur mit einer geringen Geldstrafe sühnt. Solche Vergehen, durch welche die Aushungerungspolitik Englands gegen uns geradezu unterstützt wird, müßten, wenigstens in schweren Fällen, wie Landesverrat bestraft werden. Daß sozusagen ein „Kriegswucheramt" errichtet werden mußte, spricht in dieser Hinsicht Bände. Hoffentlich greift es fest zu und zwar insbesondere bei denjenigen Händlern, die den Kriegswucher im großen betreiben, die große Mengen Nahrungsmittel aus Gewinnsucht zurückhalten. Die dadurch im Volke aufgespeicherte, immer mehr zunehmende Erbitterung würde sich sofort legen, wenn einmal ein paar solcher Halunken wie Landesverräter bestraft würden.

Gegen den sich überall breitmachenden Fremdgeist anzukämpfen, ist die vornehmste Pflicht jedes Deutschen. Wir müssen darnach trachten, alles Fremde und Faule von uns abzustoßen, damit unsere Rasse wieder die sittlichen und körperlichen Vorzüge zurückgewinnt, über welche jener römische Schriftsteller vor zwei Jahrtausenden so viel des Lobes zu berichten wußte. Ein Germane darf nur eine Germanin heiraten, das muß bei uns das erste heiligste Gebot werden. Das zweite Gebot und Gesetz muß lauten: „Deutschen Boden dürfen nur Angehörige der deutschen bezw. germanischen Volksstämme erwerben oder pachten." Unsere durch hemmungslose Unzucht völlig „verköterten" Internationalen und Pazifisten werden natürlich dagegen einzuwenden haben, es sei vollständig ausgeschlossen festzustellen,

wer als Germane anzusehen ist. Nun, darüber dürften sich leicht Vorschriften aufstellen lassen, die dafür bürgen, daß einer weiteren Verschlechterung unserer Rasse Einhalt geboten wird. Von genannter Einschränkung könnten höchstens diejenigen mehr oder weniger fremdrassigen Familien ausgeschlossen bleiben, die schon seit mindestens drei Menschenaltern im Deutschen Reiche ansässig sind und eine Gewähr dafür bieten, daß sie den deutschen Geist hinreichend in sich aufgenommen haben.

Was das zweite Gebot anbelangt, so muß damit gerechnet werden, daß nach dem Krieg eine große Anzahl Deutscher aus Amerika, Rußland und anderen Ländern der alten Heimat zuströmen werden. Wir brauchen hierzu Land und immer wieder Land. Nur dann, wenn wir deutsches Land von Ost bis West und Nord bis Süd mit einer zusammenhängenden Masse von Germanen besiedeln und fremden Geist von uns fernhalten, können wir damit rechnen, auch bis in die fernste Zukunft unüberwindlich zu bleiben. Friedensbedingungen, die es ermöglichen, daß große Massen fremdrassiger minderwertiger Volkselemente auf das harmlose deutsche Volk losgelassen werden, müssen nicht nur als unmenschlich bezeichnet werden, sondern sie würden auch den geforderten Besiedelungsplan über den Haufen werfen und endgültig das Fortbestehen des deutschen Volkes und Reiches gefährden. Eine solche Möglichkeit wäre ebenso schlimm, als wenn wir den jetzigen Krieg verlieren würden. Die strengen Paßvorschriften, die vor dem Kriege in Rußland bestanden, haben bis jetzt das Eindringen zahlreicher minderwertiger Volkselemente in das Deutsche Reich verhindert. Mit der geplanten Aufrichtung des polnischen Reiches würde diese Gefahr bedeutend vergrößert, weil dieses sicher mildere Paßvorschriften einführen dürfte. Um dagegen gewappnet zu sein, müssen unsere Vorschriften für Überschreitung der deutschen Grenzen sehr verschärft und die Niederlassung fremdrassiger Volkselemente im Deutschen Reich bedeutend erschwert werden.

Wie aus den wiederholten Mitteilungen des deutschen Reichskanzlers im Reichstag hervorgeht, ist geplant, unsere Grenzen im Osten so zu sichern, daß ein Einfall in das Deutsche Reich von dieser Seite her sehr schwierig wird. Das kann selbstverständlich nur durch eine Gebietserweiterung geschehen. Diese gebrauchen wir ja auch schon deswegen sehr notwendig, weil wir Land für die Aufnahme unserer stetig wachsenden Volksmenge gewinnen müssen, um damit so viel Lebensmittel auf eigenem Boden erzeugen zu können, daß wir in dieser Beziehung vollständig unabhängig vom Auslande werden. Das ununterbrochene Wachstum der Industrie und die damit zusammenhängende Entwicklung unserer Verkehrsadern nehmen immer mehr Boden und Volksmassen in Beschlag, welche der Landwirtschaft verloren gehen. Deshalb muß wieder ein Ausgleich stattfinden dadurch, daß neuer Boden hinzugewonnen wird, der so groß ist, daß auch für viele Jahrzehnte hinaus ein überschüssiger Vorrat von Land und Menschen, die darauf leben und sich vermehren können, vor-

anden ist. Wenn man damit rechnet, daß unsere Industrie so weiter wächst wie bisher, dann würde sie im anderen Falle, bei geringer Erweiterung der Grenzen, bald wieder die Landwirtschaft überflügeln, wodurch viele Volksgenossen zur Auswanderung gezwungen werden würden. Es ist ja schon so oft von verschiedenen Seiten betont worden, daß die Landwirtschaft es ist, die für die Volksvermehrung und für einen gesunden Nachwuchs sorgt, während die Industrie und die großen Städte in dieser Beziehung versagt haben. Wenn wir nun das im Eingang aufgestellte zweite Gebot mit der Forderung einer Vergrößerung unserer Bodenfläche vereinen, so muß das hinzugewonnene Land freigemacht werden für deutsche Gutsbesitzer, Bauern und Landarbeiter. Wollten wir die auf dem hinzugenommenen Land angesiedelten fremdrassigen Menschen dort belassen und in unser Volk angliedern bezw. auf das deutsche Volk loslassen, so käme dies einer Selbstvernichtung gleich. Wir können nicht Millionen minderwertiger Menschen in uns aufnehmen, ohne daß dadurch unsere rassisch-völkische Eigenart körperlich wie geistig-sittlich wesentlich verschlechtert wird. Diesen fremdrassigen Volkselementen würde auch durch eine Aussiedelung am besten gedient werden, denn deutsche Ordnung und deutsche Sitte würde ihnen doch nicht behagen. Sie würden daher stets eine Quelle der Unzufriedenheit und Zwietracht nähren. Selbstverständlich müßte dafür gesorgt werden, daß sie für ihren Besitz eine angemessene Entschädigung erhalten, deren Kosten in irgendeiner Weise durch den Feind unter genügender Sicherstellung der vereinbarten Bedingungen zu tragen wären.

Die vorstehend aufgestellten Forderungen, die natürlich noch keineswegs vollständig sind, gewährleisten wohl die Ausdehnung deutscher Macht und Herrlichkeit, die geistig-sittliche und körperliche Erneuerung und Verjüngung des deutschen Volkes, bedeutendes Anwachsen der deutschen Bevölkerung und das Fortbestehen des Deutschen Reiches und Volkes bis in die fernsten Zeiten.

Frauenbewegung und Staat.

Prof. Dr. Fr. Sigismund. (Fortsetzung.)

Da das Händlertum am besten in der Demokratie gedeiht, so wird jeder von vornherein vermuten, daß die staatlichen Ideale der Frauenbewegung den demokratischen Stempel tragen. Das ist auch der Fall. Der Bund deutscher Frauenvereine beschloß 1912 in Gotha die Politisierung des weiblichen Geschlechts — nach einem Vortrag derselben Gertrud Bäumer die noch 1910 im Oktoberheft der „Frau" geschrieben hatte: „Vielleicht muß gerade unter den Frauen der Kreis derer weit gezogen werden, die man ruhig von der Pflicht zur Politik freisprechen kann, weil ihre Kraft und ihr Wert auf anderen Gebieten liegt" — und heischte das allgemeine Wahlrecht. Dies

war schon vorher nachdrücklich verlangt worden, nicht nur von den radikalen Stimmrechtlerinnen, sondern auch vom Verein „Frauenbildung-Frauenstudium", in dessen „Katechismus der Frauenbewegung" es nach ausführlicher Erörterung dieser Forderung schließlich heißt (§ 365): „Die Parlamente werden erst dann wirkliche Volksvertretungen sein, wenn in ihnen auch die Wünsche und Bedürfnisse der größeren — weiblichen — Hälfte der Bevölkerung entsprechend zum Ausdruck kommen." Daß die Neigung zur Demokratie der Frauenbewegung angeboren ist, bestätigt uns Helene Lange selbst mit den Worten: „Wir erfüllten nur eine Pflicht unserer Tradition, als wir in unser Programm das politische Frauenstimmrecht aufnahmen [1]". Noch schärfer betont Marie Stritt die demokratische Richtung der Frauenbewegung. Sie behauptet in einem Vortrag [2]): „Die Frauenbewegung als solche kann eigentlich nur als eine radikale aufgefaßt werden, denn sie erstrebt eine Beseitigung der Wurzeln, eine Änderung der Grundlage der heutigen Gesellschaftsordnung." Logischerweise gehören denn auch fast sämtliche Führerinnen der Frauenbewegung der Fortschrittspartei an, die im allgemeinen Wahlrecht das Heilmittel für alle politischen, staatlichen und nationalen Gebrechen erblickt. Wohl haben die radikalen Frauen die beiden bisher getrennten Stimmrechtsverbände zu einer neuen Organisation zusammengefaßt, die scheinbar gemäßigter auftritt, denn der am 18. und 19. März begründete „Deutsche Reichsverband für Frauenstimmrecht" verfolgt nach § 3 nur den Zweck: „den deutschen Frauen die gleichen öffentlichen Rechte im Staats- und Gemeindeleben zu verschaffen, wie sie den Männern zustehen, und insbesondere ihnen das aktive und passive Wahlrecht zu den gesetzgebenden Körperschaften und Organen der Selbstverwaltung zu erringen". Mit dieser „Mäßigung" will man aber bloß die Ziele des Verbandes verschleiern und arglose männliche „Politiker" ködern: wenigstens behauptet der „Vorwärts", man habe das satzungsgemäße Bekenntnis zum allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrecht nur aufgeopfert, um die mehr rechts gerichtete, zum großen Teil aus nationalliberalen Frauen bestehende Vereinigung für Frauenstimmrecht an sich zu ziehen. Damit hätten die Frauen die Fühlung mit dem gemäßigten Liberalismus gewonnen und könnten nun wieder das bewährte Spiel der „Politik des Hintertürchens" beginnen, der sie nach ihrem eigenen Zugeständnis die meisten Erfolge verdanken.

Über den Wert des allgemeinen Stimmrechts, des dümmsten und unbiologischsten aller Wahlsysteme, brauche ich mich nicht weiter auszulassen, da diese Blätter ihm schon oft genug die erborgte Löwenhaut abgerissen und seine Jämmerlichkeit enthüllt haben. Gegen „Überzeugungen" läßt sich nicht ankämpfen, zumal wenn sie von Frauen vertreten werden, die den ganzen Fanatismus Neubekehrter haben — ich will diese

[1]) 50 Jahre deutscher Frauenbewegung; „Die Frau", Oktober 1915.

[2]) Die Einheitlichkeit in der Frauenbewegung, S. 8.

[S]chwärmerinnen auch gar nicht ihrem Götzen abspenstig machen. Aber [i]ch möchte ihnen doch die vernichtende Kritik nicht vorenthalten, die an der [D]emokratie und dem Parlamentarismus von Chamberlain geübt wird[1]), [d]er die Parlamente als „Schwatzbuden", die Abgeordneten als eine „Auslese der Enghirnigen und Hohlredenden" und „den Wahn vom Gottesgnadentum der Volksvertretungen" mit Herbert Spencer als den „verhängnisvollsten Aberglauben der Gegenwart" bezeichnet, und ich füge diesem ehrlichen Zornesausbruch des deutsch gewordenen Engländers zwei Bemerkungen geistreicher Franzosen hinzu. Alphonse Karr sagt: „Ich rufe: Das allgemeine Wahlrecht, so wie es eingerichtet ist — d. h. albern, falsch, betrügerisch, sophistisch — wird jede Republik zugrunde richten, wie es jedes Königtum zugrunde richten wird". (Figaro, 14. April 1874), und Bourget ruft in einem seiner Romane aus: „Diese schändliche Knechtung der Geistesbildung durch das allgemeine Stimmrecht[2])". Natürlich wird auch die bitterste Kritik, die schärfste Satire die Frauenrechtlerinnen nicht zur Vernunft bringen — wir haben mit der Gewißheit zu rechnen, daß sie den Wahlrechtsfetisch auch fernerhin mit derselben Inbrunst anbeten werden wie bisher, und wir müssen nun die Frage stellen, welche Folgen die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes haben würde.

Auf drei Säulen aus Urgestein ruht das Deutsche Reich — sie heißen: Monarchie, Heer, Familie. Wie steht die Frauenbewegung diesen Elementen unserer Macht gegenüber?

An die Monarchie haben sich die Rechtlerinnen für gewöhnlich nicht herangewagt. Sie, deren Schlauheit die gewiegtesten Diplomaten beschämen kann, haben wohl gefühlt, daß sie bei einem Angriff auf diese allen Deutschen heilige — weil bis ins Mark deutsche Einrichtung — auf Granit beißen würden. Aber einmal ist ihnen doch das Herz mit dem Kopfe durchgegangen. Am 25. August 1910 hielt Kaiser Wilhelm II. in Königsberg eine Rede, in der folgender Satz vorkam: „Unsere Frauen sollen von der Königin Luise lernen, daß die Hauptaufgabe der deutschen Frau nicht auf dem Gebiet des Versammlungs- und Vereinswesens, nicht in dem Erreichen von vermeintlichen Rechten, in denen sie es den Männern gleichtun können, sondern in der stillen Arbeit im Hause und in der Familie beruht." Die Frauenbewegung nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und protestierte in dem unbescheidenen Tone, der bei den Rechtlerinnen immer den Mangel an wirklichen Gründen zudecken muß, und zwei Monate später leistete sich Helene Lange in der Oktobernummer der „Frau" unter dem Titel „Standespsychologie in der Königsberger Kaiserrede" einen Erguß, in dem zunächst der preußische Adel, der ja die nähere Umgebung des Herrschers bildet, mit den Worten heruntergeputzt wurde: „Eine Folge von

[1]) Politische Ideale, S. 57 ff.
[2]) Coeur de femme, S. 174.

Generationen, die immer wieder zum Gehorsam und zum Respekt vor dem Alter erzogen werden und erziehen, bedeutet den Stillstand, die Verknöcherung, das Chinesentum." Dann hieß es weiter: „Des Kaisers Anschauungen über die Frauenbewegung sind die seiner ganzen Kaste . . . Es fragt sich nur, ob man an seiner Stelle die Wahrheit wissen kann. Wer zeigt dem Kaiser die Millionen deutscher Frauen in den Maschinensälen, in den Kontoren, in den stauberfüllten Kammern der Heimarbeiterinnen? Aber selbst wenn sich die Anschauungen des deutschen Kaisers als unveränderlich erweisen sollten, so kann vielleicht diese oder jene Errungenschaft für die Frauen ein wenig hinausgezögert werden; eine weitere Bedeutung hat heute auch der Wille des einflußreichsten Mannes nicht. Denn in der Frauenbewegung, der größten und umfassendsten Kulturbewegung (!), die es je gegeben hat, sind geschichtliche Kräfte am Werk, die über den Einzelwillen hinweg das allgemein Notwendige durchsetzen, zum Wohl des Vaterlandes". Abgesehen von der grenzenlosen Anmaßung, die aus jeder Zeile herausklingt, der hochmütigen Geringschätzung fremder Meinungen — die ihre Quelle in der subjektiven Veranlagung der Frauen hat — ist besonders zu bemerken, daß Frl. Lange den Kaiser nur als eine gekrönte Kunstfigur betrachtet, die „repräsentiert" und Regierungshandlungen bloß dann von sich gibt, wenn die eigentlichen Machthaber auf den Knopf drücken. Diese Machthaber können nach der Lage der Dinge in letzter Linie nur die Volksvertreter sein. Hier haben wir demnach den Parlamentarismus in Reinkultur: eine Regierung der Mehrheit, deren Willen ein Schattenkönig ausführt. Dieses Ideal der „Fortschrittspartei" — die sich scherzweise so getauft hat, weil ihre politischen Ansichten hoffnungslos verstaubte und verschimmelte Ladenhüter sind — ist auch das der Frauenbewegung, die sich damit als staatsfeindlich kundtut. Denn die Monarchie schwächen und erniedrigen, heißt den Boden unterwühlen, aus dem die Eiche des deutschen Machtstaates emporgewachsen ist. Ich brauche diesen Punkt nicht ausführlicher zu behandeln, da der Wert und die Bedeutung des Königtums in dieser Zeitschrift zu wiederholten Malen so hell beleuchtet worden ist, daß weitere Darlegungen nur ermüden müßten.

Auch das Heer ist von den Frauenrechtlerinnen nicht unmittelbar angegriffen worden, und so haben sie den Schein des Rechtes für sich, wenn sie sich für die großartigen Leistungen unserer unvergleichlichen Soldaten begeistern und ihren Dank in Form von selbstgestrickten Strümpfen (Göttin des Stimmrechts, verhülle dein Haupt!) zum Ausdruck bringen. Die natürlicher denkenden Frauen, bei denen das Unkraut der Politikasterei das Nationalgefühl nicht hat überwuchern können, finden sogar treffende Worte zum Preise des Krieges. Man höre z. B. eine bekannte Schriftstellerin[1]): „Der Krieg ist kein Widersinn. Das Menschengeschlecht ward

[1]) Marie Diers, In der Sammelschrift von Agnes Harder, „Unsere Helden". Berlin 1915, S. 2/3.

nicht für den ewigen Frieden geschaffen. Er liegt tief in der menschlichen Natur begründet, in den Erdenverhältnissen. Er war es, der alle Dinge erst wieder auf ihre Füße stellte. Er hat den Mann zum Mann, die Frau zur Frau gemacht." Dies alles kann aber den pazifistischen Charakter der Frauenbewegung nicht austilgen. Sagt doch der mehrfach erwähnte Katechismus ganz offen (§ 324): „Die Frauenbewegung kämpft für Hebung der geschlechtlichen Sittlichkeit und gegen Prostitution, gegen Alkoholismus und für internationale Friedensbewegung." Die Frauenrechtlerin Rosa Mayreder, die in ihrem Buche „Kritik der Weiblichkeit" die deutschen Soldaten von 1870 als Feiglinge schildert, die durch die Revolver ihrer Offiziere in die Schlacht getrieben werden müssen, versteigt sich zu dem Satze: „Die allgemeine Wehrpflicht, wie sie auf dem europäischen Festlande besteht, ist die schlimmste Sklaverei, mit der je der freie Mann beladen wurde [1]". Roher und schamloser haben auch die wütendsten Sozialisten nicht gegen den „Moloch Militarismus" gehetzt, und es ist darum kein Wunder, wenn wir weibliche Gegenstücke zu Liebknecht und Genossen finden. Als 1915 ein Frauenkongreß im Haag abgehalten wurde, beteiligten sich auch 28 Deutsche, unter ihnen Helene Stöcker und Anita Augspurg, und stimmten folgender Entschließung zu: „Wir sind der Überzeugung, daß einer der mächtigsten Faktoren, um den Wiederausbruch des Krieges zu verhindern, der zusammenwirkende Einfluß der Frauen aller Länder ist. Deshalb tragen auch die Frauen die Mitverantwortung für einen künftigen Krieg. Da sie jedoch nur im Besitze der vollen politischen Gleichberechtigung auf die Leitung der Staaten bestimmend einwirken können, ist es die Pflicht der Frauen in allen Ländern, mit allem Nachdruck für die Erlangung des Stimmrechts zu kämpfen." Anita Augspurg ging in ihrem Radikalismus noch weiter und verlangte „die Überwachung der auswärtigen Politik durch dauernde Aufsicht der Volksvertretung der jeweiligen Länder unter gleicher Beteiligung von Männern und Frauen [2]". Eine dreistere Verhöhnung der deutschen Wehrhaftigkeit, die unerhörte Opfer bringt und nie geahnte Triumphe feiert, ist kaum denkbar als dieses alberne Friedensgewäsch, das bestenfalls Zweifel an der Gerechtigkeit unserer Sache erwecken kann, und der Hunger nach Macht, der Schrei nach Rechten stößt ab angesichts der stillen Pflichttreue der deutschen Männer, die ihr Blut verspritzen, nicht um politischen Lohn zu ernten, sondern um Volk und Staat zu schützen und zu retten. Die kluge Frauenbewegung hat denn auch von vornherein eine Beteiligung am Haager Kongreß abgelehnt und den ganzen Handel „im höchsten Maße bedauerlich" genannt. Dies schafft aber die Tatsache nicht aus der Welt, daß deutsche „Politikerinnen" so entgleisen konnten, ohne von ihren Vereinen gemaßregelt zu

---

[1]) Langemann, Auf falschem Wege. Berlin 1913, S. 14 f.

[2]) Helene Stöcker, Die Völkerverständigung und die Frauen, Umschau 1915, Nr. 22; „Die Frau", Juni 1915.

werden. Die Frauenbewegung ist eben ihrem innersten Kerne nach heer- und wehrfeindlich, sie muß es sein, denn ihre Forderung der Gleichberechtigung der Geschlechter wird durch nichts „stärker ad absurdum geführt als durch die Existenz eines Millionenheeres von Männern, auf dessen Fähigkeit und Bereitwilligkeit zum Schutze des Vaterlandes, auf dessen todverachtender männlicher Tapferkeit Dasein und Blüte der Nation in erster Linie gegründet sind [1])". Doch das Stärkste auf dem Gebiete nationaler Würdelosigkeit hat eine Stuttgarter Stimmrechtlerin, Frida Perlen, geleistet, die in einem Flugblatt der deutschen Friedensgesellschaft folgendes verkündet [2]): „Jetzt gilt es zu zeigen, daß wir würdig sind, die Erbschaft einer Bertha von Suttner anzutreten — wir Frauen, wir Mütter Europas sind dazu berufen. Wir hören heute nur nationale Töne, die, soviel Großes und Schönes sie auch auslösen konnten, die Tränen nicht trocknen, die die Mütter und Frauen Europas zu weinen haben." Das Herz geht ihr erst dann auf, wenn sie Europas gedenkt, denn über dem Nationalbewußtsein steht die Menschlichkeit. „Wahrlich, ihr Frauen, ihr könntet neu arbeiten an der Kultur, die heute auf den Schlachtfeldern zerstampft wird." Die kriegführenden Völker brauchen sich für ihren Handel, ihre Industrie, zum Austausch von Kunst und Wissenschaft, die wahrhaft international ist. Dann ruft sie den Frauen und Müttern Europas zu: „Laßt den Haß, den die kriegführenden Männer Europas jetzt gegen einander fühlen, nicht überspringen in eure Herzen und diejenigen eurer Kinder, sondern vermittelt, wo ihr könnt, denn auch dies ist ein Kulturwerk." Zum Schlusse wird die Fahne der Emanzipation offen entfaltet. „Weint nicht im stillen Kämmerlein, sondern fordert euer Recht als freie Bürger, Gleichberechtigung in den Parlamenten, dann werden künftige Kriege unmöglich werden, denn erst ein sich seiner Macht bewußtes Geschlecht kann siegen. Unsere Siege sollen keine Siege auf den Schlachtfeldern werden sondern unsere Siege sollen dazu dienen, die Menschheit höher zu bringen!" Dieses widerliche Geschreibsel spricht so für sich, daß wir uns jede Erläuterung oder Widerlegung sparen können, und fragen wir: Darf eine Bewegung sich national nennen, in deren Garten solche Giftblumen gedeihen können, ohne mitleidslos ausgerodet zu werden, so wird aus unseren Reihen ein lautes „Nein!" erschallen [3]).

Die Lorbeern dieser Amazone haben offenbar Lida Gustava Heymann nicht schlafen lassen, denn nachdem sie ein langes und breites über die „Wiederaufrichtung der Kultur" durch die „Berufenen", die Frauen, gefaselt hat, wagt sie die unerhörte Behauptung, der jetzige Weltkrieg sei nur aus Haß, Gewinnsucht usw. einiger interessierter Kreise entstanden, der

---

[1]) Langemann, Auf falschem Wege, S. 14. Vgl. hierzu Monatsblatt des deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation, 1915, Nr. 4.

[2]) Monatsblatt 1915, Nr. 3.

[3]) Auch nationalgesinnte Frauen empfinden so. Denkschrift, S. 155/6.

Mann des Volkes aber wisse nicht, wofür und warum er andere Menschen, die ihm nichts zuleide getan hätten, umbringen solle[1])!

Wenden wir uns nun zur **Familie**, deren staatlichen Wert wir mit Chamberlain[2]) hoch einschätzen müssen und deren biologische Bedeutung so fest steht, daß sie gar nicht erörtert zu werden braucht. Wir können sie nicht besser würdigen als mit den Worten, mit denen eine tapfere Gegnerin der Frauenbewegung ihre ausgezeichneten Darlegungen über „den Einfluß der modernen Frauenemanzipation auf Ehe und Familie" einleitet[3]): „**Die Familie ist die Keimzelle des Staates**, die gesund erhalten werden muß, wenn der Staatsorganismus nicht erkranken und zugrunde gehen soll. Die deutsche Familie insbesondere ist ein so wichtiges, lebenspendendes Organ des gesamten Volks- und Staatskörpers, daß der sie beherrschende Geist letzten Endes auch über die Lebensfähigkeit und Zukunft des deutschen Staates die Entscheidung bringt." Freilich trifft der Krieg die Familie besonders schwer, aber dafür hat er auch die deutsche Hausfrau und Mutter zu hoher Ehre emporgehoben — sie ist jetzt geradezu die Stütze der deutschen Volkswirtschaft geworden, die durch den teuflischen Aushungerungsplan unserer Feinde auf ihre eigenen Kräfte beschränkt worden ist. Sie hat ihre Aufgabe, sich mit den vorhandenen Vorräten einzurichten, durchaus rühmlich erfüllt, und wenn sie in der ersten Zeit Torheiten begangen hat — man denke an die Mehlhamsterei bei der Einführung der Brotkarte, — so erlangen die Streiterinnen der „Fräuleinbewegung" damit noch nicht das Recht, in ein pharisäisches Gezeter auszubrechen und eine Abänderung der Erziehung zu verlangen, „die grundsätzlich das wirtschaftliche Interesse der Frau auf ihren Mann und ihre Kinder konzentriert[4])". Diese meist unverheirateten Damen — der Hauptvorstand des „Deutsch-evangelischen Frauenbundes" besteht z. B. aus lauter Fräulein! — haben ja keine häuslichen Sorgen, sie setzen sich in ihrem Fremdenheim oder ihrem Klub an die gedeckte Tafel und essen, was andere für sie zubereitet haben, sie wissen nichts von den Sorgen einer Mutter, die ihren Kindern eine leichte und nahrhafte Kost kochen soll und dabei an Mehl, Grieß, Eiern, Zucker, Butter, Fett, Öl Mangel leidet. Die echten Hausfrauen haben ihrer staatsbürgerlichen Pflicht schon immer dadurch Genüge geleistet, daß sie besonnen und sparsam gewirtschaftet und nichts verschleudert haben, was noch verwendungsfähig war — Verschwendung konnte in den Haushaltungen des deutschen Mittelstandes, die beinahe mit jeder Mark rechnen müssen, nicht getrieben werden. Die meisten Verstöße wider die neuen Lebensmittelverordnungen fallen sicherlich denjenigen Hausfrauen zur Last, „die eben keine gelernten Hausfrauen waren, die vor ihrer Heirat in Fabriken, Kontoren

[1]) Monatsblatt 1915, Nr. 1 und 2.

[2]) Politische Ideale, S. 52.

[3]) Frau Helene Hummel, Denkschrift, Teil II, S. 101.

[4]) Helene Lange, Die schuldig-unschuldigen Hausfrauen, „Die Frau", Februar 1915.

oder Schulen und Hochschulen ihre Zeit verbracht haben[1])". Haben unsere verehrten Gegnerinnen von der Frauenbewegung sich nicht auch allmählich in die neuen Zustände hineinfinden müssen? Ist etwa der „Nationale Frauendienst" fertig vom Himmel gefallen? Nein — als der Krieg ausbrach, waren die Rechtlerinnen völlig überrascht und unvorbereitet, und erst das Beispiel des Roten Kreuzes und der unpolitischen Vaterländischen Frauenvereine rief sie auf den Plan und bewog sie zur Schaffung einer sozialen Hilfsorganisation. Seitdem hat allerdings die Frauenbewegung ihr mütterliches und hausfrauliches Herz entdeckt. Darum hat sie einen „deutschen Verband der Hausfrauenvereine" gegründet, der unter der Leitung einer zielbewußten Rechtlerin offenbar in Taten umsetzen will, was ein deutscher Professor in folgende schöne Worte gekleidet hat, die Gertrud Bäumer natürlich wie köstlicher Wein eingehen: „Die Beschränkung der Frau auf die Familie gehört dem Zeitalter des Kastengeistes an[2])". Darum redete in der Hauptversammlung des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht dieselbe Frau Voß-Zietz, die die Generalin der neuen Vereine ist, über „die Hausfrau im nationalen Haushalt", forderte das Recht zur Teilnahme an der volkswirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung für „die Frau des Hausfrauenberufes" und bemühte sich, Stimmrecht und Küche unter einen Hut zu bringen. Darum empfiehlt die Vorsitzende des einflußreichen Lyzeumklubs, Frau Hedwig Heyl, die Aufzucht von Meerschweinchen (!) zur Hebung der Fleischnot und gibt über die Gewinnung der beim Spülen des Geschirrs abfließenden Fettreste Ratschläge, die von einer praktischen Hausfrau für „vollendeten Unsinn" erklärt werden[3]). Wenn man sich erinnert, wie die Frauenbewegung früher über die Hausfrauen gescholten und gespottet hat, die nur in geringer Anzahl an der Emanzipationsangel angebissen haben, so wird man mißtrauisch und stellt unwillkürlich die Frage: Wie wurden denn Familie und Ehe vor dem Kriege von der Frauenbewegung bewertet?

In den Satzungen des „Buches deutscher Frauenvereine" werden beide überhaupt nicht erwähnt, wohl aber ist in den Satzungen des „Internationalen Frauenbundes" von der Familie die Rede — schon im Vorwort, wo es heißt, daß „eine organisierte Frauenbewegung dem Wohle

---

[1]) Helene Hummel, Denkschrift, S. 107.

[2]) Eduard Spramger, Die Idee einer Hochschule für Frauen und die Frauenbewegung, Leipzig, 1916, „Die Frau", Februar 1916. Wenn dieser Herr, der an der Universität Leipzig Philosophie und Pädagogik lehrt, so fortfährt: „Der Gedanke selbst ist nicht berechtigter, als wollte man aus dem Wesen des Mannes folgern, daß er der Familie nicht angehören kann", so beweist er nur, daß er vielleicht ein großer Metaphysiker, gewiß aber ein schlechter Logiker ist. Mir fällt dabei der Ausspruch eines boshaften Juristen ein, der in einem Roman sagt: „Was ist die Philosophie? Eine Jagd nach Hirngespinsten!" Sollen wir z. B. aus dem Wesen des deutschen Hochschulprofessors folgern, daß er wegen seiner politischen Unerfahrenheit und biologischen Unwissenheit nichts Vernünftiges über staatliche Probleme schreiben kann?

[3]) Monatsblatt 1915, Nr. 4.

der Familie und des Staates am besten dienen wird", und im ersten Paragraphen, der verlangt, die Frauen sollten aus allen Teilen der Welt zusammenkommen, „um über Fragen, die das Wohl der Allgemeinheit, der Familie und des Einzelnen betreffen, gemeinschaftlich zu beraten". Wie wenig hinter diesen schönen Worten steckt, entdeckt man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, wie tief das Familienleben in den — für die Frauenbewegung maßgebenden — Ländern englischer Zunge steht; wir halten uns darum auch nicht weiter bei dieser internationalen Gemeinschaft auf, zumal sie ausdrücklich bestimmt hat (§ 2), daß „kein Nationalverband in seiner vollen Unabhängigkeit bezüglich seiner Organisation, seiner Aufgaben und Arbeitsmethoden beschränkt werden darf". Wenden wir uns nun den deutschen organisierten Frauen zu, so stoßen wir auf eine Reihe von Äußerungen, die von hervorragenden Persönlichkeiten getan sind oder in Vereinsprogrammen stehen und die eine eigenartige Auffassung von Familie und Ehe verraten. Die Frauenrechtlerin Hulda Maurenbrecher[1]) möchte den Einfluß der Mütter auf die Erziehung der Töchter beseitigt sehen. Sie klagt: „Dem täglichen Umgang mit der Mutter hat das Mädchen zu verdanken, daß es auf allen wesentlichen Entwicklungslinien seines geistigen Werdens etwas zurückbleibt. Seine Intelligenz bleibt weniger geweckt, sein Gefühlsleben primitiver, seine Willensbetätigung weniger entschieden. Derber ausgedrückt: das Mädchen bleibt infolge des vielen Umgangs mit der Mutter dümmer, unbeherrschter und fahriger, als es ohne diesen Umgang sein würde." Die Kinder will sie dem Hause, aus dem die Küche verschwindet, nehmen und tagsüber in besonderen Heimen unterbringen. Das „konservative" Fräulein Paula Müller, die Vorsitzende des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, bemängelt in ihrer Schrift „Ein Frauenprogramm" die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau in der Ehe und das unbedingte Entscheidungsrecht des Mannes und will, daß die Frau für sich behalten solle, was sie durch ihre Arbeit im Geschäftsbetriebe des Mannes erwerbe. Im Katechismus der Frauenbewegung des „gemäßigten" Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium" lesen wir: „Die Frauenbewegung will nicht, daß dem Manne die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten zusteht, daß er insbesondere Wohnort und Wohnung bestimmt. Eheliche Angelegenheiten sollen durch Übereinkommen beider Ehegatten, in streitigen Fällen durch das Vormundschaftsgericht entschieden werden. Die elterliche Gewalt soll beiden Eltern gemeinschaftlich und in gleichem Umfange gewährt werden" (§§ 275, 276, 286). Die radikalen Damen blasen in dasselbe Horn, nur in noch schärferen Tönen. Käthe Schirmacher fordert „Entlohnung der Ehefrau für ihre häusliche Pflichterfüllung"[2]), Anita

---

[1]) Das Allzuweibliche, S. 46, 185 ff.

[2]) Die moderne Frauenbewegung, S. 41.

Augspurg ist offen für „freie Ehe" eingetreten[1]), Frau Marie Stritt, die Führerin des deutschen Reichsverbandes für Frauenstimmrecht — die zugleich Vorsitzende der Dresdener Ortsgruppe des aus der Frauenbewegung ausgeschlossenen Mutterschutzbundes war oder noch ist — nennt kurz und bündig Ehe und Familie „innerlich überlebte Formen und Einrichtungen"[2]). Endlich tritt der Verband fortschrittlicher Frauenvereine für die u. a. von Helene Stöcker und Marie Lischnewska empfohlene „neue Ethik" ein. Er erklärt: „Der Geschlechtstrieb und seine Befriedigung sind an sich weder moralisch noch unmoralisch, sondern nur natürlich. Es ist das Recht jeder Persönlichkeit, ihr Geschlechtsleben unter eigener Verantwortung zu führen. Dem Staate und der Gesellschaft steht ein Eingriff in dieses Recht erst zu, wenn die Interessen anderer geschädigt werden. Da beide Geschlechter auf diesem Gebiete immer nur gemeinsam handeln können, gelten diese Sätze für Mann und Frau ohne Unterschied." Diese dem seligen Aristophanes abgelauschte „Ethik" predigt also schrankenloses „Ausleben", bezw. die wilde Ehe, und doch gehört der Verband, dessen Lehren, in die Praxis umgesetzt, die Grundlage der Familie und damit den Staat erschüttern würden, dem Bunde deutscher Frauenvereine an! Der jesuitische Kniff, den die Frauenbewegung jedesmal gebraucht, wenn man ihr solche Abscheulichkeiten vorrückt: „Die persönlichen Willensmeinungen einzelner Mitglieder gehen unseren Bund nichts an und in die inneren Angelegenheiten der uns angeschlossenen Organisationen dürfen wir uns nicht einmischen" (Satzungen § 1) — lehnen wir ab. Wir sagen: „Die Frauenbewegung tritt den Männern und dem von ihnen regierten Staate als festgefügte Einheit gegenüber mit dem von allen ihren Vereinen und Verbänden gebilligten Endziele politischer Gleichberechtigung. Mithin ist sie auch solidarisch haftbar." Wir sind also durchaus befugt, zu behaupten: Die Frauenbewegung bekämpft Ehe und Familie in der gesunden, biologisch richtigen, geschichtlich im Sturme der Jahrtausende bewährten Form, die auf der Führerschaft des Mannes beruht, und offenbart auch hiermit ihren staatsfeindlichen Charakter. Demnach versagt sie dem Staate gegenüber auf der ganzen Linie; sie ersetzt das Dreigestirn: Monarchie, Heer, Familie durch die Irrlichter: Parlamentarismus, Weltschiedsgericht, eheliche Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Nun wählt, deutsche Männer!

Ich möchte an dieser Stelle noch erwähnen, daß Familie und Ehe durch die Politisierung der Frau auch mittelbar geschädigt werden. In der gewiß unverdächtigen „Frankfurter Zeitung" berichtet die Schriftstellerin Alice Schalek[3]) über die Verhältnisse in Neuseeland so: „Die hohen Löhne in Geschäften, Kontors und Fabriken, die das Frauenstimmrecht erkämpft,

---

[1]) Paula Müller, Zur Abwehr, S. 32.

[2]) Einheitlichkeit, S. 13.

[3]) Vergl. Denkschrift, S. 80 ff.

locken die Mädchen vom dienenden Stande weg, und die Dienstbotennot hält gar viele Neuseeländer vom Heiraten, viele Verheiratete vom Kinderkriegen ab" und schreibt weiter über Australien und Neuseeland: „Die Gesamtwirkung des Stimmrechts . . . besteht wohl aus einigen geringfügigen Verbesserungen der Lebensbedingungen der arbeitenden Frau, zeigt sich aber am stärksten in der Bedrohung des Besitzes und der Stellung der bürgerlichen: in der zur furchtbaren Kalamität anwachsenden Dienstbotenfrage, in der aus ihr resultierenden Erschwerung der Heiratsmöglichkeit, in der Umwälzung der Begriffe Haushalt und Familie. Die Mädchen, die „nicht in den Dienstbotenstand zurückgedrängt werden sollen", ertragen es aber auch als verheiratete Frauen nur widerwillig, ihr eigener Dienstbote zu sein. Entweder es ergibt sich Unzufriedenheit oder die junge Ehe fängt im Boardinghouse an. Obgleich das unvergleichliche Klima die Sorgen um Wohnung und Wirtschaft so unendlich vereinfacht, daß sie an denen der Hausfrauen anderer Länder nicht gemessen werden können, bleiben zahllose Ehen der Dienstbotennot halber kinderlos und auch Reinlichkeit und Akkuratesse lassen zu wünschen übrig. Für diese Nachteile werden die Frauen erstaunlich wenig durch selbsterstrittene wirtschaftliche oder politische Vorteile entschädigt." Und in der Londoner Zeitschrift „Nineteenth Century and after" klagt Edith Sellers[1]) über die Pflichtvergessenheit der finnischen Frauen, die nur für Politik und Frauenbewegung lebten und die Lust verloren hätten, im Hause zu wirken. „Einige von ihnen gehen soweit, zu behaupten, daß es sich für sie als Vollbürgerinnen besser zieme, Eisenbahnfahrkarten auszugeben, als ihrer Kinder zu warten. Denn Kinder gelten in diesen Kreisen heutigentags nicht viel; vielmehr gewinnt die Ansicht schnell an Boden, sobald die Kinder geboren seien, liege es dem Staat und nicht den Müttern ob, sich um sie zu kümmern."

Wir haben jetzt gesehen, daß ein Sieg der Frauenbewegung national zersetzend wirken würde. Und was für politische Folgen würde er haben? Hierüber habe ich in meinem bereits erwähnten Buch ausführlich gehandelt und kann mich, da neue Gesichtspunkte seitdem nicht zutage gefördert worden sind, kurz fassen[2]). Einmal würde die Emanzipation der Frauen, die in Deutschland 800000 Köpfe mehr zählten als die Männer und nach dem Kriege noch überlegener sein werden, unser ganzes öffentliches Leben unheilbar feminisieren. Es würde der biologisch sinnlose, politisch unhaltbare Zustand eintreten, daß das schwache Geschlecht über das stärkere herrschte: die Frauen würden die Gesetzessuppe einbrocken und die Männer müßten sie ausessen — eine Unvernunft, die schon die stimmrechtsfeindlichen Amerikanerinnen scharf gegeißelt haben. Der Frauenbewegung wäre das

---

[1]) Vergl. Denkschrift, S. 80 ff.

[2]) Frauenstimmrecht, S. 64 ff.; Langemann, Auf falschem Wege, S. 93; Denkschrift, S. 20.

freilich nur erwünscht, denn sie ist nicht weiblich, sondern, wie Hulda Maurenbrecher ihr vorgeworfen hat, feministisch. Weiblicher Einfluß hat sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten im Staatsleben geltend gemacht — nicht selten so kräftig, daß der Ausdruck „Unterrockspolitik" geprägt werden konnte — und jedermann weiß, welche verhängnisvolle Rolle die verwitwete Kaiserin von Rußland und die Königin Helene von Italien bei der Schürung des jetzt tobenden Weltbrandes gespielt haben. Neu ist nur, daß die Rechtlerinnen eine verfassungsmäßige Mitherrschaft beanspruchen, aus der sich nach der Lage der Dinge mit der Folgerichtigkeit eines Naturgeschehens die Obergewalt des weiblichen Geschlechtes entwickeln müßte. Auf der ersten Tagung, die der Deutsche Bund gegen die Frauenemanzipation 1912 in Berlin abhielt, rief eine radikale Rechtlerin aus: „Glauben Sie doch nicht, daß die Frauenbewegung den Zweck hat, die Frauen wirtschaftlich und geistig zu fördern! Nein, sie hat ein ganz anderes Ziel — bisher haben die Männer geherrscht, jetzt wollen die Frauen an die Reihe kommen!" Solche Ausbrüche unbequemer Ehrlichkeit schweigt die feministische Presse tot — uns sind sie wertvolle Zeugnisse für die Richtigkeit unseres Kampfes gegen die politische Gleichberechtigung der Frauen. Gerade wir Deutschen laufen besonders Gefahr, der Weiberherrschaft und damit dem Untergang zu verfallen. In ihrem prächtigen Buche „Krank am Weibe" verkündet Käthe Sturmfels, in der wir eine Bahnbrecherin des Antifeminismus zu achten haben, mit einem nur zu begründeten Pessimismus: „Denn wenn auch alle europäischen Völker am Weibe kranken, so sicher und so bald wie das deutsche wird keins am Weibe verkommen." Unausrottbar steckt in jedem echten Deutschen der Hang, die Frau als ein höheres Wesen zu verehren, das sich von einem Engel nur durch den Mangel an Flügeln unterscheidet. Es wird Zeit, daß wir diese bei Dichtern und Verliebten begreifliche, bei Politikern unverzeihliche Empfindsamkeit abschütteln, biologisch, d. h. realistisch betrachtet, ist die Frau nichts mehr und nichts weniger als ein Mensch mit menschlichen Fehlern und Vorzügen. Gewisse Leute — nicht nur Fanatiker des Deutschtums, die bei Thor und Wotan schwören und am liebsten in Fellen herumliefen wie unsere germanischen Ahnen, sondern auch solche, deren Vorfahren nicht an den Ufern des Rheins, sondern an den Wassern Babylons gesessen haben — reden gerne von der Frauenverehrung der alten Germanen und möchten diese als politischen Glaubensartikel eingeführt sehen. Sie tun den Germanen, die zwar gemütvoll, aber durchaus nicht sentimental veranlagt waren, bitter unrecht, wie die Worte eines berühmten Germanisten beweisen werden[1]): „Die Hochstellung der Frauen durch die Germanen war mehr eine religiöse als weltliche, mehr eine passive als aktive. Wir würden sehr irren, wenn wir die Frauen als die Mittelpunkte des häuslichen und

---

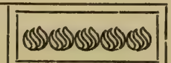
[1]) Karl Weinhold, bei Krauß a. a. O., S. 308.

geistigen Lebens ansehen wollten. Rechtlich war die Lage der Frau völlig untergeordnet." Sodann wäre eine Politisierung der Frau gleichbedeutend mit einem völligen Siege der Sozialdemokratie. „Die leichte Erregbarkeit der Frau macht sie dem Radikalismus zugeneigt, der die lautesten Schreier und die ärgsten Zungendrescher in den Kampf schickt[1]". Die innere Verwandtschaft zwischen Sozialismus und Frauenstimmrecht tritt in allen Ländern in die Erscheinung, in denen das weibliche Geschlecht mitwählt. In Australien und Neuseeland sind Parlament und Regierung stark in sozialistischer Wolle gefärbt. In Finnland erhielten 1913 die Sozialdemokraten 2/5 aller Stimmen und eroberten 3/7 aller Landtagssitze (90 von 210)[2]. In Norwegen vereinigten die Sozialisten 1915 bei den letzten Storthingswahlen auf ihre Kandidaten 188082 von 597000 abgegebenen Stimmen (beinahe 1/3) und erzielten gegen 1912 einen Zuwachs von 40 pCt., doppelt soviel wie Regierungspartei und Rechte zusammen[3]. Wie die Dinge in dem nunmehr ganz feminisierten Dänemark sich entwickeln werden, muß die Zukunft zeigen — einstweilen sei bemerkt, daß seit Einführung des weiblichen Gemeindewahlrechts in der Vertretung der Stadt Kopenhagen die Sozialisten gewaltig zugenommen haben. Es gibt ja Schwärmer, die aus Überzeugung oder — wie das „Berliner Tageblatt" — aus händlerischer Gesinnung oder aus Anlaß des Burgfriedens die Sozialdemokratie über den grünen Klee loben und eine Verbrüderung zwischen ihr und dem Bürgertum fordern. Auch wir freuen uns der vaterländischen Haltung der sozialistischen Mehrheit, meinen aber, daß die Errungenschaft einer Zeit der Not sich erst im Frieden bewähren muß, ehe man aus ihr Schlüsse ziehen kann. Wenn z. B. ein Löwe mit Pflanzenkost aufgepäppelt wäre, würde er dann aufhören, ein Fleischfresser zu sein? Die Sozialdemokratie hat ihr früheres Programm weder abgeschafft noch geändert. Sie ist nach wie vor eine Feindin des in der Monarchie gipfelnden, vom Heere behüteten Staates und wir können und dürfen ihr nicht selbst zur Herrschaft verhelfen. Ob sie einmal die Jagd nach Utopien aufgeben und sich unter Leitung der Gewerkschaften zu einer unpolitischen, rein praktische Staatesinteressen verfechtenden Arbeiterpartei gestalten wird, ist mehr, als die weiseste Sibylle voraussagen kann.

(Fortsetzung folgt.)



Berichte und Notizen.



Über Geld- und Weltwirtschaft nach dem Kriege schreibt die „Hallesche Zeitung", Landeszeitung für die Provinz Sachsen, für Anhalt und Thüringen, in Nr. 376 übereinstimmend mit unserem Leitartikel im vorigen Heft sehr zutreffend: „Über die

[1] Frauenstimmrecht, S. 67, Auf falschem Wege, S. 93, Denkschrift, S. 69.

[2] Diese Zahl ist bei den neuesten Wahlen auf 103 gestiegen!

[3] Deutsche Zeitung, 1915, Nr. 527.

Ursachen des Weltkrieges mag jetzt und in aller Zukunft noch soviel gestritten werden, die wesentlichste wenn nicht die einzige Ursache, ist der Welt schon heute klar, unser Volk ist sich zum größten Teil ahnend oder wissend darin einig: Der Krieg aller Kriege ist ein Handelskrieg, oder deutlicher gesagt, die Ursache liegt in der Geldwirtschaft und damit in der Weltwirtschaft, wie diese sich vor dem Kriege entwickelt hatten und mit Fleiß betrieben wurden. — Von einsichtigen Menschen und solchen, die es wissen mußten, in fast allen Nationen, wurde in den letzten Jahren in Wort und Schrift darauf hingewiesen, daß es so nicht mehr lange weiter gehen könne in der Welt, deren Kultur man in den Himmel hob, daß der bis aufs höchste angespannte Materialismus und dessen Früchte, Egoismus, Genußsucht, Entsittlichung, Verrohung zu einem gewaltsamen Ende hindränge, möge dieses Revolution oder Krieg heißen. Das Einzelne wissend vorhersagten, fühlten ahnend die Völker — und so kam es.

Der tobende, menschenmordende Krieg ist die schwerste Anklage gegen die Geld- und Weltwirtschaft, die leider auch noch heute in derselben Art weiter herrscht. Das ganze Elend der verflossenen beiden Jahre, das Meer voll Tränen und rauchenden roten Blutes kommen über sie. Im Angesicht der ungeheuren Schuld werfen wir aber auch warnend die Frage auf: Wird Geld- und Weltwirtschaft solcher Entartung nach dem Kriege ihre Tyrannei wieder aufrichten und die Geißel über die Völker schwingen, wie in den vorigen Tagen, oder wird eine erkennende weise Regierung ihnen Zaum und Gebiß in das Maul legen, um sie zur Ordnung und zum Dienst der Allgemeinheit zurückzuführen!?

Diese Frage muß in die Welt hineingerufen werden, damit alle Ohren sie hören. Es ist die brennendste Frage, in ihr liegt das größte Kriegsziel. — Denn wagt jemand es zu glauben, daß die Mächtigen im Reiche des Mammons aus innerer Einsicht zur Mäßigung zurückkehren werden! Nie und nimmer. Sie können es aber auch nicht, weil im gleichen Augenblick die Potemkinschen Dörfer, die sie unter Duldung und Unterstützung der Regierungen in der ganzen Welt aufbauen konnten, kläglich zusammenstürzen würden, sie können es aber auch deshalb nicht, weil der Mammon das Gewissen erstickt, weil er das wichtigste Organ zerstört, ohne welches der einzelne Mensch wie der Volkskörper nicht leben kann, den Hemmungsnerv."

Die Geschichtsschreibung wird hoffentlich unter den Trümmern einer Welt noch die letzten Beweise für die Tatsache finden, daß die Machthaber in Italien, Frankreich und England durch einen Krieg den schmählichen Zusammenbruch ihrer Geld- und Weltwirtschaft zu verdecken suchten. In unserem, glücklicherweise noch monarchisch regierten Staate sind Staats- und Geldwirtschaft noch nicht so eng miteinander verbunden, daß die eine mit der anderen fallen muß. Aber trotzdem hatte auch bei uns die Macht des Geldes eine Höhe erreicht, die derjenigen in den genannten Ländern nicht nachstand und dieselben Gefahren in sich barg wie dort. Tatsachen beweisen dies. Es ist in großen Tageszeitungen im Laufe des Krieges mehrfach behauptet worden, in den letzten Tagen drohenden Kriegsausbruches seien mehrere Bankgewaltige zum Kanzler geeilt und hätten diesem erklärt, die Banken brächen zusammen, wenn bei einem Kriegsausbruch die Regierung nicht gründlich helfend eingriffe. Unterstützt wird diese Behauptung durch den Kampf, den der verehrungswerte Präsident der Reichsbank Exz. Havenstein, dem das deutsche Volk großen Dank schuldet, in den letzten Jahren vor dem Krieg mit den Banken führte, um diese zu größerer Geldflüssigkeit aus eigener und geringerer Inanspruchnahme des Reichskredits zu zwingen. Aber auch noch eine Anzahl anderer finanztechnischer Gründe, die von nationalen Volkswirtschaftlern in den letzten Jahren oft genug besprochen worden sind, sprechen für die Wahrscheinlichkeit der obigen Behauptung. Trifft diese aber zu, dann darf man wohl sagen, daß damals eine große Stunde verpaßt worden ist. Lag etwas näher, und war etwas berechtigter, als eine Geldwirtschaft, die nach außen hin seit Jahrzehnten mit fetten Gewinnsten prahlte und immer mehr anschwoll, die sich rühmte, Ordnerin und Grundlage alles wirtschaftlichen Lebens zu sein, innen aber

morsch und faul war, unter Aufsicht des Staates zu stellen und in ein Reichs-Geld-Monopol überzuführen?! Man begnügte sich damit, von Staats wegen die Börse zu schließen und tat damit der Geldwirtschaft den größten Gefallen, denn wie kläglich wären die Blätter von diesem Giftbaume abgefallen, ein Spiel der Winde geworden. Im übrigen aber setzte sich der ins Wanken und Schwanken geratene Götze Mammon unter der Hilfe der Regierung wieder in Positur, Macht und Sicherheit in allen Mienen, und es ist ihm gelungen, er sitzt heute fester denn je. Was ihm zum Unheil zu werden drohte, ist ihm zum Heil gediehen, er ist fetter und damit mächtiger denn je, und die Völker müssen in ohnmächtiger Wut sein Joch tragen, welches er ihnen auflegt an Zinsen, Provisionen und besonderen Provisionen, Gewinnanteilen und Geldentwertung im Verkehr der Völker untereinander, und wie die Enteignungsmittel alle heißen mögen. Im Sonnenschein solchen Gedeihens ist auch die Börse wieder zum Leben erwacht, obgleich sie gesetzlich tot ist. Ab und zu hält es die hohe Obrigkeit sogar für notwendig, ihr den amtlichen Totenschein vorzuhalten, um sich mit der Erklärung zu begnügen, sie, die Börse wolle ja sofort wieder toter werden und nur ganz bescheiden leben.

Es ist traurig, aber man kann diese Dinge nur satirisch in das rechte Licht stellen. Wie oft haben tapfere Männer in den letzten Jahrzehnten, ich nenne als einen der letzten und gründlichsten nur Sombart, mit tiefer wissenschaftlicher Begründung ihre Stimme erhoben, es war alles vergeblich. — Und doch kommen wir an eine Umgestaltung unserer Geld- und Weltwirtschaft in volkswirtschaftlichem Sinne nicht vorbei.

Im allergrößten Teil des deutschen Volkes hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen und täglich findet sie neue Jünger, daß wir nur dann eine glückliche Zukunft haben, auch den übrigen Völkern zum Segen, wenn diese Frage im ethischen und völkischen Sinne gelöst wird. — Darf der gleißende, goldene Moloch nach dem Kriege ebenso ungestört auf Raub ausgehen, wie vorher, dann wehe uns und der ganzen Welt.

Heute sei davon abgesehen, an dieser Stelle Gedanken im Sinne einer solchen Lösung auszusprechen. Es ist häufig genug aus berufenerem Munde geschehen. Tüchtige Männer, die starken Wollens und Könnens und reiner Hände und Herzens sind, hat das deutsche Volk genug, dies Werk auszuführen.

Wir wollen und werden, von unserem Gewissen getrieben, immer wieder unserem Volke im Sinne des großen Römers zurufen: „Eins aber ist vor allem not, daß unsere heutige Geld- und Weltwirtschaft zerstört werden muß."

Krieg, Volk, Frieden. Kürzlich sprach hierüber der sozialdemokratische Mehrheitsführer Abgeordneter Scheidemann in einer Versammlung zu Dresden, der 5000 Zuhörer beiwohnten. Bevor er in Ruhe reden konnte, mußten „Radikale", die gegen ihn lärmten, hinausbefördert werden. Auch in dieser Rede berief sich Scheidemann auf den Reichskanzler, der das Aufstellen von Eroberungsplänen „glatt abgelehnt" habe. . . . Der sozialdemokratische Führer wies darauf hin, daß an manchen Stellen Not herrsche und daß unsere Feinde darauf ihre größten Hoffnungen aufbauten. Wenn Deutschland jetzt zusammenbräche, wenn die Brutalität der englischen Politik, die sich gegen unsere Frauen und Kinder wendet, siegte, wenn Deutschland zu einem schandbaren Frieden gezwungen wäre, wäre es wahrhaftig kein Wunder. Trotzdem würde Deutschland fortleben in der Geschichte, weil es das Größte getan hat, was möglich war. Kein Volk der Erde hat jemals etwas Ähnliches getan. Aber Deutschland darf, kann und wird nicht zusammenbrechen. Würde es das, so wäre es gleichbedeutend damit, daß die jetzige vorübergehende Not zu einem dauernden Elend werden würde. Unter den Trümmern Deutschlands läge am tiefsten die Arbeiterklasse begraben. Zweierlei müssen wir fordern: Brot und keine Erschütterung der Überzeugung, daß wir uns in einem Verteidigungskrieg befinden. Deutschland kämpft bis auf den heutigen Tag um seine nackte Existenz, um seine Selbständigkeit, um Lebensmöglichkeit. Wir sind nicht auf Eroberungen ausgegangen, das beweist zur Genüge die Tatsache, daß Österreich auf Deutschlands Druck Italien freiwillig Gebiete

abtreten wollte. Deutschland hat auch keine Eroberungspläne aufgestellt — das hat Bethmann glatt abgelehnt. England und Frankreich setzen den Krieg fort, weil sie hoffen, ihre Eroberungspläne doch noch durchsetzen zu können. Man vergleiche die tollen Friedensbedingungen der „Morning Post". „Wir wollen einen Frieden, der Dauer verspricht, ohne Erwerbungen. Wir haben nach Ausbruch von der Parteileitung wohl zehnmal versucht, mit den französischen Sozialisten in Verbindung zu treten — immer haben sie abgelehnt, erst vor acht Tagen wieder. Es wird von verantwortungslosen Schwätzern geredet, die Munitionsarbeiter sollten die Arbeit einstellen. Es ist mir unverständlich, wie jemand nur daran denken kann, daß wir unseren Feldgrauen in den Rücken fallen sollen, um unseren Feinden den Sieg zu erleichtern. (Lebhafte Zustimmung.) Wir wollen den Frieden, aber nicht den Frieden um jeden Preis. Deutschland würde zum Bettelvolk der ganzen Welt werden, aus der deutschen Arbeiterklasse würde dann ein Haufen von Bettlern werden. Was wir mit der Regierung gemein haben, haben wir mit dem ganzen deutschen Volk gemein: das Interesse an der Erhaltung unseres Volkes. Die Sozialisten in Belgien, England und Frankreich haben sich mit ihren Regierungen eingelassen — aber davon wird nicht gesprochen, nur wenn unsereiner für die Regierung eintritt, heißt es sofort: freiwilliger Regierungskommissär! Es hängt für Deutschland ungemein viel ab von einem guten Frieden. Wir wollen gleiches Recht für alle bei den Wahlen. Wir dürfen nichts tun, was unseren Truppen schaden könnte — das gebietet unsere Dankespflicht. Wir sind bereit, Frieden zu schließen, aber nicht Frieden um jeden Preis, der unsere Arbeiter zu Hungerleidern machen würde. Wir sind, was wir waren: Kämpfer für den Sozialismus, Kämpfer für die Demokratie, Kämpfer für den Weltfrieden!"

Während nun ein Auszug aus Scheidemanns Rede drahtlich verbreitet wurde — sein Hinweis auf das glatte Ablehnen von „Eroberungsplänen" durch den Reichskanzler erklärt manches — erfreute sich nicht der gleichen Aufmerksamkeit eine Eingabe, die der Hauptausschuß nationaler Arbeiter- und Berufsverbände Deutschlands schon am 10. d. M. dem Reichskanzler übermittelt hat. Der genannte Ausschuß vertritt einige Hunderttausend deutscher Arbeiter. In seiner Eingabe heißt es:

„Auf keinem anderen Volksteil lastet der Krieg mit seinen Lebensmittelsorgen und mit seiner unsicheren wirtschaftlichen Zukunft so schwer, wie auf dem Arbeiterstande. Von keinem wird vielleicht ein baldiger, gesegneter Frieden so stark herbeigesehnt, wie gerade von diesem. Kein anderer Stand ist aber auch in seiner Zukunft, in seiner künftigen Lebenshaltung, in seinem kulturellen Anteil so gefährdet, wie der Arbeiterstand, wenn es nicht gelingen sollte, einen Frieden herbeizuführen, der außer der Sicherstellung der militärischen Grenzen auch eine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung gewährleistet. Nicht nur lohnende, sondern hochlohnende Arbeit muß der deutsche Arbeiter nach dem Kriege finden. Denn alles wird teurer werden, als es vor dem Kriege war: Lebensmittel, Miete, Waren.

Diese Verteuerung muß eintreten, weil der Krieg uns eine ungeheure Schuldenlast aufgebürdet hat. Es taucht vor uns die erschreckende Erkenntnis auf, daß wir mit einer Erhöhung der Steuern von ungefähr 3 Milliarden Mark zu rechnen haben. Wie wir uns auch drehen und wenden mögen, es ist unabwendbar, daß ein bedauerlich großer Teil dieser Belastung durch naturgemäße Abwälzung auf den Arbeiter fallen wird. Es ist unmöglich, wenn man es auch noch so gerne möchte, die neuen Steuern einfach auf den Besitzstand zu legen. Eine Überspannung in dieser Beziehung hätte die verhängnisvollsten Folgen, gerade für die Arbeiterschaft.

Das mobile Kapital, die industriellen Anlagen, der städtische und ländliche Grundbesitz können, ohne die Arbeiterinteressen auf das schwerste zu gefährden, nur bis zu ganz bestimmten Grenzen belastet werden. Der Besitz soll und muß jedoch bis zu derjenigen Grenze belastet werden, über die hinaus ein Schaden für die Allgemeinheit und für die besonderen Arbeiterinteressen eintritt.

Angesichts dieser Tatsache muß die deutsche Arbeiterschaft ohne Rücksicht auf poli-sche, religiöse, gewerkschaftliche und sonstige organisatorische Trennungen in Geschlossenheit egenüber der Frage von Krieg und Frieden ihr Interesse vertreten und Stellung nehmen. 's hatten dies bisher die politischen Parteien getan, wirtschaftliche Verbände, Unternehmer-ruppen und Organisationen aller Art, noch nicht aber die deutsche Arbeiterschaft als solche.

Wie liegt nun für diese die Friedensfrage?

Der Krieg, den wir gegenwärtig führen, ist militärisch entschieden. Er wird fort-esetzt ausgesprochenermaßen und von unseren Gegnern gewolltermaßen als Wirtschafts-rieg geführt. Dieser Wirtschaftskrieg soll die deutsche Industrie vom Weltmarkt so gut oie irgend möglich verdrängen. Der Kampf geht gegen etwas, das man nicht nach Eng-and bringen wollte, gegen die deutsche Arbeit und damit gegen den deutschen Arbeiter.

Gibt es nun ein Mittel gegen diese verhängnisvolle Entwicklung? Ein einziges ıur, aber ein sehr gründliches: Unsere Macht als Sieger. Wir müssen unseren Sieges-villen durchsetzen, so daß wir eben diese drei Milliarden Kriegstribut, die uns entkräften ollen, nicht selbst zu tragen haben, sondern, wie es sich gehört nach Kriegsausbruch, unsere Gegner, jene Gegner, welche die Absicht hatten, im Falle ihres Siegs uns bis aufs Letzte uszupressen. Setzen wir dies durch, dann wird umgekehrt statt eines wirtschaftlichen Nieder-ganges ein mächtiger wirtschaftlicher Aufschwung in Deutschland die Folge sein. Unsere Industrie wird volle Beschäftigung und hohe Löhne bieten können, unsere Landwirtschaft kann die Lebensmittel zu billigen Preisen liefern. Die Stellung des Arbeiters wird wieder eine aufsteigende werden, die Zukunft seiner Kinder eine gesicherte sein. Das Interesse des Arbeiterstandes, mehr als das aller anderen Stände, verlangt also, daß wir gerade im gegenwärtigen Augenblick der Kriegführung nicht schwach werden und uns diejenige Zu-kunft in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht aus der Hand gleiten lassen, die wir mit so gewaltigen Opfern militärisch schon erkämpft haben. Verhängnisvoll wäre es für des Reiches und des Volkes Wohl, wenn wir uns zu einem unfruchtbaren Frieden verleiten lassen würden, weil der Lebensmittelmangel und die hohen Preise uns drückend geworden sind, verhängnisvoll vor allem auch deshalb, weil der Friedensschluß an sich gar nicht die sofortige oder nur baldige Herstellung normaler Lebensverhältnisse mit sich bringen kann. Bevor also nach Friedensschluß wieder normale Lebensverhältnisse eintreten, wird eine lange Zeit vergehen, und die Arbeiter selbst müßten darum bitten, den gegenwärtigen Zustand der Beschlagnahme und Verteilungsordnung bis auf weiteres fortzuführen, weil sonst die Preise wieder in die Höhe schnellen, der Zwischenhandel sie noch mehr belasten und an den Stellen größerer Bevölkerungsdichte verstärkter Mangel entstehen würde. Der Friede also, den wir aus Schwäche geschlossen hätten, würde uns nicht einmal eine vorüber-gehende Erleichterung bringen. Wir würden unsere ganze Zukunft und die Zukunft unserer Kinder preisgegeben haben für ein Nichts, für einen Irrtum, nicht einmal für einen leeren Teller."

Schließlich wird in dieser Darlegung ausgeführt, daß alle deutschen Arbeiter-organisationen sich zu einer gemeinschaftlichen Stellungnahme verbinden müßten, um den Wahn des feindlichen Auslandes zu beseitigen, daß die Stellungnahme der sozialdemokra-tischen Arbeitsgemeinschaft für die Stimmung der deutschen Arbeiterschaft bezeichnend sei.

Fremdsucht der „Frankfurter Zeitung". Sonderbar, ja ahnungslos, um seine eigene Bezeichnung zu gebrauchen, scheint Herr Augustus Schmehl der deutschen Sprache gegenüberzustehen, wie sein Aufsatz „Die Abende von Kandersteg" in der „Frankfurter Zeitung" vom 12. und 16. Juli beweist. Eine ans Lüsterne streifende Betrachtung wird mit einem Fremdwortschwulst vorgetragen, der deutsches Gefühl verletzt. Schon die Über-schriften: Silhouetten, Topographie, Ce Monsieur de Bordeaux! Die Landschaftschilderung spricht vom Dekor der Häuser, von Konturen der Berge, vom Rauschen des Flusses, das eine Melodie von Energie und Güte hat. Der Saal heißt 18me siècle, hat Pastell-portraits au fond an der Wand, darin sind galante Abenteuer ohne Zahl de jadis. Die

Speisen werden natürlich nach dem Menu im Eßsalon eingenommen, wobei es Brisolettes und un petit vin pétillant gibt. Auch über die lieben Tierchen wird mit Fremdwörtern geredet. Hunde ignorieren Katzen, und Hühner brüten mit dem Air einer selbstbewußten Prüderie. Und die Menschen? Ein Kind macht einen infernalischen Lärm, es wird abrupt von dem ganzen Eisenbahncoupé gefeiert; dem alten Herrn aux yeux hagards vis-à-vis entschlüpfen Blasphemien; die Proprietère ist sehr korrekt; Mme. B. hat einen aimablen Troß von Kammerzofen, ein impassibles Gefolge; das Dienstmädchen serviert, kredenzt adrett, mit Charme, mit Grazie im Haar. Da gibt es auch einen Doktor, der hat Ideen, nicht Prinzipien; seine Art ist superior — eh bien, c'est un vrai homme de bien, mon bon ami! — Man könnte zunächst glauben, daß dieses Kauderwelsch ein Gespött über die Torheiten der Fremdtümelei sein soll, aber wir werden eines anderen belehrt, wenn wir die Verhimmelung der französischen Gefangenen lesen: „Sie fallen gleich durch ihre schnelle sichere Grazie auf. Das Rot der Hosen und die Mützen ist persönlich wie ihr Mut. Und ihre Gesichter finden ihresgleichen nicht auf dieser Erde." Der eine ist graziös, der zweite hat Grazie, der dritte ist umgeben von einem aureolenhaften Kreis von Gnade, Glück und Menschlichkeit. Die Diskussionen der Franzosen sind ponderiert, die Haarlocken sind von arabeskenhafter Grazie, die Erziehung ist säkular und von Dehors. — Empört haben sich Blätter über dieses Kauderwelsch und mehr noch über dieses Bauchrutschen vor Frankreich der „Frankfurter Zeitung" gegenüber ausgesprochen. Sie nimmt aber „den deutschen Dichter" Augustus Schmehl in Schutz. Recht so! Sie ernenne ihn zum Präsidenten der Société für die Propagation des germanischen Idioms.. („Tägl. Rundschau".)

Geburtenrückgang in Berlin. Über den Geburtenrückgang in Berlin berichtet H. Fehlinger im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" 11. Bd., 5. Heft. „Es war vorauszusehen", heißt es dort, „daß der Krieg eine Abnahme der Geburtenhäufigkeit in allen beteiligten Ländern verursachen würde. Wie groß der durch den Krieg herbeigeführte Geburtenausfall ist, läßt sich noch nicht ermessen, da amtliche Ausweise bisher erst für eine verhältnismäßig kurze Spanne jenes Zeitraumes vorliegen, während welchen die Geburtenhäufigkeit unter den Einwirkungen des Krieges steht. Überdies liegen vorderhand noch keine Zahlen für größere Gebiete vor, sondern erst solche für einzelne Städte." Dies ist auch der Fall für die Reichshauptstadt Berlin. Der Einfluß des Krieges kann in der Geburtenziffer frühestens 9 Monate nach der Mobilisation zum Ausdruck kommen, also vom Mai 1915 an; wie deutlich das zutrifft, zeigt die Tabelle:

Monat	1914	1915
Januar	3467	3311
Februar	3177	3049
März	3369	3402
April	3350	3061
Mai	3506	2669
Juni	3151	2334
Juli	3372	2520
August	3160	2434
September	3098	2399
Oktober	3097	2339
Januar-Oktober	32747	27518

Auf je 1000 weibliche Personen kamen vom Mai bis Oktober 1914 18,0, 1915 aber bloß 13,6 Geburten. Der Geburtenausfall betrug in diesen Monaten 4689 Geburten, das sind 24,2 pCt., also rund ein Viertel. Der Überschuß der Geburten über die Säuglings-Sterbefälle betrug für die Zeit vom Mai bis Oktober 1914 16214, 1915 nur noch 12642. Zu beachten ist dabei, daß in Berlin ein überdurchschnittlich großer Prozentsatz in den höheren Altersklassen stehender Geschäftsleute, Angehöriger der freien

Berufe, Rentner u. s. w. lebt. Ferner ist in Berlin auch in Friedenszeiten die Klasse der Dienstboten, die für die Fortpflanzung nur wenig in Betracht kommt, außergewöhnlich stark vertreten. Andrerseits ist in Berlin die Zahl der im öffentlichen Interesse unabkömmlich erklärten Militärdienstpflichtigen besonders groß. „Deshalb ist es gewiß, daß in der Reichshauptstadt die Senkung der Geburtenziffer infolge des Krieges erheblich geringer war als im ganzen Reiche." In dem oben betrachteten Zeitraum bis Oktober 1915 drückt sich außerdem lediglich der Geburtenrückgang aus, der durch die Einberufungen in den ersten sechs Kriegsmonaten verursacht wurde. Damals handelte es sich noch zu einem sehr großen Teil um ledige Männer, während durch die späteren Einberufungen der höheren Altersklassen vorwiegend Verheiratete betroffen wurden. „Aus diesem Grunde ist zu erwarten, daß die durch den Krieg verursachte Abnahme der Geburtenzahl erst später, namentlich im Jahre 1916, richtig zum Ausdruck kommen wird, da nun die große Mehrheit der im Zeugungsalter stehenden Männer zum Militärdienst herangezogen sind."

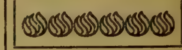
Nicht nur im Felde, sondern auch daheim fordert also der Krieg Opfer an Menschenleben, Opfer, die meist weniger beachtet werden, die aber an Ernst und Bedeutung die Verluste auf dem Schlachtfelde mit der Zeit vielleicht noch überbieten können. Gefährlich ist es, diese Gefahr zu unterschätzen; sie bedeutet eine Abgrabung der biologischen Vorbedingungen für eine fernere Zukunft, eine Ausmerze der lebendigen Träger unserer deutschen Kultur. Der große Krieg mahnt uns mit eindringlicher Stimme, daß in der Frage des Geburtenrückgangs lauter und nachdrücklicher denn je der Ruf erschallen muß: Caveant consules! — Siemens.

„Fichte-Gesellschaft von 1914." Die Anfang dieses Jahres endgültig gegründete „Fichte-Gesellschaft 1914" versendet als erste Flugschrift einen Arbeitsbericht über das erste Halbjahr. Daraus geht hervor, daß in der Leitung der Gesellschaft Männer wie Paul Freiherr von Wolzogen, Prof. Dr. Berger in Darmstadt, Freiherr von Lichtenberg in Gotha, Siegfried Wagner in Bayreuth und eine Reihe anderer bekannter Deutschführer sitzen. Die Geschäftsstelle befindet sich in Hamburg, Holstenwall 3. Nach ihrer Satzung will die F.-G. alle Männer und Frauen vereinigen, „welche die Verpflichtung zu einem deutsch-bewußten Leben für sich selbst anerkennen wollen". Sie will u. a. eine Bühnenausgestaltung schaffen, „welche die Bühne, mehr als es bisher geschehen ist, zu dem macht, wozu die besten Dichter und wahrhaft Verantwortlichen unseres Volkes sie bestimmt haben. Die F.-G. will durch „Deutsche Bücherbriefe" und durch einen eigenen Pressedienst dafür sorgen, daß das aufbauende Schrifttum die gebührende Stelle in der deutschen Öffentlichkeit erhalte und die literarische Kritik auf eine gesunde Grundlage gestellt werde. Aus den übrigen Bestrebungen ist besonders der Plan der Fichte-Hochschulen hervorzuheben. Die Mitglieder erhalten die Monatsschrift „Bühne und Welt" als Amtsblatt geliefert. Die uns vorliegende Flugschrift berichtet in den Aufsätzen „In Fichtes Namen", „Fichte-Stiftung", „Bühnenorganisation", „Pressedienst", „Deutsche Bücherbriefe" und „Bühne und Welt" ausführlich über die Einzelheiten. Sie ist unentgeltlich vom Arbeitsamt der Fichte-Gesellschaft von 1914, Hamburg, Holstenwall 3, zu beziehen.

Zur Frage der Staatsordnung. Unserer Parlamentswirtschaft muß ein Ende gemacht werden, sofern wir nicht gar bald völlig der Semitisierung verfallen wollen. Dies wird nach dem Kriege die brennendste Aufgabe sein. Es ist freudig zu begrüßen, daß in der Pol.-Anthr. Monatsschrift ein Meinungsaustausch darüber eröffnet worden ist. Die Vorschläge Ph. Stauffs sind recht verführerisch, sie würden auch gewiß allen Ansprüchen genügen und ein Ideal der Staatsform zeitigen, wenn Deutschland noch, wie ehemals in Germanien, aus freien Bauern auf freiem Grunde mit stolzer Lebens- und Willenskraft bestände und wenn alle Mischlinge mit Sklavenseelen wirklich noch wie damals der freien Herren leibeigene Sklaven wären. Solche Menschen sind leider ziemlich selten in unserem Volke geworden. Die von Stauff empfohlene Zwölf-Männer-Gauordnung würde heute

ein Parteileben durchaus nicht ausschließen. In der Gemeinde angefangen, mit jeder Waltung gesteigert, würde Interessenpolitik, Suggestion, Bestechung und alle Mittel der heutigen Wahlsitten die nächste Vertretung zusammensetzen. Die Herrschaft der Zahl, der Masse würde durchaus nicht vermieden. Die Proletarier, die der Verführung durch die Juden, auch ohne daß diese wählbar zu sein brauchten, am wenigsten widerstehen, würden ebenso wieder die Mehrheit bilden. Die Stände, auf die sich der Staat am meisten stützen sollte, würden allzu wenig berücksichtigt. Im Gegensatz zu dieser demokratisch angehauchten Gauordnung scheint mir eine andere Staatsform die Gefahr der Semitisierung eher auszuschließen. Sie stützt sich zwar ebenfalls auf den Aufbau von Gemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz, Staat und Reich, könnte aber in ihrer einzelnen Zusammensetzung etwa das Vorbild des preußischen Herrenhauses annehmen, nur daß die vom Staatsoberhaupt ernannten Abgeordneten, die also sozusagen Beamte sind, aus dieser Vertretung wegfallen und auf das Oberhaus, das etwa dem heutigen deutschen Bundesrat ähneln könnte, beschränkt werden. Während für Gemeinde, Bezirk und vielleicht auch noch den Kreis die Staufffsche Gauordnung anwendbar ist, wird für die Provinz-, Staats- und Reichswaltung eine andere Zusammensetzung nötig sein, die nur zum kleinen Teil aus den von den Kreiswaltungen bestehenden gewählten Vertretern bestehen darf, die übrigen sind von den Ständen zu stellen. Dabei darf auch nicht die Kopfzahl der Ständeglieder den Maßstab bilden, es muß vielmehr die Bedeutung des Standes für die Größe und Wohlfahrt des Staates berücksichtigt werden. Danach hätte der Nährstand die meisten Vertreter zu schicken, wobei zweckmäßig Bauerntum und Großgrundbesitz zu trennen sind. Nach ihm besitzt der Mittelstand die nächste Bedeutung. Industrie, Handel und Arbeiterschaft kämen in entsprechender Reihenfolge. Die Stände müßten natürlich vorher einer gründlichen Neuordnung unterzogen werden, etwa in dem Sinne, wie es Dr. Schmidt-Gibichenfels vorgeschlagen hat. Die großen politischen, nationalen und wirtschaftlichen Verbände hätten auch eine gewisse Anzahl Vertreter zu entsenden. Daß alle Glieder sämtlicher Waltungen deutschen Blutes sein müssen, ist selbstredend. Das preußische Herrenhaus, dessen nichtdeutsche Glieder verschwindend sind, zeigt, wie leidenschaftslos und vornehm die Beratungen geführt werden können. In ihm fühlt sich jeder in erster Linie als Deutscher, in zweiter als Vertreter und Beauftragter seines Kreises und Standes. Jeder Kreis und jeder Stand entsendet zu seinem eignen Nutzen nur wirklich selbstbewußte und ehrenhafte Männer, die Verführungskünsten von Dunkelmännern unzugänglich sind. Die Gefahr der Demokratisierung ist vermieden. Eine wahrhaft aristokratische Landesvertretung arbeitet nicht für die Wählermasse, nicht für kleine Teile des Volkes, sie arbeitet nur für das Ganze. — Dr. K. Hutten.

Bücherbesprechungen.



Franz Haiser, „Die Überzeugungskraft des ‚Beweises', ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft." — Verlag von Carl Konigen (Ernst Stülpnagel), Wien 1916. — 361 S. 8°. Preis 4 M. 50 Pf.

Den vertrauten Anhängern der „P.-A. M." ist Dr. Franz Haiser ein bekannter Name. Die philosophisch-politischen Grundanschauungen, die der Verfasser in diesem Buche entwickelt, sind ihnen durch einzelne Aufsätze schon nahe gebracht, die das Verlangen in ihnen geweckt haben werden, sich gründlicher in sie zu vertiefen. Nur für die vielen Leser, die neu an die Zeitschrift herangetreten sind, möchte ich einige erläuternde Worte sagen.

Der wesentliche Inhalt der Weltanschauung Haisers scheint mir in schärfster Ausprägung enthalten zu sein in den Worten des Eingangs, die er besonders hervorzuheben nicht der Mühe wert gefunden hat: „Wann gewann der Mensch Überzeugungen? — Stets nur dann, wenn er sich an einen Stamm anlehnte, er verlor sie hingegen, wenn er sie auf ‚allgemeinem' Wege finden wollte. Denn das Absolute lebt, es ist die Wahrheit

und spricht auch zu uns, aber nur in Form von Empfindungen, von rassisch differenzierten Überzeugungen. Die absolute Wahrheit hörte auf absolut zu sein, wenn sie von einem menschlichen Bewußtsein ‚erkannt' würde. Die Sprache des Absoluten ist nicht die des ‚Beweises', denn wo der Beweis lebt, dort ist die Wahrheit tot."

Eine solche Lehre läßt sich nicht durch „Argumentieren" entwickeln. Haiser würde sich selber widersprechen, wenn er den Versuch dazu machen wollte. Wenn er also im Vorwort von einem „abgeschlossenen System, einem geordneten Bau" redet, der sich seinem Auge zu enthüllen beginnt, so möchte ich statt an einen zu errichtenden Bau, an dem die Teile doch mit dem Werkzeug der „logischen Urteilskraft" zugehauen werden müßten, vielmehr an einen sich entwickelnden mächtigen Baum denken, dem der sich endlich wieder regende natürliche Instinkt die nährenden Säfte zuführt. Auf dieses Bild kommt Haiser selber, wenn er an anderer Stelle sagt, daß der Kampf gegen das „vorurteilsfreie, willenlose Erkennen" für den Denker nicht leicht sei, „denn selbst wenn er imstande sein sollte, den Stock des Gruppeninstinktes samt seiner Wurzel herauszuheben, so wird er nur allzu leicht in Gefahr kommen, ihn durch seinen eigenen Intellektualismus zu beschädigen."

Seine Anschauungen sind gewachsen, nicht erarbeitet. Deswegen würde es auch keinen Sinn haben, mit ihm über Einzelheiten zu rechten. Sie lassen sich nur nachempfinden. Dies aber ist an die Voraussetzung rassisch gleichgestimmter Willensantriebe geknüpft. An eine „kritische Beurteilung" des Buches überhaupt heranzutreten, würde schon die Ablehnung seiner Grundanschauung bedeuten, die die „Überzeugungskraft des Beweises" leugnet und nur eine relative Wahrheit der durch die rassemäßige Veranlagung bedingten Intuition anerkennt. Daß er dieser zu ihrem heute noch verkannten Rechte zu verhelfen sucht, ist eine befreiende Tat, die wir ihm danken müssen.

Auch über seine Ausdrucksweise wollen wir nicht mit ihm rechten; auch in bezug auf diese würde er sich selber widersprechen, wenn er sich anders ausdrückte, als seiner inneren Natur gemäß ist. Zur Erläuterung sei bemerkt, daß die oft gebrauchte Bezeichnung „Köter", das Extrem des durch die Widersprüche seiner verschiedenartigen Anlagen richtungslosen Mischlings bedeutet, der die Richtungslosigkeit als „Freiheit" empfindet. Ihm stellt er den „Aristokraten" (welche Bezeichnung sich natürlich nicht mit dem herkömmlichen Begriff des Wortes deckt) gegenüber, der auf Grund bestimmter Rassenanlage und der dieser entsprechenden Erziehung dem inneren Zwang, dem „Stil" seiner Gruppe unterworfen ist.

Daß seine Redeweise scharf ist, liegt im Wesen der Sache, sie ist scharf wie Scheidewasser. Und sie ist Scheidewasser zwischen der „Rechts- und Linkskultur". Auch diese Ausdrücke decken sich keineswegs mit den entsprechend bezeichneten politischen Richtungen; aber die Bedeutung, die er diesen Worten gibt, legt die rassisch begründete geistige Grundlage dar, die für diese Parteigegensätze bestimmend ist. Scheidewasser ist wohltuend für das Edelmetall, das es von den vielleicht noch beigemischten unechten Bestandteilen reinigt. Die eigentlichen Vertreter der Linkskultur wird es auflösen — vor Wut nämlich, die sie schweigend verschlucken werden, um ihre wahre Natur nicht zu verraten und um dem Buche nicht die Verbreitung zu geben, die wir ihm wünschen.

Es ist vor dem Kriege geschrieben und, wie der Verfasser betont, bei der Herausgabe während desselben in keinem Satze geändert. Trotzdem ist es für den Krieg geschrieben. Die Anschauungen, die der Verfasser vertritt, bilden die Grundlage für die geistige Verfassung, die uns zum Siege führt und die es uns ermöglicht, diesen auch auszunutzen und für das Deutschtum fruchtbar zu machen. H. G. Holle.

Im Lande des Chediwen von Fritz Mielert. Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg.

Dieses mit vielen wohlgelungenen Lichtbildaufnahmen des Verfassers geschmückte und vom Verlage sehr geschmackvoll herausgebrachte Reisewerk besteht im wesentlichen aus zwei Teilen: einem einleitenden, welcher die weltpolitische Bedeutung Ägyptens im

Zeitalter des europäischen Völkerkrieges darlegt und das Buch kriegsaktuell macht und einem schildernden, worin der Verfasser über zwei Nillandreisen berichtet, die ihn vor dem Kriege bis aufwärts zum großen Assuaner Staudamm geführt haben. Und der Verfasser hat vieles und zumeist auch richtig Geschautes zu berichten, denn er versteht das Reisen im Orient wie wenige und hat sich dabei nicht an die ausgetretenen und überlaufenen Touristenstraßen gehalten, sondern abseits derselben die Wüste durchquert und den Oasen der libyschen Wüste mit ihren Koptenklöstern, aus den ersten Jahrhunderten des Christentums stammend, seinen Besuch abgestattet, hat mit Beduinen unter dem härenen Zeltdach gehaust und sich auch sonst im Volke umgesehen, von welchem der landläufige Globetrotter gewöhnlich weniger als nichts — nämlich das gerade Gegenteil von dem erfährt, wie es in Wirklichkeit denkt und fühlt, leibt und lebt. Das alles macht Mielerts Buch zu einer doppelt willkommenen Gabe in einer Zeit, in der wieder einmal die ehernen Kriegswürfe um den Besitz der Perle des nahen Orients, um Ägypten rollen, wenn auch nicht unbedingt jeder Leser die beneidenswerte Zuversicht des Verfassers teilen wird, womit er schon jetzt in seinem bezüglichen Hauptstücke „die Befreiung Ägyptens" von dem Joche der Allerweltsräuber wie eine sicher bevorstehende Tatsache der Geschichte vorausnimmt. Übrigens traut auch er den Engländern den strategischen Mißbrauch der großen Nilschleusen zu, um das Land im Falle Kriegsverlustes oder allgemeiner Volkserhebung der Verdurstung und Verdorrung anheimzugeben (S. 28), — ein Zweck der über alle ihre wirtschaftliche Bedeutung hinausgehend kostspielig angelegten Stauanlagen des Nils, auf den schon in meinem 1903 erschienenen Orientreisewerke: „Morgen- und Abendland" (Stuttgart bei Strecker & Schröder) ausdrücklich hingewiesen wurde. Dr. Adolf Harpf.

Wilhelm Kotzde. Wilhelm Drömers Siegesgang. Berlin, Martin Warneck. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Wilhelm Drömers Siegesgang ist die schlichte Lebensgeschichte eines märkischen Bauern aus der letzten Zeit des großen Preußenkönigs bis zu den Tagen der Befreiung. Doch nur wie ganz fernes Donnergrollen mischen sich die Zeitereignisse in das Buch, vielmehr sehen wir das Leben und Treiben eines Dorfes und gewinnen zugleich einen tiefen Einblick in ein Stück preußischer Kulturgeschichte. Da walten noch die „Dorfgerichte" in Würde ihres uralten Herkommens, der Amtmann ist noch die bestimmte Instanz in gerechten und ungerechten Dingen und die Spinnstube ersteht vor uns noch in inniger Schlichtheit und Unverdorbenheit. Volkslieder und Kinderreime, wohl ein Jahrhundert oder länger verstummt, erscheinen da plötzlich und fassen tiefe Wurzel, weil sie wirklich noch erlebt werden. Aber auch die Sprache der Arbeit und der Mühe redet da, der Pflug wühlt die Scholle empor und Erdgeruch steigt auf, Leben wird und vergeht, sonniges fröhliches Leben, aber auch dunkles und verfehltes. Durch alles hindurch aber schreitet still ein Aufrechter, ein Starker: Wilhelm Drömer mit dem fröhlichen, weichen und reichen Kinderherzen. Über alle Menschenleiden steigt er hinweg. Alles trägt er in sich selber aus: Licht und Dunkelheit, und immer streckt er die Arme Gott entgegen. Am Ende ist es ein Siegesgang gewesen. Ein Licht- und Trostquell kann er andern sein; so sinkt er dahin am Abend seiner Tage: Ein fröhliches Herz hat Gott lieb. —

Daß uns Deutschen doch einmal wieder eine wahrhaft deutsche Erzählung beschert ist, das scheint uns die Bedeutung des Buches zu sein. Ganz abgesehen von den prächtigen Szenen und Gestalten (z. B. das Pfingstkegeln — der nächtliche Hirschenkampf — der jugendfrische Meister Stettenborn — der fiedelnde, liederreiche Invalide Heinrich Kraatz — die schöne Hanna usw.) liegt über dem Buche der Zauber und die Stimmung alter Volkslieder: deutsche Innigkeit und Tiefe, deutsche Wehmut und Träumen, aber auch deutscher Schaffenstrieb und Fröhlichkeit, die endlich zum Siege verhelfen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 25. 8. 16.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 7 | 1916

[fü]r praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der Militarismus als Erretter.

Vom Herausgeber.

Wenn wir heute vom Militarismus als Erretter sprechen, so denken wir dabei natürlich zuerst an die Errettung von all den unaussprechlichen Plagen, die uns die Engländer und die mit ihnen verbündeten Russen und Franzosen in diesem Weltkriege zugedacht hatten. Einen grauenhaften Vorgeschmack davon hat uns die vorübergehende Besetzung Ostpreußens durch die Russen gegeben, und die Engländer wie die Franzosen lassen auch jetzt noch kaum einen Tag vorübergehen, an dem sie uns nicht durch Zeitungsartikel oder Ministerreden die völlige Vernichtung unserer militärischen, politischen und wirtschaftlichen Macht, ja die Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Völker wenigstens androhen, wenn auch der von ihnen bis in den Abgrund der Hölle verfluchte „Militarismus" zu Lande, zu Wasser und zu Luft die Ausführung dieser durchaus ernst gemeinten Drohung bisher verhindert hat und weiter verhindern wird.

So über alles Lob und alle Schätzung erhaben die Verdienste unseres vor dem Kriege auch innerhalb *unserer* Grenzen viel geschmähten Militarismus in *dieser* Beziehung auch waren, sind und sein werden, so soll davon diesmal hier doch nicht die Rede sein. Diese Dinge liegen allzu nahe und sind ja auch in den Tageszeitungen schon oft, wenn auch noch lange nicht erschöpfend gewürdigt worden. An alles, was uns der

Militarismus der Vergangenheit war und in der Gegenwart ist, soll jetzt nicht gedacht werden, sondern an etwas sehr Wichtiges von dem, was in nächster Zukunft der militärische Geist dem deutschen Volke bringen soll und bringen muß, wenn nicht die Hoffnungen unserer Feinde sich über kurz oder lang dennoch erfüllen sollen. Selbstverständlich kann dabei nicht von eigentlichen Kriegs- oder Friedenszielen die Rede sein, da ja diese Dinge jetzt noch immer nicht öffentlich erörtert werden dürfen. Es handelt sich überhaupt nicht um Dinge, die wir erst bekommen sollen, sondern um solche, die wir leider bis zu einem Grade schon haben, die uns aber unfehlbar zugrunde richten würden, wenn wir sie nicht bald los werden könnten. Es sind das alle jene mit besonderer Betonung als „modern" bezeichneten, im Grunde aber uralten sogen. „Ismen": der Mammonismus, der Internationalismus, der Demokratismus, der Feminismus, der Pazifismus usw.

Gewiß ist von allen diesen Dingen hier schon oft und in mannigfachen Zusammenhängen die Rede gewesen; es ist aber notwendig, sie einmal einzeln für sich und dann wieder im Zusammenhange miteinander zu betrachten. Es wird sich dabei herausstellen, daß sie im Grunde nur verschiedene Wirkungen ein und derselben übeln Ursache und deshalb auch nur aus einem Punkte, durch einen einzigen, von den „Modernen" so sehr verdammten „Ismus", der in allem das Gegenteil der genannten anderen „Imen" ist, zu kurieren sind.

Was zunächst den Mammonismus, d. h. die Geldgier, die Überschätzung des Geldwertes, die Sucht nach Käuflich- und Verkäuflichmachung aller Dinge und damit schließlich die sklavische Unterwerfung aller Dinge und Menschen unter das Geld bezw. dessen Besitzer anbelangt, so ist das, wie gesagt, ein uraltes Übel, von dem bis jetzt noch kein Kulturvolk frei geblieben und an dem alle alten Völker, zum mindesten als politisch selbständige Wesen, zugrunde gegangen sind. Der Name stammt bekanntlich von jenem Bibelworte her: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Dabei ist aber der Mammonismus viel älter als dieses Wort. Er war bekanntlich schon viel früher, bei den ersten geschichtlichen, ja vorgeschichtlichen Handelsvölkern der alten Welt, den Phöniziern und ihren Ablegern, den Karthagern, verbreitet gewesen, an deren Stelle dann erst die Juden und noch später die Griechen usw. getreten sind.

Man ist vielfach, ja wohl allgemein geneigt, dem Gelde an sich alles Üble nachzusagen. Das ist aber ein Irrtum. An und für sich ist das Geld, auf dessen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte[1]) hier nicht eingegangen werden soll, keineswegs etwas Schädliches, vielmehr sehr Nütz-

[1]) Vergl. den Aufsatz im Septemberheft 1910 des jetzigen Herausgebers (damaligen Mitarbeiters) dieser Zeitschrift: „Die Regelung des Blutumlaufes im Gesellschaftskörper", wo ein kurzer Abriß der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Geldes gegeben wird.

liches und von einer gewissen Kulturstufe ab Unentbehrliches. Wie man aber jedes noch so gute Ding durch Mißbrauch in das Gegenteil seines Wesens und Wertes verkehren kann, so ist es auch mit dem Gelde. Warum sollte es mit ihm gerade anders sein? Das Übel des Mammonismus entsteht also nicht durch das Geld an sich, sondern durch die Menschen und menschlichen Gesellschaften, die mit diesem Dinge nicht richtig umzugehen verstehen, es mißbrauchen bezw. seinen Mißbrauch aus Dummheit oder Feigheit dulden. Bei allen anderen Dingen hält man den richtigen Gebrauch für selbstverständlich. Niemand wundert sich z. B., wenn es von dem „Feuer" in „Schillers Glocke" heißt:

„Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Denn was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft" usw. ...

Daß es sich mit dem Gelde genau ebenso verhält, wird von der dem Mammonismus dienstbaren Presse sorgfältig verschwiegen. Es wird hier immer nur die „Wohltätigkeit" der Geldmacht und ihrer Inhaber hervorgehoben, deren Kehrseite jedoch mit allen nur verfügbaren Schleiern und Feigenblättern zugedeckt. Und wenn man gar schon einmal die Kehrseite nicht verbergen kann, wird diese als etwas Unvermeidliches, als der „Schatten des Lichtes" hingestellt. Dabei lenkt man aber nur das Persönliche auf das Sachliche ab und verschweigt die biologische Tatsache, daß es immer nur die persönlichen Träger bestimmter Entwicklungen sind, die ihnen die Richtung ins Unsinnige oder Verbrecherische geben. Dieser Abweg wäre aber bei rechtzeitiger Hemmung, Lenkung und Regelung der Entwicklung durchaus zu vermeiden. Hemmungslose oder nicht genügend gehemmte und geregelte Entwicklungen führen überall, auf jedem Gebiete und für jede Erscheinungsform des individuellen wie des sozialen Lebens zur geilen Entartung. In der Natur regelt sich das gewöhnlich von selbst durch Aussterben der Träger sich übergipfelt habender und nicht mehr rückbildungsfähiger Entwicklungsreihen. In der Kultur ist es ähnlich, nur verzögert sich hier der Prozeß oft ungebührlich durch die mannigfachen Hülfsmittel, welche die Kultur für die künstliche Erhaltung der eigentlich schon abgelebten Daseinsformen bietet. Diese stehen dann den noch entwicklungsfähigen Formen nicht nur im Wege, sondern verseuchen sie auch mehr oder weniger an Leib, Seele, Geist. Auf diese Weise können die noch lebensfähigen Formen sogar mit in den Abgrund gerissen werden, der die abgelebten erwartet.

Bei den Trägern der geilen Entartung des Wirtschaftslebens, eben des Mammonismus kommt nun noch als besonders erschwerend und verschlimmernd hinzu, daß sie das Geld nicht bloß als Tauschmittel,

sondern auch noch auf andere Arten mißbrauchen. Als Tauschmittel soll das Geld den Austausch von Waren und Arbeitsleistungen erleichtern; es wird aber auch dazu verwandt, ihn zu erschweren und dadurch die natürliche Preisbildung künstlich, steigernd oder senkend zu beeinflussen. Schlimmer noch ist der Mißbrauch des Geldes als Waffe im Kampfe um die Macht. Die gewöhnlichen Formen dieses Mißbrauches sind die der direkten oder indirekten Bestechung und der geistigen Beeinflussung (Suggestion), wovon ja in diesem Kriege so furchtbare Dinge an den Tag gekommen sind. Dadurch wird der Mißbrauch, der schon bei der ersten an sich durchaus rechtmäßigen Art des Gebrauchs (als Tauschmittel) möglich ist, noch ganz unvergleichlich gesteigert. Er wird dadurch sozusagen potenziert.

Würde man die verschiedenen Gebrauchsmöglichkeiten bezw. deren Mißbrauch in jedem Falle deutlich unterscheiden, also auch sittlich und gesetzlich verschieden eindämmen, d. h. verschieden schwer infamieren und bestrafen, so wäre schon viel gewonnen. Vielleicht würde dadurch der schlimmste und gefährlichste Mißbrauch überhaupt vermieden. Principiis obsta! Nun haben aber diejenigen Träger der geilen Entartung des Wirtschaftslebens, die das Geld als Waffe im Kampfe um die Macht mißbrauchen, das begreifliche Bestreben, diese Waffe nicht sichtbar zu tragen, sie vielmehr auf jede Weise zu verbergen, oder, wenn sie bemerkt wird, zu verheucheln. Auf diese Weise ist wohl erst jener viel verbreitete Aberglaube entstanden, es läge nicht an den persönlichen Trägern, sondern die Waffe selbst sei daran schuld, daß sie verwundet und tötet. Wenn ein Krieger das von seinem Schwerte oder seiner Flinte behaupten wollte, würde jedes Kind ihn auslachen. Bei dem Gelde ist die Sache aber nicht so einfach, und darum gelingt es einer gewissen händlerischen Täuschungspraktik nur zu leicht, der Waffe zu unterschieben, was in Wirklichkeit nur die Schuld dessen ist, der sie führt.

In dieser Täuschung befangen sind viele törichte Menschen schon auf den Einfall gekommen, das Geld überhaupt oder mindestens in einer gewissen (metallischen oder sonstigen) Erscheinungsform abzuschaffen. Gewiß ist es nicht gleichgiltig, aus welchem Stoffe eine Waffe gemacht und wie sie gearbeitet ist; aber verwunden und töten kann man einen Menschen nicht nur mit einer haarscharf geschliffenen Damaszener Klinge, auch mit einem steinernen Hammer. Beim einfachen ursprünglichen Tauschhandel kann man ebenso leicht, vielleicht noch leichter als mit dem heutigen Geldverkehr betrügen, wenn man den Willen dazu hat, und der Gegenpart so dumm, oder so unerfahren, oder (durch eignes oder staatliches Verschulden) wirtschaftlich so ohnmächtig, in so verzweifelter Lage ist, daß er sich nicht dagegen zu wehren vermag.

Auf den (guten oder bösen) Willen kommt also alles an, und es dient, wie gesagt, lediglich der Ablenkung und Irreführung, wenn man

tote Sachen (Gold, Silber, Papier) oder öffentliche Einrichtungen (kapitalistische Wirtschaftsform) für den Mißbrauch der wirtschaftlichen Überlegenheit verantwortlich macht. Gewiß sind auch die Sachen, Werkzeuge, Einrichtungen und alles, was zum Gebrauche gehört, für den gedachten Zweck des Mißbrauches nicht gleichgültig. Sie bestimmen und bedingen aber nur das „Wie" und „Wieviel", die Art und den Grad des möglichen — keineswegs immer notwendigen — Mißbrauchs, berühren jedoch das eigentliche Wesen desselben nicht. Änderte sich z. B. die Wirtschaftsweise und Regierungsform eines Gemeinwesens noch so radikal, aber nicht der Wille der Träger des Mißbrauchs, so würde sich nur die Art und der Grad der Ausbeutung des Schwächeren — möglicherweise sogar zum Schlimmern — ändern. Wir werden später deutlich sehen, wie alle diese und andere oft geradezu raffinierte Bemühungen, das Wesen des Mißbrauchs auf die mehr oder weniger zufällige Erscheinungsform abzulenken, nichts weiter als Versuche sind, den lebendigen Trägern des Mißbrauchs eine immer weiter hinausschiebbare Galgenfrist zu sichern.

Das heutige mechanistische bezw. begriffliche Denken und der darauf beruhende Aberglaube an das Wort, den „Logos" bezw. die Logik erleichtert diese Täuschungspraktik ungemein. Sie vermag die eigentlich Schuldigen der Strafe zu entziehen und dadurch in der Seele der Halbgebildeten oder sonstwie geistig Unzulänglichen furchtbare Verheerungen anzurichten. Sie kann solche Leute nicht nur unzufrieden und unglücklich, sondern unter Umständen sogar zu verbrecherischen Handlungen geneigt machen. Würde an die Stelle des mechanistischen bezw. mechanisch-begrifflichen Denkens das biologische, in natürlichen Instinkten und klaren Anschauungen wurzelnde (intuitive) Denken treten, dann wäre diese raffinierteste Art von Täuschung und Irreführung nicht so leicht möglich. Mit der rein begrifflichen Logik und Syllogistik nämlich kann man, je nachdem man die (abgesehen von den Gebieten der reinen Mathematik) ja überall mehr oder weniger fließenden Begriffe enger oder weiter faßt, so ziemlich alles behaupten und — „beweisen", was man will. Man kann ein und dieselbe Behauptung auf Grund derselben Voraussetzungen das eine Mal als richtig, das andere Mal als falsch erweisen, ohne daß der Laie, ja sogar der philosophisch gebildete Fachmann, soweit er selbst der mechanistischen Denkweise unterworfen ist, irgendeinen „Fehler" entdecken kann. Natürlich wird der Gute und Edle auch mittels des „Logos", der mechanistischen Denkweise, wenn sie von seinem guten bezw. edlen Willen unbewußt geleitet wird, nur seine guten und edlen Absichten als richtige Ansichten sich selbst und anderen „beweisen". Wessen Wille nun aber von Natur böse, oder auch nur andersrassisch, andersvölkisch gerichtet ist, oder gar ganz bewußt, aus persönlichen Gründen die Absicht zu täuschen hat? Wird der nicht mittels genau derselben Logik, aber durch entsprechende (engere oder weitere) Begriffsfassung (Definition) seine im Sinne der einheimischen Rasse bösen bezw.

falsch gerichteten Absichten als allgemein richtige, wahre Ansichten zutage fördern und den geistig Armen glaubhaft zu machen versuchen?

Die verhängnisvollsten Wirkungen vermag die Syllogistik, die mechanistische Denkweise auf dem Gebiete der Moral und des geschriebenen Rechtes hervorzubringen, auf letzterem Gebiete besonders dann, wenn die mechanische, d. h. buchstäbliche Anwendung der Gesetze nicht bloß erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben ist. Dann darf der Urgrund aller guten Sitte und alles guten Rechtes, das gesunde natürliche Gefühl und der intuitive Verstand, selbst wenn er vorhanden wäre, sich gar nicht einmal regen. Der Richter ist dann nichts weiter als ein Rad in der logischen Gesetzesmaschinerie, im besten Falle deren mehr oder weniger geschickter Betriebsleiter. Über die auf diese Weise und auf einem doch so bedeutungsvollen Gebiete möglichen Mißbräuche oder Fehlgriffe ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Hier sei jedoch nur darauf hingewiesen, daß auch im Falle der mehr oder weniger mechanischen Rechtsprechung die Verantwortung für absichtliche oder unabsichtliche Mißbräuche der Macht von der Person auf die Sache: das „Gesetz" abgewälzt werden kann, wenn der böse Wille dazu da ist, oder Verantwortungsscheu und Notwehr gegen aufrührerische Massen es ratsam erscheinen lassen. Also auch hier kommt es allein auf den Willen und dessen gute oder schlimme, starke oder schwache Beschaffenheit, den persönlichen Charakter an. Der formale, mechanische Intellekt ist nur dessen technisches Werkzeug, das sowohl im guten wie im bösen, mutigen oder feigen Sinne gebraucht oder mißbraucht werden kann.

Es ist nur zu natürlich, daß im besten Kerne des Volkes, da, wo das gesunde natürliche Gefühl und der intuitive Verstand noch am wenigsten durch Syllogistik verbildet und verdrängt sind, der Unwille, die Entrüstung gegen diese Art von Niedertracht oder von feiger „Drückebergerei" nicht selten auf das heftigste aufbegehrt und von Zeit zu Zeit, wenn die Mißbräuche sich besonders häufen, einer schweren sozialen und politischen Krisis zutreibt. Doch auch in diesen Fällen wissen die stets schlau im Hintergrunde bleibenden Nutznießer der sittlichen und gesetzlichen Mißbräuche, die zugleich auch die Hauptträger des Mammonismus sind — sonst hat nur noch das verbrecherische Kleingewerbe, das gewöhnliche Raub- und Diebsgesindel (vergl. Juniheft 1916, S. 117) ein Interesse an solchen Zuständen — sich zu helfen. Sie wissen der Entrüstung des Volkes zu begegnen, ja sie sogar zu ihren Gunsten zu kehren, indem sie sagen oder sagen lassen: „Nicht wir, sondern das Gesetz ist an allem schuld, folglich muß das Gesetz oder, noch besser, gleich das ganze überkommene System, das dieses Gesetz vertritt und stützt, nämlich Staat und Gesellschaft, gestürzt und durch eine andere Gesellschaftsordnung ersetzt werden."

Das leuchtet dem Volke, besonders wenn das geschriebene Gesetz nicht mit dem Leben fortgeschritten und teilweise wirklich veraltet ist, auch ein.

Es fragt sich nur, wer Staat und Gesellschaft sowie das ganze System der Gesetzgebung und Anwendung erneuern, verjüngen soll.

In früheren Zeiten, als der Aberglaube an die Allmacht, Allwissenheit und Allweisheit der großen Masse noch nicht künstlich großgezogen war, geschah das, wenn es nicht allmählich vor sich ging, sondern auf einen Ruck geschehen mußte, durch einzelne gottbegnadete Genies, wie sie jedes Volk und jede Rasse, auch die geistig und sittlich höchststehende, selbst im Laufe eines Jahrhunderts, ja manchmal Jahrtausends nur in wenigen Exemplaren erzeugt. Sie waren stets und überall, in allen Ländern und bei allen Völkern in dem Sinne Vertreter ihres Volkstums und ihrer Rasse, als sie deren natürliche und kulturelle Eigenart gleichsam wie in einem Kräftesammelpunkte vereinigten und ausstrahlten. Solche echten und wahren Vertreter ihres Volkstums dürfen natürlich in Zeiten, wo die händlerische Staatskunst (vergl. Mai- und Juniheft) die Lage beherrscht, nicht Erneuerer von Staat und Gesellschaft werden. Da würde das Verbrecher- und Schmarotzertum einheimischer wie fremder Herkunft schlecht wegkommen! Was liegt also näher, als die Auswahl der Volksvertreter und Gesetzgeber auf die altbewährte mechanische Art, durch Stimmenzählung vornehmen zu lassen? Wie schön kann man da alle Formen der direkten und indirekten Bestechung sowie der geistigen Beeinflussung anwenden und dazu die syllogistischen Kunststücke spielen, ja förmliche Purzelbäume schlagen lassen! Wie sicher kann da Recht in Unrecht, Unrecht in Recht, Unsitte in Sitte verwandelt werden! Man braucht ja nur nach gehöriger materieller und geistiger Vorbereitung, nach einem Trommelfeuer von Geld, von Presseartikeln, von Reden und Gegenreden darüber abstimmen zu lassen!

Die Hintermänner des Mammonismus und sonstige zum Mißbrauch jeder Art von Macht besonders Geneigte erfanden darum den „demokratischen" Apparat, das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, zunächst für alle erwachsenen Männer, denn je größer die Masse — vergl. Januarheft 1916 Seite 513 — desto sicherer der Erfolg der Massensuggestion. Zum „Selbstgebrauch" anbieten konnte man dem Volke diesen bequemen mechanischen Apparat freilich erst, nachdem man es durch eifrig aufgedrängte syllogistische Halbbildung dafür einigermaßen reif und durch speichelleckerische Schmeicheleien danach lüstern gemacht hatte.

Die Masse, weniger leicht der bessere Kern des Volkes, fiel denn auch, zuerst natürlich in den am meisten „fortgeschrittenen" Ländern, auf diesen mehr als bauernfängerischen Schwindel hinein. Da die Verantwortung für Mißbräuche in jedem noch so schweren Falle jetzt auf das ganze Volk bezw. die Wähler und die armen Gewählten abgewälzt werden konnte, so häuften sich natürlich die Mißbräuche jeder Art von Macht, insbesondere der Geldmacht, von da ab mehr als jemals, zuletzt in einem Maße, gegen welches das der alten Verfallszeiten sich wie ein armseliger Zwerg aus-

nimmt. Gewiß sind dem Moloch Mammonismus auch in alten Zeiten Menschenopfer dargebracht worden; aber was sind diese Hekatomben gegen die Myriaden, ja Millionen, die besonders das angeblich an der Spitze der „Zivilisation" marschierende Frankreich, das Versuchskaninchen Europas, den Hintermännern seiner Wähler und Gewählten in diesem vom Mammonismus schlimmster, allerschlimmster Sorte angestifteten Weltkriege hinschlachten muß! Es ist ein Aderlassen bis zum Weißbluten, und das alles im Namen der „Demokratie"!

An sich ist ja die Demokratie bezw. der Demokratismus, wenn es sich dabei um etwas Wirkliches, nicht bloß um eine begriffliche Fälschung handelt, nichts Schlimmes, sondern nur etwas höchst Unvollkommenes. Die echte Demokratie ist die niedrigste, mit dem undifferenzierten Zellenhaufen vergleichbare Entwicklungsstufe der menschlichen Gesellschaft. Sie kann darum eigentlich nur in Form der eben erst zufällig zusammengewürfelten Horde, schon nicht mehr so leicht in Gestalt der zur Sippe bezw. zum Stamm allmählich erweiterten Familie kurze Zeit bestehen. Es wird sich nämlich in solchen Fällen sehr bald nicht nur als zweckmäßig, sondern geradezu als notwendig herausstellen, daß sich für besondere gesellschaftliche Funktionen besondere Organe, namentlich Häupter, aber auch Glieder für die Dauer heranbilden, und die Gesellschaft wird heilfroh sein, wenn sich dieser unvermeidliche Entwicklungsprozeß einigermaßen befriedigend oder wenigstens nicht ganz unbefriedigend vollzogen hat. An eine Wahl denkt in solchen einfachen, ursprünglichen Fällen kaum jemand. Die am meisten zur Führung geeigneten Persönlichkeiten bieten sich gewöhnlich von selbst dar, und das natürliche Gefühl, der intuitive Verstand der Einzelnen läßt sie sich mehr gefallen, als daß er sie besonders auswählte. Die Einzelnen werden es mit Freude begrüßen, wenn die auf dieser Stufe vergleichsweise doch noch recht einfachen Regierungsfunktionen der mit anderen Dingen reichlich genug beschäftigten Masse mehr und mehr abgenommen werden. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß die Regierungsweise einigermaßen befriedigt, Sitte und Recht, wie man es auf dieser Stufe im Gefühl und Bewußtsein hat, nicht geradezu auf den Kopf gestellt werden. Mit der „Demokratie" ist es also selbst auf dieser Stufe bald aus. Eine wirkliche Demokratie aber, etwa aus Gründen übertriebener Freiheitsliebe oder maßloser Herrschsucht aller Einzeln künstlich konservieren, oder gar aus einem schon hoch entwickelten Zustande der Gesellschaft wieder herstellen zu wollen, würde das Erreichen oder Beibehalten einer irgendwie höheren Kulturstufe ausschließen. In der Praxis würde es übrigens immer noch eher möglich sein, ein Ei künstlich zu konservieren, als ein bereits ausgekrochenes Huhn wieder in den Eizustand zurückzuführen.

Das ist die Wahrheit über die Demokratie, eine Ansicht, wie sie ohne eine dahinter steckende betrügerische Absicht (vergl. voriges Heft) gebildet ist.

Wenn der beste Kern des Volkes, auch in den heute angeblich „demokratisch" regierten Ländern, erst wieder einmal zu sich selbst gekommen und die entsetzlichen Folgen des angeblich demokratischen Systems, die es jetzt erst an seinem Leibe gespürt, auch in seinem Kopfe erkannt haben wird, dann wird dieser ausschlaggebende Teil des Volkes jeden als Retter begrüßen, der die Gesamtheit von der furchtbaren Geißel des heutigen Demokratismus befreit. Doch davon später. Zunächst wollen wir noch eine andere Folgeerscheinung des Mammonismus, den „Internationalismus", durchleuchten.

Schon in früheren Heften (z. B. Maiheft 1916, S. 68) wurde darauf hingewiesen, daß die händlerische Staatskunst, die ja den Mammonismus in Reinkultur vertritt, sich nicht damit begnügt, im eigenen Schutzstaate zu herrschen und hier alles ihren Zwecken unterzuordnen, sondern darauf ausgeht, ihr Herrsch- und Ausbeutungsgebiet möglichst zu erweitern, auf die ganze Kulturwelt auszudehnen. Dieses Übergreifen auf alle Staaten und Nationen, dieses Einmischen in deren innerste, eigenste Angelegenheiten zum Zwecke der Zwietrachtstiftung, der Schwächung der Staaten und der dadurch möglichen Ausbeutung der Völker nennt die händlerische Staatskunst „Internationalismus" und die entsprechende Gesinnung „international", neuerdings auch „übernational", „human", „menschheitlich". Diese Gesinnung preist sie natürlich als „Fortschritt" im Vergleich mit dem „rückständigen", „reaktionären" Nationalismus, den sie nur als eine „Übergangsform" zum allgemeinen Weltbürgertum, zum Kosmopolitismus sans phrase hinstellt. Wo das Volk noch nicht ganz für solche „Ideen" reif ist, sucht die händlerische Staatskunst es durch eifrig betriebenen Kultus des Auslandes — natürlich nur des bereits händlerisch beherrschten Auslandes — reif zu machen. Man bemerkt dann manchmal selbst im niedern Volke geradezu eine Art von Auslandschauvinismus, während der natürliche völkische Sinn als verdammungswürdiger „Nationalismus" oder „Chauvinismus" gebrandmarkt wird. Die händlerische Staatskunst stellt also die gesunde Natur und wahre Kultur geradezu auf den Kopf, nennt das aber überlegen „Weltkultur". Manche sehen darin Perversität, Entartung, es ist aber alles, wenigstens soweit es die schlauen Hintermänner angeht, Berechnung. In Wirklichkeit soll ja auf diese Weise auch gar nicht die „Menschheit", sondern im Namen der „Menschheit" eine bestimmte Nation, welche die händlerische Politik zu ihrem besonderen Werkzeuge auserwählt hat, die ganze Welt sich dienstbar machen. Es handelt sich also gar nicht um „Weltkultur", sondern um die weltbeherrschende Stellung irgendeiner den Welthändlern besonders dienstwilligen und wahlverwandten Nationalkultur.

Wenn es einen maßlosen, unersättlichen, wahnsinnigen Imperialismus gibt, dann ist es der händlerische in Reinkultur. Ihm gegenüber ist der räuberische Imperialismus, der überdies selten in Reinkultur existiert und

in diesem Kriege besonders von Rußland[1]) vertreten wird, noch bescheiden zu nennen. Auch arbeitet dieser nicht in dem Maße, wie jener, mit der Lüge. Während der räuberische Imperialismus seine Absichten meist offen zugibt, sucht sie der andere hinter gleißnerischen Weltbeglückungsphrasen zu verbergen und nennt die Vertreter der heldischen Staatskunst, die nichts weiter, nicht mehr, aber auch nicht weniger wollen, als die Zukunft ihres Volkes mit den allein wirksamen Mitteln zu sichern, vom „Annexionswahnsinn" besessene Narren. Wenn es aber etwas gibt, worauf das Wort „Wahnsinn", wenn auch erst nach Entfernung des verdeckenden Schleiers, zutrifft, dann ist es, wie gesagt, der händlerische Imperialismus in Reinkultur. Er ist noch niederträchtiger und gewissenloser als der räuberische Imperialismus. Dieser will zwar ganz ohne Not, aus bloßer Beutegier die Länder und Völker annektieren, in eigentlichster Bedeutung sich aneignen, d. h. seinem Staatswesen restlos einverleiben, um damit Rechte, selbstverständlich auch Ausbeutungsrechte zu erwerben; aber er verleugnet wenigstens nicht ganz seine staatlichen Pflichten. Der rein händlerische Imperialismus dagegen kennt in den von ihm nicht annektierten, nur „protegierten" Ländern ausschließlich Rechte und zwar Ausbeutungsrechte, die staatlichen Pflichten überläßt er den durch ihn nur hinreichend geschwächten, noch nicht völlig vernichteten Staaten und Völkern. Er nennt jedoch diese (die händlerische Ausbeutung erst ermöglichende) Schwächung des nationalen Staates und des nationalen Bewußtseins „Befreiung" von unwürdiger Knechtschaft und läßt sich dafür von feilen Subjekten gegen gute Bezahlung — nur ganz Dumme tun das umsonst — als „Wohltäter der Menschheit" feiern. Dabei braucht es sich durchaus nicht immer nur um fremde Staaten und Länder zu handeln; auch im eignen Schutzstaate spricht die händlerische Politik, wenn ihr eine Regierungsweise nicht paßt, von „Befreiung" und scheut sich nicht, das betreffende Volk gegen seine einheimische, angestammte Regierung aufzuwiegeln. Auch für diesen Zweck der Vorbereitung der Fremdherrschaft erweist sich die Erregung des Auslandschauvinismus und die Dämpfung oder direkte Bekämpfung des Nationalgefühls als äußerst wirksam. Manchmal wird freilich auch das Nationalgefühl einer Minderheit besonders gestreichelt und aufgereizt, nämlich dann, wenn dadurch dem übergeordneten Staate und der ihn hauptsächlich tragenden, die Mehrheit bildenden Nation Verlegenheiten bereitet werden können. Die Schwächung des Staates ist eben überall, wo der Staat nicht händlerisch beherrscht wird, Ziel des händlerischen Imperialismus, gleichviel ob es sich um den eignen Schutzstaat oder andere Staaten handelt.

---

[1]) Auch der britische und amerikanische Imperialismus ist kein rein händlerischer, sondern mit dem räuberischen bald mehr, bald weniger verquickt, ist gewissermaßen ein Wechselbalg, ein Kreuzungsprodukt von beiden.

Wäre die „Idee“ des Internationalismus und Kosmopolitismus völlig verwirklicht, d. h. alle Staaten der Erde zu einem einzigen Staatenbunde unter dem Vorsitze einer bestimmten, den Händlerinteressen vorzugsweise dienenden Nation vereinigt, dann wäre der Triumph des händlerischen Imperialismus vollkommen. Äußere Kriege wären dann nicht möglich, weil kein Staat stark genug wäre, einen solchen Krieg zu wagen. Desto häufiger würden dann aber blutige Revolutionen sein, denn die schwachen Staaten wären dann immer weniger imstande, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten und die rassisch wie völkisch immer mehr durcheinander geratenden Staatsbürger vor der Ausbeutung durch maskierte oder nicht maskierte Händler- und Räuberbanden zu schützen. Das Ende wäre das Chaos, der Kampf aller gegen alle, und die Kultur müßte überall wieder ganz von vorn anfangen.

Das ist die Wahrheit über die angeblich „erhabene“ Idee des Internationalismus und Kosmopolitismus: auch eine Ansicht, die ohne dahinter steckende betrügerische Absicht gebildet ist. Es gibt, darüber müssen sich die, welche es am meisten angeht, endlich einmal klar werden, keine wahre Kultur ohne Differenzierung und ohne reinliche Scheidung des von Natur und Kultur nicht Zusammengehörigen. Ebenso ist ein starkes Staatswesen ohne straffe Zusammenfassung im Innern und feste rassisch-völkische Begrenzung nach außen hin nicht möglich. Beides will ja aber eben der Internationalismus im Sinne des (am starken Staate gar nicht interessierten) händlerischen Imperialismus verhindern. Er wirkt also in diesem Sinne geradezu wie ein Zersetzungsbazillus. Das sind sozialbiologische Naturgesetze, die man weder umgehen noch sonstwie außer Kraft setzen kann.

Wie man vorher gesehen hat, ist der Internationalismus, ebenso wie der Demokratismus ein Folgeerscheinung des Mammonismus, der händlerischen Beutegier des Einzelnen oder gewisser zu Banden vereinigter Gruppen. Daß die „Idee“ des Internationalismus andererseits auch dazu herhalten muß, um die ehrlose, jede Verantwortung für das Ganze ablehnende Gesinnung des rasse- und klasselosen Kötermenschen, des wurzellos umher schweifenden Kunstzigeuners sowie des vaterlands- und berufslosen Genußmenschen der oberen Zehntausend zu beschönigen, wurde schon im vorigen Hefte angedeutet. Doch ist das mehr eine Nebenerscheinung, die über die Hauptsache, den welthändlerischen Ursprung und Zweck der für den Internationalismus tätigen Propaganda nicht hinwegtäuschen darf.

Ähnlich ist es mit dem Pazifismus. Er hängt zwar einesteils mit der ganz gewöhnlichen Feigheit und Dummheit der an Leib und Seele Entarteten, der Überkultivierten, anderenteils mit dem Feminismus, der ja ebenfalls eine Entartungserscheinung ist, zusammen. Der Hauptträger ist aber auch hier der händlerische Imperialismus in Reinkultur, also der Mammonismus, der die in letzter Zeit immer kostspieliger und

gefährlicher werdenden Kriege abschaffen und die Ausbeutung der Völker ausschließlich mit Geld und Täuschungspraktiken betreiben möchte. Wie groß nämlich die Bestechungssummen und die Kosten der Unterhaltung der Lügenpresse auch werden mögen, sie reichen nicht entfernt an die Kosten der heutigen Kriege heran, wenn man es dabei nicht mit wilden oder halbwilden Völkern, sondern mit einem Heldenvolke von unberechenbarer Macht bei höchstentwickelter Kultur zu tun hat. Und wenn man nun gar in einem solchen Kriege besiegt würde?! Also fort mit dem Kriege, mag man sich dabei auch durch Kriegslieferungen und Kriegswucher noch so sehr bereichern können! Man weiß ja nicht, ob man die Beute zuletzt behalten kann. Der Frieden, mag es auch nur ein ganz äußerlicher Frieden sein, erscheint darum dem händlerischen Imperialismus auf die Dauer und im ganzen doch einträglicher. Die Revolutionen, so denkt er, bleiben ja doch mehr oder weniger örtlich begrenzt und können, wenn man die großen Massen durch Täuschungspraktiken und gelegentliche Trinkgelder für die Parteihäuptlinge zu gewinnen vermag, vielleicht auch vermieden werden. Wozu wäre denn die Demokratie und der demokratische Apparat da, namentlich wenn man daran nicht nur alle halbwegs erwachsenen Männer, sondern, falls es nicht langt, auch noch alle halbwegs erwachsenen W e i b e r beteiligen kann?

Man sieht: der moderne Demokratismus, der Internationalismus, der Feminismus, der Pazifismus, überhaupt die ganze moderne Unzucht und Unkultur, auf welchem Gebiete sie sich auch zeigen mag, ist ein und derselbe in den Teilen miteinander verwachsene, aus demselben Neste stammende Rattenkönig, der von der Leitratte, dem Mammonismus in Reinkultur, abhängt und dahin geführt wird, wohin man ihn haben will.

Was ist nun dagegen zu tun? Gibt es kein Mittel, die Kulturwelt von diesem Teufelsgezücht, das, um im Bilde zu bleiben, bei seiner unersättlichen Gefräßigkeit daneben auch noch allerlei körperlich, geistig und moralisch verpestende Bazillen überallhin verbreitet, zu befreien?

Mit dem gewöhnlichen Mittel der Moralpredigten ist dem „Herrn der Ratten und Mäuse" nicht beizukommen. Er vermag sogar die Moral derart ins Perverse zu verdrehen, daß seine teufelischen Untaten als Gott wohlgefällige Werke erscheinen. Auch syllogistische Dialektik vermag ihn, den alten Meister und Lehrer dieser gleißnerischen Kunst, nicht zu überwinden. Schon im Januarheft 1916, S. 509, schrieb ich mit Bezug auf diese Kunst: „Es gibt gerade für die tiefsten und letzten, die größten und wichtigsten Wahrheiten keinen anderen Beweis als den, der im letzten Grunde nur auf eine Erläuterung, ja eigentlich nur Beschreibung der besonderen körperlichen, geistigen, sittlichen usw. Beschaffenheit der Rasse, des Geschlechts (gens, nicht genus) der Individualität, der kulturellen Entwicklungshöhe derjenigen Persönlichkeiten hinausläuft, welche diese Wahrheiten aus äußern und innern Wahrnehmungen, Erlebnissen usw. gefunden und den geistig wie sittlich Unselbständigen bewußt oder unbewußt suggeriert

haben, falls sie lange genug die Macht dazu hatten oder diese ihnen von keiner Seite ernsthaft bestritten wurde. Diese Macht können aber letzten Endes nur die Waffen geben oder nehmen. Alles andere ist Trugbild, oder bewußter Schwindel zu bestimmtem Zwecke."

So ist es in der Tat. Nur der Sieg der Waffen, falls sie im heldischen Geiste und für die Ausbreitung der heldischen — nicht der händlerischen — Welt- und Lebensauffassung geführt werden, kann dem Mammonismus mit allen seinen Folge- und Begleiterscheinungen ein Ende machen. Also nicht das Wort, nicht der „Logos", sondern die „Tat" ist es, die hier den Anfang macht, die auch die allein richtigen Mittel in der Hand hat und so das Endziel tatsächlich zu erreichen vermag. Die heldische Kriegskunst muß also durch eine heldische Staatskunst ergänzt werden, sonst dienen alle noch so erhabenen Heldentaten, noch so vollständigen Siege auf dem Schlachtfelde nur dem Fortschritt des Mammonismus, der weiteren Ausbreitung des Händler-, Gaukler- und Gaunertums. Es gibt hier nicht einmal ein „Sowohl — als — auch", sondern nur ein „Entweder — oder".

Nun ist aber eben der Militarismus im besten Sinne, d. h. unser preußisch-deutscher Militarismus, wie er sich aus dem Geiste des deutschen Ritterordens entwickelt und in demselben Geiste dem Fortschritte des Lebens angepaßt hat, nichts anderes als die heldische Welt- und Lebensauffassung, die sich praktisch für den Einzelnen als heldische Lebensführung, für das Ganze als heldische Kriegs- und Staatskunst betätigen, auswirken und zur Höhe der Vollendung führen will. Der preußisch-deutsche Militarismus ist auch in dem Sinne das beste und in heutiger Zeit einzige Mittel, uns vom Mammonismus und allen seinen Folgewirkungen zu erretten, als er in allem auf das Gegenteil desselben hinausläuft.

Während der Mammonismus alles für Geld und nur für Geld zu tun heißt und dadurch erst die Überschätzung des Geldes hervorruft, zeigt der preußisch-deutsche Militarismus, daß auch der äußerste, den Erfolg selbst unter erschwerenden Umständen verbürgende Einsatz der Körper- und Geisteskräfte aus reinem Ehr- und Pflichtgefühl möglich ist. Die mäßige Geldentschädigung dient dabei nur als Mittel zum Zweck eines standesgemäßen Lebens, ist jedenfalls nicht, wie bei der händlerischen Welt- und Lebensauffassung, Selbstzweck und spielt auch für das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen keine Rolle, jedenfalls nicht die Rolle, die der Geldlohn im heutigen Wirtschaftsleben für das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern spielt. Während dort beiderseits Liebe und Treue, Achtung und Vertrauen, überhaupt alle schönen Empfindungen und edlen Regungen der Seele möglich sind, schaltet die mammonistisch-materielle Lebensauffassung in dem Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern alle gemüthaften Beziehungen dieser Art aus und setzt an deren Stelle im besten Falle Gleichgültigkeit, nur zu oft

aber Neid, Mißtrauen, Verachtung, ja Haß und Niedertracht, die sich in Faulheit, Nachlässigkeit, Streik, Sabotage und all den unschönen aus dem Auslande leider auch schon bei uns eingeführten Kampfmitteln Luft zu machen suchen.

Auch in allen anderen Dingen erweist sich der preußisch-deutsche Militarismus als der polarische Gegensatz zum Mammonismus. Während dieser die staatlichen und sozialen Organismen für seine Zwecke durch gewisse Einzelne oder gewisse zu Banden vereinigte Gruppen auszubeuten sucht, opfert sich jener für diese Organismen und zwar im Kriege für deren Erhaltung und weitere Entwicklungsmöglichkeit, im Frieden für deren Schutz gegen dasselbe Verbrechertum, das sie knechten und ausbeuten will. Während der Mammonismus in einer demokratisch maskierten Plutokratie das staatliche und gesellschaftliche Ideal sieht, weil damit seinen ausbeuterischen Zwecken am besten gedient wird, will die heldische Staatskunst und der sie tragende preußisch-deutsche Militarismus in einer organisch gegliederten Monarchie Staat und Gesellschaft verkörpern, weil dadurch der Schutz des Ganzen gegen äußere und innere Feinde am besten gesichert werden kann. Während der Mammonismus für möglichst wenige möglichst viel an sich reißen, den übrigen den — Rest ohne viel Unterschied und ohne jede dauernde Sicherheit überlassen will, will die heldische Staatskunst nach Verdienst und Würdigkeit „jedem das Seine" zukommen lassen und — sichern. Während die händlerische Staatskunst unter dem Deckmantel des Internationalismus und Kosmopolitismus einem einzigen Volke, dem Hauptvolke des Welthändlertums, zur Weltherrschaft verhelfen will, bekümmert sich die heldische Staatskunst nur um das Wohl eines Volkes, des eignen, und nur eines Staates, des eignen. Diesen Staat und dieses Volk will sie möglichst fest zusammenfassen und gegen äußere wie innere Feinde in Gegenwart und Zukunft sichern. Um andere Staaten und Völker bekümmert sie sich nur dann, wenn sie den eignen Staat und das eigne Volk bedrohen. Im übrigen gönnt sie jedem Staate und jedem Volke das Seine; der Internationalismus, die Einmischung in fremde Angelegenheiten liegt ihr politisch und kulturell ebenso fern, wie der Weltherrschaftsgedanke, den sie nicht nur für ungerecht, auch für unheilvoll und zwar gerade am meisten für das herrschende Volk hält, weil dessen Natur- und Kulturkräfte dadurch verzehrt und zuletzt völlig aufgebraucht werden.

Was etwa noch andere, angeblich moderne, in Wahrheit uralte Folgeerscheinungen des Mammonismus, z. B. den „Feminismus" der Männer und den „Virilismus" der Weiber anbelangt, so bildet auch in dieser Hinsicht die heldische Lebenskunst den polarischen Gegensatz zur händlerischen. Sie will den Unterschied der Geschlechter nicht verwischen, will die von gesunder Na und wahrer Kultur geforderte und in ungezählten Jahrtausenden, abgesehen von kurzen Episoden, geförderte Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib nicht wieder rückgängig machen, dem Weibe nicht Mannesart und Mannesarbeit,

dem Manne nicht weibische Gesinnung und Betätigung zumuten. Überhaupt ist die ganze Art der heldischen Lebensauffassung im Gegensatze zur händlerischen eine ausgesprochen männliche. Sie wirkt der körperlichen wie seelischen Verweichlichung der Männer entgegen und bekennt sich in Staat und Gesellschaft, in Sitte und Recht zum Vorrang des Mannes, will aber dieses Recht nicht ohne entsprechende Verpflichtung. Sie betachtet es als Ehrenpflicht jedes Mannes, insbesondere des Helden, züchtigen Frauen und Mädchen mit Ehrerbietung und Zartheit zu begegnen und ihnen allen ritterlichen Schutz, dessen sie bedürfen, zu gewähren. Sie will darum auch das weibliche Geschlecht, namentlich soweit dabei Angehörige der germanischen Rasse in Frage kommen, nicht schutzlos dem wirtschaftlichen Daseinskampfe oder gar dem Mißbrauche zu politischen Wahlkämpfen ausliefern, weil solche Kämpfe es in unheilvollen Gegensatz zum männlichen Geschlechte bringen und Staat, Gesellschaft, Volk, ja sogar die Familie zerstören müßten. Daß der Mammonismus sich nicht gescheut hat, solcher Unsitte und Unzucht geradezu Vorschub zu leisten, betrachtet die heldische Staatskunst als eins seiner größten Verbrechen.

Aber nicht nur zwischen Mann und Weib, auch zwischen alt und jung, vornehm und gering, hochrassig und niederrassig sucht die heldische Lebenskunst das richtige, gesunder Natur und wahrer Kultur entsprechende Verhältnis zu finden. Das kann nicht immer in Freiheit und Gleichheit, wohl aber in Gerechtigkeit und, wenn es nicht verschmäht wird, in Achtung, Liebe, Vertrauen gesucht werden. Wenn dieses Suchen gerade in der Zeit vor dem Kriege, auf der Höhe des Einflusses der händlerischen Weltanschauung, kein Entgegenkommen fand, ja oft erbittertem Widerstande begegnete, so lag das eben daran, daß die händlerische Staatskunst der heldischen, soweit diese überhaupt schon da war und sich mehr oder weniger unbewußt und ungeschickt betätigte, in allem und jedem entgegenarbeitete. Sie hetzte nicht nur die Staaten und Völker, auch die sozialen Schichten innerhalb der Völker gegen einander auf und machte selbst vor der Heiligkeit der Familienbande, vor den Beziehungen zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern nicht Halt. Sie stiftete also überall Zwietracht, Unfrieden, schreckte selbst vor Meuchelmord nicht zurück, suchte das aber unter dem geflissentlich zur Schau getragenen Deckmantel des „Pazifismus" zu verbergen.

Was das Verhältnis der heldischen Staatskunst zu den pazifistischen Bestrebungen anbelangt, so sucht sie nicht den Krieg, aber sie weicht ihm auch nicht aus, wenn Ehre und Würde, oder gar die Not des Vaterlands ihn erheischen. Im letzteren Falle scheut sie auch den Angriffskrieg nicht und betrachtet es in diesem Falle als Dummheit und Feigheit zugleich, den Krieg nicht im vorteilhaftesten Augenblicke zu beginnen und dadurch das Vaterland zu schädigen oder gar den Sieg zu gefährden. Einen solchen, oder gar einen Pazifismus um jeden Preis hält die heldische Staatskunst nicht nur für ehr- und würdelos, auf die Dauer auch für

gemeingefährlich, weil die Gesundheit und Lebensfähigkeit der Staaten und Völker dadurch gefährdet und zuletzt vernichtet werden müßte. Sie bekennt sich zu dem Spruche, der den Goldenen Saal des Augsburger Rathauses ziert: „Vivat hostis, ne pereat civis!“ — es lebe der Feind, auf daß der Bürger nicht verderbe. Der Pazifismus um jeden Preis erscheint ihr eine Erfindung des Teufels, des Vaters der Lüge und des Mammonismus, gemacht zum Verderben der Menschen, jedenfalls des besseren Teils derselben.

Wir sind am Ende. Wenn dem edlen Metalle unseres preußisch-deutschen Militarismus noch hie und da Schlacken anhaften, die hin und wieder als üble oder unrichtige Behandlung von Mannschaften durch Vorgesetzte zutage treten, so liegt das meiner Ansicht nach weniger an der Unvollkommenheit alles Menschlichen, als an dem auch in ihn bereits eingedrungenen händlerischen Geist der Zwietracht, Verhetzung, Verleumdung usw. Möge darum unser vielgeschmähter preußisch-deutscher Militarismus sich immer mehr im Geiste der heldischen Lebensauffassung verbessern, veredeln, nicht noch mehr unter den verderblichen Einfluß der (auch innerhalb unserer Grenzen tätigen) händlerischen Propaganda geraten und dadurch in das Gegenteil seines Wesens verkehrt werden. Möge er sich nicht zum Sklaven des Mammonismus und der in seinem Gefolge teilweise auch schon in unser Vaterland eingedrungenen ausländischen Laster und Verbrechen herabwürdigen lassen. Möge er vielmehr diese Pestträger restlos ausscheiden, uns vom Mammonismus erretten und so der göttlichen Weltordnung im Innern und nach außen hin zum endlichen Siege verhelfen, selbst „wenn die Welt voll Teufel wär“!

Anmerkung des Verlags: Auch von diesem Hefte stehen den verehrten Lesern Stücke zur Weiterverbreitung, auch in mehrfacher Anzahl, gern zur Verfügung

---

Freibeuterhauptleute im Reiche des Geistes.

Dr. Franz Haiser.

Wenn ich an mein gutes, liebes deutsches Volk denke, so wird es mir oft geradezu weh ums Herz bei dem Gedanken, daß eine so gottbegnadete Schar auserlesener Männer von so viel Fleiß, Pflichttreue, Aufopferungsgeist und Schaffenskraft, von so viel Willen zum Leben und zum Siege, so wenige — scharfe Denker besitzt. Gelehrte haben wir zwar in Fülle, selbst die Feinde müssen unseren Männern der Wissenschaft Beifall zollen, aber Denker haben wir keine, Menschenkenner, scharfe Psychologen, Männer, die Ansichten, Lehren und Meinungen nicht so sehr an ihren Außenseiten herumdrehen und bekritteln, als vielmehr ihre Konstrukteure persönlich unter die Lupe nehmen, nicht bloß das Objekt, sondern auch das Subjekt auf Herz und Nieren prüfen. — Was uns fehlt, ist der

Gruppenpsychologe, der Analytiker des Seelenlebens von Gruppen, Cliquen und Rassen, der die Absichten, die hinter den meisten Lehrmeinungen bewußt oder unbewußt stecken, ans Licht zieht und untersucht. Von Psychoanalyse haben wir zwar in unseren Tagen genug zu hören bekommen, aber alles, was die sogenannte „Moderne", die leider unseren Zeitgeist bestimmt, in ihre Hände nimmt, wird nur für ihre Zwecke ausgebeutet und den „modernen Ideen" dienstbar gemacht. Die Psychoanalyse bildete somit bloß ein Seitenstück zu dem endlosen Kapitel Feminismus, und im Gerichtssaale mußte sie sich so weit erniedrigen, Entschuldigungsgründe für die Verbrecher auszuklügeln. Der „Moderne" denkt stets nur individualistisch, nur das Seelenleben des einzelnen bietet ihm Interesse, für jenes von Gruppen und Verbänden hat er keinen Sinn. Aber gerade die Kenntnis des letzteren ist unumgänglich nötig, um als Politiker Sicherheit, als Diplomat hingegen Geschick zu bekunden[1]).

Was uns im folgenden beschäftigen soll, ist der nahezu katastrophale Mangel an psychologischer Durchleuchtungskraft des sogenannten „wissenschaftlich gebildeten Menschen" den Lehrmeinungen der Demokratie gegenüber, diesem Köder, mit dem uns schon so viele freche Angler herumgezerrt haben. Wie der polnische Bauer durch den Schnaps geködert wird, Schuldscheine zu unterfertigen, so wird der deutsche Gelehrte durch eine tüchtige Prise „deutschen Freiheitssinnes" derart befangen, daß er dem orientalischen Spender dieser Gottesgabe durch dick und dünn nachfolgt, und ginge es auch direkt in den Sumpf. — Die größte Lüge der demokratischen Heilslehre liegt schon in ihrem Familiennamen selbst, denn kein Volk hat je allein geherrscht, weder Menschen noch Geister können sich an dieses Weltwunder erinnern. Es waren vielmehr stets nur Gruppenführer, die, einen Anhang hinter sich nachschleppend, geherrscht oder sich untereinander befehdet haben. Die ganze Existenz dieser Rottenführer ist darauf angewiesen, keinen geordneten Staatszustand, kein starres, unwiderlegliches Gesetz, kein Staatsoberhaupt, also keinen charakteristischen Stil des Volkes aufkommen zu lassen, ihre selbstsüchtigen Beweggründe schreien nach einer „Freiheit", die möglichst zahlreiche Individualitäten aufkeimen läßt, weil sie danach trachten, sich den streitenden Verbänden als Gruppenführer verdingen zu können. Deshalb nenne ich sie Freibeuterhauptleute, Kondottieri. — Soweit über die *politische* Demokratie.

Nun gibt es aber auch im Reiche des Geistes solche Hauptleute, leider nur zu viele. Sie alle sind für die „Gewissensfreiheit", für die freien „Selbstbestimmungsrechte des Menschen", für die „Aufklärung", für die „unabhängige, freie Forschung". Nun, das wären durchwegs ganz schöne Worte, wenn sie, wie das gewöhnlich geschieht, nur an ihren Außenseiten herumgedreht und geprüft werden, sobald man aber die Subjekte der

---

[1]) Vergl. meinen früheren Aufsatz „Diplomatie".

Prediger, die sie verkünden, in Augenschein nimmt, stößt man leider zu bald auf sehr häßliche Beweggründe. Ideale bleiben sie dem unschuldigen Auge der Menge noch lange, während sie sich in der Hand des Rottenführers schon längst zur Fratze verzerrt haben. Die politischen Rottenführer auf dem heißen Boden Italiens versprachen Freiheit, Milde und Erlösung von der Verknechtung durch die Fürsten, was sie aber an Stelle der letzteren tatsächlich ins Land brachten, war Mord, Folter, Plünderung und den prassenden Hofstaat eines Tyrannen, der sich vom Sklaven zum König emporgearbeitet hatte. Ganz ähnlich auf geistigem Gebiete. Auch hier ist die Sorte der Cäsare Borgia an der Arbeit, am alten Herkommen, an den Überlieferungen und Sitten der bodenständigen Rasse beständig zu rütteln. Diese Rottenführer versprechen Befreiung von Dogmen und Gewissenszwange, was sie aber an ihre Stelle zu setzen vermögen, kann notwendigerweise wieder nur Gewissenszwang sein, denn sie wollen ja ihr Feld behaupten und sich ihre neu erworbenen Gebiete nicht von ihren Kollegen, den Freibeuterhauptleuten der Konkurrenz, entreißen lassen. Sobald ich Gewissensfreiheit, das heißt also so viel als völlige Auflösung des Volksstiles predige, werde ich in einem rassisch nicht durchwegs einheitlichen Volke alsbald mit so viel Meinungen zu rechnen haben, als es Köpfe gibt. Diese Anarchie im Reiche des Geistes machen sich aber sofort Kondottieri zunutze, gründen Rotten, bekämpfen sich gegenseitig, bis irgend einer Sieger ist und eine Tyrannis eröffnet. Falls es aber keiner zum Sieger bringt, wird natürlich der anarchische Zustand chronisch, und Raub, Mord und Brand beherrschen das Land. Das Los des Volkes hat sich in keiner Weise geändert, am Fürstenthrone sitzt nunmehr ein Despot aus den untersten Volksschichten, oder, das ganze Bild wieder auf das geistige Gebiet bezogen: die Urgewohnheiten sind durch den Eigenwillen eines Freigelassenen, irgend eines geistigen Emporkömmlings fremder Rasse und Herkunft ersetzt worden. Hätte beispielsweise der Monismus als Reformation in Deutschland gesiegt, wir hätten nunmehr statt der Wallfahrtsorte, der Heiligenbilder und Reliquien der Katholiken nur Götzentempel mit den Bildnissen der Großmeister des Monistenbundes in Jena und Leipzig und wundertätige Radiumkapseln bekommen.

Noch ist es aber immerhin begreiflich, daß sich die Kondottieri selbst für das Schlagwort Geistesfreiheit mit allen Kräften einsetzen, denn sie folgen damit nur ihrem Selbsterhaltungstriebe, sie können ein Reich des strengen, starren Stiles bei ihrem Lebensberufe nicht brauchen, ihre Gelüste zu unbehinderter Selbstentfaltung vom Hirtenjungen bis zum Tyrannen kommen auf solchem Boden nie zur Befriedigung. Doch wie kommt unsere gesamte Geistesaristokratie dazu, unsere Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, bloß immer nur auf diesem Om-mani-padme-hum der lamaistischen Gebetsleier herumzureiten, wollen sie denn allsamt Kondottieri werden? — Es gibt keine „gegenseitige Duldung", es gibt nur einen Streit auf Erden,

meine Herren, und wenn nicht das Herkommen, das im Könige verkörpert ist, Leben und Geist regelt und in stilgerechte Bahnen leitet, so tun dies die Rottenführer auf ihre eigene, manchmal höchst unvornehme Art. Ein Volk steht um so stärker da, je einheitlicher ein artgemäßer Stil sein Leben und seinen Geist beherrscht. Den charakteristischen Stil des deutschen Volkes wollten heimatliche und artfremde Rottenführer verzerren, verunreinigen und mit fremdem Zeuge durchsetzen, sie wollten auf Anarchie und Tyrannis spekulieren, es sollte ihnen nimmermehr gelingen! Diese fremdrassigen Späher kommen uns mit dem Schlagworte „Wille zur Wahrheit", wir reißen ihnen aber die Maske herunter und entgegnen ihnen: „Euer Wille zur Wahrheit ist nichts anderes als Wille zum Herrschen, und dieser Wille gebührt nur uns, weil wir die heimatliche und die weit edlere Rasse sind, unser Wille sei fortan die Wahrheit!"

Ein recht unerfreuliches Bild, wie sehr der demokratische Zeitgeist selbst hervorragende Forscher geistig umnachten kann, bietet sich uns in der Kulturgeschichte von Henne-am Rhyn dar. Die Lektüre dieser Sorte von Büchern bildet leider fast ausschließlich die geistige Nahrung unseres Volkes. In dem ganzen großen, ansonsten vorzüglichen Werke, finden wir fast keine Seite, die von der aufdringlichen und widerlichen Tendenz eines albernen Zeitgeistes frei wäre. Den Kindern der Epoche der „Aufklärung" erschienen derartige Männer als „Geistesheroen", uns Neunationalen hingegen als läppische Greise, die nicht mehr die Kraft haben, einen Spaziergang zu unternehmen, der sie über die Grenzen ihres Gehöftes hinausführte. Sie sitzen in der Stube um den warmen Ofen herum und bleiben unaufgeklärt und unfortschrittlich. Am besten gelingt es bei der Stellungsnahme zur Reformation, das kindliche Gemüt dieser Greise zu beleuchten. Der Freimaurertypus Henne-am Rhyn diene uns als klassisches Beispiel, als Charakterfigur dieser Sorte von Menschen. Freilich läßt sich eine Skizze dieser Sorte auf dem beschränkten Raume nur in den gröbsten Umrissen andeuten, in meinen philosophisch-politischen Büchern habe ich diese Kategorie einer eingehenden Analyse unterworfen. — Henne-am Rhyn ist vor allem Schweizer. Als solcher ist für ihn natürlich nur Zwingli eine Idealgestalt, Luther hingegen kommt von allen Reformatoren am schlechtesten weg[1]). Selbst für unseren nationalen Todfeind Hus hat er weit süßere Worte, als für Luther, denn dieser nationale und vernünftige Reformator ist für ihn nichts weiter, als ein zweiter Papst. Sein zwar unausgesprochener, aber dennoch sehr durchsichtiger Wunsch verlangt darnach, nicht Luthern, sondern den Anarchisten Thomas Münzer als Haupt der Reformation beglückwünschen zu können. Luther hätte die aufgehetzten und revoltierenden Bauern anführen, oder doch wenigstens segnen, er hätte das Narrenkönigreich des Schneiders Knipperdolling in Münster entschuldigen,

[1]) Sein Landsmann, der totgeschwiegene Karl Ludwig Haller, war anderer Meinung.

und den Adel als alleinigen Urheber des Unheils hinstellen müssen, um der Gnade unseres liberalen Kulturhistorikers teilhaftig zu werden. Mit der Krone seiner ganzen „freiheitlich-fortschrittlichen" Borniertheit ist aber der Satz geschmückt: „Den im ganzen mäßigen und doch für jene Zeit staunenswerten Ideen der Bauern (nicht der Bauern, sondern der Kondottieri) hatten die Herren nur rohe Gewalt und keinen Hauch eines Geistes entgegenzustellen." Unwillkürlich wird man bei dieser Gelegenheit an ein treffendes Urteil Nietzsches erinnert, nämlich an das Epitheton ornans: „Pöbelgelehrtentum". — — — Doch wir sind Henne-am Rhyn für seinen soeben zitierten Herzenserguß nur dankbar, denn wir Neunationalen, wir Rückwärts-Modernen, wir sind heute die Laien, die Bauern, die gegen die Ritterburgen unserer geistigen Bezwinger anrennen; wir werden zwar durch die Macht und die Zensurgewalt dieser modernen Tyrannen niedergehalten und stumm gemacht, aber wir können sagen, daß „sie nur Roheit, aber keinen Hauch eines Geistes unseren neuen Ideen entgegenzuhalten haben".

Wie denken diese altersschwachen Greise in ihren verfallenden Zwingburgen eigentlich über die „uneingeschränkte geistige Freiheit", wie sie nach Henne-am Rhyn Zwingli in Szene setzen wollte? — Ein scharfer und konsequenter Denker kann durch sie praktisch nur zur Anarchie, theoretisch aber nur zur absoluten Skepsis gelangen, gelangt er nicht zu diesen Endzielen, dann bediente er sich eben niemals der „uneingeschränkten geistigen Freiheit"! — Die Schranken für die Denkfähigkeit kann nie die Vernunft allein setzen, sie sind nicht im „Beweisbaren" zu suchen, sie liegen vielmehr im stummen Sittenbefehle, im Unbeweisbaren, im — Dogma. Ja, gewiß, im Dogma! Im Befehle, den ein großer, ein starker, ein edler Wille einfach zu schaffen und durchzusetzen hat. Gewiß war Luther ein zweiter Papst, aber ein edler, ein vornehmer Papst. Die ihm Unfreiheit des Denkens vorwerfen, sind entweder dumm oder schlecht: dumm, wenn sie nicht fähig sind, durch die unumschränkte geistige Freiheit bis zum absoluten Zweifel und zur Gesetzlosigkeit vorzudringen, wenn sie nicht begreifen können, daß sich eine Welt der unumschränkten Gewissensfreiheit bis zum letzten Mann selbst zerfleischen muß, und schlecht, wenn sie diesen Zustand vielleicht sogar bewußt herbeisehnen, um sich bei so einem Drunter und Drüber zum Rottenführer, zum Kondottieri emporschwingen zu können.

Tüchtige Freibeuterhauptleute sind sie aber alle miteinander nicht, die Prediger der „Freiheit des Geistes", sie sind weder edel noch tüchtig. Wäre ein Napoleon unter ihnen, ich würde mich als erster vor ihm verbeugen und ihn dazu beglückwünschen, daß er all die Söldner- und Freibeuterscharen zu einem einzigen Königreiche zusammengeschmiedet hat!

Frauenbewegung und Staat.

Prof. Dr. Fr. Sigismund.

(Fortsetzung.)

Die Frauenrechtlerinnen haben selbst gefühlt, daß das politische Gericht, das sie den deutschen Männern auftischen, so gepfeffert ist, daß es nur abgehärteten Gaumen mundet. Sie haben deshalb durch lindernde Zutaten den Paprikageschmack abzuschwächen und zu verdecken gesucht. Da verweisen sie zunächst auf das glorreiche Beispiel anderer Länder, die das Frauenstimmrecht eingeführt haben. Die Berufung auf das Ausland ist ein Grund, der bei selbstbewußten Völkern nur belacht werden würde, der aber früher dem bescheidenen deutschen Michel, der alles Fremde anbetete, gewaltig imponierte. Nun hat sich das Blättchen gewendet. Abgesehen von einigen kläglichen Phantasten oder Händlerseelen ist im Deutschen Reiche niemand mehr zu finden, der ausländische Anschauungen nicht gründlich verachten gelernt hätte. Unsere Feinde scheiden natürlich von vornherein aus, und die sogenannten Neutralen haben es nicht verdient, daß wir sie zum Muster nehmen. Oder sollte Amerika, das endlich die Heuchlermaske abgeworfen und sein wahres Gesicht enthüllt hat, immer noch kritiklose Bewunderer finden? Solchen geistig Blinden möchte ich Chamberlains Urteil entgegenhalten[1]): „Selbst die Vereinigten Staaten befinden sich in Wirklichkeit in einem Zustand ununterbrochener Anarchie und frevelhafter Einzelwillkür: einzig die despotische Gewalt des jeweiligen Präsidenten und die unglaublich verwickelte Staatsmaschinerie beugt wie ein Damm der Zerstörung von innen aus vor, doch so, daß die Kraft des Staates fast ganz von dieser mechanischen Widerstandsleistung aufgezehrt wird und bettelarm an auferbauenden Leistungen bleiben muß." Und die germanischen Völker Europas? Das feminisierte Norwegen, das weibliche Minister für zuläßig erklärt hat, läßt ruhig seinen Handel von dem seeräuberischen England knebeln, und das nunmehr ganz verweiberte Dänemark antwortet auf alle britischen Rechtsbrüche nur mit papiernen Protesten, mit denen John Bull grinsend seine Shagpfeife anzündet. Nur zwei germanische Staaten zeigen noch etwas Mannesmut, und das sind gerade diejenigen, die der Überflutung durch den Feminismus bisher getrotzt haben: Holland und Schweden. Sollte das nicht ein deutlicher Wink sein? Und wenn der Katechismus der Frauenbewegung noch triumphierend ausrufen konnte (§ 311): ein Beweis für die Güte des weiblichen Wahlrechts sei es, daß man nirgends da, wo es eingeführt sei, zu seiner Abschaffung agitiere, so trifft das schon längst nicht mehr zu. In Colorado und Kalifornien haben angesehene Frauen öffentlich die Beseitigung des Frauenstimmrechts verlangt und in Australien hat die „Australian Woman's National

[1]) Politische Ideale, S. 72.

League", die Tausende von Mitgliedern zählt, den Kampf gegen die politische Betätigung der Frau in ihr Programm aufgenommen[1]).

Noch kürzer können wir die törichte Behauptung abtun, die politische Emanzipation würde das weibliche Geschlecht geistig heben und damit die allgemeine Kultur fördern (Katechismus § 361). Den amerikanischen Weiberstaaten habe ich in meinem Buche „Frauenstimmrecht" (S. 24 ff.) den erlogenen Heiligenschein bereits abgerissen. Über den England gehörigen Teil der neuen Welt schreibt Wilhelm Ostwald[2]): „Die Anteile, die Australien und Neuseeland zu dem internationalen wissenschaftlichen und künstlerischen Gesamtgut der Menschheit beigesteuert haben, sind fast gleich Null. Wir haben von dort weder Forscher noch Dichter, Maler oder Musiker von Weltruf erhalten." Ähnlich äußert sich ein weitgereister Künstler, der Australien aus eigener Anschauung kennt[3]): „Wie die Australier in den Ruf eines weit fortgeschrittenen Volkes gekommen sind, ist mir immer ein Rätsel gewesen. In ihrer Heimat sind sie durchaus bescheiden und sich ihrer Mängel auf allen Gebieten wohl bewußt." Und der Australien sehr wohlgesinnte Professor Alfred Manes muß doch einräumen[4]): „Zu bedauern ist, daß die australische und neuseeländische Frau nicht mehr, als es geschieht, dazu beiträgt, ihrem Volk auf Grund der Rechte, die sie politisch hat, mehr und schneller geistige Kultur zu schaffen, als es der Fall ist. Ich glaube nicht, daß die Frau in Australien, weil sie das Stimmrecht hat, geistig gestiegen ist."

Nicht besser steht es um die angebliche Veredelung des Geschlechtslebens, die mit dem Frauenstimmrecht zusammenhängen soll. (Katechismus § 368.) Auch diese Behauptung habe ich im Hinblick auf Amerika eingehend erörtert und widerlegt, und die späteren Auseinandersetzungen meiner Mitstreiter Langemann und Frau Hummel zeigen, daß das, was ich im einzelnen ermittelt habe, allgemeine Gültigkeit hat: daß nämlich die Frauenbewegung an sich einen höheren Stand der Sittlichkeit keineswegs mit sich bringt[5]).

Noch unsinniger ist die vielfach ausgesprochene Ansicht: die Emanzipation der Frauen würde zur Hebung der politischen Moral beitragen, die Wahlkämpfe würden an Schärfe verlieren, es würde nicht mehr gehetzt und verleumdet werden, die Politik würde nicht mehr „den Charakter verderben". Leider ist das ein Traum. Für Amerika steht das genaue Gegenteil fest[6]), und was Deutschland betrifft, so dürfte es genügen, wenn ich einige Äußerungen hervorragender Rechtlerinnen über den „Bund gegen

---

[1]) Denkschrift, S. 24 f., S. 83 f.

[2]) Große Männer, S. 410.

[3]) Albert Friedenthal, Unter britischer Flagge; Tägliche Rundschau 1915, Nr. 165.

[4]) Der Erdteil des Frauenstimmrechts, Berliner Illustrierte Zeitung 1913, Nr. 21.

[5]) Frauenstimmrecht, S. 41 f.; Auf falschem Wege, S. 66 ff.; Denkschrift, S. 73 f., 154.

[6]) Frauenstimmrecht, S. 48 f.; Denkschrift, S. 75 ff.; Monatsblatt 1915, Nr. 3.

die Frauenemanzipation" mitteile. Helene Lange: „Es scheint, daß sie (unsere Freunde vom Antibund) zumeist zu den Daheimgebliebenen gehören" (d. h. sich von der Wehrpflicht gedrückt haben). . . . Gertrud Bäumer: „Einige vernünftige Leute sind darüber belehrt, welche Summe von Unwissenheit, Larmoyanz und überflüssiger Arroganz in diesem Gegenbunde steckt." . . . Gr.: „Das Antifrauenbündlein jenes Heidelberger Dozentleins (das sich durch internationale Geräuschigkeit hervortut), das ich übrigens für eine verdienstliche Sache halte; es ist immer lehrreich, die prominenten Nullitäten einmal so vollzählig auf einem Haufen zu sehen[1]." Zur Sache will ich nur bemerken, daß der „Antibund", dessen nationale Gesinnung selbst Hulda Maurenbrecher gewürdigt hat, 300—400 Mitglieder ins Feld geschickt hat, von denen bis Januar 1916 bereits 23 gefallen waren. „Daheimgeblieben" sind nur die Älteren, die von vornherein die eigentliche Vereinsarbeit geleistet haben. Ist das bei der Frauenbewegung anders? Stellt sie etwa Backfische an die Spitze? Unter den „prominenten Nullitäten" — man muß doch Fremdworte gebrauchen, um seine „Bildung" zu zeigen! — befinden sich Gelehrte von Weltruf, wie Dietrich Schäfer und Max von Gruber, die zum Glück keinen Wert darauf legen, gute Zensuren von der Frauenbewegung zu erhalten. An diesem Ausbruch weiblicher „Vornehmheit" möge man ermessen, wie es um die Freiheit der Meinung in einem von Frauen beherrschten Deutschland bestellt sein würde. Und diese Damen sind Lehrerinnen! Muß man nicht unsere weibliche Jugend bedauern, die von solchen Hetzaposteln im Unterrock erzogen wird?[2]) Ich könnte auch von Verunglimpfungen meiner eigenen Person erzählen, aber ich denke, das Mitgeteilte reicht schon hin, um die „Weiblichkeit" unserer Rechtlerinnen zu kennzeichnen.

Doch unsere politisierenden Frauen sind nicht nur reizbar und gehässig, sie sind auch über alle Begriffe unduldsam. Das „liberale" Fräulein Bäumer schreckte nicht vor folgendem Satz zurück: „Was er (der Kampf der Frauen) an schädlicher Schärfe und Feindseligkeit, an überflüssiger Verbitterung und Übertreibung mit sich bringt, ist vor allem auf das Konto der Widerstrebenden und Hemmenden zu setzen[3])." Die Frauenbewegung darf also hetzen und wühlen, die Ideale von Millionen als veraltet und unzeitgemäß, die Hausfrau bald als Ehesklavin, bald als Vergeuderin des Nationalvermögens hinstellen — wenn aber Widerspruch erhoben wird, spielt sie die gekränkte Unschuld. Höher kann die Anmaßung unmöglich steigen.

Ein weiterer Schild, hinter dem die Frauenbewegung gegen die Burg des männlichen Stimmrechts anrennt, ist das Schlagwort: Mutterschaft. Wenn gesagt wird, nur dem Mann gebühre die Leitung des Staates,

---

[1]) Die Frau, 1915, Februar; 1913, S. 170 und 434.

[2]) Vergl. dazu Denkschrift, S. 132 f.

[3]) Frauenbewegung und Nationalbewußtsein; Die Frau, 1913, S. 393.

weil er allein ihn mit seinem Leibe im Kriege decken müsse, so lautet die Antwort: Auch die Frau zahlt ihre Blutsteuer, indem sie Kinder gebiert und dabei ihre Gesundheit, nicht selten ihr Leben einsetzt. Darauf ist zu erwidern: Abgesehen davon, daß eine meist von Ledigen geleitete, im wesentlichen auf die Interessen von Junggesellinnen zugeschnittene Bewegung eigentlich nicht das Recht hat, sich auf eine Leistung zu berufen, die mit der ihnen fremden Ehe verknüpft ist, kann man auch nicht gut ein Wochenbett mit einem Schlachtfeld vergleichen. Niemand kann verlangen, daß eine moderne Frau Kinder mit der Leichtigkeit einer Wilden zur Welt bringen müsse, doch da das Kindbettfieber im Jahre 1909 in Deutschland nur 3064 Frauen dahinraffte, so liegt es durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß diese Krankheit durch strenge hygienische Maßregeln einst ganz ausgerottet werden kann — ein unblutiger Krieg aber ist ein Unding, ein innerer Widerspruch und heute in der Zeit kampftechnischer Wunder mehr als je. Verständige Frauenrechtlerinnen haben denn auch die Torheit des Versuches erkannt, aus der Mutterschaft Kapital für politische Zwecke zu schlagen. Hulda Maurenbrecher bestreitet[1]), daß die Frau das Meisterstück ihres Lebens in der Geburt eines Kindes leiste, und fährt fort: „Es wäre schlechtweg gegen die Natur, daß die Frau nicht imstande sein sollte, mehr als ein- und zweimal auch außergewöhnliche Schmerzen auszuhalten. So wenig wir auch darüber wissen, was das große Geheimnis Natur ist: das wissen wir jedenfalls aus tausend Beobachtungen, daß nichts so gewiß ist, wie ihre sogenannte Zweckmäßigkeit. Ein jedes Wesen hat die Organe, die Kräfte und die Mittel, die es gerade zu seinem eigentümlichen Zweck und seiner besonderen Aufgabe innerhalb dieser Natur braucht. Es geht schlechthin nicht an, zu glauben, daß die Natur einzig bei der Frau eine Ausnahme gemacht habe."

Und eine andere Frauenrechtlerin schreibt: „Mutterschaft und männliche Dienstpflicht sind nicht einander gleich. Der Wille und Wunsch zur Mutterschaft ist jedenfalls viel mehr im Unbewußten, Naturhaften verankert, wird von viel tiefer strömenden Quellen gespeist, als der bewußte Wille der Hingabe an das Vaterland, der Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten[2])."

Nun haben wir noch einen Weg zu erwähnen, den die Frauen ausgespürt haben, um das Ideal der Vermännlichung zu erreichen. An seinem Eingange lesen wir in Riesenbuchstaben: Weibliches Dienstjahr. Über diesen neuesten „Schlager" der Frauenbewegung sind förmliche Ströme von Tinte verspritzt worden — die Mathilde Zimmer-Stiftung setzte sogar einen Preis auf die Lösung der Frage aus. Freunde und Gegner des Gedankens haben das Wort ergriffen, z. B. Helene Lange, Margarete Treuge, Gertrud Bäumer, Else Lüders, Frau Auguste Kirchhoff, Alice Schember

[1]) Das Allzuweibliche, S. 132 f.

[2]) Dr. Verena Rodewald, Die Frau, Dezember 1915.

und Marianne Tuma von Waldkampf (in der „Umschau"), Auguste Spranger, Marie Diers, Frau Gertrud Helmcke, Freifrau J. von Meerheimb, Prof. Dr. Friedrich Zimmer, Dr. von Behr-Pinnow, Siebert. Da sich die Meinungen inzwischen ziemlich geklärt haben und der erste Begeisterungsrausch verflogen ist, so bin ich in der angenehmen Lage, in wenigen Sätzen das Fazit ziehen zu können — ich schäle den Kern heraus und schweige über offenkundige Verstiegenheiten. Ich möchte jedoch nicht verhehlen, daß die eigentlichen Führerinnen der Frauenbewegung der Sache kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen, da sie aus dem brodelnden Hexenkessel widerstreitender Ansichten nichts wirklich Genießbares haben herausfischen können. Die Frauen sollen in der Krankenpflege und im sozialen Wohlfahrtsdienst tätig sein, nachdem sie in ihrer Jugend hauswirtschaftlich und praktisch geschult worden sind. Die Folge eines Zwangsdienstes — und nur ein solcher würde der männlichen Wehrpflicht entsprechen — wäre aber, daß die Verheirateten ihren Familien und ihren Kindern entzogen und daß die beruflich tätigen Frauen durch die unentgeltlich zu leistende Hilfsarbeit sozial geschädigt würden. Als ein arger Stein des Anstoßes würde sich ferner — wie gerade Frauen hervorheben, die überhaupt die schärfste Kritik üben — der ausgeprägte Individualismus des Weibes erweisen[1]), das sich nur ungern einem Vorgesetzten seines eigenen Geschlechtes unterordnet, und unter weibliche Leitung müßte doch die ganze Organisation kommen. Dieser ganze Plan wird in seinen Grundlagen erschüttert durch die Feststellung[2]), daß männliche und weibliche Dienstpflicht gar nichts mit einander gemein haben, da der Mann wirklich dient, unter Aufopferung persönlicher Vorteile, während die Frau lernen und Kenntnisse sammeln würde, die sie praktisch ausbeuten könnte. An den ungeheuren Kosten, die das durch den Krieg schwer belastete Deutsche Reich nicht tragen kann, müßte die ganze Sache scheitern, selbst wenn sie auf den stählernen Füßen der Wirklichkeit, statt auf den tönernen der Einbildung ruhte.

Man sieht, alle Seifenblasen der Frauenbewegung zerplatzen, wenn man sie anhaucht. Man sollte meinen, in unserer Zeit naturwissenschaftlicher Triumphe müßte die biologische Verschiedenheit von Mann und Frau jedem einleuchten und alle staatliche und politische Weisheit müßte sich auf das große Gesetz der Differenzierung stützen, das durch Ausbau der Sonderart jedes Wesens die unendliche Fülle und Herrlichkeit der Naturerscheinungen zu Wege gebracht hat. Man möchte lächeln, wenn man Sätze liest wie diesen[3]): „Gerade weil die Frau anders ist als der Mann, muß sie ebenso allseitig ausgebildet werden, damit sie, jedes in der Erfüllung seiner Eigenart, miteinander die Menschheitsaufgaben lösen können", und man begreift nicht, wie eine Bewegung, die der Biologie ins Gesicht schlägt, solche

[1]) Hierzu vgl. auch: Dr. H. Rose, Die arbeitslose Frau, Umschau 1915, Nr. 15.
[2]) Dr. von Behr-Pinnow, Monatsblatt 1916, Nr. 2.
[3]) Anna Lindemann, Die Frau, Dezember 1915.

Erfolge erringen konnte, wenn sie auch ihren staatswidrigen Charakter noch so meisterlich verschleiert hat. Man kommt aber zur Erkenntnis, wenn man das Verhalten der politischen Parteien betrachtet[1]).

Der Feminismus der Sozialdemokratie ist allbekannt. Wenn sie die völlige Emanzipation des Weibes auf ihr Programm gesetzt hat, so tut sie das freilich nicht aus Idealismus, sondern aus Herrschsucht. Wenn sie mit ihrer Knüppeltaktik schon die Männer in straffer Zucht zu erhalten weiß, um wieviel schonungsloser würde sie die schwächeren Frauen knechten! Die würden nicht zu mucken wagen, sondern fügsam hinter den männlichen Wählern zur Urne marschieren, und von der Hochflut sozialistischer Stimmzettel würden alle bürgerlichen Parteien weggeschwemmt werden — mit Ausnahme des Zentrums.

Das Zentrum zeigt auch dieser Frage gegenüber den üblichen Januskopf mit einem demokratischen und einem konservativen Gesichte. Strenge Katholiken haben mir brieflich versichert, daß sie im Hinblick auf die bekannten Bibelstellen („Er soll dein Herr sein" usw.) jede Politisierung der Frau verwerfen müßten. Der verstorbene Kardinal Kopp, einer der feinsten Köpfe der römischen Kirche, war der Frauenbewegung abhold und der ausgezeichnete Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob bekämpfte sie. Hingegen hielt vor ein paar Jahren der Bischof von Speyer, Faulhaber, auf einer Tagung katholischer Frauenvereine eine Rede, in der er erklärte, daß keine dogmatischen Bedenken gegen staatsbürgerliche Betätigung des Weibes vorlägen. Das Zentrum scheint sich letzterer Auffassung angeschlossen zu haben. Mit dem Ballast unnützer Grundsätze hat es sich ja nicht geschleppt — vor dem Krieg trieb es eine reine Händlerpolitik. Seine Wahlsprüche waren: Do ut des und: Divide et impera. Sein Verhältnis zu dem überwiegend protestantischen preußisch-deutschen Reiche war sehr kühl, und es scheute sich nicht, Staatsinteressen preiszugeben — wie in dem Zaberner Handel —, wenn es in seinen demagogischen Kram paßte. Darum hat es mit der ihm eigenen Rechenkunst die Frauen als politische Ziffer eingestellt, und um sich auf alle Möglichkeiten einzurichten, damit begonnen, seine Anhängerinnen zu organisieren. Die Windthorstbünde haben Frauen als Mitglieder zugelassen, in Bayern ist ein katholischer Bäuerinnenbund, in Düsseldorf ein Zentrumsfrauenverein begründet worden. Wird das weibliche Stimmrecht eingeführt, dann stehen die Regimenter der Wählerinnen marschbereit da, und der Klerus wird mit Hilfe des Beichtstuhls dafür sorgen, daß es keine Fahnenflüchtigen gibt.

Wenden wir uns den liberalen Parteien zu, so finden wir, daß sie in dieser Sache noch gespaltener sind, als sie sonst bei wichtigen Anlässen zu sein pflegen. Dieser Mangel an innerer Festigkeit scheint geradezu im Wesen des Liberalismus zu liegen — er ist von allen Weltanschauungen

[1]) Man vergleiche hierzu auch: Langemann, Auf falschem Wege, S. 24 ff., Denkschrift, S. 66 ff.

wohl diejenige, die die geringste Geschlossenheit besitzt. Sicher ist ferner, daß er schwer mit völkischem Herrenbewußtsein vereinbar ist — deswegen hat er sich auch die heutige Jugend entfremdet. Mit besonderer Schärfe lehnt ihn z. B. Paul de Lagarde ab. „Der Liberalismus", sagt er, „ist die Weltanschauung derer, welche überallher geistige Güter zusammenschleppen und das in dem guten Glauben tun, jene seien darum ihr Eigentum, weil sie in ihren Truhen und Schreinen liegen. Diese Liberalen sind die umgekehrten Schlemihle: sie haben den Schatten des Körpers, aber den Körper nicht" ... „Was ist Liberalismus anders als Homunkulität?" ... „Im Evangelium liebt man die Menschen, weil man in tiefster Bescheidenheit mehr ist als sie: im Liberalismus, weil man denselben geringen Wert hat wie sie. ... Im Evangelium stammt die Menschenliebe von oben, aus der Freude und der Demut: im Liberalismus von unten, aus der Furcht und dem Schuldbewußtsein. Dort liebt man, weil man lebt: hier, weil man sterben wird." Selbst der freisinnige Volkswirt Leopold von Wiese, ein eifriger Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts", kann die „Grundkräfte des Liberalismus" nicht besser erklären als so: „Wirtschaftlich ist es der freie Markt, sozial die Entfaltungsmöglichkeit des Überdurchschnittlichen, politisch das Verhältnis des Vertrauens und der Achtung zwischen Regierenden und Regierten", und gibt an einer anderen Stelle zu: „Das ist sicherlich die praktische Schwäche des Liberalismus, daß er eigentlich nur ein System für anständige Leute ist."[1]) Auf den „Racker von Staat" hat der Liberalismus immer mit einem gewissen Mißtrauen geblickt, das aus den Zeiten stammt, in denen der Staat mit dem vom liberalen Bürgertum befehdeten absoluten Königtum zusammenfiel, und noch vor kurzem hatte der Liberalismus so wenig Einsicht in den „bedingungslosen Forderungscharakter" staatlicher Notwendigkeiten, daß er in dem Falle Zabern Heer und Reich für die Silberlinge wohlfeiler Volkstümlichkeit an heulende Aufrührer verkaufte. Die Elsässer haben inzwischen ja ihren Dank für diese Sammetpfötchenpolitik durch schändlichen Landesverrat abgestattet! Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn der Liberalismus sich auch der Frauenbewegung gegenüber schwach erwiesen hat. Die fortschrittliche Volkspartei, der u. a. auch Helene Lange und Gertrud Bäumer angehören, hat auf der Mannheimer Tagung 1913 den politischen Forderungen der Frauen grundsätzlich zugestimmt, und der Feminist Friedrich Naumann, der bereits in seiner dritten politischen Haut steckt, tritt in seiner „Hilfe" eifrig für das Frauenstimmrecht ein, für das natürlich auch das „Berliner Tageblatt" mit orientalischer Leidenschaftlichkeit ficht und Bernhard Dernburg im Herrenhause eine Lanze gebrochen hat. Und doch ist die Fortschrittspartei noch nicht hoffnungslos feminisiert. In Mannheim erklärte der unerschrockene Schwabe Konrad Haußmann, die

[1]) Lagarde, Schriften, Jena 1913, S. 39, 72, 77. Wiese, Staatssozialismus, Berlin 1916, S. 117 und 120.

Politisierung der Frau, die die Zeitung von hinten nach vorn lese, sei nicht gut: linksliberale Lehrer wollen von weiblichen Vorgesetzten, die ihnen die Frauenbewegung aufzwingen will, nichts wissen, und in der „Frankfurter Zeitung" stand im vorigen Jahre folgender Artikel[1]): „Der Krieg . . . hat den patriarchalischen Einrichtungen wieder Geltung verschafft. Er hat die Familie in den Vordergrund gerückt . . Und der Vater ist die Hauptperson. Es ist gar nicht zu leugnen, daß der Krieg dem Manne die volle Autorität, die unbestrittene Erst-Stellung in der Familie zurückgegeben hat. Wo ist die Frau von gestern, wo die Kleopatra, die Preziöse, die Modepuppe, die Suffragette? Die Gattin, die Mutter, die Braut sind heute die Repräsentantinnen ihres Geschlechts. Die andern, aus menschlicher Langeweile geboren, fuhren mit ihrer Mutter in den Orkus hinab, sobald das Schnaufen des Krieges hörbar wurde. Denn hinter dem Krieg stehen gerade wie hinter dem Tode die letzten Dinge, und da hört jede Langeweile von selbst auf. Deshalb ist jetzt die Zeit, wo die deutsche Hausfrau von selbst zu Ehren kommt." Vielleicht bricht der alte individualistische Liberalismus unter dem Donner der Geschütze zusammen und ein neuer wird geboren, der biologischer und staatstreuer denkt und sich aus den Netzen reißt, in die die Frauenbewegung ihn verstrickt hat. Dann müßte diese Verjüngung aber auch der nationalliberalen Partei zuteil werden, die unter Bassermanns unfähiger Führung immer tiefer in den Sumpf des Feminismus hineingerutscht ist. Bassermanns Frau ist die Vorsitzende des badischen Verbandes für Frauenbestrebungen, die nationalliberale Frau Adelheid Steinmann leitet den Verein „Frauenbildung-Frauenstudium", die bereits genannte nationalliberale Frau Voß-Zietz ist Stimmrechtlerin, nationalliberale Vereine, z. B. in Weimar, nehmen Frauen als Mitglieder auf. Das dem Abgeordneten Junck nahestehende „Leipziger Tageblatt" brachte vor einiger Zeit einen Leitartikel, der die Frauen wegen ihrer Verdienste um das Vaterland für politisch reif und des Wahlrechts für würdig erklärte. Da haben wir wieder die von Julius Werner in seiner vortrefflichen Zeitschrift „Glaube und Tat" gerügte und bekämpfte „Mode des Frauendanks"[2]), die überschwengliche Verhimmelung — nicht des deutschen Weibes in seiner Eigenschaft als Gattin und Mutter, sondern der organisierten Frauen, deren „Uneigennützigkeit" wir bereits beleuchtet haben. Wird diese ungesunde Entwicklung nicht durch den Krieg und seine furchtbaren Lehren gehemmt, fährt die Bassermannsche Richtung fort, weiter mit der Frauenbewegung und dem weiblichen Stimmrecht zu liebäugeln, so ist das Schicksal des Nationalliberalismus, dem die norddeutschen Wähler den Rücken kehren würden, besiegelt, und die in allen Fugen krachende Partei Bennigsens und Miquels geht in Trümmer, denn — so sagen wir mit freier Benutzung eines französischen Wortes: Qui mange de la femme, en meurt.

[1]) L. M. Schultheis, Die deutsche Frau im Krieg, 1915, Nr. 208.

[2]) Monatsblatt 1915, Nr. 10.

Wenden wir uns nun den Konservativen zu, so sind wir geneigt, zu hoffen, daß wenigstens diese Partei, deren Staatstreue sich in Not und Gefahr bewährt, die während des Zaberner Ärgernisses mutig für Heer und Reich gestritten hat, taub gegen die Sirenenlockungen der Frauenbewegung geblieben ist. Wir irren uns. Im Augustheft 1914 der „Frau" wird folgende Zeitungsmeldung abgedruckt: „Die Schlesische Freikonservative Parteileitung hat, wie aus verschiedenen Nummern unserer (Freikonservativen) Parteikorrespondenz ersichtlich, bereits mehrmals ihre Stellung öffentlich dahin präzisiert, daß den Frauen in kommunaler wie kirchlicher Beziehung unbedenklich das Stimmrecht zu gewähren ist. Sie weiß sich in dieser Auffassung völlig eins mit ihrem verewigten Führer Wilhelm von Kardorff, der sich wiederholt als warmer Freund der Frauenbewegung bekannt und seiner Hoffnung Ausdruck gegeben hat, daß die Zeit seine Parteifreunde eines Besseren belehren werde." Der Einwurf, daß die genannten Rechte nichts mit Politik zu tun hätten, zieht nicht mehr bei Leuten, die Zeitungen lesen und wissen, wie die politischen Parteien — z. B. in Berlin — bei kirchlichen und kommunalen Wahlen einander befehden. Die Frauenbewegung hat offen erklärt, sie werde diese Rechte nur als Abschlagszahlungen hinnehmen und weiterkämpfen, bis die völlige Gleichstellung von Mann und Weib erreicht sei. Den engen Zusammenhang des Dreiblatts: Kirche, Gemeinde, Staat hat mit zwingender Klarheit und Folgerichtigkeit Langemann in der „Denkschrift" dargelegt[1]). Ich möchte hier nur nachtragen, daß neuerdings ein hamburgischer Geistlicher in einer ausgezeichneten Flugschrift[2]) das kirchliche Wahlrecht der Frauen unter Anführung aller in Betracht kommenden Bibelstellen als unchristlich erwiesen hat und daß die ehrfürchtig bestaunte Sonne am Himmel der liberalen Theologie, der große Harnack, am 18. Januar 1909 an einen Schweizer Pfarrer so schrieb: „Das kirchliche Wahlrecht scheint mir überhaupt keine so wichtige Sache zu sein; außerdem sehe ich auch hier ... mancherlei recht Bedenkliches aufsteigen." Ob die schlesischen Freikonservativen mit ihrem Feminismus in ihrer Partei Anklang finden, ist mir nicht bekannt. Das wichtigste freikonservative Blatt, die „Post", hat jedenfalls vor dem Kriege mit männlicher Entschlossenheit der Frauenbewegung die Stirn geboten.

Noch sonderbarer und für unbefangene Gemüter ganz unfaßlich erscheint es, daß auch die Deutschkonservativen, denen man doch Rückschrittlichkeit vorwirft, den Frauen den Eingang in das Dornröschenschloß der Politik gestattet haben. Im Frühjahr 1913 wurde die politische Welt durch die Gründung einer „Vereinigung konservativer Frauen" überrascht, die noch heute besteht. Da die konservative Partei die einzige ist, deren Staatstreue bisher allen politischen Stürmen unerschüttert getrotzt hat, die

[1]) Vgl. auch den Leitartikel der „Deutschen Tageszeitung", 1915, Nr. 439.
[2]) Max Glage, Das Weib schweige in der Gemeinde, Hamburg 1915.

einzige, deren monarchische Gesinnung über allen Zweifel erhaben ist, die einzige, die durch den Soldatengeist des preußischen Kriegeradels in eine Art Patenverhältnis zum deutschen Heere getreten ist, so müssen wir diese höchst lehrreiche Angelegenheit ausführlich behandeln.

Die notwendige Vorfrage: Was ist konservativ? ist für uns Deutsche sehr einfach zu beantworten; sie ist gegeben durch den alten Wahlspruch der preußischen Konservativen, der ins Neudeutsche übersetzt so lautet: Mit Gott für Kaiser und Reich! Das Leitmotiv konservativer Weltanschauung ist also der große Dreiklang: Christentum, Monarchie, Vaterland. Sich zu diesen Idealen bekennen und für sie kämpfen, heißt konservativ sein.

(Schluß folgt.)

Die Gefahr des Unrichtigen und die Pflicht zum Wissen.

Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg.

Aus den Wurzeln des deutschen Volkstums steigen die Säfte, drängen die schöpferischen Lebensmächte in der Gegenwart erneut kräftig empor, doch trifft es auch jetzt wieder zu, was Goethe auf der Höhe des Lebens und aus der Fülle seiner Lebensweisheit heraus aussprach: „Regenten und Gesetzgeber müssen die Volkheit hören, nicht das Volk. Jene ist immer beständig, vernünftig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und so kann und soll das Gesetz der allgemein gültige Wille der Volkheit sein; ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, der Vernünftige zu befriedigen weiß, und der Gute gern befriedigt." — Diese Worte sollten an die Wand des Reichstagssitzungssaales mit goldenen Buchstaben geschrieben werden, damit sie jeden Augenblick den Vertretern der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes ihre Aufgabe in Erinnerung rufen. Auch uns, die wir nicht gewählte Vertreter des Volkes sind, geht dies Wort Goethes wie eine Erfüllung fordernde Totenmahnung an, denn auch wir wußten bisher vor lauter Wollen gar nicht mehr, was wir wollten, erkannten nicht, daß bestehendes Gesetz und Wille der Volkheit im stärksten Widerspruch zueinander sich befanden. Nur so läßt sich das inhaltslose Gezänk und Treiben der politischen Parteien, das Geschwätz in Presse und Versammlungen, der unselige Klassengegensatz und der wüste Hader der materiellen Interessen vor dem Ausbruche des Krieges erklären. Für den Einsichtigen war es nicht zweifelhaft, daß der Zusammenbruch kommen mußte. Ein Grauen packt uns bei dem Gedanken an eine Wiederkehr solcher Zustände bei der nächsten Wahl zum Reichstage, die nach dem Gesetz auf Grund eines den Willen der Volkheit fälschenden, die Stimmen der Einsichtsvollen und Verständigen vergewaltigenden allgemeinen gleichen Wahlrechts — richtiger: Wahl**un**rechts — vollzogen werden soll. Wahr-

lich, eine Sammlung der Geister tut uns dringend not, und von allen Seiten wird auch bereits nach ihr gerufen. Bald wird es unter diesem Feldgeschrei so viele neue Vereinigungen geben, wie alte politische Parteien, und der Wirrwarr ist trotz besten Wollens, aber infolge ungenügenden Wissens wieder da. Wir hörten bereits von dem „Kulturbund deutscher Gelehrter und Künstler“, der „Freien vaterländischen Vereinigung“, der „Deutschen Gesellschaft 1914“, der „Reichsdeutschen waffenbrüderlichen Vereinigung“, der „Deutschen Wacht“, der „Gemeinnützigen Gesellschaft 1914“, letztere als Unterbau für einen „Deutschen Volksrat“ gedacht, um den Geist Fichtes im neuen Deutschland wahrhaft und wirklich in Erscheinung treten zu lassen. All dieses starke Wollen ist hocherfreulich, doch besteht die große Gefahr, daß diese Vereinsgründungen ähnlich, wie die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“, „Volkserzieherbund“, „Protestantenverein“, „Evangelisch-sozialer Kongreß“, „Verband der Freunde evangelischer Freiheit“, „Monistenbund“, nicht viel mehr wie schöne Namen bedeuten werden. Die Erinnerung an das Zusammenhalten in der Not eines großen Krieges wird mit der Zeit schwinden und wird keine Wandlung bringen, wenn sie nicht zur Einkehr, zum Erkennen früherer Fehler und zur mutigen Inangriffnahme wahrhaft großer Aufgaben führt. Noch kennt man diese vielfach nicht, ja Geheimer Justizrat Professor Dr. Kahl spricht es geradezu aus: noch wisse man nicht, vor welche großen Probleme uns die Zukunft stellen werde. Das ist ein betrübendes Armutszeugnis. Demgegenüber weisen nun aber die Biologie, das Wissen vom Leben, und unser Volkstum mit vollster Klarheit die Wege, die eingeschlagen werden müssen, um an den Ausbau eines Reiches der Wahrheit und der sozialen Gerechtigkeit gehen zu können. Nach so beispiellos großen Blutopfern und ersichtlich an eine Wende der Zeit gestellt, wäre es vor unserem eigenen Gewissen nicht zu verantworten, und würde das Urteil der Nachwelt uns verdammen, wenn wir nicht alsbald beginnen wollten. Schaffen wir zunächst all den Schutt der Unwahrheit aus der Vergangenheit hinweg und entwerfen den Grundriß eines neuen Tempels, errichten die Bauhütte und rufen die Baumeister und Werkleute herbei. Vorgeahnt ist ein solcher Dom wahrer Kultur von Goethe in seinem rätselhaften „Märchen von der grünen Schlange“ zur Zeit der französischen Revolution, als ähnlich wie jetzt die Welt aus den Fugen zu gehen drohte. Wenn nur erst eine kleine Schar von einsichtsvollen Männern, die aber einig sind in ihrem Denken und Wollen, zusammentritt, so ergibt das einen freiwilligen Deutschen Volksrat, der dem Reichstage beratend und helfend zur Seite treten könnte. Von dieser Vortruppe müßte eine dauernde Hochwarte deutschen Volkstums als Sammelpunkt für deutsches Wesen und deutsches Recht geschaffen werden. Der noch unsichtbare, in dunklen Tiefen der Erde verborgene Tempel Goethes muß auch sichtbar werden inmitten deutschen Landes! Man hat uns Deutschen die Ideen absprechen wollen,

zeigen wir also unseren Reichtum und schaffen eine Organisation der Ideen, — nicht ein starres System, sondern einen sich immer mächtiger ausbreitenden Baum im Leben stehender und wachsender Ideen, der eine höhere menschliche Kulturstufe zur Entfaltung bringen wird.

Die Beseitigung alles Unrichtigen und die Verwirklichung des Richtigen, des Rechtes, muß in Angriff genommen werden, so daß die Lüge mit ihrer unheimlichen Macht keinen Boden mehr für ihre Ausbreitung findet. Hier kommt die Führung dem Wissen von den Lebensvorgängen und Lebensaufgaben, der Biologie, zu, die uns die Kunst des Lebens weisen wird. Der noch immer tobende Weltkrieg ist ein großer und ernster Lehrmeister, er öffnet auch dem Blindesten die Augen, wohin uns der zügellose Egoismus, der alle Völker beherrscht, gebracht hat, und wie fadenscheinig unsere bisherige Zivilisation war. Wie von reißenden Wölfen ist Deutschland-Österreich von allen Seiten angefallen worden, und Hyänen, aus der Ferne kommend, suchen Beute auf den Schlachtfeldern. Aber haben wir nicht unter uns selbst im eigenen Lande nimmersatte Wölfe? Mit erschreckender Deutlichkeit ist der innere Zwiespalt zutage getreten, der schon im Frieden ein fressendes Krebsgeschwür war. Die Volksauswucherung verträgt sich nicht mit unserer Volkswehr. Was das Gesetz als Eigentumsrecht jedem gestattet, mußte die Militärdiktatur aus Erhaltungsnotwendigkeit unterdrücken; sie hat vor der „Heiligkeit" des Eigentums nicht halt gemacht und damit dem gesunden Menschenverstande zu seinem Rechte verholfen. So lehrt der Krieg die eine Wahrheit, daß wir keine unserer Heeresverfassung entsprechende Gesellschaftsverfassung besitzen. Gleich bei Einrichtung des Deutschen Reiches hätte entsprechend der auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Heeresverfassung eine die Bürger sozial verpflichtende Gesellschaftsverfassung durch das neue bürgerliche Gesetzbuch geschaffen werden müssen. Es war ein Irrtum gefährlichster Art des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe, als er im Reichstage aussprach, daß durch das endlich zustande gekommene neue bürgerliche Gesetzbuch, durch die damit gewährleistete Rechtseinheit „ein neues Band um die Nation geschlungen und das Bewußtsein des gleichen Rechts für alle auch das der gleichen Pflichten aller gegen den Staat festigen werde". Schlimmer konnte dieser Irrtum wohl nicht widerlegt werden, als durch den hervorgetretenen Kriegswucher. Es ist eben doch nicht „gleiches Recht für alle", wenn in einer Volksgemeinschaft einzelnen mit Ausschließung aller anderen das Recht zugesprochen wird, mit ihrem Eigentum „nach Belieben", wie es im Gesetzbuche heißt, verfahren zu dürfen. Es ist im neuen bürgerlichen Gesetzbuch unterlassen worden, dem Eigentums**recht** auch eine Eigentums**pflicht** gegenüberzusetzen, ohne welche ein Zusammenhalten der Volksgenossen, wie wir es jetzt erleben, nicht gewährleistet wird. Man hat also gar keine Ahnung gehabt, welch ein unsittlicher, byzantinisch-rechtlicher, revolutionärer Geist — nach Ihering „das angebliche Recht des Individuums, möglich

iel an sich zu scharren" — in das Fundament unserer bürgerlichen Gesellschaftsverfassung hineingekommen ist. Ein solches Eigentumsprinzip hätte niemals Gesetzeskraft erhalten dürfen, und es beweist eine fast unverwüstliche Kraft des deutschen Volkes, daß es so lange unser Wirtschaftsleben beherrschen konnte, bis es jetzt zertrümmert am Boden liegt. Werden die neuen Vereinigungen es ruhig mit ansehen, daß nach Beendigung des Krieges dieses Eigentumsprinzip wieder aufgerichtet wird? Hier ist nicht eine Aufgabe, sondern die Aufgabe des deutschen Volkes!

Der Krieg lehrt eine zweite, allgemeinere Wahrheit. Welches Unheil die bewußte Unwahrheit, die Lüge, anzurichten vermag, welche furchtbare Macht sie ist, das hat uns in gegenwärtiger Zeit mit Schrecken erfüllt, aber auch die bloße Unrichtigkeit und die falsche Vorstellung sind eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Das fehlende richtige Wissen ist für unsere Gegner geradezu zum Verhängnis geworden. Wie unser Volksheer, so ist auch unser Wissen unsere Rettung geworden! Soweit sich unser Wissen auf die Landesverteidigung bezieht, ist also in der Hauptsache wohl alles in Ordnung. Dafür sorgt der Große Generalstab. Von anderen Gebieten kann das nicht gesagt werden. Hier fehlt es an Organisation und an einem „Großen Generalstab". Hier wäre das Arbeitsfeld für einen „deutschen Volksrat" gegeben. Falsche Vorstellungen, Unrichtigkeiten, schlimmster Art werden von Staat, Kirche, Schule, Rechtswesen, Wirtschaftsleben unbeanstandet wie bare Münzen tagtäglich weiter gegeben, weil es an einer geistigen Zusammenfassung fehlt, die korrigierend wirken würde. Anstatt die allgemein gültige Wahrheit aus allem unserem Wissen herauszuschälen, versteift man sich auf einseitige Rechthaberei, ohne eine gründliche Prüfung vorzunehmen. Glaube und Wissen könnten sehr wohl zu einer sachlichen Abgrenzung und sich gegenseitig befruchtenden Verbindung gelangen, wenn sie sich gegenseitig anerkennen, und der Glaube sich das Wissen der Zeit dienen lassen, in seine Weltanschauung hineinarbeiten wollte. Die Naturwissenschaften müssen sich mit den Grenzen ihres Erkennens bescheiden, aber sie dürfen verlangen, daß ihre gesicherten Ergebnisse allgemein angenommen werden. Soweit es sich um das Gebiet der Technik handelt, geschieht es ja, und erreicht unser Kriegswesen damit seine ans Wunderbare grenzenden Erfolge. Dagegen kommt das noch bedeutsamere Gebiet der Biologie, das Wissen vom Leben, die andere Seite unserer Naturerkenntnis, nur erst in sehr beschränktem Maße zur Anwendung. Fast feindselig stehen ihr Kirche und Justiz gegenüber. Wie will man aber das Leben und unsere Lebensgemeinschaft, den Staat, richtig gestalten, wenn man die Lebensbedingungen, Lebensmöglichkeiten und Lebensaufgaben nicht richtig kennt? Hier ist noch fast alles falsch orientiert, besonders bei der Kirche und der Justiz. Die Vernunft muß hier endlich zum Durchbruch kommen, damit wir ethische Erfolge mit ähnlicher Sicherheit erzielen, wie der Große Generalstab mit

der Technik. Die Staatskunst der Zukunft muß Volkserziehung nach entwicklungsgeschichtlichen Grundsätzen werden. Man erhebt Einwände gegen das Verstandesgemäße. Daß der Intellekt, der Verstand, ohne ethisches Empfinden für unser Handeln nicht ausreicht, ist gewiß zuzugeben, aber er ist notwendig. Vernunft umschließt beides, wird also zu Unrecht noch immer vielfach gering geschätzt, obwohl sie die Vorstufe zur Weisheit ist. Der beste und maßgebendste Verteidiger der Vernunft war unser Altmeister Goethe:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft,
> Laß nur in Blend- und Zauberwerken
> Dich von dem Lügengeist bestärken,
> So hab' ich Dich schon unbedingt — — („Faust".)

Die Religion könnte wieder in Wahrheit eine Macht werden, wenn sie die Entwicklung der Lebewesen, soweit sie hinreichend sicher gestellt ist, und die Erdgeschichte (Geologie) anerkennen würde, mußte sie schließlich doch die kopernikanische Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne zugeben. Zweierlei Wahrheiten dürfen in der Schule von jetzt ab nicht mehr gelehrt werden. Es kann nicht bestritten werden, daß der Schöpfungsbericht der Bibel unzureichend ist. Der Verfasser hat anscheinend aus Überschwemmungsgebieten, wie des Nils oder des Euphrats, seine rein neptunistische Theorie geschöpft, die Vulkane Italiens kennt er nicht. Die Bibel lehrt in der Erzählung vom ersten Menschenpaar, das eine anthropologische Unmöglichkeit ist, den Niedergang der Menschheit; die Geologie lehrt den Aufstieg! Die Kirche versündigt sich mit dieser Kopfstellung an den Menschen. „Wie kann sich Kain ein Weib nehmen und eine Stadt bauen zu einer Zeit, da noch gar keine (anderen) Menschen auf Erden waren?" (Herm. Gunkel.)

Ebenso unverantwortlich ist es, wie die Justiz mit falschen Vorstellungen arbeitet. Sie spricht von „Vorspiegelung falscher Tatsachen", anstatt von „Lüge". „Falsche" Tatsachen sind ein gedankliches Unding. Für das Reichsgericht ist eine Unterstellung des Vorderrichters, mag sie noch so irrtümlich und unsinnig sein, eine „festgestellte" Tatsache[1]). Man scheint gar nicht zu merken, daß so weder die Wahrheit noch das Recht gefunden werden kann. Ja, es ist vor Gericht dem Anwalt gestattet, in Wahrnehmung der Interessen seiner Partei die Unwahrheit zu sagen. Das ist unsittlich. Das Recht sollte das begangene Unrecht wieder ausgleichen, „richtig"stellen, wie es alter germanischer Brauch war.

Die Gefahren, die falschen Vorstellungen und Irrtümern entspringen, sind ungeheuer groß. So erwächst für uns daraus die Pflicht zum Wissen! Wir dürfen dem Wissen nicht ausweichen, wir müssen viel eifriger

---

[1]) Vergl. den Aufsatz von Prof. Dr. Holle: „Mechanisches und biologisches Denken" im vorigen Hefte, sowie den Leitartikel dieses Heftes, S. 340—41. (Die Schr.)

nach der Wahrheit suchen und können sie finden. Diese Pflicht werden die neuen vaterländischen Vereinigungen erfüllen müssen, wenn sie um die grundlegenden sozialen Aufgaben nicht herumgehen wollen, wie die Katze um den heißen Brei. Wollen sie nur ein geselliges Zusammensein pflegen und die trennenden Punkte unausgeglichen lassen, so werden sie dem Geist der Einigkeit von 1914 am besten dadurch gerecht, daß sie unabhängig von den Kirchen gemeinsame Volkstage, Fest- und Erinnerungstage, im Anschluß an die Natur mit ihren Jahreszeiten und in Anknüpfung an die vaterländische Geschichte veranstalten. So könnte gemeinsam mit den Arbeitern ein Maifeiertag begangen werden, was sicher von diesen gut aufgenommen werden würde, dann die Sommersonnwendfeier, ein Erntefest und als Erinnerungstage ein allen Konfessionen gemeinsamer Totensonntag, sowie ein Tag der Brotgemeinschaft als sozialer Versöhnungstag. Deutsches Volkstum könnte sich hier auswirken. —

Wieder will eine große Bewegung aus Irrtum in einen falschen Weg einlenken. Es ist die Empörung gegen die Herrschaft des Großkapitals, des Eigentums in der Form des beweglichen, an keine Pflicht gebundenen Geldes. Es ist falsch, den Mammon als die Wurzel aller Übel anzuklagen. Gewiß, mit dem Gelde kann und wird unsäglich viel Unheil angerichtet — wir erleben es im allerschlimmsten Maße —, aber das Geld und das herrliche Edelmetall Gold sind daran ganz unschuldig; es ist vielmehr das falsche und unsittliche Recht, das wir diesem Tauschmittel anheften[1]). Das Kapital und selbst das Großkapital verdienen nicht unsere Verdammung. Das Kapital ist ebenso wie das Feuer ein unentbehrliches Kulturmittel. Wie aber das Feuer, das auf unserem Herde und in unseren Fabriken uns nützlich ist, zu unserem gefährlichsten Feinde werden kann, wenn es unbewacht den Dachstuhl unserer Wohnstätte ergreift und unsere Habe einäschert, ja unser Leben vernichten kann, so kann auch der Mißbrauch des Eigentums in Form des Geldes die größten Gefahren heraufbeschwören. Zu allererst müssen wir uns aus den Fesseln der Geldmacht lösen, müssen dem Drachen Mammon die Giftzähne ausbrechen, wenn wir freie Menschen werden wollen. Das geht aber nur so und auf gar keinem anderen Wege, daß wir das Recht, mit dem Gelde nach „Belieben" zu verfahren, aufgeben, und das zum Teil barbarische Recht der Schuldverhältnisse abändern und vernünftig gestalten. Wir müssen uns darüber ganz klar werden: ohne den Rahmen des bestehenden Rechts zu zerbrechen, wie es Friedrich Naumann wollte, lassen sich soziale Aufgaben nicht lösen. Überall tritt uns das Recht hindernd entgegen. Der Kampf gegen den Mammonismus ist ein Kampf gegen Windmühlen, wenn man nicht im Rechtswesen die Gesundung herbeiführt. Es ist eine sehr auffallende und merkwürdige, noch aufzuklärende Erscheinung, daß so hervor-

[1]) Vergl. den Leitartikel S. 338. (Die Schr.)

ragende Sozialpolitiker, wie Daniel Frymann in seiner Schrift „Wenn ich der Kaiser wär", Houston Stewart Chamberlain in seiner Broschüre „Politische Ideale", v. Gleichen-Rußwurm in seinem Roman „Die Macher und die Macht", in der allerschärfsten Weise gegen den Mammonismus zu Felde ziehen und ihn als die Ursache aller Verderbnis erklären, aber nicht darauf kommen, in unserem Recht und namentlich in dem unsozialen Eigentumsrecht das zu erkennen, was dem Gelde erst die verhängnisvolle Macht verleiht. Sie kommen der richtigen Lösung der Frage ganz nahe, dringen aber nicht bis zum Kerne durch. Selbst die sozialdemokratischen Schriftsteller, wie Calwer, Legien, Scheidemann, Kolb gehen an der Rechtsreformfrage vorbei. Dagegen hat Oskar Fleischer in einer jedem zu empfehlenden Schrift „Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. Ein Beitrag zur Selbsterkenntnis des deutschen Volkes"[1]) sehr treffend auf das von den entarteten Spätrömern zu unserem Verderben übernommene Recht hingewiesen. Wir sind dabei, unsere Sprache von Fremdworten zu reinigen, noch wichtiger ist es, den römischen Rechtsgeist auszuscheiden. Formalismus und Bürokratismus töten den deutschen Geist. Auch die Herrschaft der Masse droht ihn zu ersticken. Das von Bismarck bei der Reichsgründung eingeführte allgemeine gleiche Wahlrecht für den Reichstag ist biologisch in keiner Weise zu begründen und wird uns noch zugrunde richten. Das soll in einer besonderen Broschüre nachgewiesen werden.

Die Unkenntnis des deutschen Volkes über die Rechtsgrundlage in seiner Gesellschaftsverfassung ist also ganz erstaunlich. Damit hängt zusammen, daß niemand mit den Gerichten etwas zu tun haben möchte. Oft wird die Verfolgung eines Rechts aus diesem Grunde unterlassen. Das ist aber doch nicht männlich und ist kein gesunder Zustand. Allerdings ist es mißlich, Erscheinungen der Korruption und des Verfalls mit dem richtigen Namen zu bezeichnen. Gar zu leicht verfängt man sich in den Schlingen der Beleidigungsparagraphen. Das Recht der freien Kritik an unseren staatlichen Einrichtungen ist zwar in der Verfassung enthalten, aber praktisch schwer ausführbar. Das Recht der Aussprache muß zu allererst erkämpft werden. Wo war der Heldengeist in der Friedenszeit, der sich jetzt im Kriege so herrlich offenbart? Mannhaftes Eintreten gegen Willkür und Rechtsverletzung war kaum bekannt. Die besten Gelegenheiten werden oft versäumt. Man macht sich mitschuldig, wenn man zu begangenem Unrecht schweigt. Aber jetzt, wo so große Aufgaben in Angriff zu nehmen sind, darf nicht mehr gezögert werden, die innerpolitische Gesundung durchzuführen. Und da gilt, was in den ersten Kriegsmonaten ein Angeklagter als Schluß seiner Verteidigungsrede dem Gerichtshof zurief: „Ohne ehrlich Recht kein Heil!"

---

[1]) Verlag von Heinrich Keller. Frankfurt a. M. 1915. Preis 1 M.

Vom englischen Cant.

Zur Psychologie des Angelsachsen.

Prof. C. Rouge.

Was man mit einem englischen Ausdruck als „Cant" bezeichnet, wird oft fälschlich mit Heuchelei oder Tartufferie gleichgesetzt. Das trifft indes nicht zu. Der Heuchler oder Tartuffe verbirgt seine schlechten Handlungen, tut sie im geheimen und spielt in der Öffentlichkeit den Tugendspiegel; durch sein Verhalten bringt er indirekt der Tugend eine Huldigung dar, denn er wagt sich nicht zu seinen Handlungen zu bekennen.

Anders der Engländer. Zwar begeht auch er kleine Meuchelmorde und dergleichen am liebsten in der Stille (siehe den Fall Casement) und vermeidet es, die Öffentlichkeit damit zu behelligen; aber das ist kein „Cant". Dieser liegt vielmehr erst da vor, wo der Engländer in aller Öffentlichkeit eine Handlung begeht, die durchaus unrühmlich ist, die er aber so geschickt mit Worten verkleidet, daß wenigstens er selbst darauf schwört, er habe ein verdienstliches Werk damit getan. „Sie sagen Christus und meinen Kattun" ist die klassische Formel für dieses Gebaren; in der Tat wird jeder noch so schmutzige Eigennutz, jede noch so ungeheuerliche Brutalität auf diese Weise mit hochtrabenden, erhaben klingenden Floskeln und Phrasen aufgeputzt. Wenn schwarzen oder anderen farbigen Völkerschaften das verderbliche Feuerwasser zugeführt, wenn sie zu Tausenden von Maschinengewehren niedergemetzelt werden, so ist das im Munde der Engländer Verbreitung der Zivilisation; wenn dieselben Farbigen auf deutsche Männer, Frauen und Kinder gehetzt werden, so ist das ebenfalls Verteidigung der Zivilisation. Wird ein kleiner Staat brutal vergewaltigt, so geschieht das natürlich nur im Interesse der Freiheit; werden Dum-Dumkugeln verwendet, so ist es im Namen der Humanität, um die „belgischen Greuel" zu rächen. Denn der englische Cant frisiert natürlich nur englische Schandtaten um, sieht aber sonst mit Vorliebe „Greuel", einerlei ob in Bulgarien, Armenien, im Kongostaat oder in Belgien. Dagegen wird man von irischen, indischen oder ägyptischen „Greueln" noch keinen Engländer haben sprechen hören; dort gibt es nur Zivilisation, Humanität und Freiheit! Bis zu welchem Grad der Niedrigkeit und Brutalität dieser englische Cant sich versteigen kann, haben wir ja an der berüchtigten englischen Baralong-Note gesehen, in der die englische Regierung selbst die schützende Hand über Verbrecher hielt, die jeder andere Staat von sich abgeschüttelt hätte. Und daß die Engländer es fertig gebracht haben, das schmachvolle Verhalten der Mannschaft des „King Stephen", statt es schamhaft zu verbergen, sogar in ihren illustrierten Zeitschriften in großen Bildern zu verherrlichen, das läßt uns diesen englischen Cant als das erscheinen, was er in der Tat ist: eine besondere Abart der ebenfalls charakteristischerweise englisch benannten

„moral insanity" — eine Abart sage ich; denn wie gezeigt, hört diese moralische Empfindungslosigkeit sofort auf, wo es sich nicht mehr um englische Taten handelt, ja der Engländer wittert auch dort gern „Greuel", wo gar keine zu finden sind.

Ein anderes Beispiel dieser Art, mit dem es jetzt freilich zum großen Leidwesen der Engländer ein Ende hat, war der bisherige Zustand des englischen Heerwesens. Wäre es ein anderer Staat gewesen, der in solch rückständiger Weise das Söldnerwesen des 18. Jahrhunderts bis auf die geringsten Kleinigkeiten getreu bis heute bewahrt hätte, kein Ausdruck wäre den Briten scharf genug gewesen, solche unsittlichen Zustände zu brandmarken. Da es aber Alt-England war, das diese Einrichtung bewahrte, so war es selbstverständlich, daß sie mittelst des Cant zu einem Vorzug umgelobt wurde. Die Soldaten der anderen Völker, hieß es nun, welche die allgemeine Wehrpflicht haben, dienen gezwungen, weil sie müssen, unsere Soldaten dagegen verteidigen ihr Vaterland freiwillig (auf deutsch würde man sagen: für Geld)! In Zukunft wird allerdings England auf diesen herrlichen Cant von der englischen „Freiwilligkeit" verzichten müssen. Asquith, auch in dieser Beziehung ein typischer Engländer, hat ihn ja der Nation noch zu retten versucht, indem er bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den Beginn des „Zwangs" noch um einen Monat hinausschob, damit sich inzwischen diejenigen, die in einem Monat „gezwungen" dienen mußten, „freiwillig" einschreiben lassen konnten. Echt englisch!

Ebenso ist es englischer Cant, wenn die Briten ihre Niederlagen verherrlichen, wie andere Völker nur ihre größten Siege. Das war schon vor Jahrhunderten so. In dem in London erschienenen Buche „Master Mariners" heißt es: „Die Holländer waren gewohnt, auf See zu jeder Zeit zu siegen, und sie wurden über den Verlust einer Schlacht so aufgebracht, daß sie ihren Admiral Tromp entließen. Dies ist eine bemerkenswerte Tatsache gegenüber dem Verhalten Englands unter analogen oder noch mißlicheren Umständen. Denn die Engländer waren dafür bekannt, Niederlagen zu feiern, als hätten sie gesiegt." So ist es bis heute geblieben. Seit dem Krimkriege brüsten sich die Engländer mit der Schlappe, die die „berühmte" Leichte Brigade bei Balaklawa am 25. Oktober 1854 durch die übliche Dummheit ihrer Führer in militärischen Dingen erlitt. Andere Völker würden sich einer solchen Dummheit schämen, bei den Engländern ist sie sogar dichterisch verherrlicht worden. Ähnlich steht es mit dem Ruhm von Waterloo; abgesehen davon, daß nur der kleinste Teil der Armee Wellingtons aus Engländern bestand, war auch Wellington unfehlbar verloren, wenn ihm nicht im letzten Augenblick Blücher zu Hülfe gekommen wäre. Auch im jetzigen Kriege sehen wir, wie England seine Niederlagen — Siege hat es freilich noch keine erfochten — in den höchsten Tönen feiert. Das Seegefecht bei der Doggerbank am 24. Januar 1915, in dem die englischen Schiffe den kürzeren zogen, wurde so umfrisiert, daß demgegen-

iber der nüchterne deutsche Bericht wie eine Chamade wirkte. Eine eng-ische Spezialität ist bekanntlich der „erfolgreiche Rückzug“. Wir haben es nit Staunen erlebt, wie die Flucht von Gallipoli im englischen Unterhaus ınter Beifallstürmen verkündigt wurde und wie die furchtbare Niederlage ım Skagerrak nach anfänglicher Verblüffung mit altgewohnter Unverfroren-)eit in einen Sieg umgewandelt wurde, wenn auch die Regierung eine örmliche Danksagung des Parlaments an die „Sieger“ „aufschob“! Schon Napoleon I. hat übrigens gesagt, daß man die Engländer wohl besiegen, ıber niemals überzeugen könne, daß sie besiegt seien.

Man begreift nun auch, daß ein richtiger Engländer den jetzigen Krieg gar nicht anders beginnen konnte als zur Rettung Belgiens, der europäischen Zivilisation und der Freiheit; anders litt es der Cant nicht. Auch der Aushungerungsplan gegen die deutschen Frauen und Kinder ist natürlich beileibe keine atrocity; die kann ein Engländer überhaupt nicht begehen, mag er nun in Indien Gefangene vor die Kanonen-mündungen binden oder, wie es in Afrika geschehen ist, kriegsgefangene verwundete Zulus zur Strafe für ihre Siege ohne ärztliche Hülfe elend verkommen oder 20000 Burenfrauen und Kinder in Konzentrationslagern verschmachten lassen, oder auf der Insel Tasmania Eingeborenenjagden veranstalten, oder mit China Krieg führen, um es zu zwingen, sich mit Opium zu vergiften, oder, wie es im amerikanischen Unabhängigkeitskriege geschehen ist, den verbündeten Indianern Skalpiermesser liefern, um damit die Weißen zu skalpieren — welcher Erdteil wäre frei von solchen englischen Schandtaten, aber wo hätten je Engländer diese Greuel getadelt? In ihren Augen sind es eben keine Greuel, sondern verdienstliche Werke!

Der richtige Yankee kann natürlich als echter Angelsachse auch nicht ohne Cant leben. Die erbarmungslose Vernichtung der Rothäute war in seinen Augen selbstverständlich auch ein verdienstliches Werk; den zwischen Industrie- und Baumwollstaaten lediglich aus sehr materiellen Gründen entstandenen Sezessionskrieg frisierten die Yankees zu einem aus purer Humanität unternommenen Sklavenbefreiungskrieg um. Ihre sachkundigen Vettern in England glaubten ihnen das freilich nicht und unterstützten unter der Parole „Cotton is king“ frisch und fromm die sklavenhaltenden Südstaaten. Sie sahen deshalb dort auch nichts von den „Greueln“, die selbstverständlich die Yankees sofort von den Südstaatlern in alle Welt hinausposaunten, worauf natürlich nur die gutmütigen Deutschen herein-fielen, denen sie dafür jetzt ihre angebliche Mißachtung der „Humanität“ vorhalten. Man sieht, aus dem angelsächsischen Cant erklärt sich vieles, worüber uns Deutschen während des Krieges oft der Verstand stillzustehen drohte; man denke nur an die Ungeniertheit, mit der die Engländer deutsche Kriegsschiffe in neutralen Gewässern vernichteten, offene Orte beschossen usw., was sie bei jedem feindlichen Staate aufs schärfste tadeln würden; wie sie selbst sich über jeden Vertrag (z. B. betreffs des Suezkanals oder der

Kriegführung in Afrika) und jedes Völkerrecht ohne weiteres hinwegsetzten, dabei aber mit gefühlvollem Schauder von der deutschen Verachtung des belgischen Neutralitätsvertrags redeten, obwohl das Deutsche Reich diesen Vertrag nicht einmal unterzeichnet hatte, da es damals noch gar nicht existierte!

Aus dem angelsächsischen Cant erklärt sich auch die heitere Selbstverständlichkeit, mit der Woodrow Wilson die massenhaften amerikanischen Munitions- und Waffenlieferungen an unsere Feinde als Gipfel der Neutralität, Unparteilichkeit und Humanität bezeichnet; aus ihm erklärt sich, daß derselbe Wilson, der die englischen Völkerrechtsverletzungen nicht sieht, bei uns nichts als Völkerrechtsbrüche gewahrt und sich doch für einen Schützer der Neutralität ausgibt. Er ist mit Recht ungehalten, wenn die plumpe deutsche Sprache das als Heuchelei bezeichnet — ist es doch nur Cant, nichts als Cant, also eine durchaus berechtigte angelsächsische Eigentümlichkeit.

Natürlich heuchelt der Yankee auch gelegentlich, so wenn ein eifriger Temperenzler im stillen Kämmerlein dem verpönten Alkohol huldigt; Cant wäre es dagegen, wenn er das Alkoholtrinken als verdienstliches Werk hinstellte. Aus diesem Gesichtspunkt versteht man auch, daß das Mormonentum gerade in den Vereinigten Staaten entstehen und Anhänger finden konnte; wird doch darin die Vielweiberei, die sonst moralisch anrüchig erscheint, als etwas religiös Gebotenes, also Verdienstliches hingestellt.

Und damit kommen wir auf den Ursprung des angelsächsischen Cant. Ich kann mich nämlich nicht der Ansicht anschließen, daß es sich hier um eine Rasseneigentümlichkeit handelt. Man könnte ja an eine Erklärung nach dem Prinzip denken, daß bei Rassenmischungen der Bastard gewöhnlich die schlechten Eigenschaften der beiderseitigen Vorfahren erbt. Dabei dürfte, obwohl das robuste Seeräubergewissen Alt-Englands dafür zu sprechen scheint, wohl von einem wesentlichen Einfluß des normannischen Bestandteils bei der zu geringen Zahl dieses Elements abzusehen sein. Dagegen könnte man wohl an eine Mischung des angelsächsischen Egoismus mit der keltischen blühenden Phantasie und Lust zur Übertreibung denken etwa so, daß die letztere, die beim Kelten regellos spielt, nun in den Dienst des Egoismus gestellt dazu dient, alle eigenen Schandtaten ins Rosenrote, alle Handlungen anderer Völker ins Aschgraue umzufärben. An eine ähnliche Mischung wird man ja auch in Amerika unwillkürlich bei den Worten Barnum und Humbug erinnert. Aber ich neige doch mehr zu einer anderen Erklärung, hauptsächlich deshalb, weil der englische Cant eigentlich erst etwa seit der Zeit Cromwells hervortritt. Forscht man aber in der Geschichte nach ähnlichen Erscheinungen, so kann nicht geleugnet werden, daß am meisten mit dieser englischen Eigenheit das Verhalten des Volkes Israel zu vergleichen ist, so wie es sich an manchen Stellen des alten Testaments spiegelt. Das Bewußtsein, das auserwählte Volk

zu sein, konnte eben ganz natürlich zu dem Glauben verführen, daß diesem Volke gestattet sein müsse, was anderen verboten sei, insbesondere gegen seine Feinde, die ja zugleich, wie es meinte, die Feinde seines Gottes waren. Die Puritaner Cromwells aber lebten und webten ja im alten Testament; auch sie hielten ihre Feinde für die Feinde Gottes und erlaubten sich deshalb ihnen gegenüber ohne Bedenken alle Grausamkeiten und Schandtaten. Das ist eben der charakteristische Unterschied zwischen diesen Glaubensstreitern und etwa den Söldnerscharen des dreißigjährigen Krieges oder den französischen Truppen in den Raubkriegen Ludwigs XIV. Auch diese verübten ja alle möglichen Greuel, aber sie machten wenigstens nicht den Versuch, sie für Gott wohlgefällige Taten auszugeben; dies aber taten die Leute Cromwells: mit der Bibel in der Hand verübten sie Mord und Schandtaten — man denke vor allem an die Behandlung Irlands —, aber sie rechneten sich diese Greuel als Verdienst an, bekämpften sie doch nach ihrer Meinung damit die Feinde Gottes, die sowieso zur ewigen Verdammnis bestimmt waren. Hier sei auch gleich daran erinnert, daß die Besiedelung der Neuengland-Staaten ebenfalls vielfach durch Puritaner erfolgte, die sich durch Auswanderung der anglikanischen Kirche entziehen wollten; so erklärt sich die Übereinstimmung in den Ansichten der Yankees und Engländer. Letztere haben die Praxis Cromwells auch für ihre späteren Kriege beibehalten; sich selbst betrachteten sie als das auserwählte Volk, ihre Gegner waren auch die Feinde Gottes und ihre Bekämpfung mit allen Mitteln ein verdienstliches Werk.

Ich finde übrigens diese meine Auffassung bestätigt in einem Aufsatz von Franz Fromme (Zur englischen Entwicklung) in der „Deutschen Rundschau" vom 1. Januar 1916; dort heißt es (S. 9), „daß man es wohl verstehen kann, wie dies Volk, im dogmatischen Bibelglauben aufgewachsen und daran festhaltend, in den Schranken seiner glänzenden Inselstellung dazu kam, sich als ein von der Vorsehung auserwähltes Volk zu fühlen und zu gebärden". Von diesem Standpunkt aus galt schon vor einem Jahrhundert der große Gegner Englands Napoleon I. den Briten als der leibhaftige Gottseibeiuns, und im jetzigen Krieg hat man ja immer wieder in englischen Zeitungen gelesen, daß die Deutschen deshalb außerhalb jedes Völkerrechts ständen, weil sie Werkzeuge des Teufels selbst seien und ihre Vernichtung mit allen Mitteln deshalb ein Gott wohlgefälliges Werk sei. Haben wir oben schon den englischen Cant als eine Art moral insanity erkannt, die aber nur da auftritt, wo es sich um das Verhalten Englands gegenüber anderen Völkern handelt, so zeigt sich nun, daß dieser moralische Irrsinn Beziehungen zu dem hat, was als religiöser Wahnsinn bezeichnet wird. So wie die davon Befallenen die größten Schandtaten und Verbrechen begehen in der Meinung, ein Gott wohlgefälliges, ja von ihm gebotenes Werk zu vollbringen, so handeln die Engländer gegenüber anderen Völkern in dem Irrwahn, daß ihnen als

dem auserwählten Volk Gottes alles gestattet sei, weil sie mit der schonungslosen Bekämpfung ihrer Feinde zugleich die Sache des Himmels führen. Nur wer Englands Verhalten so auffaßt, versteht wirklich die Psyche John Bulls und begreift, daß jeder Verständigungsversuch mit diesem Volke auf der Grundlage der Gleichberechtigung zwecklos ist, solange es nicht von dem Glauben an seine Gottähnlichkeit gründlich geheilt ist.

Über die Worte „deutsch-böhmisch", „böhmisch" und „tschechisch".

Bohemicus.

Es ist hier weder der Ort noch die Zeit hierfür, um über „Die Tschechen und der Krieg" u. dergl. zu schreiben, aber es ist dringend nötig, in allen Schichten des deutschen Volkes endlich einmal über die Begriffe „deutsch-böhmisch", „böhmisch" und „tschechisch" Klarheit zu schaffen. Man kann sagen, außer der Deutschen in Böhmen, besonders der führenden Kreise und Vereine (Bund der Deutschen in Böhmen, Deutscher Volksrat u. a.) und der völkischen deutsch-böhmischen und deutsch-österreichischen Presse (Ostdeutsche Rundschau, Deutsch-Böhmen, Deutsch-Österreich, Deutsche Arbeit u. a.) und einiger Deutscher im Deutschen Reich gebrauchen die meisten Deutschen die genannten drei Worte ohne viel Überlegung, obwohl es sich um mehr als bloße Worte handelt.

Die Worte „Böhmen" wie „Böhmisch" gehen auf die lateinische Benennung des Volkes der Bojer zurück. In den deutschen Mundarten in Böhmen und damit auch beim gewöhnlichen Volke sogar in Böhmen heißen die Tschechen auch heute noch die „Böhmischen", was, wie gleich gesagt sei, falsch ist. Nicht jedoch nennen sie so die Gebildeten der Deutschen, die Deutschvölkischen und die deutschvölkische Presse in Österreich und teilweise auch die im Deutschen Reich, und dies besonders seit der völkischen Erweckung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durch Schönerer und Wolf.

Wenn es sich z. B. um das Land Tirol oder Steiermark handelt, so ist der sie Bewohnende ein Tiroler oder Steiermärker. Der Tiroler kann dann entweder ein Deutscher oder ein Italiener, der Steiermärker ein Deutscher oder Slowene sein u. dergl. Der Bewohner von Böhmen muß danach also ohne Rücksicht auf seine Volkszugehörigkeit ein „Böhme" sein und dieser „Böhme" kann nun entweder ein Deutscher oder ein Tscheche sein. „Deutschböhmen" wird also den hauptsächlich von Deutschen bewohnten Teil der Provinz Böhmen bedeuten.

Man könnte meinen, die Sache sei ganz klar. Doch weit gefehlt! Abgesehen von dem Gebrauche der deutsch-böhmischen Mundarten, wo „böhmisch" „tschechisch" und der Unwissenheit vieler, die das Wort „böhmisch" für „tschechisch" gebrauchen, wird noch von den Tschechen

elbst auf eine Trübung des Begriffes „Tschechen" hingearbeitet. Das schechische Idiom hat kein eigenes Wort für „böhmisch" und „tschechisch", beides heißt „cesky". Gut, mögen die Tschechen, wenn sie tschechisch chreiben oder sprechen, ihre Leser oder Zuhörer vielfach im unklaren lassen, um was es sich handelt. Hand weg aber von der deutschen Sprache! Und doch ist es nun eigentümlich und zeugt von der Anmaßung der Tschechen, daß, wenn sie deutsch schreiben oder sprechen, sie sich nicht „Tschechen", sondern „Böhmen" nennen und „böhmisch" für „tschechisch" gebrauchen. Das ist eine Anmaßung sondergleichen! Mischen wir Deutschen uns in ihre Sprache oder die Sprache eines andern Volkes, um dieses oder uns selbst, wenn wir in dessen Sprache sprechen oder schreiben, anders zu nennen, als es in der betreffenden Sprache üblich und gebräuchlich ist? Wenn wir z. B. französisch schreiben oder sprechen, nennen wir uns denn nicht auch „Allemands", so wie es die Franzosen tun? Und doch haben die Tschechen und nur diese die Verwegenheit, wenn sie sich der deutschen Sprache bedienen, sich anders zu nennen, als wir dies tun!

Warum nennen sich die Tschechen nicht „Tschechen"? Aus staatsrechtlichen Gründen! Sie glauben, wenn sie sich Tschechen nennten, wäre das ein Zugeständnis an die Forderung der Deutschen in Böhmen nach der Zweiteilung Böhmens in ein „Deutschböhmen" und ein „Tschechisch-böhmen" (Tschechowien), gegen die sie wütend ankämpfen. Sie kennen nur „Böhmen", ob es sich nun um Deutsche oder Tschechen handelt, das Land wird nicht anders genannt, als das „Königreich" Böhmen und wenn dies in einem Satz hundertmal vorkommt, und der Ausdruck „die Unteilbarkeit des Königreiches Böhmen" gehört zu den bekanntesten Schlagworten der tschechischen Politik. Da die Tschechen immer noch auf die Herstellung eines Königreiches Böhmen, ja auf die Errichtung eines Königreiches „der Länder der böhmischen Krone" (es sind dies die Provinzen Böhmen, Mähren und Schlesien) hoffen, und da sie in ihrem tschechischen Idiom, das außer den Tschechen nur wenige Sterbliche auf Erden sprechen — das Idiom ist furchtbar hart und hat die Eigentümlichkeit, eine Unmenge Worte und Verbindungen ohne jeden Selbstlaut zu besitzen — nicht genügend Gelegenheit haben, ihren Sonderstandpunkt anzubringen, so trachten sie, diesem Sonderstandpunkt in der deutschen Sprache Ausdruck zu verleihen, wenn und indem sie vielfach deutsch schreiben. Und die Tschechen haben es auch dank der tschechenfreundlichen Regierungen in Österreich seit den neunziger Jahren zustande gebracht, daß sie amtlich in Österreich nicht „Tschechen", sondern „Böhmen" genannt werden und daß z. B. amtlich nicht „deutsche und tschechische", sondern „deutsche und böhmische" Drucksorten ausgegeben werden u. dergl. Manchmal allerdings schreiben auch die Tschechen für „cesky" „tschechisch", wenn ihnen daran gelegen ist, genau verstanden zu werden. Wenn z. B. irgendeine „Tschechische Gesellschaft für das und das", eine „Spolecnost ceska", sich mit etwas

rühmen zu können glaubt, dann wird das Wörtchen „tschechisch“ angewendet, während, wenn es sich um etwas für die Tschechen Unrühmliches handelt, das die Volkszugehörigkeit nicht zum Ausdruck bringende Wörtchen „böhmisch“ herhalten muß. Auch manche tschechische Männer, die wirkliche Wissenschaft zu pflegen sich bemühen, schreiben richtig tschechisch für das gebräuchliche „böhmisch“ ihrer Volksgenossen. So z. B. Prof. Masaryk, Prof. Smetanka u. a. Von Smetanka ist z. B. in der bekannten „Sammlung Göschen“ ein Bändchen „Tschechische Grammatik“ erschienen. Allerdings ist auch er nicht folgerichtig, indem er sich „Professor an der böhmischen Universität in Prag“ nennt, während er Professor an der tschechischen Universität ist, neben der es noch eine deutsche Universität in Prag gibt. Also auch bei solchen Männern nicht immer Folgerichtigkeit! Auch amtlich werden die Tschechen manchmal richtig bei ihrem Namen genannt z. B. unlängst, als man die Untreue der „tschechischen“ Truppen dementieren zu müssen für gut fand. Man konnte in diesem Falle unmöglich von der Untreue der „böhmischen“ Truppen schreiben, da ja gerade die deutschen Truppen aus Böhmen zu den besten Truppen aus Österreich überhaupt gehören.

Eine Sache, die klar wie Quellwasser ist, wird durch mannigfache Umstände getrübt und es kommen dann die größten Mißverständnisse und Unklarheiten und Zweideutigkeiten heraus. So liest man in Böhmen in amtlichen Schriftstücken von einer „deutschen kgl. böhmischen“ und einer „böhmischen kgl. böhmischen“ Anstalt, von einem „deutschen kgl. böhmischen“ und einem „böhmischen kgl. böhmischen“ Landesbeamten u. dgl. Wie gesagt, soweit die Tschechen deutsch schreiben und zu sprechen genötigt sind, gebrauchen sie für „Tschechen“ das Wort „die Böhmen“, für „tschechisch“ das Wort „böhmisch“. Das gleiche tut die amtliche Schreibung in Österreich. Aber auch die jüdische Presse nimmt es mit der Sache nicht sehr genau, auch wenn sie deutsch schreibt und für angeblich deutsche Belange eintritt. Im Leitaufsatz zieht sie womöglich gegen die Tschechen los und regt sich über deren Gebrauch „böhmisch“ für „tschechisch“ auf, im Anzeigenteil folgt eine Anzeige auf die andere, wo jemand gesucht wird, der der „deutschen und böhmischen Sprache“ mächtig ist u. dgl.

Besonders aber im Deutschen Reich herrscht über den Gebrauch der drei Wörtchen „deutschböhmisch“, „böhmisch“ und „tschechisch“ die größte Unklarheit leider zum Nachteil der Deutschen in Böhmen. Selbst in den größten Tageszeitungen des Deutschen Reiches findet man oft statt „tschechisch“ das Wort „böhmisch“, bei Langenscheidt und sonst erscheinen Lehr- und Wörterbücher der „böhmischen“ Sprache, die es gar nicht gibt usw. Selbst bei für deutsche Verhältnisse maßgebenden Stellen kann man in dieser Beziehung auf Unkenntnis stoßen. So schreibt z. B. die „Deutsche Wochenschrift“, das Blatt des Alldeutschen Verbandes

in der Folge 31 vom 29. Juli 1916 auf Seite 300 in einem Aufsatze „Deutschösterreich" (unterzeichnet „v. B".) u. a. folgendes: „Böhmen mit seinen 6 1/2 Millionen deutschböhmischen Bewohnern ist ja ein europäisches Verwaltungsungeheuer usw." Die Bewohner Böhmens sind nicht lauter Deutschböhmen. Deutschböhmische Bewohner gibt es nur etwa ein Drittel in Böhmen. Wenn man auf die Schreibweise etwas geben wollte, so könnte man vielleicht noch schreiben „deutsch-böhmische" Bewohner, obgleich auch dies falsch ist, da es richtig „deutsch-tschechische" Bewohner heißen soll. Beim Sprechen käme übrigens jener Gedankenstrich zwischen deutsch und böhmisch in dem Ausdruck „deutsch-böhmisch" gar nicht zur Geltung. Die Schreibweise „deutsch-böhmisch" findet sich tatsächlich im „Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache zbd. der Fremdwörter. Neueste Auflage" auf Seite (römisch) 23 in dem Abschnitte „Eigenschaftswörter" unter B wie folgt anempfohlen: „Bezeichnet das erste Wort den Begriff des zweiten näher, liegt also eine Verbindung von Umstandswort und Eigenschaftswort vor, so wird meist einfach geschrieben: z. B. dunkelblau .... deutschböhmisch (die Deutschen in Böhmen betreffend), aber: deutsch-böhmisch (die Deutschen und die Böhmen betreffend)"! Also auch hier statt „tschechisch" das Wort „böhmisch", statt „Tschechen" das Wort „Böhmen"! Wenn man also im Blatte des Alldeutschen Verbandes und bei „dem" Rechtschreibewörterbuch der deutschen Sprache solche Unkenntnis findet, kann man sich nicht wundern, wenn die andern Deutschen in Wort und Schrift in dem Gebrauche der Worte „deutschböhmisch", „böhmisch", „tschechisch" usw. die größte Unwissenheit an den Tag legen. So heißt es z. B. in den „Mitteilungen des Deutschen Monistenbundes" in Folge 3 vom 1. August 1916 in dem Aufsatze: „Aus Österreich. Ein Testament" wie folgt: „Der am 11. April 1913 verstorbene böhmische Fabriksdirektor Gustav Lustig hinterließ ein Testament usw." Man weiß aus dieser falschen Ausdrucksweise nicht, war der Direktor ein Deutscher, ein Tscheche oder gar ein Jude. Man erfährt nur, daß es ein Direktor aus Böhmen war, womit wenig und wenigen gedient ist.

Eben jetzt wieder haben einige Tschechen, an deren Spitze ein Dr. Tovolka steht, der nur durch die Herausgabe der Briefe des verstorbenen tschechischen Ministers Kaizl, die den Tschechen selbst furchtbar unangenehm war und daher viel Staub aufwirbelte, bekannt ist, in deutscher Sprache ein Werk unter dem Titel „Das böhmische Volk" herausgegeben. Nicht um die Deutschen und Tschechen in Böhmen handelt es sich in diesem Buche, sondern bloß um die Tschechen, die aber hier wie gewöhnlich wieder das „böhmische" Volk genannt werden, als wenn es in Böhmen nicht auch noch Deutsche gäb. Das Werk verfolgt einen bestimmten Zweck, über den zu schreiben leider noch nicht möglich ist. Da es 30 K. kostet, ist wohl auch an einen Massenabsatz nicht gedacht, man wird es

vielmehr meiner Meinung nach an verschiedene Personen, Zeitungen, Zeitschriften und Stellen verschenken, die die Verhältnisse in Böhmen nicht gut kennen, zu denen jedoch jetzt während des Krieges manches gedrungen ist und hier möchte das Buch „aufklärend" wirken. Man erhofft von der Unkenntnis der Beteilten, daß sie dann schon das ihre zur Trübung und Verwischung der Sachen, um die es sich handelt, beitragen werden. Achtung also: deutsche Ämter, deutsche Stellen, deutsche Zeitungen, deutsche Zeitschriften, deutsche Professoren, deutsche Gelehrte und deutsche Künstler! Alle, die ihr das Werk erhalten oder zu Gesicht bekommen solltet, es ist ein „trojanisches Pferd", ein „Danaergeschenk", wendet euch um Auskunft an die deutschböhmische Presse, an den Deutschen Volksrat für Böhmen oder an den Bund der Deutschen in Böhmen u. dgl.!

Die gesamte deutsche Presse und alle Deutschen, denen etwas an klaren und eindeutigen Begriffen liegt, würden sich ein großes Verdienst erwerben, nie „böhmisch" für „tschechisch", „die Böhmen" für „die Tschechen" zu schreiben, stets genau auf den Unterschied zwischen „deutschböhmisch", „böhmisch", „tschechisch" u. dgl. zu achten und auf deren Unterschied gelegentlich aufmerksam zu machen zu Nutz und Frommen der Wahrheit und Gerechtigkeit und des deutschen Volkes in Böhmen.

Volksausschuß für rasche Niederkämpfung Englands.

Aufruf.

Die militärische und wirtschaftliche Einkreisung unseres Volkes wird stärker und stärker. Immer neue Staaten gehen offen zu unseren Feinden über. Italien, Portugal und Rumänien haben den Schritt bereits vollzogen; mit dem Eintritt anderer Staaten muß man rechnen. Aber auch diejenigen Neutralen, die sich militärischer Feindseligkeiten gegen uns enthalten, werden durch schwarze Listen, Nahrungsmittel- und Rohstoff-Unterbindung immer mehr zu wirtschaftlichen Feindseligkeiten gegen uns gezwungen. **So ist der Friede ferner denn je.**

Und warum?

Warum kommen wir trotz des aufopfernden Heldenmutes unserer Truppen und trotz gewaltiger Siege in Ost, Süd und West nicht zum Abschluß dieses Völkermordens? **Weil Englands Kraft noch ungebrochen ist.** England mit seinem Verbündeten Japan und seinem Helfer Amerika rüstet stets neue russische Riesenheere aus. England deckt mit seiner Aushebung die französischen Menschenverluste, schafft mit seiner Industrie und der seiner Hintermänner immer wieder ungeheures Kriegsmaterial. England ist es, das stets neue Völker gegen uns hetzt.

Aber England wird doch über kurz oder lang kriegsmüde werden?

Nein, denn England ist unser bei weitem zähester Gegner! Es hat bisher alle seine Drohungen verwirklicht. Es hat durch die allgemeine Wehrpflicht eine Millionenarmee geschaffen. Es hat den Arbeitszwang für Herstellung des Kriegsmaterials durchgeführt. Es hat uns die See gesperrt und die Neutralen in seine Dienste gezwungen. Es hat uns fast alle unsere Kolonien abgenommen. Es hat mit seinem Gelde durch die amerikanische und japanische Industrie die unerschöpflichen Menschenmassen Rußlands im Jahre 1916

vieder zu Riesenheeren geformt, die besser ausgerüstet und stärker sind, als je zuvor. England wird dank der Mithülfe Amerikas alles das solange fortzusetzen suchen, bis wir rschöpft sind. Es ist bis zum äußersten entschlossen, uns zu vernichten, und wird alles aran setzen, diese Absicht zu verwirklichen. Eine Verständigung mit einem unbesiegten England zu erhoffen, ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. Nach seiner bewährten Methode gegen Frankreich im Jahre 1807 bereitet England heute schon den Wirtschafts-rieg vor, um nach Friedensschluß jede Möglichkeit neuer wirtschaftlicher Entfaltung eutschlands von vornherein im Keime zu ersticken.

Und Englands Bundesgenossen?

England wird alle seine Bundesgenossen wie bisher so auch in Zukunft von Sonder-rieden abzuhalten wissen; denn sie geraten immer mehr in ein Hörigkeitsverhältnis zu England und werden den Kampf nicht früher aufgeben, als England es ihnen erlaubt. **Ist England niedergerungen, so ist auch ihre Kraft dahin.**

Was ist dabei zu tun?

Auf diese Frage gibt es nur eine einzige Antwort: Nieder mit England! Die Ge-schichte der letzten drei Jahrhunderte beweist, **daß England nur zur See bezwungen werden kann.** England ist nicht nur unser gefährlichster, sondern auch unser verwund-barster Feind, weil das Inselland mit seiner Schiffahrt lebt und stirbt. Kann diese den Bedürfnissen Englands nicht mehr genügen, so ist es verloren. **Dann kann ihm auch keine Unterstützung Amerikas mehr helfen, weil dieses nur auf dem Seewege möglich ist.**

Können wir England zur See bezwingen?

Ja! Die bisherigen Taten und Erfahrungen unserer gesamten Marine geben dafür eine sichere Gewähr.

Wird dieser Sieg nicht große Opfer kosten?

Nein. Der Seekrieg fordert unvergleichlich geringere Menschenopfer als der fort-dauernde Landkrieg, wie auch die Seeschlacht am Skagerrak beweist.

Wird nicht so der Krieg verlängert?

Im Gegenteil! Die einzige Möglichkeit, zu einem raschen, siegreichen Ende zu kommen, ist die schärfste Kriegführung zur See und in der Luft gegen den Völkerverhetzer England, der den Krieg angestiftet hat und immer weiter schürt. Nur so besteht Aussicht, die Neutralen abzuhalten, daß sie aus Neigung oder gezwungen sich Englands Fahnen anschließen. Wird aber England nicht im Herzen seiner Machtstellung angegriffen, so treiben wir selbst mit der Länge der Zeit die Neutralen in Englands Arme. **England hat die Zeit für sich.**

Darum gilt es heute, alle Kräfte unseres Volkes zusammenzufassen zu dem einen Ziele: Rasche, rücksichtslose Niederkämpfung Englands!

Nicht innerpolitische Absichten, Kriegsziele oder Sonderinteressen sind es, die uns Männer aller Richtungen zusammengeführt haben. Was wir wollen, ist lediglich dieses:

1. Wir wollen unser Volk aufklären über die Gefahr, die ihm von einem unbesiegten England droht, damit sein Wille zum Durchhalten und Siegen sich stähle.
2. Wir wollen heute schon alle seine Kräfte und Mittel mobil machen zur Abwehr des uns wirtschaftlich erdrosselnden Krieges nach dem Kriege.

Wer uns bei diesem Werke helfen will, verlange aufklärende Schriften.

Volksausschuß für rasche Niederkämpfung Englands,
München, Schwanthaler Straße 11.

Landtagsabgeordneter Beckh. Dr. Oskar Blank. Reichsrat Buhl. Landtagsabgeordneter Dr. Einhauser. Landtagsabgeordneter Erbelding. Geheimer Kommerzienrat Fromm. Ge-schäftsstellenleiter Frühauf. Reichs- und Landtagsabgeordneter Gebhardt. Assessor Dr. Gerlich. Geheimer Rat Prof. Dr. von Gruber. Landtagsabgeordneter Hübsch. Geh. Hofrat Prof. Dr. Kraepelin. Verlagsbuchhändler Lehmann. Landtagsabgeordneter Löweneck. Prinz Friedrich Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Dr. Müller-Jürgens. Dr. Karl Alexander

von Müller. Reichstagsabgeordneter Dr. Pfleger. Dr. Plötz. Reichsrat Graf Preysing. Justizrat Putz. Hofrat Dr. Rehm. Oberlandesgerichtsrat Rohrer. Landtagsabgeordneter Scharnagl. Landtagsabgeordneter Dr. Schlittenbauer. Kommerzienrat Seitz. Oberinspektor Stindt. Reichstagsabgeordneter Weilnböck.

„Schutzbund fürs deutsche Weib."

Grundzüge der Schutzbundarbeit.

„In einem hochstehenden Volke müssen die Besten Zeugung und Befruchtung als die wichtigste Angelegenheit einer Nation, die auf Tüchtigkeit Anspruch erhebt, ansehen."
Dr. med. Kruschewsky †, Zur Syphilisfrage.

„Ein Volk kann keine höhere Kulturstufe erringen, als die, auf der sich die Frau befindet."
Amman, Vorgeburtliche Erziehung.

In Deutschland ließen sich seit 1900 jährlich 500 000 Geburtenverhütungen mehr als früher feststellen. Die Zahl der Ehescheidungen, deren rechtliche Grundlage mit wenig Ausnahmen der Ehebruch ist, stieg in Preußen während der letzten 15 Jahre vor dem Kriege um 50 v. H. Das Heer der Geschlechtskranken wächst ungeheuer. Die Welt wird uns in Zukunft mit mehr Recht das Volk der Säufer und Huren als das der Dichter und Denker nennen.

Die Gefahr ist bereits so groß, daß eine Rettung der Verseuchten den raschen Schritt des Verfalls nicht mehr aufhalten kann. Nur das bewußte Zusammengehen aller sittlich Gesunden kann unser Volk noch erlösen. Selbst nach Reinheit, Kraft und Schönheit streben und allen andern, die dasselbe wollen, helfend beizustehen, das ist das Gelöbnis, das die Mitglieder des Schutzbundes eint. Jeder und jede einzelne beginne bei sich mit der völkischen Gesundung, dann mögen sie im eigenen Heim ihr hohes Ziel verwirklichen. So wird — vom Hause ausgehend — eine Reinigung des gesellschaftlichen Lebens durch die Maßnahmen des Schutzbundes erhofft werden können.

Der Jüngling bewahre seine geschlechtliche Kraft bis zum Eintritt in die Ehe unversehrt und unvergeudet und mache sie der Entwicklung und Schönheit seines Körpers und Geistes dienstbar. In jeder Frau achte er das Ebenbild seiner Mutter, in jedem Mädchen das seiner Schwester. Die Jungfrau stimme ihre Seele auf Mutterschaft und erziehe ihren Körper zur Erfüllung ihres edlen, im wahren Sinne göttlichen Berufes.

Mann und Weib verbinden sich mit dem Bewußtsein, daß der Geist, der sie beseelt, sich auf das Kind überträgt, und mit dem heiligen Willen zur Fortpflanzung in aufsteigendem Leben, d. h. mit der Überzeugung, daß sie ihre besten Eigenschaften den Nachkommen vererben können. Die Mutter bedenke, daß ihr seelisches Leben, während sie ihr Kleinod unter dem Herzen trägt, schicksalbedeutend für das Kind ist. Das vergesse auch nie der Mann. Die Erziehung der Kinder bleibe der Mutter erste und höchste Pflicht. Sie leite auch die geschlechtliche Aufklärung ihrer Söhne und Töchter, ohne sich der Ammenmärchen zu bedienen, denn früher oder später wird beim gewaltsamen Zerreißen des Schleiers das Geheimnis stets entweiht. In wissender Ehrfurcht vor den Wundern des Lebens sollen die Kinder in unsern Häusern aufwachsen. Die Mutter sei die Herdpriesterin und die ganze Ehe ein einziger Gottesdienst.

Das Elternpaar betrachte sich als Glied zwischen Ahnen und Enkeln, als Zweig am Stammbaum seines Geschlechts, das Sippenbewußtsein muß aber mit dem Schollengefühl verbunden sein, wenn es stark und dauerhaft bleiben soll. Darum sei die Mutter auch Hüterin des ererbten Besitzes.

Die schlimmste Gefahr droht dem deutschen Hause von dem gesellschaftlichen Leben der Gegenwart, das auf Sinnenkitzel und Scheingröße berechnet ist. Das Haus ist aber die verbindende Achse zwischen Volk und Staat. Diese beiden Gebilde laufen wie zwei Räder nebeneinander her und sind die Träger der Entwicklung der Gesittung. Wenn die

[Ach]se morsch wird und bricht, ist kein weiterer Fortschritt möglich. Kulturen mit entweihten [E]hen tragen daher schon den Leichengeruch der Verwesung an sich. Deshalb will der [S]chutzbund die Grundlage zu einer neuen gesellschaftlichen Gesittung schaffen, die auf [g]esunder Häuslichkeit ruht und auf den Dreiklang Reinheit, Kraft und Schönheit abgestimmt [is]t. In den künftigen Schutzbundgemeinden soll die Wahrheit freies Geleite haben, der [M]ensch zum Menschen sprechen und das Äußere stets als Spiegel des Innern betrachtet [w]erden. Den ehelichen Müttern aller Stände will der Schutzbund die erste Stelle in der [G]esellschaft eingeräumt und den Weibschänder in allen Ständen dem Betrüger, Dieb, [M]örder und Säufer gleichgeachtet wissen. Der Zotenreißer — auch der mit dem Deck[m]antel fauler Kunst — darf nicht länger die Rolle des verhätschelten Lieblings spielen. [D]afür soll das Gesellschaftsleben reichlicher als bisher aus den reinen Quellen edler Kunst [F]reude schöpfen.

In welcher Form will der Schutzbund arbeiten? Er unterscheidet sich von anderen [V]ereinen dadurch, daß er bestrebt ist, unnötig zu werden. Wie heute die nichteingetragenen [M]itglieder des Bundes zur Vernichtung des deutschen Weibes ohne Vorstand und Satzungen [i]hren Zweck verteufelt gründlich erreichen, so will einst der Schutzbund seine vereinsmäßige Form abstreifen und die Vollendung seiner Aufgabe der durch ihn neu gebildeten Gesell[s]chaft überlassen können. Der Schutzbund ist nur ein Gerüst, das abgebrochen wird, sobald [d]er Dombau vollendet ist. Die Steine, womit er errichtet wird, sind die Ehen.

In jedem Gau, in jedem Ort, wo deutsche Muttersprache klingt, sollen deutsche Häuser wie Felsen im Meere der unreinen Flut standhalten und solchen Einsamen, die [v]or dem Schmutz Rettung suchen, zu Feierstunden die Tore öffnen. Gemeinsam sollen sie dann um ihr Eiland einen Damm bauen und ihn im steten Kampf mit der Brandung immer weiter hinaus verlegen, soweit, bis sie Nachbarn die Hand zur Treuschaft reichen können.

Der Schutzbund will also die Geselligkeit aus den heutigen Vergnügungsstätten ins Haus verlegen. Wir möchten glauben, daß in jedem Orte wenigstens noch ein Haus vorhanden ist, daß dem Schutzbundgedanken eine Heimstätte gründen wird. Der bildende Einfluß auf das gesellschaftliche Leben geht also von diesen Heimstätten aus, der Bund ist nur geschäftlicher Bote. Die Hausgemeinden stellen sich selbst ihre Aufgaben, zu denen während und nach dem Kriege auch die Hülfe für ehrbare Mütter bei der Erziehung erblich nicht belasteter Kinder gehören wird. Durch die Übernahme dieser Ehrenpflicht danken wir den gefallenen Vätern.

Die rein geschäftlichen Angelegenheiten regeln die Satzungen. Hier sei nur erwähnt, daß der Einzelne persönlich Mitglied des Schutzbundes ist und sich als solches anmeldet. Der Älteste einer Gemeinde liefert nur aus Sparsamkeitsgründen die Jahresbeiträge (1 Mark) gesammelt an die Bundeskasse ab und berichtet jährlich über Erfahrungen und Vorschläge an den Bundesvorstand, der zahlenmäßige Angaben sammelt und sie zur Erreichung gesetzlicher Maßnahmen verwendet. Dem Bundesbücherwart liegt das Sammeln aller in Frage kommenden Bücher, Vorträge, Aufsätze, Zeitungsausschnitte und dergleichen ob, wobei er von allen Mitgliedern unterstützt wird.

Der Schutzbund wird in Veröffentlichungen die Zeitungs-, Zeitschriften- und Buchverlage und die Bühnen, die auf Vergiftung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zueinander hinwirken, kennzeichnen und alle die Kräfte, die sich der Gesundung unserer Ehezustände widmen, allenthalben fördern. Die Bundesmitteilungen erscheinen vorläufig in zwangloser Folge unter dem Namen „Deutsche Minne".

In den nächsten Veröffentlichungen sollen von Künstlern, Gelehrten, Geistlichen, Volkswirtschaftlern und Staatsmännern einzelne Gedanken der Schutzbundarbeit eingehend erörtert werden. Da der Bund kaum den geringen Jahresbeitrag für seine Ausgaben benötigen wird, so kann der Überschuß vielleicht als Anerkennungspreise für Schöpfer edler Kunstwerke oder Verfasser einschlägiger wissenschaftlicher Arbeiten Verwendung finden.

Der Bund wird jederzeit geschlossen für seine Mitglieder eintreten, wenn sie ungerechterweise von der heutigen Gesellschaft oder anderen Mächten verfolgt werden.

Körperschaften können nicht als Mitglieder, sondern nur als Förderer ohne Beitragsleistung aufgenommen werden. Später soll ein Verzeichnis der den Schutzbund fördernden Vereine erscheinen.

Einzelne haben gefragt, warum wir einen Schutzbund fürs deutsche Weib und nicht für das Weib gegründet haben. Die Gefahr des Verfalls besteht zunächst für unser Volk. Bei den Nachbarn ist die Entartung entweder schon hoffnungslos vollzogene Tatsache oder kaum im Entstehen begriffen. Was auf weltgesellschaftlichem Wege an den trüben Zuständen gebessert werden kann, versucht bereits die „Internationale Gesellschaft für Rassenhygiene". Wir denken mit Schiller:

„Steh zu deinem Volk!"
Es ist dein angebor'ner Platz."

Weil wir des Glaubens sind, daß die deutsche Mutter der Welt noch viel zu schenken hat, so halten wir dafür, daß die deutsche Sittlichkeit in ihrer Eigenart rein und unverfälscht erhalten bleiben muß.

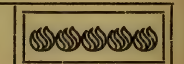
Der Schutzbund fürs deutsche Weib.

Im Felde, Ostern 1916. J. A.: Kurt Riedel.

Wer Flugblätter oder Satzungen des Schutzbundes an Freunde versenden will, fordere Drucksachen in beliebiger Anzahl an bei der Anmeldestelle: Fräulein Helene Loeblich-Glaeß, Plauen i. V., Breitestraße 22.

Jahresbeitrag der Mitglieder: Eine Mark oder mehr nach Selbsteinschätzung.

Berichte und Notizen.



Zum Preisausschreiben des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler (Kulturbund). Durch die Presse geht die Nachricht von einem Aufrufe an die reichsdeutschen Künstler zu einem Wettkampfe über kleinere Kriegs- und Kriegerdenkmäler. „Dem großen Kriege sowohl", heißt es in der Einleitung, „wie seinen Toten werden berechtigterweise voraussichtlich zahlreiche Denkmäler erstehen. Der Bund deutscher Gelehrter und Künstler (Kulturbund) will für seinen Teil versuchen, mit dazu beizutragen, daß diese Werke, die das Bild unserer öffentlichen Kunstpflege wesentlich beeinflussen, in einem künstlerischen Sinne geschaffen werden, der sie würdig erscheinen läßt, als sichtbarer Ausdruck für die Taten unseres Volkes zu gelten". .... Zweifellos sehr schön gedacht und vielversprechend, besonders wenn man vernimmt, was für bewährte Männer dem Preisgerichte angehören: Architekten: Behrens, Billing, Blunck, Poelzig, Feech; Bildhauer: Hahn, Hosaeus, Manzel, Schaper, Tuaillon; Maler: Huber-Feldkirch, Kutschmann; Kunstgelehrte: Amersdorffer, Graul und — — ja und Meier-Graefe!

60 pCt. sind aus Berlin oder sie wohnen wenigstens da. Aber von dieser vielleicht unvermeidbar gewesenen Bevorzung der Berliner Künstler will ich ganz absehen. Ich möchte nur den Beteiligten und den Fernerstehenden die Frage vorlegen, ob sie gar nicht wissen, wie sehr dem Ziele: Pflege guter deutscher Grabmalkunst entgegengearbeitet zu werden droht, wenn der Kunstschriftsteller Meier-Graefe zu Worte kommt und Gehör findet. Oder glaubt jemand, daß ein Kunstgelehrter, der in seinem Buche „Der Fall Böcklin" schreibt, dieser Maler sei „der gesteigerte Ausdruck einer kulturfeindlichen Macht, gegen die wir ankämpfen müssen" — daß ein solcher Mann geeignet ist, in einer wichtigen deutschen Kunstangelegenheit mitzusprechen? Einer, der behauptet hat: „die Kunst im deutschen Volke ist seit Böcklin verduftet .... ohne den Alkoholdunst deutscher Kommersstimmung ist Böcklin überhaupt undenkbar. .... Böcklin hat das Gift in sich, das zum

Verfalle drängt .... sie alle, Böcklin, Klinger, Thoma u. s. w. mit ihrem billigen barbarischen „Antropomorphismus" zeigen an, daß der „Fall Böcklin" der Fall Deutschlands ist. Was diesen Männern völlig fehlt, es heißt „Kultur", Kultur fehlt auch den Deutschen" — ein solcher Schwätzer und Verleumder soll über deutsche Kunst Richter sein, ein Urteil aus seinem Munde soll ins Gewicht fallen können? Einer, der das Herunterreißen deutscher Kunst sich zur Aufgabe gemacht hat — „Menzel hat nur vegetiert" — soll ihr Hüter sein! Man höre bloß und staune: „Es ist bewunderungswert, was Seurat mit seinen Mitteln erzeugt hat. Seine überraschendsten Wirkungen sind seine schwarzen Zeichnungen, in denen er auf die Farbe verzichtet. Ein Farbenreichtum steckt in dieser Einfarbigkeit, die an Hexerei grenzt. Solche Bilder sind wahre Erholungsstätten für das Auge und den Geist!" — — „Signac hat Bilder geschaffen, die schlechterdings das Vollendetste bieten, was die Malerei geschaffen hat. In seinen Werken ist die Entmaterialisierung des Gegenständlichen von schlechterdings bezaubernder Wirkung." — „Der französische Neoimpressionismus stellt den Gipfel aller Bestrebungen dar. Er hat nicht nur die beste Technik für die Malerei überhaupt gefunden, sondern uns auch die besten Bilder für unsere Wände gegeben. Sicher gibt es keine edlere, höhere und natürlichere Konvention, als die Lehre Seurat's; es ist die edelste, die überhaupt gedacht werden kann, sie ist schöner, größer und göttlicher selbst, als die kirchliche Tradition, denn in ihr spiegelt sich unser Kampf gegen die Finsternis, die unerschütterliche, höchste Macht des reinsten Wissens."

Einen solchen Wortemacher wählt der Kulturbund in ein Preisgericht über deutsche Kriegs- und Kriegerdenkmäler! O du jammervolle Komödie menschlicher Narrheit! — Wo bist du, deutscher Stolz? — Arme deutsche Kunst! — Bald, bald wird auch dir geholfen. Laß uns nur erst wieder zu Hause sein! Wir schätzten deine Heiligtümer gegen die Flut der Kriegsfeinde, wir befreien dich auch noch aus den Klauen mörderischer Landesseuchen. — Wir waren nicht umsonst im Kriege, selbst wenn wir als Geschlagene wiedergekommen wären. Wieviel mehr aber trägt der Sieger in die Heimat! Baue auf uns, deutsche Kunst! Mit den Getreuen daheim, die noch zagend und zerstreut stehen, wollen wir dir eine neue herrliche Stätte errichten, einen Tempel, aus dem dich kein Händlergeist je mehr wieder soll vertreiben können!

Dr. Robert Volz.

Menzel, die deutschen Kunstschriftsteller und Frankreich. Anläßlich des hundertsten Geburtstages Menzels nannte in der Frankfurter Zeitung ein gewisser Julius Elias dessen Lebenswerk eine „Tragikomödie".

Nach dem Urteil Meier-Graefes hat der Künstler Menzel „nur vegetiert", war er, wie Arnold Böcklin, eine Gefahr für die künstlerische Kultur unseres Vaterlandes, die er mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit zu bekämpfen sich gelobte.

In dem Artikel: „Adolf Menzel. Zum 100. Geburtstage des Künstlers" bemüht sich Julius Elias in erster Reihe darum, dem deutschen Volke den Star zu stechen, damit es im Sinne Meier-Graefes sehen lerne, welch einen Popanz es bislang eigentlich in „seinem Menzel" verehrt habe. Elias schreibt: „Mit seiner bourgeoisen Begebenheitssuche und Illustrationswut, seiner literarischen Anpassungsfähigkeit kam er den Leuten stark entgegen. Er war ihr Stolz und ihre Augenweide. Dies Gefühl steigerte sich nach seinem Tode noch mehr, als der wetterwendische Groll des kleinen unwirschen Dämons nicht mehr zu fürchten war." Menzels Talent ist „wohl bunt und schillernd, aber es hat nicht die Stärke, ins Wesen der Erscheinung zu dringen: „sein ganzer Geist bleibt eine Hieroglyphe".

Endlich wird Deutschland von dem Gehirndruck dieses „unwirschen Dämons" befreit. — Und wodurch? Nach Elias „durch das Dasein zweier unerschrockener

Bücher aus der mutigen Feder Tschudis und Meier-Graefes, die endlich Bresche legten in die Verehrung für Menzels Kunst.

Die beiden Bücher sind seiner Meinung nach „zwei prachtvolle, wenn auch in Kampfesart und Kampfesgrad ungleiche Schriften".

Außer in der Herabwertung Menzels zur „Feier seines 100. Geburtstages" beweist Elias seine Begabung darin, daß er seine Parteigenossen rühmt, die mit ihm bemüht sind, Deutschland von der Bewunderung für diesen „unwirschen Dämon" der Kunst gründlich zu befreien. Nachdem die „befreiende Tat Tschudis und Meier-Graefes" glühende Würdigung gefunden, zieht er auch Karl Scheffler als Kronzeugen für seine abfällige Meinung über Menzel heran. Das Urteil Schefflers ist ihm besonders wichtig, weil Scheffler nach seiner Meinung ein Mann ist, der „von nationalistischen Wallungen unberührt dasteht, denen schwächere Köpfe in diesen verwirrten Tagen so leicht nachgeben".

In diesen verwirrten Tagen? Hm! Wie sagt Schiller doch noch?

> „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Etwas seltsam allerdings berührt das Lob, das Elias dem Schefflerschen Menzelbuch mit den Worten auszustellen glaubt: „Im organisatorischen Gefüge und Wurf dieses Buches spürt man auch die ordnende Hand Bruno Cassierers, dessen ungewöhnlicher Kunstverstand so gern hinter den Kulissen wirkt."

Ist das nicht ein höchst bezeichnendes Beispiel, wie zielbewußt die Anhänger der Gruppe Liebermann-Cassierer gegenseitig Reklame für einander machen?

Ganz freilich ist Elias auch nicht von Schefflers Buch befriedigt, denn zum Schluß kommt bei „dem objektiven Versuch, dem unheimlichen Problem" Adolf Menzel näher zu kommen, auch bei Scheffler doch noch eine Art Ideal-Menzel heraus. Nennt Scheffler das Leben Menzels eine Tragödie, für Elias bleibt es dennoch eine „Tragikomödie".

Mit diesem anmaßlichen Urteil schließt Elias seinen Aufsatz zur Erinnerung an einen der größten deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts.

Es wird natürlich nach dem Beispiel Tschudis auch von Elias gnädigst anerkannt, daß der junge Menzel hin und wieder einen „Glücksfund" hatte. Doch verdankte er diesen dem Engländer Constable.

Der Zeichner Menzel ist für Elias selbstverständlich nicht denkbar ohne den Einfluß, den der „große französische Sittenmaler Daumier" auf ihn hatte.

Trotz dieser Ansicht des Herrn Elias wird aber doch die Wahrheit bestehen bleiben, daß „Menzel die drei größten französischen Zeichner des 19. Jahrhunderts in eine Hand nimmt".

Als Gegenbeispiel für die Aburteilung durch den selbstgewissen Herrn Julius Elias, der doch wohl ein Deutscher ist?, sei hier die Meinung eines französischen Kritikers über Menzel wiedergegeben.

Im Jahre 1884 erschien als Prachtwerk eine französische Ausgabe des „Zerbrochenen Kruges". Nach der Übersetzung des Oberamtsrichters Oscar Graß, Mannheim, wird im Vorwort folgendes über Menzel vorgetragen:

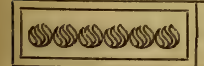
„Adolf Menzel ist tatsächlich einer der größten Künstler unseres Zeitalters. Niemand hat so wie er das Äußere und Innere der menschlichen Hülle studiert. Niemals schöpfte der Künstler aus einer anderen Quelle, als der Natur. Ihr verdankt er das eindringliche Leben, das — sozusagen das Musterzeichen aller seiner Werke ist, sei es des mächtigsten Gemäldes, z. B. des berühmten „Eisenwalzwerkes", sei es der kleinsten illustrativen Zeichnung. Alles lebt bei Menzel ein individuelles Leben unter den Hüllen der gerade ihnen eigenen Leidenschaften. Darin liegt das Geheimnis der Beredsamkeit, mit der alle seine Werke zu unserem Geiste sprechen, nachdem sie unser Auge entzückt haben. Darin liegt aber auch gleichzeitig der Beweis für das Außerordentliche des Malers."

„Die wunderbaren Illustrationen sind — ich gestehe es — der wahre Grund für die französische Ausgabe des „Zerbrochenen Kruges".

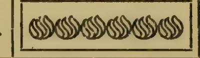
„Wenn sie das Publikum studiert hat, wie sie es verdienen, wird es in Übereinstimmung mit dem größten Teil der Künstler und Kunstkritiker Menzel als den ersten Illustrator der Welt erklären. Diese Bezeichnung haben ihm unter andern Blättern die „Gazette des Beaux-Arts" und erst kürzlich die „Times" zuerkannt."

So urteilt ein Franzose über Menzel. Schon in meinem „Kunstapostel" habe ich darauf hingewiesen, wie warmherzig der Franzose Mauclair über unsern Böcklin urteilt. Wahrlich, es scheint, daß wir vom Auslande einen klareren, liebevolleren und gerechteren Bescheid über unsere großen Künstler erhalten, als von den Beherrschern der bei uns betriebenen Feuilleton-Kunstwissenschaft. — August Piening.

Ein Urmenschen-Fund in Spanien. Ein prähistorischer Fund von Aufsehen erregender Bedeutung, der bereits im April 1887 bei der spanischen Stadt Banolas in der Provinz Gerona gemacht wurde, von dem aber bisher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen war, wird von Dr. Adolf Heilborn in einem Aufsatz der „Umschau" bekannt gemacht. Don Lorenzo Roura entdeckte in einem ihm gehörigen Steinbruch im Norden der Stadt Banolas, in einer Tiefe von 4—5 Meter in harten Travertien eingebettet, den Unterkiefer eines prähistorischen Menschen, der der Neandertalrasse zuzurechnen ist. Glücklicherweise löste er den Kiefer nicht aus der steinernen Umhüllung, sondern übergab ihn, so wie er ihn gefunden, dem Apotheker Alsius, der ihn mit großer Sorgfalt aus dem Stein herauspräparierte und in seiner Sammlung aufstellte. Die Öffentlichkeit erfuhr nichts von dem hochbedeutsamen Funde, bis nach dem jüngst erfolgten Tod des Besitzers eine nähere Untersuchung möglich wurde. Zwei spanische Gelehrte, der Madrider Hernandes-Pacheco und der Abbé Hugues Obermaier haben nun eine Abhandlung über die „Mandibula Neandertaloide de Banolas" erscheinen lassen, auf deren Angaben sich unsere bisherige Kunde von dieser vorgeschichtlichen Entdeckung beschränkt. Da das völlig versteinerte Fossil aus dem Stein nicht ganz herausgelöst werden konnte, lassen sich die Innenflächen nicht untersuchen. Der Alveolarteil des Unterkiefers aber liegt mit 16 guterhaltenen Zähnen völlig frei, die rechte Kieferhälfte ist bis auf den fehlenden Gelenkfortsatz vollständig; die linke Hälfte, die bei der Entdeckung in sieben Stücke gesprungen war, ließ sich gut wieder zusammensetzen; jedoch ist der linke Unterkieferast nicht in so vortrefflichem Zustand wie der rechte. In ihrer Form erinnern die Verhältnisse des spanischen Fundes an den Unterkiefer des prähistorischen Menschen, der bei La Chapelle aux Saints entdeckt wurde. Die Kieferäste sind verhältnismäßig niedrig und breit, der Kieferkörper niedrig und massig. Auffällig gering ist das Maß des Kinnwinkels, der auf 85 Grad angegeben wird, während der Kinnwinkel des Neandertalmenschen im Mittel 103 Grad mißt. Das Kinn dieses Urmenschen würde danach etwa dem eines Negers entsprechen. Da der Travertin von Banolas, in dem der Unterkiefer gefunden wurde, aus dem Diluvium stammt, so würde damit ein Anhaltspunkt für das Alter dieses Urmenschen gegeben sein. Alle diese Fragen aber harren noch weiterer Erforschung, die hoffentlich nach Kriegsende von hervorragenden Gelehrten vorgenommen werden und zur Klärung des wichtigen Fundes führen wird.



Bücherbesprechungen.



Oskar Hertwig, Das Werden der Organismen, eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie. — Jena, Gustav Fischer, 1916. — 710 S. gr. 8⁰. Preis geb. 20 Mk.

Wie vor einigen Jahren August Weismann in den „Vorträgen über Deszendenztheorie" das Ergebnis seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zusammengefaßt hat, tut es

Oskar Hertwig in dem vorliegenden Buche über „das Werden der Organismen". Das Buch ist offenbar im Gegensatz zu jenem entstanden und hat ausgesprochenermaßen als Hauptaufgabe die „Widerlegung von Darwins Zufallstheorie", deren letzter bedeutender Vertreter Weismann war. Obwohl der Verfasser damit über die eigentliche Facharbeit hinausgeht und sich dementsprechend an einen allgemeineren Leserkreis wendet, lehnt er doch für sich als Forscher jede Rücksicht auf Weltanschauungsfragen grundsätzlich ab. Das ist sein gutes Recht und zur Verständigung mit anderen Forschern auch sicher zweckmäßig. Aber, indem er mit Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl den Eckpfeiler der mechanistischen Auffassung des Lebens umreißt, schafft er der vitalistischen freie Bahn. —

Wie die Tatsachen der Entwickelung des Lebens auf eine solche hindrängen, habe ich bei der Besprechung der „Vorträge" Weismanns und im Nachruf an ihn (P. A. M., XIII. Jahrg.) zu zeigen versucht an verschiedenen Stellen seines abschließenden Werkes, die sich wie zur Begründung des Psycho-Vitalismus geschrieben lesen, während er doch im Banne des mechanischen Denkens, das seit Darwin die meisten Forscher befangen hielt, ein Vorkämpfer der mechanistischen Lebensauffassung war. Es wäre ihm unmöglich gewesen, im Alter noch von diesem Banne sich frei zu machen und die ganze bisherige Richtung seiner Forschung als verfehlt anzuerkennen, während Hertwig nach eigener Angabe in jüngeren Jahren diese Abwendung vollzogen hat.

Für uns, die wir dafür halten, daß die Wissenschaft und ganz besonders die biologische nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern ihrer Anwendung wegen als Hilfsmittel des Lebens nicht nur für den Einzelnen, sondern für das Volksganze, gewinnt das Buch damit eine besondere Bedeutung, die wir hier zu erörtern haben. — Da aber die Anwendung die Zuverlässigkeit der Ergebnisse voraussetzt, so ist jeder, der sich damit befaßt, genötigt, über diese durch gründliches Studium des Buches mit sich selber ins klare zu kommen. Die Entscheidung darüber, in diesem Falle also, wer recht hat, Weismann oder Hertwig, steht der Kritik nicht zu. Ihre Aufgabe kann nur sein, den Versuch des Ausgleichs, der Vermittelung zu machen, das heißt den Weg herauszufühlen, den über den einzelnen Forscher hinweg die Wissenschaft als Ganzes nimmt.

Unter den allgemeinen Erörterungen, die das Werk auf Grund namentlich der ausgedehnten eigenen wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers unternimmt, hebe ich zunächst als ein besonderes Verdienst Hertwigs die lichtvolle Darlegung des Artbegriffs hervor. H. sucht die Unterscheidung der Arten nicht in den Verschiedenheiten der ausgebildeten Pflanzen und Tiere, sondern in der Verschiedenheit des Formenkreises, den die Entwicklung vermöge der ererbten Anlagen der Zellen durchläuft oder durchlaufen kann. Er drückt dies durch den Begriff der „Artzelle" aus. Da aber die Zellen jedes Wesens für ihn überhaupt „Artzellen" sind, so würde ich es für zweckmäßig halten, statt von Artzelle von Zellenart zu reden. In den „reinen Linien" werden die Zellen dann natürlich „von reiner Art" sein, während man im übrigen nur von „gemischter Zellenart" reden kann. Nun werden aber von den durch die Art der Zellen gegebenen Anlagen in den einzelnen Geweben oder Organen der höheren Tiere und Pflanzen nur bestimmte ausgebildet; so müssen die übrigen hier entweder durch besondere Umstände der Epigenesis außer Wirksamkeit gesetzt werden oder aber verloren gegangen sein. H. entscheidet sich Weismann gegenüber, der eine Veränderung im ineren Aufbau des Plasmas der „Körperzellen" im Gegensatz zu den „Keimzellen" annahm, solange nicht der Nachweis einer solchen organischen Veränderung erbracht ist, für die erstere Möglichkeit. Nun könnte die Veränderung ja doch auch bloß in chemischen Abwandlungen, insbesondere der spezifischen Eiweißstoffe einer Art oder ihrer besonderen Reaktionsweise liegen, die ja für die Ausbildung nicht nur der ganzen Artform, sondern auch der ihrer einzelnen Organe maßgebend sind, ohne daß sie den inneren Aufbau des Zellplasmas geändert erscheinen ließen. Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß bei den höheren Pflanzen und Tieren nicht alle Zellen die Fähigkeit bewahren, den ganzen Körper oder einzelne Organe auszubilden. Wenn solche Neubildungen auch bei vielen höheren Pflanzen „an jeder

Körperstelle" entstehen können, so hängt das offenbar mit den besonderen Lebensumständen der Pflanzen, mit der Ermöglichung einer gewissen Ortsbewegung durch das Wachstum zusammen. Es sind aber immer nur bestimmte genetisch zusammenhängende „Zellbahnen", aus denen diese Neubildungen hervorgehen. Die Unterscheidung von Körperplasma und Keimplasma möchte ich also mit Weismann aufrecht erhalten, ohne auf seine Theorie vom Aufbau des Plasmas Wert zu legen.

Es ist klar, daß diese Anschauungsweise Hertwigs seine Auffassung des „biogenetischen Grundgesetzes" beeinflussen mußte. Diese läßt sich etwa so wiedergeben: Nicht die fertigen Lebensformen sind Umwandlungen ihrer Vorfahren, sondern der Entwicklungsgang eines Wesens ist hervorgegangen aus der Abänderung und weiteren Fortführung der Entwicklung seiner Vorfahren. Es ist deshalb nicht zuläßig, eine Stufe dieses Entwicklungsganges mit fertigen Zuständen zu vergleichen, auf denen diese Vorfahren stehen geblieben sind und diese den auf Grund heute lebender fertiger Formen unterschiedenen Klassen oder Ordnungen einzureihen. Aber Hertwig sagt doch sicher zu wenig, wenn er bei der als ein typisches Beispiel für das Gesetz erörterten Entstehung der Gehörknöchelchen der Säuger aus abgeänderten Visceralbögen nur auf das Wasserleben der Vorfahren schließen will. Wenn wir diese vielleicht auch nicht „Fische" im Sinne der heutigen Abgrenzung dieser Klasse nennen dürfen, so bleibt die Fischähnlichkeit doch sicher bestehen. H. läßt außer acht, daß es Formen gibt, die im Laufe der Erdgeschichte sich wenig verändern, während andere desselben Formenkreises Entwicklungsmöglichkeiten zeigten, die zur Aufstellung neuer Klassen nötigten. Die vor dem Erscheinen der höheren Wirbeltier-Klassen lebenden Wirbeltiere können also ohne Zwang als „Fische" bezeichnet werden. — Jedenfalls erkennt Hertwig den Grundgedanken des biogenetischen Grundgesetzes an, und wenn ich auch der Auffassung Hertwigs gegenüber Häckel zustimme, so möchte ich doch bei der Anerkennung, die er selber seinem früheren Lehrer Häckel in erfreulicher Weise bewahrt, trotzdem er in seiner wissenschaftlichen Gesamtentwicklung zu ganz anderen Ergebnissen gekommen ist, befürworten, die eingebürgerte Bezeichnung „Biogenetisches Grundgesetz" beizubehalten. Es bleibt ja jedem Biologen unbenommen, wenn es nicht aus dem Zusammenhange klar ist, ausdrücklich hervorzuheben, daß er das „biogenetische Grundgesetz" im Sinne Hertwigs versteht.

Der starke Widerstreit der biologischen Forschung in der Frage der „Vererbung erworbener Eigenschaften" kehrt auch im Gegensatz Hertwigs zu Weismann wieder. Der Widerstreit ist wesentlich verschärft durch den verschieden gefaßten Begriff „Erworbene Eigenschaften". Nach H.'s Auffassung von der „Artzelle" kann eine neu auftretende „Mutation" nur durch Änderung des „Idioplasmas" der Keimzelle bedingt sein. Dasselbe ist aber auch Weismanns Annahme. Denn die „funktionell erworbenen Eigenschaften", deren Vererbung er leugnet, fallen zusammen mit den „durch Variation der Entwicklungsbedingungen hervorgerufenen Formänderungen der Lebewesen", den „Varianten", bei denen auch Hertwig keine „Umwandlung in der idioplasmatischen Konstitution der Artzelle selber", also auch keine Erblichkeit annimmt. Also auch bei H. kann nur die Keimzelle neue Eigenschaften erwerben. Deshalb habe ich schon früher („Leben und Beseelung", P.-A. M. XIII. Jahrg., Heft 6 und „Vom Kampf ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker", XIV. Jahrg. Heft 6 u. 7) vorgeschlagen, statt von „Vererbung erworbener Eigenschaften", von „Erwerbung vererbbarer Eigenschaften" zu reden. H. sagt mit den Worten „Vererbung erworbener Anlagen" sachlich dasselbe, und sieht ebenfalls das Problem damit durch das klarere abgelöst: „Auf welchen Wegen können neue Anlagen entstehen?" Das ist dann das höchste Problem der ganzen Biologie.

Damit kommen wir auf den Zielpunkt der Hertwigschen Darlegungen, die „Widerlegung von Darwins Zufallstheorie". — Hier gibt es zwischen Hertwig und Weismann keinen Ausgleich oder Vermittelung. Bei dieser grundsätzlichen Verschiedenheit der Anschauungen kann man nur dem einen oder anderen recht geben. Indem ich

mich entschieden auf die Seite Hertwigs stelle, möchte ich hervorheben, daß ich in der Zurückweisung von Darwins Theorie noch weiter zurückgegriffen („Vom Kampf ums Dasein" a. a. O. S. 307, wo ich auch die Weismannsche Theorie der „Germinalselektion" zurückgewiesen habe) und die von Hertwig nur für die kleinsten nützlichen Abänderungen bestrittene „auslesende Wirkung des Kampfes ums Dasein" als „negativ" im Gegensatz zur „positiven" Auswahl des menschlichen Züchters hingestellt habe, da ich nicht anerkennen kann, daß „Ausmerzung der Untauglichen" mit „Auswahl der Bestangepaßten zur Nachzucht" gleichbedeutend ist. Die hohe Bedeutung des Kampfes ums Dasein im Naturleben liegt danach in der Erhaltung der Art auf der Höhe ihrer Ausbildung, nicht in der Schaffung neuer Arten.

Die ausführliche Widerlegung, die Hertwig gibt, kann hier in Kürze nicht wiedergegeben werden. Jeder, der sich mit der Frage nach der Entstehung der Arten befaßt, darf nicht an dem Buche Hertwigs vorübergehen, damit der unklaren und widerspruchsvollen Verwendung der an sich unhaltbaren Theorie von der natürlichen Zuchtwahl auf den Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens, die schon so viel Unheil angerichtet hat, ein Ende gemacht wird. Mit dem Hinweis auf diese Bedeutung ihrer Widerlegung schließt das Buch. H. G. Holle.

Prof. Dr. phil. et med. Erwin Baur, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre. Berlin 1914. (2. Aufl.) 401 S.

Die Biologie ist dabei, mit Riesenschritten den Vorsprung einzuholen, den Chemie und Physik im vorigen Jahrhundert erlangten, als sie sich den Namen „exakter" Wissenschaften verdienten. Seit der Wiederentdeckung des Mendelschen Spaltungsgesetzes im Jahre 1900 wird wohl kaum auf einem wissenschaftlichen Gebiet mit solchem Feuereifer gearbeitet, als auf dem der experimentellen Vererbungslehre. Diese Disziplin hat sich immer mehr zum Fundament der Biologie überhaupt entwickelt und hat uns neue Erkenntnisse erschlossen, die für die mannigfachsten Gebiete des praktischen Lebens von hoher Wichtigkeit sind. Auch wird sie nicht zuletzt dazu mithelfen, in der Politik der Biologie den ihr gebührenden Einfluß zu verschaffen.

Als „Einführung" in diese grundlegende junge Wissenschaft steht Baurs Buch ohne Konkurrenz da. Baur hat sein Werk für „weitere Kreise" bestimmt, und es ist ihm in bewunderungswürdiger Weise gelungen, auch dem, der diesem Wissenszweig bisher noch fremd gegenüberstand, klare Einblicke in die verschlungenen Pfade der Erblichkeitslehre zu verschaffen. Das Verständnis der Probleme wird durch eine reiche Fülle ausgezeichneter Abbildungen unterstützt.

Besonders anerkennenswert ist, daß Baur bei der biologischen Wissenschaft nicht stehen bleibt, sondern daß er in einer Reihe glänzender Abschnitte auf die Bedeutung eingeht, die die Ergebnisse der exakten Vererbungsforschung für Pflanzen- und Tierzucht, Medizin, Anthropologie und Rassenhygiene haben. Seine Ausführungen über Rassenhygiene sind unerreicht; ich kenne niemanden, dem es bisher geglückt wäre, so knapp und klar das aufzuzeigen, worauf es wirklich ankommt. Man fühlt sich versucht, die „sittliche Forderung" aufzustellen, daß es jedem verboten sein sollte, in rassenhygienischen Fragen mitzureden, der Baur nicht gelesen hat. Und wenn gar jeder Politiker dies Buch durchstudiert haben müßte, so würde die Nichtbeachtung der organischen Grundlage unserer Kultur wohl bald ein Ende haben.

Wir wünschen dem Buch überall, wo überhaupt naturwissenschaftliches Interesse vorhanden ist, die weiteste Verbreitung. Wir müssen Baur dankbar sein, daß er uns ein Buch geschenkt hat, das — obgleich ein rein wissenschaftliches, streng sachliches Werk — geradezu eine vaterländische Tat genannt werden kann. Siemens.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 23. 9. 16.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 8 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die Wirkungsmöglichkeiten der Staatskunst.

Vom Herausgeber.

Die Staatskunst ist in diesen Blättern von dem hier eingenommenen biologischen Standpunkte aus schon mehrfach Gegenstand der Untersuchung und Betrachtung gewesen. Es handelte sich dabei aber meist nur um die verschiedenartigen Mittel und Zwecke, Wege und Ziele, die z. B. im Mai- und Juniheft, sowie im vorausgegangenen Oktoberhefte dieses Jahres als heldische einerseits und händlerische bezw. räuberische andererseits gekennzeichnet und gewertet wurden. Jetzt soll einmal von den verschiedenen Möglichkeiten, d. h. Vorbedingungen, Gelegenheiten, Methoden ihrer Wirksamkeit die Rede sein.

Es empfiehlt sich dabei, zunächst einmal den Wesensunterschied von Diplomatie und eigentlicher, schöpferischer Staatskunst sowie deren Verhältnis zueinander festzustellen. Über das Wesen der Diplomatie hat unser geschätzter Mitarbeiter, Dr. Franz Haiser, im Augustheft dieses Jahres recht bemerkenswerte Aufschlüsse gegeben. Er beginnt den betreffenden Aufsatz sehr bezeichnenderweise mit den Worten: „Die List ist die Waffe des Schwachen." In der Tat kennzeichnet dieser Ausdruck blitzlichtartig das ganze Wesen der diplomatischen Schliche und Kniffe, die fast immer auf Täuschung, Überlistung, Irreführung, Verblüffung eines in militärischer oder sonstiger Hinsicht stärkeren Gegners hinauslaufen, namentlich wenn sie im Dienste händlerischer Staatskunst stehen, die ja, wenn es

ihr nicht gelingt, heldische Völker für ihre Zwecke zu gewinnen, militärisch immer schwach ist.

Man beobachtet die Anwendung diplomatischer Mittel innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen bekanntlich nicht allein im Verkehr der Staaten und Völker, auch der einzelnen Menschen und ihrer kleineren Verbände, wie denn überhaupt die Staatskunst und ihre diplomatische Hülfskunst von unserem biologischen Standpunkte aus nur ein — allerdings der bedeutsamste — Teil der allgemeinen Lebenskunst ist. Von der diplomatischen Hülfskunst, die meist nur auf Augenblickswirkungen ausgeht und so gewissermaßen aus der Hand in den Mund lebt, gilt im Verhältnis zur großen, schöpferischen, von langer Hand vorbereitenden und allmählich in Stufenfolgen (Etappen) ausführenden Staatskunst ungefähr dasselbe, was der Volksmund über die „Kraft" im Sinne von Geisteskraft sagt: „Die große Kraft kommt von Gott, die kleine vom Teufel." Immerhin vermag natürlich auch die Diplomatie in der Hand eines Meisters sich manchmal zu größerer, dauerhafterer Wirksamkeit aufzuschwingen und kann dann zur großen, schöpferischen Staatskunst in ein ähnliches Verhältnis treten, wie in der Kriegskunst die „Taktik" zur „Strategie", d. h. sie kann die Endzwecke der großen Staatskunst zeitweilig verbergen, verschleiern, oder auch sie in ihren Einzelunternehmungen unterstützen, ja manchmal diese überhaupt erst ermöglichen. So z. B. wurde vor dem gegenwärtigen Kriege die Staatskunst der Entente durch eine vielfach geradezu meisterhafte Diplomatie äußerst wirksam unterstützt und so die Schlußwirkung, der „Knalleffekt", überhaupt erst ermöglicht. Man mag über die Mittel und Wege dieser Staatskunst vom moralischen Standpunkte aus urteilen, wie man will, man mag auch ihre Endzwecke von einem höheren einzel- und völkerbiologischen Gesichtspunkte aus für töricht, unweise, verderblich halten: die in ihrer Art meisterhafte Anlage, Vorbereitung und Durchführung wird jeder Urteilsfähige bewundern müssen. Freilich war sie auch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen möglich, und damit kommen wir auf die hier besonders gestellte Aufgabe: die Vorbedingungen, Gelegenheiten, Methoden der staatskünstlerischen Wirksamkeit zu untersuchen.

Eine überaus günstige Vorbedingung dafür bietet ein Gegner, der, wie z. B. jener in dem angezogenen Aufsatze unseres Mitarbeiters erwähnte Kimbrerfürst Boiorix, die List, selbst die Kriegslist verachtet und sich allein auf seine, wie er meint, in jedem Falle unüberwindliche Stärke verläßt. Ein derartiges, wie Haiser mit Recht urteilt, „protzig-frivoles Spiel" mit Blut und Leben eines ganzen Volkes kommt heutzutage wohl kaum noch vor. Denkbar dagegen sind auch in unserer Zeit andere Fälle, die für erfolgreiche staatsmännische und diplomatische Wirksamkeit fast noch günstigere Vorbedingungen bieten. So z. B. ist der Fall möglich, daß ein Partner vom andern überhaupt keine feindlichen oder wenigstens keine verbrecherischen, auf völlige Vernichtung gerichteten Absichten annimmt, und Worte, Ge-

bärden, ja selbst Taten und Unterlassungen aus Voreingenommenheit oder aus Illusionsbedürfnis nicht so deutet, wie sie ein der Verantwortung für Staat und Volk vollbewußter Staatsmann deuten müßte. Ein solches Verhalten des einen Partners wird den andern in seinen Bestrebungen nur ermutigen und bestärken, wenn dieser auch scheinbar auf die Illusionen und Voreingenommenheiten jenes eingehen und sie zu nähren suchen wird. Er wird seine Karten erst aufdecken, wenn die Politik seines Partners vor dem Zusammenbruche steht.

Nicht weniger günstig ist die Gelegenheit für erfolgreiche diplomatische und staatsmännische Wirksamkeit, wenn der eine Partner die feindlichen Absichten des andern in gewissem Umfange wohl erkennt, aber vermeint, sie durch gefälliges, entgegenkommendes Benehmen und Unterlassen geeigneter Vorkehrungen im Keime ersticken oder gar in das Gegenteil umwandeln zu können. Auch dieses Verhalten wird im Verkehr der Staaten und Völker eine der gewollten genau entgegengesetzte Wirkung haben, denn man stellt hier sich ja doch nicht, wie bisweilen im Privatleben, aus Laune oder sonst welchen nichtigen Beweggründen, sondern aus unvereinbaren Charaktergegensätzen und entgegengesetzten Lebensnotwendigkeiten feindlich gegenüber. Ein einzelner Mensch, der mit seinem Freunde oder Nachbar aus irgendwelchen mehr oder weniger nichtigen Gründen in Feindschaft geraten ist, kann vielleicht durch freundliches Entgegenkommen versöhnt, von seinen böswilligen Absichten abgebracht und wieder zur Freundschaft bekehrt werden. In diesem Sinne mag jenes mit Absicht stark übertriebene und nur bildlich, nicht buchstäblich zu verstehende Christuswort: „So jemand dir gibt einen Streich auf den einen Backen, so sollst du den andern hinhalten“ seine Berechtigung haben und wohl überhaupt nur gemeint sein, denn es ist ja dabei ausdrücklich vom „Bruder“ bezw. vom „Nächsten“ die Rede. Unter feindlichen Staaten und Völkern jedoch ist ein solcher Fall gar nicht denkbar. Selbst die Großmut oder Bescheidenheit des Siegers wird hier nur nach völliger, hoffnungsloser Niederwerfung des Besiegten von diesem nicht als Schwäche gedeutet werden. In jedem andern Falle belebt sie nur die Hoffnung des Unterlegenen und wird von diesem als eine heimliche, ihm bisher verborgen gebliebene Blöße des Siegers ausgelegt. Das sind völkerpsychologische Naturgesetze, die man ungestraft weder umgehen noch übertreten kann. Nun stelle man sich aber gar den Fall vor, ein durch seine ganze Geschichte als ausnehmend gemein, niederträchtig, skrupellos bekannter Gegner, der noch dazu im Größenwahnsinn, in der unerschütterlichen Überzeugung von seiner Unüberwindlichkeit geboren und erzogen ist, fasse nicht gleich, sondern allmählich, nach sorgfältiger, reiflicher Überlegung den Entschluß zur völligen Vernichtung seines angeblichen Todfeindes und bereite sich ein Jahrzehnt lang auf die Ausführung dieses Vorsatzes auf jede von ihm nur für möglich und notwendig gehaltene Weise vor: — wird ein der Verantwortlichkeit bewußter Staatsmann von

einem solchen Gegner erwarten, daß er durch freundwilliges, loyales Benehmen, durch Anerbieten von Vorteilen, die nicht auf völlige Unterwerfung hinauslaufen, durch Unterlassen von Vorkehrungen gegen ihn versöhnt oder gar zum Freunde gewonnen werden könnte? Und wenn dann der Krieg, wie nicht anders zu erwarten, tatsächlich ausgebrochen ist, und dieser Gegner wider sein Erwarten Schlappen auf Schlappen erleidet: welcher der Völkerpsychologie nicht gänzlich Unkundige wird glauben, den Geschlagenen dann durch Mäßigkeit der Forderungen zum Frieden geneigt machen, oder auch nur in der Rücksichtslosigkeit seiner Kriegführung irgendwie hemmen zu können? Wer das glaubt, der glaubt auch, daß man Berge durch einen Lufthauch versetzen und dem Tiger das Grasfressen lehren kann. Ein solcher Glaube des einen Partners bietet aber dem andern natürlich die denkbar günstigste Vorbedingung für diplomatische und staatsmännische Erfolge.

Eine andere Vorbedingung für erfolgreiche Wirksamkeit dieser Art sind falsche Vorstellungen über die Bedeutung jener „Imponderabilien", die vom Standpunkte der Staaten und Völker — nicht des Einzelnen — als Ehre, Würde, Selbstachtung, Stolz usw. bezeichnet werden. In dieser Beziehung ist gerade der sogenannte „moderne" Zeitgeist, der die Nationen nur als „Übergangsgebilde zum Kosmopolitismus" ansieht, zu besonders schweren Irrtümern geneigt. Z. B. kann es in dieser Hinsicht gar keine falschere und politisch gefährlichere Ansicht geben, als sie vor kurzem jener durch seine Beziehungen zum Auswärtigen Amte so unrühmlich bekannt gewordene Geschichtsprofessor Veit Valentin dem Professor Coßmann gegenüber geäußert hat. Er sagte: „Ich glaube an eine persönliche Ehre, aber an keine Volksehre." Diese Ansicht ist — ganz abgesehen von ihrer sittlichen Verwerflichkeit — selbst vom Standpunkte reiner Nützlichkeits- und Verstandespolitik nicht zu billigen. Eher könnte man sogar die Umkehrung des Sinnes, wenigstens vom modernen händlerischen Standpunkte aus, für richtig halten. Die persönliche Ehre ist eine Sache, die nur eine einzelne Person angeht, deren Nichtbesitz also auch nur einer einzelnen Person im Verkehre mit anderen schaden kann. Wer hinsichtlich des Ansehens vor seinesgleichen und vor anderen nur bescheidene Ansprüche macht, braucht im Punkte der persönlichen Ehre nicht allzu empfindlich zu sein. Auch kann den Einzelnen das sichere Bewußtsein des eigenen Wertes unter Umständen über falsche Meinungen oder über die Eitelkeit eines bloß äußeren Scheins hinwegsehen lassen. Ganz anders ist das aber mit der Volksehre. Würde diese ein Volk in Wahrheit oder auch nur zum Schein gering achten, so müßte das nicht bloß einem Einzelnen, sondern jedem Einzelnen im Volke, der zum Vergnügen oder in Geschäften vorübergehend im Auslande lebt oder auch nur Beziehungen zum Auslande unterhält, auf das empfindlichste schaden, und zwar nicht bloß in der Annehmlichkeit des geselligen oder geschäftlichen Verkehrs, auch an

seinem Geldbeutel, ja unter Umständen an Leib und Leben. Selbst schwere, opferreiche Kriege können einem Volke, das seine Ehre nicht wie sein Leben schützt, wider Willen aufgezwungen werden. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen an, und wenn er sich das nicht gefallen lassen will, muß er sich mit diesen zudringlichen Tieren herumschlagen. Dagegen kann eine fleckenlos erhaltene und eifrig bewachte Volksehre aufrichtige Freunde als Bundesgenossen erwerben und Feinde wie übelwollende Neutrale in heilsamer Furcht halten.

Die Ansicht des Professors Valentin ist aber nicht bloß vom heldischen, auch vom händlerischen Standpunkte aus falsch. Auch der typische Händler, der keine persönliche Ehre im Sinne der heldischen Auffassung kennt, hält doch peinlich genau auf die „Ehre", das „Prestige", den Zauber des Ansehens, den „Kredit" seiner Firma, seines Staates und Volkes, selbst wenn es sich dabei oft mehr um Schein als um Sein handelt und die öffentliche Meinungsmache (Reklame), der Bluff, die Lüge, die Suggestion eine große Rolle spielt. Er weiß eben nur zu genau, was das im öffentlichen Leben bedeutet, und welche Folgen auch nur der Schein von Unsolidität, von Mangel an Ansehen, Macht, Vertrauen nach sich ziehen kann. Eine Staatskunst also, die im Sinne des Ausspruchs von Professor Veit Valentin gehandhabt würde, wäre weder heldische noch händlerische Staatskunst, wäre überhaupt keine „Kunst", sondern dumme, zwecklose Stümperei, die mit tödlicher Sicherheit von Mißerfolg zu Mißerfolg führen und mit dem völligen Zusammenbruche enden müßte, weil sie eben der gegnerischen Betätigung die denkbar günstigsten Erfolgsmöglichkeiten böte. Das weiß jeder wirkliche Staatsmann oder auch nur Politiker, gleichviel ob er zur heldischen, oder zur händlerischen Welt- und Lebensanschauung neigt. Würde man einen typischen Vertreter der letzteren nach einem Urteile über jenen Ausspruch des Professors Valentin fragen, so würde er, falls er die Wahrheit sagen wollte, etwa antworten: „Ich glaube an keine persönliche Ehre, wohl aber an eine Volksehre." Andererseits zeigt sich, wie richtig unser großer Dichter und Denker auch politisch fühlt und denkt, wenn er in der „Jungfrau von Orleans" einer Heldennatur die Worte in den Mund legt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Eine andere günstige Gelegenheit für erfolgreiche staatsmännische Betätigung des Widerparts bietet zu weitgehende Friedensliebe eines Staates und Volkes. Wo diese ja auch aus dem modernen Zeitgeiste hervorgegangene Neigung in Wirklichkeit, wenigstens in dem politisch ausschlaggebenden Teile der Nation, gar nicht besteht und von der im händlerischen Geiste geleiteten Staatskunst nur zu Täuschungs-, Verschleierungszwecken benutzt wird, schadet sie nichts, kann sogar recht nützlich sein. Anders ist das jedoch da, wo diese Friedensliebe aufrichtig gemeint ist und einer starken mißleiteten Strömung im Volke entgegenkommt. In diesem Falle wird

der Frieden zwar nicht gerade um **jeden** Preis, aber doch um recht viele Preise, zu denen bis zu einem Grade auch die Ehre gehört, zu haben sein. Ein solcher Zustand, der durch die — begründete oder unbegründete — Furcht vor inneren Staatsfeinden noch verschärft werden kann, ist eine gefährliche Gelegenheit gegenüber einem stolzen, ehrgeizigen, oder skrupellosen, in allen Künsten der Lüge, Heuchelei, Verstellung wohlbewanderten Partner. Es bedarf dann auf dieser Seite gar nicht einmal einer sonderlich geschickten Staatskunst, um Erfolge auf Erfolge zu erringen und die andere Seite schließlich vor die bittere Wahl von Krieg, oder — Demütigung, Unterwerfung zu stellen. Das wird selbst da möglich sein, wo die weitgehende Friedensliebe nicht aus Schwäche, sondern aus dem ruhigen Bewußtsein der Stärke und stetigen Kriegsbereitschaft hervorgeht. Auch da ist die Stellung vor eine solche Wahl eine ganz natürliche, völkerpsychologisch durchaus verständliche Folge; denn das Ausland kennt ja nicht diese Stärke und Bereitschaft im vollen Umfange, und selbst wenn das in gewissem Maße der Fall wäre, müßte es den Glauben daran verlieren und eine heimliche Schwäche vermuten, wenn sich die Stärke äußerlich genau so benimmt, wie die Schwäche. Der Volksmund sagt: „Wer sich als Matz auf den Tisch setzt, wird als Matz (weicher Käse) gegessen." In diesem Falle würden dem betreffenden Staate und Volke nicht einmal tüchtige diplomatische Vertreter im Auslande helfen, denn sie würden für ihre Kunst keine Wirkungsmöglichkeit haben. Es würde dann zutreffen, was Heinrich von Treitschke einst geschrieben hat: „Eine Regierung ohne Stolz und Tatkraft, welche grundsätzlich das Schwert nicht ziehen will, kann sich vielleicht durch die Macht der Tradition noch eine Zeitlang ein tüchtiges Heer bewahren, ihr Auswärtiges Amt muß entsittlicht werden."

Aber auch die beste Armee und Flotte muß schließlich dem innern Verfalle entgegengehen, wenn sie niemals auch nur die Hoffnung hegen darf, ihre Kraft und Tüchtigkeit zu erproben[1]). Ein halbwegs mächtiger, in seinen politischen und militärischen Instinkten einigermaßen gesund gebliebener Gegner braucht dann nur entsprechend lange zu warten, um schließlich auch der feindlichen Armee samt dem geistig und sittlich dann ebenfalls verdorbenen Volke den Rest zu geben. „D'abord avilir et puis démolir" lautet dafür die bekannte Formel, die Napoleon I. Preußen gegenüber 1806 beinahe vollständig zur Ausführung brachte. Dabei war die Wartezeit auf die Folgen einer zu weitgehenden Friedensliebe und des

[1]) Nach einer von Friedrich Naumann vor dem Kriege veröffentlichten Betrachtung sollten die zwischen zwei feindlichen Mächtegruppen gewechselten „letzten Worte" sich künftig etwa wie folgt abspielen. Der Vertreter der einen Seite (am Telephon): „Hier 6 Millionen Soldaten und 20 Milliarden." Antwort: „Hier 10 Millionen Soldaten und 40 Milliarden." Ergebnis: Der zahlenmäßig Schwächere gibt, wenn es der Klügere ist, nach. Das sollte nicht etwa nur ein „Scherz" sein. Auf einem so gedüngten Boden und aus einem solchen „Zeitgeiste" mußten natürlich die giftigsten politischen Sumpfpflanzen und die gefährlichsten sozialen Miasmen in üppigster Weise gedeihen.

Mangels an kraftvoller auswärtiger Politik noch gar nicht einmal lang gewesen. So schnell rächte sich eine falsche, den besten Überlieferungen des Staates und Volkes ins Gesicht schlagende äußere wie innere Politik.

Es fragt sich nun, welche Ursachen eine zu so katastrophalen Folgen führende Politik haben kann, und wie sie beseitigt werden können. Die Ursachen sind stets persönlicher Art, wenn auch der sogenannte „Zeitgeist" dabei eine gewisse suggestive Rolle spielen mag. Im Grunde hat aber auch dieser Zeitgeist seine persönlichen Macher und Vertreter, die ihn im eigenen Interesse besonders hegen und pflegen. „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln." Es ist durchaus unbiologisch gedacht, wenn man über den Sachen, den sogenannten „Ideen", die Personen, ihre lebendigen Träger vergißt. Der sogenannte „Zeitgeist" herrscht also in einem Staate und Volke auch nur durch seine bedeutendsten persönlichen Träger, gibt ausschließlich durch diese und ihre mannigfachen suggestiven Hilfsmittel der Politik Richtung, Maß und Ziel, bestimmt mitunter sogar, ohne daß es die betreffenden Machthaber merken, die persönlichen Führer der Politik, die leitenden Staatsmänner.

Es ist nicht immer der Fall, daß der „Zeitgeist", der die Staaten und Völker zeitweilig beherrschende Geist für diese verderblich ist; er kann auch, namentlich wenn er soeben einen verderblichen Geist in der Herrschaft abgelöst hat, heilsam sein. Auf eine in bestimmter Richtung zu weit gegangene Aktion folgt gewöhnlich, d. h. wenn das betroffene Volk überhaupt noch natürliche Heilkräfte in sich birgt, eine Reaktion, eine Gegenwirkung. Es fragt sich darum für den hier in Rede stehenden Zweck der Beseitigung unheilvoller Ursachen, ob die leitenden Staatsmänner dem verderblichen Zeitgeiste nachgeben, oder ob sie ihm entgegenwirken. Ist ersteres der Fall, mangelt es den Staatsmännern an Kampfbereitschaft, an Tat- und Widerstandskraft gegen die diesen „Zeitgeist" sich zunutze machenden äußern oder innern Feinde, läßt man sich durch Drohungen oder Lockungen von dieser Seite zur Nachgiebigkeit bestimmen, und hat gar diese Nachgiebigkeit ihre Ursache in gewissen, dem verderblichen Zeitgeiste entsprechenden persönlichen Eigenschaften, sind also die Staatsmänner typische Vertreter desselben, dann ist das ein sicheres Zeichen, daß sie nicht die rechten Männer am rechten Platze sind, und ihr Ersatz durch Männer völlig entgegengesetzter Art, also eine gründliche Änderung des ganzen Systems, ist dann eine Staatsnotwendigkeit.

Trifft aber dieser Fall nicht zu, haben die leitenden Staatsmänner im hohen oder höchsten Maße die geistigen und seelischen Eigenschaften, welche die gefährliche Lage des Staates und Volkes benötigt, dann werden sie auch von selbst Vorkehrungen zur Abwendung der Gefahr treffen, und es ist kaum eine Lage denkbar, die so schlimm wäre, daß sie für ein im Kerne noch tüchtiges, unverbrauchtes, unabgelebtes Volk gar

keine Hoffnungen irgendwie und wo böte. Im schlimmsten Falle muß dann, wie in dem Friedrichs des Großen, die eigene Kraft des Staates und Volkes auf das irgend mögliche Höchstmaß der Leistung eingestellt werden. Das wird dann ausreichen, jedenfalls aber besser sein als feige Nachgiebigkeit oder fatalistische Ergebenheit in das anscheinend Unabänderliche. Im Falle der innern Politik ist wohl selten irgendwie und wo eine Lage schlimmer gewesen als die, in der sich Bismarck und sein König Ende 1861 und Anfang 62, nach wiederholter Ablehnung der Heeresorganisation durch den Preußischen Landtag, befunden haben. Bismarck verzagte aber nicht und setzte schließlich seinen Willen trotz aller Widerstände durch. Die Geschichte hat ihm denn auch später Recht und sogar Rechtfertigung gegeben.

Ein solcher politischer Führer wird freilich einem Volke nicht in jeder schwierigen Lage beschieden sein; aber jeder andere Staatsmann wäre in ähnlicher Lage besser als einer, der sich über die wahre Natur des (äußern oder innern) Feindes Illusionen hingibt, dessen Absichten nicht in ihren tiefsten Beweggründen durchschaut und durch entgegenkommendes Benehmen oder gar durch Anrufung ethischer Gesichtspunkte dessen Endziele auf ein unschädliches Maß zurückführen bezw. in das Gegenteil umwandeln zu können vermeint. Ein solches Verhalten kann seine Ursache in gewissen geistigen und seelischen Eigenschaften haben, die im Privatverkehr vielleicht ganz angenehm und liebenswürdig sein können, die aber für einen leitenden Staatsmann in gefährlicher Lage des Staates und Volkes die denkbar unerwünschtesten sind. Nun kann man ja freilich niemanden für den Mangel an gewissen geistigen und seelischen Eigenschaften verantwortlich machen, aber das kann von der einfachen Vaterlandsliebe eines für Staat und Volk Verantwortlichen erwartet werden, daß er nach fortgesetzten Mißerfolgen und schließlich völligem Zusammenbruche seiner Politik vom Amte freiwillig zurücktritt und sich durch keine Macht der Welt zum Bleiben bestimmen läßt. Es nützte ja auch wenig, wenn er nach dem Zusammenbruche seiner Politik deren Art und Richtung ganz oder teilweise ändern und so der durch die Tatsachen als berechtigt erwiesenen Kritik Zugeständnisse machen wollte. Niemand kann über seine Kräfte hinaus, und jeder Versuch dazu muß auch bei bestem Willen Stückwerk bleiben. Überdies ist ja doch auch ein leitender Staatsmann nicht dazu da, von Tatsachen oder Personen geschoben, gedrängt zu werden, sondern ihnen voranzugehen, wirklich zu führen, d. h. die Widerstrebenden oder Zweifelnden durch die Überzeugungsgewalt seiner Gründe und die Wucht seines Willens mit sich fortzureißen. Selbst ein gelegentlicher Fehlgriff ist in schwierigen Lagen nicht so schlimm wie fortgesetzte Unentschlossenheit, Unklarheit, Zweifel.

Solche Fälle sind in der neuesten Geschichte unseres Landes und Volkes sowohl in der innern wie äußern Politik mehrfach vorgekommen, es kann jedoch aus bekannten Gründen jetzt nicht näher darauf eingegangen werden. Schon dieser Umstand, der eine Klärung der gefährlichen

Lage verhindert und, wie nur irgend etwas, dazu beiträgt, die Gefahr zu vergrößern, beweist, wie verkehrt die Ansichten über das Wesen vernünftiger Staatskunst zurzeit an wichtigen Stellen sein müssen. Nur ein Staatsmann, der auf wirkliche, zweifellose Erfolge, zum mindesten in der Vergangenheit, hinweisen kann, darf unter Umständen auf unbedingtes Vertrauen und blinden Gehorsam Anspruch machen. Ist aber gar das Gegenteil tatsächlich erwiesen, dann ist doch ein derartiger Anspruch geradezu ein Unding, und der betreffende Staatsmann wird sich nicht wundern dürfen, wenn der Verdacht entsteht und immer mehr um sich greift, daß er sein Amt und seine Person über das Wohl des Staates und Volkes stellt.

Ebenso ist es doch wohl auch bei der Staatskunst — genau so wie bei der Kriegskunst — selbstverständlich, daß die Politik, die innere sowohl wie die äußere, nach einem bestimmten, reiflich überlegten und genau vorbereiteten Plane gehandhabt werden muß. Ein Feldherr, der überhaupt keinen bestimmten Plan hätte oder ihn sich vom Gegner aufzwingen ließe, hätte die Vorbedingungen des Erfolgs von vornherein verwirkt und wäre in allem das Gegenteil eines Feldherrn, wie er sein muß. Mit der schöpferischen Staatskunst ist es nicht anders. Eine erfolgreiche Innen- oder Außenpolitik muß oft von noch längerer Hand vorbereitet und ausgearbeitet werden als ein Feldzugsplan. Ein „Fortwursteln", ein „Aus-der-Hand-in-den-Mund-leben" ist dort genau so verhängnisvoll wie hier, und das Werturteil „Dilettantismus" ist dafür fast noch zu milde. Ein leitender Staatsmann, der keinen oder bald diesen, bald jenen Plan hätte, müßte gegenüber einem planmäßig arbeitenden Partner, selbst wenn dieser nur über durchschnittliche Befähigungen verfügte, bald ins Hintertreffen geraten und Niederlage auf Niederlage erleiden. Schlimm genug wäre auch schon der Fall, daß ein leitender Staatsmann für seine Politik wohl ein bestimmtes Ziel und einen bestimmten Plan zur Durchführung hätte, daß er aber das Ziel im Verhältnis zu den Bedürfnissen und zur tatsächlichen Macht des Staates und Volkes zu niedrig gesteckt hätte und daß überdies der Plan zur Durchführung auf Voraussetzungen ruhte, die in Wirklichkeit gar nicht zuträfen und vom Gegner nur zu Täuschungszwecken ausgenutzt würden. Auch von einer solchen Politik könnte nicht behauptet werden, daß sie über Dilettantismus und Stümperei hinausginge. Eine auf den Namen „Kunst" nur irgend Anspruch machende Politik muß doch wohl die eigene Macht und die des Feindes einigermaßen richtig abzuschätzen vermögen, darf den Charakter des eigenen wie des feindlichen Volkes nicht völlig falsch beurteilen und sich über die psychologische Wirkung gewisser Taten oder Unterlassungen nicht Illusionen hingeben. Es kann für einen leitenden Staatsmann gar keine unerwünschteren Eigenschaften geben als Illusionsbedürfnis, Vertrauensseligkeit, Unentschlossenheit, Mangel an Wagemut und Verantwortungsfreudigkeit. Solche Eigenschaften verführen geradezu die gegnerische Staatskunst zur Selbstüberschätzung, zur Kühnheit,

ja zur Wagehalsigkeit. Solche Eigenschaften sind immer gefährlich, sie können aber geradezu verhängnisvoll werden in Fällen, wo es um Sein oder Nichtsein der betroffenen Staaten und Völker geht; denn wenn irgendwann, dann gilt in diesen Fällen das Wort:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Recht lehrreiche Ausblicke eröffnet von unserem biologischen Standpunkte aus die Beantwortung der Frage, welche Wirkungsmöglichkeiten sich der Staatskunst im heutigen Zeitalter weitgehender Öffentlichkeit des staatlichen und volklichen Lebens bieten. Man nennt diese Zustände bekanntlich „freiheitlich" und „demokratisch". Wie es damit in Wirklichkeit steht, ist in diesen Blättern schon oft, z. B. erst im vorigen Hefte S. 343 und 353 gezeigt worden. Die große Masse, das eigentliche Volk, hat heute und gerade in den angeblich „demokratisch" und „freiheitlich" (liberal) regierten Ländern weniger Einfluß auf die große Politik als unter ähnlichen Umständen in früheren Zeiten, wo der geistige und allgemein kulturelle Abstand zwischen Führern und Geführten noch nicht so groß und die Politik noch nicht so verwickelt war, wie heute. Die jetzt allgemeiner verbreitete elementare und höhere Geistesbildung tut dabei nichts zur Sache, sie erleichtert sogar vielfach die absolute Herrschaft der politischen Freibeuterhäuptlinge (vergl. voriges Heft) und die von ihnen bezw. ihren Hintermännern ausgehende Massensuggestion. Man ist auf gewisser Seite nicht ohne Grund heute so erpicht auf Hebung der Volksbildung, sorgt aber dafür, daß diese auf mehr äußerliche Schulbildung beschränkt bleibt und nicht etwa tiefer, bis in die sittliche Sphäre hineingeht. In früheren Zeiten hatte das Volk wenig oder gar keine Schulbildung, stand aber sittlich und in gewissen Dingen auch geistig höher. Das gesunde natürliche Gefühl und der intuitive Verstand bewahrten namentlich den besseren Kern des Volkes, aus dem auch noch nicht alle höher und hoch Begabten ausgesiebt waren, eher vor der geistigen Beeinflussung durch bloße Schwätzer und leichtsinnige Versprecher. Es war darum nicht so leicht, das Volk für gewisse Zwecke zu mißbrauchen. Heute haben die politischen Machthaber, die in den rein parlamentarisch regierten Ländern bekanntlich die Häupter der Plutokratie sind, es leichter, die Verantwortung für Mißbräuche der Macht von sich abzuwälzen, indem sie im Volke die Illusion der Mitregierung oder gar der absoluten Souveränität erzeugen bezw. erzeugen lassen. Das Verfahren ist bekannt. Man läßt mittels des „demokratischen" Apparates eine Anzahl Abgeordnete als sogenannte politische Führer wählen, und einige davon, die Parteihäuptlinge, mögen mittelbar auch tatsächlich führen, in Wahrheit aber stehen sie wissend oder unwissend im Solde der plutokratischen Machthaber, ohne die der demokratische Apparat, zu dessen Hauptbestandteilen bekanntlich die Suggestion eines gewissen „Zeitgeistes" durch eine weit verbreitete und kostspielige Presse gehört, gar nicht in

Bewegung gesetzt werden könnte. Die früheren, syllogistisch unverbildeten und anspruchslosen Wanderprediger, die aus der Hand in den Mund lebten und manchen Tag „nicht wußten, wohin sie ihr Haupt legten", waren bessere Volksvertreter, als die heutigen Sekt trinkenden und Austern essenden „Volksmänner" der angeblich „demokratischen" und „sozialistischen" Parteien. Sie mußten nicht nur bereit sein, für ihre Überzeugung Hunger, Durst, Entbehrungen, Strapazen und Gefahren aller Art zu ertragen, sondern unter Umständen sogar ihr Leben zu lassen. Sie waren freilich auch nicht mit Stimmenmehrheit „gewählt", oder hatten gar sich selbst zur Wahl gestellt. Dergleichen wäre ihnen lächerlich vorgekommen. Sie hätten ja dann den Machthabern und den armen Genasführten nicht wirklich die Wahrheit sagen, sondern höchstens so tun können, als ob sie ihnen die Wahrheit sagten. Auch so etwas müssen nämlich die Hintermänner der Gewählten (die eigentlichen Machthaber) unter Umständen veranlassen, sonst könnten sich ja unaufgefordert andere dazu finden, und das könnte dann manchmal für die Machthaber gefährlich werden. So sieht die heutige „demokratische Freiheit" unverschleiert aus.

Immerhin wäre es natürlich auch möglich, mit dem heutigen „demokratischen" Apparate im guten und edlen Sinne zu wirken, das Volk nicht bloß zu nasführen, sondern wirklich, zu seinem Heile, zu führen. Daß es sich selbst führen oder gar „beherrschen" könnte, wie das Wort „Demokratie" besagt, ist ja ein Unding. Es kann, auch zu seinem Heile, nur von Einzelnen hingeleitet werden. Dann aber müßten die eigentlichen Machthaber wirklich von gutem, edlem, selbstlosem Willen erfüllt sein und müßten auch wirklich wissen oder ahnen, was dem Volke zum Heile und zum Unheile dient. Sie dürften jedenfalls keine selbstsüchtigen Genüßlinge, keine feigen, die Verantwortung scheuenden Drückeberger oder gar Gauner und Gaukler sein. Und wenn ihr Wille gut und edel wäre, dann müßte er auch stark genug sein, keine anderen Machthaber und deren Suggestionsmittel neben sich aufkommen zu lassen. Sie müßten wirklich an den Quellen höchsten Lebens und höchster, materieller wie geistiger Macht sitzen, dürften nicht auch in Purpur und Hermelin arme Schächer oder hilflose Gefangene der eigentlichen Machthaber sein.

Trotz alledem und alledem: Betrug bliebe Betrug, und darum bin ich nicht für die Anwendung des heutigen demokratischen Apparates, selbst wenn das ausnahmsweise einmal zu gutem oder edlem Zwecke geschehen könnte. Jedenfalls dürfte dieses Mittel nur für den Notfall und vorübergehend versucht werden. Für die Dauer müßte die Mitwirkung des Volkes an der Gestaltung seiner Schicksale auf andere Art und Weise gesucht werden, denn die Verführung zum Mißbrauch ist gerade beim demokratischen Regierungsapparate größer als bei jedem anderen. Welche Art und Weise für unser Volk auf Grund seiner Vergangenheit und in Hinsicht auf seine

Gegenwart und nächste Zukunft die beste wäre, ist jetzt noch nicht an der Zeit zu erörtern. Für heute trifft mehr als jemals das zu, was Goethe auf der Höhe des Lebens und aus der Fülle seiner Lebensweisheit aussprach und schon im vorigen Hefte von Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg zitiert wurde: „Regenten und Gesetzgeber müssen die Volkheit (wir würden heute sagen die „Volksseele") hören, nicht das Volk. Jene ist immer beständig, vernünftig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und so kann und soll das Gesetz der allgemein gültige Wille der Volkheit sein; ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, der Vernünftige zu befriedigen weiß, und der Gute gern befriedigt."

Die beste Staatskunst und das größtmögliche Maß ihrer Wirkungsfähigkeit nach innen wie nach außen wird also darin bestehen, den Willen der „Volkheit" im Sinne Goethes zu erkennen und zur Ausführung zu bringen. Der Wille der Volkheit wird niemals der Wille der Fremden oder gar der Feinde sein. Am Willen der Feinde wird der Verständige vielmehr erkennen, wohin der Wille der Volkheit nicht geht. Der Wille der Volkheit braucht aber auch nicht immer der Wille der großen Mehrheit des Volkes, die ja heutzutage immer nach der Seite des niedern Volkes ausschlagen wird, zu sein. Dieser mechanisch ausgezählte Mehrheitswille kann, wenn die erforderlichen Mittel und Kräfte der Suggestion zur Verfügung stehen und ihnen die Macht[1]) zu unbeschränkter Wirksamkeit gewährleistet oder wenigstens nicht verkürzt wird, in jede beliebige Richtung gelenkt werden. Es gibt da kaum etwas, das zu dumm oder zu schlecht wäre, als daß es für diesen Zweck nicht verwendet werden könnte; denn die Mehrheit jedes Volkes, auch des geistig und sittlich noch so hoch stehenden, wird immer unter dem Niveau seiner Besten, seiner moralischen und intellektuellen Auslese stehen. Das Dumme und Schlechte hat für den Fall einer unterschiedlosen Massen-Abstimmung sogar bessere Aussichten als das Weise und Edle; denn es wird immer leichter sein, die gemeinen, als die edlen Leidenschaften der großen Masse aufzupeitschen und für ein entsprechendes Ziel zu gewinnen. Ganz abgesehen davon, daß der Niedriggesinnte auch in der Wahl und Anwendung der Suggestionsmittel stets skrupelloser als der Hochgesinnte sein wird. Es wäre also schon töricht genug, in dieser Hinsicht gleiches Recht für alle walten zu lassen. Immerhin wäre aber das gleiche Recht für alle noch besser als eine direkte Bevorzugung der Niedriggesinnten, der Selbstsüchtigen, der Feigen, der Dummen, wie das bei einer wirklichen, nicht bloß sogenannten Demokratie der Fall sein müßte. Dieses Verhalten wäre der überhaupt erreichbare Gipfel der Torheit und Schlechtigkeit. Die Gefahr eines solchen Verhaltens liegt aber da recht nahe, wo eine Regierung aus Furcht vor der großen

---

[1]) Vergl. Januarheft 1916, S. 509.

Masse oder deren geistigen Beherrschern sich zur Nachgiebigkeit, Gefälligkeit gegen diese bestimmen ließe und bei den Übrigen für eine möglichst „gerechte" Handhabung der Gesetze alle ihre Machtmittel einsetzen würde. Diese aus der Furcht geborene Nachgiebigkeit würde zudem gar nicht einmal den beabsichtigten Zweck erreichen. Vor dem unerschütterlich aufrechten Mute der Überzeugung hat selbst der gemeinste Mann im Volke Achtung, ja unter Umständen Ehrfurcht. Dagegen wird Nachgiebigkeit, Zuvorkommenheit, besonders wenn sie unter dem Drucke der Drohung erfolgt und dem früheren Verhalten entgegengesetzt ist, nicht bloß von den Klugen, auch von den Dummen, nicht bloß von Fremden, auch von Einheimischen als Schwäche und Schuldbewußtsein gedeutet. Man nimmt diese Nachgiebigkeit hin, und die Heuchler preisen sie vielleicht gar als Kraft und Weisheit; aber wirkliche Achtung hat niemand davor, und die Regierung, die sich auf diese Weise in der Macht zu halten vermeinte, wird sie überraschend schnell bis auf den letzten Rest verlieren und dann doch abdanken müssen. Es ist also klar: die Furcht, die Schwäche, die Feigheit ist die denkbar schlechteste Führung, nicht nur in der Außen-, auch in der Innenpolitik, und wie im ersten Falle den Krieg, kann sie im zweiten Falle die Revolution herbeiführen, auch wenn das noch so wenig beabsichtigt wäre. Ein Führer soll wirklich führen, vorangehen, sich aber unter keinen Umständen drängen und treiben lassen. Vermag er den besseren Teil der zu Führenden, der nicht immer die Mehrheit zu sein braucht, nicht mit sich fortzureißen, dann muß er die Führung einem anderen überlassen, wenn er das Ganze nicht absichtlich ins Verderben stürzen will.

Alle diese Dinge sind so selbstverständlich, daß sie in jedem politisch halbwegs instinktsichern Lande für Gemeinplätze, für Binsenwahrheiten gehalten werden würden. Daß man sie hier aber unter der Überschrift „Staatskunst" bringen kann, ja bringen muß, zeigt am besten, in welch' geradezu katastrophalem Maße jetzt bei uns in Deutschland die öffentliche Meinung in politischen Dingen irregeführt sein muß. Wie ein solcher „Zeitgeist" geschaffen werden konnte, unter welchen Umständen und Voraussetzungen das allein möglich war, kann jetzt nicht mit aller nur wünschenswerten Klarheit beleuchtet und durchleuchtet werden. Wenn aber unser deutsches Volk, das alles ernsthafter als andere Völker nimmt und unter diesem fremden, ihm künstlich mit aller nur denkbaren Raffiniertheit suggerierten Zeitgeiste schon so furchtbar gelitten hat, daran nicht zugrunde gehen soll, dann muß es sich endlich von diesem „friedlichen" Eindringling, der noch gefährlicher als alle seine äußern Feinde ist, befreien. Möchte dazu endlich, endlich der erste Schritt geschehen!

Anmerkung des Verlags: Wie immer, so stehen auch von diesem Hefte Stücke zur Weiterverbreitung unentgeltlich zur Verfügung

---

Die Gefahr mammonistischer Staatsauffassung.

Der Leitauffatz in Nr. 42 (14. Oktober 1916) der „Alldeutschen Blätter": „Staatskunst oder Wirtschaft" aus der Feder des Professors der Rechte, Dr. jur. et phil. Erich Jung, ist eine so wertvolle Ergänzung des Leitaufsatzes im vorigen Oktoberheft: „Der Militarismus als Erretter" und bildet außerdem ein so vortreffliches Beispiel richtigen biologischen Denkens im Sinne unserer Zeitschrift, daß wir uns nicht versagen können, diese noch dazu in jeder Hinsicht außerordentlich bemerkenswerten und weiteste Verbreitung verdienenden Ausführungen Erich Jungs — den Namen wird man sich merken müssen — hier vollständig und wörtlich abzudrucken. Man wird daraus mit einem aus Verwunderung und Grausen seltsam gemischten Gefühl entnehmen, welche ungeheuerlichen Kopfstellungen gesunder Vernunft vor dem Kriege in aller Öffentlichkeit möglich waren und auch jetzt noch nicht völlig unmöglich geworden zu sein scheinen. Der Aufsatz lautet, wie folgt:

Am 3. Dezember 1912 sagte der Reichskanzler im Reichstage: „Von den Vorgängen im Balkan werden wir ja nicht unmittelbar berührt", aber immerhin seien wir berechtigt, mitzureden. „Denn an der ökonomischen Gestaltung im Orient sind wir sehr wesentlich direkt interessiert; ich erinnere nur an die Erhaltung der den türkischen Staatsgläubigern gemachten Sicherheiten."

Die Durchschneidung des „europäischen Bandeliers", Deutschland, Österreich, Türkei, durch den Verlust der Berührung der Landesgrenzen im Sandschak, der infolge des ersten Balkankrieges eingetreten war, war unzweifelhaft von jedem Gesichtspunkte aus viel wichtiger als eine etwaige Verringerung der Pfandsicherung für eine Anzahl deutscher Besitzer türkischer Papiere. Es wäre bloß geschäftsmännisch und daher unstaatsmännisch gedacht, das Letztere für das Wesentliche bei der Sache zu halten. Denn daß mit jenem Verlust die Einkreisung im Südosten vollzogen war, und daß sie im weiteren Verlauf, keine drei Jahre später, dann mit furchtbaren Blut- und Menschenopfern wieder aufgebrochen werden mußte, war unzweifelhaft einschneidender, als ein Zins- und selbst ein Kapitalverlust der deutschen Gläubiger der Türkei.

Ein Mann, der heute noch eine wichtige Stellung im Auswärtigen Amte einnimmt, schrieb im Frühjahr 1914 (!) folgendes: „Die Kriege werden zwar nicht mehr gefochten, aber kalkuliert; und das Ergebnis der Kalkulationen entscheidet heute wie früher das Ergebnis der Schlachten über die Vorteile, die der eine erringt; über die Beeinträchtigung, die der andere auf sich nehmen muß. . . . Die Rüstungen nun haben den Zweck, die Kalkulation des Krieges, das heißt, diesen bei den Verhandlungen so wichtigen Faktor, zu eigenen Gunsten und zuungunsten des Gegners zu verschieben."

Diese „Orient"ierung der Weltpolitik nach Börsengesichtspunkten, wie es Hans von Liebig nennt, hat übrigens der Geheime Legationsrat Riezler-Ruedorffer nicht selbst erfunden, so wenig wie das Pulver.

Mehr als ein Jahr vorher schon erschien in der „Berliner Deutschen Montags-Zeitung" (vom 10. Juni 1912) ein Leitaufsatz, gezeichnet Walter Steinthal, der in geradezu verblüffender Weise die Gedanken des erwähnten Buches vorausgeahnt hat. . . . „Unsere heutige Politik ist keine neuschöpferische, will keine sein." Bekanntlich ein Grundgedanke des Ruedorfferschen Systems, das mit einer sonst durchaus an ihm vermißten und offenbar persönlich nicht ganz unbeteiligten Leidenschaftlichkeit die Vorzüge der mäßigen Begabung und die Verderblichkeit neuer Gedanken in der Politik verteidigt. „Machen wir uns nichts weiß", fährt Herr Steinthal fort, „der Wohlstand der Nation, der wirtschaftliche Wohlstand ist der Angelpunkt unserer heutigen Politik; nationale Ehre — ein wunderschönes Wort, nur daß es keinen mündigen Deutschen mehr zum Schwerte lockt."

. . . „Deutschland gut regieren — das heißt heutzutage ein guter Rechner sein, wie Sems Nachkommen es stets gewesen sind." Ich führe wörtlich an, was Herr Steinthal schreibt. . . . „Mit einer guten wirtschaftlichen Prognose auf zwanzig Jahre hinaus ist die politische Frage von heute definitiv gelöst."

Ich muß nochmals betonen, daß ich wörtlich wiedergebe, sonst glaubt man es am Ende nicht. „Auf zwanzig Jahre hinaus", so viel wie „definitiv"; und ausschließlich „wirtschaftlich". Einen reineren und einfältigeren Ausdruck der Politik vom Standpunkt des Kontorstuhls aus könnte man gar nicht ausdenken. Wenn sie zwanzig Jahre gut verdient haben, können sie sich ja vom Geschäft zurückziehen, und was nachher geschieht, ist egal. Abgesehen von allem anderen, — wie unglaublich borniert sind schon allein solche wirklich sich als „politisch" ausgebenden Ausführungen. „Zwanzig Jahre", wo die deutsche Nation als solche, nämlich ungefähr noch in denselben Gegenden wohnende Menschen mit ausgeprägter Eigenart — tantum sui similes nach Tacitus — doch nun seit den ersten geschichtlichen Nachrichten an die zweitausend Jahre besteht; nebenbei bemerkt, als Nation nahezu ein Jahrtausend länger als der französische und der englische Nationaltyp, die erst von der eingetretenen Verschmelzung ihrer verschiedenen Volksbestandteile gezählt werden können; der Kelten, Lateiner, Franken, nach etwa 843; der Briten, Sachsen, Dänen, Normannen, nach 1000.

„Darum sind heute an den Stellen, wo unsere Geschicke gelenkt werden, Männer mit kaltem, nüchternem Wirtschaftsverstand, Rechner, Prognostiker für materielle Werte vonnöten. Ob's gar so verfehlt wäre, sich die aus den Reihen der jüdischen Rasse zu holen? Ob's nicht einer der besten Regenteninstinkte Wilhelms des Instinktiven ist" — übrigens ein unverschämter Ausdruck; ganz so familiär sind die Beziehungen des Hauses Steinthal zum Hause Hohenzollern doch wohl noch nicht, wie sie hiermit angedeutet werden sollen — „immer und immer wieder, wenn er in heikeln Situationen

guten Rates bedarf, die Ballin, Rathenau, Friedländer ins Schloß zu bitten. ... Unsere Kriege werden heute auf einem Streifen Rechenpapier geführt. Die Staatsmänner berechnen sich, jeder à part, ihre Chancen. Und wenn die sogenannten Entrevuen kommen, dann präsentieren sie sich die Zettel. Und auf wessen Zettel die geringsten Chancen errechnet sind, der muß klein beigeben, der hat verloren."

Das ist ganz genau, nur ein wenig zugespitzter, oder auch schmockiger ausgedrückt, die epochemachende Theorie, die der Geheime Legationsrat Riezler in ein stattliches Buch verarbeitet hat.

Es soll einmal ganz abgesehen werden von allem, was man von einem bestimmten menschlich-ethischen Standpunkt aus zu dieser Auffassung zu sagen hätte. Es soll hier davon abgesehen werden, denn ein ethisches Werturteil kann man einem abweichenden Empfinden ja doch niemals mit Verstandesgründen beibringen. Wer den Zweck der gesellschaftlichen Kultur darin sieht, den tüchtigsten Geschäftsmann zu fördern und an die maßgebenden Stellen des Gesellschaftsbaues zu bringen, der kann es gar nicht verstehen, wenn ein anderer eine Gesellschaftsform gerade um deswillen verurteilt, weil sie eine Herrschaft der Menschen mit den kräftigsten Erwerbsinstinkten herstellt und diejenigen Menschengruppen verkümmern und schließlich aussterben läßt, die irgendeiner menschlichen Sache um ihrer selbst willen und ohne vorherrschende Erwerbsabsichten zu dienen gewillt und begabt sind. Aber jene Meinung ist — ganz abgesehen davon, daß sie unseres Erachtens niedrig und entwürdigend ist, was einzusehen aber allemal freilich schon eine bestimmt geartete Empfänglichkeit des Betreffenden, ein ethisches „Vorurteil" voraussetzt — vor allem blitzdumm. Was kann mehr und unmittelbarer mit den Tatsachen in Widerspruch stehen, was ist gründlicher durch die Ereignisse seit dem August 1914 widerlegt worden als diese „politische" (!) Theorie. Amerikanische Zeitungen — und den Amerikanern muß ja freilich diese börsenmäßige Auffassung des staatlichen Lebens sehr gemäß und willkommen sein — haben nach dem Kriegsausbruch haarscharf bewiesen, daß Deutschland gegenüber der mehr als fünffachen Übermacht in spätestens drei Monaten völlig am Boden liegen müsse. Wenn die Kriege wirklich nur kalkuliert würden, wie der Herr Geheime Legationsrat meinte, nach dem „Zettel", nach den „errechneten Chancen", wären wir allerdings unweigerlich die Besiegten. Es war aber bisher auf allen Fronten umgekehrt. Die Rechnung war grundfalsch; sie hatte eine mitwirkende Kraft bloß zahlenmäßig in Rechnung gestellt, die offenbar in dieser Art nicht richtig eingestellt war, nämlich den deutschen Menschen.

Die beim Weltkrieg beteiligten Menschenkräfte ließen sich anscheinend doch nicht so einfach als vertretbare Sachen — pondere, numero, mensura — in die Rechnung einstellen. Die auf der einen Seite in Rechnung zu stellende Einheit des homo teutonicus konnte, wie die der „vorherigen Kalkulation" so merkwürdig widersprechenden Tatsachen ergaben, doch anscheinend nicht

einfach gleichgesetzt werden dem Faktor Baschkire, Russe, Senegalese, Engländer, Gurkha, Tschude, Franzose, Australier, Kanadier und so weiter in der Völkerschau.

Die Menschen sind anscheinend doch verschieden; nicht nur von Haarfarbe und Haut, sondern auch von Eigenschaften des Verstandes und noch mehr des Willens. Für jenes Bestreben, alle Menschen und alle menschlichen Dinge geschäftsmäßig zu „kalkulieren", ist diese Verschiedenheit eine störende Tatsache, die man verwirft und am liebsten einfach leugnet; trotzdem die Tatsächlichkeit jener Verschiedenheit sich immer wieder auf die spürbarste und unweigerlichste Art kundgibt.

Es ist vom Kontorstandpunkt aus einfach eine Gemeinheit, daß ein so schwer berechenbarer, nicht durch Zahl und Gewicht feststellbarer Faktor, nämlich der Posten „deutscher Mensch", in der Rechnung vorkommt. Wie soll man da richtig kalkulieren und vorteilhaft spekulieren können! Alle klugen Leute waren sich doch darüber einig, daß Deutschland vor diesem Bündnis unweigerlich in die Knie brechen müsse. Und nun weigert es sich hartnäckig.

Es hängt, nebenbei bemerkt, mit diesem Standpunkt zusammen, daß man im Ausland beständig von unserer vorzüglichen Organisation als dem Grunde unserer unerwarteten Widerstandskraft spricht. Das sollte man bei uns dem Feinde nicht nach dem Munde sprechen. Unsere Organisation hat ihre Vorzüge; die militärische mag auch vorwiegend gut sein; die zivile war es nicht, und auf manchen Gebieten, zum Beispiel dem der Fleischversorgung, hat sie wahrscheinlich mehr Schaden gebracht, als das gänzliche Fehlen jeder Organisation es getan hätte. Jedenfalls ist jede Organisation verbesserungsfähig und kann von anderen nachgemacht werden. Was die Feinde aber nicht nachmachen können und was der eigentliche und nicht entreißbare Grund unserer Überlegenheit ist, das ist das deutsche Menschentum; die höhere Artung des deutschen Menschen nach Willens- und Verstandeseigenschaften; des einzelnen Soldaten, des einzelnen Führers, des einzelnen Geistesarbeiters. Und das ist freilich gerade das, was unsere Feinde um keinen Preis sich eingestehen wollen.

„Man braucht nur", schreibt der französische Rasseforscher Finot (geboren als Finkelstein), „Neger oder Eskimos ein paar Generationen hindurch zu Weißen zu bringen, um sie auch zu Weißen werden zu lassen." Er soll es doch einmal versuchen, oder vielmehr ist es ja schon unzählige Male unternommen worden, nur mit durchaus ausbleibendem Ergebnis. Die Behauptung des Herrn Finot, in einem angeblich wissenschaftlichen Werk: Le prejugé des races, steht durchaus gleich der Behauptung, daß zweimal zwei gleich fünf sei. Nur würde, wer diesen Satz zum Ausgangspunkt für ein mathematisches Werk nähme, vermutlich keinen Verleger finden, sondern einen sicheren Aufenthalt in einer Anstalt. Herr Finot hat einen Verleger gefunden. Denn über politische und soziale Dinge darf man immer wieder auch den haarsträubendsten Widersinn vorbringen, weil es

nämlich immer Leute gibt, die von irgend einem wirklichen oder vermeintlichen Interessenstandpunkt aus den betreffenden Widersinn glauben wollen.

Fürst Bülow hat in seinem kürzlich erschienenen Buch über deutsche Politik scharf zu betonen für nötig gehalten, daß ein Staat kein Erwerbsgeschäft sei und anderen Gesetzen und Möglichkeiten unterfalle als rein geschäftlichen. Lothar Bucher hat in seinen an Umfang geringen, an Gedankeninhalt und staatsmännischer Voraussicht so unvergleichlich reichen Schriften mehrfach ausgesprochen, wie wenig ausschlaggebend in politischen Dingen das Geld und die Finanzmacht sei. Schon damals hat Lothar Bucher, der größte Mitarbeiter des Fürsten Bismarck, das auszusprechen für nötig gehalten, als die Gefahr mammonistischer Staatsauffassung für Deutschland doch noch ziemlich fern zu liegen schien. Er hat auch darin richtig gesehen, daß diese Gefahr näher lag als es scheinen mochte. Wie er ja auch schon in den fünfziger Jahren England und besonders die Scheinnatur des englischen Parlamentarismus durchschaute, obwohl er damals noch als Achtundvierziger Flüchtling in England lebte; welche unerreichte Sachlichkeit und Unbeirrtheit des politischen Urteils gegenüber persönlichen Stimmungen und herrschenden Parteidogmen bedeutet das.

Es soll den Männern der ausschließlich auf das Wirtschaftliche gerichteten politischen Auffassung natürlich, wenigstens bis zum Beweise des Gegenteils, der gute Glaube nicht bestritten werden; nämlich daß sie die ihnen anvertrauten Geschäfte nach bestem Willen zum Wohle Deutschlands führen wollen. Zum mindesten den meisten von ihnen nicht; wer von einer möglichst gewinnbringenden Wirtschaftspolitik „für die nächsten zwanzig Jahre" als von dem obersten Ziel der deutschen Staatskunst redet, der handelt wirklich schon so grob fahrlässig, daß dieser Grad von Nachlässigkeit der bösen Absicht sehr nahe kommt. Aber den guten Glauben vorausgesetzt: Deutschland ist nun einmal tatsächlich keine Aktiengesellschaft, ganz gewiß nicht. Auch nicht eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Vielmehr wird, um nur einen Unterschied hervorzuheben, bei dieser Menschenverbindung nicht nur mit dem Anteil oder selbst mit einer Haftsumme darüber hinaus, sondern mit Leib und Leben der Glieder gehaftet, und zwar mit Leib und Leben von Geschlechterfolgen, auf Kinder und Kindeskinder hinaus.

Wie ist schon durch den bisherigen Verlauf des Krieges die vorwiegend auf privatwirtschaftliche Auffassung eingestellte Richtung der Nationalökonomie widerlegt worden; die schon von Carlyle in seiner mehr instinktiven als methodischen, aber meist richtig ahnenden Art so scharf bekämpft wurde; sehr unenglisch, wie er ja überhaupt war.

Ein berühmter süddeutscher Nationalökonom meinte zu Beginn des Krieges, Deutschland werde diesen Krieg finanziell keine paar Monate aushalten können! Und der Vertreter der Staatswissenschaft an einer rheinischen Hochschule schrieb einige Jahre vor dem Krieg zur Frage von

Agrar- und Industriestaat folgendes: es sei nicht möglich, neben der Entwicklung zum Industriestaat auch den heimischen Ackerbau in der Weise auf der Höhe zu halten, daß er die notwendigen Bedürfnisse aus dem eigenen Lande befriedigen könne. Das sei auch gar nicht notwendig, denn in jedem Kriege finde der Handel doch seine Wege ins kriegführende Land. Wenn aber wirklich einmal die Feinde von allen Seiten kämen, dann sei Deutschland ja doch auf jeden Fall verloren. Mit diesem übrigens auch so unwahrscheinlichen Fall brauche man deshalb nicht zu rechnen. Es war grausam gegen seinen Urheber, daß die „Deutsche Tageszeitung" diesen Spruch gerade jetzt ausgegraben hat. Aber man kann auch im Kampf der Meinungen um der Sache willen Grausamkeiten nicht immer vermeiden. —

Nun, die furchtbar eindringliche Lehrart dieser Kriegsjahre wird wohl solche Meinungen auf einige Zeit verstummen machen. Es war ja zu unserem Heil noch nicht zu spät, wie hoffentlich für England, seitdem es nach dem Willen des Herrn Cobden seine Landwirtschaft der Industrie geopfert hat; des Herrn Cobden, der sich wahrscheinlich für einen patriotischen Engländer hielt, der aber eben, more anglico, sein persönliches Interesse an der gesteigerten Ausfuhr seiner baumwollenen Unterhosen unter die Lebensziele seiner Nation einreihen zu sollen, leicht sich überzeugte. Wie jetzt in etwas größerem Maßstabe seine Landsleute das, was ihr Geldinteresse verlangt, auch für den Weg der Vorsehung und das höchste Gut der gesamten Menschheit zu halten geneigt sind. Heil uns! Quem di perdere volunt, eum prius dementant.

Die mammonistische Lebensauffassung — oder auch die ausschließliche Behandlung und Wertung aller Dinge und Menschen vom rein wirtschaftlichen und meist vorwiegend vom lediglich privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte aus — ist nicht erst ein Ergebnis der neuzeitlichen Entwicklung. Sie ist schon kennzeichnend für die sinkende römische Welt.

Die groß geplanten, aber erfolglosen Bevölkerungsgesetze des Augustus bekämpften ihre Wirkungen, den Geburtenrückgang und die Veränderung der bestehenden sozialen Herrschaftsverhältnisse durch neue und auf eine neue Art, nämlich durch Geldbesitz zu sozialer Macht gekommene Menschengruppen.

Sie ist auch nicht auf bestimmte Völker beschränkt, wenn sie auch bestimmten Nationalcharakteren und innerhalb des einzelnen Volkes wieder bestimmten Berufsgruppen besonders entspricht. Wir halten die seit der Julirevolution in Frankreich herrschenden Schichten, ebenso die Engländer, die Amerikaner für Träger einer mammonistischen Lebensauffassung. In einem besonderen Sinne verkörpert sie sich aber in der jüdischen Nation, aus an sich sehr verständlichen Gründen. Die Juden haben die wichtigste Form volklichen Zusammenlebens, den nationalen Staat, bekanntlich schon seit vielen Jahrhunderten verloren. Das natürliche Bestreben einer jeden

Volksgemeinschaft nach Organisation greift deshalb nach der durch Geldmacht entstehenden sozialen Gliederung. Denn eine Organisationsform ist die plutokratische, die Gliederung der Menschen nach ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit und die Herrschaft der Reichsten, immerhin auch und darum immer noch besser als gar keine Organisation. Es hat politische Gemeinwesen solcher Gattung gegeben. Der punische Staat scheint dieser Art gewesen zu sein, und die modernen parlamentarischen Einrichtungen drängen in vielen Staaten nach diesem Ziele hin oder haben es schon erreicht.

Diese Staatsauffassung hat in unserer derzeitigen Reichsleitung ohne Zweifel einen großen Einfluß gewonnen. Der Verfasser des oben erwähnten Buches ist ein wichtiger und vertrauter Mitarbeiter des Reichskanzlers. Dieser hat sich zum Stellvertreter einen Berufsbankier gewählt und auch sein zweiter Stellvertreter entstammt einer Familie aus dem Erwerbsleben. Auch die sonst durch ihre Stellungen: wie Delbrück, Lewald und andere, einflußreichen Männer: wie Rathenau, Ballin, Goldberger und andere, entstammen alle dem Geschäfts- und Erwerbsleben. Kaum einer gehört nach Abstammung und Familientradition den Kreisen an, die in 200jähriger Arbeit den preußischen Staat gebaut haben. Der Reichskanzler selbst entstammt väterlicher- wie mütterlicherseits Familien, die durch mehrere Geschlechtsfolgen das Großbankiergewerbe in Frankfurt am Main und Paris betrieben haben.

Man sagt im allgemeinen, daß ein Unternehmen durch diejenigen Kräfte erhalten wird, durch die es gebaut ist. Ist Preußen durch Geldmänner und Geldgeschäfte geschaffen worden, oder nicht vielleicht durch andere menschliche Eigenschaften und Kräfte?

Jede ausschließliche oder vorwiegende Beschäftigung mit bestimmten Zweigen der menschlichen Tätigkeit, jeder bestimmte Beruf prägt natürlich auch seinerseits die Menschen, die ihn ausüben. Er macht sie notwendig bis zu einem gewissen Grade einseitig. Jede besondere Berufstüchtigkeit bedeutet ja allemal die Ausbildung nach einer besonderen Seite; das ist das vom Rembrandtdeutschen so leidenschaftlich bekämpfte, aber eben unvermeidliche Spezialistentum. Der Bankier nun und überhaupt der Erwerbstätige wird notwendig die Dinge und Menschen ausschließlich vom finanziellen Standpunkte aus sehen, und zwar vom privatwirtschaftlichen. Der Bankier hat es ferner nicht mit den eigentlichen wirtschaftlichen Dingen, nicht mit dem Wert, sondern mit dem Preis zu tun; das heißt mit der in einem bestimmten Kreis herrschenden Meinung über den Wert; ein bloßes Gerede, das auf diesen Kreis, auf die Börse, am Markt, Eindruck macht, ist für ihn, der es nur mit dem Preis zu tun hat, ebenso wichtig wie eine Tatsache und unter Umständen ausschlaggebend, mag das Gerede auch sachlich noch so unbegründet sein.

Der Reichskanzler bekämpft in seiner vierten Reichstagsrede den ihm gemachten Vorwurf, daß wir zu spät mobil gemacht hätten, mit der

Entgegnung: wenn wir drei Tage früher mobil gemacht hätten, hätten wir die Blutschuld auf uns geladen, die auf Rußland lastet! Nein!, mit Verlaub, das bedeutet eine starke Verkennung der tatsächlichen Lage und eine ebenso starke Überschätzung des Geredes und der papierenen Mächte. Die Blutschuld an diesem Kriege tragen die, die Deutschland und Österreich aufteilen wollten. Und das würde sogar dadurch nicht geändert worden sein, wenn wir, wie Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege, der zweifellos ein Verteidigungskrieg war, unsererseits zuerst mobil gemacht hätten, um dem drohenden Überfall zu begegnen. Es wäre ein bedauerlicher Mangel nicht nur an nationaler Leidenschaft, sondern eine Unkenntnis über die Vorgeschichte des großen Krieges, wenn der Kanzler der Meinung, wenn er wirklich der Meinung sein sollte, wir wären an dem Kriege schuld gewesen, wenn wir drei Tage früher mobil gemacht hätten. Das kann er ja nun nicht wirklich meinen und er meint es auch nicht, aber er versetzt sich offenbar in die Seele feindlicher Zeitungsschreiber — und hegt anscheinend immer noch die Hoffnung, bei diesen eine gute Presse für Deutschland zu finden.

Jene beiden Wesenszüge nun, die privatwirtschaftliche Auffassung und das Eingestelltsein nicht auf die Tatsachen selbst, sondern auf das Gerede und die allgemeine Meinung über die Tatsachen, sind der eigentlich politischen, staatsmännischen Auffassung der Dinge entschieden nachteilig, ja entgegengesetzt.

Denn der Staatsmann hat es — abgesehen von dem parlamentarischen Kampfplatz, der ja im Kriege zurücktritt —, im bedeutsamsten Sinne mit den Tatsachen selbst, mit der härtesten und phrasenlosesten Wirklichkeit zu tun. Diese richtig zu bewerten, unbeeinflußt von dem bloßen Gerede über sie, ist für ihn eine wesentliche Aufgabe. Um einzusehen, wie grundverschieden oder sogar unmittelbar gegensätzlich die privatwirtschaftliche Auffassung der politischen ist, dazu braucht man sich nur folgendes zu vergegenwärtigen. In privatwirtschaftlichen Verhältnissen ist der Schuldner vom Gläubiger abhängig, weil dem Gläubiger gegen seinen privaten Schuldner schließlich die körperliche Zwangsgewalt des Staates auf Anrufen der Gerichte zur Verfügung steht. In zwischenstaatlichen Verhältnissen macht sich umgekehrt der Gläubiger von dem abhängig, dem er Geld geborgt hat, wie jetzt Frankreich durch seine Milliardenforderungen auf Gedeih und Verderb an Rußland gebunden ist. Denn in zwischenstaatlichen Beziehungen hat man eben keine Zwangsvollstreckung und bezüglich des fraglichen wirtschaftlichen Wertes hat vielmehr der Schuldner die Oberhand, weil in seinem bloßen guten Willen die Rückzahlung liegt, und er damit auf den Gegner einen Druck ausüben kann.

Der jetzige große Kampf der Deutschen fügt sich den größten Zeiten unserer bisherigen Geschichte unter umfassenden weltgeschichtlichen Gesichtspunkten ein. Es ist wiederum der Kampf des deutschen Subjektivismus,

der auf die Einzelseele abstellt, gegen die absolute Lösung. Im zeitlich ersten Fall, beim Kampf gegen das römische Weltreich, handelte es sich um den Widerstand gegen die absolute Formel auf politischem Gebiet; der Sieg der Germanen über das römische Weltreich und die germanische Blutzufuhr hat die Bildung von Völkerindividualitäten und Nationalstaaten erst ermöglicht. Das zweite weltbestimmende Unternehmen der Deutschen, die geistige Bewegung der Reformationszeit, versuchte auf religiös-ethischem Gebiet der Einzelseele, der subjektiven Überzeugtheit Raum zu schaffen gegenüber der Überlieferung und ihren, eine allgemeine und überindividuelle Geltung beanspruchenden Formeln; ein Unternehmen, das an die moralischen Kräfte des einzelnen Gewissens vielleicht etwas allzu hohe Ansprüche macht.

Und nun, in unserem furchtbaren Krieg, ist es wiederum ein Kampf der germanischen Seele gegen eine absolute und die Individuen vernichtende Lösung des sozialen Problems, gegen die mammonistische Weltformel, die um deswillen die schwerste der bisher aufgetretenen Gefahren für die persönliche Freiheit ist, weil die Erde erst in unseren Zeiten durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel wirklich eine Einheit geworden und weil damit erst die Möglichkeit für eine wirklich unentrinnbare Tyrannei einer Weltformel gegeben ist.

Es kann hier nur angedeutet werden, wie die sogenannte „Gentlemankultur" eine rein mammonistische Weltanschauung bedeutet, mit dem kümmerlichen Lebensziel der Respektability und der sicheren Rente; und wie maßlos das geistige und sittliche Leben verflachen und veröden würde, wenn die Weltherrschaft des gewandtesten Geschäftsmannes sich wirklich durchsetzen würde.

Der sogenannte deutsche Militarismus bedeutet allerdings einen Gegensatz dazu; er bedeutet nämlich die Beanspruchung und dementsprechend auch die Gliederung der Menschen nach persönlichen Eigenschaften, vorwiegend des Willens; nach dem Persönlichkeitswert[1]).

Der deutsche Militarismus ist darum, wie kürzlich übrigens auch ein Holländer erkannte und aussprach, die alleinige Gewähr und Hoffnung für die Entwicklung der Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit; gegenüber der mammonistischen Gliederung, deren Formel von menschlichen Eigenschaften nur den rechnenden Verstand brauchen kann. Das ist der tiefere menschheitliche Sinn des deutschen Daseinskampfes. Es ist darum, nebenbei bemerkt, nur folgerichtig, daß Amerika uns feind ist.

Diesen Kampf können wir aber nicht gewinnen, wenn wir von Männern geführt werden, die im Herzen schon besiegt sind; die heimlich dem Baal-Mammon der Feinde opfern und ihn mehr fürchten, als unseren Gott.

---

[1]) Vergl. „Händler, oder Helden?" Augustheft 1915.

Die „nationale“ Einheitsschule.

Prof. Dr. H. G. Holle.

Wenn wir überrascht und erfreut waren, daß beim Ausbruch des Krieges die Arbeiterschaft bewiesen hat, daß trotz der außer- und selbst widervölkischen Verhetzung durch die Sozialdemokratie das nationale Empfinden in ihnen noch nicht erloschen war, so wäre es eine merkwürdige Logik, daraus für das Volk als Ganzes eine besondere Pflicht der Dankbarkeit für ihr „Mittun“ herzuleiten, die uns nötigte, der Demokratisierung des Staates weiter nachzugeben. Der Geist der Demokratie war es jedenfalls nicht, der uns zum Siege geführt hat!

Für die große Mehrzahl der Arbeiterschaft war vor dem Kriege „sozial“ gleichbedeutend mit Herrschaft des Proletariats, bei den höheren Klassen bedeutete das Wort „Sorge für die minderbemittelten Klassen“. In der heute mit so großem Eifer geforderten Einheitsschule würde das Kind der Gebildeten und Wohlhabenden auf der gemeinsamen Unterstufe unter einer Überzahl von Genossen, die durch verbissene Redensarten der Eltern und durch eine aufreizende Jugendliteratur zum Klassenhaß erzogen sind, das verfemte Kind sein. Das arme Kind unter den reichen auf der höheren Schule ist heute das verhätschelte Kind, dem man die Schulgeldfreiheit auch dann nicht entzieht, wenn es sich als dumm, faul und störrig erweist. — Ich nehme an, daß der größte Teil der Arbeiterschaft, die jetzt im Kriege steht, umgelernt und die Notwendigkeit der ständischen Gliederung des Volkskörpers begriffen hat. Ihre Frauen freilich, gerade weil sie unterstützt und vielfach bevorzugt werden, haben nicht umgelernt. Was jede etwas besser gekleidete Frau heute beim „Butterstehen“ an Sticheleien, wörtlichen und selbst tätlichen Beleidigungen auszuhalten hat, läßt darauf schließen, was ihren Kindern in der allgemeinen Schule blühen würde.

Wenn heute fast die gesamte Volksschul-Lehrerschaft für die „Einheitsschule“ eintritt und eine immer lebhaftere Agitation dafür entfaltet, so wäre das nicht zu verstehen, wenn nicht persönliche Standesbestrebungen dabei mitspielten und unbewußt den Ausschlag gäben. Die bei den Befürwortern der Einheitsschule immer wiederkehrende Forderung der „Vereinheitlichung des Lehrerstandes“ gibt den deutlichen Hinweis. Ohne das Mitspielen solcher Bestrebungen wäre es nicht zu erklären, daß der die Einheitsschule fordernde Beschluß des Allgemeinen Lehrertages in Kiel einstimmig gefaßt werden konnte. Gibt es doch auch unter den nichtakademischen Lehrern solche, die sich über die natürlichen Standesbelange hinwegsetzen und sachlich die Wirkung der Einheitsschule überdenken können und zu ihrer Verwerfung gelangen. Aber sie treten nur vereinzelt wie der Frankfurter E. Ries

öffentlich hervor; auf der Versammlung in Kiel durften sie es nicht wagen, gegen den Strom zu schwimmen. Sicher spielen auch allgemein-politische Ansichten und Absichten bei den Befürwortern der Einheitsschule mit, die mit oder ohne, jedenfalls aber nicht gegen ihren Willen die Geschäfte der demokratischen Parteien besorgen.

Ebenso ist die überwiegende Stellungnahme der akademischen Lehrer gegen die Einheitsschule aus dem Gefühl der notwendigen Verteidigung ihrer Stellung begreiflich, die wie andere Standesunterschiede ihre geschichtlich begründete Berechtigung hat, wenn auch die größere Leidenschaftlichkeit und Kampfeslust auf seiten der Angreifer ist. Jedenfalls haben sie die Notwendigkeit des Widerstandes erkannt und die Frage der Einheitsschule auf die Tagesordnung der nächsten Hauptversammlung gesetzt. — Die Allgemeinheit wird die sachlichen Gründe beider Parteien zu werten suchen.

Im Gefühl des wachsenden Widerstandes haben die Verfechter der Einheitsschule nun ein neues Kampfmittel gefunden, indem sie seit der Allgemeinen Lehrerversammlung die Einheitsschule als „national" bezeichnen. An der Begründung der Einheitsschule hat sich sonst nichts geändert. Wenigstens habe ich vergeblich gesucht, was denn die Berechtigung dieser Bezeichnung gäbe, es sei denn, sie wäre darin zu finden, daß die höhere Bildung jedem deutschen Staatsbürger ohne Rücksicht auf seine Herkunft gleichmäßig zugänglich sein soll. Das besagt aber nichts anderes, als was schon in dem Worte „Einheitsschule" ausgedrückt ist. Es ist also nur ein Mäntelchen, was der Sache umgehängt wird, um völkisch gesinnte Kreise für die Sache einzufangen. So wird die Bezeichnung neuerdings von F. A. Müller in der „Täglichen Rundschau" (Nr. 201 der Unterhaltungsbeilage) benutzt, deren weite Verbreitung in nationalen Kreisen mich zu diesen Ausführungen angeregt hat. Die verschiedene soziale Herkunft und Erziehung bedingt gerade auf der Unterstufe ebenso große Unterschiede in der Aufnahmefähigkeit der Kinder wie die Rücksicht auf die spätere Laufbahn Unterschiede in der Unterrichtsweise. Die höhere Schule kann nicht einfach die Fortführung eines gleichen „Unterbaues" durch einen verschiedenartigen „Aufbau" sein. Als wenn die höhere Schule dem Elementar-Unterricht nur allerlei neue „Fächer" hinzufügte, während doch die Volksschule als Vorbereitung für allerlei einfachere praktische Berufe ihre besondere Aufgabe hat, ebenso wie die Mittelschule und die höheren Schularten für andere. Für jede Schulart ist deshalb die Sonderung von Anfang an der erwünschteste Zustand. Das einigende Band ist die völkische Gesinnung und staatstreue Willensrichtung der gesamten Lehrerschaft.

Auch bei Müller soll es die Hauptwirkung der Einheitsschule sein, daß „die Verteilung der Schüler auf die einzelnen Schularten nicht nach dem Stande und dem Vermögen der Eltern, sondern nach der Veranlagung der Kinder erfolgt". Diese „gerechte" Forderung einer Auswahl der

Tüchtigeren für die höheren Berufe muß doch selbstverständlich ziehen[1]). Besonders bei der großen Masse, in der jeder gern glaubt: „Ja, wenn ich nicht als Proletarier von der höheren Schule ausgeschlossen gewesen wäre, hätte ich statt Arbeiter jetzt ebensogut Regierungspräsident sein können.“ Auswahl des Tüchtigen muß ja allemal gut sein und zum Fortschritt führen! — Hier liegt ein Mißverständnis an sich falscher Darwinscher Lehren zugrunde, die, nachdem sie in den Kreisen der Wissenschaft abgewirtschaftet haben, in niederen Regionen der Bildung noch die Herrschaft bewahren. Denn bei dieser Auswahl wird ja nur die individuelle, nicht eine vererbliche Begabung berücksichtigt; auch handelt es sich überhaupt um keine „Auswahl zur Nachzucht“. Im Gegenteil, bei der Verminderung der Nachkommenschaft in höheren Berufen ist es eine Auswahl zum Verbrauch, im günstigen Falle zum Besten des gegenwärtigen Volksganzen. Die Einheitsschule würde diesen Verbrauch ins ungemessene steigern und damit Raubbau treiben an unserem Volkstum.

Zur Begründung könnte ich mich auf die von F. A. Müller angeführten Worte des Oberstudienrates Dr. Kerschensteiner auf der Allgemeinen Lehrerversammlung berufen, die merkwürdigerweise zur Befürwortung der Einheitsschule gesprochen sind und den Beifall der allgemein für die Einheitsschule eingenommenen Hörerschaft gefunden haben: „Die Menschen, die äußerlich alle zur Gattung homo sapiens gehören, sind innerlich nicht bloß nach dem Milieu, in dem sie leben, sondern auch nach der Art der Anlagen, die sie ererbt haben, und nach dem Tempo, in dem sie sich entwickeln, so grundverschieden, daß eine allgemeine öffentliche Schule mit einheitlichem Lehr- und Erziehungsplan eine unverzeihliche Torheit wäre, eine der größten, die ich kenne.“ Nun sagt allerdings Müller, die „Einheitsschule“ sei keine „Gleichheitsschule“. Aber er beruft sich doch auf die den vorigen widersprechenden Worte Kerschensteiners, der nicht fortgefahren hat: „also muß das Schulwesen, insbesondere auch auf der Unterstufe, diesen natürlichen, vererbten und überlieferten Unterschieden angepaßt sein“, sondern: „jede Differenzierung der öffentlichen Schule nach ökonomischen oder sozialen Rücksichten ist eine Verletzung des Rechts- und Kulturstaats.“ Die „Gleichheit“ liegt also in dem geforderten „gleichen Recht für alle“, diesem Schlagwort der demokratischen Parteien, das unter Verkennung der von Kerschensteiner selber betonten Ungleichheit der natürlichen Gruppen das Volk als ein Aggregat von Individuen ansieht, das jede auf der Geburt und Überlieferung beruhende gesellschaftliche und Standesgliederung des Volkes, wie sie in jahrtausendelanger Entwicklung sich herausgebildet

---

[1]) Das Schlagwort „Freie Bahn für alle Tüchtigen“ hat auch der Reichskanzler in seiner Rede vom 28. September sich zu eigen gemacht und es als eine Staatsnotwendigkeit bezeichnet, die sich gegen alle Hemmungen durchsetzen wird, die Kräfte, die zu schaffen, zu wirken verlangen, für das Ganze zu nutzen. — Das Wort sollte lauten: „Freie Bahn für alle sich Bewährenden!“

und trotz der allen menschlichen Einrichtungen anhaftenden Mängel für den allmählichen Aufstieg des Nachwuchses sich bewährt hat, über den Haufen werfen will. Nicht in der Verwischung der ständischen Gliederung, sondern im Ausgleich der Klassen-Gegensätze, in der gegenseitigen Würdigung und in der Förderung der besonderen Aufgaben jedes Standes liegt das Heil des Volksganzen. Die Beseitigung der natürlichen Gruppen, von der Familie angefangen, würde allerdings die Einheitsschule gründlich besorgen! Aber statt der erstrebten „Vereinheitlichung" des Volkes würde sie eine hierarchische Rangordnung und Klickenwirtschaft herbeiführen, deren ständig fließende Grenzen eine gedeihliche Fortentwicklung ausschließen.

Schon die von den Vertretern der Einheitsschule geforderte „Vereinheitlichung der Lehrerschaft" (einschließlich der Hochschullehrer?) würde nicht zustande kommen, vielmehr würde die schroffe Sonderung der Volksschule, die nach Abgabe der für höhere Stufen ausgewählten Schüler nur Minderwertiges enthält, auch eine scharfe Sonderung der für diese bestimmten Lehrerschaft von der übrigen herbeiführen. So würden auch die Berufsstände, die aus der einen oder anderen Schule sich ergänzen, schroffer als jetzt sich gegenüberstehen, aber sie würden nicht mehr wie jetzt auf der Familie als der „Keimzelle des Staates" aufgebaut sein. Denn wie soll das schon gelockerte Familienband noch weiter zusammenhalten, wenn der eine Sohn (oder Tochter!) nach seiner „Begabung" zum Geheimrat, der andere zum Tagelöhner bestimmt ist. Keimzelle des Staates ist die Familie wie in bezug auf den gesellschaftlichen Aufbau des Volkskörpers, auch in bezug auf die Volkswirtschaft. Durch die Einheitsschule wird nicht nur der zu Höherem berufene und durch den Staat geförderte Sohn den Zusammenhang mit dem Elternhause verlieren, sondern es wird auch der Vater, der nicht mehr für ihn zu sorgen braucht, keine Veranlassung mehr haben zu sparen und seine Arbeitskraft anzuspannen. — Daß es Familienüberlieferung gibt und eine Familienbegabung, die in einzelnen Gliedern latent sein, aber in deren Nachkommen wieder hervortreten kann, das kümmert trotz Berufung auf die Natur das mechanisch-individualistische Denken nicht. — Und wo bleibt die erziehende, an die Arbeit der Familie anknüpfende Aufgabe der Schule? — Bisher wurde die Möglichkeit und die Wirksamkeit der Erziehung vielleicht überschätzt, jetzt soll die Schule Sortierungsanstalt werden! Denn ein in das Leben des Schülers so eingreifendes Bestimmungsrecht der Schule muß, um den unvermeidlichen Beanstandungen, denen es ausgesetzt sein wird, zuvorzukommen, das ganze Wesen der Schule in seinen Bann zwingen.

Ob die Sortierung wohl zuverlässig sein würde? — Nicht einmal der Verstand, sondern die rasche Aneignungsfähigkeit würde ausgewählt werden. Armer Germanen-Nachkomme mit deiner langsamen Entwicklung, du wirst künftig der Dienende in Deutschland sein! Der rasch sich entwickelnde jüdische Sprößling aber wird zu der maßgebenden Stellung, die ihm jetzt schon

winkt, von Amts wegen berufen werden. Die „Klugheit" wird herrschen. Wird sie auch schaffen? — War die schaffende Begabung bisher nicht Sache der „Vernunft", des unbewußten intuitiven Denkens? Wird die „Begabungsschule" diese Begabung auch auswählen und nicht vielmehr in den Kindern als „zerstreuende schädliche Phantasie" von höheren Berufen ausschließen? — Und die Zuverlässigkeit des Charakters? — Ja so, auch das „Betragen" soll bei der Auswahl berücksichtigt werden: der augendienerische „Musterknabe" wird das Ziel erreichen. — Bisher sollte auch Willenskraft zum Schaffen nötig sein. Wird in der „Begabungsschule" der Wille der Kleinen nicht als „Trotz" verdammt und der ihn zeigt nicht zu untergeordneter Stellung verurteilt werden?

Wird die Auswahl für die höheren Berufe nicht vielmehr unter den jetzigen Umständen viel richtiger getroffen, wenn die Begabung nicht von Staats wegen gegängelt wird, sondern sich selber Bahn brechen muß, um über das Familienherkommen hinauszusteigen? Für die Erleichterung des Aufstiegs geschieht schon jetzt übergenug, das zeigt die Zusammensetzung der Schülerschaft in den höheren Schulen. In Frankfurt a. M. kommen nach Ries auf hundert Schüler an Söhnen von Fabrikarbeitern, Werkmeistern usw. 20,1, von Handwerkern, Kleingewerbtreibenden 23,4, von kaufmännischen Angestellten 9,0, von Lehrern, Beamten (nichtakademischen) 13,0, von selbständigen Kaufleuten 10,4, von Fabrikanten 16,8, von akademisch gebildeten 7,0.

Nun erhebt sich die Frage, wer die Auswahl treffen soll. Nach einigen Vertretern der Einheitsschule soll die Erfahrung des bisherigen, also des unterstufigen Lehrers bei der Entscheidung den Ausschlag geben. Anderseits kann Begabung für die Wissenschaft nicht an Elementarfächern erkannt werden. Tatsächlich fällt das Urteil über die Begabung bei den späteren wissenschaftlichen Lehrern meist ganz anders aus, ganz abgesehen von möglichen Wandlungen der geistigen Entwicklung. Und wird nicht der durch „höhere Begabung" zu höherer Lehrerstellung Berufene, trotzdem er die Schüler bisher noch nicht kannte, die Entscheidung für sich beanspruchen? — Oder, nach Müller, der „Staat", das heißt der staatlich angestellte „qualifizierte", mit allen Methoden und Instrumenten der praktischen Psychologie ausgerüstete Begabungsprüfer? — Wird er die Verantwortung tragen können? Und werden nicht die ihres natürlichen Rechtes beraubten Eltern mit Sicherheit auf den Weg der Bestechung gedrängt werden? — Wird nicht der Prüfer unter dem Druck der Verantwortung im Zweifelsfalle sich für „höhere Begabung" entscheiden? — Dadurch würde der Zugang zu den höheren Berufen noch mehr gesteigert werden, als es die Wirkung der Einheitsschule an sich sein würde. Denn wenn schon jetzt die Eltern der zahlreichen vor Erreichen des Zieles abfallenden Schüler unter den heutigen Verhältnissen der Schule die Schuld zuschieben, so würde die Einheitsschule, bei der die Eltern sich auf die

amtliche Abstempelung ihrer Kinder für die höhere Laufbahn berufen könnten, diese gar nicht abfallen lassen dürfen. Nun berufen sich im begründeten Vorgefühl dieser Vermehrung, gerade wie die Frauenrechtlerinnen, jetzt die Vertreter der Einheitsschule auf die durch den Krieg vorgeblich nötig gewordene Ergänzung der großen Verluste. Als wenn die niederen Berufe keine Verluste gehabt und wir nicht vor dem Kriege schon eine Überfüllung der höheren Berufe gehabt hätten. Und sie verlangen eine Dauereinrichtung zur Behebung eines, wenn überhaupt vorhandenen, vorübergehenden Zustandes.

Angenommen aber, der Glaube an die Durchführbarkeit und Zuverlässigkeit der Begabungsprüfung wäre berechtigt, so würde der eingangs eröffnete Ausblick seine Begründung finden, daß die Einheitsschule alle Begabung aus den unteren Ständen heraussaugen würde. Intelligente Arbeiter, Handwerker, Kleinbauern würde es nicht mehr geben, die als Führer und Vorbilder ihres Standes und Berufes diesen zu heben fähig wären. Aber den Nachwuchs für die höheren würden diese erschöpften Stände wie bisher liefern müssen; die Begabung aber, die sich auf die amtliche Anerkennung berufen kann, statt sich durch Leistungen im Leben bewähren zu müssen, die den gebahnten Weg vor sich sieht, statt sich selber Bahn brechen zu müssen, wird notwendig erschlaffen. — Welch ein Ausblick in Deutschlands Zukunft! Ich glaube nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich im Hinblick auf den heute maßgebenden Einfluß der die Einheitsschule fordernden politischen Parteien in der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift", Jahrg. XIII, Heft 4, die Einheitsschule „eine dringende Gefahr für unser Volkstum" genannt und als „die Vorstufe des Zukunftsstaates" bezeichnet habe.

F. A. Müller sagt zur Begründung der Einheitsschule, die höhere Schule habe ja doch schon jetzt die Macht, Kinder auszuschließen. — Hier liegt derselbe Fehlgang „mechanischen Denkens" vor, der die Entstehung von Darwins Theorie der „natürlichen Zuchtwahl" veranlaßt hat, die „logische" Gleichsetzung von „Ausschließung der Untauglichen" mit „Auswahl der Tüchtigsten". Die höhere Schule wählt eben nicht die Tüchtigsten aus, sondern sie besorgt, allerdings keine erfreuliche, aber sehr notwendige Arbeit, den Ausschluß der Untauglichen, die auf dem Wege von Sexta an allmählich abfallen und von den höheren Berufen ferngehalten werden. Selbst das Bestehen der Abgangsprüfung beruht nur auf dem Nachweis des Mindestmaßes, das auch bei mäßiger Begabung durch Fleiß und Ausdauer erreicht werden kann, wobei mit Recht das „Erfahrungsurteil" der Schule den Ausschlag gibt. — Wenn die Tüchtigkeit, die unser Volk jetzt beweist, wie auch Müller sagt, wesentlich mit auf unserer Schule beruht, so ist es widersinnig, sie durch etwas grundsätzlich Verschiedenes zu ersetzen; man soll sie weiter sich entwickeln und den veränderten Zeiten sich anpassen lassen.

Das „aufgeklärte" Geschlechtsleben.

Dr. Franz Haiser.

Die wahre Natur des Geschlechtslebens ist ein Mysterium und der stumme Sittenbefehl, der hier, wie überall, den Geheimnissen der Schöpfung zugrunde liegt, ist der Instinkt. Der Instinkt aber schafft den Stil, der sich in den artverschiedenen Gruppengesetzen und Religionen kund gibt. Ist der Instinkt auf absteigender Bahn und verdorben, so wendet sich der Mensch hilfesuchend an die Vernunft, die aber gleichfalls versagen muß, wenn sie an keinen Stamm, an keinen Gruppenstil mehr gebunden ist. Denn auf „allgemeinem Wege" findet der menschliche Mensch keine „Wahrheiten", so viele Rassen so viele Gruppenstile, so viele Köpfe, so viele Meinungen. Den Blinden leitete der Tastsinn, den richtigen Weg zu finden, das heißt eben jenen Weg, der für ihn und seine Art vorgezeichnet war, den nunmehr Sehenden soll das Auge diesen Weg finden helfen, vermag das aber ebensowenig, wie die tastende Hand, wenn den Menschen der Ortssinn, wohin er zu wandern hat, nicht mehr leitet. Der Ortssinn hat auch den Sehenden zu leiten, ist er verloren gegangen, dann hilft weder Hand noch Auge und einer gerät auf die Bahn des anderen, alle vertauschen ihre Richtlinien und das Weltbild wird zum Mischkessel der „freien Selbstbestimmung", in dem sich die Menschheit selbst zerfleischt. Denn die „freie Selbstbestimmung zertrümmert den mühsam errichteten Bau der Pflicht und des Sollens in kürzester Zeit, um dafür allen atavistischen Regungen[1]), die an die Vorzeit erinnern, Tür und Tor zu öffnen. Den Urmenschen stellte ein ungetrübter Instinkt an seinen Posten, seine Selbstsucht leitete ihn, denn er baute als Individuum am Dome der Entwicklung. Freilich ein selbstloses Sollen stellte sich bereits damals schon dem unbeschränkten Wollen gegenüber: der Familiensinn. Der Mensch war nicht mehr bloß Einheit, nicht mehr bloß Individuum, sondern ist zur Zelle des künftigen Organismus Staat geworden. Schließlich wurde die Zelle selbst zum Teile eines großen, eines stets bewußter werdenden Organismus, und die freie Selbstbestimmung, die Erinnerung an die freie Zelle, hatte nunmehr ganz zu schweigen, denn nicht mehr der Teil, sondern das Ganze ist bewußt geworden, denkt, will und schafft. Der Staat ist Individuum geworden, das Ideale zu verwirklichen bestimmt ist.

Wir hatten bisher nur einen Rückfall in ein früheres Wollen, in den Urinstinkt des Individuums im Auge, wenn wir von der ungezügelten freien Selbstbestimmung des Geschlechtslebens sprachen. Den Geschlechtstrieb leiten in diesem Falle wohl rohe, unzeitgemäße, nicht gesellschaftsfähige

[1]) Wie da sind: freies Auslebenlassen des Geschlechts- und Erwerbstriebes, freie individuelle Ansichten über die Pflichten dem Staate gegenüber und das Verhältnis zu Gott und Religion, bedingt durch Weiberherrschaft, Herrschaft des Kaufmannsgeistes und der Abenteurer in den Wissenschaften.

Instinkte, der Teil hat sich vom Ganzen abgelöst, um wieder selbständig zu werden, es war eine Subordinationsverletzung gegenüber dem Willen und das Selbstbewußtsein des Organismus Staat, aber der ungezügelte Trieb war dennoch ein natürlicher. Ganz anders, wenn der Rückfall erfolgt, der Eigenwille des Individuums den Sieg davonträgt und keine natürlichen Instinkte mehr vorhanden sind. Der dekadente Geschlechtstrieb sinkt nunmehr zum Zerrbilde des Schöpfungswillens herab und gleicht in allen Stücken dem des entarteten Hundeköters, der nur mehr an der Manipulation mit Exkrementen Gefallen findet. — Nun treten die „Aufklärer" in Aktion. Die „Vernunft" soll jetzt helfen, wenn der Instinkt und der Stil des Volksgeistes, die eben diese „Vernunft" ehemals leiteten und führten, bereits beim Teufel sind. Was ist diese „Vernunft" der „Aufklärung"? Ein Labyrinth der Meinungen des Rassengemisches, das so viele Meinungen enthält, als es Köpfe und Rassen in diesem Konglomerate gibt. „Die Vernunft ist kein Ding für sich allein", sagt schon ein alter chinesischer Weisheitsspruch, aus der „Vernunft" spricht der Geschmack und der Wille rassisch differenzierter Individuen oder der Lebens- und Entfaltungsinstinkt von Gruppen, Cliquen und Verbänden.

Man wirft den Jesuiten vor, die Denkfreiheit mit einer Mauer zu umgeben und ihren Ordensgliedern die Welt nur durch eine farbige Brille beschauen zu lassen, das heißt nämlich durch eine Farbe, die dem Gedeihen des Ordens am zweckdienlichsten ist. Gingen die Jünger der „objektiven" Wissenschaften aller Zeiten je andere Wege? Steht uns die Göttin Urania persönlich gegenüber oder haben wir es mit ihren Priestern zu tun, die Menschen sind, wie alle anderen, die alle, alle für ihre Zunft und persönlichen Interessen besorgt sind? — Hand aufs Herz! Ein tiefer, aufrichtiger Blick in die eigene Seele getan von allen, die eines solchen Blickes überhaupt fähig sind! — Die ganze Welt besteht mehr oder weniger aus lauter Jesuiten, die sich untereinander nur durch ihr größeres oder geringeres Geschick und durch den Grad ihrer Aufdringlichkeit unterscheiden und der Orden des heiligen Ignatius ist im Grunde für den ehrlichen Denker noch am ungefährlichsten, weil sein Gebaren mit der tölpelhaftesten Naivität, der durchsichtigsten Tendenz und der geringsten schauspielerischen Gewandtheit zutage tritt. Für das kindliche Gemüt des „Freiheitlich-Fortschrittlichen" mögen immerhin die Jesuiten eine Gefahr bilden, ich — kenne weit, weit bessere Schauspieler und routiniertere Künstler! — Sie sind gerade in der Welt der „freien Gedanken" zu finden. Es gibt Schauspieler unter den Menschen, die selbst Götter zu täuschen vermögen, und, was das kostbarste ist, sich, den abgefeimtesten Schauspieler — selbst. Die Welt würde erlöst sein, wenn sie vollste Aufrichtigkeit atmen dürfte, weil sie aber eine Buße ist, darum herrscht auf ihr die Lüge.

Triebe, die weder ein gesunder, natürlicher Instinkt leitet, noch der Wille einer sozialen Gemeinschaft in geordnete Bahnen zwingt, sind sowohl

für Gattung als für Sozietät verloren, denn das Individuum verbraucht sodann sein Leben ausschließlich nur mehr für selbstische Zwecke. Ein solcher Geschlechtstrieb dient weder der Vermehrung noch der Auswahl durch Abstoßung aller geistigen und körperlichen Minderwertigkeit, noch den Rassen- und Kastengesetzen einer hochorganisierten, bewußten Sozietät, er verliert sich völlig in einer eigennützigen „freien Selbstbestimmung", die von unseren heutigen Volkserziehern noch dazu mit allen Mitteln propagiert wird! Die „Aufklärer" tun ihr möglichstes, diesen Zustand zu befestigen und zu vertiefen, denn sie haben keinen Sinn für eine straffe, blinde Erziehung der noch plastischen Jugend, es schwebt ihnen immer nur die „Aufklärung" des Erwachsenen vor Augen, die nur ganz vereinzelt das Gute will, doch stets das Böse schafft. Die Erziehung soll weit eher darauf hinauslaufen, das Kausalitätsbedürfnis des Menschen in allen Fragen der Pflicht und des Sollens zu unterdrücken, als zu beleben, wie das heutzutage mit wahrer Virtuosität geschieht, denn die Masse klärt man niemals zum Lösen des Rätsels der Urgründe, sondern höchstens zum Kausalitätsblödsinne auf! — Man gibt ganz öffentlich und mit der größten Schamlosigkeit das Geschlechtsleben preis, wie ein pflichtvergessener Beichtvater seine Beichtgeheimnisse, man dringt im Tempel der Götter bis zum Allerheiligsten vor, wo nur der Priester verweilen darf, um die Neugierde des Pöbels zu befriedigen und sich auf diese Weise Stimmzettel zu ergattern, die heiligsten Hieroglyphen der Priestersprache werden in die ordinärsten Dialekte übertragen und um Spottgelder verkauft, angeblich um Segen zu verbreiten, in Wahrheit aber, um durch diese schmutzige Kurpfuscherei Geschäfte zu machen und seinen vielgeliebten Namen in allen Tagesblättern zu lesen. Das Aufklärertum erzieht die Menschheit zum nüchternsten Materialismus. Es hat den gemeinsten Goldhunger großgezüchtet, der den heutigen Weltkrieg auf dem Gewissen hat, ein hypertrophischer Kaufmannsgeist und ein demokratischer Massennationalismus, der Milliarden Zeitungen von früh bis abends verschlang, damit ihm ja kein Stäubchen Politik verloren gehe, schwang sich zum Diktator in allen Ländern empor. Auch das Geschlechtsleben hat das Aufklärertum materialisiert, denn es muß ja populär und „naturwissenschaftlich" auftreten, um als „modern" gestempelt zu erscheinen. Der Idealismus vermag alles zu verklären, der Materialismus hingegen wird sich schließlich selbst zum Ekel und dies um so mehr, je klarer er sich selbst beschaut. Nicht allein die sexuellen Funktionen, selbst Eß- und Trinklust verwandeln sich sofort in Abscheu und Widerwillen, sobald sich der Materialismus der Speisen und Getränke bemächtigt. Ich bin Chemiker von Beruf und vertrage während der Mahlzeit keine Analyse meines Tisches, weil mir sonst sofort der Appetit vergeht. Brächte es einer wirklich einmal dahin, jeden Rest Idealismus von sich abzuwälzen und bloß nur als ein Stück Materie in der Materie zu leben und dieses Dasein noch obendrein fortwährend mit sonnenklarer Nüchternheit zu analysieren

und breitzutreten, ich dächte, weder Heißhunger noch der quälendste Vermehrungstrieb würde diesen Mann zwingen können, nach Wein, Speise und Weib zu begehren! So ekelt uns vor der Materie, so ekelt uns vor uns selbst, wenn wir uns bloß als ein Stück Materie beschauen! Wir sind Materie, und müssen sie dennoch fliehen und hassen, welch tiefer Sinn, welch hoher Naturwille liegt in diesem dunklen Triebe! Kein leerer Wahn ist es, kein Hirngespinst überspannter Menschen, ganz im Gegenteile, der natürliche Rasseninstinkt aller Völker und aller Zeiten ist es, der nach dem Immateriellen, nach dem Reiche des reinen Geistes strebt, den ein Wink des göttlichen Allwillens zu leiten scheint. Der Mensch wird häßlich, wenn sein Vermehrungstrieb der verklärenden Ideale immer mehr und mehr entbehrt, er verliert den Sinn für Schönheit des Leibes und der Seele, er wittert gleichsam nur mehr nach dem Weibe durch die niedersten Sinne, wie der Hund mit der Nase nach der läufigen Hündin. Der Grieche bestreute sein bräutliches Lager mit Blumen und seine Art ward schön; der heutige „Kulturträger" beobachtet während der Brautnacht womöglich die Funktionen des Plexus pudendalis, die er in irgendeinem Schandbuche für „Volksaufklärung", das natürlich einen Dr. Siegfried Karfunkel zum Verfasser hat, studierte. Je mehr wir uns wieder der Materie nähern, desto häßlicher werden wir, desto schlechter werden wir, desto mehr hassen wir uns selbst und unsere Umgebung! Entweder ungetrübter natürlicher Instinkt oder verklärtes Bewußtsein, aber Bewußtsein und Materie scheinen sich nun einmal gar nicht miteinander zu vertragen. Adler, Löwe, Pferd, Pantherkatzen sind hochedle Geschöpfe, der Affe hingegen ist ein intelligentes Scheusal, das alle Anlagen zur Widernatur und zur Dekadenz in sich trägt. Des Menschen Bestimmung war zu steigen, und die des Begattungstriebes, eine verklärte religiöse Zeremonie zu werden; der Christ hat diesen Akt dem Teufel überliefert, der moderne Natur-„Forscher" hat es verstanden, ihn auf das Niveau der Manustupration herabzudrücken! — Kirche und Wissenschaft reichten sich stets nur in einem Punkte die Hände, nämlich darin, alle Ideale zu materialisieren. Der Geist der modernen Wissenschaft verbohrt sich immer mehr in die Materie, um in ihr zu versumpfen, der Geist des Christentums verleugnet sie, jener des Altertums hingegen erhob sich auf steinernen Stufen zu den Göttern. Dort war weder ein Festrennen in ein totes mechanisches Geschehen bemerkbar, noch eine Lücke, eine Kluft, die nie zu überbrücken ist, sondern eine biologische Entwicklung. Ambrosia und Nektar nährte die Götter Griechenlands und die Menschen schmückten sich beim Gelage mit Blumen und Kränzen. Den modernen Menschen nährt kein Mahl mehr, das durch Volkssitten, religiöse Zeremonien, Kunst und Poesie, kurz durch die verklärende Macht des Stiles gewürzt ist, ihn nährt die tote Erkenntnis, der nackte Materialismus in Form von Nährpräparaten, mürrisch und einsam verspeist er sein Lecithin, Dynamin, seine Energetica und Antineuralgica, studiert kauend mit zwei Klemmern auf

der Nase die Gebrauchsanweisung samt den angepriesenen Erfolgen auf der Flasche, zermartert sein Hirn mit den synthetischen Funktionen des Präparates und das Resultat ist — die Atonie.

Alle Entartungen des Geschlechtslebens und die Früchte, die dieser Degeneration entsprießen, begleitet eine gewisse Lebensverneinung, der Wille zum Leben wird ein Wille zum Aussterben, die Gattung ist lebensüberdrüssig geworden. Der vom Menschen so hoch geschätzte Hund hat Kultur geleckt und ist infolgedessen beständig in Gefahr, auf abfallende Bahn zu geraten. Höher organisierte Wesen umgeben die Begattung stets mit einer poetischen Hülle, überall begleiten Tänze, Liebeslieder, anmutige und schmeichelnde Bewegungen den Akt. Der Hund hingegen ist einem ähnlichen ekelhaften Materialismus verfallen, wie der degenerierte Salonbummler im Smoking. Bezeichnend für die belastete Köterseele des Hundes ist seine Vorliebe für flüssige und feste Exkremente. Junge Hunde wälzen sich oft darin mit wahrer Wollust. Jedes Lebewesen besitzt einen natürlichen Abscheu vor seinen eigenen Ausscheidungen, dem Hunde sind sie eine Delikatesse! Selbst das Schwein sucht im Unrate nur nach Nahrung, dem Hunde aber ist der Unrat Selbstzweck[1]). Die Katze ist eines der reinlichsten Geschöpfe, der Kulturmensch verfolgt sie in der Regel grausam und mit wahrem Sadismus, weil sie sich seiner „Kultur" nicht fügt. — — —

Ideale heben alles Leben zu den Göttern empor und Ideale haben alle Lebensfunktionen zu begleiten. Bleibt der Zweck der Materie nur auf sich selbst gerichtet, beherrscht kein Wille das Leben, sich über sie zu erheben, dann stehen wir vor dem Abfalle alles Lebens, denn der Sinn des Lebens ist der Aufstieg des Stoffes zum Geiste.

Vermag eine nüchterne Wissenschaftlichkeit unsere natürlichen Instinkte, die wir im Laufe einer ungesunden Kulturperiode verloren haben, zu ersetzen? Ich denke niemals, denn Verwissenschaftlichung aller Lebensfunktionen ist auf diese trockene und dürre Art, wie sie heute in Szene gesetzt wird, gleichbedeutend mit der Materialisierung des ganzen Lebens, die entweder ein Festrennen alles Geschehens in ein totes Perpetuum mobile erzeugt oder gar einen Abfall im Gefolge hat. Aufschwung schafft einzig und allein das Ideal, das eine höhere Art Menschen im Busen trägt. Vorerst muß der Mensch selbst gehoben werden und einem göttlichen Ziele und Leitsterne folgen lernen, bevor er die Natur rings um sich richtig zu deuten versteht. Eine neue Rasse mit einem neuen Geiste muß erstehen, Geburt und Erziehung müssen zusammenwirken. Hentschel hat recht! Wenn er

[1]) Vornehme Exemplare dieser Tiere finden wir nur unter den Jagdhunden, bei denen ein intensiver Sportstrieb alle anderen unsauberen Anlagen übertönt und verkümmern macht. So ist beispielsweise der hochrassige Vorstehhund zu vornehm, seine edle Nase im Kote zu verunreinigen. Auch bei dem zum Wolfe zurückgezüchteten, stockhaarigen deutschen Schäferhunde konnte ich diese niedrigen Leidenschaften in der Regel nicht finden. Im allgemeinen kann man sagen: je mehr Köter, desto leidenschaftlicher der Kotwühler.

angeblich noch so trocken züchtet, angeblich noch so — materiell wird in seinen Ideen, Ideale bleiben sie immerhin, wenn sie sich auch auf stofflicher Erde, um reell zu werden, materialisieren müssen. Selbst ein Gott ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt! — Hentschel formt keinen Homunculus in der Retorte, er läßt Gott den Menschen schaffen! Um dies erreichen zu können, müssen wir uns aber Gott zuwenden und ihm nicht den Rücken kehren, wie der tölpelhafte, selbstbewußte Materialist. Schon Paracelsus sagte: „Die Natur hat ihren eigenen Arzt in ihr selber, der da heilet, was in ihr krank ist; also soll ein jeglicher Arzt wissen: im Leibe ist, der da heilet: So aber der Arzt meint, er sei, der da heilet, so verführt er sich selbst und kennt seine eigene Kunst nicht."

Uralt ist der Kampf zwischen Idealismus und Materialismus, uralt der Kampf zwischen dem aufsteigenden und dem abfallenden Menschen, zwischen Aristokrat und Köter. Der Köter will das Geschlechtsleben verpesten, damit nach und nach die ganze Menschheit seinem Reiche verfalle, er haßt alle Ideale, die von seiner ekeln Materie abdrängen und dem reinen Lichte des Geistes zustreben.

Frauenbewegung und Staat.

Prof. Dr. Fr. Sigismund.

(Schluß.)

Die zweite Frage muß lauten: Wer hat die Aufgabe, für diese Ideale im öffentlichen Leben einzutreten und für ihre Verbreitung zu wirken? Wenn das Wort „konservativ" nicht nur seiner Abstammung gemäß, sondern nach dem jetzigen Sprachgebrauch jemanden bedeutet, der an dem bewährten Alten festhält, so ist nur eine Antwort denkbar: der Mann, der den politischen Acker seit Jahrtausenden pflügt und die politischen Instinkte ungezählter Geschlechter geerbt hat. Die Frau hat bisher ihren geschichtlichen und nationalen Beruf im Hause erfüllt — durchaus zum Segen der Menschheit, und es ist ganz unkonservativ gedacht, wenn man sie ins öffentliche Leben hinausdrängen und ihr Arbeiten auferlegen will, die ihrem Wesen von vornherein fremd waren und es auch heute noch sind. Damit war eigentlich schon gesagt, daß eine Vereinigung konservativer Frauen, die — um für Verbreitung konservativer Anschauungen tätig zu sein — doch den Männern ins Handwerk pfuschen müßte, eine „contradictio in adjecto" war[1]), ein pseudokonservatives Gebilde, dem kein überzeugter Konservativer Gedeihen wünschen konnte, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden.

Diesen inneren Widerspruch hat man im konservativen Lager wohl empfunden, aber man hat sich trotzdem nicht entschließen können, der neuen Vereinigung den Stuhl vor die Tür zu setzen; man erlaubte ihr mitzu-

[1]) Marie Stritt, Jahrbuch der Frauenbewegung, 1914, S. 105.

aufen, ja, man versuchte sogar, die Konservativen dazu zu beglückwünschen, daß sie nach dem Muster der Liberalen ihre Frauen zu organisieren und die bisher brachliegenden weiblichen Kräfte für ihre Partei auszunutzen anfingen. Damit war man glücklich auch auf diesem Gebiete bei der seit Bismarcks Sturz allgemein beliebten Politik der Halbheit angelangt. Man duldete etwas Unkonservatives, um nicht für „rückständig" gehalten zu werden — man ließ sich in seinem Optimismus nicht einmal durch die Tatsache irre machen, daß die Führerinnen dieser weiblichen Konservativen der Frauenbewegung angehören, gegen die der konservative Fünfziger-Ausschuß sich noch im November 1912 ausdrücklich ausgesprochen hatte. Der Zusammenhang der neuen Vereinigung mit der Frauenbewegung ist durchaus einwandfrei festzustellen.

Drei Damen des Vorstandes: Frl. Paula Müller, Gräfin S. v. d. Gröben, Gräfin Schwerin-Löwitz sind Mitglieder des deutsch-evangelischen Frauenbundes, der — wie über jeden Zweifel erhaben ist, sich der Frauenbewegung mit Haut und Haar verschrieben hat, wenn er auch ihren rechten Flügel zu bilden vorgibt. In ihrem Blatt, der „Evangelischen Frauenzeitung" vom 12. Juni 1912, sagte Paula Müller: „Ein Kampf, der gegen die Frauenbewegung geführt wird, ist ein Kampf gegen uns, den Deutsch-evangelischen Frauenbund". Deshalb haben auch während des Zeitungskrieges, der sich an die Gründung des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation knüpfte, die deutsch-evangelischen Damen an Schroffheit und Gehässigkeit in der Befehdung des unbequemen Gegners mit den Fortschrittlerinnen unter Gertrud Bäumer und Helene Lange gewetteifert und Paula Müller hat am 1. August 1912 in ihrer Zeitschrift eine förmliche Kriegserklärung an die von Pfarrer Julius Werner und Freifrau von Meerheim geleitete christlichnationale konservative Gruppe des „Antibundes" losgelassen. Heißt das nun konservative Gesinnung verbreiten, wenn man Parteigenossen bekämpft? Aber noch mehr: der Deutsch-evangelische Frauenbund verficht ganz offen Anschauungen, die allem konservativen Denken Hohn sprechen und im Treibhause des Radikalismus gezüchtet sind. In ihrer Schrift „Ein Frauenprogramm" verlangt Paula Müller folgendes: Kirchliches und kommunales Wahlrecht, weibliche Schöffen und Geschworene, weibliche Verteidiger, weibliche Beamte, weibliche Dezernenten in einigen Ministerien, Umgestaltung der Ehe derart, daß der Mann nicht mehr die entscheidende Stimme in der Familie hat. Das sind Forderungen, wie sie die äußerste Linke der Frauenbewegung nicht unumwundener vertritt, die jedoch jeder einsichtige Konservative ohne weiteres verwerfen wird. Was das politische Stimmrecht anbetrifft, so lasse man sich nicht dadurch irreführen, daß Paula Müller auf dem jüngsten Kongreß für Innere Mission (Hamburg, 24. September 1913) es abgewiesen hat. Das war nur ein Schachzug, der Stimmung machen sollte. Im „Handbuch zur

Frauenfrage" hat sie sich anders geäußert. Da heißt es (S. 57): „Prinzipiell ist das politische Frauenstimmrecht nicht abzulehnen", und in ihrer Evangelischen Frauenzeitung bemerkt sie am 15. November 1912 gegen Helene Lange: „Ich bitte, mir ein einziges grundsätzliches Bedenken, d. h. ein solches, das unwandelbar fortbestehen müßte, gegen die Forderung nachzuweisen." Genau in demselben Sinne hat sich z. B. die weimarische Ortsgruppe des Deutsch-evangelischen Frauenbundes aus Anlaß einer Zeitungsfehde gegen die „Antis" ausgesprochen (Weimarische Zeitung, 18. Mai 1913) — ein Beweis, daß Paula Müller ihre Anhängerinnen in dieser Frage geschlossen hinter sich hat. Und Frauen, die solchen Ansichten huldigen, sollen „konservativ" sein? Sie können es schon darum nicht sein, weil der Deutsch-evangelische Frauenbund — wie die bekannte Oberlehrerin Frl. Marie Martin verrät (Christliche Welt, 1913, Nr. 44) — sich eines liberal-demokratischen Flügels rühmt, der ganz gewiß nicht für die Verbreitung einer konservativen Weltanschauung wirken dürfte. Wie radikal dieses Fräulein ist, ersehen wir aus ihrem Aufsatz „Weihnachtsgedanken" (Tägliche Rundschau, 6. Dezember 1913). Sie wettert zunächst gegen das fressende Gift der Verdächtigung, das fortwährend gegen die Frauenbewegung gespritzt werde, und gegen die gefährliche Desperadopolitik, die Gemeinschaft der rechten und linken Frauenbewegung zu sprengen, wünscht die Zurückdrängung der „hetzenden Finsterlinge" und fährt endlich, nachdem sie das Treiben der englischen Suffragetten entschuldigt hat, so fort: „Wenn die denkende, zum Bewußtsein der Nöte ihres Geschlechts erwachte Frauenwelt für ihre Ideale keinen Hoffnungsstern mehr am Himmel sieht, dann könnte sie wirklich an den Rand der Sozialdemokratie getrieben werden, und niemand könnte ihr mehr zurückhelfen. Ja, dann würde manche in den Strom getrieben, die es sich jetzt nicht träumen läßt, wie es immer bei revolutionären Bewegungen zu gehen pflegt." Diesen Demokratinnen werden wohl diejenigen Damen zuzurechnen sein, die nebenbei noch dem Frauenstimmrechtsverein angehören. Es gibt deren eine ganze Menge, und daß sie geduldet werden, spricht nicht gerade für konservative Gesinnung der Bundesleitung[1]).

Man hat nun eingewendet, die Vereinigung „solle und wolle völlig im Rahmen der konservativen Grundsätze arbeiten, könne sich also an der sogenannten Frauenbewegung auch nur insoweit beteiligen, als diese Bewegung mit der konservativen Weltanschauung vereinbar sei" (Deutsche Tageszeitung, 6. September 1913). Das zeigt wiederum nur, mit welchem Optimismus auch kluge, erfahrene Männer das Vorgehen unserer politisierenden Damen betrachten. Ich muß den schönen Traum leider zerstören. Paula Müller ist nicht willens, auch nur ein Jota von ihren Forderungen preiszugeben. Sie schreibt in ihrem oben erwähnten

---

[1]) Wie sehr der Deutsch-evangelische Frauenbund sich allmählich radikalisiert hat, legt Julius Werner im Märzheft 1914 seiner Zeitschrift „Glaube und Tat" dar.

Organ vom 1. September 1913: „Die verschiedenen Richtungen der Frauenbewegung haben das gleiche ideale Ziel. Dies bedingt da, wo es in seinem vollen Umfange verstanden wurde, die Einheitlichkeit der Frauenbewegung. Gerade diese Einheitlichkeit, die Solidarität der Frauenbewegung ist es, die den Gegnern der Bewegung so unangenehm ist. In ihr liegt aber auch ihre Kraft, ihr hoher idealer Schwung." Das Bild wäre unvollständig, wenn ich nicht erwähnen wollte, daß Paula Müller eine Gönnerin der berühmten Frauenbank gewesen ist. Dieses Unternehmen, das kürzlich kläglich verkracht ist, hatte nach einer Mitteilung des Direktionsmitgliedes Frl. Trott nichts Geringeres vor, als die Herrschaft über das Kapital und damit über die Welt an sich zu reißen und den Männern das Frauenstimmrecht durch Sperrung der für kriegerische Zwecke erforderlichen Gelder abzutrotzen. „Wenn das Geld und die Frauen vereinigt sind, dann ist ihre Macht unbestritten[1])." Die Genossenschaft, die die Bank gründete, gab eine Wochenschrift „Frauenkapital" heraus, unter deren Mitarbeiterinnen neben Anita Augspurg auch Fräulein Paula Müller prangte — wohl nur, um sich in konservativem Sinne zu betätigen. Demgegenüber sind nur zwei Annahmen möglich. Entweder diese „konservativen" Frauen haben zwei Seelen und bringen es fertig, innerhalb der konservativen Partei gegen und außerhalb für die Frauenbewegung zu wirken. Dann wäre, selbst wenn ein solcher Schmockismus (man verzeihe das Wort!) sich denken ließe, immer noch die Frage offen: Welche Seele wird im Widerstreit der Gefühle obsiegen? Werden etwa beide sich auffressen wie die berühmten Löwen des Studentenliedes? Oder: diese Damen sind gar nicht konservativ, ihre Vereinigung ist bloß ein Versuch, das trojanische Pferd der Emanzipation in die konservative Burg einzuschmuggeln.

Daß diese Ansicht, die von einer Menge echt konservativer Frauen geteilt wird[2]), den Tatsachen entspricht, beweist noch ein anderer Umstand. Zwei weitere Vorstandsmitglieder der Vereinigung konservativer Frauen: Frl. von Kröcher und Frl. Hengstenberg, gehören dem Kapellenverein an. Ich habe diesen Verein auf Grund des mir vorliegenden Materials der Frauenbewegung zugerechnet. Frl. von Kröcher hat („Tag" vom 31. August 1913) dies bestritten und ihn als kirchlich-sozialen Verein bezeichnet. Ich sehe mich darum genötigt, den Wahrheitsbeweis anzutreten.

Der Kapellenverein ist dem Deutsch-evangelischen Frauenbunde „angeschlossen", wie nicht nur Paula Müller bekundet (Evangelische Frauenzeitung 1913, Nr. 23), sondern ein noch unverdächtigerer Zeuge: Fräulein von Kröcher selbst in ihrem Blatte „Neue Zeiten" (September 1908). Unter der bereits angeführten Erklärung gegen die christlich-nationalen „Antis", die in Punkt 5 so lautet: „Wir halten die Frauenbewegung in ihrer

[1]) Frau J. von Meerheimb, Zeitfragen 1914, Nr. 9.
[2]) Monatsblatt 1913, Nr. 9.

überwiegend großen Majorität für ein ideales, nach oben gerichtetes, selbstloses Streben", findet sich auch der Name: „Bertha von Kröcher, Vorsitzende des Kapellenvereins". Als Frau von Meerheimb 1906 in der Presse zum erstenmal gegen das kirchliche Frauenstimmrecht auftrat, brachte das schon genannte Organ des Kapellenvereins, der gar nicht mit erwähnt war, den also die Sache eigentlich nichts anging, zwei Gegenartikel mit dem redaktionellen Zusatz: „Wir sind erfreut, daß wir in diesem Fall unserer großen, geliebten Sache dienen dürfen, und sind der Übereinstimmung unserer Leser gewiß." Aus den Jahrgängen 1912/13 des Blattes „Neue Zeiten" bringe ich folgende Auslese: Januar 1912 (Die Schriftleiterin Gräfin Rantzau): Gehören wir nicht zum Deutsch-evangelischen Frauenbunde? ... Februar 1912 (Ungenannt): Wir hoffen, der Frauenbewegung je länger je mehr eine wirkliche Stütze sein zu können und dem Evangelischen Frauenbund möchten wir im besonderen auf seinem weiten Arbeitsfeld mit unseren Kräften dienen. ... Mai 1912 wird Paula Müllers Vortrag auf dem Berliner Frauenkongreß abgedruckt: ... „Ein heißes Ringen der Frauen um ihre Eingliederung in die verfassungsmäßige Gestaltung der Kirche gibt uns die Antwort. ... Die Frauenbewegung kann nicht halt machen vor der Kirche. ... Die Kirche sollte der natürliche Bundesgenosse der ernsten Frauenbewegung sein." ... Juli 1912 Elsbeth Krukenberg fordert kommunales und kirchliches Stimmrecht und Bertha von Kröcher schreibt über derzeitige Strömungen gegen die Frauenbewegung: „Es wäre sehr zu beklagen, wenn die christliche Frauenbewegung darunter leiden müßte — wir dürfen uns weder durch Beeinflussung der linken Hälfte der Frauenbewegung noch durch falsche Darstellung der Gegner das Ziel verrücken lassen. ... Nr. 9 Paula Müller verlangt das kirchliche und kommunale Wahlrecht (ebenso 1913 in Nr. 3). ... Nr. 10 Elsbeth Krukenberg fordert das Landtagswahlrecht. ... Nr. 11: Daß wir in der Frauenbewegung eine Führerin haben wie Paula Müller, dafür können wir nicht dankbar genug sein. ... 1913 Nr. 6 Bertha von Kröcher über die Vereinigung konservativer Frauen: „Es wurde vor allem beschlossen, daß man sich sorgfältig sowohl über die konservativen Grundsätze wie über die Forderungen der Frauenbewegung orientieren wolle. ... 1913 Nr. 8 A. von Livonius: „So ist es eine staatserhaltende Notwendigkeit geworden, innerhalb der großen weitverzweigten Frauenbewegung eine starke christlich-konservative Vereinigung zu gründen."

Diesen Zeugnissen gegenüber ist jedes Leugnen zwecklos. Der Kapellenverein muß also der Frauenbewegung zugerechnet werden, wenn er auch in ihren Listen nicht steht. Damit kommen wir zu dem Ergebnis, daß von acht Vorstandsmitgliedern der Vereinigung konservativer Frauen fünf, d. h. die Mehrheit, der Frauenbewegung angehören, von der die konservative Partei in aller Form abgerückt ist. Man wird zugeben, daß dies die schlimmsten Befürchtungen erwecken muß, und wird

es begreiflich finden, wenn konservative Männer und Frauen in dieser merkwürdigen Gründung ein „Kuckucksei im konservativen Neste" erblicken. Sie haben dazu um so mehr Anlaß, als die Gründerinnen mit ihrem Unternehmen nach der löblichen Sitte der Frauenbewegung durch ein Hintertürchen geschlüpft sind. Ein hervorragendes Mitglied des konservativen Fünfzigerausschusses schrieb dazu: „Kein Mensch weiß recht eigentlich, wer die konservative Frauenvereinigung ins Leben gerufen hat. Keiner will's gewesen sein. Auch der Parteisekretär behauptet, er sei vor die fertige Tatsache gestellt worden." Wer trotzdem noch in seinem Optimismus verharren will, der lese zu seiner Belehrung den Artikel „Konservative Rebellinnen", den die radikale „Berliner Zeitung" (B. Z. am Mittag) am 28. Mai 1913 gebracht hat. Da heißt es (für den Stil bin ich nicht verantwortlich): „Just ein Jahr danach, wo unter der Ägide hochkonservativer Männer der Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation gegründet worden ist, muß es sich die konservative Partei gefallen lassen, daß in ihrem eigenen Neste eine Vereinigung politisierender Frauen sich einnistet, obenein mit allerlei der Wahlrechtssehnsucht recht verdächtigen Elementen, denn die Führerin des Deutsch-evangelischen Frauenbundes ist auch dabei, und dieser Bund hat bekanntlich sich bezüglich des Frauenstimmrechts volle Bewegungs- und Handlungsfreiheit vorbehalten. . . . Wenn die neugegründete Vereinigung es nicht bei Teeabenden und Exkursionen zu prinzlichen Hochzeitsausstattungsausstellungen bewenden lassen will, wird sie sich notwendig auf die abschüssige Bahn der Politik begeben. . . . Im allgemeinen kann man den Frauen das Kompliment machen, daß sie, wenn sie eine Sache einmal angefaßt haben, auch nicht so leicht wieder loslassen. Des weiteren kann man ihnen das Kompliment machen, daß sie an Rücksichtslosigkeit, Klarheit in der Erfassung von Wirklichkeiten und Verständnis für das zweckgemäße Nächstliegende den Männern überlegen sind. . . . Hoffentlich lassen die konservativen Frauen nun nicht locker und bilden eine Phalanx, die sich unverzagt in den Wust von Vorurteilen, Feigheiten und Feudalitäten hineinbohrt, der ihr eigenes Dasein nicht minder beengt, als er das Leben der ganzen Nation bedrückt." . . .

Solche Hoffnungen knüpfen die erbittertsten Feinde der konservativen Partei an die neue Gründung. Muß man da den konservativen Männern nicht zurufen: Discite moniti! Man muß um so nachdrücklicher warnen, als der engere Vorstand der konservativen Partei im November 1913 eine Erklärung erlassen hat, die sich nicht scheut, die konservativen Frauen als wertvolle Mithelferinnen zu begrüßen, soweit ihre Wünsche mit konservativen Parteigrundsätzen in Einklang zu bringen seien[1]). Letztere Möglich-

[1]) Helene Lange (Die Frau, Januar 1914, S. 249) nennt diese Erklärung ein „Angstprodukt" und hofft, daß die praktische Arbeit sowohl für die Frauen wie für die Partei die Grenzen etwas weiter ziehen wird.

keit bestreite ich aufs schärfste, soweit Paula Müller und Genossinnen in Betracht kommen — die von mir angeführten Tatsachen, die nicht widerlegt werden können, geben mir recht. Ich bezweifle aber auch unbedingt, daß Frauen — wie der engere Ausschuß meint — mit Erfolg konservative Grundsätze in Haus, Gesellschaft und Volk verbreiten können. Wenn ein rechter Mann eine Weltanschauung hat, so hat er sie sich in reiflichem Nachdenken erarbeitet und wird an ihr in allen Lebenslagen festhalten; ist er konservativ, so braucht er nicht bekehrt zu werden, und ist er liberal, so wird er sich weibliche Bekehrungsversuche höflichst verbitten, sollten sie auch von seiner eigenen Frau ausgehen. Wie ferner eine Frau sich in der Gesellschaft konservativ betätigen soll, ist mir unklar, denn bei geselligen Veranstaltungen pflegt man politische Gespräche in der Regel zu vermeiden. Daß endlich das Volk durch Frauen für die konservative Sache gewonnen werden könnte, leugne ich entschieden. Unsere Bauern dürften schwerlich geneigt sein, sich um eine Rednerin zu scharen, die, um konservative Werbearbeit zu leisten, doch über Politik sprechen müßte. . . .

Christentum, Monarchie, Autorität heißen die Grundpfeiler des konservativen Programms. Unsere Zeit hat heftig an ihnen gerüttelt; wenn sie wanken sollten, hofft man sie da durch die Schultern des schwachen Geschlechts zu stützen? Oder will man echter Männlichkeit den Boden bereiten, indem man das Feld der Politik durch Frauen beackern läßt? Bedarf die konservative Partei wirklich weiblicher Mithülfe, so möge sie sie wenigstens außerhalb der Frauenbewegung suchen, in der nach Helene Lange „unabänderlich ein Stück Liberalismus steckt".

Ich bin nicht der einzige, der den Mißgriff der konservativen Partei empfunden und öffentlich gerügt hat[1]) — auch der tapfere, für wahres Deutschtum begeisterte Fritz Bley hat in seinen Zeitfragen (1913, Nr. 35) seiner Besorgnis Ausdruck gegeben und vor den Schlichen der Frauenbewegung gewarnt. Trotzdem haben die Konservativen den frauenrechtlerischen Wechselbalg nicht verstoßen, ja, sie waren auf dem besten Wege, noch engere Beziehungen mit der Frauenbewegung anzuknüpfen, als der Krieg ausbrach. Der Verlag der „Deutschen Tageszeitung" wollte mit dem Oktober 1914 eine neue Monatsschrift „Frauenhort" erscheinen lassen, deren Programm an sich schön und gut deutsch war. Aber die Beilage „Deutsche Frauenarbeit" sollte herausgegeben werden von Frau Elisabet Böhm-Lamgarben, einer der eifrigsten Rechtlerinnen Ostpreußens. Also auch hier wieder der Mangel an politischer Weitsicht und die schier kindliche Harmlosigkeit, mit der unsere Politiker der im tiefsten Kern undeutschen Fraurechtlerei begegnen, von der selbst Gertrud Bäumer zugibt, daß sie „die Gefährlichkeit und Tragweite einer Massenbewegung besitzt[2])".

[1]) Tag 1913, Nr. 196.

[2]) Die Frau 1913, S. 591.

Somit haben wir feststellen müssen, daß alle unsre politischen Parteien ohne Ausnahme der Frauenbewegung gegenüber versagt haben. Inwieweit sich der Krieg als Vater aller Dinge zeigen, neuschöpfen und umwälzen wird, müssen wir erst abwarten. Aber unsre Darlegung wäre unvollständig, wenn wir nicht auch einen Blick auf die nationalen Vereine werfen wollten, die oft genug Bahn brechen mußten, während der Reichstag zaghaft im Hintergrunde stand. Da sehen wir denn, daß der Wehrverein unter der schneidigen Führung des Generals Keim den Übergriffen der Frauenbewegung entgegengetreten ist. Flottenverein und Kolonialverein haben sich satzungsgemäß neutral verhalten, ebenso der Verein für das Deutschtum im Auslande, in dessen Zeitschrift allerdings von feministischer Seite kürzlich eine stimmrechtsfreundliche Bemerkung eingeschwärzt wurde, die jedoch inzwischen von der Schriftleitung zurückgezogen worden ist. Dafür hat sich der Ostmarkenverein von der Frauenbewegung aufs Glatteis locken lassen und zu einem Vortrag über „die deutsche Erhebung 1813 und die Ostmark" Frl. Dr. Käthe Schirmacher angeworben [1]), eine Frauenrechtlerin der schärfsten Tonart, neben der Gertrud Bäumer und Helene Lange als beschränkte Rückschrittlerinnen erscheinen. Er kann und wird uns freilich auf etwaige Vorwürfe erwidern, daß er im guten Glauben gehandelt hat, weil er nur in den Fußtapfen eines anderen völkischen Vereins gewandelt ist, der sich dieselbe Dame geholt und ihr zugejubelt hat, und dieser Schuldige ist der Alldeutsche Verband. Da wir diese unabhängige völkische Organisation hoch zu bewerten haben, müssen wir den Fall genauer behandeln.

In Nr. 52 der „Alldeutschen Blätter" stand unter der Überschrift „Aus den Gauen und Ortsgruppen" folgender Artikel: „Zittau. Einen an fruchtbaren Anregungen überaus reichen Vortragsabend veranstaltete am 22. November im Saale des „Sächsischen Hofes" der Verein zur Förderung der Frauenbestrebungen in Gemeinschaft mit der Zittauer Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes. Als Rednerin hatte man Frl. Dr. Käthe Schirmacher gewonnen und damit einen äußerst glücklichen Griff getan. Frau Dr. Helbig leitete die Versammlung mit herzlichen Worten der Begrüßung ein und erteilte dann Frl. Dr. Schirmacher das Wort zu ihrem Vortrag: „Was ist national?" Den Darlegungen der vorzüglichen Rednerin folgte langanhaltender, stürmischer Beifall. Daß an den fesselnden Vortrag sich eine Aussprache anschloß, kann man vielleicht bedauern: mancher hätte wohl gerne die packenden Ausführungen unausgesponnen in der Stille auf sich nachwirken lassen. Keiner der zahlreichen Teilnehmer dürfte die Versammlung verlassen haben, ohne eine reiche Fülle weittragender Anregungen mit sich genommen zu haben."

---

[1]) Deutsche Zeitung, 26. Januar 1914.

Als ich — damals noch Mitglied des Alldeutschen Verbandes — dies las, war ich aufs äußerste erstaunt, und die peinlichen Empfindungen, die in mir geweckt wurden, sind heute noch ebenso lebendig wie damals. Es berührt schon merkwürdig, daß Männer sich eine Frau verschreiben — noch dazu eine unverheiratete, die nur den Kampf, aber nicht die Versöhnung der Geschlechter kennt — um sich über ihre nationalen Pflichten aufklären zu lassen. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Mann, der Verteidiger des Vaterlandes, die berufene Persönlichkeit sei, das Erbe einer großen Vergangenheit zu wahren und den Säumigen, Schwankenden, Zagen das stolze Wort des Großen Kurfürsten zuzurufen: Bedenke, daß du ein Deutscher bist! Damit noch nicht genug! Der Verein zur Förderung der Frauenbestrebungen gehört (laut „Jahrbuch") der Frauenbewegung an, und zwar jedenfalls dem demokratischen Flügel, wie die Wahl der Rednerin beweist.

Frl. Dr. Käthe Schirmacher steht auf der alleräußersten Linken der Frauenbewegung; sie ist eine Stimmrechtlerin von beinahe englischer Färbung. In dem „Tag" führt sie das große Wort und wirbt in der Abteilung „der Kampf der Frau" beharrlich und rücksichtslos für die völlige Gleichberechtigung ihres Geschlechts. Politisch zählt sie zur fortschrittlichen Volkspartei. Da der Fortschritt ein erbitterter Feind des Alldeutschen Verbandes ist, den er bei jeder Gelegenheit verleumdet und beschimpft, so ist es schon unbegreiflich, daß alldeutsche Männer sich an ein Mitglied dieser Partei, von der sie ein bergetiefer Abgrund trennt, haben wenden können, um sich Auskunft über den Begriff „national" zu erbitten. Es mag zwar christlich sein, wenn man dem Gegner, der einem eine Ohrfeige auf die linke Backe gegeben hat, auch noch die rechte hinhält: männlich ist es jedoch nicht und zeugt von geringer Selbstachtung. Aber noch mehr: Frl. Schirmacher vertritt in ihren Schriften Anschauungen, die jedem die Schamröte ins Gesicht treiben müssen, der noch ein Gefühl für männliche und weibliche Ehre hat. In ihrem Buche „Die englischen Suffragettes" — ja nicht „Suffragetten"; man muß doch zeigen, daß man akademisch gebildet ist und englisch und französisch deklinieren kann! — schreibt sie (S. 145/6): „Die Suffragettes sind der neue Typus der Frau, dem die Schicklichkeit, wie sie uns überliefert, die Konvention, nicht mehr die höchste Gottheit. . . Sie streben nach Freiheit und Sitte, denn gibt es schon Sitte ohne Freiheit, so doch nicht Freiheit ohne Sitte. Sie ist nur sehr oft anders als die Konvention. . . Die neue Weiblichkeit ist wehrhaft: sie verteidigt ihre höchsten Güter, die sie allein ja erkennt. Sie hat auch einen neuen Ehrbegriff, den der Wahrhaftigkeit, der Ritterlichkeit, der Zuverlässigkeit, in die sich kein geschlechtliches Element mischt. . Die Suffragettes stehen zusammen, Schwertgenossen, und sie grüßen die stumpfe Welt, deren Widerstand sie überwinden. Moriturae te salutant."

Recht hübsch — nicht wahr? Allein es kommt noch besser. Fräulein Schirmacher hat noch eine Streitschrift verfaßt: „Das Rätsel Weib. . . . Denen

gewidmet, die Menschen sind", mit dem Wahlspruch: „Dies ist ein Buch der Tränen und des Zorns." Aus diesem erbaulichen Machwerk bringe ich eine Blütenlese. . . .

S. 32. Für den Mann als Geschlecht ist die Ehe ein Alkoven. . . . S. 36. Die Gattin schon ist des Mannes Ding. . . . S. 39. Der Mann kann nicht zuhören, denn er ist stets mit sich beschäftigt. . . . S. 41. Die Gattin hat in unserer Zivilisation den Kelch der Schmach bis auf den Grund geleert, ihre geistig moralische Anpassung hat alle Persönlichkeit zerstört. . . . S. 49. Die Wehrlosigkeit der Frau weckt die Ruchlosigkeit des Mannes. . . . S. 53. Es ist ein traurig und gedrückt Geschlecht, das unserer Hausfrauen und Mütter. . . . S. 61. Männerarbeit hat jeden Beigeschmack von Sklaventum und Hörigkeit verloren, Frauenarbeit steckt noch tief in dieser Barbarei. . . . S. 72. Bisher verlief die Entwicklung der Welt auf Männergeleisen — die Frau, vor allem die geniale, hat eine andre Spurweite. Wie sollte sie da vorwärts kommen? Was die meisten Frauen heute schaffen, ist noch nicht sie selbst. Ganz tief sind sie vom Mann beeinflußt. . . . S. 76. Gedrückt wird unsere weibliche Jugend, gedrückt von der Wiege an. . . . S. 89. Zum Teufel mit all den Heimen, Küchen, Wohlfahrtsanstalten — steh auf eignen Füßen, arbeitende Frau! . . . S. 92. Ist die arme Frau das geschorene Schaf, so ist die reiche Frau die melkende Kuh. Der Herr und Meister hat sich da eine nutzbringende Menagerie angelegt. . . . S. 99. Die Dame ist ein Sklavenideal. . . . S. 102. Was ist das Männliche? Was dem Manne gefällt. Was ist das Weibliche? Was der Mann verlangt. . . . S. 108. Die Frau ist keine „Persönlichkeit". Nein, mit Peitsche hat man noch nie „Persönlichkeiten" entwickelt. . . . S. 116. Die Frau bleibt ihr Leben Rekrut. Es sei denn, sie werde Regimentstochter. . . . S. 121. Die Frau liegt eingesargt und harrt der Auferstehung. Denn in ganz alten Zeiten, am Morgen der Erde gab es auch eine starke, stolze, wehrhafte Frau. . . . S. 124. In eine moralische Dachkammer habt ihr die Frau eingesperrt und wundert euch, daß sie nicht aufrecht steht. . . . S. 125. Die meisten Ehen sind nicht glücklich. . . . S. 128. Die Majorität der Frauen sind Haustiere geworden, darunter eine Handvoll nichtstuender Luxustiere. . . . S. 135. Der Widerspruch zwischen dem postulierten Idealmann und der Wirklichkeit macht das Unglück der Frau und der Welt. . . . S. 140. Die Frau als Geschlecht trägt eine Maske, man zwang sie ihr auf. Die wahren Züge kennt noch niemand. . . . S. 145. Eitel, sinnlich und gewalttätig, ein Genüßling, eifersüchtig auf das Vorrecht geistiger Produktivität, rücksichtslos, selbstsüchtig, das ist das Männliche und sein Herrenrecht: sich nicht ändern. Es wäre schade, dieses Meisterwerk der Schöpfung zu verstümmeln. Sit ut est aut non sit. Punctum. Sela. Amen. . . . S. 146. Die offizielle Wissenschaft vom Manne duldet kein

Gemüt. . . . 147. Der Mann ist moralisch äußerst feige, denn alle sexuelle Verantwortung warf er auf die Frau. . . . S. 151. Die alte Firma „Mann" muß im Weltregister gelöscht, die neue „Mann und Frau" eingetragen werden. . . . S. 160. Was die Menschheit in zwei getrennte Klassen scheidet, Mann und Weib, erschafft Mißachtung, Mißverständnis, Haß. Es gibt nur Individualitäten. . . .

Man sieht, eine recht eigenartige Weltanschauung, auf deren Grund gewiß nicht die Ideale gedeihen können, die die Alldeutschen pflegen. Und nun die schönste Blume in diesem Kranze! S. 112. Die Frau hat keine „Ehre" wie der Mann. Die Frau hat nur eine Geschlechtsehre. Von dieser Bürde befreien sie oft schon die eigenen Herren Väter und Brüder". Diese Sätze vermag ich nur so zu deuten, daß in deutschen Familien Blutschande getrieben wird, der die Töchter des Hauses zum Opfer fallen. Einer Widerlegung bedarf diese Ausgeburt krankhafter Hysterie nicht, aber ich möchte sie doch niedriger hängen.

Diese köstlichen Bekenntnisse einer schönen Seele sind der großen Mehrzahl unsrer Rechtlerinnen, die lieber mit Nadeln als mit Dolchen stechen, arg auf die Nerven gefallen, und sie haben Frl. Schirmacher in der „Frau" einen sanften Verweis erteilt. Natürlich hat die weibliche Milde und Duldsamkeit, von der ich ja Muster geliefert habe, weitere Schritte nicht gestattet, und das „starke, stolze, wehrhafte" Fräulein ist heute noch ein „geschätztes" Mitglied des Bundes deutscher Frauenvereine und damit zugleich des Nationalen Frauendienstes. Böse Zungen behaupten sogar, sie habe sich als . . . Kriegsfreiwillige gemeldet, sei jedoch nicht genommen worden, da die „moralisch äußerst feigen Männer" den Wettbewerb der streitbaren Amazone gefürchtet hätten.

Jeder Deutsche von Charakter wird demnach wissen, was er von Frl. Schirmacher zu halten hat. Und das ist die Veleda, die weise Seherin, die alldeutschen Männern nationale Gesinnung predigt und ihnen „eine reiche Fülle weittragender Anregungen" beschert! Wahrlich, es wäre zum Lachen, wenn die Sache nicht eine so bitterernste Seite hätte. Die Zittauer Ortsgruppe ist für ihre Verbrüderung mit der Frauenbewegung nicht gerügt worden — das beweist, daß die Leitung des Alldeutschen Verbandes nicht begriffen hat, wie gefährlich es ist, dem Feminismus auch nur den kleinsten Finger zu reichen. Ich habe den Eindruck, daß der Führer des Verbandes, Heinrich Claß, sich der stillen Hoffnung hingibt, die Fluten der Frauenbewegung könnten in das nationale Strombett gelenkt werden. Claß ist unzweifelhaft eine bedeutende Persönlichkeit, von untadelhafter Reinheit der Gesinnung, glühender Vaterlandsliebe, Festigkeit des Willens, aber er hat mit der großen Mehrzahl unserer Berufspolitiker, denen er sonst weit überlegen ist, den Fehler gemein, daß er die Frauenbewegung nur oberflächlich studiert hat. Ins Innere dieses Labyrinthes ist er nicht vorgedrungen — sonst hätte er entdecken müssen, daß alle Gänge in dieser

kunstvoll verschlungenen, weitverzweigten Anlage am Altar der Stimmrechtsgöttin münden, und daß die „gemäßigte" Richtung, die er in seiner ausgezeichneten „Deutschen Geschichte" gestärkt wissen will[1]), in Wirklichkeit nur auf dem Papier vorhanden ist. Den bereits genannten Zeugnissen füge ich noch weitere frauenrechtlerische, also wohl sachverständige Auslassungen hinzu: 1. „Im Grunde haben die beliebten Bezeichnungen: gemäßigte und radikale Frauenbewegung keinen rechten Sinn; es sind lediglich Unterschiede der Taktik, des Tempos, des Charakters und Temperaments". . . . 2. „Die Unterschiede zwischen Radikalen und Gemäßigten sind weit weniger prinzipieller als persönlicher Natur, sind bedingt durch die verschiedenen Arten des Temperaments, das ersteren allegro, den letzten andante als schickliches Tempo erscheinen läßt" . . . 3. „Zwischen beiden Richtungen besteht keinerlei grundsätzliche Verschiedenheit, sondern vollständige Gemeinsamkeit der Ziele". . . . 4. „Die beiden Richtungen unterscheiden sich lediglich in der Art und Weise ihres Wirkens. Den „Agitationsvereinen", in denen die temperamentvolleren, selbst vorübergehenden Kompromissen abgeneigten Elemente organisiert sind, stehen die „Vereine für praktische Arbeit" gegenüber, welche — eben des praktischen Zieles wegen — den Gegnern gegenüber nicht immer zu sehr die Prinzipien und Endziele hervorheben dürfen[2])". . . . Man sieht wiederum, wie leicht gerade solche Deutsche, die germanischen Idealen nachstreben, durch weibliche Schlauheit getäuscht werden. Für die Richtigkeit meiner Auffassung führe ich noch die merkwürdige Haltung an, die der Alldeutsche Verband und seine Zeitschrift dem „Bunde gegen die Frauenemanzipation" gegenüber eingenommen haben. Claß wollte, wie er mir in Erwiderung meines Werbebriefes mitteilte, unsren Aufruf nicht mitunterzeichnen, weil er in gewissen Fällen weibliche Vorgesetzte männlicher Beamter für zuläßig erachtete, und die „Alldeutschen Blätter", die sonst den kleinsten Verein freudig begrüßten und förderten, haben den Bund gegen die Frauenemanzipation geflissentlich totgeschwiegen. Da außerdem seit der Übersiedelung der Schriftleitung nach Mainz die Alldeutschen Blätter, die früher unter dem Grafen E. Reventlow manchmal kräftige Hiebe gegen politisierende Weiblichkeit austeilten, strenge Neutralität gegen die Frauenbewegung beobachtet haben — mindestens bis Ende 1913, wo ich aus dem Verbande ausschied — so glaube ich mit meiner angedeuteten Vermutung das Richtige getroffen zu haben. Ich kann mich auch auf die eigentümliche Tatsache berufen, daß das in alldeutschen Kreisen nächst Einharts „Deutscher Geschichte" meistgelesene Buch „Wenn ich der Kaiser wär", von Daniel Frymann sogar die Meinung vertritt (S. 120), die Frauenbewegung habe „einen Ruck nach rechts" gemacht. Angesichts der

[1]) Einhart, S. 403.

[2]) Marie Stritt, Einheitlichkeit, S. 8; Käthe Schirmacher, die moderne Frauenbewegung, S. 83, Katechismus, § 79 und 80.

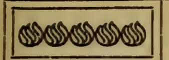
hoffnungslosen Radikalisierung der Frauenbewegung, ihres unersättlichen Machthungers, ihrer Sucht, Männerberufe zu erobern, die vor dem Kriege die sonderbarsten Blüten getrieben hat, kann man über solchen Optimismus nur erschrecken. Wünschen wir, daß Claß sich inzwischen bekehrt und in der Frauenbewegung eine Erscheinung völkischen Niedergangs erkannt hat, die nicht nur nicht geduldet werden darf, sondern offen bekämpft werden muß[1]).

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen angelangt. Es war ein mühevoller Weg, der uns über Stock und Stein, durch Gestrüpp und Dornen hindurch geführt hat, und wir würden, entmutigt über die ungeheuren Fortschritte des Feminismus, am Ziele stehen, wenn wir nicht hoffen dürften, daß die unverwüstliche Siegfriedskraft des deutschen Volkes auch diesen Drachen noch bezwingen kann und wird. Gewiß, wir waren „eine merkwürdig weibische Nation", aber mit dem Krieg ist der Stern der Männlichkeit wieder strahlend aufgegangen — unsere „soldatische Volkserziehung hat die schmachvolle Verweibsung unseres modernen intellektuellen Kulturlebens wieder wettgemacht"[2]). Wie das künftige Deutschland aussehen wird, kann niemand künden, aber sicher wird es nach dem ruhmvollen Frieden, der endlich doch so viele Leiden und Siege krönen muß, noch einige Menschenalter hindurch schwere Kriegsrüstung tragen müssen und Aufgaben gegenüberstehen, die nur männliche Stärke lösen kann. Der deutsche Staat der Zukunft wird noch mehr als der der Vergangenheit männliches Gepräge tragen müssen. Damit werden sich die echten Frauen, denen als „der Inhalt ihrer großen Wissenschaft der Mensch und unter den Menschen der Mann" gilt (Kant), abfinden. Für sie wird die „absolute Größe, der bedingungslose Forderungscharakter" des Staates keine leere Redensart, sondern Herzenssache sein; sie sagen mit Georg Herwegh: „Die Emanzipation des Weibes ist die Ehe. Durch die letztere wird es auch dem Schicksale seiner Nation einverleibt." Das Deutsche Reich wird, wie es in einem schönen Gedichte heißt, „nach Müttern fragen", und die Frauenbewegung wird, wenn sie Früchte bringen soll, mütterlich werden, d. h. sich von der Politik abkehren und sozialer und kultureller Liebesarbeit zuwenden müssen. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie mit dem Wesen des Machtstaates nicht vereinbar, denn sie legt — nach Lilly Braun — „die Axt an die Wurzel der Menschheit". Darum wird der Kampf gegen sie zur Pflicht aller völkisch bewußten Deutschen.

---

[1]) Man vergleiche hierzu Treitschke, Politik, Bd. I, § 7.

[2]) Megede, der Überkater, S. 50; Ernst von Wolzogen, Landsturm im Feuer, S. 64. Ähnlich Dr. Ernst Franck, Die Weisheit des Krieges, Umschau 1915, Nr. 4.



Berichte und Notizen.



„Warum sind wir unbeliebt in der Welt?“ Unter dem Titel „Warum sind wir unbeliebt in der Welt“ bringt das Märzheft der „Tat“ (Eugen Diederichs, Jena) einen kleinen Aufsatz von Hermann Fernau in Basel, der im wesentlichen ein offenbar sehr sorgfältiger Bericht über eine Schrift von Professor Georges Mantisse in Lausanne ist, betitelt: „An die Deutschen: Warum seid ihr in der Welt unbeliebt?“ Aus jeder Zeile, meint der Berichterstatter, gehe hervor, daß der Lausanner Professor „von dem Wunsche inspiriert wurde, uns liebevoll in die Seele zu reden“. Er habe vor 20 Jahren Deutschland bereist und sei ein warmer Freund und aufrichtiger Bewunderer Deutschlands. Aber als er vor wenigen Jahren dieses Land wieder besuchte, habe er ein „angestrengt tätiges, nach Reichtum drängendes, zuviel produzierendes, gieriges und kriegerisches Deutschland wieder gefunden“. Und „viele Reisende hatten denselben Eindruck“, setzt Herr Mantisse hinzu. Da hätte sich dann — kein Wunder bei solchen Emporkömmlingen — auf dem Wege der Selbstsuggestion der Argwohn eingestellt, die anderen seien neidisch und eifersüchtig und wollten Deutschland vernichten. Durch das übertriebene Abwehrbündnis des Dreibundes hätte Bismarck Frankreich selbst dazu gedrängt, sich ebenfalls nach einem Bundesgenossen umzusehen, und letzten Endes die „Einkreisung“ (die Gänsefüßchen stammen von Herrn Mantisse) verschuldet, über die wir uns so mit Unrecht beklagten und die wir fälschlich als Ursache des Weltkrieges hinstellten. Deutschland hätte törichterweise die Gelegenheit, sich mit Frankreich zu verständigen, ungenützt gelassen, statt dessen vielmehr die Haager Abmachungen durch allerlei Klauseln über Ehre und Lebensinteressen um ihre Wirkung gebracht. Innerpolitisch litte Deutschland an dem Hauptfehler zu großer Fügsamkeit und politischer Anspruchslosigkeit. „Die wahre Kultur besteht vor allem in der Fähigkeit zum Zweifel“ (!). Wie Deutschland noch rückständig genug sei, an Gott zu glauben, so vertraue es auch seiner Regierung. Regierungen aber, denen man zu sehr vertraue, mißbrauchten das Vertrauen und so hätte schließlich das hochfahrende, uferlos ehrgeizige, eitle Preußen die Herrschaft in Deutschland erlangt. Ein Deutschland aber unter der Fuchtel von Preußen sei für die anderen Völker unerträglich. Denn seine Politik liefe darauf hinaus, „die Seele der eroberten Nationen zu töten“. Siehe Elsaß-Lothringen und Polen. Und das alles schon mitten im Frieden. Der Rückschluß, unter welcher Schreckensherrschaft jetzt Belgien, Nordfrankreich und Russisch-Polen seufzen, sei leicht. Natürlich spricht Herr Mantisse weder vom gemütlichen Eisenacher Bürger, noch vom freundlichen Handwerker im Schwarzwald oder vom höflichen Arbeiter in Leipzig. Nein, die Losung „Deutschland muß gefürchtet werden“, geht von denen aus, die mit Unrecht den Anspruch erheben, in Deutschlands Namen zu sprechen, vor allem von den ††† deutschen Intellektuellen, unter denen Herr Mantisse zu seinem tiefen Schmerz auch Haeckel die Stimme erheben hört. Der Mann ist eben alt! Gerhart Hauptmanns hochmütige Polemik gegen Romaine Rolland wird gegeißelt: ein neues Deutschland werde sich von diesen eigentümlichen „Führern“ befreien. Man mag über Ostwalds Versuche, den Begriff der „Enegetik“ zum Angelpunkt einer Weltanschauung zu machen, seine besondere Meinung haben — der Lausanner Verfasser scheint von der starken Gegnerschaft, die Ostwald in Deutschland hat, nichts zu wissen —, aber zu behaupten, daß gerade Deutschland die Welt mechanisieren, so etwas wie ein Taylorsystem über sie ausbreiten wolle, und die deutsche Organisationsfähigkeit mit der seelenlosen Arbeitsleistung einer Maschine zu vergleichen, diese Leistung ist Herrn Georges Mantisse aus Lausanne vorbehalten geblieben. Seine Schrift gipfelt in der Behauptung, daß das deutsche Kulturideal eben dieses Maschinenwesen sei, verkörpert im Militarismus, und daß Deutschland dieses Ideal der ganzen Welt mit Waffengewalt aufzwingen wolle. Dieses „Mit Gewalt“ habe die Deutschen schon im Frieden im Ausland so unbeliebt gemacht und sei schließlich die eigentliche Ursache zum Weltkriege geworden.

Da haben wir die Pastete! Und was sagt nun der Berichterstatter, Herr Herman Fernau aus Basel zu diesen Taten, Meinungen und Überzeugungen des Herrn George Mantisse aus Lausanne? Er macht sie so völlig zu den seinigen, daß er dem deutsche Kultur„träger" (die Gänsefüßchen stammen von Herrn Fernau) eine scharfe Verwarnun erteilt, „auf diesem Wege nicht trotzig weiterzuschreiten". Wir würden damit nur de Beweis erbringen, „daß unsere Kultur minderwertig ist und daß unsere Feinde recht haber wenn sie uns ‚Barbaren' nennen". „Recht und wahre Kultur brauchen das Schwert wol zu ihrer Verteidigung, aber nicht zu ihrer Verbreitung. Damit ist die Frage, warum wi in der Welt unbeliebt sind, gewiß besser beantwortet, als mit dem haltlos unwissenschaf lichen Gerede von Konkurrenzneid, Einkreisuug und feindlicher Gemeinheit. Und gleic zeitig auch die Frage, was uns zu tun übrig bleibt, um nicht schließlich unter dem Ha und der Verachtung des Universums zusammenzubrechen."

Ausdrücklich wird also in diesen Schlußsätzen dem Lausanner Herrn bestätigt, da Deutschland keinen Verteidigungs-, vielmehr einen Angriffskrieg führe, daß der Hinwei auf den Konkurrenzneid der Engländer und ihre Einkreisungspolitik törichtes Gewäsch se und daß Deutschland mit Recht dem Haß und der Verachtung der ganzen Welt verfall wenn es nicht endlich in sich gehe und Buße tue.

Und dergleichen wird in einer deutschen Zeitschrift ohne ein Wort der Widerred oder Richtigstellung abgedruckt, ja in Sonderheften für die Versendung an unsere Feld grauen in den Schützengräben empfohlen. Wenn über die Mantissesche Schrift kurz sachlic und ohne ein Wort der Hinzufügung berichtet wäre, so könnte man sagen: Sie ist niedrige gehängt worden. Dadurch aber, daß Herr Diederichs sich eigens Herrn Fernau in Base als Referenten bestellte, der in der Einleitung behauptet, daß nur die Neutralen (un besonders die Herren in Lausanne!) das Recht und die Möglichkeit hätten, die Ding heute objektiv zu beurteilen — wie objektiv, zeigt ja Herr Wilson — und dadurch, da Herr Diederichs seinerseits diesen Ausführungen nichts hinzufügt, macht er sich zum Mi schuldigen: „Lest es, Ihr lieben Deutschen, es steckt viel Wahres darin!" Es ist hart un geschieht nur mit Widerstreben, einem hochverdienten Verleger, über dessen ehrliche un ideale Gesinnung kein Zweifel herrschen kann, solches vorhalten zu müssen.

Wozu immer wieder diese ängstlichen Untersuchungen, warum wir unbeliebt sind (Das Februarheft der „Chat" brachte einen Aufsatz „Warum sind wir bei den Vlame unbeliebt?") Werden wir denn nie lernen, stolze Deutsche zu sein? Ich bin genug in Auslande gewesen, aber wo ich auch hinkam, fand ich, daß der Deutsche und gerade de Deutsche geachtet und oft auch beliebt war. Das sollte uns vollauf genügen. Alle können und wollen wir's nicht recht machen. Soll diese Frage aber behandelt werden, s erledige man sie in der vornehmen und durch und durch deutschen Art, wie es Geor Schweinfurth in den Süddeutschen Monatsheften, August 1915, getan hat. Im übrigen Wissen wir denn nicht ganz genau, daß die planmäßige Brunnenvergiftung der Englände lange vor dem Kriege eingesetzt hat, daß sie schon während des deutsch-französischen Kriege begann und seitdem nie unterbrochen wurde, wenn sie auch nicht immer mit solchen Hochdruck arbeitete als heute? Da liegt in Wahrheit einer der Gründe, weshalb so vie Törichtes, Schiefes und Bösartiges über Deutschland im Auslande verbreitet ist.

Lohnt es im einzelnen auf die Schrift des Herrn Mantisse einzugehen, mit der e uns „liebevoll in die Seele redet", etwa wie unartigen Kindern, die ihr Unrecht nich einsehen wollen, einzugehen auf seine Ausführungen vom „gierigen, kriegerischen Deutsch land" — demselben Deutschlaud, das fast ein halbes Jahrhundert Frieden hielt und den seine Gutmütigkeit und Langmut das Wort von den Hunden, die bellen, aber nicht beißen eintrug, — Herrn Mantisse an England zu erinnern, das in denselben 50 Jahren nicht von kriegerischer Gier bekundete, ein Wort zu verlieren über Deutschlands „brutale Innen politik", die die Seelen der eroberten Nationen tötet, Deutschlands, das Elsässer und Polen oft nur zu sehr verhätschelte und „Zabern" erleben mußte, hinzuweisen auf den innerei

Widerspruch in der Verherrlichung Haeckels und der Verdammung Ostwalds, auf die geradezu unglaubliche Leistung, Organisation, für die uns Herr Mantisse gnädigst einige Fähigkeit zugesteht, als etwas seelenlos Maschinenmäßiges hinzustellen, während gerade das Geistige, nicht Mechanische in der Organisation alles ist, und endlich auf seine Wahnidee: Deutschland habe sein Kulturideal von der „Maschine als Modell" den andern Völkern mit dem Schwerte aufzwingen wollen?! Wenn Herr Mantisse mit so viel Verehrung von den Eisenacher und Leipziger Spießbürgern spricht, so glauben wir es gern: Unsere Feinde wünschen sich nichts mehr, als das liebe alte Deutschland des Biedermeiertums, das so sonnig und verträumt war und — ach, so zufrieden mit den Brocken der andern und das sich so herzlich freuen konnte an den idealen Gebäuden, die seine Dichter und Denker zum Himmel empor bauten. Wir aber, wir wollen nicht nur das Volk Goethes, wir wollen das Volk Goethes und Bismarcks bleiben. — Paul Kuckuck.

Der Schutzbund fürs Deutsche Weib faßt in seinem Wollen alle die Gedanken zusammen, die in den letzten Jahrzehnten auf den Gebieten der Lebenserneuerung, der Jugendbewegung und der völkischen Bewegung die deutsche Volksseele aus sich heraus geboren hat. Der Schutzbund gruppiert all diese Gedanken um einen Brennpunkt: die heilige Ehe. In diesem Sinne hat die große Germanenloge seit Jahren ihre Brüder und Schwestern erzogen. Durch die sittlichen Verhältnisse, die der Krieg gezeitigt hat, sahen wir uns veranlaßt, diesen Hauptgedanken durch die Gründung des „Schutzbundes fürs deutsche Weib" der deutschbewußten Gesamtheit bekannt zu geben. Der Name umfaßt noch nicht alle Bestrebungen des Bundes, er müßte etwa „Schutzbund fürs deutsche Heim" lauten. Aber der Name soll auf das an der Wurzel unseres Volkes fressende Übel hinweisen. Während des Krieges trat es in der Heimat und im Felde mit erschreckender Klarheit zutage, daß unser Volk an einer Verachtung des Weibes krankt. Von den traurigen Bildern, die wir auf Urlaub in Deutschland sehen mußten, sei lieber geschwiegen. Kleine Menschen haben auch in großen Zeiten niedrige Wünsche. Wer aber selbst unsere prächtigen Krieger mit ihrer Pflichttreue und Todesverachtung vom Weibe meist nur als von einer Sache, die man gebraucht wie etwa den Abort, sprechen hört, dem muß das Herz bluten, wenn er bedenkt, daß bei dieser Auffassung nach wenig Geschlechtern die sittliche Kraft des deutschen Volkes auf den Nullpunkt gesunken sein muß.

Der Schutzbund will nicht die sittlich Verseuchten retten, sondern er will die einzelnen nach Reinheit, Kraft und Schönheit Strebenden, die jetzt einen so schweren Stand in der heutigen Gesellschaft haben, in allen Orten gesellschaftlich einander näher bringen, damit wir einen gesunden Kern bekommen in dem Schmutz der Unwelt. Durch gutes Beispiel sollen die reifere Jugend und die sittlich Bedrohten angezogen und zu den menschlichen Hochzielen geleitet werden. Diese Gesellschaftsschicht muß in sich wesensgleich sein, um eine lebensfähige Gesittung erzeugen zu können. Das ist nur möglich auf der Grundlage der Blutsgleichheit. Der Schutzbund nimmt daher keine Fremdrassigen auf. Unter Rasse verstehen wir naturwissenschaftlich: Blutsgemeinschaft mit gleichen Vererbungsanlagen. Der Schutzbund will für Volksgesundung und Volksgesittung arbeiten und tritt deshalb für Enthaltsamkeit von Rausch- und Rauchgiften ein und bekämpft alles, was in Wort, Schrift und Bild zur Unsittlichkeit verführt. Rausch- und Rauchunsitten, geschlechtliche Verirrungen, Kartenspielen und Ullsteinbücherlesen sind alles Staffeln des heutigen gesellschaftlichen Stumpfsinnes.

Da der Schutzbund immer im Hinblick auf die reine Ehe arbeitet, die er als Grundlage jedes gesunden Persönlichkeits- und Volkslebens erkennt, so ist die Gewähr gegeben, daß er in seinen Bestrebungen stets sachlich bleiben wird. Das hindert ihn aber nicht, vor allem die Jugend für den Kampf um die Ideale des Lebens zu begeistern.

Die männliche Jugend zur Keuschheit und Heilighaltung der Frau erziehen und das weibliche Geschlecht dieser Hochschätzung würdig machen. Ritterliche Männer, edle Frauen, das ist unsere Losung.

Unsere Wege zu diesem Ziele sind mannigfach. Jeder erstrebt zunächst in dem Kreise, der ihm am nächsten steht, der Anschauung zum Siege zu verhelfen, daß alle Bestrebungen der Lebenserneuerung, der Jugendbewegung und der völkischen Bewegung ihr Ziel am reinsten in der heiligen Ehe verwirklichen können. Wer nicht in der Ehe sein Ziel erreichbar erkennt, verdient nicht, daß sein Wollen ernst genommen werde.

Wir glauben, daß in jedem Orte Deutschlands wenigstens noch ein Haus vorhanden ist, das dem Schutzbundgedanken zunächst eine Heimstatt gründen und alle aus der Lebenserneuerung, der Jugendbewegung und der völkischen Bewegung vereinen wird. Ist erst der Kreis zu groß fürs Haus, so soll sich jede Ortsgruppe ein eigenes Heim gründen, das mit einem fleischlosen und alkoholfreien Speisehaus verbunden sein kann. In diesen Räumen sollen alle Deutschwollenden jederzeit Gleichgesinnte treffen und gemeinsam die völkischen Feste feiern. Deutsche Kunst mag hier reichlich blühen. Hier soll auch der Jüngling die Jungfrau finden, die sein Wesen ergänzt in dem heiligen Lebensopfer zu zweien. Die Anmeldestelle des Schutzbundes sorgt dafür, daß alle Mitglieder eines Ortes von einander Kenntnis erhalten. Später sollen sich die Ortsgruppen eines Gaues zusammenschließen und an passender Stätte ein großes Landheim errichten.

Da das Arbeitsfeld so ungeheuer groß ist, versucht der Schutzbund mit einigen Sonderbünden in besonders enge Beziehung zu treten, die ihm als Hilfsarbeitsämter für einzelne Gebiete unterstützen. So wollen wir einen völkisch geleiteten Enthaltsamkeitsbund bitten, uns in der Alkoholfrage Aufklärung und Rat zu geben, in ähnlicher Weise einen Siedlungsbund für Siedlungsfragen, andere für Gesundheitspflege, Ernährungsfragen, Wohnungskunst, Bodenrecht, Gartenstadt, Vererbungsfragen, Blutforschung, Sippengeschichte, Erziehungsfragen (Mutterschulen, Wehrkraftzucht), deutsche Tracht, Presse, Kunst, Bühne u. a. Der Schutzbund tritt an alle in Frage kommenden Vereinigungen mit der Bitte heran, dem Gedanken des gesellschaftlichen Zusammenschlusses zuzustimmen und dies dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie ihre Mitglieder zum Beitritt auffordern, in ihren Veröffentlichungen den Schutzbundgedanken verbreiten helfen und sich selbst körperschaftlich als Förderer anschließen. Der Schutzbund tritt dann seinerseits als Körperschaft den einzelnen Vereinigungen bei und fördert nach Möglichkeit deren Bestrebungen. Die Beitragsleistungen als Körperschaften werden gegenseitig als entrichtet betrachtet und die Veröffentlichungen ausgetauscht. Die Mitglieder eines Bundes gehören durch dessen Beitritt noch nicht einzeln dem Schutzbund an. Der geringe Jahresbeitrag von 1 Mk. ermöglicht es jedem, trotz seiner Verpflichtungen andern Bünden gegenüber dem Schutzbund beizutreten.

Die Bundesmitteilungen werden in allen deutschgeleiteten Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht, soweit diese dem Schutzbund hierin entgegenkommen. Der Schutzbund gibt jährlich in zwangloser Folge einige Hefte der Deutschen Minne heraus, die mehr buch- als zeitschriftartig gehalten sein und dauernden Wert behalten sollen. Sie werden künstlerisch geschmückt erscheinen, wenn es unsere Geldverhältnisse erlauben. Um trotz des niedrigen Jahresbeitrages unsere vielgestaltige Aufgabe erfüllen zu können, wird ein „Deutscher Mutterschatz" gegründet, dem mit irdischen Gütern gesegnete Freunde Stiftungen zuweisen werden. Der Schutzbund gibt in Reihen zu zehn Stück Karten im Preise von 50 Pfennigen heraus mit Aussprüchen edler Deutscher über Weib, Ehe und Haus. Wer sich ihrer bedient, hilft den Schutzbundgedanken verbreiten.

Es ist nicht möglich, in dem engen Rahmen ein lückenloses Bild der Schutzbund-arbeit zu geben. Genauer unterrichten die Flugblätter 4 und 5, die in beliebiger Anzahl kostenlos abgegeben werden, und vor allem meine ausführlichen Darlegungen „Der deutschen Minne erste Fahrt" im ersten Buch der „Deutschen Minne", das zum Julfest 1916 erscheinen soll.

Wenn alle Bünde selbstlos genug sind, um für den Schutzbund kräftig zu werben, so schätze ich, daß wir nach einigen Jahren fleißiger Arbeit eine Gesellschaft von einer halben Million Mitglieder sein werden. Und die wir bisher zersplittert ein Nichts waren,

werden eine Macht, die Deutschlands Zukunft gestaltet. Das Gute siegt über hundertfache Überlegenheit des Schlechten, weil jenes das Gesunde, dieses das Kranke ist. Das Gute ringt sich empor wie das Samenkorn durchs Erdreich, wächst, blüht und bringt Früchte. Das Licht der Weisheit, Schönheit und Stärke trägt stets den Sieg über die Finsternis chaotischer Gemeinheit davon. Dieser Glaube ist der Angelpunkt der sittlichen Weltordnung, und wenn er nicht Wahrheitsgehalt in sich trüge, wäre das All längst in Trümmer zerfallen.

Auf ans Werk, damit der große Wurf gelinge, die Wiedergeburt unserer Volkskraft, daß die Wunde heile, die der Krieg unserm geliebten Volke geschlagen hat.

Durch Treue zum Sieg!

Der Schutzbund fürs deutsche Weib.

Herbstanfang 1916. Kurt Riedel, z. Z. verwundet in der Heimat,
gez. Helene Loeblich-Glaeß.

Die deutschgeleiteten Zeitschriften und Zeitungen werden hierdurch gebeten, diese Darlegungen nachzudrucken.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Nach dem gleichnamigen Aufsatz von Dr. Hans Fehlinger im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. 11, Heft 3, hatte das ganze amerikanische Gebiet der Vereinigten Staaten im Jahre 1910 93 Mill. Einwohner. Davon waren 88,9 pCt. (82 Mill.) Weiße, 10,7 pCt. (10 Mill.) Neger und Negermischlinge, 0,3 pCt. (1/4 Mill.) Indianer und Indianermischlinge, 7200 Japaner, ebensoviele Chinesen, 2500 Ostindier, 450 Koreaner, 160 Philippiner und 8 Maori. Der Anteil der Weißen an der Gesamtbevölkerung stieg im letzten Jahrzehnt von 87,9 auf 88,9 pCt., jener der Neger fiel von 11,6 auf 10,7 pCt. Die Kinderhäufigkeit ist bei beiden Rassen, bei Weißen und Negern, von 1900—1910 wieder weiter zurückgegangen. Auffallenderweise ist der Kinderreichtum der Farbigen in den Gebieten mit starker Rassenmischung besonders gering. Die Vermischung der Weißen mit Negern schreitet infolge der in den meisten Südstaaten bestehenden Eheverbote und der gesellschaftlichen Abneigung der Angehörigen beider Rassen nur relativ langsam fort. Zwischen Indianern und Weißen finden dagegen fortwährend zahlreiche Vermischungen statt. — „Mischehen" zwischen eingeborenen Amerikanern und Einwanderern weißer Rasse werden fast nur mit Nordwest-Europäern eingegangen. Die 32 Millionen Weiße, deren Eltern nicht in Amerika geboren sind, verteilen sich nach ihrer Muttersprache folgendermaßen:

Englisch, keltisch, irisch	31,1 pCt.
Deutsch	27,3 „
Skandinavisch	9,0 „
Italienisch	5,7 „
Polnisch	5,3 „
Yiddisch und hebräisch	5,2 „
Französisch	4,2 „

Die anderen Sprachen ergeben kleinere Prozentanteile.

Demnach sind mehr als die Hälfte (58,4 pCt.) der Weißen fremden Stammes Engländer, Kelten und Deutsche; die Romanen und Griechen bilden bloß 13,3 pCt., die Slawen 10,1 pCt. Die Gefahr einer Romanisierung oder Slawisierung der Vereinigten Staaten liegt also jedenfalls vorläufig noch recht fern. Von allen Weißen sind 39,5 pCt. fremden Stammes; dieses Bevölkerungselement ist am stärksten vertreten in den Neuenglandstaaten (59,7 pCt.) und in den mittelatlantischen Staaten (55,2 pCt.). Gerade diese Staaten mit überwiegend fremder Bevölkerung sind beachtenswerterweise wirtschaftlich am leistungsfähigsten und am weitesten entwickelt in bezug auf Wissenschaft und Kunst. Das germanische Element fremden Stammes ist in den nordöstlichen Zentralstaaten am stärksten vertreten, wo es 18,5 pCt. der weißen Gesamtbevölkerung bildet. — Die Ehehäufigkeit ist in den Vereinigten Staaten verhältnismäßig groß und hat in den letzten 20 Jahren dauernd zugenommen; trotzdem nimmt — genau wie in Frankreich — die

Geburtenhäufigkeit ab. Bei den Negern sind frühe Heiraten viel häufiger als bei den Weißen; trotzdem kommen bei ihnen weniger Kinder unter 1 Jahr auf 1000 Frauen als bei den Weißen. Die städtischen Neger zeigen besonders geringe Fruchtbarkeit, obgleich die Ehehäufigkeit in den Städten nur unbeträchtlich geringer ist als auf dem Lande. — Siemens.

Arbeiter=Imperialismus in England. Vor einigen Tagen veröffentlichte der Berliner sozialdemokratische „Vorwärts" die folgende lehrreiche Zuschrift aus Amsterdam: Am 17. August hat unter dem Vorsitz des High Commissioner für Australien Andrew Fisher in London eine Versammlung der British Empire Producers Organisation stattgefunden, über die wir im „Daily Telegraph" vom 18. v. M. einen interessanten Bericht finden. Die Reden behandelten hauptsächlich die Beziehung zwischen Kapital und Arbeit nach dem Kriege. Unter den Anwesenden werden eine Reihe von amtlichen Vertretern der australischen Staaten genannt, Vertreter aus Kanada, weiter bekannte Großindustrielle, Bankiers usw. Nach einer Rede des Vorsitzenden der Vereinigung Sandbach Parker, der für die Eigenwirtschaft des britischen Reiches eintrat, als Mittel dazu die „wissenschaftliche Anwendung des Tarifs" empfahl und versprach, daß die „Teilung der Profite" zwischen Unternehmern und Arbeitern für diese viel vorteilhafter geschehen werde, wenn erst die deutsche Konkurrenz beseitigt sei, die sie bisher gehindert habe, ergriff der Arbeiterparteiler George H. Roberts das Wort und sagte:

„Diese Versammlung bedeutet einen Wendepunkt im industriellen und kommerziellen Leben unserer Nation, weil sie die Notwendigkeit anerkennt, ein besseres Einvernehmen zwischen Kapital und Arbeit zu schaffen. Eine der Lehren des Krieges für die britische Demokratie war die Bedeutung des britischen Reichsgedankens. Man hatte den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Wir hatten im Mittelpunkt des Reiches gelebt, ohne es zu sehen. Mit all unseren Möglichkeiten waren wir das am wenigsten abgeschlossene Reich der Welt. Es wäre ein Verbrechen, wenn wir die Hülfsquellen vernachlässigen sollten, die auf unseren eigenen Gestaden liegen. Großbritannien sollte seine eigenen Hülfsquellen soweit wie möglich entwickeln und wo es ihm nicht gelingt oder wo die Natur oder andere Umstände es hindern, sollte es von britischer Arbeit im britischen Imperium versorgt werden. Wir haben während des Krieges große Überraschungen erlebt. Manche meiner Freunde halten noch immer die Traditionen vor hundert Jahren fest, aber wenn ich die Arbeiterklasse noch verstehe, so wird das deutsche Volk Generationen von Reinigung durchmachen müssen, ehe wir bereit sein werden, es wie ehedem aufzunehmen. Meine Anwesenheit hier ist durchaus nicht ohne Zusammenhang mit den Zielen Ihrer Organisation. Ich habe mir noch keine Meinung über die besten Mittel (der wirtschaftlichen Entwicklung des Reiches) gebildet, mein Denken ist noch im Fluß. Die Vergangenheit ist vorüber und kann nie mehr wiederkehren. Wir sind bereit, diese Probleme in ihrer neuen Gestalt zu betrachten und wenn Herr Sandbach Parker eine einzige Lösung vorgeschlagen hat, so kümmere ich mich nicht um Freihandel, Schutzzoll oder was immer, sondern glaube an mein Land und das britische Imperium und bin bereit, in dieser Richtung zu wirken.

Man hat die Arbeiterschaft oft gefragt, wie die Einschränkungen der Produktion gerechtfertigt werden könnten. Ich will sie hier nicht verteidigen, aber sage, daß sie nicht bloßem Mutwillen entsprungen sind, sondern oft der Selbsterhaltung. Wenn wir unsere Hülfsquellen, so wie wir es wünschen, entwickeln, müssen Kapital und Arbeit zueinander kommen, indem beide ihr Denken von allem Phrasenschwatz (Cant) und Vorurteilen befreien, und sie werden miteinander beraten, wie sie den Interessen des Reiches dienen können, um dieses zu dem zu machen, was es sein soll, der große Führer der Welttätigkeit. — In den Schützengräben habe ich den Millionärssohn Seite an Seite mit dem Sohn des Arbeitsmannes aus Norfolk gesehen, und wenn dieser zurückkehrt, wird er ein Recht darauf haben, den Ruhm Großbritanniens und des Imperiums zu teilen."

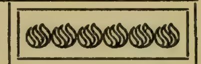
Ein folgender Redner, das Unterhausmitglied Hauptmann Balhurst, tat noch den Ausspruch, daß „allzu wohlfeile Lebensmittel und allzu wohlfeile Arbeit eine Gefahr für England" seien.

Daß der Versammlungsbericht bei der Rede Roberts wiederholt Zustimmungsrufe zu vermerken hat, ist nicht überraschend. Es wäre in der Tat unverständlich, wenn die Herren, die diese „glänzende" Versammlung zusammensetzten, von einem solchen parlamentarischen Vertreter der Arbeiterschaft nicht entzückt gewesen wären. Der Mann ist ja, wenn auch sein Denken noch „in Fluß" ist, schon ganz deutlich zum Programm Joe Chamberlains hinübergesteuert. Er ist bewußter Imperialist, Anhänger des Wirtschaftskrieges der Nationen und des Wirtschaftsfriedens der Klassen und hat gegen eine die Lebensmittel vertenernde Schutzzöllnerei keine grundsätzlichen Einwände mehr. Aber sein Umlernen geht doch weiter. Gibt er doch zu verstehen, daß er der Versöhnung von Arbeit und Kapital die „Vorurteile" zu opfern bereit ist, die bisher die Arbeiter veranlaßt haben, für gewerkschaftliche Schutzbestimmungen gegen übermäßige Ausbeutung der Arbeitskraft zu kämpfen! Daß Roberts die Extremisten des internationalen Nationalismus übertrumpfend, vor Erneuerung der internationalen Gemeinschaft die deutschen Arbeiter einer Quarantäne unterwerfen will, die gleich mehrere Geschlechterfolgen dauert, mußte seine Zuhörer nicht minder entzücken.

Sicherlich sind große Massen der englischen Arbeiterschaft vom Fanatismus und von der Kurzsichtigkeit, die sich in dieser Rede ausspricht, freigeblieben. Als Dokument einer in allen Klassen verbreiteten Denkweise verdient sie gleichwohl gelesen und politisch gewürdigt zu werden. Sie macht besonders scharf die Gefahren sichtbar, denen eine Arbeiterbewegung ausgesetzt ist, die von den sozialistischen Ideen entweder nur oberflächlich berührt worden ist — gleich den Massen der englischen Gewerkschaftler — oder sie in der Arbeit für den nächsten Tag und in der Sucht nach wirklichen oder scheinbaren politischen Augenblickserfolgen aus den Augen verloren hat. Im Proletariat ist eine geschichtliche Kraft, solange es seiner Idee folgt. Diese Idee kann auch seine Führer über methodische Unzulänglichkeiten ihrer Schulung erheben. Sobald sie sich von ihr entfernen, droht ihnen das Schicksal, mittelmäßige Nachtrotter der bürgerlichen Machtpolitik zu werden. „Die deutsche Presse", Wien 12./1., Zeitung für alldeutsche Politik, der wir diesen Bericht entnehmen, macht hierzu die Bemerkung:

„Hier ist einmal von marxistischer Seite ‚die Stimme des Feindes' nicht unterdrückt worden. Dieses Dokument einer in allen Klassen Englands verbreiteten Denkweise sollte tatsächlich auch bei uns politisch gewürdigt werden, wo die marxistischen Sozialdemokraten seit Jahren und besonders während des Krieges die Arbeiterschaft über die Denkweise der englischen Arbeiter täuschten." (Deutsche Presse, Wien.)

Bücherbesprechungen.



Das Hohelied der Kraft. Ein Lebensprogramm für die deutsche Zukunft von Emil Peters. Volkskraft-Verlag, Berlin-Neuenhagen (Ostbahn). 10 Bogen, 2 Mk. geheftet, 3 Mk. gebunden. Inhalt: Boden und völkische Kraft. Die Kraft in der Volkswirtschaft. Kraftrückgang der Deutschen. Erziehung zur Kraft. Die Kraft im Geschlechtsleben. Tatsachen aus dem Sexualleben der Jugend. — Das Geschlechtsleben der Erwachsenen. Keimgifte und Keimschädigungen. Kraft in der Ernährung. Die Frauen und die Kraft. Jugendkraft und Mutterkraft. Seelenkraft, Kraft in der Freude. Kraft in der Kunst. Volkskraft im Volksgesang.

Das Zeitalter der Industrie, der Technik, steht so recht im Zeichen der Kraft. Dampfkraft, elektrische Kraft bewegen spielend Riesenlasten, an denen sich menschliche und tierische Kraft vergeblich abmühen würden. Der Sprengkraft des Pulvers, des

Dynamits u. a. widersteht kein Gestein, kein Metall. Aus allen Maschinen und Motoren surrt, singt und stampft es: Kraft, Kraft, Kraft! — Die Maschinenkraft hat Wasser und Luft besiegt; Titanenkräfte scheinen der Menschheit durch den Sieg der Technik gewachsen. Nichts scheint dem Menschen und der von ihm organisierten Kraft mehr unmöglich. Welche Wunder der Technik erschauen wir in dem jetzigen Weltkriege. Wer hätte noch vor kurzem eine so unerhörte Kraftleistung für möglich gehalten, wie sie unsere 42 cm-Geschütze, unsere Unterseeboote, unsere Luftschiffe und Flugzeuge vollbringen, wie wir sie an der Sprengwirkung der modernen Geschosse täglich mit Grauen sehen.

Diesen technischen Kräften gegenüber erscheint des einzelnen Menschen Kraft gering und verschwindend. Und doch zeigt uns gerade dieser Krieg, wie sehr es auch auf diese Kraft ankommt, wie hoch gerade sie zu schätzen ist. Die Stoßkraft eines Heeres hängt gewiß nicht allein von seiner Ausrüstung, seinen Waffen und seiner Munition ab, sondern in viel höherem Maße davon, wie das Heer diese Rüstung, diese Waffen zu führen versteht.

Um solche Gewaltmärsche in Staub und Hitze, hungernd und dürstend leisten zu können, dazu bedarf es eines kräftigen Körpers, um im Granathagel im Schützengraben auszuharren, zum Sturmangriff über Berg und Tal, durch Flüsse und Sümpfe, gegen stark verschanzte Stellungen und im Kugelregen, dazu sind Nerven von Stahl, Herz-, Lungen-, Arm- und Beinkräfte nötig. Das Ungestüme und Sieghafte eines Angriffs liegt in der Kraft und Umsicht, mit der er vorgetragen wird.

Unser Kaiser sprach das Wort, dessen Wahrheit und Richtigkeit sich immer mehr zeigt: „In diesem Kriege werden die siegen, die die stärksten Nerven haben!"

Ja so ist es, auf die Nervenkraft der Kämpfer kommt es letzten Endes an; sie ist das Ausschlaggebende, nicht Waffen und Technik sind es, so sehr sie unterstützend wirken.

Denn auch zum ruhigen Zielen im feindlichen Feuer und zum Angriff gehört Kaltblütigkeit, gehört Nervenkraft, zur rechten Führung der Heere, zur Führung der Flugzeuge, Luftschiffe, Kriegsschiffe, Unterseeboote usw., ist Umsicht und schneller Entschluß nötig, wie sie nur starke Nerven geben können. Im Nahkampf sind Körperkraft, Gewandtheit und Ausdauer von wesentlicher Bedeutung. Alle Kräfte steigernd und erhaltend aber ist die rechte Kraft der Seele, wie sie hervorwächst aus reinem Herzen und festem Gottvertrauen.

Mit diesen Kräften ausgerüstet bleibt auch das an Zahl der Kämpfer und an Kriegsmitteln unterlegene Heer Sieger.

Unser heiliger Krieg läßt diese Wahrheit in vollem Lichte erscheinen und zeigt, wo diese lebendigen Kräfte am meisten vorhanden sind. In den verbündeten Heeren der Deutschen, Österreicher, Türken und Bulgaren feiern sie heute ihre größten Triumphe.

In den Heldentaten unserer Armeen, in unseren Siegen ertönt dieses Hohelied der Kraft in vollen Akkorden! Sie zeigen uns, daß die Erhaltung, Pflege und Stärkung dieser Kräfte für Ruhm und Gedeihen eines Volkes ausschlaggebend sind.

Wo die Volkskraft sinkt, sinkt auch des Volkes Stern.

Gesunde Nerven, ohne die es keine lebendigen Kräfte, weder des Körpers noch des Geistes, noch der Seele gibt, heißt es künftig, mit allen Mitteln in unserem Volke erhalten und pflegen. Körper, Geist und Seele sind — durch die Nerven — so innig miteinander verbunden und gegenseitig abhängig, daß eins vernachlässigen oder schädigen, auch das andere bedrohen heißt.

Das Bewußtsein dieses Zusammenhanges war uns vor dem Kriege teilweise schon bedenklich verloren gegangen. Wir glaubten einseitig vor allem den Geist pflegen zu können, Körper und Seele aber vernachlässigen zu dürfen. Das rächte sich an uns selbst. Der Leib wurde brüchig und mit allen möglichen Leiden behaftet. Schwindsucht, Krebs, Zuckerkrankheit und andere chronische Krankheiten, das Heer der Nervenleiden, Blutarmut, schlechte Verdauung und Zahnfäule machte Millionen das Leben schwer und hinderte sie an vollem echten Lebensgenuß und an Freude gebender Lebensarbeit. Genußsucht und weichliches Leben untergruben weiter die Lebenskraft. Mit der künstlichen Geburtenbeschränkung wurde die Axt an die Wurzeln der Volkskraft gelegt.

Da kam der heilige große Krieg und fegte alle diese selbstmörderischen Torheiten inweg, es zeigte sich, daß der innere Kern unseres Volkes noch gesund, daß es och nicht zu spät ist, den dem Abgrund der Entartung zurollenden Wagen aufzuhalten nd ihn wieder auf lichte Höhen zu ziehen. Was alle Mahnungen und Belehrungen icht vermochten, diesem großen Heiler und Retter gelang es in kurzer Zeit. Wir wissen s nun, welche Werte ewig sind, welche Kräfte allein ein Volk vor seinen Feinden schützen.

Die Kraft des Körpers, des Geistes und der Seele, alle drei harmonisch verbunden, ähern den Menschen der Gottheit und schließen in sich alle Entwicklungs- und 5lücksmöglichkeiten.

Diese Kraft preist der Verfasser in seinem Buche: „Das Hohelied der Kraft.“ :r nennt es: Ein Lebensprogramm für die deutsche Zukunft.

Ein Programm, einen Leitfaden soll das Buch darstellen, nicht eine Anweisung ür alle Einzelheiten. Ein solcher Leitfaden ist es aber auch in vollstem Maße.

In seiner, selbst den scheinbar nüchternen Dingen die poesievolle, künstlerische und eelische Seite abgewinnenden Schreibweise rollt er mit wenigen Worten darin ein Bild es gesamten Volks- und Einzellebens auf. Er zeigt, wo die wahren Werte liegen, was vir bisher falsch gemacht, wo unsere Anschauungen im und vom Leben sich ändern müssen, vie wir überall nach Kraft streben müssen, wie jeder einzelne Erfolg und Glück, wie das Volk Zufriedenheit, echte Kultur, Macht und Ansehen gewinnen können. Ein Lied der Kraft ist es, ein hohes und schönes, das hier erschallt, das uns die freudige Gewißheit ringt, daß mir selbst — mit Gottvertrauen und schlichtem Sinn — uns, unseren Kindern ind unserem Volke eine glückverheißende Zukunft zimmern können. Wir brauchen ıur ernstlich zu wollen, und die Welt ist unser. Das deutsche Volk hat vom Schöpfer soviel Vorzüge des Geistes, des Körpers und der Seele erhalten, daß es vor illem berufen ist, Führer und Vorbild der Menschheit zu werden, die wahre Kultur ereinst zu errichten, die jedem das Seine gibt.

Aber das deutsche Volk darf diese Schätze nicht verkümmern lassen, es muß nit seinem ihm von Gott gegebenen Pfunde wuchern.

Zu dieser Erkenntnis soll und wird auch das Peterssche Buch beitragen.

W. Bräunlich.

Hueppe, F., Deutschlands Volkskraft und Wehrfähigkeit. Bibliothek Coler—Schjerning, B. 39. Berlin 1916, A. Hirschwald.

Der um die öffentliche Gesundheitspflege hochverdiente Verfasser, Truppenarzt und Seuchenforscher, der auch als beratender Hygieniker einen Teil des Feldzuges in den Karpathen mitgemacht hat, gibt uns in dieser zeitgemäßen, aus einer Reihe von Vorträgen entstandenen Schrift eine beherzigenswerte Zusammenfassung seiner Ansichten und Erfahrungen über Hebung und Erhaltung der Volksgesundheit. Der gegenwärtige Weltkrieg, dessen Ende immer noch nicht abzusehen ist, zwingt uns, wenn wir nicht als Volk untergehen wollen, nicht nur, die „vor dem Kriege vorhandene Volkskraft wieder herzustellen, sondern sie nach eingetretenem Frieden so zu steigern“, daß wir für alle Zukunft vor ähnlichen Überfällen sicher sind. Zunächst gilt es, rein zahlenmäßig die großen Verluste des Schlachtfeldes wieder auszugleichen, was selbstverständlich nur durch „Zunahme der Ehen“ mit einer hohen und steigenden „Geburtszahl“ geschehen kann. Das ist ohne weiteres einleuchtend, und es fragt sich nur, in welcher Weise und bis zu welchem Maße die Staatsleitung dabei mitzuhelfen vermag. Eine bloße Bekämpfung der Krankheiten genügt dazu erfahrungsgemäß nicht; die geborenen Kinder müssen durch zweckmäßige Ernährung, womöglich an der Mutterbrust, über die ersten Lebensjahre hinaus und in gesunder Entwicklung bis zum zeugungsfähigen Alter gebracht werden. „In der Kinderaufzucht liegt sicher in der Zukunft eine der wichtigsten Aufgaben für die Erhaltung und Steigerung der Wehrfähigkeit.“ Wir haben ja, wenn auch die Geburtenzahl in der

letzten Jahren etwas gesunken ist, in Deutschland immer noch einen erheblichen Bevölkerungszuwachs, der sich hoffentlich auch nach dem Kriege erhalten, ja durch geeignete Maßnahmen sogar erhöhen läßt. Gerade um das behördliche Eingreifen handelt es sich dabei: die Eheschließung gesunder junger Leute muß befördert, die Aufzucht mehrerer Kinder in jedem Haushalt ermöglicht werden. Staat und Stadt müssen freilich ihre Beamten nach ihrer Befähigung für die einzelnen Fächer auswählen, doch können sie immerhin „durch Steuerermäßigungen, durch Alters- und Familienzulagen, durch Kinder- und Mutterschutz, durch Erziehungsbeiträge" u. dergl. dafür sorgen, daß ein genügender Nachwuchs großgezogen wird. In der Landbevölkerung liegt gewiß ein guter und gesunder Kern unseres Volkes, aber allein hätte sie niemals die Riesenheere aufbringen können, die jetzt unter den Waffen stehen; ein ausgedehnter, zahlreichen Arbeitern Verdienst gebender Gewerbebetrieb muß dabei mithelfen. Zwischen Stadt und Land, zwischen Ackerbau und Gewerbe den richtigen und gerechten Ausgleich zu finden, gehört zu den vornehmsten Aufgaben der Volkswirtschaft. Wohnung, Ernährung, körperliche Erziehung sind dabei ungemein wichtige Teilfragen, deren zweckmäßige Lösung eine Entartung unseres im ganzen gesunden Volkes verhüten kann. Von der größten Bedeutung für das kommende Geschlecht ist selbstverständlich die Vererbung, deren Macht und Wirkung infolge von allerlei Irrlehren vielfach nicht zutreffend beurteilt und genügsam gewürdigt wurde. Es gereicht mir zur Genugtuung, in dieser Hinsicht eine Übereinstimmung des kundigen Verfassers mit meinen eigenen, seit Jahrzehnten vertretenen Anschauungen feststellen zu können. Er hält „daran fest, daß manche individuell erworbenen Eigenschaften, besonders solche, die mit einer Beeinflussung des Stoffwechsels einhergehen, auch auf die Erbmasse einwirken und sich vererben". Die gefährlichsten Volksseuchen, Schwindsucht, Geschlechtskrankheiten und Trunksucht, lassen sich sehr wohl einschränken und sind ja auch in erfreulicher Weise zurückgegangen. „Wohnung, Ernährung, Aufzucht und Erziehung der Kinder sind die wichtigsten Aufgaben für die Zukunft des deutschen Volkes." In dem nach dem Friedensschlusse zweifellos fortdauernden Wirtschaftskriege werden wir alle unsere Kräfte nötig haben und einsetzen müssen, und die Ratschläge so erfahrener Männer, wie der Verfasser einer ist, werden uns dabei von größtem Nutzen sein. Ludwig Wilser.

Das erste Heft des vierten Jahrgangs der Vorposten (Verlag: „Auf Vorposten" Charlottenburg 4) beginnt mit einem kraftvollen Gedicht: „Der Vorkämpfer". Ein Aufsatz über die Alliance Israélite Universelle weist aus der Gründungsgeschichte dieses jüdischen Weltbundes, und nach jüdischen Urkunden die politische Tätigkeit dieser Gesellschaft nach. Dort wird auch an zwei auffälligen Beispielen die emsige politische Arbeit der AIU während des Krieges beleuchtet. — Ein Aufsatz „Die öffentliche Meinung" tritt für Verstaatlichung des elektrischen Nachrichten-Wesens und für Befreiung der Zeitungsunternehmer von der Rücksicht auf das „Geschäft mit Anzeigen" ein. — Zum Schlusse wird das Tauch-Handelsschiff als erfreuliche Antwort auf die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz und seine Bedeutung für die deutschen Anilinfarben auf dem Weltmarkte gewürdigt. — Im Septemberheft wird der unglaubliche Angriff der Magdeburger Zeitung auf den General der Infanterie v. Falkenhayn beleuchtet; sie bringen ferner sehr interessante Äußerungen von Heinrich Heine über die Beziehungen des Hauses Rothschild zu der Umsturz-Bewegung in Deutschland; die Einweihung eines mosaischen Tempels in Berlin veranlaßt zu einem Vergleiche zwischen dem Vermögen der meist armen protestantischen Kirchengemeinden und den reichen mosaischen Tempelgemeinden; eine Übersicht über die zahlreichen Auszeichnungen von Mosaisten während des Krieges weist auf ihre außerordentlich geringe Sterblichkeit hin, die kaum ein Drittel der nichtmosaischen Soldaten beträgt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 25. 10. 16.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 9 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue“ begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die staatsmännische Forderung des Tages.

Vom Herausgeber.

In seiner „Viktoire“ vom 22. Oktober richtet der bekannte französische Antimilitarist Hervé mahnende Worte zur Aufrechterhaltung der „union sacré“ an den zu der Zeit tagenden Parteitag der Radikalen. Er, der „Antimilitarist“, ruft dabei aus: „Wir, die Internationalen, haben bewiesen, daß wir Frankreich verteidigen, wenn es hart auf hart geht. Die Brücken zwischen Sozialisten und Radikalen sind wieder aufgebaut seit dem Bankerott des Klassenkampf-Sozialismus, mit dem die deutschen Sozialdemokraten unsere Partei vergiftet hatten.“

Diese Worte aus feindlichem Munde sagen ausnahmsweise einmal die Wahrheit. In keinem Lande der Welt hatte der Sozialismus dermaßen den Charakter des Klassenkampfes angenommen, wie bei uns in Deutschland. Daß der Klassenkampf im Grunde der polarische Gegensatz zum Sozialismus ist und vom sozial-biologischen Standpunkte aus als „Kampf der Teile gegen das Ganze“ (vergl. Januarheft 1912, S. 505) angesehen werden muß, sei dabei nur nebenhin erwähnt. Überdies war es nicht etwa nur der sogenannte Sozialismus, der sich dieses in des Wortes vollster Bedeutung „sozialen Verbrechens“ schuldig gemacht hat. Sämtliche Parteien waren daran mehr oder weniger beteiligt, und wäre die staatliche Organisation bei uns in Deutschland und namentlich in Preußen nicht fester als irgendwo anders gefügt, dann hätten diese fort-

gesetzten Anstrengungen zur Zerstörung der sozialen (gesellschaftlichen) Organisation auch den Staat und damit den Bestand unseres gesamten Gemeinwesens noch weit ernstlicher gefährden müssen, als es ohnehin schon geschehen ist. Hat doch selbst während dieses größten und schwersten Daseinskampfes, der einem Volke jemals aufgezwungen worden ist, der leidige Klassenkampf nur im Anfange einigermaßen geruht, und ist es doch den „sozialistischen" Hauptschürern und ihren Helfershelfern nur zu bald gelungen, ihn, zum mindesten unter der Oberfläche, wieder in alter Schärfe zu entfachen. Das ist eine überaus betrübliche Tatsache, die namentlich für die Zukunft nach dem Kriege allen Grund zu den schwersten Besorgnissen gibt. Darum ist eine tief schürfende Untersuchung der Ursachen dieses Übelstandes und das ernsteste Nachdenken über die Mittel und Wege zu seiner Beseitigung recht am Platze und rückt immer mehr als die staatsmännische Forderung des Tages in den Vordergrund.

Eine Ursache dieser sozialen Krankheit liegt freilich für jeden mit der Geschichte des deutschen Volkes — oder sagt man richtiger: der deutschen Völker? — einigermaßen Vertrauten recht nahe. Es ist der Mangel an Einheitlichkeit und Stärke des gesamtvölkischen (nationalen) Gefühls und Bewußtseins. Nur eine hochgradige Lebendigkeit und überwältigende Wucht dieses Gefühls sowie eine hinreichende Klarheit dieses Bewußtseins vermöchten bei uns ein angemessenes Gegengewicht gegen die bei uns besonders starken Sondergelüste der einzelnen Personen, Berufsklassen, Stände, Parteien usw. zu bieten. Daß unser Volk in dieser für sein allseitiges — nicht bloß wirtschaftliches — Gedeihen doch so bedeutungsvollen Beziehung gegenüber anderen großen und kleinen Nationen noch weit im Rückstande ist, wird kein Urteilsfähiger leugnen wollen, so große Worte auch manchmal gerade von den in dieser Hinsicht am wenigsten einwandfreien Persönlichkeiten und Parteien darüber gemacht werden.

Man sage nicht, daß wir erst verhältnismäßig spät zu äußerer (staatspolitischer) Einheit gelangt wären, und daß man deshalb von dem diesen äußeren Rahmen erfüllenden geistigen Inhalt nicht allzu viel in so kurzer Zeit erwarten könnte. Auch das italienische Volk hat diese Art von Einheit genau ebenso lange entbehrt, und doch ist heute in Italien das gesamtvölkische Gefühl und Bewußtsein nicht weniger stark und einheitlich, als in Frankreich, England, Spanien, Dänemark, Schweden und anderen Ländern, die sich der staatspolitischen Einheit schon seit Jahrhunderten erfreuen. Ebenso sage man nicht, daß bei uns die Klassenunterschiede größer als anderswo wären. Genau das Gegenteil ist richtig. Es gibt, abgesehen etwa von den skandinavischen Ländern, kaum ein Land, in dem alle Klassen durchschnittlich dermaßen gleichen Blutes, dermaßen gleicher körperlicher und seelischer Beschaffenheit wären, wie bei uns in Deutschland. Auch wird in keinem Lande für die niederen, weniger bemittelten Klassen mehr getan, und kaum irgendwo befindet sich die Arbeiterklasse wirtschaft=

lich wohler und genießt besseren Rechtsschutz als in dem angeblich „reaktionären" Deutschland.

Also alle die dem Klassenkampfe zum Vorwande dienenden Argumente sind anderswo viel stichhaltiger als bei uns, und doch setzt dort das starke gesamtvölkische Gefühl und Bewußtsein diesem Kampfe zum mindesten in großen, die Außenpolitik betreffenden Fragen stets von selber die geziemende Grenze. Man wird dort niemals eine besondere Richtung der Innenpolitik, noch dazu eine anderswo als verderblich erwiesene, gegen eine besondere Richtung der Außenpolitik ausspielen, wie das bei uns gerade in der jetzigen schweren Zeit leider Gottes geschieht.

Warum ist nun gerade bei uns in dieser Beziehung alles anders, und warum kann bei uns trotz aller Erfolge unserer Kriegsheere noch immer kein überwältigendes, alles Gegensätzliche in den Hintergrund drängendes gesamtvölkisches Gefühl und Bewußtsein aufkommen?

Wer über diese Frage ernstlich ohne Nebenabsichten und heimliche Hintergründe nachdenkt, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß es weniger einheimische Unzulänglichkeit, als fremde, zum Teil sogar vom Auslande herrührende Einflüsse sind, welche die innere Zwietracht, wenn sie wirklich einmal zu erlöschen droht, immer wieder anschüren und zu erneutem Aufflammen bringen. Diesem vom Standpunkte des Einheimischen geradezu als hochverräterisch zu bezeichnenden Beginnen kommt bei uns in Deutschland jene leidige Ausländerei und Fremdsucht, teilweise auch ein übergerechter, allzu „objektiver", oder ein philisterhaft eigenbrötlerischer, unsozialer, unpolitischer, rechthaberischer Sinn auf halbem Wege entgegen. Und doch wären selbst diese zweifellosen Nationalfehler des Deutschen im tiefsten Grunde gar nicht einmal so schlimm, wenn sie nicht vom Fremden absichtlich oder unabsichtlich mißverstanden würden. Was ein sonst ehrlicher, biederer Deutscher manchmal in augenblicklicher Aufwallung hie und da herausplatzt, hält der Fremde nur zu leicht für wahre, dauernde Gesinnung, und er baut darauf seine Pläne, die dann auch, wenn nicht sofort, so doch allmählich, nach entsprechend gehandhabter Massensuggestion, zu dauernder Erbitterung führen.

Freilich sind auch in anderen Ländern fremdvölkische und ausländische Einflüsse dieser Art tätig; aber sie stoßen hier gewöhnlich auf starke völkische oder persönliche Eigenliebe, ja nicht selten auf eine bis ins Krankhafte gesteigerte nationale Empfindlichkeit, und das zwingt den Fremden, sich den Eigentümlichkeiten der Einheimischen anzupassen, wenn er im fremden Lande unbehelligt leben und seine Zwecke erreichen will. Vielleicht sind auch die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen anderer Länder den in diese als friedliche (wirtschaftliche) Eroberer, oder als bezahlte politische Geheimagenten eindringenden Fremden angenehmer, bequemer, vorteilhafter, so daß sie es nicht in dem Maße nötig haben, diese Einrichtungen mit Hilfe der „Klassenkämpfe" für ihre Zwecke umzumodeln.

So erklärt es sich vielleicht, warum fremde Einflüsse anderswo nicht in dem Maße, wie bei uns, zwietrachtstiftend wirken und die Entwicklung eines gesunden National- wie Sozialgefühls hintertreiben.

So hätte nach 1870—71 auch bei uns das gesamtvölkische Empfinden einen mindestens ebenso starken Aufschwung nehmen können, wie in Italien, wenn nicht sofort nach dem äußern Einigungskriege die innern Kämpfe mit verschärfter Gewalt eingesetzt hätten. Dabei verquickten sich die bis zu einem Grade natürlichen wirtschaftlichen und sozialen Klassenkämpfe in überaus unheilvoller — auch wieder nur bei uns möglichen — Weise mit ganz anders gerichteten konfessionellen, fremdnationalistischen und internationalistischen Bestrebungen, die den innern Wirrwarr auf einen kaum noch zu steigernden Gipfel trieben.

Ist diese unselige Verquickung für das Deutsche Reich, wie gesagt, besonders kennzeichnend, so ist sie noch kennzeichnender für Österreich-Ungarn. Hier spielen die nationalistischen Sonderbestrebungen der in den Staat teils als Ganzes aufgenommenen, teils dem Staatsvolke infiltrierten anderen Völker eine noch weit größere Rolle und machen den innern Wirrwarr noch weit hoffnungsloser. Hier müßte also die Staatsmacht einerseits und das Selbstbewußtsein des Staatsvolkes andererseits noch größer sein, wenn beide ein angemessenes Gegengewicht gegen die innern Sonderbestrebungen aufbieten sollen. Jedenfalls aber ist es hier wie dort das oberste Gebot des staatlichen Selbsterhaltungstriebes, dieses Gegengewicht, da es nicht oder nicht in genügendem Maße vorhanden ist, mit allen Mitteln und Kräften zu schaffen.

Merkwürdigerweise scheint die Staatskunst weder in Österreich noch im Deutschen Reiche dieses oberste Gebot der Selbsterhaltung rechtzeitig erkannt und befolgt zu haben. Nur in Ungarn hat man wenigstens den einen Teil dieses Gebotes, die Steigerung des Selbstbewußtseins des Staatsvolkes, nach Kräften zur Ausführung gebracht, während die Politik hinsichtlich des anderen Teils, der Vermehrung der Staatsmacht, die ja vor allem in der Stärke und Beschaffenheit der Militärmacht zum Ausdruck gelangt, versagt hat. Vielleicht fürchtete man, daß eine allzu große Vermehrung der Macht des Gesamtstaates dem Teilstaate gefährlich werden könnte, was ja aber nur durch eine unehrliche, hinterlistige Politik des Gesamtstaates möglich wäre. Hoffentlich sind diese Befürchtungen durch den gegenwärtigen Krieg ad absurdum geführt.

Im Deutschen Reiche war es umgekehrt. Hier hat man den ersten Teil jenes Gebots, wenigstens soweit dafür militärische Forderungen zu Lande, zu Wasser und zu Luft in Betracht kamen, im allgemeinen richtig und rechtzeitig befolgt, dagegen den zweiten Teil, die Hebung und Stärkung des Nationalgefühls, nicht nur außer acht gelassen, sondern ihr manchmal geradezu entgegengearbeitet. Überdies hat man sich auch hinsichtlich des ersten Teils aus Rücksicht auf gar nicht vorhandene oder mindestens stark

überschätzte innere Stimmungen antimilitaristischer Art Zurückhaltungen auferlegt, die in Hinblick auf die drohenden Gefahren der Zukunft ganz und gar nicht am Platze waren. Auch in dieser Hinsicht waren es aller Wahrscheinlichkeit nach fremde Einflüsse, die teils direkt, teils auf Umwegen (über den „Klassenkampf") der Stärkung unserer Wehrmacht, namentlich zu Wasser, Hindernisse in den Weg gelegt haben. Ob man in England und seinem Ableger, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, jene bekannten, in der feindlichen Lügenpresse während des Krieges mit so widerlicher Heuchelei breit getretenen Schlagworte vom preußischen „Militarismus" erst unseren demokratischen Klassenkämpfern entlehnt hat, oder ob man sie umgekehrt schon in viel früherer Zeit unseren liberalen und später sogenannten sozialen Demokraten, deren Führer sich ja immer als Vorkämpfer der internationalen Händlerpolitik fühlten, auf dem Wege der geistigen Suggestion zu bestimmtem Zwecke beigebracht, sie also jetzt nur wieder rücktransportiert hat, kann zweifelhaft erscheinen. Ich möchte das letztere für wahrscheinlicher halten, denn es wäre durchaus im Sinne der englischen Politik, jener in vorausgegangenen Heften (Mai, Juni, Oktober usw.) genugsam gekennzeichneten händlerischen und räuberischen Staatskunst, die ihre eigentlichen Absichten immer so schön in freiheitliche und humanitäre Phrasen zu kleiden und dadurch zu maskieren verstanden hat.

Welche unheilvolle Rolle diese bei unseren Demokraten teilweise wohl wirklich ernsthaft gemeinten antimilitaristischen Schlagworte vor dem Kriege gespielt haben, und welche noch unheilvollere Rolle ihnen seitens des Vierverbandes bei den Klassenkämpfen der Zukunft zugedacht ist, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Ist ja doch die Abschaffung des preußischen Militarismus in aller Öffentlichkeit als eins der Hauptkriegsziele des Vierverbandes verkündigt worden. Natürlich konnte man dabei während des Krieges nicht ausdrücklich unsere demokratischen Klassenkämpfer als Bundesgenossen anrufen; aber daß man auf diese Bundesgenossenschaft in Zukunft stark rechnet, namentlich wenn sich die militärische Niederwerfung Deutschlands als unausführbar erwiesen hat, steht für jeden, der die englische und angloamerikanische Politik halbwegs klar durchschaut, außer allem Zweifel.

Um so unverständlicher ist es deshalb, warum unsere jetzige Regierung sich ausgerechnet gerade auf die demokratischen Parteien stützt und in Zukunft das anscheinend noch mehr zu tun gewillt ist. Wenigstens kann man die versprochene „Neuorientierung" unserer innern Politik mit dem besten Willen nicht anders deuten. Man kann doch nicht annehmen, daß man damit unsere Sozialdemokraten nur während des Krieges bei guter Laune erhalten, nachher aber ihnen das gegebene Wort kurzerhand brechen wollte. Das wäre doch noch viel schlimmer, als wenn man gar nichts versprochen hätte. War man von vornherein entschlossen, das gegebene Wort nicht oder nur in ganz beschränktem Umfange einzulösen,

dann war es ein schwerer politischer Fehler, sich zu dem Versprechen, noch dazu ganz ohne Not, herbeizulassen; denn dann trug die Regierung, bildlich gesprochen, ihr kostbarstes Schmuckstück, die Staatsautorität, das Ansehen, Vertrauen dem eigenen Volke gegenüber, leichtsinnig ins Leihhaus oder ließ es sich, was noch schlimmer wäre, von Elkan Levi für eine Gegenleistung, zu der er ohnehin schon verpflichtet war, — also im Grunde für nichts — abschwindeln. Wollte und will man aber das Versprechen der Neuorientierung unserer innern Politik wirklich ehrlich, in dem erwarteten und vielleicht vereinbarten Sinne halten, dann war der Fehler noch viel größer, denn dann verpfändete die Regierung nicht bloß ein Schmuckstück, sondern die Existenzgrundlage, das gesamte in Jahrhunderten angesammelte Vermögen des Staates und Volkes.

Staat und Volk würden dann nach und nach immer mehr vom Willen des Pfandgläubigers bezw. seiner kapitalistischen Hintermänner abhängig werden, müßten ihre sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lebensgewohnheiten sowie die ganze innere Einrichtung des Hauses dem neuen Beherrscher anpassen. Und wenn dieser auch klug genug wäre, den früheren Machthaber scheinbar in seinem Besitze zu belassen, so wäre das doch nur ein Mietsverhältnis, welches der neue Machthaber, sobald es ihm möglich und vorteilhaft erschiene, kündigen bezw. nichtig machen könnte. Um Vorwände würde er nach berühmten, oft gebrauchten Mustern nicht verlegen sein. Er könnte ja den schon so oft betrogenen Leuten vom niedersten Volke vorreden, daß er sie von unerträglicher Knechtschaft, von himmelschreienden Frondiensten „befreien" wolle. In Wahrheit würde natürlich alles viel schlimmer werden. An Stelle des angestammten, einheimischen Grundherrn würde ein fremder Schwindler treten, der den Leuten zwar schöne Worte sagt und manchem von ihnen vielleicht auch fette Bissen zur Beschwichtigung hinwirft, die große Menge jedoch hinten und vorn betrügt, auf das schamloseste ausbeutet. Man hat ja geschichtliche Beispiele davon genug, und Frankreich, das Versuchskaninchen Europas, weiß ein besonders erbauliches Liedchen davon zu singen.

Es ist immer gefährlich, wenn ein Land und Volk die natürliche Grundlage seiner staatlichen Entwicklung, auf der es groß und mächtig geworden ist, auf fremde Einflüsterungen hin verläßt und sich fremden politischen Lebensgewohnheiten hingibt. Damit zieht ganz von selbst, auf kriegerischem oder friedlichem Wege, die Fremdherrschaft ein, und fremde Herren können nie aufrichtiges Wohlwollen für die Einheimischen haben, da sie als Fremde deren besondere Eigenart gar nicht kennen und verstehen. Die Einheimischen werden sehr bald die Erfahrung machen, daß den fremden Herren, schon aus Gründen der Selbstbehauptung, Fremde viel lieber als Einheimische sind. Fremde Leute aus aller Herren Länder werden darum auch bald auf sämtlichen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens die Einheimischen verdrängen und diese allmählich zum Aussterben bringen, falls

dieselben nicht noch zur rechten Zeit, wo sie noch mächtig genug sind, sich der fremden Eindringlinge entledigen.

Das sind, nach den aufeinander folgenden Stationen geordnet, die Ziele, zu denen die versprochene Neuorientierung hinführen muß, wenn sie tatsächlich in dem von ihren Hauptvertretern gewünschten und erwarteten Sinne — über den ja ihre entsprechenden Veröffentlichungen keinen Zweifel gelassen haben — verwirklicht werden sollte.

Es war also in jedem Falle ein schwerer, nur durch den Begeisterungsrausch der ersten Kriegszeit erklärlicher Fehler, eine solche Neuorientierung überhaupt in Aussicht zu stellen. Trotzdem hätte aber die Regierung diesen menschlichen Fehler wieder gut machen können, wenn sie aus den während des Krieges in Erscheinung getretenen Tatsachen die entsprechenden Folgerungen gezogen und der starken, rein nationalen (nicht parteipolitischen) Strömung, die alle sozialen Schichten, selbst weite Kreise der früher zielbewußtesten Sozialdemokraten — in den Schützengräben sowohl wie in der Heimat — erfaßt hatte, sich offen angeschlossen, sie auf jede Weise begünstigt und sich zu eigen gemacht hätte. Das wäre durchaus im Sinne des Kaiserwortes: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" gewesen und hätte, wenn jemals, dann in dieser unvergleichlich großen, gewaltigen Zeit, die ganze Nation auch innerlich und über die Kriegszeit hinaus zu einigen vermocht. Und wenn man etwa die Regierung später, was kaum geschehen wäre, an ihr Wort erinnert hätte, dann hätte sie sich darauf berufen können, daß die Volksströmung sich inzwischen völlig geändert habe und im tiefsten Grunde eine ganz andere Neuorientierung als die verschärfte Wiederholung des alten Klassenkampfes wolle. Die Regierung hätte dann zwei Giftfliegen mit einem Klapps geschlagen, hätte nicht nur die leichtsinnig heraufbeschworene innere Gefahr entkräftet, sondern auch ihre eigene Autorität, ihr Ansehen, Vertrauen im größten und besten Teile des Volkes wieder hergestellt und gegen alle später etwa einsetzenden Angriffe gefestigt. Leider aber tat man ausgerechnet gerade das Umgekehrte. Man mißachtete jene starke vaterländische Strömung und begünstigte in geradezu parteischer Weise, direkt und indirekt, alle die ihr mehr oder weniger entgegenarbeitenden Elemente. Die Klagen darüber sind ja im Reichstage offen zur Sprache gekommen.

Bei diesem von keinem wahrhaft nationalen und staatsmännischen Standpunkte aus verständlichen Tun und Lassen ist eins noch ganz besonders unverständlich. Wenn es eine rein nationale, über allen Parteien stehende Bewegung gibt, die beide Teile jenes vorher gekennzeichneten höchsten staatsmännischen Gebots mit allen Kräften zu verwirklichen trachtet und in diesem Streben auch schon recht erfreuliche Erfolge aufzuweisen hat, dann ist es der „Alldeutsche Verband" und, mit Beschränkung auf wehrpolitische Fragen im weitesten Sinne, der „Deutsche Wehrverein", als der natürlichen Ergänzung des im gleichen Sinne wirkenden „Flotten-

vereins". Wie berechtigt, ja geboten die Bestrebungen dieser von den politisch reifsten und willenskräftigsten Männern getragenen Bewegungen waren und sind, hat gerade der gegenwärtige Krieg über jeden Zweifel erhärtet; denn die Befürchtungen, Warnungen und Voraussagen, die von dieser Seite vor dem Kriege an die Öffentlichkeit gelangt sind, haben sich als fast buchstäblich zutreffend erwiesen. Man ist auf dieser Seite nicht, wie sonst überall, von dem Kriege überrascht worden, hat ihn vielmehr lange vorher kommen sehen und darauf wiederholt und dringend hingewiesen. Warum verfolgte nun die Reichsregierung ausgerechnet gerade diese Vereinigungen und ganz besonders den „Alldeutschen Verband" mit ihrem Mißtrauen, ja, man möchte geradezu sagen, Haß?

Jeder, der die ganz offen kundgegebenen Richtlinien und Ziele dieser im besten Sinne vaterländischen (patriotischen) Bewegungen kennt und deren Wirksamkeit seit ihrem Bestehen einigermaßen genau verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß ihr ernstes und ernsthaft zu nehmendes Wollen keineswegs über ein vernünftiges, erreichbares Maß hinausgeht. Aber selbst wenn das der Fall wäre, dann konnte es einer starken, selbstbewußten und zielsichern Regierung angesichts der großen Erfolge unserer Waffen doch nur willkommen sein. Sie könnte sich ja dann bei den künftigen Friedensverhandlungen, wenn man etwa zu viel abhandeln wollte, darauf stützen, könnte darauf hinweisen, daß man hier noch viel weitergehende Forderungen stelle. Wahrlich, wenn der „Alldeutsche Verband" noch nicht da wäre, eine weitblickende Regierung müßte ihn jetzt schleunigst ins Leben rufen. Es ist also in keinem Sinne verständlich, warum die Reichsregierung von jeher und während des Krieges noch mehr als sonst vom „Alldeutschen Verbande" sich nicht nur fern hielt, sondern ihn auf das bitterste bekämpfte. Sieht man etwa in dessen Dasein allein schon eine stumme Anklage und einen indirekten Schuldbeweis für eigne Versäumnisse? Haßt man ihn, weil man nur zu schmerzlich fühlt, daß er recht hat?

Aber selbst in diesem Falle hätte man während des Krieges Zeit und Gelegenheit genug gehabt, das Versehen gut zu machen. Wo so viele und keineswegs unbedeutende Persönlichkeiten frühere Irrtümer offen eingestanden, in ihrer ganzen Weltanschauung, nach einem im Kriege sprüchwörtlich gewordenen Ausdruck, „umgelernt" haben, da hätte sich auch die Regierung nichts vergeben, ja, hätte ihr Ansehen gehoben, hätte groß dagestanden, wenn sie offen bekannt hätte, daß sie dem „Alldeutschen Verbande" früher unrecht getan habe und seinen Bestrebungen jetzt nicht mehr entgegen sei. Da sie aber das und so vieles andere von den besten Vaterlandsfreunden sehnlichst Erwartete nicht tat und sich gerade in der gegenteiligen Richtung gar nicht genug tun zu können schien, — darf sie sich da wundern, wenn der größte und beste Teil des Volkes immer mißtrauischer wird? Setzt sie sich da nicht selbst dem Verdacht aus, daß auch sie jenen fremden, teilweise zweifellos vom Auslande

herrührenden Einflüssen, denen unsere demokratischen Klassenkämpfer vor dem Kriege in so unheilvollem Maße zugänglich waren, — selbst, wenn auch in anderer Weise, infolge anderer Suggestionsmittel, unterworfen war und unbewußt noch immer ist? Kann sich im Inland und — was noch gefährlicher — im Ausland ein politisch halbwegs Urteilsfähiger einen anderen Vers darauf machen?

Doch was helfen alle Klagen! Das Unglück ist nun einmal geschehen, kostbare Gelegenheiten sind verpaßt worden, und es fragt sich jetzt, was zu tun ist, um wenigstens das Schlimmste: die sonst immer mehr zunehmende innere Uneinigkeit, den völligen Schwund der staatlichen Autorität und die ernstliche Gefährdung unserer monarchischen Staatsverfassung noch abzuwenden. Die allernächst liegende Folgerung, der erste Schritt dazu ist wohl so selbstverständlich, daß darüber wohl nicht erst noch lange geredet zu werden braucht. Alle Maßregeln würden nichts helfen oder gar die gegenteilige Wirkung haben, wenn zu ihrer Ausführung nicht die rechten Männer am rechten Platze wären. Halten wir uns also damit nicht auf und fassen wir nur die zu ergreifenden Maßregeln näher ins Auge.

Daß der leidige Parteigeist und seine natürliche Folge, der Klassenkampf, das stärkste Hindernis einer Gesundung unserer innern Zustände bildet und überhaupt von allen modernen Übeln das größte ist, wird kein Verständiger bestreiten wollen. Selbst auf Seiten der Sozialisten fängt man — freilich erst in Frankreich — an, das einzusehen. In demselben Artikel von Hervés „Viktoire", der eingangs zitiert wurde, heißt es nämlich, nach jenem Vorwurfe an die deutschen Sozialisten, weiter: „Nach dem Kriege wird ein großer Teil der französischen Sozialisten nichts mehr vom Klassenkampf wissen wollen, er wird vielmehr ein wirkliches Zusammenarbeiten der Klassen des Kapitals, des Talents und der Arbeit anstreben."

Man sieht: die Franzosen scheinen die englische Invasion auch in dieser Beziehung gründlich satt zu haben. Möchten doch auch unsere Sozialisten, die sich ja früher immer so gern vom Auslande beeinflussen ließen, doch auch einmal vernünftige Lehren vom Auslande annehmen. Vielleicht wären bei entsprechender Aufklärung auch der größte Teil unserer vor dem Kriege sozialdemokratisch beeinflußten Arbeiter, die am 1. August 1914 ihr Vaterland wiedergefunden haben und jetzt in den Schützengräben gleich allen anderen so wacker ihre Schuldigkeit tun, gern dazu bereit; aber sie werden ja in der Heimat von Leuten geführt, deren Hintermänner mittels der sogenannten „Neuorientierung" die politische Macht an sich reißen möchten. Dazu ist jedoch der Klassenkampf unentbehrlich, und so werden wohl, wenn sich die Reichsregierung nicht von jenen Hintermännern und ihren Helfershelfern lossagt, nach dem Kriege, ja vielleicht schon während desselben die alten Klassenkämpfe wieder aufleben und mit noch größerer Erbitterung, als vor dem Kriege, geführt werden. Die im Reichstage Ende Oktober und Anfang November seitens der sozialdemokratischen

Führer gehaltenen Reden kündigten das ja schon recht deutlich an, und wenn die Regierung vor den ganz unverhüllten Drohungen dieser Führer, wie es fast den Anschein hat, zurückweichen will, dann ist für die Zukunft jenes „Schlimmste" zu befürchten, und die während des Krieges so schwer getäuschten Hoffnungen unserer Feinde, namentlich unseres Hauptfeindes, des Anstifters und Organisators dieses ungeheuren Weltkrieges, könnten im sogenannten Frieden ihrer Erfüllung recht nahe kommen.

Man sollte meinen, es könnte gar kein Zweifel darüber sein, auf welche Seite die Regierung in den bevorstehenden innern Kämpfen sich zu stellen hätte; aber die bisherige Regierung hat während der ganzen Dauer ihrer Amtierung, vor dem Kriege wie während desselben, ein so merkwürdiges Talent gezeigt, in Zweifelsfällen stets das schlechtere Teil zu erwählen und sich durch keinerlei trübe Erfahrungen davon abschrecken zu lassen, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn sie es auch in diesem Falle täte. Das soll uns jedoch nicht abhalten, um so nachdrücklicher darauf hinzuweisen, was sich als die staatsmännische Forderung des Tages mit Naturnotwendigkeit ergibt. Das Vaterland muß uns, noch dazu in einem so schweren Daseinskampfe und angesichts der vielleicht noch schwereren Gefahren, die es nachher bedrohen, höher als jede andere Rücksicht stehen.

Es kommt also, wie schon angedeutet, für die Gegenwart und nächste Zukunft alles darauf an, den leidigen Parteigeist durch eine um so stärkere Hervorkehrung und Betätigung des Gemeinsinns niederzukämpfen. Dazu wäre, wie gesagt, gerade während des Krieges die beste Gelegenheit gewesen; aber es ist auch jetzt noch nicht zu spät, da ja der Krieg noch immer nicht zu Ende ist. Es ist ja eine nur zu natürliche Folgewirkung eines langen Friedens, daß die Selbstsucht der Einzelnen sowohl wie der Klassen und Berufe üppig in die Halme schießt, dagegen das gesamtvölkische Gefühl und Bewußtsein, die Hingebung an das gemeinsame Vaterland verkümmert. Umgekehrt ist es eine natürliche Folge des Krieges, noch dazu eines so ungeheuer schweren Daseinskampfes, wie ihn der jetzige Weltkrieg auf jedem Gebiete des Lebens auferlegt, daß der Egoismus der Einzelnen wie der Klassen vor den gewaltigen Erfordernissen der Gesamtheit in den Hintergrund treten, ja förmlich ins Mauseloch kriechen muß. Wie unser allverehrter Generalfeldmarschall von **Hindenburg** in jenem Briefe an den Reichskanzler[1]) ebenso treffend wie hinreißend sagt, müssen „starke Persönlichkeiten **aller Parteien** als Führer des Heimatheeres hinter Pflug und Schraubstock zu einmütigem Handeln sich verbinden", muß „der furor teutonicus in der Heimat beim Bauern wie beim Industriearbeiter und Städter erweckt" werden. Sicherlich wird also die Ichsucht, der Parteigeist in solchen Zeiten eher bekämpft werden können, als während des Friedens. Immerhin gab es aber auch schon vor dem Kriege Organisationen mit

[1]) Vergl. „Berichte und Notizen" in diesem Hefte.

dem ausgesprochenen Ziele, das gesamtvölkische Gefühl und die Bedürfnisse des großen Vaterlandes gegenüber den oft recht engherzigen parteipolitischen Bestrebungen zum Durchbruch zu bringen. Unter ihnen ist wieder neben dem Wehr- und Flottenverein der „Alldeutsche Verband" die bei weitem stärkste, rührigste und zielbewußteste Gruppe. Ein weitblickender Staatsmann hätte also auch aus diesem Gesichtspunkte dem „Alldeutschen Verbande" aufrichtiges Wohlwollen entgegenbringen und, zum mindesten unter der Hand, die denkbar beste Förderung angedeihen lassen müssen. Der zunehmenden Parteisucht und dem leidigen Klassenkampfe gegenüber hätte den Vertretern des Ganzen ja doch jede Hilfe willkommen sein müssen.

Nun gibt es aber außer solchen zwar politischen, jedoch nicht parteipolitischen Vereinigungen auch noch wirtschaftspolitische Verbände, die ebenfalls über den engen parteipolitischen Gesichtskreis hinausstreben, die bei aller an sich ja durchaus berechtigten Wahrung ihrer wirtschaftlichen Belange doch das große Vaterland keineswegs aus dem Auge verlieren, wie sie dies ja gerade während des Krieges durch jene so berühmt gewordene Eingabe an den Reichskanzler bewiesen haben. Unter ihnen ist der „Bund der Landwirte" neben dem „Zentralverein deutscher Industrieller" wohl die mächtigste und durch seine Erfolge bekannteste Organisation.

Aber selbst unter den eigentlichen politischen Parteien waren immerhin einige, die den spezifischen Parteigeist, den Klassenkampf, das Sonderinteresse bestimmter Gruppen weniger betonten als die übrigen und für alle vernünftigen und notwendigen vaterländischen Bedürfnisse stets, vor dem Kriege wie während desselben, zu haben waren. So die konservative Partei, die wirtschaftliche Vereinigung, der rechte Flügel der Nationalliberalen und des Zentrums.

An die Bestrebungen und Wünsche aller dieser vor dem Kriege schon ausgesprochen vaterländisch gesinnten Organisationen und Gruppen anzuknüpfen, sie auf jede Weise zu stärken und zu fördern, wäre durchaus im Sinne jener vorher gekennzeichneten staatsmännischen Forderung und hätte, wenn es sofort nach Kriegsbeginn zur Ausführung gekommen wäre, auf jedem Gebiete, in jeder Hinsicht die heilsamsten Folgen zeitigen müssen. Wo hat jemals eine Regierung bessere Gelegenheit gehabt, die vom Auslande suggerierten Klassenkämpfe der Heeresfeinde und Auslandsfreunde, überhaupt alle jene vaterlandsfeindlichen Parteien und Gruppen vor der nationalen Gesamtheit an den Pranger zu stellen, unheilbar zu blamieren, als bei uns in Deutschland nach Ausbruch des von den genannten Elementen großenteils mitverschuldeten Krieges? Eine auch nur halbwegs geschickt beeinflußte öffentliche Meinung hätte in dieser Hinsicht Wunder tun können. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären dann alle vor dem Kriege militär- und monarchiefeindlichen, die Parteisucht und den Klassenkampf besonders schürenden Parteien und Gruppen bis auf eine Handvoll absolut unbelehrbarer Querköpfe zusammengeschmolzen. Statt dessen stützte sich die Reichsregierung

während des Krieges ausgerechnet gerade auf diejenigen Parteien und Gruppen, die von jeher Parteien in des Wortes parteilichster Bedeutung gewesen, die den Parteigeist, den Klassenkampf, das Sonderinteresse am meisten gehegt und gepflegt, ja oft geradezu auf die Spitze getrieben hatten! Glaubte man dadurch diese vor dem Kriege — siehe den Fall Zabern — der Regierung so feindlich gesinnten Elemente aufrichtig und auf die Dauer versöhnen, von der Parteisimpelei zu einem starken National- und Sozialgefühl bekehren zu können? Welch seltsame Erwartung! Als ob man einen Feind, gleichviel welchen, dadurch los werden könnte, daß man vor ihm flieht, seinem Drucke, seinen Forderungen nachgibt! Ganz im Gegenteil, dadurch lädt man ihn sich erst recht auf den Hals, ermutigt ihn in seinen Ansprüchen und macht ihn erst wirklich gefährlich. Ein solches System der Taktik und Strategie muß überall, auch in der innern staatsmännischen Praxis, von Mißerfolg zu Mißerfolg führen und kann nur mit einem kläglichen Zusammenbruche enden.

Dieses Ende würde ja wohl auch, wie so manches andere aus ähnlichen Ursachen, früher oder später eintreten; aber welches Kapital von staatlicher Autorität, von Ansehen, Vertrauen wäre dann vergeudet, und welcher Ausweg aus dem ungeheuren Wirrsale stünde dann noch offen? Wäre es da nicht besser, man gäbe dieses seltsame System staatsmännischer Taktik und Strategie auf, ehe es sich bis zuletzt auswirken könnte? Muß denn unser vielgeprüftes und auf allen Gebieten so herrlich bewährtes Volk *jeden* bittern Kelch bis auf die Neige ausleeren?

Noch wäre es Zeit, das Schlimmste abzuwenden, freilich nicht mehr lange. Wenn den breiten Massen des Volkes von Männern, deren Autorität auf den breitesten Grundlagen steht, endlich reiner Wein eingeschenkt und eine gründliche Aussprache über alle es auf das tiefste bewegenden Fragen nicht länger verhindert würde, dann könnte *unter einer starken, weitblickenden und zielsichern Regierung* noch alles gut werden. Andernfalls aber würde sich in den innern Organen des Volkskörpers immer mehr Eiter ansammeln, und dieser müßte, da er keinen gewiesenen Ausweg hätte, sich zuletzt entweder mit Gewalt Bahn brechen, oder eine schwere Blutvergiftung mit dauerndem Siechtum herbeiführen.

All unsere Hoffnung, all unser unerschüttertes Vertrauen liegt jetzt bei unserem herrlichen, sieggekrönten Kriegsheere und seiner obersten Leitung, die sich ja in den besten Händen befindet. Wie diese den größten und schwersten aller Kriege für uns zum siegreichen Ende führen wird, so wird sie ja wohl auch dafür sorgen, daß die Früchte des Sieges sowohl außerhalb wie innerhalb der Grenzen nicht verfaulen, sondern noch zur rechten Zeit eingeheimst werden. Gott schütze Deutschland und strafe England, den Anstifter und Schürer nicht nur der äußern, auch der innern Kriege!

Anmerkung des Verlags: Wie immer, stehen den verehrten Lesern auch von diesem Hefte Stücke zur Weiterverbreitung unentgeltlich zur Verfügung.

Kritik der rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen.

Dr. K. Hutten.

Die Tatsache der vor dem Kriege begonnenen und durch ihn in bedrohlichem Maße gesteigerten Geburtenabnahme und der allenthalben immer deutlicher werdenden Entartung unseres Volkes haben eine recht erfreuliche Menge Vorschläge, Bestrebungen und Versuche ausgelöst, diesen Mißständen entgegenzuarbeiten. Wenn man aber in der Geschichte der Völker Umschau hält, wird man entdecken, daß zu allen Zeiten und bei allen bisher zur Blüte gelangten Kulturvölkern ganz ähnliche Bemühungen, der fortschreitenden Entartung entgegenzuarbeiten, zutage getreten sind, daß sie aber bisher noch nirgends vermocht haben, den Niedergang aufzuhalten, geschweige denn, das Leben des Volkes wieder in aufsteigende Bahnen zu lenken. Das böse Schicksal der Völker erwies sich mächtiger als all ihr Wollen und Handeln, es ging seinen unaufhaltsamen Gang. Man kann sogar sagen, daß die allenthalben aufsteigenden Erneuerungsbestrebungen einen Maßstab für den Grad der Entartung des Volkes bilden. Sie haben sich auch stets in derselben Richtung bewegt, alle die jetzt vorgeschlagenen Mittel können durchaus nicht auf Originalität Anspruch machen, nur sind sie natürlich den veränderten Zeitläuften mehr angepaßt. Wohl vermögen sie den Fortschritt der Entartung ein wenig aufzuhalten, wohl erreichen sie vorübergehend ein kurzes Aufflackern der völkischen Lebenskraft, der sichere Untergang wird aber dadurch nur aufgeschoben, nimmermehr aufgehoben.

In folgendem will ich versuchen, die große Zahl der vorgeschlagenen Hilfen kritisch zu beleuchten, soweit es mir, der ich im Felde bin, ohne die Quellen möglich ist, um am Schluß auf einen den Lesern der Pol.-Anthr. Monatsschrift schon bekannten, aber meines Erachtens noch viel zu wenig beachteten Vorschlag noch einmal kurz hinzuweisen.

Die Erscheinung, die am ersten und deutlichsten den beginnenden Verlust an Lebenskraft eines Volkes bekundet, ist unzweifelhaft der Geburtenrückgang. Er macht sich bei uns seit etwa zehn Jahren deutlicher bemerkbar und hat seit Beginn des Krieges einen bedrohlichen Umfang angenommen, so daß er recht trübe Aussichten für die Zukunft eröffnet hat. Die weitverbreitete Sitte des Zweikindersystems wird sehr bald von dem Einkindersystem abgelöst werden, dem die allgemeine Ehelosigkeit folgen wird. Die Gründe dafür sind bekanntlich mannigfaltig: Verteuerung der Lebenshaltung, Bequemlichkeit, Genußsucht, Selbstsucht, die rohe Auffassung vom Lebenszweck, der in der Befriedigung der sinnlichen Gelüste gesehen wird, Verlust des Gattungsinstinktes als erster Ausdruck beginnender Entartung, und endlich mittelbare Ursachen: Geschlechtskrankheiten, Frauenleiden usw. Diesen Gründen versucht man meist durch wirtschaftliche

Maßnahmen entgegenzuarbeiten. Man will der Ehelosigkeit durch eine Junggesellensteuer wehren, und bedenkt nicht, daß eine noch so hohe Besteuerung die Vorliebe für die Bequemlichkeit des Junggesellentums nicht beseitigen kann. Man will den Verheirateten Steuererleichterungen zugestehen, während doch gerade die Ehehäufigkeit in den letzten Jahren eine stetige Steigerung erfahren hat. Man versucht, das Zweikindersystem durch geldliche Unterstützungen kinderreicher Familien zu beseitigen, eine Einrichtung, die nur in ganz geringem Maße zu größerem Verlangen nach Kindern anregen würde; wird doch gerade beobachtet, daß wirtschaftliche Sorglosigkeit zu größerer Selbstsucht, Mangel an Pflichtgefühl für die Allgemeinheit und zu immer weniger Neigung, sich mit mehr Kindern das Leben zu erschweren, verführt. Es ist eigentümlich, daß gerade die Familien, die in Staats- oder Gemeindediensten stehen und eine feste geldliche Abfindung genießen, aus Sparsamkeitsrücksichten am wenigsten Lust zu Kinderreichtum verspüren. Die Erfahrung lehrt ja auch, daß die Kinderzahl mit dem wirtschaftlichen Aufstieg der Familien fällt. Nebst den Bauern und Landarbeitern, denen viele Kinder eine Erleichterung und Hilfe bei dem schweren Kampfe ums Dasein bilden, bezeugen ja gerade die Proletarier eine große Fruchtbarkeit. Größtenteils sind es ja in die Städte und Fabrikzentren eingewanderte Landarbeitersföhne, die die ländlichen Anschauungen vom Segen der Kinder mitbringen, dann aber kommen ihnen infolge einer gewissen Sorglosigkeit über die Zukunft der Kinder keine Bedenken auf, da ja ihre Kinder schon früh beginnen können, als Lohnsklaven ihr Leben zu fristen. Daß natürlich gerade deren Nachkommenschaft keine willkommene Bereicherung der Lebenskraft des Volkes bildet, liegt auf der Hand. Man erkennt demnach, daß gerade durch wirtschaftliche Erleichterungen der Familien keine wesentliche Geburtensteigerung erzielt werden kann. Der häufig gehörte Vorwand, die Kosten für die Aufzucht der Kinder wären zu groß, dient ja nur als Vorwand und Deckmantel der Selbstsucht und Bequemlichkeit.

Nun ist man auf die steigende Zahl der unehelichen Geburten aufmerksam geworden und will nun diese durch Befreiung vom Odium ihrer ungesetzlichen Herkunft, durch stärkere Heranziehung der Väter zu den Erziehungskosten und durch teilweise Übernahme der Aufzucht durch den Staat für die Erhaltung der Bevölkerungszahl nutzbar machen. Das wäre wohl zu begrüßen und würde vielleicht auch gewisse Erfolge zeitigen, wenn auch in einem den heutigen Lenkern des Staates etwas unerwünschten Sinne, da wohl dadurch der außereheliche Geschlechtsverkehr gewaltig anwachsen würde, wenn dem nicht große rassebiologische Bedenken entgegenständen. Die unehelichen Geburten nämlich, — die auf dem Lande geborenen bilden eine Ausnahme, da sie fast durchweg später in die Familie aufgenommen und dadurch dem Stande erhalten bleiben, meist auch unter Rassegleichen gezeugt werden, — bilden fast durchweg ein ungewolltes

Erzeugnis unsittlichen Verkehrs, unsittlich in dem Sinne, als reinste Sinnenlust dazu verführte. Indem meist die unerfahrenen Mädchen, die in die Arme eines Verführungskünstlers fallen — und diese gehören allermeist nicht gerade der germanisch-deutschen Rasse an, — Mütter solcher Kinder werden, tragen sie gewaltig zur Verschlechterung der Rasse bei. Das ist auch mit ein Grund der großen Sterblichkeit der unehelichen Kinder, da Mischrassige stärker mit allen möglichen Gebrechen behaftet sind. Auch die Erziehungsbeihilfen für Kinder und die staatliche Kinderversicherung, wie sie Walter Jahn im 6. Heft des 11. Bandes des Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie vorschlägt, würde die gleiche unliebsame Wirkung zeitigen: wohl würden viele der Sorge enthoben sein und mehr Kinder zeugen, es würden aber noch mehr rassisch Minderwertige in der Eheschließung und Kinderzeugung einen großen Vorsprung gewinnen; die Rassenvermischung und damit der Hang zum bloßen Lebensgenuß, zu Selbstsucht und rein materialistischer Auffassung des Daseinsziels würde erheblich zunehmen und damit doch sehr bald wieder einen starken Rückgang der Geburtenhäufigkeit zur Folge haben. Allenfalls müßten vom Staate gesetzliche Maßnahmen ergriffen werden, damit nur möglichst Reinrassige zur Ehe zugelassen werden, es fragt sich aber doch, ob nicht die Einführung einer solchen Rassenhygiene bei der durchweg schon eingetretenen Schwächung der Rassekraft schon zu spät ist, da die Erfahrung in der Tierzucht lehrt, daß nur eine starke Auslese besonders der männlichen Zeugungsstoffe ein sinkendes Leben wieder aufzurichten vermag. Immerhin wären solche Maßregeln zur Verzögerung der Entartung zu begrüßen, bis die Zeit für durchgreifendere Hilfen gekommen ist.

Damit kommen wir zur Betrachtung der Bestrebungen, die unter dem irreführenden Namen „Rassehygiene" von Gruber und Plötz und dem von ihnen gegründeten Bunde für Rassenhygiene eingeführt worden sind. Sie wollen bekanntlich das drohende Volkssterben durch eine gesetzlich einzuführende Auslese alles Schlechten, Ungesunden bei der Vermehrung abwenden, ohne die rassische Herkunft zu berücksichtigen. Sie verstehen also unter Rasse nicht die übereinstimmenden Eigenschaften gleicher Herkunft bei einer Gruppe von Menschen, sondern nur eine gute gesunde Körperkonstitution bei einem Volke. Ihnen kommt es also nicht darauf an, wenn sich ein blonder Arier mit dem Nachkommen eines Fremdrassigen, der zufällig die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat, zwecks Kinderzeugung verbindet. Darin liegt das Gefährliche dieser Bewegung, die nicht erkennen will, wie die fortschreitende Vermischung eines Volkes zur Entartung und zum Niedergang seiner Kultur führen muß, da nur ein reinrassiges Volk mit gleichgerichteten Zielen und einheitlicher Geistesrichtung etwas Schöpferisches zu vollbringen vermag, und daß gerade das sittenlose Völkerchaos unserer Feinde unter Führung des zwar noch ziemlich reinrassigen, aber infolge seiner händlerischen Machtpolitik verbrecherisch-selbst-

süchtigen Englands den Weltbrand entfacht hat, und endlich, daß auch wir, wenn wir unsere wahllose Blutvermischung fortsetzen, der Sittenentartung entgegengehen.

Aber auch im einzelnen erscheinen mir die vom genannten Bunde vorgeschlagenen Mittel zur Hebung der allgemeinen Gesundheit wenig ersprießlich zu sein, da sie sich nur auf die Ausmerzung alles Kranken, was erfahrungsgemäß vererbt werden kann, beschränken. Unsere Kenntnisse der Vererbungsvorgänge sind aber noch so gering, daß damit nur die gröbsten Erscheinungen ausgeschaltet werden können, während alle feineren und verborgenen Keime des Schwachen, Minderwertigen der Zeugungskette erhalten bleiben, und so allmählich die Gattung herabdrücken und doch zum Aussterben bringen. Die Tatsache, daß gerade Menschen mit geschwächter Konstitution, zumal solche mit Anlage zu Schwindsucht, einen gesteigerten Geschlechtstrieb und damit erhöhte Vermehrung aufweisen, läßt die Aussichten einer gesetzlichen Ausschaltung des grob Kranken auf Hebung der Lebenskraft zweifelhaft erscheinen. Zwar wären daher Eheverbote zwischen Alkoholikern, Geisteskranken, Schwachsinnigen, Epileptikern, Tuberkulösen, schwer nervös Belasteten u. a. schon deshalb zu begrüßen, weil dann unsere Krankenhäuser, Irrenanstalten usw. weit weniger gefüllt wären, doch würden sie unsere Entartung durchaus nicht aufhalten, geschweige denn rückgängig machen.

Nun hofft man viel von einer durchgreifenden Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Die vorgeschlagenen Mittel bewegen sich aber meist auf recht oberflächlichem Fahrwasser: man will die Zwangsbehandlung einführen und würde doch damit nur der Geheimhaltung Vorschub leisten, die das Übel verschlimmern würde; man will Fürsorgestellen für Geschlechtskranke einrichten, die aber kaum viel in Anspruch genommen würden; man will die Aufsicht der Prostituierten verstärken, während man die Kasernierung mehr und mehr aufzuheben beabsichtigt, da angeblich diese dem Zeitalter der Humanität nicht mehr entspricht; aber gerade die Bordelle bilden die kleinste Quelle der Ansteckung, diese muß man vielmehr in der Gelegenheitsprostitution der Dienst-, Fabrik- und Ladenmädchen suchen. Hier sind die Hebel anzusetzen, die durchgreifend wären: strenge Kasernierung und noch strengere Bekämpfung des freien Geschlechtsverkehrs in den Städten. Im übrigen können Prostitution und Geschlechtskrankheiten nur durch eine sexualethische Reform bekämpft werden.

Die in den Programmen der Bünde für Bevölkerungspolitik und Rassenhygiene erst zu allerletzt vorgeschlagenen Bemühungen zur Begünstigung des Gesunden bei der Volksvermehrung beruhen durchweg nur in wirtschaftlichen Erleichterungen der Lebensführung, die aber, wie schon betont, voraussichtlich das Gegenteil bewirken werden. Auch die Aufklärung des Volkes ist von zweifelhaftem Erfolge, denn dazu sind wir in der Entartung schon zu weit vorgeschritten, und ein entarteter, rassisch nicht mehr reiner

Mensch ist für eine Idealisierung seines Lebens, für eine Unterdrückung der Selbstsucht, für Anerkennung eines gruppensittlichen Imperativs nicht mehr zu haben.

Aus der Erkenntnis nun, daß die Stätten der Zivilisation, also vor allem die Städte ihre Lebens- und Menschenkraft aus dem platten Lande, zumal aus dem Bauern- und Landarbeiterstande geschöpft haben, da die Städter erfahrungsgemäß in der dritten Generation auszusterben pflegen, weiter, daß die ländlichen Reserven deutsch-germanischen Geblütes auszugehen beginnen, erwog man den Gedanken, den Bauernstand durch Ansiedelung neuer Kräfte zu heben. Nun wäre es ja das einfachste gewesen, wenn man die von der Demokratie als heiliges Menschenrecht hingestellte Freizügigkeit in der Wahl von Beruf und Wohnsitz beschränkte. Der gefährliche Abfluß in die Städte und Industriezentren, der durch die höheren Löhne, die lockende Genußmöglichkeit, vor allem aber durch die falschen Versprechungen der Volksverführer hervorgerufen wird, könnte dadurch schnell eingedämmt werden, die große Zahl der Arbeitslosigkeit in den Städten würde schwinden, und es wäre kein Unglück, wenn dadurch manches Fabrikunternehmen, das reine Luxuswerte hervorbringt, dem Untergang geweiht würde. Doch, wenn die Leitung unseres Staates auch die Notwendigkeit dieser Zwangsmaßregel einsehen würde, fühlte sie doch nicht mehr die Macht in sich, ein solches Wagnis zu unternehmen. Sie begnügt sich mit schwachen Ansätzen innerer Kolonisation, besonders in der Ostmark, deren Ergebnis bekanntlich recht kläglich zu nennen ist. Nun hat es ja den Anschein, als ob man nach dem Kriege zu erheblich umfangreicheren Siedelungsmaßnahmen greifen wolle, man will in erster Linie die Kriegsbeschädigten ansässig machen und ihnen weitgehendste materielle Unterstützung gewähren teils durch Bargeld und Kapitalabfindung der Invalidenrente, teils durch Regelung des Kredit- und Hypothekenwesens. So willkommen diese Aussichten insbesondere für eine dauernde und vollwertige Versorgung derer erscheint, die für das Vaterland einen Teil ihrer Gesundheit geopfert haben, so wenig wird dies für die Zukunft der deutschen Lebenskraft bedeuten. Außerdem werden die künftigen Heimstättenbesitzer doch bald wieder in die Schuldknechtschaft der Hypothekengläubiger fallen, wenn dem nicht eine Reform unseres Bodenrechts vorherginge. Es ist aber nicht daran zu denken, daß unsere kapitalistische Gesellschaft für solch umwälzende Neuerung zu haben wäre, für die ein Ottomar Beta gekämpft und gestorben ist. An diesem Punkte werden alle Siedelungsbestrebungen scheitern. Das falsche Boden- und das fasche Erbrecht bilden die Geißeln unseres Bauernstandes, es treibt die Germanen von ihrer Scholle hinweg, während der sie verdrängende stumpfsinnig-genügsame Mongolo-Slawe in ihm zu bestehen vermag. Staat und Gesellschaft werden es nicht mehr beseitigen, nur der Einsicht und Entschlußkraft privater Genossenschaften kann es vorbehalten bleiben, es auf kleineren Gebieten aufzuheben.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind alle Siedelungsbestrebungen zu beurteilen, mögen sie vom Staate oder von größeren Gemeinden oder auch von großen Gesellschaften ausgehen. Von Staat und Gemeinde wird eine Bodenbesitz- und Erbreform nie zu erhoffen sein, da sie geldlich zu sehr von den Kapitalmächten abhängig sind. Die großen Gesellschaften sind durchweg Ableger dieser Gesellschaften, sie werden also stets danach trachten, aus ihren Siedelungen Geld herauszuziehen. Und alle die kleineren Genossenschaften, die sich nur die Sorge für das Allgemeinwohl zum Ziel gesetzt haben, sind nicht kapitalkräftig genug, um umfassend wirken zu können, das Scheitern vieler solcher Siedelungsversuche bildet Beispiel genug.

Wenn also nur eine baldige, das ganze Reich umfassende Siedelungsorganisation auf der Grundlage der Unverkäuflichkeit und erblichen Unteilbarkeit des Bodens Aussicht hätte, unsern verbrauchten Vorrat an völkischem Leben zu ergänzen, wie sie etwa die Zisterzienser- und Deutsch-Ritter-Orden und später Friedrich der Große geschaffen haben, wenn auch eine solche Maßregel jetzt nicht mehr zu einem rassischen Aufstieg zu führen vermöchte, so kommen wir zu dem Schluß, daß auch diese Bewegung schon verspätet ist. Das gilt desgleichen von den Vorschlägen, die W. Siemens im Septemberheft der Pol.-Anthr. Monatsschrift gemacht hat: wohl würden Lehnsgüter, deren Pacht oder Abzahlung nach der Zahl der Kinder abgestuft würde, eine erhebliche Zahl neuer Bauernstellen mit vielleicht hoher Geburtenzahl darstellen, der Staat wird sich aber zu einer Unverkäuflichkeit und zu dauernder Festlegung in den Familien nicht entschließen, auch würde diese Festlegung mit der Bedingung hoher Kinderzahl bald in Widerspruch geraten. Auch wird es sehr schwer halten, die genügende Anzahl vollwertiger Siedler zu finden. Aus dem derzeitigen Bauernstande können sie nicht entnommen werden, da deren Söhne außer dem einen, der das Gehöft übernimmt, alle schon in die Städte ausgewandert sind. Die Vielen aber, die der Sklavenarbeit in den Fabriken überdrüssig sind, mit den geplanten Lehensgütern zu beglücken, wäre ein gewagtes Beginnen, das sicher zu einem Fehlschlag führen wird. Frühere Städter und Fabrikarbeiter vermögen die schwere, die ganze Lebenszeit und Arbeitskraft einnehmende Landarbeit nicht mehr zu leisten, das Gut wäre sehr bald heruntergewirtschaftet. Auch haben diese das Glück der Genügsamkeit des Landlebens, das ein unbedingtes Erfordernis des Gedeihens bildet, verlernt. Nein, ein Mensch, der nur einige Jahre das Stadtleben genossen hat, kann dem Bauernstande nicht mehr zugeführt werden, er ist für die Erhaltung und Wiedergeburt rassischen Lebens verloren.

So kommen wir zu dem trüben Ergebnis, daß allen vorgeschlagenen Hilfen zur Erhaltung und Erneuerung unseres Volkes, die ich hier nur andeutungsweise wiedergeben konnte, keine Aussicht auf durchgreifenden Erfolg zugesprochen werden kann. Es entspringt vor allem der Erkenntnis, daß die Hauptursache für die Entartung aller historischen, wie auch der

gegenwärtigen Kulturvölker in der Vermischung mit anderen, minderwertigen Rassen zu suchen ist. Wenn erst die Hypothese W. Hentschels, daß die arisch-germanische Rasse einer jahrtausendelang durchgeführten systematischen Zucht ihre Hochwertigkeit zu verdanken hat, dann ist die Stunde gekommen, wo der im Keime schlummernde Gedanke der Menschenzucht zur Reinigung und Kräftigung unserer Rasse von allen fremden Bestandteilen zur Tat geworden ist.

Nun sind auch schon zwecks Durchführung einer Menschenzucht mancherlei Vorschläge gemacht worden, die auch teilweise schon in die Tat umgesetzt wurden. Schon ein Nietzsche hat von einer Höherzüchtung des Menschen geträumt, wenn er auch darunter die Schaffung einiger weniger geistig hervorragender Persönlichkeiten verstand. Ch. v. Ehrenfels versuchte einer Reformierung der sexuellen Ethik die Bahn zu ebnen, indem er die Einrichtung von Frauenkongregationen empfahl, die aus auserlesenen Frauen bestehen und die von einer kleinen Zahl ausgewählter Männer gezeugten Kinder zwecks materieller Sicherung durch diese Art Genossenschaftswesen aufziehen sollten, ein Gedanke, der an der großen Gefahr der Entsittlichung, die dieser Einrichtung droht, scheitern wird. Lanz-Liebenfels hat als erster mit seinem Anhängerkreise den Gedanken menschlicher Züchtung zu betätigen versucht, indem er mit Hilfe religiös-mystischer Idealisierung nur eheliche Verbindungen zwischen Reinblütigen arischer Rasse zum göttlichen Pflichtgesetz erhoben hat. Er glaubt, daß es genügen wird, einen kleinen Rest echter Arier aus dem Völkerchaos in die Zukunft hinaus zu retten, aus dem dann mit göttlicher Hilfe die heroische Rasse ihren neuen Siegeszug antreten wird. Es bleibt aber zu fürchten, daß dies Vertrauen in die göttliche Allmacht von der Wirklichkeit enttäuscht wird, indem dieser kleine Rest von der Masse einfach verschlungen wird. Immerhin erscheint auch diese Bewegung als ein Lichtblick am dunklen Himmel unserer rassischen Zukunft.

Um aber unserem deutschen Volke recht bald wieder die altgermanische Lebenskraft zu verschaffen, mit der es allein seine Bestimmung: Erhaltung und Mehrung der Kultur, erfüllen kann, erscheint ein anderer Gedanke die genügende Verwirklichungskraft zu besitzen, die künstliche Zucht des Menschen in die Tat umzusetzen. Er ist den Lesern dieser Zeitschrift schon von den früheren Jahrgängen her bekannt: Dr. W. Hentschels Mittgartdörfer. Er setzt die vollständige Trennung der Stätten der Zivilisation und derer, die das von der Zivilisation verbrauchte Menschenmaterial neu erzeugen sollen, voraus. Denn nur dann kann die zur Zucht unbedingt notwendige sexual-ethische Reform in Gestalt einer polygynischen Verfassung vor sittlichem Verfall bewahrt bleiben. In von der Welt vollkommen abgelegenen Zuchtdörfern soll die neue Ehe Gestalt gewinnen. Sie erscheint in der Form der Gruppen-Zeitehe, wobei eine Anzahl ausgewählt bester Männer sich mit gesunden Frauen ehelich zwecks Zeugung eines gesunden

Kindes verbinden und nur solange vereint bleiben, bis das Weib sich Mutter fühlt. Dann ist die Verbindung zu trennen, damit das Weib sich ungestört allein dem werdenden Menschen widmen kann, während der Mann sich einem anderen Weibe in Sehnsucht naht, um mit ihm seiner polygynischen Veranlagung gemäß seiner starken Zeugungskraft Genüge zu tun. Die Kinder wachsen dort in ländlicher Abgeschlossenheit und altgermanischer Einfachheit auf, um bei beginnender Mannbarkeit zum größeren Teile als „Heiliger Frühling" in die hastende und Menschenkraft zehrende Welt hinausgesandt zu werden, während der Rest, die rassisch Besten, den Mittgartdörfern zur Weiterzucht verbleibt.

Das ist mit kurzen Worten der Gedankengang dieser Bewegung, die im Mittgartbunde Gestalt gefunden hat. Ihr kann man nur ihre Neuartigkeit entgegenhalten, alle anderen Gegengründe können leicht entkräftet werden. Aber gerade wegen dieser Neuartigkeit erscheint der Vorschlag auch denen, die die dringende Notwendigkeit durchgreifender Hilfen zum Kampf gegen die Entartung unseres Volkes einsehen, so ungeheuerlich, daß sie sogar ein näheres Eingehen in ihn abweisen zu müssen glauben. Trotzdem wird der Gedanke sich Bahn brechen, da sich doch manche aus intuitiver Erkenntnis heraus zu ihm bekennen werden. Näheres aus der Programmschrift des Mittgartbundes: Mittgart, die beim Verlage E. Matthes in Leipzig erschienen ist. Eine eingehende wissenschaftliche Begründung findet sich in Varuna von Dr. W. Hentschel, bei demselben Verlage.

Das neue Österreich[1].

Wilhelm Marks.

Der Krieg hat dem seit 1848 mit zunehmender Heftigkeit tobenden, die besten Kräfte nach innen und außen lahmlegenden nationalpolitischen Streit im „alten Österreich" vorläufig Einhalt geboten. Vorläufig! Es wäre ein gefährlicher Irrtum, aus der gegenwärtigen innerpolitischen Ruhe und dem militärischen Zusammenhalt der bisher auseinanderstrebenden Teile auf eine bereits vollzogene Neuordnung und Gesundung des Staatsganzen zu schließen.

Die innerpolitische Ruhe ist erzwungen durch die jede Sonderbündelei unterdrückenden Kriegsgesetze, deren Folgen u. a. sind: Die gänzliche Lahmlegung des Parlamentarismus in Österreich mit seinen gerade den Nichtdeutschen sehr dienlichen demagogischen Wühlereien und die Knebelung der Presse, vor allem der slawisch-romanischen Hetzblätter. Übrigens haben Tschechen, Winden (Slowenen) und Italiener trotzalledem nicht an Äußerungen und Taten fehlen lassen, die ihre Unversöhnlichkeit und Verbohrtheit schlagend erweisen. Einige Beispiele: Die Tschechen

---

[1]) Der Aufsatz wurde kurz vor dem Hinscheiden Kaiser Franz Josefs geschrieben. Seine Bedeutung dürfte dadurch nur erhöht werden. D. Schr.

wenden sich unter Hinweis auf die „alldeutsche Gefahr“ in Wort und Schrift gegen einen dauernden politisch-militärisch-wirtschaftlichen Zusammenschluß der beiden Mittemächte; die südslawischen Winden haben es kurz nach der Niederwerfung des von ihnen heißgeliebten Serbiens durchgesetzt, daß die allslawische Trikolore anstatt der altehrwürdigen Landesfarben von Krain zum behördlich anerkannten Provinz-Banner erklärt wurde; die Italiener arbeiten mit Hochdruck in Beschimpfungen und Hochverrat, Beweis dessen die in allen südösterreichisch-deutschen Zeitungen[1]) tagtäglich ersichtlichen Verurteilungen und Vermögensbeschlagnahmungen.

Und der militärische Zusammenhalt? Über jeden Zweifel erhaben ist die Haltung der deutschen, madjarischen und kroatischen Truppen; die Polen, mohammedanischen Bosnier und Rumänen haben sich ebenfalls als treu erwiesen — doch von einzelnen tschechischen, ruthenischen, serbischen und italienischen Verbänden läßt sich leider nicht das gleiche sagen. In mehreren der letztmonatigen Sitzungen des ungarischen Reichstages ist hierüber öffentlich Klage geführt worden.

Das Deutsche Reich, das auch in Zukunft auf keine durchgreifende Besserung seiner Beziehungen zu den gegenwärtigen Gegnern rechnen darf, hat als einzigen nachbarlichen Bundesgenossen — von Polen später — Österreich-Ungarn in Rechnung zu stellen. Der Habsburger Staat ist das notwendige Bindeglied zwischen uns und den befreundeten Orientvölkern. Vor allem muß daher die seit 1866 von uns befolgte Politik der völligen Uninteressiertheit an dem Geschicke der Deutschen in der Donaumonarchie, die im letzten Jahrzehnt in beängstigende Gleichgültigkeit auszuarten drohte, ein Ende haben.

Im nachstehenden einige für das Verständnis der Lage wichtige Angaben. Österreich-Ungarns Bevölkerung setzt sich zurzeit wie folgt zusammen:

24,2 vom Hundert Deutsche,
20,3 „ „ Madjaren,
17,0 „ „ Tschechen und Slowaken,
10,1 „ „ Polen,
8,0 „ „ Ruthenen,
7,5 „ „ Serbokroaten
(kath. Kroaten, orthodoxe Serben und mohammedanische Bosnier),
6,5 vom Hundert Rumänen,
2,5 „ „ Winden (Slowenen),
1,5 „ „ Italiener und Ladiner,
2,4 „ „ Verschiedene
(Bulgaren, Türken, Griechen, Armenier, Zigeuner).

Die Juden sind — die Statistik führt sie leider nicht getrennt an — zum größten Teile in die Madjaren und Polen eingerechnet, in deren Sprachgebiet sie bedeutende Minderheiten bilden.

---

[1]) Grazer Tagblatt, Innsbrucker Nachrichten usw.

Für uns gelten als — vorläufig — unbedingt verläßlich:

	24,2 vom Hundert	Deutsche,
	20,3 „ „	Madjaren,
	10,1 „ „	Polen,
zusammen	54,6 vom Hundert.	

Von den anderen Nationalitäten ist dies nur zum Teil anzunehmen. Immerhin erhöht sich die Zahl durch Zurechnung von beiläufig 3,5 Kroaten und mohammedanischen Bosniern sowie 0,5 Ladinern und Friaulern auf annähernd 60 v. H. Auch ist zu bedenken, daß unter den übrigen Stämmen sich viele verständige und versöhnliche Elemente befinden, die zur Stärkung der staatstreuen Mehrheit beitragen.

Ohne grundlegende Umwandlungen ist aber auf keine dauernde Gesundung des Staates zu hoffen. Ein **neues Österreich** muß das alte ablösen.

Das Haupterfordernis zur Wahrung des Reichs- und Bundesgedankens ist die bedingungslose Festsetzung der deutschen Staatssprache für die österreichische Hälfte, vorzüglich im Bahn-, Post- und Verwaltungswesen; die Zwei- und Mehrsprachigkeit, die nur zu oft auf eine Verdrängung des Deutschen hinauslief, hat der beschränkten Anwendung der fremden Zungen in den allernotwendigsten Fällen zu weichen. Eine nicht unwichtige Angelegenheit ist die Anbringung deutscher Straßentafeln und Geschäftsschilder in Prag, Laibach, Triest u. a. O. In Ungarn und Galizien (Polen) ist dem Deutschen eine ähnliche Stellung einzuräumen, wie dem Englischen in Französisch-Kanada oder Burisch-Südafrika.

Nun zu den einzelnen Fremdvölkern und -völkchen.

Eine energisch gewollte Niederhaltung der tschechischen Irredenta wird dadurch begünstigt, daß diese fast ganz vom deutschen Sprachgebiet umschlossen ist; allerdings sitzt auch das Tschechentum wie ein störender Pfahl im deutschen Körper und ist wegen seiner an unserer Kultur großgesäugten Kraft ein nicht gering anzuschlagender Posten in der politischen Rechnung. Den Tschechen wird indes zukünftig jede Verbindung mit dem Allslawentum fehlen, da sich der breite deutsch-schlesische Riegel und das Königreich Polen zwischen sie und Mütterchen Moskau schieben. An eine Eindeutschung ist nur in sehr beschränktem Maße zu denken; vor allem müssen die deutschen Gebiete Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens gegen tschechische Einfälle und tschechische Durchdringung geschützt werden, ebenso die deutschen Donau- und Alpenländer. Da die Tschechen in der Lage sind, ihre kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnisse selbst zu bezahlen, darf kein deutsches Steuergeld in ihr streng abzusonderndes Gebiet fließen. Das gilt übrigens auch gegenüber den anderen weniger finanzkräftigen Fremdvölkern.

Die ruthenische Frage interessiert uns erst in zweiter Linie. Sie wird eine polnisch-galizische Frage bleiben, wobei wir uns allerdings der

Ruthenen als Gegengewicht gegen etwaige polnische Sonderbestrebungen bedienen würden. Etwaigen russischen Machenschaften an der Ostgrenze ist natürlich entschieden entgegen zu treten.

Die Serbokroaten (in Kroatien-Slawonien, Dalmatien, Ostküstenland, Bosnien-Herzegowina und Südungarn) sind keine Einheit; die katholischen Kroaten und die mohammedanischen Bosnier, die zusammen fast die Hälfte dieses südslawischen Zweiges ausmachen, halten, schon ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit wegen, den unzuverlässigeren Serben die Stange. Voraussetzung ist allerdings, daß das Königreich Serbien keine Auferstehung erlebt.

Die Rumänen (in der Bukowina, Siebenbürgen und Südostungarn) haben sich zumeist verläßlich erwiesen; es bleibt nichts weiter zu tun, als den Wühlherd in Bukarest zu zerstören.

Die Winden oder Slowenen (in Krain, Südkärnten, Westküstenland und Untersteier) sind, ihrer geringen Anzahl und ihres kulturell-wirtschaftlichen Tiefstandes wegen, leicht nieder zu halten; hier bietet sich auch die Möglichkeit einer größeren Eindeutschung und überhaupt Deutschmachung des bedeutsamen Weges zur Adria durch Ansiedelung von Bauern und Bürgern, wie dies schon die „Südmark" und die „Heimstatt"[1]) mit leider beschränkten Mitteln in vielversprechender Weise gezeigt haben.

Die Italiener und Ladiner, in der Statistik höchst sinnlos zusammengeworfen, spalten sich von Natur aus in die deutschfreundlichen Ladiner und Friauler und in die Italiener; diese selbst sind allein in ihrer Oberschicht irredentistisch gesinnt. Glücklicherweise sind ja Einmischungen des „Bundesgenossen" von einst, der oft in erpresserischester Form für die welschen Belange eintrat — eine Universität für sage und schreibe 600000 österreichische Italiener, Anstellung reichsitalienischer Bürger als Stadtbeamte in Triest u. a. m. — unmöglich geworden.

Noch ein gewichtiges Wort über die Beziehungen zu Madjaren und Polen.

Es darf nicht übersehen werden, daß die Madjaren in ihrem Ausdehnungsdrang deutsche Sprachgebiete, wie die der „Hienzen" und „Heidebauern" an der niederösterreichisch-steierischen Grenze, der „Zipser" in der Tatra, der „Sachsen" in Siebenbürgen und der „Schwaben" im Banat, der Batschka, der Schwäbischen Türkei und dem Bakonjerwalde, ernstlich bedrohen. In aller Freundschaft muß den Herren in Ofenpest die Wichtigkeit und Unantastbarkeit dieser mehr als zwei Millionen Deutschen, die auch für Ungarn von segensreichster Bedeutung sind, klar gemacht werden. Was soll man z. B. zu dem kürzlich erflossenen ungarischen Postverbot des Buches „Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart" sagen, dessen Verfasser Bischof Friedrich Teutsch eine Zierde, eine

[1]) Der Sitz beider nationalen Vereine ist Graz, die Hauptstadt Steiermarks.

Stütze des Deutschtums wie des ungarischen Staates genannt zu werden verdient?

Die Polen werden nicht im Zweifel zu bleiben haben, daß wir unmöglich eine Unterdrückung der deutschen Sprachinseln in Galizien und den ehemals russischen Gouvernements dulden können.

Keinesfalls ist die dauernde Freundschaft dieser beiden Völker mit der Auslieferung jahrhundertelang den betreffenden Ländern zum Segen gereichenden deutschen Ansiedler zu erkaufen. Schwer haltbare Stammessplitter, wie die Zipser und die Dörfler am Nordfuße der Karpathen, sind wohl besser nach dem Westen, etwa nach Untersteier, zu verpflanzen.

* * *

Eine bedeutsame innerpolitische Änderung, die der Angelpunkt der ganzen Neuordnung werden mag, steht bereits der uns wichtigeren österreichischen Reichshälfte zufolge der angekündigten Autonomie Galiziens bevor. Hiermit wird eine Hauptforderung des einst so viel befehdeten, weil absichtlich oder versehentlich mißverstandenen „Linzer Programmes" erfüllt werden: die Loslösung des fast rein slawischen Gebietes zwischen Biala und Husiatyn, die ja bereits in vielen Belangen Platz gegriffen hatte. Die Polen waren hier alleinige Herren schon seit 1869; in diesem Jahre erhielten sie das Verfügungsrecht über das Unterrichtswesen und setzten die polnische Amtssprache für Galizien durch. Fast ein halbes Jahrhundert lang gibt es also für die Polen keinen österreichischen Verwaltungszentralismus mehr, sie waren nur noch durch die Person des Herrschers, durch Heer, Münze und Zoll an Wien angegliedert, verfuhren aber im engeren Vaterlande nach eigenem Gutdünken. Sehr wichtig und nutzbringend für sie war außerdem, daß sie im österreichischen Reichsrat Sitze und Stimmen hatten und sich ihre Haltung von der Regierung mit — vorwiegend deutschen Steuergeldern zu Händen Galiziens, das mehr empfing als es gab, honorieren ließen.

Die Selbständigmachung Galiziens bedeutet mehr als eine enge Verbindung mit dem neuen Königreich Polen und somit eine Kräftigung des gesamten polnischen Elementes, das unter der Aufsicht der beiden Kaiserreiche zu einem Schutzwall Mitteleuropas werden muß — sie bedeutet auch die **Verdeutschung Österreichs.**

Von den rund 28 Millionen der gegenwärtigen Bevölkerung Österreichs kommen hierdurch fast 8 Millionen Slawen[1]) in Fortfall, allerdings gehen auch 100000 galizische Deutsche verlustig, vorausgesetzt, daß man ihnen keine Sicherheiten verschafft oder sie nicht aussiedelt. Was aus dem

[1]) Nebst der größeren Hälfte der österreichischen Juden, der „Galizianer".

Buchenlande (Bukowina) mit seinen 170000 Deutschen wird, ist noch ungeklärt, soll deshalb vorläufig unerörtert bleiben.

Es bleiben 20 Millionen im engeren Österreich, den alten Kernprovinzen zwischen Sudeten und Adria, davon sind 9,5 Millionen Deutsche, d. i. beinahe die Hälfte. Nunmehr würden die Deutschen in der gleichen glücklichen Lage sein wie die Madjaren in Ungarn; hinzu kommt noch, daß ihre kulturelle und wirtschaftliche Macht dann überwältigend gegenüber den in viele Teile zerspaltenen Nichtdeutschen wäre. Endlich würden ihre historische Bedeutung als Gründer des Staates und ihre politische Brückenstellung zwischen dem Deutschen Reich und Südosteuropa voll und ganz zur Wirksamkeit gelangen.

Diese Folgeerscheinung der galizischen Autonomie, bisher nicht gewürdigt, ist gewiß für uns Deutsche die wichtigste.

* *
*

Erst nach strikter Durchführung dieser gesamten innerpolitischen Neuordnung[1]) wird **Österreich** für uns ein **unerschütterlicher,** weil **vorwiegend deutscher Bundesgenosse,** werden **Ungarn** und **Polen,** die beiden Ostflügel Mitteleuropas, **kräftige Bollwerke des deutschen Volkstums, ohne daß** sie, wie es dem einen von ihnen bereits drohte, wie es der andere mehr als 100 Jahre dulden mußte, **von der russischen Hochflut überschwemmt** würden.

Erst nach strikter Durchführung dieser gesamten innerpolitischen Neuordnung werden auch die unglückseligen Erscheinungen des allein selig machen sollenden allgemeinen, gleichen Wahlrechtes in Österreich gemildert werden, die das politisch, kulturell und wirtschaftlich höchststehende Volk des Staates — es seien drastische Vergleiche gestattet — zur Melkkuh und zum Prügelknaben für die verschuldeten und mindergebildeten Fremdvölker herabwürdigte. In keinem Lande hat die Demokratisierung des Parlamentarismus zu einem widerlicheren Zerrbilde des Konstitutionalismus geführt als in Österreich. Völlige Remedur würde allerdings erst die Aufhebung des gegenwärtigen Wahlrechtes schaffen.

Über die ungarische und die polnische Frage, die ohne die Lösung der österreichischen ewige Fragen zu bleiben hätten, wird vielleicht ein weiterer Aufsatz berichten.

---

[1]) Recht verheißungsvoll erscheinen in dieser Hinsicht die Äußerungen des jungen Kaisers Karl, der sich, wie die Zeitungen berichteten, am 8. November 1916 mit der Aufforderung an die Deutschen Österreichs wandte: „selbstbewußt und mit Stolz aufzutreten und zu betonen, was sie jetzt in diesem Kriege und auch früher für den Staat getan haben. Sie möchten ihre Befriedigung darüber äußern, daß das deutsche Volk seine alte Mission als staatserhaltendes Element wieder beweisen konnte und daß es sich gezeigt habe, daß das wahre Deutschtum in Österreich, die dynastischen Bestrebungen und die staatserhaltenden Faktoren eins seien."

Das Nationalitätsprinzip in der Staatenbildung.

Dr. Th. Arldt.

In den Schriften unserer Gegner im Daseinskampfe des jetzt tobenden Weltkrieges ist viel die Rede von den Völkern, denen sie die „Befreiung von der deutschen Herrschaft" bringen wollen, den Dänen Nordschleswigs, den Polen der Ostmark und Galiziens, den Ruthenen, den Rumänen Siebenbürgens, den Serben, Kroaten und Slowenen von Bosnien, Dalmatien, Kroatien, Krain und ihren Nachbarländern, den Italienern Istriens und Tirols, auch den Elsässern. Sie alle sollen zu den entsprechenden Nationalstaaten geschlagen werden, wobei es nichts ausmacht, daß die Elsässer in Wirklichkeit unzweifelhaft Deutsche sind. Überhaupt ist dieses Streben nach Befriedigung der Wünsche der „unterdrückten" Nationalitäten ja nur ein sehr einseitiges. Kein Mensch unter den Vierverbandspolitikern denkt ernsthaft daran, etwa den Iren, den Dänen, den Polen und Ukrainern Rußlands oder gar den deutschen Balten das zu geben, für das man jetzt angeblich Krieg führt, die Freiheit der unterworfenen Völker. Schon hieraus können wir sehen, daß es sich bei allen diesen Erörterungen unserer Feinde um leeres Gerede handelt, daß ihnen in Wahrheit die Aufopferung für die Rechte fremder Nationalitäten ganz fern liegt und daß sie ihnen nur ein moralisches Mäntelchen liefern sollen, unter dem sie ihre eignen selbstsüchtigen Bestrebungen vor den neutralen Zuschauern verhüllen möchten.

Das Manöver ist ja nicht vollkommen neu. Auch Napoleon III. gefiel sich ja in der Rolle des Beschützers der italienischen Freiheitsbestrebungen, die ihm ein willkommenes Mittel boten, den Ehrgeiz seines Landes zu befriedigen und eine andere Großmacht zu schwächen. Auch hinderte ihn ja die grundsätzliche Verfechtung der italienischen Bestrebungen nicht, das rein italienische Korsika zu behalten und sich zur Belohnung für seine Dienste auch noch Savoyen und Nizza abtreten zu lassen und dem jungen italienischen Königreiche die Erwerbung des ersehnten Rom zu verwehren. Und noch viel raffinierter hat ja England es verstanden, bei seiner Unterstützung der Schwachen und Unterdrückten sein eigenes Interesse auf Kosten seiner Mitbewerber zu fördern und sich für seine oft recht karg bemessenen und herrisch dargebrachten Unterstützungen eine reiche Belohnung zu sichern.

Aber auch abgesehen von dieser eigensüchtigen Begünstigung der Bestrebungen, das Nationalitätsprinzip zur Grundlage der Staatenbildung zu machen, hat man auch sonst in neuerer Zeit diesem Prinzipe eine außerordentlich hohe Bedeutung zugemessen und neigte dazu, nur solche Staaten als vollkommen modern anzuerkennen, die ihm möglichst gerecht werden. Die auf die völkischen Grenzen geringere Rücksicht nehmenden Staaten der Vergangenheit sah man als für immer überwunden an, und wenn ein Staat noch nach diesem älteren, geographischen Prinzipe auf-

gebaut war, so glaubte man, ihm einen baldigen unvermeidlichen Zerfall in Aussicht stellen zu müssen. Dies galt besonders für unsern treuen Verbündeten Österreich-Ungarn. Was ist nicht alles von Berufenen und Unberufenen über die zukünftigen Schicksale dieses Staates orakelt und gefabelt worden, und wie hat der Gang der Ereignisse in diesem Kriege alle diese Propheten schmählich Lügen gestraft. Der Staat, den der geringste Anstoß zum vollständigen Zerfall bringen sollte, hat die schwerste Probe überstanden, die ihm auferlegt werden konnte, als die russische Übermacht ihm eines seiner größten Länder fast vollkommen entrissen hatte und drohend an die Mauer der Karpathen pochte, Einlaß begehrend in die Kernländer der Monarchie, in das Gebiet der Ungarn und der Deutschen zu beiden Seiten des Donaustromes. Er hat diese Probe überstanden, die statt ihn zu zersplittern, ihn nur um so fester aneinanderschweißte, nicht schlechter, als dies ein national einheitlicher Staat hätte tun können. So hat dieser Krieg neben so vielem anderen auch gezeigt, daß das geographische Prinzip auch in der Gegenwart noch für die Staatenbildung von Bedeutung ist, und daß wir verhängnisvolle Irrtümer begehen würden, wenn wir immer nur das Nationalitätsprinzip als das einzig richtige und maßgebende ansehen und unsere Handlungsweise danach einrichten wollten. Auch unser Volk wird gut tun, diese Lehren zu beherzigen und aus ihnen die richtigen Folgerungen zu ziehen, wenn die Stunde gekommen ist, das erbitterte Ringen der Völker durch einen der gebrachten Opfer würdigen Frieden abzuschließen. Auch bei uns überschätzt man ja die Bedeutung des Nationalitätsprinzipes noch heute vielfach stark, befangen durch die großen Einigungsbestrebungen in Deutschland und Italien, die dem vergangenen Jahrhundert seinen eigentlichen Stempel aufdrückten.

Die ganze Grundlage des Nationalitätsprinzipes ist ja auch eine recht schwache[1]. Nichts ist veränderlicher als die Nation, das Volk, wie es durch die Sprachengemeinschaft zusammengefaßt wird. Ständig werden neue Elemente aufgenommen, andere ausgeschieden. Und da sich dies Jahrhunderte hindurch fortgesetzt hat, so stellen die heutigen Völker äußerst komplizierte Mischungen der verschiedenartigsten Elemente dar. Sprachlich grundverschiedene Völker sind so aus rassenhaft durchaus gleichartigen Elementen gemischt, nur daß diese vielfach in verschiedenem Verhältnisse zu einander stehen, wie etwa ein Vergleich der Franzosen mit den Deutschen zeigt. Auf der andern Seite können sprachlich zusammengehörige Gemeinschaften, wie die Romanen, ihrer Zusammensetzung nach grundverschieden sein. Wir kennen ja aus der Geschichte zahlreiche Beispiele dafür, daß ganze Völker die Sprache gewechselt haben, wie die eben genannten Romanen, und so für den oberflächlichen Betrachter in eine ganz andere Verwandtschaft geraten, wie die ursprünglich türkischen Bulgaren in die der Südslawen, deren Sprache sie angenommen haben, ohne ihnen doch darum wesensverwandt zu werden.

[1]) Die Schriftleitung ist in dieser Hinsicht zum Teil anderer Meinung.

Wir wollen nun einen kurzen Streifzug durch die wichtigeren Staaten der Gegenwart und der Vergangenheit unternehmen, um zu sehen, inwieweit das Nationalitätsprinzip bisher wirklich eine Rolle gespielt hat, um auch daraus auf den Wert zu schließen, den wir ihm zuschreiben müssen. Gibt es also gegenwärtig Staaten, die dem Nationalitätsprinzip streng gerecht werden, d. h. in der Hauptsache ein Volk in der Überzahl und unbestritten herrschend umfassen, und zwar so gut wie in seiner ganzen Ausdehnung, wobei natürlich von Kolonialländern abzusehen ist, die nicht mit dem Mutterland ohne Zwischengebiete verbunden sind.

An erster Stelle betrachten wir die germanischen Staatenbildungen und unter ihnen unser Deutsches Reich. In ihm kann ja an der Vorherrschaft des deutschen Volkes kein Zweifel sein, wohnen in ihm doch nur etwa 6 pCt. Fremdvölker. Immerhin machen diese doch mehr als vier Millionen aus und bewohnen z. T. ziemlich geschlossene Gebiete, wie die Polen in Oberschlesien, Posen und Westpreußen, die Masuren in Ostpreußen, die Kassuben westlich der Weichsel, die Litauer im Gebiete der Memel, die Wenden in der Lausitz, die Mähren südlich von Ratibor, die Dänen in Nordschleswig, die Wallonen bei Malmedy und die Franzosen in Lothringen und im mittleren Wasgenwalde. Von noch größerer Bedeutung ist aber, daß das Deutsche Reich bei weitem nicht das ganze geschlossene Sprachgebiet umfaßt, auch wenn wir von Niederländern und Flämen absehen wollen, die ja eigentlich auch Niederdeutsche sind und nur als besonderes Volk angesehen werden, weil sie ihre Mundart zugleich als Schriftsprache benutzen im Gegensatze zu den hochdeutsch schreibenden Niederdeutschen des Reiches. Aber zweifellos Deutsche wohnen auch in den Provinzen Limburg von Belgien und den Niederlanden, in Luxemburg, im größten Teile der Schweiz und besonders in allen Kronländern Österreichs bis über die ungarische Grenze hinaus. Und über dies geschlossene Verbreitungsgebiet des deutschen Volkes hinaus schieben sich noch zahlreiche größere Inseln in italienisches, magyarisches, slawisches und rumänisches Gebiet, von denen besonders die um Ofen-Best, bei Fünfkirchen, im Banat, bei Temesvar, in Siebenbürgen, in Wolhynien, am unteren Dnjepr, an der Wolga bei Saratow und in den Ostseeprovinzen wichtig sind oder auch, was die letzteren anlangt, waren, schweben wir doch über das Schicksal dieser über eine Million Köpfe zählenden russischen Deutschen ganz im ungewissen, die in zahlreichen Siedelungen besonders das ganze westliche Rußland bis Petersburg, bis zur Waldaihöhe und bis zum Dnjepr durchsetzten. Man braucht nur eine ethnographische Karte dieser Gebiete anzusehen, um zu erkennen, daß hier eine Grenzfestsetzung auf Grund des Nationalitätsprinzipes schlechterdings unmöglich ist. Man mag sie ziehen wo man will, stets werden die so umgrenzten Staaten starke völkische Minderheiten aufzuweisen haben, und wer hier den Erwerb slawischer Gebiete durch das Reich grundsätzlich ablehnt, gibt damit

wichtige deutsche Siedelungen dauernd slawischer Herrschaft und schließlicher Entdeutschung preis.

Daß Österreich-Ungarn ein rein geographisches Staatengebilde ist, brauchen wir hier nicht weiter auszuführen. Von einer zahlenmäßigen oder politischen Vorherrschaft eines Stammes kann keine Rede sein, wenn auch in Ungarn die Magyaren zweifellos politisch die Herren sind und in Österreich das Deutschtum im Interesse der Einheit des Staates gewisse Vorrechte besitzen muß, wie sich in diesem Kriege noch deutlicher gezeigt hat als schon im Frieden. Eine Bildung von Nationalstaaten auf dem Boden der Habsburger Monarchie, wie sie unsere Feinde auch heute noch erstreben, würde nie durchzuführen sein, ohne Vergewaltigung beträchtlicher Minderheiten, wobei die Deutschen besonders schlecht fahren würden. Nur wenige Kronländer sind als völkisch einheitlich zu betrachten. Es gilt das eigentlich nur von einigen rein deutschen Gebieten, wie Ober- und Nieder-Österreich, Salzburg und Vorarlberg, wo wenigstens keine geschlossenen Siedelungen von Fremdvölkern vorhanden sind. In Böhmen und Mähren sitzen besonders in den Randländern und den größeren Städten zahlreiche Deutsche, die an wirtschaftlicher Bedeutung die zahlenmäßig vorherrschenden Tschechen beträchtlich übertreffen. In Schlesien kommen dazu noch Polen. Tirol ist wohl vorwiegend deutsch, aber im Süden sitzen, von deutschen Inseln durchsetzt, Italiener und Ladiner. Steiermark, Kärnten und Krain sind deutsch-slowenisch. Im Küstenlande kommen zu beiden Volksstämmen noch Kroaten, Italiener und Friauler. In Galizien teilen sich die Polen und Ruthenen, beide durchsetzt mit zahlreichen deutschen Inseln. In der Bukowina sind Ruthenen und Rumänen noch viel inniger durcheinander gemengt, und zwischen ihnen treffen wir auf nicht wenige rein deutsche Gebiete, sowie auf einige vorherrschend magyarische (bei Radautz) und polnische Gemeinden (nördlich von Gurahumora). Schon eine gerechte Abgrenzung des rumänisch-ruthenischen Gebietes ist ganz ausgeschlossen, da wir mitten im rumänischen Gebiet rein ruthenische Bezirke finden, wie an der Grenze gegen die Moldau von der Suczawa bis nach Czernowitz. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Siebenbürgen, wo es neben den rumänischen Gebieten auch geschlossene magyarische (besonders im Osten) und deutsche Bezirke (besonders bei Kronstadt, Schäßburg und Hermannstadt gibt. In Ungarn treffen wir neben den Magyaren auf Deutsche, Rumänen, Slowaken, Ruthenen, Serben, Kroaten und Slowenen, alle in geschlossenen Siedelungen vertreten und nirgends scharf abzugrenzen, reichen doch z. B. die hauptsächlich im gebirgigen Nordungarn sitzenden Slowaken in Inseln bis an die Grenzen Siebenbürgens und in die Nähe von Gyula. Im Banat z. B., das sowohl Rumänien wie Serbien für sich beanspruchen möchten, besitzen die Rumänen in 22 der dort vorhandenen 47 politischen Bezirke mindestens die relative Mehrheit, die Serben nur in 8, die Deutschen dagegen in 14, auch die Magyaren in 3. Überhaupt mit wenigstens 10 pCt.

der Bevölkerung vertreten sind die Rumänen in 37, die Deutschen in 35, die Magyaren in 26, die Serben nur in 21 Bezirken. Diese Zahlen zeigen die innige Durchmischung der vier Bevölkerungselemente, aber auch die Dürftigkeit des serbischen Anspruchs. Kroatien hat neben den südslawischen Kroaten hauptsächlich nur Deutsche aufzuweisen, während Dalmatien, Bosnien und Herzegowina ziemlich rein serbisch und kroatisch sind.

Die Schweiz ist zu etwa 70 pCt. deutsch, doch fallen die 22 pCt. Franzosen des Westens und die 7 pCt. Italiener von Tessin erheblich ins Gewicht, weniger die nur 1 pCt. ausmachenden Rhätoromanen Graubündens. Nicht einmal die Kantone sind alle völkisch einheitlich. So zählt Graubünden neben 35 pCt. Rhätoromanen 47 pCt. Deutsche und 18 pCt. Italiener. In Tessin gibt es auch kleine deutsche Bezirke. Das Wallis ist oberhalb von Sitten deutsch, unterhalb französisch. Zum deutschen Bern gehört der französische Jura. Immerhin ist hier die Grenze leidlich scharf, wie überhaupt zwischen Deutschen und Franzosen. Daß Luxemburg ein rein deutsches Land ist, wurde schon oben erwähnt. Belgien war ein ebensowenig national wie geographisch begründetes Staatengebilde. Der Zahl nach herrschten mit etwa 52 pCt. die niederdeutschen Flämen vor, in der Hauptsache die Provinzen West- und Ostflandern, Antwerpen, Limburg und den größeren Norden von Brabant bewohnend. Neben ihnen standen 47 pCt. Wallonen in Hennegau, Südbrabant, Namur, Lüttich und Luxemburg. Dazu kamen aber mit 1 pCt. rein deutsche Siedelungen besonders bei Arel im östlichen Luxemburg, bei Behr und im Grenzgebiet gegen das Deutsche Reich von der Botrange bis zur niederländischen Grenze. Von den drei Bevölkerungselementen könnten am ehesten die Wallonen als spezifisch belgisch angesehen werden, doch bewohnen sie auch Nordfrankreich bis zur Gegend von Lille, Cambray und Mézieres, ebenso wie die Flämen ganz Seeflandern bis über Dünkirchen hinaus bewohnen. Umgekehrt haben wir die Bewohner des südlichsten Luxemburg, südlich vom Semois, als echte Franzosen zu betrachten. National einheitlicher sind die Niederlande, die fast durchweg von Niederdeutschen bewohnt sind, unter denen die Flämen (13 pCt.) und Holländer (71 pCt.) nur mundartlich geschieden sind. Eine größere Sonderstellung kommt den Friesen (14 pCt.) und den Hochdeutschen (2 pCt.) zu. Trotzdem hat natürlich der niederländische Staat nichts mit dem Nationalitätsprinzip zu tun.

Da könnte man schon eher die skandinavischen Staaten als Nationalstaaten bezeichnen, besonders Dänemark, wenn es auch nicht alle Dänen umfaßt. Dafür sind die Bewohner des zu Dänemark gehörenden Island Norweger, also, wenn auch den Dänen nahe verwandt, so doch nicht zu ihrem Volke gehörend. Dagegen ist Norwegen fast nur von einem Volke bewohnt, abgesehen von wenigen Lappen in den nordischen Bezirken. In größerer Zahl treten die Lappen neben den Schweden auf. So kommen die skandinavischen Staaten dem Nationalitätsprinzip einigermaßen nahe,

doch hat bei ihnen mehr der Staat das Volk als das Volk den Staat bedingt, indem sich hier die sprachliche Sonderung aus der politischen entwickelte.

Wenden wir uns nunmehr dem letzten germanischen Staate Europas zu, der leider in dem jetzigen entscheidenden Ringen sich auf die Seite der Romanen und Slawen gestellt hat, Großbritannien und Irland, so sind hier zweifellos die aus der Verschmelzung von Kelten, Angelsachsen, Dänen und romanisierten Normannen hervorgegangenen Engländer das bei weitem vorherrschende Volk und zwar in Schottland, Irland und Wales ebensogut wie in England selbst, dazu kommen aber die Gälen in Schottland, die Iren und Walliser als Abkömmlinge der keltischen Ureinwohner und auf den Orkney- und Shetlandinseln Norweger. Außerdem liegt ja auch bei diesem Lande die Hauptbedeutung nicht ausschließlich im europäischen Kernlande, sondern in seiner Vereinigung mit den weit ausgedehnten Kolonien.

Gehen wir nun zu den romanischen Staaten, in erster Linie zu Frankreich über, so pflegt man dieses vielfach als einen national einheitlichen Staat anzusehen. Die französische Sprache herrscht hier eben ganz allgemein vor, daß die Sprachen der Fremdvölker daneben als nebensächlich verschwinden. In Wirklichkeit ist aber auch Frankreich nicht völkisch einheitlich. Die Fremdvölker machen in ihm etwa ebensoviel aus, wie im Deutschen Reiche. Da haben wir besonders die keltischen Bretonen, die Italiener von Korsika und Nizza, die Wallonen in Artois und Hennegau, die Flämen in Seeflandern, die Basken in Bearn und Navarra. Aber auch die nach deren Abzug übrig bleibenden Franzosen sind nicht einheitlich, stehen doch die Südfranzosen in Gascogne, Guyenne, Auvergne, Languedoc, Dauphiné und Provence sprachlich den katalonischen Spaniern näher als den Nordfranzosen und bilden mit ihnen das Volk der Provencalen, dem es allerdings nicht vergönnt war, einen eigenen Staat zu begründen. Auf der andern Seite wohnten nur wenige Franzosen außerhalb der Grenzen Frankreichs in Belgien, Elsaß-Lothringen und der Schweiz, so daß in dieser Beziehung Frankreich dem Nationalstaat näher kommt als das Deutsche Reich.

Ebensowenig wie Frankreich ist Spanien völkisch einheitlich. Außer dem ausgesprochenen Fremdvolke der Basken, dem letzten Reste der alten iberischen Urbevölkerung des Landes und Portugiesen in Galicien und Westasturien sind hier wieder die Provencalen zu erwähnen, die Katalonien und Valencia bewohnend, wiederholt aber immer wieder vergeblich den Versuch gemacht haben, sich von der Herrschaft der eigentlichen Spanier freizumachen. Dagegen ist Portugal als völkisch einheitlicher Staat zu betrachten, doch bewohnen die Portugiesen, wie schon erwähnt, auch Galicien und Westasturien.

Auch Italien steht dem national einheitlichen Staat zwar nahe, hat dieses Ziel aber nicht erreicht. Außer den „unerlösten Brüdern" in Süd-

tirol, Istrien und Dalmatien finden sich Italiener auch in Tessin, bei Nizza, auf Korsika und Malta in nicht geringer Anzahl. Auf der andern Seite umschließt aber auch die heutige Grenze Italiens schon Stammesfremde, provencalische Franzosen im Gebiete der Dora Baltea, Deutsche südlich vom Splügen und von Tirol, sowie in den karnischen Alpen, Friauler und Slowenen im nordöstlichen Venetien, Albanier und Griechen in Süditalien.

Rumänien ist in seinem Kernlande ja völkisch ziemlich einheitlich. In der Dobrudscha treffen wir aber vorwiegend auf bulgarische, türkische und ruthenische Siedelungen. Zu einem auf nationaler Grundlage stehenden Staate fehlen ihm aber die nicht viel weniger zahlreichen Rumänen aus Siebenbürgen, Bukowina, Südostungarn, von Kraina und Timok in Nordostserbien, von Widin und dem südlichen Donauufer in Bulgarien sowie von Bessarabien und endlich die Aromunen, die über die ganze Balkanhalbinsel zerstreut sind. Alle diese sind aber so mit den Nachbarvölkern durcheinander gemengt, daß ihre Zusammenfassung zu einem Nationalstaat unmöglich erscheinen muß.

An die romanischen Staaten möchten wir gleich Griechenland anschließen, das in seinen gegenwärtigen Grenzen außer den vorherrschenden Griechen auch Albanier, Bulgaren und Türken in nicht geringer Zahl einschließt, während zahlreiche Griechen die Küstenländer der europäischen Türkei und Kleinasiens, wie auch das englische Kypern besiedeln. Ebensowenig kann Albanien als Nationalstaat angesehen werden, da beträchtliche Teile seines Volkes unter montenegrinischer, serbischer und griechischer Herrschaft stehen.

Unter den slawischen Staaten strebt Rußland danach, sich zur slawischen Universalmonarchie zu entwickeln, in der aber das Volk der Großrussen durchaus herrschen soll. In Wirklichkeit ist schon das europäische Rußland völkisch im höchsten Grade zersplittert. Nur etwa die Hälfte seiner Bevölkerung sind Großrussen. Am nächsten stehen ihnen noch die Weißrussen an der Memel und im oberen Dnjeprgebiete (5 pCt.) und die Ukrainer oder Kleinrussen in Südrußland (20 pCt.), von denen wenigstens die letzteren in früheren Jahrhunderten nationale Staaten besessen haben. Es ist grundfalsch, sie um des Namens „Russen" willen als mit den Großrussen völkisch verbunden anzusehen. Von anderen Fremdvölkern Rußlands sind besonders die Polen (8 pCt.), Litauer (1 pCt.) und Deutschen (1 pCt.) hervorzuheben, alle mit ehemaligen Staatenbildungen auf jetzt russischem Boden, ferner die Rumänen in Bessarabien (1 pCt.), die Letten in Kurland und Südlivland (1 pCt.), die Liven und Esten (1 pCt.), die Schweden in Finnland, die Finnen, Karelier und Tschuden, sowie die finnischen Ssyrjänen, Samojeden, Ostjaken, Wogulen, Permier, Wotjaken, Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen, die türkischen Tataren und Baschkiren, die Kirgisen und die mongolischen Kalmücken, fast alle Hunderttausende bis Millionen von Menschen zählend.

National einheitlicher sind naturgemäß die kleineren Slawenstaaten, besonders Montenegro, doch umschließt auch dieser kleinste Staat schon albanische Gebiete. Sonst gehört ihm ja nur ein sehr kleiner Teil aller Serben an. Der Hauptstaat war zweifellos Serbien, das aber noch mehr als das vorige Fremdvölker in seinen Grenzen beherbergt, Albanier, Türken, Rumänen und Bulgaren. Besonders das durch die Balkankriege erworbene Neuserbien ist zum größten Teil von Bulgaren und Albaniern bewohnt, aber auch in Altserbien saßen sie schon im ganzen südlichen Zipfel, oberhalb von Nisch. Aber den etwa $2^1/_2$ Millionen Serben des Königreiches stehen über fünf Millionen Serben und Kroaten in der österreichisch-ungarischen Monarchie gegenüber, so daß auch dieses Land noch weit von einem auf dem Nationalitätsprinzip beruhenden Staate entfernt ist und ihn wohl auch kaum in absehbarer Zeit als selbständiges Gebilde erreichen wird.

Auch Bulgarien ist noch nicht soweit gekommen, alle Bulgaren in seinen Grenzen zu vereinigen, wenn es auch die Balkankriege diesem Ziele näher führten und es von dem jetzigen Weltkriege eine weitere wesentliche Förderung seiner Interessen erhofft. Noch wohnen aber zahlreiche Bulgaren in Alt- und Neuserbien, in Neugriechenland, in der europäischen Türkei, besonders im Osten von Konstantinopel, in der rumänischen Dobrudscha, aber auch in Bessarabien und sogar bis an den Bug heran. Auf der anderen Seite beherbergt Bulgarien noch in geschlossenen Siedelungen Türken, Griechen und Rumänen.

Ebenso ist auch das jetzt so klein gewordene Gebiet der europäischen Türkei von den verschiedenartigsten Völkern bewohnt, neben den osmanischen Türken besonders von Bulgaren und Griechen. So haben also auf der Balkanhalbinsel und ihren Nachbargebieten in der Gegenwart alle größeren Völker, Rumänen, Griechen, Albanier, Serben, Bulgaren und Türken Staaten entwickelt, aber keiner konnte das Nationalitätsprinzip auch nur einigermaßen durchführen, da dies nur dadurch möglich ist, daß andere Völker vollkommen unterdrückt werden. Hier gilt ganz besonders der auch für den ganzen Landgürtel etwa zwischen 15° und 40° O fast die gleiche Bedeutung hat, daß es hier absolut unmöglich ist, auf Grund des Nationalitätsprinzipes die Staaten abzugrenzen. Hier müssen andere Gesichtspunkte die Grundlage der Grenzfestsetzung bilden und in abgeschwächtem Maße gilt dies auch für die übrigen Gebiete Europas.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die außereuropäischen Staaten, so müssen wir dabei die Kolonialländer selbstverständlich außer Betracht lassen, mögen sie nun mit dem Mutterlande noch zusammenhängen oder sich von ihm getrennt haben wie die Vereinigten Staaten von Amerika oder die amerikanischen Republiken spanischer und portugiesischer Zunge. Auch kann hier natürlich keine Vollständigkeit in der Aufzählung der den einzelnen Staaten angehörenden Völker erstrebt werden. Im türkischen Reiche sind in Asien neben den herrschenden Osmanen besonders die

Araber mit den anderen Semiten als wichtiges Bevölkerungselement vertreten. Daneben spielen noch Griechen, Armenier, Kurden und Grusiner eine erheblichere Rolle in einzelnen Gebieten des Reiches. Persien beherbergt neben den Persern zahlreiche Armenier, Kurden, Tataren und an seiner Südküste auch Araber. In China finden wir neben den an Zahl weit überlegenen eigentlichen Chinesen die Mandschus, Tungusen, Mongolen, Burjäten, Kaschgarier, Kalmücken, Tibetaner nebst zahlreichen anderen Stämmen der mongolischen Rasse. Selbst Japan ist nicht völkisch einheitlich. Schon auf Jesso, den Kurilen und Südsachalin treffen wir auf die an Zahl allerdings ziemlich geringen Ainos. Formosa ist von Malaien und Chinesen bewohnt, besonders aber ist die Bevölkerung von Korea als wichtiges Fremdvolk im japanischen Reiche zu erwähnen.

So sehen wir denn überall wohl Ansätze zur Bildung von nationalen Staaten und treffen fast durchweg in jedem Staate auf ein herrschendes Volk, aber kein Staat ist durchaus auf dem Nationalitätsprinzipe aufgebaut, so daß er alle geschlossen wohnenden Angehörigen seines Hauptvolkes und im wesentlichen nur diese umfaßt. Und was für die Gegenwart gilt, das galt erst recht in der Vergangenheit. In ihr war die Bedeutung der Völker für die Grenzfestsetzung sogar noch viel geringer als heute, man folgte bei der Grenzlegung fast ausschließlich politisch-geographischen Gesichtspunkten, wenn auch zumeist ein Volk das Hauptvolk jedes Staates war. Auch hierauf sei noch ein kurzer Blick geworfen. Selbstverständlich kommen dabei dynastische Verbindungen weit getrennter Länder, wie etwa die Österreichs, Burgunds, Spaniens und Neapels unter der Herrschaft der Habsburger nicht in Frage, sondern immer nur geschlossene Staatengebilde.

Betrachten wir auch hier an erster Stelle das alte Deutsche Reich. Seit dem Vertrage von Verdun (843) ist es nie ein Nationalstaat im strengen Sinne des Wortes gewesen. Dieser Vertrag ließ die deutschen Gebiete westlich des Rheins und an der Nordseeküste bis an die Weser noch nicht an Deutschland fallen. Dies geschah erst 887, doch blieb auch jetzt noch das niederdeutsche Flandern bei Frankreich. Dafür gehörten die romanischen Gebiete der Wallonen und östlich der Argonnen nunmehr zum Deutschen Reiche und verblieben bei ihm mit ganz geringen Grenzverschiebungen bis 1659, also fast 800 Jahre lang, in Lothringen bis 1766, in den österreichischen Niederlanden bis 1797. Auch Flandern kam 1477 nach dem Ende des neuburgundischen Reiches an Deutschland, so daß dieses von diesem Jahre bis 1659 im Westen tatsächlich alles deutsche Gebiet umfaßte, daneben aber auch viel romanisches. Noch ausgedehnter war das romanische Gebiet unter deutscher Herrschaft weiter im Süden. Hier fiel die ganz Venetien und Südtirol umfassende Markgrafschaft Verona 952 an Bayern und gleichzeitig wurde ganz Ober- und Mittelitalien mit dem Reiche verbunden. 1033 fiel ihm auch mit dem Königreiche Arelat das ganze Rhonegebiet zu. Neapel und Sizilien wurden schließlich 1194

von den Hohenstaufen erworben, wenn sie auch nur in losere Verbindung mit dem Reiche traten und schon 1266 wieder verloren gingen. Auch Dauphiné und Provence gingen dem Reich bald wieder verloren (1349), doch blieb das Land zwischen Rhone und Saône noch lange im Deutschen Reiche ebenso wie Piemont, die westliche Lombardei, Parma, Modena und Toskana. Erst der Dreißigjährige Krieg trennte die italienischen Gebiete endgiltig vom Reiche, zugleich mit der Schweiz und den Niederlanden, durch die große Teile des deutschen Volkes dem Hauptlande verloren gingen, ebenso durch den Verlust des deutschen Sundgaus an Frankreich. Dagegen blieben Lothringen und die Freigrafschaft Burgund trotz ihrer französischen Bevölkerung auch jetzt noch beim Deutschen Reiche, ein Beweis, wie wenig Wert man noch damals auf das Nationalitätsprinzip legte. Nach Osten hin dehnte schon Karl der Große das Reich über die slawischen Länder im Elbgebiete aus, freilich war diese Herrschaft nur im Norden gleich dauernd. Böhmen, Mähren und Österreich gingen noch einmal an das großmährische Reich des Swatopluk (853) und die beiden ersteren 1003 an Polen verloren, doch waren diese Verluste nur sehr vorübergehend und im allgemeinen umfaßte das Reich der sächsischen und fränkischen Kaiser alles slawische Land bis zu den Sudeten, bis zu Bober und Oder. In der Stauferzeit kamen noch Pommern, Pomerellen und Preußen dazu, bald auch Schlesien, so daß nunmehr auch auf dieser Seite alles deutsche Land dem Deutschen Reiche angehörte. Die unglückliche Schlacht bei Tannenberg (1410) ließ aber leider alles Gebiet westlich von Pommern wieder verloren gehen, das erst nach dem Kriege 1866 wieder zu Deutschland kam, wenn es auch schon weit früher mit Preußen vereinigt wurde. Aber auch abgesehen davon gehörten in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren slawische Länder Jahrhunderte zum Deutschen Reiche, bis sie ganz oder teilweise germanisiert waren. Nach Norden hin folgte die Grenze des Reiches zumeist der Eider, nur zeitweilig auch der Schlei und schloß so nicht alle Deutschen der jütischen Halbinsel ein. Wenn also das Deutsche Reich auch immer von den Deutschen beherrscht wurde, so schloß es doch in der längsten Zeit seines Bestehens zahlreiche Fremdvölker romanischer und slawischer Sprache ein, daß es nicht als Nationalstaat betrachtet werden kann.

Einen ausgesprochen unnationalen Charakter tragen die lothringisch-burgundischen Zwischenstaaten. Das Lotharingien der Karolinger (843—870) umfaßte neben den deutschen Gebieten Friesland, Holland, Brabant, Limburg, Geldern, der jetzigen Rheinprovinz und dem Elsaß das ganze wallonische Gebiet und das französische Lothringen und ganz ähnlich national zweigeteilt war das neuburgundische Reich (1363—1477), das unter Karl dem Kühnen den Höhepunkt seiner Macht erreichte. Mit den deutschen und wallonischen Grafschaften und Herzogtümern Holland, Seeland, Flandern, Brabant, Geldern, Luxemburg, Namur und Hennegau waren die

französischen Vermandois, Artois, Boulogne, Ponthieu und Burgund verbunden.

Das mittelalterliche Frankreich umfaßte, wie schon erwähnt, bis 1477 auch die Flämen von Flandern mit, sonst war es ganz auf französisch-keltisches und provencalisches Gebiet beschränkt, ja es umfaßte diese Völker nach Osten hin nicht einmal vollständig. Bei seiner nach der Reformationszeit einsetzenden Ausdehnung nach Osten hin ließ es sich aber keineswegs von nationalen Ideen leiten. Die zuerst erworbenen Metz, Toul und Verdun (1559) waren ja französisch, aber dann folgte im Westfälischen Frieden die Erwerbung des rein deutschen Sundgaus und anderer deutschen Gebiete im Elsaß. Der pyrenäische Frieden (1659) brachte Frankreich neben dem französischen Artois das flämische Seeflandern, der Frieden zu Aachen (1668) die wallonischen Gebiete von Lille bis Cambray, der von Nymwegen (1678) die französische Freigrafschaft Burgund, die berüchtigten Réunionen wieder deutsche Gebiete des Elsaß, wie besonders Straßburg (1681). Erst 1766 folgten dann das französische Lothringen, 1797 die flämisch-wallonischen Niederlande, 1801 das deutsche linke Rheinufer, 1810 die Niederlande und das deutsche Nordseegebiet von der Lippe bis zur Trave. Wie sich hier Napoleon in schroffsten Gegensatz zum Nationalitätsprinzip stellte, so auch gegenüber Italien, nachdem schon 1768 das italienische Korsika an Frankreich gefallen war, 1797 fiel hier Piemont an Frankreich, 1805 folgten Ligurien, Parma, Piacenza und Guastalla, 1807 Toskana, 1810 der Kirchenstaat. Dazu kamen noch 1809 die illyrischen Provinzen, aus deutschen, italienischen, friaulischen, slowenischen und kroatischen Gebieten zusammengeschweißt, indem sie Westkärnten, Krain, Görz und Gradiska, Istrien, Dalmatien und Westkroatien umfaßten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte Großbritanniens, so kann auch hier von nationalen Staaten keine Rede sein. Auch im schottischen Reiche waren von Anfang an Germanen und Kelten als wichtige Bevölkerungselemente vertreten, erst recht in England. Neben dessen Eroberungszügen gegen Irland (1171), Wales (1284) und Schottland gingen die Versuche her, französisches Gebiet zu gewinnen, wobei die völkischen Fragen nicht die geringste Rolle spielten. Hatte schon von 1066 an die französisch-normannische Normandie mit England zusammengehangen, so erwarb letzteres, wenn auch unter französischer Oberherrschaft, 1154 die Bretagne, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, Marche, Guyenne, Périgord und Gascogne, also französische und provencalische Gebiete durch ganz Westfrankreich. 1206 gingen Normandie, Bretagne, Maine, Anjou und Touraine wieder verloren. Von der Normandie blieben nur die Normannischen Inseln bis auf den heutigen Tag in Englands Händen. 1259 gingen ihm auch noch Poitou und Marche verloren. 1279 erwarb aber England schon wieder das nordfranzösische Ponthieu in der Pikardie und 1360 im Frieden von Brétigny Poitou im Loiregebiet, Rouergue und

Bigorre in dem der Garonne, sowie das 1347 eroberte Calais, welch letzteres England bis 1558, also 200 Jahre lang behauptete. Die andern Besitzungen gingen dagegen schon 1374 bis auf die Stadtgebiete von Calais, Bordeaux und Bayonne wieder verloren. Den dritten Vorstoß nach Frankreich unternahm dann England 1415 und eroberte bis 1429 von den beiden letztgenannten Städten aus das Küstengebiet von Gascogne und Guyenne, von Calais aus Nordfrankreich mit der Normandie, Maine, Orléanais und Champagne. Bis 1453 war aber alles bis auf Calais wieder verloren gegangen. Damit enden Englands Versuche, französische Gebiete in Besitz zu nehmen, wenn auch Calais noch 100 Jahre gehalten und von 1658—1662 Dünkirchen besetzt wurde.

Über die geschichtliche Entwicklung Spaniens und Portugals ist hier wenig zu sagen. Höchstens könnte daran erinnert werden, daß das vorwiegend provencalische Königreich Aragon 1282 seine Herrschaft über Sizilien, 1326 über Sardinien und 1442 über Neapel ausdehnte, also über rein italienische Gebiete. Italien war seit der Römerzeit nie ein nationaler Einheitsstaat. Rugier und Heruler, Ostgoten, Oströmer, Langobarden, Franken, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier und Österreicher haben nacheinander den größten Teil von ihm beherrscht und nur kleinere Gebiete konnten allenfalls als nationale Teilstaaten angesehen werden, wie Savoyen, Genua, das Gebiet des Visconti von Mailand, Venedig, Florenz. Ein Königreich Italien gab es nach den karolingischen Erbteilungen (843 und 870) bis 952, doch umfaßte es nur Ober- und Mittelitalien, dafür aber auch slowenische Gebiete in Istrien. Im übrigen fiel aber seine Nordgrenze ziemlich gut mit der deutsch-italienischen Sprachgrenze zusammen. Dagegen umschloß das napoleonische Königreich Italien, dessen Grenzen unsere ehemaligen Bundesgenossen in Tirol erstreben, in diesem von 1809 bis 1814 auch rein deutsche Gebiete, wie die Gegend von Bozen.

Aus der Geschichte der skandinavischen Länder ist besonders hervorzuheben, daß Dänemarks Herrschaft jahrhundertelang über die Grenzen des Dänenvolkes weit hinausgriff. Schon um 800 gehörten zu ihm Schleswig und Schonen. Um 1000 gehörten zu ihm auch Norwegen und England, wenn auch nur auf kurze Zeit. Am Ende des 12. Jahrhunderts unterwarf Dänemark das deutsche Holstein, die wendischen Länder Mecklenburg, Rügen, Pommern und das finnische Esthland. Die Schlacht bei Bornhöved (1227) beschränkte es aber wieder auf das Gebiet nördlich der Eider, während Esthland bis 1346 behauptet wurde. Die Kalmarische Union (1397) brachte Dänemark die Herrschaft über ganz Skandinavien, doch riß sich Schweden schon 1523 endgültig wieder los. Doch umfaßte das dänische Reich auch noch die Norweger von Norwegen (bis 1814), Island und Faröer, die Schweden von Schonen (bis 1658) und Gotland (bis 1645) und die Deutschen von Holstein und Südschleswig (bis 1864). Auch Schweden dehnte seine Macht über die Grenzen seines Volkstums aus. Bei seiner

Trennung von Dänemark beherrschte es schon Finnland. Dazu kamen 1561 das finnische Esthland, 1617 Karelien und Ingermanland, 1629 das esthnisch-lettisch-deutsche Livland, 1648 das deutsche Vorpommern und Bremen, 1658 das norwegische Trondjem, letzteres nur bis 1660. Weitere Außenländer gingen von 1719—1721 und 1809 verloren, wobei der im letzten Jahre erfolgte Verlust Finnlands als eine nationale Einbuße Schwedens angesehen werden muß.

Das alte Königreich Polen ist man oft geneigt, als einen Nationalstaat anzusehen, aber auch mit Unrecht. Das älteste Polenreich am Ende des ersten Jahrtausends allerdings umfaßte nur polnische Gebiete zwischen Oder und Weichsel. Schon um das Jahr 1000 breitete aber der Staat seine Macht auch über die wendischen und tschechischen Länder Pommern, Lausitz, Böhmen und Mähren, nach Süden über Ungarn und nach Osten über die Ruthenen aus, aber nur für kurze Zeit. Um 1173 umfaßte Polen das Warthe- und Weichselland (Großpolen), Mazovien, Krakau und Schlesien, war also wieder ein ausgesprochener Nationalstaat. Doch lösten sich Schlesien und Pomerellen bald ab. Dafür unterwarf Polen 1349 die ruthenischen Fürstentümer Halitsch und Wladimir (Galizien und Lodomerien) und 1386 wurde auch Litauen durch Heirat mit Polen verbunden, das nunmehr den reinvölkischen Charakter vollständig einbüßte, denn mit diesem Großfürstentum kamen nicht bloß die Litauer, sondern in noch viel größerer Zahl Weißrussen mit dem Memelgebiete und Ukrainer mit Podlesien, Wolhynien, Podolien, Kiew und der Ukraine an Polen. Dazu kamen 1411 nach der Schlacht bei Tannenberg das litauische Samogitien, zeitweilig (1440—1444) Ungarn, 1466 das kassubisch-deutsche Westpreußen und das deutsche Ermeland, 1561 die lettisch-deutschen Kurland und Livland, 1618 Smolensk. Wohl gingen einzelne dieser Länder wieder verloren, wie Livland 1629, Smolensk, Kiew und die Ukraine 1668, aber noch 1772, bei der ersten Teilung Polens machten die Polen in ihm nur etwa 37 pCt. aus; ebensoviel kamen auf die Weißrussen und Ukrainer, je 7 pCt. auf die Litauer und Deutschen. Die Litauer und Teile der Russen blieben Polen auch bis zur letzten Teilung erhalten, so daß es auch bei diesen Verkleinerungen nicht wieder zum Nationalstaat wurde.

Viel früher als die Polen verloren die Ukrainer ihre völkischen Staatenbildungen. Der erste Staat entstand durch den Waräger (Normannen) Askold 867 in Kiew. Er verschmolz zwar schon 882 mit dem großrussischen Staat, doch herrschten in dem neuen Reiche die Ukrainer vor und Kiew war die gemeinsame Hauptstadt und behauptete seinen Vorrang bis 1169; doch waren die ukrainischen Staaten ebenso wie die großrussischen nach 1054 nur unbedeutende Mittelstaaten und fielen 1340 an Litauen und mit diesem an Polen. Das ruthenische Gebiet in Ostgalizien und Wolhynien gehörten ursprünglich bis Przemysl zum Reiche von Kiew, nur kurze Zeit (bis 1031) zu Polen. Seit dem

12. Jahrhundert bestanden hier die nationalen Fürstentümer Halicz und Wladimir bis 1349.

Der russische Staat war von Anfang an nicht ein Nationalstaat der Großrussen. Von Warägern war er gegründet und umfaßte von Anfang an auch finnische Volksstämme, besonders in dem nördlichen Teilstaate Nowgorod, und Weißrussen in Sewerien, bald auch türkische Völker und später Ukrainer, bis er zu der Völkervielheit gelangte, von der wir oben gesprochen haben. Das ungarische Reich hat immer etwa die heutige Ausdehnung besessen, seitdem es einmal begründet war. Böhmen wurde als tschechischer Nationalstaat durch den Franken Samo 623 begründet, zerfiel aber bald wieder nach seinem Tode (658). Erst 912 erstand der Staat von neuem. Um 950 erwarb er das stammverwandte Mähren und das polnische Schlesien und Westgalizien, die aber schon 1003 wieder verloren gingen. 1029 wurde Mähren wiedergewonnen und der tschechische Nationalstaat wieder hergestellt. Weit über die nationalen Grenzen dehnte sich Böhmen unter Ottokar II. aus, unter dem die deutschen und slowenischen Länder Österreich (1251), Steiermark (1260), Kroatien und Krain (1269) erworben wurden, die aber schon 1276 wieder verloren gingen. Um diese Zeit beginnt auch die Einwanderung der Deutschen, die dem böhmischen Staate den Charakter eines Nationalstaates endgültig nehmen. Später dehnte Böhmen seine Macht vorübergehend durch Union über Polen und über die Lausitz und Schlesien aus, wendisch-deutsche und polnische Gebiete. Von dem großmährischen Reiche des Swatopluk war oben schon die Rede. Außer den tschechischen Ländern erstreckte es sich auch über das ganze westliche Ungarn bis zur Donau, wo aber damals die Magyaren noch nicht saßen, sondern jedenfalls Slawen und Awaren.

Auch auf der Balkanhalbinsel haben die einzelnen Staaten bei ihren Ausdehnungsbestrebungen an den Grenzen ihres Volkstums nicht halt gemacht. Der rumänische Staat erstreckte sich unter Michael dem Tapferen 1600 über Walachei, Moldau, Bessarabien, Siebenbürgen und Banat, also über alle von Rumänien bewohnten Gebiete, aber noch nicht ein Jahr lang! Dabei war natürlich von einem national einheitlichen Staate keine Rede, waren doch in ihm auch Magyaren, Deutsche, Bulgaren, Serben und Ukrainer in großer Zahl vertreten. Serbien umfaßte in seiner größten Ausdehnung unter Stephan Duschan (1331—1355) Serbien, Montenegro, Mazedonien, Albanien, Epirus und Thessalien, also neben serbischen albanische, bulgarische und griechische Gebiete. Bulgarien beherrschte in seiner ersten Glanzzeit unter Symeon (890—927) alles Land bis zum Adriatischen Meere einschließlich Albaniens und Mazedoniens, während ihm Serbien tributpflichtig war und auch das neubulgarische Reich dehnte sich unter Asen II. (1218—1241) bis an die Grenzen Albaniens aus und beherrschte Serbien bis zur Morawa.

Wir sehen also immer wieder, daß kräftige Völker das Bestreben haben, alle Stammesgenossen in einem einheitlichen Staate zusammenzufassen, daß dies aber nie ohne Unterdrückung anderer Völker möglich ist. Wenn man also das Nationalitätsprinzip bei der Festlegung der Grenzen als in erster Linie maßgebend ansehen will, so ist damit notwendigerweise ein ständiger Anlaß zu Streitigkeiten gegeben. Die benachteiligten Völker werden dann immer das Bestreben haben, die Grenzen zu ihren Gunsten zu verändern.

Auch in der Gegenwart müssen wir also andere Prinzipien als maßgebend für die Abgrenzung der Staaten ansehen und als solche kommen in erster Linie die natürliche Gliederung des Landes und wirtschaftsgeographische Erwägungen in Frage, daneben natürlich auch völkische, wobei wir allerdings neben dem sprachlich geeinten Volke auch die Rassenverteilung nicht außer acht lassen dürfen. Von diesen Gesichtspunkten aus interessiert uns nun vor allem die natürliche Grenze der europäischen Mittelmächte gegen ihre jetzigen Feinde im Westen, Osten und Süden, d. h. welche Gebiete nach ihrem Bau, ihrer völkischen, rassenhaften, wirtschaftlichen und historischen Entwicklung als Mitteleuropa zusammengehören.

Wir beginnen mit der Westgrenze Mitteleuropas, die nach Frankreichs Auffassung natürlicherweise am Rheine liegt. In Wirklichkeit hat diese Auffassung freilich gar keine Berechtigung. Breite Flüsse mögen bei geringer Kultur der angrenzenden Länder als Verkehrshindernisse eine gute Völker- und Staatenscheide bilden, bei einigermaßen höherer Kultur sind sie dagegen eher Bindemittel als Trennungslinien. Die gegenüberliegenden Ufer gehören immer eng zusammen. Tatsächlich hat ja auch der Rhein nur äußerst selten eine Grenze gebildet, als Grenze des Römerreiches von Cäsar an (56 v. Chr.) bis 85 n. Chr. und dann wieder in der napoleonischen Zeit von 1801—1814, etwas länger nur auf der Strecke von Basel bis zur Lautermündung (843—870, etwa von 1680—1871). Immer wieder haben die Staaten entweder von Osten oder von Westen über den Rhein weggegriffen, den sie nur durch den Besitz beider Ufer wirklich beherrschen konnten.

Viel wichtiger und dauernder ist im Laufe der Geschichte eine andere Grenze gewesen, die in der Hauptsache dem Verlaufe der Argonnen und dem Höhenrücken von Artois entspricht. Sie hat vom Vertrag von Verdun (843) an bis 1659, also über 800 Jahre, wenig verändert fortbestanden, teilweise sogar bis 1766 (in Lothringen), in Flandern allerdings erst seit 1477, während hier vorher die Schelde die Grenze bildete.

Diese natürliche Grenze beginnt westlich von Calais, wo im K. Gris Nez die Kreidehöhen an das Meer herantreten und nahe der Küste 163 m hoch ansteigen. Von hier zieht sie zunächst den Höhen folgend südwärts bis östlich Boulogne, eine Linie, die 200 Jahre lang, von 1347—1558 das englische Gebiet von Calais gegen das französische von Boulogne

abgrenzte. Weiter folgt die Grenze den Höhen der Berge von Artois bis südlich von Cambray (1477—1659), dann der Wasserscheide der Seine gegen die Schelde und Sambre bis Rocroi westlich der Maas (843—1668), dann von hier den westlichen, steil nach Osten abfallenden Uferhöhen der Maas und den Argonnen bis in die Gegend der Maasquelle (843—1559, etwas weiter westlich bis 1766), um dann etwa der Wasserscheide zwischen der Saône und der Mosel nach dem Wasgenwalde hinüberzufolgen (887 bis 1033, 1678—1766). Wie die beigesetzten Zahlen zeigen, ist diese Grenze auch historisch von großer Bedeutung gewesen.

Auf ihrer deutschen Seite liegen das Brabanter Tieflandsbecken, das Schiefergebirge der Ardennen, die lothringische Stufenlandschaft, die ebenso die westliche Abdachung des Wasgenwaldes bildet, wie die schwäbisch-fränkische die des Schwarzwaldes, so daß wir alle vier Gebiete als einheitliches, oberrheinisches System zusammenfassen müssen. Auf französischer Seite aber liegt das Pariser Becken, diese einheitlich geschlossene Landschaft, deren Boden aus schalenförmig ineinanderliegenden Schichten vom Jura bis zum Tertiär besteht, deren Köpfe steil nach Außen hin abbrechen und aus dem nördlichen Frankreich gewissermaßen eine natürliche Festung mit dem Mittelpunkte Paris bilden.

Auf der deutschen Seite des Gebietes wohnen im Norden Flämen und Wallonen und ganz wenig echte Franzosen. Unsere Grenze fällt hier ziemlich genau mit der Sprachengrenze zusammen. Im Süden haben die Franzosen allerdings die Argonnen-Maaslinie weit nach Osten hin überschritten, und reichen bis an den Wasgenwald heran. Der rassenhaften Zusammensetzung nach ist aber kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen den benachbarten Völkern zu verzeichnen, die beide in der Hauptsache aus Angehörigen der langköpfigen nordischen und der rundköpfigen alpinen Rasse zusammengesetzt sind, nur daß bei den Deutschen, besonders nach Norden hin, immer mehr die ersteren hervortreten, bei den Franzosen besonders nach Süden hin immer mehr die letzteren. Nordfrankreich entspricht in dieser Beziehung etwa Süddeutschland. Infolgedessen sind hier den aneinandergrenzenden Staaten bei Grenzverschiebungen keine rassisch, sondern nur sprachlich und kulturlich wesensfremde Elemente zugeführt worden. Derartige Wesensverschiedenheiten lassen sich aber im Laufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten ausgleichen, wie wir im Osten Deutschlands an der mittelalterlichen Aufsaugung der Wenden durch die Deutschen sehen können, während rassische Verschiedenheiten sich niemals ausgleichen lassen.

Die Artois-Argonnengrenze entspricht auch durchaus dem Grade der Bevölkerungsverteilung. Südwestlich von ihr liegen die relativ dünn besiedelten Gebiete des französischen Beckens, deren Dichte fast durchweg unter 75 auf den Quadratkilometer beträgt, in der Champagne pouilleuse bei Chalons sogar unter 25 auf den Quadratkilometer. Einzig bei Paris

selbst steigt die Dichte in einem kleinen Gebiete auf Werte von über 75 an. Ganz anders liegen die Verhältnisse im Nordwesten unserer Grenzlinie. Hier treffen wir fast durchweg auf Werte über 75 mit einziger Ausnahme der östlichen hohen Ardennen. Selbst die westlichen Ardennen und der Wasgenwald sind dichter besiedelt und die ihrer Höhenlage nach dem Pariser Becken entsprechenden Gebiete des Brabanter Beckens und der oberrheinischen Tiefebenen haben durchweg Dichten von über 100, sogar über 150 auf den Quadratkilometer, das Doppelte bis Dreifache der Dichte der französischen Gebiete.

Dies hängt mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Gebiete zusammen. Nördlich der Linie haben wir in Artois und französisch Hennegau ein Industriegebiet, das sich unmittelbar an das belgische anschließt und mit ihm ein Ganzes bildet, wie ja auch die nordfranzösischen Kohlenlager, die ergiebigsten, die Frankreich besitzt, in französisch Flandern nur eine Fortsetzung der belgischen und deutschen Kohlenlager am Nordabhange der Ardennen sind. Neben der alten Textilindustrie, die jetzt hauptsächlich in Lille (Wolle, Baumwolle, Leinen), Roubaix, Tourcoing (Wolle), Armentières, Baillul (Leinen), Valenciennes, Cambrai (Batist) und Avesnes, Landrecies und Fourmies in Hennegau (Wolle) betrieben wird, hat sich infolgedessen neuerdings auch die Metallindustrie (Fives bei Lille, Anzin bei Valenciennes) und die Zuckerherstellung (Cambrai) entwickeln können, Industrien, die ja bekanntlich auch in Belgien eine hervorragende Rolle spielen. Dagegen ist die südlich von unserer Grenze gelegene Pikardie ein ausgesprochenes Landwirtschaftsgebiet, in dem sich ohne Hecken und Wälder endlos die Äcker dehnen.

Östlich der Grenzlinie ist Lothringen reich an Eisenerzen der Minetteformation, die sich aus dem deutschen Lothringen nach Frankreich hineinziehen und besonders bei Longwy einen wichtigen Hochofenbezirk haben entstehen lassen. Die wertvollen Erze, wertvoll allerdings erst etwa seit 40 Jahren, seit das Thomasverfahren es ermöglicht, die phosphorhaltigen Erze technisch zu verarbeiten, liegen zurzeit noch meistens auf französischem Boden, doch wird uns hoffentlich der Frieden die ganzen, für unsere Industrie so wichtigen Lager sichern. Sonst ist Lothringen in der Hauptsache ein Land des Ackerbaues mit gutem fetten Boden, hauptsächlich auf der Woëvre, östlich von Verdun. Auch hier ist das Gebiet westlich der Grenze grundverschieden davon. Die „feuchte" Champagne zwischen Aisne und Yonne ist zu einem großen Teile von sumpfigem Gelände, Teichen und Dickichten eingenommen, nur teilweise fruchtbar, die trockene Champagne pouilleuse, den größeren Teil der Champagne umfassend, hat dagegen zu einem großen Teile fast wüstenhaften Charakter und enthält zumeist nur Weideflächen, wo nicht der Weinanbau möglich ist. So ist auch wirtschaftlich die Artois-Argonnengrenze natürlicher als die heutige, die das flandrische Industriegebiet und den lothringischen Eisendistrikt quer durchschneidet.

Die wirtschaftlichen Erwägungen stimmen zu der physisch-geographischen, historischen, völkischen und siedelungsgeographischen.

Endlich sind für die Grenzfestsetzungen politisch-militärische Erwägungen von Bedeutung. Die bisherige deutsch-französische Grenze war ja in dieser Beziehung für uns höchst ungünstig, da sie den Grenzwall des Wasgenwaldes in die Herrschaft der Franzosen gab, weil diese auf ihrem sanften Westabhange leicht die Höhe des Gebirges erreichen konnten, während es uns eine Steilmauer zukehrt. Und dahinter bieten die Maashöhen und Argonnen mehrere ähnlich geartete Mauergürtel um das Pariser Becken. Es wäre für Deutschland zweifellos sehr günstig, wenn es diese Höhenstellungen in seinen Besitz bringen könnte, die ihm selbst allerdings nicht halb soviel positiven Nutzen bringen würden wie Frankreich, da sie eben nur nach Osten hin eine ausgezeichnete Verteidigungsstellung bieten. Dafür würde Frankreich ohne diesen Rückenhalt wohl kaum so leicht wieder aggressive Gedanken gegen uns hegen und beide Länder würden dadurch nur in die Lage versetzt, in der sie sich viele Jahrhunderte hindurch vor dem neuzeitlichen Aufschwung Frankreichs befanden, ohne daß dieses jemals von Deutschland irgendwie unterdrückt worden wäre. Im Gegenteil war von deutsch-französischen Kriegen kaum einmal die Rede, solange Deutschland die Artois-Maas-Argonnengrenze festhalten konnte und erst nach deren Durchbrechung beginnen die unaufhörlichen Kämpfe, die die letzten vierhundert Jahre die Länder zwischen Nordsee und Alpen verheert haben.

Viel weniger ausgeprägt ist die Ostgrenze Mitteleuropas. Eine physisch-geographische Grenze läßt sich kaum ziehen. Immerhin kann man sagen, daß das ganze Ostseegebiet geographisch zu Mitteleuropa gehört. Finnland ist ein Teil Skandinaviens, mit dem es in seinem geologischen Bau vollkommen übereinstimmt. Mit Rußland ist es erst nach der Eiszeit verschmolzen, als der vom Finnischen Meerbusen über den Ladoga- und den Onegasee nach dem Weißen Meere führende Meeresarm trocken gelegt wurde. Ebenso sind die Ostseeprovinzen, Samogitien und Litauen als Teile des baltischen Höhenrückens anzusehen, der auch Ost- und Westpreußen, Pommern und Mecklenburg umfaßt. Mit diesen gehört aber auch ihr Hinterland im Gebiete von Weichsel, Memel und Düna entschieden noch nicht dem eigentlichen Osteuropa an. Ebenso sind im Süden die Gebiete bis zum Dnjestr eher als mitteleuropäisch anzusehen. Das Dnjeprgebiet bildet dann den Übergang zu Osteuropa. Zum Vergleiche möge dienen, daß man die Ostgrenze des mitteleuropäischen Klimas, wie es durch gemäßigte Sommer und gemäßigte Winter gekennzeichnet wird, von Riga über Wilna und Pinsk nach Mohilew am Dnjestr zu ziehen pflegt. Die Isoamplitude von 25° Schwankung zwischen Sommer und Wintertemperatur aber läuft von Wiborg südwärts nach Dünaburg und über die Höhen im Quellgebiete der Wilija und der Memel bei Minsk durch die Rokitnosümpfe ebenfalls nach dem Dnjestr. Man könnte also im Norden den

oben erwähnten alten Meeresarm und südlich des Finnischen Meerbusens Narowa, Peipussee, Munna Berge (320 m) und Gaising (300 m) an der Ostgrenze von Livland, weiterhin die Höhen zwischen Wilna und Minsk (341 m), die Rokitnosümpfe als natürliche Grenze von Mitteleuropa gegen Osteuropa ansehen. Weiter südlich fehlt aber eine solche Grenze zwischen Mitteleuropa und dem Dnjeprgebiete ganz, während dieses gegen das innere Rußland durch die Höhen abgesetzt ist, die sich von Minsk südlich von Smolensk, zwischen Kursk und Charkow hindurch, nach dem Don hinziehen.

Westlich dieser Grenzlinie liegen, wenn wir von den Gebieten südlich des Finnischen Meerbusens absehen, die Landschaften Esthland, Livland, Kurland, Semgallen, Samogitien, Litauen, Schwarzrußland, Podlesien, Wolhynien, der Westen von Podolien und Bessarabien, zum Übergangsgebiete gehören das pontische Rußland, der größte Teil von Podolien, Ukraine, Kleinrußland und Sewerien. Historisch ist freilich diese Grenze nur teilweise hervorgetreten. Esthland war vom Ende des 12. Jahrhunderts bis 1346 dänisch, 1346—1561 dem deutschen Orden gehörig, 1561—1721 schwedisch. Bis 1617 grenzte es im Osten an russisches Gebiet. Ingermanland muß entschieden zum Osten gerechnet werden, da es nur verhältnismäßig kurze Zeit von 1617—1721 dem russischen Reiche durch Schweden entrissen war. Livland und Kurland sind ebenfalls alte Gebiete des deutschen Ritterordens, die im Osten an die altrussischen Staaten Nowgorod und Pleskau angrenzten. 1561 fielen sie an Polen, 1629 Livland an Schweden, erst 1721 letzteres an Rußland, Kurland sogar erst 1795 bei der letzten Teilung Polens. Weiter südlich lag die Ostgrenze des Großfürstentums Litauen, das seit seiner 1386 erfolgten Vereinigung mit Polen bis zu dessen Ende dem westlichen Kulturkreise eingegliedert war, zumeist bedeutend weiter östlich, noch östlich von der Düna-Dnjepr-Linie und entsprach hier besonders von 1618—1667 ziemlich der oben angegebenen Grenze des Übergangsgebietes der Ukraine gegen das innere Rußland. Noch bis 1772 reichte Polen bis an Düna und Dnjepr. Am nächsten kommt unserer Grenzlinie die Ostgrenze Polens zwischen der zweiten und dritten Teilung (1793—1795), die von Dünaburg über Pinsk südwärts führte. Der Dnjestr endlich war von 1792—1812 die Grenze Rußlands gegen die Türkei. Kulturell tritt unsere Grenze auch hauptsächlich im Norden deutlich hervor. Finnland hat eine ausgesprochen protestantisch-germanische Kultur, einschließlich der deutschen Druckschrift. Das gleiche gilt von Esthland, Livland und Kurland bis zur Narowa, dem Peipussee und Dünaburg, während östlich dieser Linie der griechisch-orthodox-slawische Kulturbereich mit russischer Schrift auftritt. Lateinische Schrift und römisch-katholisches Bekenntnis treffen wir dann in Samogitien, Litauen und Polen, während Wilna, Schwarzrußland, Podlesien, Wolhynien und Podolien schon wieder dem russischen Kulturbereiche angehören.

Was die völkische Zugehörigkeit anlangt, so wohnen Finnen, Esthen, Letten, Litauer und Polen vollständig westlich der Grenzlinie, ebenso ein Teil der Weißrussen und der Ukrainer. Diese wohnen sämtlich südwestlich der zweiten inneren Grenzlinie gegen das Kernland von Rußland, von dem sie im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts durch Polen abgetrennt und an Westeuropa angegliedert waren. Östlich unserer Linie wohnen dann in der Hauptsache die Großrussen mit abgesprengten finnischen und tatarischen Volksstämmen. Westlich der beiden Linien liegen dann auch die weitaus größte Zahl der deutschen Kolonien auf russischem Boden, westlich von ihr wohnt auch die große Masse der russischen Juden, die sich bekanntlich im Königreich Polen in großer Anzahl niedergelassen hatten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Volksdichte, so liegen Dichten von über 50 Menschen auf dem Quadratkilometer fast ganz westlich von der Peipus-Rokitnolinie, nur in der Ukraine reichen sie auf dem Gebiete der „Schwarzen Erde", des Tschernosem der Ukraine weiter nach Osten, aber nicht über die ukrainisch-russische Grenze hinaus, abgesehen von der Umgebung einzelner großrussischer Industriezentren, wie besonders Moskaus. Gerade dadurch wird die Ukraine recht eng an die westlich davon gelegenen Landschaften Podolien, Wolhynien und Ostgalizien angeschlossen, mit denen sie auch völkisch zusammengehört. Nördlich davon bilden die Rokitnosümpfe und das angrenzende Höhengebiet von Minsk auch siedelungsgeographisch eine gute Grenzzone durch ihre geringe unter 25 heruntergehende Bevölkerungsdichte.

Die großen Züge der wirtschaftlichen Entwicklung sind in Rußland in hohem Maße durch die Landesverhältnisse bedingt. Auf einen nördlichen Gürtel mit Waldwirtschaft und nur dürftigem Ackerbau und mäßiger Viehzucht folgt ein Gürtel, in dem Ackerbau und Landwirtschaft vorwiegend für den eigenen Bedarf betrieben werden und in dem sich eine nicht unbedeutende Industrie entwickelt hat. Dann treffen wir auf das Übergangsgebiet der Schwarzen Erde mit Ackerbau für die Ausfuhr und endlich auf die Steppe mit dürftigerem Ackerbau und vorwiegender Viehzucht. Alle diese Gürtel ziehen quer über unsere Grenze weg, von den Randgebieten Mitteleuropas nach dem Osten. Immerhin ergeben sich manche deutliche Unterschiede. So ist die neben Getreide auch Flachs, Obst und Kartoffeln in reicher Menge erzeugende Landwirtschaft der Ostseeprovinzen weiter fortgeschritten als die eigentlich russische, eine Folge der alten germanischen Kultur dieser Länder. Ebenso ist die Landwirtschaft in Polen viel intensiver als in Rußland und hier hat sich auch das eine Hauptindustriegebiet des russischen Reiches entwickelt. So war Lodz mit seiner riesigen Baumwollindustrie die einzige eigentliche Fabrikstadt Rußlands und auch in Warschau blühten Wollen- und Seidenweberei, Leder- und Zuckerindustrie. Großrussisch ist der Baumwollindustriebezirk von

Moskau mit Wladimir, sowie die südlich davon gelegenen Metallindustriestädte Rjäsan, Kaluga und Tula.

Die westlich der genannten baltischen, polnisch-litauischen und ukrainischen Länder, die erst seit etwa 1660 nach und nach unter russische Herrschaft gekommen sind und seit dieser Zeit in ihrer Entwicklung zugunsten des slawisch-finnischen Mischvolkes der Großrussen künstlich zurückgehalten wurden, würden entschieden einen viel größeren Aufschwung nehmen, wenn sie von Rußland losgetrennt und Westeuropa angeschlossen würden, sei es nun als selbständige Staaten oder im Rahmen der mitteleuropäischen Großmächte. Mitteleuropa würde dann in diesem weiteren Sinne außer den germanischen auch die echtslawischen Völker umfassen, denn wie schon oben angedeutet, die Großrussen, die sich so gern als das Hauptvolk der Slawen anzusehen geneigt und die Hauptvertreter des Panslawismus im Sinne einer Vorherrschaft ihres Volkes sind, können gar nicht als echte Slawen angesehen werden. Sie sind ein koloniales Mischvolk, hervorgegangen aus dem nördlichen Stamme der Ostslawen, den Weißrussen und von der Gegend von Pleskau am Peipussee und Nowgorod östlich davon am Wolchow ausgegangen, von wo sie sich unter den kulturarmen finnischen Stämmen Nordrußlands ausbreiteten und ihnen ihre Sprache und Kultur aufzwangen, ebenso wie später den finnischen, türkischen und mongolischen Stämmen Sibiriens. Wie die Weißrussen sind auch die Ukrainer viel reinere Slawen als die Großrussen und stehen damit nicht bloß kulturell, sondern auch rassenhaft den Mitteleuropäern viel näher.

Die militärisch-politische Bedeutung einer derart nach Osten zurückgeschobenen Grenze Rußlands würde darin liegen, daß es dadurch an einer fortdauernden Bedrohung Mitteleuropas mehr als bisher verhindert würde. Ein ähnlich günstiges Ausfallsgebiet, wie es das stark befestigte Polen mit den Flankenstellungen der Memellinie und Wolhyniens bildete, würde Rußland östlich unserer Linie niemals anlegen können. Außerdem müßte der Verlust der landwirtschaftlich und industriell, überhaupt kulturell am höchsten entwickelten Gebiete Rußland wirtschaftlich derartig schwächen, daß es in absehbarer Zeit nicht in neuen Wettbewerb mit den mitteleuropäischen Mächten treten könnte, sondern durch den Abschluß von den offenen europäischen Meeren zu einer asiatischen Macht würde, die es tatsächlich seinem ganzen Wesen nach trotz aller westlichen Kulturtünche immer gewesen ist.

Nach S ü d e n hin sind streng genommen die italienische und die Balkanhalbinsel Mitteleuropa zuzurechnen. Ihrem geographischen Bau nach schließen sie sich ihm durchaus an. Ist doch der Apennin als südliche Fortsetzung der Alpen zu betrachten, ebenso wie auf der Balkanhalbinsel die dinarischen Ketten im Westen die südöstlichen Alpen direkt fortsetzen; der Balkan indirekt, durch die Vermittelung der Karpathen, die nordöstlichen. Will man die südeuropäischen Halbinseln aber abtrennen, so liegt

die natürliche Grenze nach Italien hin entschieden nicht auf der Kammlinie der Alpen, sondern, wie die Verbreitung der Deutschen und Südslawen und die geschichtliche Entwicklung zeigen, näher an ihrem Südrande. Abgesehen von den willkürlichen Grenzfestsetzungen der napoleonischen Zeit hat die Grenze niemals nördlich der heutigen Sprachgrenze gelegen. Sie folgt ihr nur in der karolingischen Zeit von 843—952, später lag sie immer weiter im Süden auf italienischem Gebiete. Schon in der Stauferzeit war die Tiroler Südgrenze fast die gleiche wie heute und die Kärntener Grenze reicht sogar bis in die Karolingerzeit zurück. Etwas mehr hat die Lage an der Isonzofront geschwankt, hat sich aber auch hier seit mehr als einem halben Jahrtausend nur unbedeutend verändert. Hat sich somit der jetzige Grenzverlauf aufs beste im Verlaufe der Geschichte bewährt, so ist er auch nach allen sonstigen Gesichtspunkten genügend gerechtfertigt, wenn auch Italien wie alle Tieflandstaaten das Bestreben hat, die umliegenden Gebirge in seine Hand zu bekommen. Es bleibt eben eine unvermeidliche Tatsache, daß ein den einen Staat militärisch befriedigender Grenzverlauf den anderen nicht befriedigen wird.

Nach der Balkanhalbinsel spielen die Flußgrenzen eine hervorragende Rolle, die aber ebensowenig zu Recht besteht, wie die Rolle, die die Franzosen dem Rheine zuschreiben möchten. Die Entwicklung drängt darauf, beide Flußufer in eine Hand zu bringen. So möchte ja Serbien das ganze Savegebiet in seiner Hand vereinigen. Ebenso hat aber auch Österreich-Ungarn mit vollem Rechte 1878 über die Save hinübergegriffen und zunächst Bosnien in seinen Besitz gebracht. Ebenso wäre es geographisch durchaus berechtigt, wenn es auch Altserbien in seine Hand zu bringen suchte, d. h. das Gebiet der Morawa, abgesehen vielleicht von dem Gebiete oberhalb von Nisch. Auch vom völkischen Standpunkte aus ließe sich nichts dagegen einwenden, würden doch so alle serbischen Stämme unter günstigeren Bedingungen für ihre Weiterentwicklungen vereinigt, wenn sie im Rahmen eines geographisch einheitlichen Großstaates lebten, als wenn sie einem rings von fremden Staaten umringten Mittelstaate angehörten. In dem angedeuteten Umfange hat ja auch Serbien schon einmal, von 1718 bis 1739 zu Österreich-Ungarn gehört. Rumänien gehört geographisch sicher nicht zur Balkanhalbinsel, von der es die Sumpfniederungen der Donau aufs natürlichste abtrennen.

Diese Ausführungen sollten zeigen, daß eine Staatenabgrenzung auf rein völkischer Grundlage weder zweckmäßig noch überhaupt ausführbar ist, und daß sie sich infolgedessen auch in der Geschichte nie hat durchsetzen können. Die Befreiung, die Selbständigkeit aller kleinen und kleinsten Völker sind Schlagwörter, deren Erfüllung die Kulturentwicklung Europas und seiner Länder unbedingt hemmen müßte. Denn diese gedeiht am besten durch den Zusammenschluß verwandter und wirtschaftlich zusammengehöriger Elemente. Bei Grenzfestlegungen müssen vielmehr neben den

völkischen auch allgemein geographische Gesichtspunkte im weitesten und vielseitigsten Sinne herangezogen werden, wie wir das an dem Beispiel von Mitteleuropa zeigten. Ob diese Grenzen in irgendeiner Weise durch den jetzigen Krieg werden erreicht werden können, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Näher bringen wird er uns ihnen ja hoffentlich sicher. Auf alle Fälle stellen unsere Linien gewissermaßen Idealgrenzen auf, die wir als wünschenswert bezeichnen können, mag es sich nun um eine direkte Ausdehnung der mitteleuropäischen Staaten bis zu ihnen handeln, oder um eine indirekte durch neue Staatengebilde, die gegenüber dem äußeren Feinde zur Anlehnung an die Kernländer Europas genötigt wären.



Berichte und Notizen.



Ein ernstes Wort Hindenburgs. Generalfeldmarschall von Hindenburg hat an den Reichskanzler folgendes Schreiben gerichtet: „Eurer Exzellenz ist bekannt, vor welche ungeheuern Aufgaben unsere Kriegsindustrie für einen siegreichen Ausgang des Krieges gestellt ist. Die Lösung der Arbeiterfrage ist dabei entscheidend, und zwar nicht allein bezüglich der Zahl der Arbeiter, sondern vor allem auch bezüglich der individuellen Leistungsfähigkeit durch eine ausreichende Ernährung. In dankenswerter Weise hat das Kriegsernährungsamt der Ernährung der Arbeiter in der Kriegsindustrie seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Da jedoch das Kriegsernährungsamt auf die Ausführung der Maßnahmen einen geringen Einfluß auszuüben vermag, bedarf es der einmütigen, hingebenden Mitwirkung der Landeszentralbehörden und der diesen unterstellten Verwaltungs- und Kommunalbehörden. In den Kreisen dieser Behörden scheint mir nicht überall ausreichend erkannt zu sein, daß es um Sein oder Nichtsein unseres Volkes und Reichs geht. Es ist unmöglich, daß unsere Arbeiterschaft auf die Dauer leistungsfähig bleibt, wenn es nicht gelingt, ihr eine nach gerechten Gesichtspunkten verteilte, ausreichende Menge Fett zuzuführen. Sowohl aus dem Ruhrkohlenrevier, dem Siegerland, als auch aus andern Industrierevieren wird mir berichtet, daß es immer noch nicht gelungen ist, eine ausreichende, einigermaßen gerechte Fettverteilung zu bewirken. Im Siegerland soll seit Monaten nur eine ganz geringfügige Fettmenge verfügbar gewesen sein.

Von diesen Dingen scheint man in den rein landwirtschaftlichen Gebieten Deutschlands und in den Kreisen der führenden Männer unserer Landwirtschaft nicht genügend unterrichtet zu sein. Für die Landwirtschaft ist die Aufgabe nicht nur in der selbstverständlichen Steigerung der Produktion zu erblicken, sondern auch darin, ihre Produkte, insbesondere das Fett, in weitestem Maße freiwillig dem Verbrauch zuzuführen. Mit staatlichem Zwang wird erfahrungsgemäß nur wenig erreicht, wohl aber verspreche ich mir Erfolg von einer umfassenden großzügig organisierten Propaganda durch die Führer der Landwirtschaft zugunsten der Ernährung unserer Kriegsindustriearbeiter. Alle staatliche Regelung des Verbrauchs muß versagen, wenn nicht die verständnisvolle, freiwillige Mitwirkung aller Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land zu Hilfe kommt, und jeder Deutsche im Innersten davon durchdrungen ist, daß diese Mitwirkung ebenso vaterländische Pflicht ist wie die Hingabe von Leib und Leben im Kampf an der Front.

Eure Exzellenz bitte ich, in eindringlichster Weise allen Bundesregierungen, Verwaltungs- und Kommunalbehörden den Ernst der Lage vor Augen zu führen und sie

aufzufordern, die ausreichende Ernährung unserer Kriegsindustriearbeiter mit allen Mitteln zu betreiben, starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer des Heimatheeres hinter Pflug und Schraubstock zu einmütigem Handeln zu verbinden und den furor teutonicus in der Heimat beim Bauern wie beim Industriearbeiter und Städter zu wecken. Ich habe den Eindruck, daß der beste Wille und die Tatkraft unserer in ihrer Tüchtigkeit und Lauterkeit unübertroffenen Beamtenwelt mürbe wird durch das Bestreben, in langwierigen Beratungen den Bedenken aller Art möglichst gerecht zu werden. Unentschlossenheit ist die Folge. Eure Exzellenz wollen die darin liegende Gefahr nicht verkennen. Das Volk will starke, entschlußkräftige Beamte sehen, dann wird es auch selbst stark sein und mancher unbequemen Maßnahme willig sich beugen."

Dieser Brief ist interessant und bedeutungsvoll nicht nur in dem, was in den Zeilen, sondern auch in dem, was zwischen den Zeilen steht.

Gerechtigkeit für das Landvolk! Die Worte, die Generalfeldmarschall von Hindenburg in seinem zweiten Schreiben an den Reichskanzler an die Landbevölkerung richtet, und das Vertrauen, das er ihrem bewährten vaterländischen Sinn bekundet, werden dieser ein Ansporn sein, noch mehr als bisher ihre Pflicht zu tun. Wo es daran gefehlt haben sollte — und gewiß wird auch von Landwirten gesündigt, wie Freiherr von Wangenheim im Herbst v. J. im „Tag" hervorhob —, da wird, wie wir hoffen, die Mahnung des großen Feldherrn zur Einkehr führen. Und wo auf dem Lande die volle Erkenntnis von dem Ernst der Lage noch nicht durchgedrungen sein sollte, da wird Hindenburgs Wort der Aufklärungsarbeit den wirksamsten Nachdruck geben.

Eine Bitte aber sei hier ausgesprochen.

Vor Jahresfrist, als eine bedenkliche Agitation gegen die Landwirtschaft eingesetzt hatte, bat ich öffentlich die Städter um ein gerechtes Urteil über das Landvolk. Heute bitte ich um Gerechtigkeit bei den Behörden.

Die Landwirtschaft hat seit Kriegsbeginn mit Recht darüber Klage geführt, daß bei den wirtschaftlichen Maßnahmen die Parität oft vermißt wird. So wurden, und zwar auf ihr eigenes Drängen, Höchstpreise für Getreide festgesetzt, ohne daß alsbald eine gleiche Maßnahme eintrat hinsichtlich der Futtermittel, die sie kaufen mußte. Die lange Zeit ungehinderter Preistreiberei mit diesen hat naturgemäß die Produktion sehr benachteiligt. Wie wenig anfänglich auf anderen Gebieten dem Wucher entgegengetreten wurde, ist bekannt. Die Landwirtschaft, die doch auch Konsument ist, hat die dadurch dem ganzen Volk auferlegte Last zu ihrem Teil mitgetragen. Manches ist inzwischen besser geworden. Aber es bleibt noch viel zu tun. So sieht sich die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", die bewiesen hat, daß sie keineswegs einseitig die Interessen der Landwirtschaft vertritt, veranlaßt, festzustellen, daß mit der Steckrübe ein unerhörter Wucher getrieben wird. Man hat den Höchstpreis für den Erzeuger auf 2,50 Mk. festgesetzt, aber bisher die Bestimmung eines Höchstpreises für den Handel unterlassen. So ist nach Angabe des genannten Blattes der Preis im Handel bis auf 10 Mk. gestiegen. Man fordert von der Landbevölkerung, daß sie ihre Erzeugnisse, die sie, was nicht oft genug betont werden kann, meist unter Herausholung der letzten Kraft aus Frauen, Greisen und Kindern hervorgebracht hat, zu einem Preise abgibt, der hinter dem Werte, den sie unter den jetzigen Verhältnissen für die eigene Wirtschaft haben, zurückbleibt. Da darf die Landwirtschaft ihrerseits wohl Sicherheit dagegen fordern, daß nicht andere mit dieser Ware Wucher treiben. Sonst darf man sich wahrlich nicht wundern, wenn der freudige Wille zur weiteren Anspannung aller Kraft und das Vertrauen zur Regierung, das durch oft unverständliche Maßnahmen ohnehin nicht gerade eine Festigung erfährt, herabgemindert wird.

Darum sei an die Stellen, die es angeht, die Bitte gerichtet, auf Wahrung der Parität bei den kriegswirtschaftlichen Maßnahmen mehr als bisher Gewicht zu legen. Es darf nicht ferner sein, daß der Landwirtschaft das freie Verfügungsrecht über ihre Erzeug-

nisse entzogen wird, und dann andere bei deren Vertrieb einen ungerechtfertigten Gewinn einheimsen. Franz von Bodelschwingh. (Deutsche Tageszeitung.)

Es dämmert. Eine Berliner Nachrichtenstelle, der man agrarische Voreingenommenheit gewiß nicht nachsagen kann, bringt folgende Betrachtung, die wir ohne Zusatz wiedergeben: Höchstpreise — Verschwinden der Ware; Preisprüfungsstellen — Vermehrung der Surrogate; Beschlagnahme — Verderbenlassen der Vorräte. Heute ist man soweit, daß man endlich einzusehen beginnt, daß jener Bauer recht hatte, der zu Beginn des Krieges vor der Rationierung ohne Produktionsvermehrung warnte. Man solle das Pferd nicht am Schwanze aufzäumen. Jener Bauer verlangte eine kräftige Förderung der Erzeugung aller fehlenden Produkte, die Gründung von Arbeitsgemeinschaften in allen Gemeinden zur Produktionserhöhung und Verteilung der vorhandenen Vorräte nach einem festen, auf das Vorhandensein der Vorräte beruhendem Plane. Von Höchstpreisen, Preisprüfungsstellen, Ausfuhrverboten, Beschlagnahmen, dem Verbot der Hausschlachtungen, Abschlachten der Viehbestände u. dergl. versprach der Bauer sich mehr Nachteile als Vorteile. Die Tatsachen haben ihm recht gegeben. Wir brauchen nur an die traurigen Kapitel in der Kartoffel-, Obst- und Gemüseversorgung zu erinnern. Tausende von Zentnern Obst und Pflaumen sind umgekommen. . . . Erst muß kräftig und planmäßig in Stadt und Land, und zwar stets Hand in Hand erzeugt werden, bevor man ebenso planmäßig an die Verteilung geht. Höchstpreise, Preisprüfungsstellen, Kriegsstellen u. dergl. sind nur Beiwerk, ohne die es im Notfall auch geht.

Zum Heldentod des Prinzen Heinrich von Bayern schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": Vom östlichen Kriegsschauplatz kommt die traurige Kunde, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Bayern, ein Neffe des Königs von Bayern und Sohn des verstorbenen Generalobersten Prinzen Arnulf von Bayern, den Heldentod erlitten hat. An dem herben Leide des bayerischen Königshauses nimmt das ganze deutsche Volk den innigsten Anteil. Der Gefallene war ein Muster jener hohen und unerschrockenen Pflichterfüllung, von der gerade die Angehörigen unserer regierenden deutschen Fürstengeschlechter während des Krieges so reichlich Zeugnis abgelegt haben. Die glänzenden militärischen Eigenschaften, die ihm innewohnten, und den ritterlichen Sinn, den er vom Vater geerbt hatte, hat er während dieses Krieges in blutigen Schlachten vielfach bewiesen. Zweimal verwundet, zum letzten Male bei den schweren Stürmen auf Chiaumont und Fleury, ist er immer wieder ohne Besinnen frisch und wagemutig zur Truppe zurückgeeilt und hat schließlich Treue bewiesen bis zum Tode. Ein kurzes aber glänzendes Heldenleben ist in diesem Tode besiegelt.

Sollen wir aufklären? Als sich Deutschland plötzlich nach dem Ausbruch des Krieges in „glänzender" Vereinsamung fand und sozusagen von der ganzen Welt abgeschnitten war, daß sich ungehindert eine Flut von Verleumdungen über uns ergießen konnte, begann man auch deutscherseits sich zu regen und leitete jenen grotesken Aufklärungsfeldzug im neutralen Auslande ein, der uns wohl mehr geschadet als genützt hat. Überideale Professoren, fanatische Schriftsteller, Wanderredner aller Sorten schwärmten den Bienen gleich plötzlich nach allen Seiten aus und versuchten entweder Deutschland in einseitiger Weise zu verherrlichen oder die Neutralen plump zu umschmeicheln. Überall zeigte sich — in dieser Beziehung — der gänzlich unpolitische Geist der deutschen Nation, eine Hilflosigkeit, sich mit dem Auslande „anzubiedern", wie sie nicht schlimmer gedacht werden kann. Hier gilt es also umzulernen, aber die Früchte dieser politischen Metamorphose sind wohl aller Wahrscheinlichkeit nach erst später zu ernten; denn im Augenblick dürfte es nach meiner Meinung fast das beste sein, sich lediglich bei der Aufklärung im Auslande auf das „Dementieren" verleumderischer Presse-Nachrichten zu beschränken. Wollen wir aber mehr erreichen, wie das manche Organisationen, die sich inzwischen in

Deutschland gebildet haben, anstreben, so dürften sie sich in bezug auf die positiv erreichbaren Ziele arg täuschen. Noch immer gibt es leider bei uns eine Schar von Idealisten, welche die Grundbedingungen der Staatspolitik total verkennen und sich einbilden, man könne mit Zuhilfenahme einer feinsinnigen Kulturpolitik die realpolitischen Differenzen und wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den Nationen überbrücken. Es sind dieselben Kreise, die sich durch Englands Vorgehen gegen uns arg getäuscht fanden und schon seit Jahren John Bull liebevoll vor Augen hielten, daß wir seinen Shakespeare ebenso verehrten wie er selber. Kants Beziehungen zu Locke, Hume und anderen englischen Philosophen genügten vielen deutschen Professoren, um die Gemeinsamkeit der englischen und deutschen Kultur und somit der positiven Politik überhaupt zu beweisen. Selbst unser deutscher Reichskanzler, welcher jenen Kreisen nahe stand und noch steht, und bestimmte Fühlung zu jener politisierenden Professorenschicht unterhält, glaubte noch immer an ein gemeinsames Zusammengehen von England und Deutschland in diesem Kriege, zum mindesten an eine neutrale Haltung Albions. Woher diese Auffassung? Die Erklärung ist ganz einfach. Man kommt aus jenen Kreisen zur Politik nicht auf Grund der wirtschaftlichen Erfahrungen und durch Erkenntnis der notwendig vitalen Staatsinteressen, sondern rein wissenschaftliche Geschichtsstudien, künstlerische Interessen werden eines Tages abgelöst durch jene platonische Neigung für politische Probleme, denen man sich auf möglichst psychologisch feinsinnigen Pfaden nähert. Das Leben des Staates wird nicht von innen, sondern von außen heraus begriffen. Man interessiert sich nur für die geistigen Auswirkungen des nationalen Lebens, aber nicht für den starken Staatsorganismus selbst, der in seiner Totalität anders gefaßt und begriffen werden muß. Denn was ist der Staat? Nur eine bestimmte „Kultur"gemeinschaft? Schärferblickende finden diesen Ausdruck zu weich, sie möchten den bereits abgegriffenen Begriff „Kultur" dem Hegelschen Staatsbegriff unterordnen und erblicken in der Erhöhung des Einzelindividuums, in der Souveränität der geistigen Persönlichkeit und ihrer Auswirkungen eine Gefahr für den Staatsorganismus selbst; denn die Stoßkraft des Staates gilt es zu erhalten, seine realen Mächte zu erhöhen, damit er sich möglichst kraftvoll auswirken kann. Ausschlaggebend für den reinnationalen Staat sind daher seine hauptsächlichsten Lebensquellen: Landwirtschaft, Handel und Industrie. Wer diese Bedürfnisse verkennt, wer nicht weiß, wie die einzelnen Stände eines Staates sich in erster Linie auf eine gesunde Abwicklung jener primären Berufsinteressen stützen, wird nie den modernen Staatsorganismus in seinem eigentlichen brutalen Egoismus, den er notwendigerweise entfalten muß, begreifen. Andere, selbstverständlich nicht zu unterschätzende, höhere Mächte, die sich im religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Geiste ausleben und den inneren Drang haben, über die Sphäre einer nationalen Kultur hinauszugehen, sind jene geistigen Lockmittel, wodurch sich die Kulturpolitiker aller Länder gegenseitig berauschen und Beziehungen gewinnen, welche ihnen leider die Möglichkeit einer inneren Kulturgemeinschaft zwischen zwei Völkern vorzutäuschen pflegen. Gewiß kann z. B. die Kunst viele auswärtige Freundschaften ermöglichen, wir ehren Tolstoi, schätzen Ibsen, Rembrandt, Jacobsen, aber diese künstlerischen Neigungen und höheren Kulturinteressen überbrücken die staatlichen Gegensätze in keiner Weise und will man in Dänemark aufklären und den Kopenhagenern klar machen, daß es für sie kein besseres Los geben kann, als mit Deutschland zusammenzugehen, da wir doch dänische Kunst und Literatur schätzen, wird eine derartige Argumentation bei den maßgebenden Kreisen wenig Eindruck machen, und uns mit aller Ruhe entgegengehalten werden, daß es sich in diesem Kriege lediglich um ganz reale Faktoren handle, um wirtschaftliche Interessen (Butterpolitik), die aus den Machtbedürfnissen der einzelnen Staaten hervorgehen. Was gibt es also aufzuklären, wo doch die Regierung eines jeden neutralen Staates besser als unsere Aufklärer weiß, wo ihre wahren Interessen liegen. In den entscheidenden Kreisen jener Länder ist man hinreichend über die Verhältnisse orientiert und so wird sich die Politik eines jeden Landes Deutschland gegenüber danach richten, wie weit die militärischen Erfolge der Zentralmächte auszunutzen oder abzulehnen sind. So-

lange die Kanonen donnern, werden Verständigungsworte leerer Schall bleiben. Gerade jetzt, wo die Interessen aller Regierungen aufs schärfste angespannt sind und jedes einzelne Land seine besten Männer zur Wahrung der nationalen Ehre an die Spitze ruft, scheint es ein müßiges Verfahren, da einwirken zu wollen, wo man sich selbst über die Wichtigkeit und Schwierigkeit einer politischen Konstellation vollständig klar ist oder wenigstens klar zu sein glaubt; siehe Rumänien. Wir müssen schon bis nach dem Kriege warten, bevor wir die eigentlich mit Erfolg gekrönte Aufklärungsarbeit beginnen können, eine Aufklärungsarbeit, die wirklich entscheidende Resultate liefert. Während der Kriegszeit aber ist das Vorurteil in allen Ländern noch zu groß, man will nicht aufgeklärt werden und steht noch so unter dem Eindruck der wechselvollen Ereignisse und vor allen Dingen unter den jetzt herrschenden wirtschaftlichen Beziehungen, daß gerade die letzteren Momente von eigentlicher Entscheidung für die Maßnahmen der Regierungen sein müssen. Erst mit Veränderung der Marktfrage läßt sich später, nach dem Kriege, mit Zuhilfenahme der Presse ein wirkungsvoller und praktisch verwendbarer Aufklärungsdienst in die Wege leiten. Unsere jetzigen geistigen „Kulturfanfaren" werden aber gänzlich aussichtslos verhallen und von „deutscher Vorherrschaft" usw. wolle man bitte im Auslande auch erst nach dem Kriege reden und dann nur auf Grund der wirklich vollendeten und erreichten inneren Machtfülle, die eine solche „Mission" unter den Völkern Europas rechtfertigt. — Hugo Erdmann.

Milde und Grausamkeit in der Geschichte. Ein Beitrag zur Germanenlehre. Um die innersten Beweggründe des Weltkrieges, der über eine anscheinend international fast schon ausgeglichene Menschheit hereinbrach, zu erforschen, haben die Anhänger der Rassen- und Germanenlehre ihre Wahrheiten auf Grund der welterschütternden Ereignisse nachgeprüft und hatten die Genugtuung, daß aus ihnen allein die richtigen Folgerungen gezogen werden können. Es ist ein Kampf der niederen zur Vernichtung der höheren Rasse. Beim geistigen Kampfe ist es den ersteren höchst unlieb, daß es blonde, blauäugige Nordländer gewesen sind, welche die höchsten Kulturen insbesondere Italiens und Frankreichs geschaffen haben, möchten doch die heutigen, der mittelländischen Rasse angehörigen Italiener und Franzosen echte Nachkommen jener stolzen, schöpferischen Geschlechter sein und als solche angesehen zu werden. Die von Dr. Mathäus Much, Dr. L. Wilser, Dr. Ludwig Woltmann u. a. entdeckten wissenschaftlichen Tatsachen sind jedoch unwiderlegbar, darum versucht jene Seite, an den Ergebnissen dieser Forschung herumzudeuteln. Sie hat auch schon einen Trumpf gefunden: „Wären die Männer der Renaissance Germanen und mit uns Deutschen verwandt, dann müßten wir auch die Schattenseiten jener herrlichen schöpferischen Blütezeit für Dichtung, bildende Kunst, Musik und Wissenschaft, die abscheulichen Grausamkeiten und wilden Leidenschaften jener Epoche auf unsere Rechnung nehmen."

Wie verhält es sich nun in Wahrheit hiermit? In unserer deutschen Geschichte seit der Teutoburger Schlacht finden wir Aufstieg und Verfall, Heldentaten und Kämpfe ohne Ende, Härte und Milde, aber fast niemals Grausamkeit, Hinterlist und Meuchelmord. Wohl aber ist die Geschichte der vorkarolingischen Franken, der Engländer und Italiener eine Jahrhunderte, ja Jahrtausende lange Kette derartiger Abscheulichkeiten. Nun hat aber Dr. Ludwig Woltmann durchaus nicht behauptet, daß die Schöpfer der sogenannten italienischen Renaissance und der französischen Hochkultur rassereine Germanen gewesen wären, hat im Gegenteil sorgsam die verschiedenen Stufen der Rassenmischung fast jedes einzelnen der hervorragenden Vertreter jener Zeit auf Grund von Bildnissen und Lebensbeschreibungen zu erforschen gesucht und beschrieben. Es liegt nun die Schlußfolgerung nahe, daß diese Nachtseite eine üble Erbschaft ihres Anteiles am Blute der niederen Rasse ist.

Ja noch Jahrtausende weiter rückwärts lassen sich die Spuren edler und niederer Denkungsart in diesem Sinne verfolgen: Hoheit und Milde waren die Kennzeichen der

wahrscheinlich arischen alten Ägypter, abstoßende Grausamkeit jene der semitischen Babylonier und Assyrier, wie auch der Römer während ihrer Verfallzeit. Nicht weniger grauenvoll ist die Geschichte unserer östlichen Nachbarn, der Mongolen.

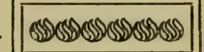
Heute nun, wo die dünne germanische Oberschicht in Frankreich, Italien und England fast ausgestorben ist, erkennen wir klar den Zusammenhang ihrer herzlosen Gesinnung gegen Mensch und Tier mit ihrer Herkunft. Wen hätten nicht in Italien die Behandlung der Haustiere angewidert, hierin finden wir die Erklärung, warum diese Völker, die noch vor hundert Jahren an der Spitze höchster Gesittung standen, heute Lazarette beschießen, Dum-Dum-Geschoße verwenden und Kriegsgefangene quälen. Wie der Fall Roger Casement beweist, wendet England heute noch den Meuchelmord gegen seine Feinde an.

Eines verdanken wir dieser Mischung eines finsteren mit einem sonnigen Rassegeiste: die gewaltigen, erschütternden Kontraste in der Dichtung, wie sie die großen Genies der Engländer und Italiener schufen. Unser weicher empfindendes Volk vermöchte nicht Männer wie Shakespeare, Byron, Ariost hervorzubringen, die oft im gleichen Werke die wildeste Leidenschaft, Rache- und Gewalttaten neben sonnigstem Humor und wunderbarem Edelmute darstellen.

Gewiß erscheinen uns die Strafen unseres deutschen Mittelalters, Hängen, Pfählen, Verbrennen und Spießrutenlaufen, die teilweise noch vor hundert Jahren im Schwunge waren, barbarisch, sie sind aber den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend hart, nicht grausam zu nennen, zum größeren Teile der Internationalität der damaligen europäischen Kultur, dem innigen Zusammenhange mit den Mischlingen des Südens und Westens zuzuschreiben, wurde doch unser heimisches Recht bekanntlich damals durch das römische verdrängt. Dazu hatte die römische Kirche die Phantasie der abendländischen Menschheit mit Vorstellungen zeitlicher und ewiger Qualen, mit der Pflicht zur Geiselung und Kasteiung erhitzt. Weder das jüdische alte, noch das syrisch-hellenistische neue Testament wissen etwas von Folter, Geiselung und Ketzerverbrennung, sie sind echte Ausgeburten des Geistes des römischen Rassechaos. So hörten auch bei uns diese Scheußlichkeiten auf, sobald die Volksreligion national wurde.

Es würde manches neue Licht, manchen sicheren Anhaltspunkt gewähren, wenn sich unsere Germanenforscher außer der Feststellung von Schädelformen, Farbe von Haut, Augen und Haaren mit derartigen geistigen Kennzeichen beschäftigten; zu diesen würde das Verhältnis der niederen und höheren Menschenart zu Reinlichkeit, Ehrlichkeit oder Betrug, Neigung zu Wahrheit, Lüge oder Verbrechen und manche andere Eigentümlichkeit, die im Blute liegen, gehören. — Johannes Hering.

Bücherbesprechungen.



Ein rassenhygienisches Ehe-Brevier. Dr. Lanz-Liebenfels, Herausgeber der Schriftenreihe Ostara, hat ein Heft veröffentlicht: „Die Kunst, schön zu lieben und glücklich zu heiraten, ein rassenhygienisches Brevier für Liebesleute“ (Ostara Nr. 47, Wien-Mödling 1916, Preis 35 Pfg.), das der Aufmerksamkeit und Teilnahme unserer Leser empfohlen sei.

Den Kopf der Abhandlung schmücken drei lehrreiche Zeichnungen: ein heroischer Mädchentypus, die antike Skulptur einer Germanin, daneben zwei Skizzen aus dem „Simplicissimus“, die der Verfasser als Überbildungs-Tschandalen und brutalen Tschandalen bezeichnet. Durch diese Zusammenstellung der drei Abbildungen deutet Lanz-Liebenfels schon die Richtung seiner Gedanken an. Er geht auf reine Art aus. Die Liebe, die seelische und die körperliche Vereinigung, will schöne Kinder haben und zwar entweder geistige oder leibliche Kinder. Rassenzüchterische Zwecke müssen für uns obenan stehen.

Gegen die schrankenlose Ausbreitung der Nieder- und Dunkelrassigen müssen wir suchen eine wenn auch nur kleine, so doch geschlossene Gemeinde von hochgezüchteten heroischen Menschen zu gründen, die auch über genügenden Reichtum und die ihnen zuträgliche Umgebung verfügen. Der Verfasser gibt nun eine Anzahl von Ratschlägen, denen man im allgemeinen beipflichten kann. Den Geistesarbeitern empfiehlt er Askese, denn jedes geistige Schaffen ist schon an sich ein Zeugen. Man kann nicht zugleich der Minerva und der Venus dienen. Kinder von Gelehrten aber, so rät er, sollten aus der Stadt wieder aufs Land zurückkehren, von der Kopfarbeit wieder zur Handarbeit, Seeleute, Gutsverwalter oder Förster werden. Wie die Äcker so brauchen auch die Gehirne eine Zeit der Ruhe und Brache. Wen soll man lieben, wem sich vermählen? Es sollten Angehörige derselben Art, derselben Rasse sein. „Bewundern wir", so führt er treffend aus, „die erhabene und göttliche Weisheit, die in der Liebe liegt. Warum werden wir, wenn wir die große und wahre Liebe empfinden, so unwiderstehlich von der Geliebten angezogen? Warum finden wir ein üppiges Lockenhaar und nicht einen Kahlkopf schön? Warum zieht uns ein ovales Gesicht an und stößt uns eine eckige und grobe Larve ab, warum kommen uns zu nahe oder zu weit stehende Augen, breiter Mund, Stulpnase, fliehendes Kinn und fliehende Stirn, unproportionierte Arme, Beine und Rümpfe unschön vor? Alles, was wir unschön finden, ist ein Merkmal der niedrigen, tierischen, altertümlichen Rassen. Was uns schön dünkt, ist das Merkmal der höheren Rasse. Die Gottheit hat uns daher einen Instinkt für die Höherschätzung gegeben, mit dessen Hilfe wir das finden können, was unsere Hälfte harmonisch ergänzt, das Schönheitsgefühl. Dies müssen wir in uns rege erhalten und ausbilden, denn es ist der untrügliche Kompaß, der uns zum höhern Menschentum und zur Gottheit weist." In der Liebe erkennt Lanz-Liebenfels die Sehnsucht nach Harmonie und Ausgleich. Die heroische Rasse verkörpert in ihrem Äußeren die vollendete Harmonie; daher kommt es, daß „sich das natürliche Schönheitsgefühl, falls es auf üppige Reize allein ankommt, stets auf die heroische Rasse richtet". Der wahre Eros ist nicht dunkel, sondern blond. So sieht Psyche ihren Geliebten, den schönen Gott der Liebe, Amor — wie ihn uns Apulejus schildert: „schaut das prächtige Haar des goldenen Hauptes trunken von Ambrosia, den schneeigen Nacken und die purpurnen Wangen, umkränzt von wallenden Locken, vor deren schimmerndem Glanz das Licht der Lampe erlischt".

Wer also blond ist, der heirate wieder blond. Gegen die Vermischung Ungleichrassiger bestehen mannigfache Bedenken. Kinder von Gleichrassigen haben eine ausgeglichenere und einheitlichere Seele, eine geringere Sinnlichkeit und ein gleichmäßigeres und stärkeres Nervensystem. Sie werden daher auch gesündere, zufriedenere und glücklichere Menschen sein. Bei Verbindung von gleich und gleich werden auch schon äußerlich harmonische Körperformen entstehen. Lanz-Liebenfels gibt auch Ratschläge, wen man nicht heiraten soll. Für die Deutschen empfiehlt es sich, mittelländische und mongolische Typen zu meiden, die er sorgfältig kennzeichnet.

Die Frage, wen man lieben und heiraten soll, machte keine Schwierigkeiten, wenn wir in einem arisch-rassisch-hygienischen Zeitalter lebten; das ist aber nicht der Fall. Von der Ehrfurcht der Alten vor dem erhabenen Werke der Menschenzeugung sind wir, in einem Zeitalter der Verpöbelung lebend, weit entfernt. „Die Alten", sagt Alexander von Peez in seiner wunderbaren Schrift „Haine und Heiligtümer" (Wien, Konegen), „hatten ihre Liebeshaine, ihre feierlichen Tempelgärten mit Bädern, blumigen Wiesen, rauschenden Wasserbächen und stillen Teichen und Seen. Schönen Menschen und schönen Tieren waren sie als geheiligte Liebesbezirke eingeräumt und geweiht. Nachklänge finden sich in deutschen Landen noch in den Klöstern und Wallfahrtsorten, die durchweg in schöner Landschaft und an alten germanischen Kulturstätten liegen." Zu dieser Höhe der Gesittung müssen wir Neueren uns erst wieder erheben.

Die kleine Schrift von Lanz-Liebenfels verdient jede Empfehlung und Verbreitung, so sonderbar und merkwürdig sie sich auf den ersten Blick ausnimmt für unsere Zeit,

die den darin behandelten Fragen wenig Verständnis entgegenbringt und die Fragen der Eheschließung oft nur von den Erwägungen des Geldbeutels abhängig macht. Um so mehr sollten ihr diejenigen Aufmerksamkeit und Teilnahme schenken, welche in der rassischen Zucht und Auslese das einzige Mittel erblicken, auf die Dauer den Wert unseres Volkes und Volkstums im Kampf gegen die ganze Welt zu heben. Dr. Ernst Wachler.

M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, etwa 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. Mit 297 Abbildungen, einer Tafel und zwei Karten. Mannus-Bibliothek 16. Würzburg 1916, C. Kabitzsch.

Wie die meisten Bände dieser Sammlung ein inhaltreiches, mit großer Sachkenntnis und Hingebung geschriebenes, durch viele sorgfältig ausgewählte Bilder erläutertes und darum für den Altertumsforscher ungemein wertvolles und brauchbares Werk. Ich sage ausdrücklich „für den Altertumsforscher", denn diejenigen Kreise, die, ohne fachmännische Ausbildung zu besitzen, im allgemeinen über unseres Volkes großartige Vergangenheit und die gewaltigen, die deutsche Geschichte einleitenden und vorbereitenden, lange vor der eigentlichen „Völkerwanderung" beginnenden Völkerbewegungen unterrichtet sein möchten, werden in dem Verfasser, wie ich auch zu dem ähnlichen Buche des verst. Blume (Germanische Stämme zwischen Oder und Passarge. Mannus-Bibliothek 4) bemerken mußte, keinen in allen Stücken zuverlässigen Führer finden. Es hat sich nachgerade deutlich genug herausgestellt, daß es schlechterdings unmöglich ist, mit dem Spaten allein Geschichte zu machen, daß dazu noch manche andere Hilfswissenschaften aus naturwissenschaftlichem, sprachlichem und vor allem geschichtlichem Gebiete gehören. So sind, um meine Behauptung durch einige Beispiele zu begründen, die „Neckarschwaben (Suebi Nicretes)" nach Namen und Wohngebiet unhaltbar geworden — die ihnen zugeschriebenen Fundstücke sind meist keltisch —, so haben die Burgunden nicht schon anderthalb Jahrhunderte vor, sondern erst nach dem Beginn unserer Zeitrechnung auf dem Festlande Fuß gefaßt, so muß auch der angeblich im zweiten Jahrhundert einsetzende „gotische Rückstrom" vom Schwarzen Meer nach den germanischen Ländern als den Tatsachen widersprechend bezeichnet werden. Es ist schade, daß Jahn seine Untersuchungen schon mit dem zweiten Jahrhundert abschließt, denn gerade von dieser Zeit an entwickelt sich die germanische Schmiedekunst zu ihrer höchsten Blüte und zu scharf ausgeprägter Eigenart, während für früher eine Unterscheidung von keltischen oder skythischen (im weiteren Sinne) Waffen oft recht schwer fällt. Doch sind auch Untersuchungen über die Waffenrüstung, mit der unsere Vorfahren „dem gewaltigen Militärstaat Rom" Widerstand zu leisten vermochten, sehr dankenswert und zeitgemäß, gerade in diesen Jahren, da die Nachkommen der alten Rombesieger wieder einmal gegen einen übermäßigen Ring von Feinden um ihren Bestand und ihre Zukunft kämpfen müssen; hat doch der Verfasser sein Buch dem Gedächtnis seiner beiden auf dem Felde der Ehre gefallenen Brüder gewidmet. Es wird, trotz den mir durch die Pflicht gewissenhafter Beurteilung auferlegten Ausstellungen, nicht verfehlen, mit seiner eingehenden Schilderung der verschiedenen Schutz- und Trutzwaffen den kriegerischen Geist zu heben und unsere Helden zu ermutigen, im Daseinskampfe auszuharren und das siegreiche Schwert nicht eher aus der Hand zu legen, bis ein nicht nur „ehrenvoller", sondern das deutsche Volkstum für alle Zukunft sicherstellender Friede erstritten ist. Verzeichnisse der Fundstätten, Abkürzungen und Abbildungen erhöhen die Brauchbarkeit des schönen, allein durch seinen reichen Bilderschmuck schon sehr wertvollen Werkes.

Ludwig Wilser.

Lodz, das gelobte Land. Roman von W. St. Reymont. Verlag Georg Müller, München.

Vor dem Kriege wußte man bei uns, gewisse industrielle und Handelskreise ausgenommen, kaum, daß 100 km östlich der posenschen Grenze eine Halbmillionenstadt liegt,

die ihre Gründung und fabelhaft anmutende Entwicklung deutschem Unternehmungsgeiste und deutscher Tatkraft verdankt. Erst seit den siegreichen Kämpfen um diesen Mittelpunkt der polnischen, ja der westrussischen Industrie ist der Name „Lodz“ in aller Munde; Zeitungen und Zeitschriften brachten Aufsätze über das osteuropäische Chicago und Bild wie Film veranschaulichten es in weitesten Kreisen. Daß aber die nüchterne, schmutzige, ausschließlich dem Erwerbe und dem Geldmachen dienende Stätte jemals dichterisch behandelt werden könnte, dieser Gedanke dürfte selbst Kennern von Lodz schwerlich beigekommen sein. Und doch hat der namhafte polnische Schriftsteller W. St. Reymont es unternommen, ein Kulturgemälde des Lodzer Lebens vor dem Kriege zu entwerfen, ein Werk, das nicht schlagfertiger Effekthascherei, sondern heiligem, poetisch verklärtem Zorn seine Entstehung verdankt. Reymont schildert Lodz als die diebischeste Stadt in Europa, als den Moloch, dem Hekatomben von Menschen, Tieren und Waren geopfert wurden, um der Gewinnsucht, der Habgier einiger weniger „Macher“ zu dienen. Dieses Lodz der letzten Jahrzehnte stand in scharfem Gegensatz zu der einstigen, fast rein deutsch gewesenen Webersiedelung; es wurde erst geschaffen durch den Zuzug großer jüdischer Massen, aus denen sich ständig neue „Gründer“ emporschwangen, auf Betrug, Schein und Brutalität ihre Macht aufbauend. Reymont führt charakteristische Typen des alten und des neuen Lodz vor; von dem Entwicklungsgang des vielfachen Millionärs Schaja Mendelsohn entwirft er folgende knappe aber treffende Skizze:

„Vor vierzig Jahren ... begann er seine Karriere als Handlungsgehilfe in einer jämmerlichen Krämerbude der Altstadt; er mußte sich speziell mit dem Herbeirufen und Hereinzerren der Käufer ... abgeben.“ Und später: „Er begann ein Geschäft auf eigene Rechnung. ... Die tausend kleinen Schwindeleien beim Abwägen, beim Abmessen. ... Er schlief nicht, aß nicht, lebte nicht, er arbeitete bloß und sparte. Als erster gab er jedem ... Kredit und fing selbst mit Kredit zu operieren an ... als erster begann er mit der Anfertigung von Schundwaren, als erster führte er das System der Ausbeutung aller und von allem ein, baute es aus und vervollkommnete es. Nach dem (wie in Lodz üblich, selbstgelegten) Brand baute er eine eigene Fabrik für 1000 Arbeiter. Und das Glück folgte ihm unablässig. ... Immer brannten die alten Pavillons ab und neue und gewaltigere erstanden und sogen immer mächtiger die Erde aus, das Material, Menschen, Gehirne und Konkurrenten und verarbeiteten das alles zu Millionen für Schaja.“

Die Lektüre des bedeutsamen Buches sei jedem Deutschen, vor allem aber den maßgebenden Kreisen angelegentlich empfohlen; aus ihm lernt man besser als aus statistischen Abhandlungen, Flugschriften u. a. m. die Gefährlichkeit der Ostjudenfrage kennen, deren Lösung aller Wahrscheinlichkeit nach dem deutschen Volk als Danaergabe der gen Asien weichenden Russen übertragen werden wird. W. M.

Die gesammelten Schriften von **Roger Casement** sind unter dem Titel: „Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere“ bei Josef C. Hubers Verlag, Diessen vor München, bereits in zweiter Auflage deutsch erschienen. Es ist die einzig berechtigte vollständige deutsche Ausgabe, die der Verfasser selbst mit seinen Vertrauten vor seiner letzten Fahrt nach Irland zum Druck vorbereitete. Wir werden auf das bedeutsame Buch gern zurückkommen.

Der Dezember-Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Anschreiben des Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie aus dem Verlage B. G. Teubner, Leipzig, bei, das wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 28. 11. 16.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische
XV. 10 Monatsschrift 1917
[für] praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.
Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Wert und Unwert der Gefühle für die politische Leitung der Völker.

Vom Herausgeber.

Es gibt Menschen, die ohne Seele oder mit schwacher, gebrochener, zerknitteter Seele gleichsam schon geboren werden. So wie manches in verlorenen Winkeln der Großstadt geborene und aufgewachsene Mädchen nie Kind oder gar Jungfrau gewesen ist, niemals die edlen Regungen der Scham, der Liebe und Treue empfunden hat, so gibt es nicht nur Männer, sogar Knaben und Jünglinge, denen die Hochgefühle der Selbstachtung, der Ehre, des Stolzes etwas völlig Unbekanntes sind, die davon vielleicht „gehört" oder „gelesen" haben, denen aber vielleicht gerade bei dieser Gelegenheit durch den schlechten Umgang oder durch die vor dem Kriege so verbreitete Schmutzliteratur das letzte etwa noch verbliebene Fünkchen ausgelöscht wurde. . . . Andere wieder haben als Knaben und Jünglinge jene Hochgefühle wohl gekannt, sie verloren sie aber im späteren Alter durch allzu harte Schicksalsschläge, durch üppiges Wohlleben, durch geistige Vergiftung oder sonst auf irgendeine Weise und wurden dadurch in gewissen Organen unempfindlich, seelenlos. Mit der „Seele" entflohen aber auch alle Musen und Grazien, alle guten, edlen, schönen, großen erhabenen Gefühle, Gedanken, Entschlüsse, Taten, das ganze Leben verlor den Glanz und Schimmer, wurde dunkel, dumpf, farblos, tonlos. . . .

„Aber die seelenschwachen und seelenlosen Menschen", so wird man entgegnen, „müssen doch noch irgendwelcher Lust- und Unlustempfindungen fähig, können doch nicht völlig ‚blasiert' sein, sonst müßten sie doch des Lebens überdrüssig werden und es wie eine zum Halse hinauf steigende ekle Speise von sich werfen."

Gewiß, auch diese Sorte von Menschen haben noch Lust- und Unlustempfindungen; aber sie sind rein animalischer Art, so wie sie die Tiere aber nicht etwa die edlen Arten der Wildnis, oder der Kultur, sondern die Ferkel im Schweinestalle oder die Ratten in ihren Löchern empfinden, wenn sie nach Futter quieken und trampeln, oder sich den Bauch bis zum Platzen voll geschlagen und lang hingestreckt haben. Es ist eine bestialische Gier, oder ein viehisches Behagen, je nachdem die rein animalischen Bedürfnisse unbefriedigt oder befriedigt sind.

Bei den höher kultivierten bezw. zivilisierten Individuen der seelenlosen Gattungen kommen dazu noch gewisse Äußerlichkeiten, die sie „Komfort", Bequemlichkeit, Annehmlichkeit, Sorglosigkeit des Lebens nennen. Manche versteigen sich dabei auch noch zu einer gewissen Art von „Sport", der aber nur den Körper in Bewegung setzen und die Verdauung befördern, jedoch nicht etwa den Geist anstrengen oder gar die Seele erheben darf; denn letztere ist ihnen ja abhanden gekommen.

Manchmal hat diese Menschensorte auch noch gewisse aus früheren, besseren Lebenszuständen herrührende „rudimentäre" (in Rückbildung, Absterben begriffene) Organe, die in gewissen (ebenfalls rudimentären) gesellschaftlichen Einrichtungen einen, wenn auch nur schwachen Halt finden. Dazu gehört u. a. z. B. eine gewisse äußerliche Kirchlichkeit als des „Surrogates" für ein früher lebenskräftig und entwicklungsfähig gewesenes religiöses Gefühl, das ja auch und nicht zuletzt zu dem gehört, was hier unter „Seele" verstanden wird. Jene Kirchlichkeit wird um so stärker, aber auch nur rein äußerlich und heuchlerisch betont, als man damit gewisse Täuschungs- und Vertuschungszwecke erreichen will. Indessen haben auch diese Zwecke keinen anderen Endzweck als die Befriedigung der vorher genannten rein animalischen, grob sinnlichen, materiellen Bedürfnisse. Mit Ehre, Liebe, Treue, Scham und allen edleren, höheren Regungen haben sie nicht das geringste zu tun.

Natürlich sind diese seelenlosen Gattungen nicht immer rein ausgeprägt. Es gibt da viele Übergangsstufen, die je nach dem Grade der angeborenen Niedrigkeit oder späteren Herabgekommenheit mehr oder weniger seelenlos in dem hier verstandenen Sinne genannt werden können.

Diese einleitenden Bemerkungen sollten dazu dienen, vorläufig nur flüchtig den Wert oder Unwert jener Gefühle zu kennzeichnen, die von gewissen sogenannten „Realpolitikern" beiderlei oder keinerlei Geschlechts als für die politische Leitung der Völker „unerheblich", „gleichgültig" hingestellt werden. Es geschieht das nicht immer aus Unwissenheit oder

Dummheit; oft spielt dabei auch die Heuchelei und der damit beabsichtigte Täuschungs- oder Vertuschungszweck eine große Rolle.

Selbstverständlich sind in der psychologischen Dynamik und Statik nicht nur die positiven, sondern auch die negativen Antriebe und deren Kräftesammelpunkte (Pole) von großer Bedeutung. Pole und Gegenpole gehören, wie Licht und Schatten, naturgesetzlich zusammen, und nur Schwäche oder Unwissenheit oder Heuchelei kann das unabsichtlich oder absichtlich verkennen. Auch die negativen Antriebe der Gefühle äußern sich in entsprechenden Erscheinungsformen, die je nach der Stufe des Aufstiegs oder Niedergangs mehr oder weniger gründlich voneinander verschieden sind. Auch der niedrig stehende, oder niedergegangene Mensch empfindet Überraschung, Furcht, Enttäuschung, Neid, Haß, Bitterkeit, Lebensüberdruß; aber diese Empfindungen sind von den ihnen entsprechenden Gegenpolen der höhern, edlen, erhabenen Seelenregungen, wie sie dem hochstehenden oder im Aufstieg begriffenen Menschen eigentümlich sind, völlig verschieden.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg versuchte einmal diesen Unterschied in einer Reichstagsrede zu kennzeichnen, indem er sagte, wir Deutsche empfänden gegen die uns in der gemeinsten, niederträchtigsten Art und Weise bekämpfenden Feinde „keinen Haß, nur Zorn, heiligen Zorn". Er zeigte damit aber nur, daß er entweder ein schlechter Sprachkünstler ist, — Zorn ist nur eine augenblickliche Aufwallung, keine andauernde Empfindung, ist nur Grad, nicht Art — oder von Einzel- und Völkerpsychologie nicht viel Ahnung hat. Jedenfalls sprach er damit dem besseren und größeren Teile unseres Volkes nicht aus der Seele, denn auch der starke heldische Mensch kann hassen, tief, leidenschaftlich, nachhaltig hassen, es kann einen heiligen Haß so gut wie eine heilige Liebe geben; aber dieser Gegenpol der himmlischen Liebe, der herrlichen „Venus Urania" ist etwas ganz anderes, als jene Teufelsfratze, welche die Erscheinungsform des Hasses bei der niedern oder niedergegangenen, der händlerischen und räuberischen Lebensauffassung verfallenen Menschensorte ist.

Mancher wird vielleicht schon ungeduldig gefragt haben, was das alles mit der politischen Führung der Völker, von der doch die Überschrift spricht, zu tun hat.

Um diesen Zusammenhang klar ersichtlich zu machen, muß zuerst mit allem Nachdruck auf die biologische bezw. psychologische Tatsache hingewiesen werden, daß die ersten Antriebe zu jener Aufeinanderfolge von Denken, Erkennen, Wollen, Handeln, stets, unter allen Umständen Empfindungen, Gefühle sind, und zwar entweder der Lust, oder der Unlust, des Wohlgefühls, oder des Schmerzes, der Hoffnung, oder der Furcht, der Liebe, oder des Hasses. Die sogenannten neutralen Empfindungen geben nur für die sinnlichen Wahrnehmungen durch das Auge oder Ohr den ersten Anstoß; aber selbst in diesen Fällen handelt

es sich um mehr oder weniger schwach positive bezw. negative, sozusagen um den Nullpunkt schwankende Quentchen, die jedoch oft genug zu deutlich wahrnehmbaren Lust- bezw. Unlustgefühlen, angenehmen bezw. unangenehmen Empfindungen anwachsen. Die ganze Ästhetik, das gesamte Heer der bildenden und musischen Künste hängen ja doch davon ab. Bei der Ethik, für die das religiöse Gefühl ja eine so große Rolle spielt, handelt es sich nicht um solche schwachen, sondern um mehr oder weniger starke Empfindungen positiver oder negativer Art. Ich habe diese Beziehungen schon einmal, aber in Hinsicht auf andere Zwecke, im Maiheft 1910 mit der Abhandlung: „Die sozialbiologische Funktion der Religion" bloßgelegt. Hier kommt es, wie gesagt, darauf an, mit besonderem Nachdruck darauf aufmerksam zu machen, daß der Weg über das „Denken" und „Wollen" bis zur „Tat" und deren Vollendung im „Werke" stets, unter allen Umständen seinen Ausgangspunkt in gewissen Empfindungen, Gefühlen hat. Das Denken und sein Hauptorgan, der Verstand, der Intellekt spielt dabei nur die Rolle des Wegweisers. Bekanntlich brauchen diese Gänge und ihre verschiedenen Stationen nicht immer voll ins Bewußtsein zu fallen. Die ersten Stationen der sinnlichen Wahrnehmungen werden bekanntlich blitzartig schnell und jedenfalls ohne Bewußtsein zurückgelegt. Diese Wege wurden eben schon so oft beschritten, daß der Ablauf, der ursprünglich vielleicht nicht, zum mindesten nicht ohne lokales Bewußtsein vor sich ging, nach entsprechender Übung wie ein Mechanismus abschnurrt, soweit man natürlich lebendige organische Funktionen mit toten Mechanismen überhaupt vergleichen kann. Jedenfalls sind, um es noch einmal zu sagen, Gefühle, Empfindungen stets die ersten Antriebe, gleichsam die Motoren der psychischen Mechanismen.

Wer also einen Einzelnen, eine Gruppe, ein Volk zu irgendwelchem gemeinsamen, geschlossenen Verhalten (Taten oder Unterlassungen) bestimmen will, der muß, soweit er nicht von vornherein auf unbedingten, aus Furcht (gemeine Furcht, Ehrfurcht) oder Vertrauen hervorgehenden Gehorsam rechnen kann, zuerst die entsprechenden Gefühle, Empfindungen hervorzurufen suchen. Es kann das Furcht oder Hoffnung, Liebe oder Haß, Ehrgeiz oder Habsucht usw. sein. Jedenfalls aber muß es etwas sein, was die mehr oder weniger träge Masse fortzureißen, oder zu hemmen vermag. Nur bei gewissen Einzelnen, den geistigen und sittlichen Führern einer Gruppe, eines Volkes genügt vielleicht der einfache Hinweis auf das zu erreichende Ziel und dessen Notwendigkeit, weil sie weit- und tiefblickend genug sind, um das für ein Volk Nötige oder Nützliche angesichts unmittelbar oder mittelbar drohender Gefahren zu erkennen, und weil sie sittlich hoch genug stehen, um der dazu erforderlichen, zu festen Entschlüssen und Taten führenden starken Willensimpulse fähig zu sein. Bei den anderen und gar beim niederen Volke genügt das aber nicht, denn diese können den ganzen oft sehr verwickelten Zusammenhang der Dinge gar nicht überschauen. Und wenn

ie ausnahmsweise dazu fähig wären, stehen sie sittlich nicht immer hoch genug, um der über alle selbstsüchtigen Regungen erhabenen Willensimpulse fähig zu sein. Um diese Regungen zu überwinden und auch bei den Schwachen und Dummen einen hinreichend starken Willensimpuls zum gemeinsamen Handeln in bestimmter Richtung hervorzubringen, müssen also die entsprechenden Gefühle erregt, geschürt, zur Flamme entfacht und die ihnen entgegenwirkenden gedämpft, gelöscht werden.

Niemand hat das jemals besser gewußt, als die heutigen Feinde unseres Volkes, die äußern sowohl wie die innern. Niemand weiß aber auch die eigenen politischen Ziele besser zu verbergen und dafür harmlose oder gar edle, selbstlose, menschenfreundliche Absichten unterzuschieben. Und für diese Scheinabsichten wissen sie recht wohl die entsprechenden Gefühle, oft in der raffiniertesten Weise, rege zu machen. Es kommt ihnen dabei gar nicht darauf an, ob das edle oder gemeine Gefühle sind und ob ihre Erregung die betreffenden Völker zum Heile oder ins Verderben führen muß, wenn sie nur ihre selbstsüchtigen oder bloß auf das Heute oder höchstens Morgen der Völker berechneten Zwecke erreichen. Ebensowenig kommt es ihnen darauf an, ob die Erregungsmittel auf Wahrheit oder Lüge sich gründen; die Hauptsache für sie ist, daß die Mittel wirken. Würden sie ihre Absichten und Ziele wahrheitsgemäß darlegen, so würden sie beim besseren Teile ihrer Völker wahrscheinlich auf starken Widerspruch stoßen, und darum mußte z. B. im Falle des gegenwärtigen Krieges für den Zweck der Völkerhetze gegen Deutschland die „Freiheit", die „Zivilisation" und deren Schutz gegen die angeblichen Unterdrückungsgelüste des preußisch-deutschen „Militarismus" angerufen werden. Selbst die russische Barbarei und Korruption war ihnen dazu nicht zu barbarisch und korrupt.

Es gelang ihnen das, weil auf unserer Seite alle geistigen Gegenwirkungen fehlten oder fehlschlugen, nur zu gut; und so kam es, daß dieselben Triebkräfte, die bloß für gute, edle, dem ganzen Volke dienliche Zwecke zur Verfügung stehen sollten, für die niedere Habgier, den gemeinen Eitelkeitskitzel einiger wenigen eingesetzt wurden. Das wird den Völkern der Entente, wenn sie aus ihrer Hypnose erwachen, zum grauenvollen Bewußtsein kommen. Aber auch bei uns, innerhalb unserer Grenzen versuchen dieselben verhältnismäßig kleinen Kreise den „furor teutonicus", der in diesem furchtbarsten, uns in der ungerechtesten Weise aufgezwungenen Kriege doch so natürlich ist, mit allen Mitteln zu dämpfen, ja ihn gar nicht erst zur vollen Glut kommen zu lassen. Man empfiehlt uns, doch „objektiv" zu sein, zu „verstehen", sich auf den „Standpunkt der Feinde" zu stellen, deren Absichten als ebenso gerecht oder ungerecht wie die unserigen anzuerkennen. Man könnte, so meinen sie, wünschen, daß es „weder Sieger noch Besiegte" gäbe. Wahrlich, wenn unsere Feinde innerhalb unserer Grenzen und an wichtigen Stellen heimliche Parteigänger hätten, — diese könnten ohne direkte Gefährdung der eignen Person nicht anders

handeln. Nur in einem politisch so kindlich harmlosen Volke, wie dem unserigen, ist es denn auch möglich, daß Leute, die doch sicher ganz genau wissen, daß in einem so ungeheuren, die äußerste Anspannung aller Kräfte erfordernden Kriege die Gefühle als treibende Motoren gar nicht entbehrt werden können, von „Nüchternheit", „Objektivität", „Verständigkeit", „Verständigung", „Frieden" usw. sprechen können und — was noch unverständlicher ist — sprechen dürfen. Die amtlich zweifelsfrei festgestellten ostpreußischen Greuel wurden für Deutschland verboten, während sie dem Auslande (Schweiz, Österreich) von seiten unserer Regierung für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wurden. Man wollte eben den „furor teutonicus" nicht wachrufen. Wenn dagegen unsere äußeren Feinde in aller Öffentlichkeit, ja von Staats wegen förmliche „Grausamkeitsausstellungen" veranstalten, um die sonst vielleicht keinen Glauben mehr findenden angeblichen Untaten unserer braven Soldaten „urkundlich zu belegen", so verschweigt man das in den publizistischen Organen gewisser Parteien. Vielleicht, um die zarten, überempfindlichen „Kulturnerven" ihrer Leser zu schonen? Denselben Lesern stellte man aber doch den Fall Zabern damals in aller schonungslosen, ja übertriebenen Gehässigkeit dar. Man war in diesem Falle ganz und gar nicht „objektiv", stellte sich vielmehr ungeniert auf die Seite unserer jetzigen Feinde und konnte sich mit der Erregung militärfeindlicher Gefühle gar nicht genug tun. Damals war noch Friede, wenn auch nur scheinbar; jetzt im Kriege gehörte solches Gesindel einfach an den Galgen, ein Schuß Pulver wäre dafür zu schade. In keinem der uns feindlichen Länder würde auch eine solche „Objektivität" ertragen werden; nur bei uns hat man die natürlichen vaterländischen Gefühle solange „gedämpft", ja unterdrückt oder unterdrücken lassen, daß sie sich erst regen, wenn der Feind bereits fertig mobilisiert an der Grenze steht, und daß in aller Öffentlichkeit schon von Frieden gesprochen werden darf, wenn der Feind noch alles daran setzt, um unser Volk aus der Reihe der Großmächte, ja der Mächte überhaupt zu streichen. Keinem Volke tut es darum so not, wie dem unserigen, daß man ihm ständig das Wort zurufe: „Trachte am ersten nach der Macht, im Innern, wie nach außen hin, dann wird Dir alles andere (Freiheit, Wohlstand usw.) von selbst zufallen!" Bei uns aber durften vor dem Kriege die äußern Feinde in aller Ruhe den Überfall vorbereiten und die innern Feinde unseres Volkstums, des Volkstums, wie es durch eine lange, oft ruhmreiche Geschichte geworden ist, sogar nach der Macht streben, durften die alte Staatsordnung, wenn auch zunächst nur mit Worten, umzustürzen versuchen.

Das war nur möglich, weil unser Staat allenfalls wohl die materielle, aber nicht in vollem Umfange die geistige und sittliche Macht über unser Volk beanspruchte. Andererseits sah auch nicht die volle Gesamtheit unseres Volkes den Staat als den Ausfluß seines eigenen Wesens an. Das muß

nach dem Kriege anders werden. Eine Neuorientierung in diesem Sinne wäre etwas, woran auch die Besten unseres Volkes gern mitzuarbeiten gewillt wären. Dazu müßten aber zuerst die nötigen geistig-sittlichen Vorbereitungen getroffen werden. Man kann den von Blutsfremden so lange mißleiteten Sinn namentlich des niedern Volkes nicht sofort, auf einfachen Befehl, in eine andere Richtung lenken. Bei den Führern und Vertrauensmännern genügten wohl die hinreichend klar dargelegten Gedanken, beim niedern Volke aber müßten die entsprechenden Gefühle und Empfindungen erregt werden.

Welcher Art diese Gefühle und Empfindungen sein müssen, hängt von den sozialen, politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Zielen ab, die sich ein Volk steckt. Vor dem Kriege waren diese Ziele fast rein materieller und selbstsüchtiger Art. Alle Parteien waren vom Händlergeiste, von der händlerischen Lebensauffassung, wie sie in den vorausgegangenen Heften gekennzeichnet worden ist, mehr oder weniger angesteckt, und ausgerechnet gerade diejenige Partei, die sich (lucus a non lucendo) die „sozialistische" nannte, war es, die diese ausgesprochen selbstsüchtige Welt- und Lebensanschauung vor allen anderen Parteien — ausgenommen etwa die linksliberale — predigte und zur alleinigen Herrschaft zu bringen strebte. Es drehte sich ja dabei alles um möglichst hohe Löhne bei möglichst kurzer und bequemer Arbeit, also um Dinge, die von einem höheren Standpunkte aus nicht nur unmoralisch, sondern auch töricht, verkehrt, pervers sind. Damit macht man nicht einmal einen Einzelnen, am allerwenigsten aber ein ganzes Volk wahrhaft glücklich, frei und zufrieden; denn solange nicht jeder Einzelne Millionär ist, wird nicht sein Geldhunger, und solange nicht sein Leib und seine Seele völlig ruiniert sind, nicht sein durch Geld zu befriedigender rein materieller Genußhunger gestillt sein, er wird nur noch mehr gereizt werden. Und auf welche Weise es wirtschaftlich möglich werden soll, im Zukunftsstaate jedem Einzelnen ebensoviel materielle Mittel, wie sie heute nur ein Millionär sich verschaffen kann, zur Verfügung zu stellen, — das ist ein Geheimnis, dessen Enthüllung die „Intelligenzen" der Sozialdemokratie bisher selbst in der grauen Theorie schuldig geblieben sind. Und auch wenn dieses Ziel in der Praxis durch irgendein großes Wunder erreichbar wäre, — man würde damit ein Volk nicht nur nicht glücklich machen, sondern es ins sittliche, geistige, leibliche Verderben stürzen. Im kapitalistischen Gegenwartsstaate hatte sich bisher nur eine dünne Oberschicht mit Haut und Haar dem Götzen Mammon verschrieben und war dadurch seelenlos, für alles höhere, edlere Leben impotent, genußunfähig geworden. Im sozialdemokratischen Zukunftsstaate müßten es nach und nach alle, jeder Einzelne, jedes Volk, die ganze Menschheit werden.

Mit der seelischen Verkümmerung geht aber bekanntlich auch die geistige und zuletzt sogar die körperliche Hand in Hand. Und da auch die rein materielle Fruchtbarkeit (Produktivität) der Arbeit sowie die Arbeits-

gelegenheit aller Art von der unverminderten seelischen und geistigen Schöpferkraft der Forscher, Erfinder, Künstler abhängt, so würde mit der immer mehr zunehmenden geistigen und sittlichen Impotenz auch die Erzeugung selbst der rein materiellen Güter immer mehr abnehmen. Die Hände müssen ja ohne Herzen und Köpfe bald überflüssig, nutzlos, brotlos werden. Woher dann für alle und jeden das materielle Behagen, von dem die Zukunftsstaatler träumen, kommen soll, ist ein Problem, gegen das die Quadratur des Kreises ein Kinderspiel ist. Wie soll ein Baum immer mehr Früchte tragen, wenn ihm Wasser, Düngung, Luft und Sonnenschein immer mehr verkürzt wird? Ich glaube, dieses Problem können selbst die „größten" unter den „Intelligenzen" der Sozialdemokratie nicht lösen.

Man sieht: das rein materielle Wohlbehagen, so wie es eingangs geschildert wurde, kann, auch wenn dabei nur an ein erreichbares Maß gedacht wird, niemals für ein ganzes Volk das erste Ziel alles Lebens und Strebens sein. Die sittliche, geistige, körperliche Gesundheit ist weit wichtiger und muß darum in erster Linie gesichert werden. Welche Wirkung die geistige und körperliche, namentlich aber die sittliche Gesundheit bezw. Krankheit auf die Geburtenzunahme bezw. Abnahme ausübt, soll hier nicht untersucht werden; sie ist aber außerordentlich bedeutend, und nach vorausgegangenen Untersuchungen[1]) kann als ganz sicher angenommen werden, daß die sittliche Entartung auch die Hauptursache des Geburtenrückganges ist. Das zeigt sich ja schon ganz äußerlich dadurch, daß mit dem Fortschreiten der materialistischen, auf rein materielle Genüsse ausgehenden Lebensauffassung die Abnahme der Geburtenziffer trotz aller Zunahme des wirtschaftlichen Wohlstandes fast genau gleichen Schritt hält. Stets starb bisher das Volk ab, dem das rein materielle Wohlbehagen als erstes und oberstes Lebensprinzip angepriesen wurde. Die Genußphilosophie, der Hedonismus oder gar die direkte Erregung der Unzufriedenheit mit der materiellen Lage ist das schlimmste geistige Gift, das einem Volke gereicht werden kann, noch dazu, wenn es verzuckert als Fortschrittspille angeboten wird.

Darum müssen die geistigen und sittlichen Führer, vor allen die Seelsorger es sich zur Aufgabe machen, in ihrem ganzen Volke, oben, in der Mitte und unten, eine solche geistige und seelische Hochstimmung hervorzurufen, daß nötigenfalls selbst Entbehrungen in materieller Hinsicht tapfer, frei und stolz ertragen werden können. Und auch in besseren Zeiten muß die Seelenstimmung überall so sein, daß in materieller Hinsicht jeder ohne Neid jedem das Seine gönnt. Etwas anderes ist es natürlich, wenn es sich dabei um Dinge handelt, die einem nicht gehören, oder die er auf unrechtliche Weise erworben hat. In solchen Fällen muß jeder gegen sich und andere streng, sehr streng, sonst aber gegen jedermann wohl-

[1]) Vergl. Hermann W. Siemens, Bevölkerungspolitik. Märzheft 1916.

wollend sein. Nur bei solcher Seelenstimmung kann jedermanns Arbeit für jedermann die größtmögliche Fruchtbarkeit, Produktivität zeitigen, kann sie an ihrem Teile zum Wohle des Ganzen den sozialbiologischen Naturgesetzen nach am besten beitragen. Nur dann auch wird Eintracht, Friede, Glück und allseitiges Gedeihen in einem Lande und Volke eine gesicherte Stätte finden.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß nun jeder Einzelne ein Asket sein, sich mit rohen Wurzeln und Kräutern, mit härnem Gewande und kahler Klause, oder wie Diogenes mit seiner Tonne begnügen solle. Wenn ein Volk sittlich, geistig, körperlich gesund, also schaffensfähig und schaffenslustig ist, dann wird ganz von selbst auch der rein materielle Wohlstand, ja sogar ein gewisser Luxus, soweit er für alle überhaupt erstrebenswert und heilsam ist, fortschreiten und das materielle Behagen für jedermann erhöhen; aber man soll das Pferd nicht am Schwanze aufzäumen, soll das materielle Behagen nicht zum ersten oder gar alleinigen Lebensziel machen. Auf dieser Bahn geht es bei ungehemmter Entwicklung nach rasch vorübergehender geiler Scheinblüte mit naturgesetzlicher Notwendigkeit in beschleunigtem Tempo abwärts bis zum Untergang. Das hat die Geschichte bisher ausnahmslos — selbst unter vergleichsweise günstigeren Umständen als heute — bewiesen.

Man könnte fragen, wie es denn überhaupt möglich war, daß man, noch dazu gerade in unserer, natur- und kulturgeschichtlich angeblich so aufgeklärten Zeit, ein so verrücktes, perverses Lebensziel für ein ganzes Volk, ja die gesamte Menschheit aufstellen konnte. Die Sache erklärt sich an der Hand der Geschichte leichter, als es auf den ersten Blick scheinen mag. G e w i s s e L e u t e w o l l t e n w i e d e r e i n m a l a n d i e M a c h t. Sie hatten dazu nicht die nötigen geistigen und noch weniger die erforderlichen sittlichen Eigenschaften, aber sie hatten Geld, viel Geld, das sie keineswegs immer auf einwandfreie Weise erworben hatten. In den Ländern, wo die herrschende Oberschicht völlig dem Materialismus und Mammonismus verfiel, allmählich abstarb oder geistig und sittlich verkam und keine neue h o c h w e r t i g e Schicht aus dem besten Kerne des Volkes nachwuchs, fiel ihnen die Herrschaft wie eine gewöhnliche Erbschaft von selbst in den Schoß. Wo das aber nicht der Fall war oder wo es den (meist fremden) Geldleuten zu lange dauerte, kamen sie nach dem uralten Prinzip des „divide et impera“ auf den Gedanken, die breite Unterschicht gegen die schmale Oberschicht auszuspielen, indem sie mittels Übertreibung, Entstellung, Verleumdung die gemeinen Gefühle des Neides, Hasses, der Genußsucht, Habgier als psychische Motoren in Bewegung setzten. Und damit dieser Aufstand gegen die überkommene Ordnung einen gesetzlichen Anstrich erhielte, erfanden sie die sogenannte „Demokratie“ auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts zunächst für alle erwachsenen Männer. Natürlich war diese „Demokratie“ gar nicht ernst-

haft gemeint, sonst hätten ja jene gewissen Leute niemals an die Macht kommen können; aber sie wußten, daß nach entsprechender geistiger Vorbereitung, zu der ihnen die Mittel und Männer ja reichlich zur Verfügung standen, nichts leichter ist, als die große Masse der Schwachen und Dummen durch fortgesetzte Illusionierung an der Nase herumzuführen. So etwas hat natürlich um so größeren Erfolg, je niedriger, gemeiner, materieller die Gefühle sind, die man dazu aufstachelt. Daher jenes verrückte perverse Lebensziel, das man gerade dem niedern Volke, das es am wenigsten brauchen kann, am zudringlichsten suggerierte. Ob man damit das ganze Volk geistig und sittlich vergiftet und zuletzt ins Verderben stürzt, ist jenen Leuten, soweit sie das überhaupt bedenken, gleichgiltig, wenn sie nur ihre nächsten Zwecke erreichen. Nach dem Grundsatze: „Aprés nous le déluge" handeln eben nicht bloß lasterhafte, verkommene Könige, auch ganz gewöhnliche Gauner und Gaukler.

Mitunter sind diese in ihren Künsten so geschickt, daß sie auch ehrliche und nicht ganz dumme Menschen zu täuschen vermögen. Das erleichtert ihnen dann ganz ungemein ihre Verführungsarbeit, denn die meisten Menschen sind Herdentiere, die ihren Leithammeln ohne Besinnung nachtaumeln. So hatte denn gerade die letzte aufständische Bewegung dieser Art, die mit der großen französischen Revolution allgemein durchbrach und zuerst „Liberalismus", dann „Sozialismus" genannt wurde, einen großen Erfolg. Sie hatte angesichts der weitgehenden Verlotterung und Verrottung der herrschenden Gesellschaftsschicht leichtes Spiel. Um aber nicht von vornherein das Mißtrauen der besseren Elemente des zu „befreienden" Volkes zu erregen, begünstigten jene gewissen Leute anfangs die idealistischen Charakterzüge dieser Bewegung oder ließen wenigstens nicht sofort die materialistischen und egoistischen Endziele durchblicken. Das gehört eben zur „Technik" der Völkersuggestion, wie sie im Januarheft 1916 ja ausführlich dargelegt worden ist. Allmählich aber kann der „Dreh", und jetzt kann der rein materialistische und egoistische Charakter auch mit allen Mitteln der Lüge und Verstellung nicht mehr geleugnet werden; denn daß an die Stelle des früheren Einzelegoismus der Liberaldemokraten jetzt der Klassen- oder Bandenegoismus der Sozialdemokraten getreten ist, muß den bösartigen, verbrecherischen Charakter dieser gegen den bestehenden Staat und die bestehende Gesellschaft gerichteten Bewegung doch nur verstärken, kann ihn aber für keinen halbwegs Urteilsfähigen mehr vertuschen. Auch daß diese Bewegung, die im Anfang, wie z. B. in Frankreich, durchaus vaterländisch gerichtet war (allons enfants le la patrie), später immer mehr kosmopolitisch, ja geradezu vaterlandsfeindlich wurde (à bas toutes les patries), bezeugt doch nur ihre immer weiter fortgeschrittene Verhändlerung und enthüllt damit immer mehr ihren eigentlichen, alleinigen Zweck. Das ist ja zuletzt, 1912, durch das Wahlabkommen der Sozialdemokraten mit dem Linksliberalismus, auch äußerlich offenbar geworden. Man

glaubte eben, nunmehr die Karten ganz aufdecken zu können. Daß mit dem jetzigen Kriege, um das Mißtrauen zu verscheuchen, wieder eine gewisse Nationaltuerei Platz greifen mußte, war nicht anders zu erwarten. Es wäre sehr töricht gewesen, wenn man sich anders verhalten hätte. Unsere braven Arbeiter hätten sich sonst einfach vom Sozialismus losgesagt. Diese Haltung wird aber seitens der eigentlichen Drahtzieher nur vorübergehend sein. Über kurz oder lang wird die Bewegung schon wieder in die Richtung kommen, die solche Bewegungen immer annehmen, wenn jene gewissen, meist fremden Leute, die ihre ursprünglichen Anreger und Nährväter sind, die Leitung in der Hand behalten. Mag eine Sache anfangs noch so idealistisch sein, mögen jene gewissen Leute den Idealismus anfangs sogar begünstigen, mit der Zeit wird sie in ihrer Hand doch materialistisch und damit ein Mittel für ihre geheimen Zwecke. Wer dem Teufel auch nur den kleinen Finger hinhält, wird ihm früher oder später die ganze Hand überlassen müssen.

Bekanntlich war auch dieser Bewegung eine geistige Vorbereitung, und zwar eine ziemlich lange und langsame, vorausgegangen. Hätte dabei, anstatt Jean Jaques Rousseau, Voltaire oder gar Montesquieu die ausschlaggebende Bedeutung erlangt, so hätte die Sache aller Wahrscheinlichkeit nach eine für Frankreich und die europäische Kultur günstigere Wendung genommen. An Stelle der Revolution wäre dann vielleicht eine Reformation oder Restauration, Verjüngung, zuerst der Geister und Herzen, dann auch der sozialen, politischen, wirtschaftlichen Ordnung getreten; aber schließlich kommt es bei den Ergebnissen geistiger Zeugung auch auf die Beschaffenheit der Empfangenden an, und diese ist anscheinend nicht von der Art, daß ein anderes Ergebnis zu erwarten war.

In unserer Zeit vollziehen sich geschichtliche Entwicklungen natürlich ebenfalls nicht ohne Vorbereitung durch geistige Bewegungen; aber diese gehen infolge der viel ausgedehnteren, mannigfaltigeren und wirksameren Suggestionsmittel viel rascher vor sich. Die nächste große geschichtliche Bewegung, die aller Wahrscheinlichkeit nach (wie die große Reformation im 16. Jahrhundert, deren 400jährigen Geburtstag wir nächsten Oktober feiern) von Deutschland ausgehend die Welt — auch die jetzt feindliche — erobern wird, dürfte darum keiner so langen Vorbereitungszeit bedürfen. Sie wird hoffentlich nicht so seltsame Verwandelungsstadien, wie die große französische Revolution, durchmachen und wird, hoffen wir, auch nicht abwärts, sondern, wie jene große deutsche Reformation, aufwärts gehen. Freilich müßten dann erst die (proletarischen) Nachwehen der großen sozialen Krisis von 1789 überwunden werden, und das hängt wieder davon ab, ob die deutsche Reichsregierung, die, wie im vorigen Hefte gezeigt, diese letzten Nachwehen einer bei uns schon in der Heilung begriffenen Krankheit ganz unverständlicher Weise so behandelt hat, daß daraus auch für unseren Staat und unsere Gesellschaft eine ganz ernsthafte Krankheit

auf Tod und Leben entstehen kann, endlich einen anderen Kurs einschlägt.

Ich sagte schon, daß die heutigen Suggestionsmittel natürlicher wie künstlicher, edler wie gemeiner Art infolge der großen technischen Erfindungen für geistigen Verkehr und der weitverbreiteten elementaren wie höhern Geistesbildung viel mannigfaltiger und wirksamer sind, als sie jemals in früheren Zeiten sein konnten. Es ist dabei aber ein gewaltiger Unterschied, ob sich eine neue geistige und sittliche Bewegung unter Mithilfe der Regierung des Landes, oder ohne, oder gar gegen dieselbe durchzusetzen hat. Die Regierung kann heute den Gedanken und Gefühlen Einzelner schnell eine bis in die abgelegensten Winkel eindringende Öffentlichkeit (Publizität) geben, vorausgesetzt natürlich, daß sie ernstlich will. Außerdem stehen ihr noch eine Fülle von direkten und indirekten Zwangsmitteln zu Gebote, die dazu dienen können, Gegenstrebungen zu unterdrücken und ihren eignen Bestrebungen Vorschub zu leisten. Wenn also heutzutage die Regierung des Landes eine starke geistige und sittliche Bewegung wirklich durchsetzen will, so ist ihr ein rascher und überwältigender Erfolg sicher. Ohne Mithilfe der Regierung hat eine Bewegung schon weit größere Widerstände zu überwinden; aber auch dann noch ist ihre Durchsetzung heute leichter als früher. Gegen die Regierung ist die Durchsetzung, namentlich wenn die Bewegung guter, edler Art ist und alle besseren Geister und Herzen erfaßt hat, auch heute noch möglich; nur dauert die Sache dann entsprechend länger, und es bedarf einer weit größeren Kraftanstrengung. Ist es ja doch selbst einer so schlechten, auf die Unwissenheit, Schwäche und Dummheit der großen Masse gegründeten Sache, wie derjenigen der Sozialdemokratie, gelungen, sich gegen Staat und Gesellschaft wenn auch nicht durchzusetzen, so doch anfangs wenigstens auf den Beinen zu halten. Natürlich wäre das ohne die heimliche Unterstützung jener gewissen Leute nicht möglich gewesen; auch befanden sich damals, ja befinden sich zum Teil jetzt noch Staat und Gesellschaft über den eigentlichen Ursprung und letzten Zweck dieser Bewegung völlig im Irrtum, und das hat ihr bekanntlich viel genützt.

Für die neue geistige und sittliche Bewegung, die kommen wird, weil sie kommen muß, weil ohne sie das deutsche Volk und die europäische Kultur zugrunde gehen müßte, ist ja die Konstellation von vornherein weit günstiger; indessen wäre es immerhin mißlich, wenn sie sich ohne oder gar gegen die Regierung durchsetzen müßte. Besonders mißlich wäre die Sache da, wo die gegnerische Regierung nicht bloß den Ausschuß einer wandelbaren Parlamentsmehrheit bildet, sondern von dem Willen der Krone bezw. des persönlichen Trägers derselben abhängt. Wenn aber die treibende Kraft einer solchen neuen Bewegung und ihr Hochziel der Natur und Kultur des deutschen Volkes und anderer ähnlicher Völker angemessen ist, und wenn sie auch sonst mit der natürlichen und göttlichen

Weltordnung übereinstimmt, nicht deren teufelisches Widerspiel ist, so wird ja wohl ein Widerstand der Krone in den dafür zunächst in Betracht kommenden Ländern nicht zu befürchten sein. Jedenfalls wäre ein solches Verhalten der Krone nicht nur überaus töricht, sondern für sie auch gefährlich, zum mindesten für ihren zeitweiligen Träger. Schlechter könnte der Träger einer Krone ja niemals beraten sein.

Solche Betrachtungen bringen von selbst auf die Frage, welche Staatsmänner für die praktische Durchführung einer großen und heilsamen geschichtlichen Bewegung am besten geeignet sind. Die Antwort darauf bedarf einer sorgfältigen Überlegung, wenn man vermeiden will, daß man bei der Suche an die Unrechten gerät, daß man, wie ein mir bekannter hoher Offizier einmal sagte, „in einen Schusterladen geht, wenn man Kram haben will".

Es gibt (vergl. Novemberheft 1916, S. 407) bei uns in Deutschland eine Meinung, die dahin geht, daß für staatsmännische „Geschäfte", wie man sehr bezeichnenderweise sagt, am besten ganz nüchterne, ideenlose Köpfe, überhaupt mittelmäßige Begabungen geeignet wären. Diese Meinung ist grundfalsch. Es mag sein, daß nüchterner, kühler Verstand und leidenschaftsloses Gemüt, falls beides sich, was sehr selten ist, in einer Person mit starker und zäher Willenskraft verbindet, gut dazu sind, um eine allzu heftig und stürmisch verlaufende neue Bewegung zu hemmen, sie in ruhige Bahnen zu lenken; aber solche Eigenschaften sind völlig ungeeignet, um eine noch gar nicht vorhandene oder erst schwache Bewegung zu fördern, ihr den Weg in die Öffentlichkeit und staatsmännische Praxis zu bahnen. Man darf eben niemals und besonders in diesem Falle nicht vergessen, daß nur starke Gefühle und Gedanken unter allen Umständen zum festen Entschlusse und zur starken Tat drängen. Wer also z. B. gar kein oder nur ein schwaches Nationalgefühl hat, ist die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit, um große nationale Forderungen und Bedürfnisse durchzusetzen. Freilich werden Persönlichkeiten, die, wie Bismarck, starke Leidenschaftlichkeit des Gefühls und stürmische Tatkraft mit kühlem, nüchternem Verstande vereinigen, immer sehr selten sein; aber darum braucht man im Falle des Mangels an solchen nicht gerade zu offenbaren Mittelmäßigkeiten seine Zuflucht zu nehmen. Und noch schlechter am Platze wären in solchem Falle Personen, die überhaupt keinen fest und klar bestimmten, geschweige denn starken, leidenschaftlichen Willen haben, die stets dem jeweilig stärksten Drucke oder Zuge, von welcher Seite er auch kommen möge, nachgeben. Sind die Druck- oder Zugkräfte ungefähr gleich stark und entgegengesetzt gerichtet, dann geschieht überhaupt nichts, und ist das nicht der Fall, dann erfolgt die Nachgiebigkeit in der Richtung der „Diagonale". Solche unfreie, rein mechanische Wirksamkeit nennen dann die betreffenden sogenannten „Staatsmänner" und ihre gleichgearteten Freunde „weise Mäßigung", und die Feinde des Volkes außerhalb wie innerhalb der Landesgrenzen rühmen sie

heuchlerisch als „Klugheit", „Vernünftigkeit". Derartige „Staatsmänner" wären für den gedachten, ja überhaupt jeden Zweck die denkbar ungeeignetsten. Wenn irgendwo, dann gilt für diesen Platz die Forderung: „Den Tüchtigen freie Bahn." Als Maßstab für die Tüchtigkeit sollten dann aber tatsächliche Leistungen und zwar positive — nicht etwa negative — gelten.

Noch ein Wort über die sogenannte „Gefühlspolitik" und die „moralischen Eroberungen". Beides ist im Grunde ein und dasselbe, und im üblen Sinne gemeint, versteht man darunter bekanntlich das Werben eines Staatsmannes um den Beifall, die Dankbarkeit, die Anerkennung des Auslandes, der Neutralen, ja womöglich der offenen und heimlichen Feinde des Landes. Wenn ein solches Verhalten dem eignen Volke oder dessen Freunden und Verbündeten nichts kostet, wenn es für diese nicht irgendwelchen ohne dringendsten Zwang zugestandenen Verzicht auf reale Vorteile einschließt, dann mag es noch hingehen, ja unter Umständen ganz nützlich sein. Wenn das jedoch nicht der Fall ist oder gar die Humanität, die Großmut gegen Neutrale und Feinde einer Grausamkeit gegen das eigene Volk oder dessen Verbündete gleichkommt, dann ist die Gefühlspolitik ungefähr das Dümmste, Schädlichste und Verächtlichste, was ein Staatsmann überhaupt tun kann. Keine Gefühlspolitik in diesem übelsten Sinne ist es jedoch, wenn ein Staatsmann den berechtigten und natürlichen Gefühlen des eignen Volkes oder den von dessen Freunden und Verbündeten Rechnung trägt; denn die Gefühle haben dann sicher auch irgendwelchen realen, mit den völkischen Lebensinteressen innig zusammenhängenden Untergrund. Ebenso dürfen „moralische Eroberungen" beim eignen Volke oder dessen Freunden einem Staatsmanne keineswegs gleichgiltig sein; denn wie sollte er hier sonst das zu einer gedeihlichen Wirksamkeit unerläßliche Vertrauen gewinnen.

Der Haß der innern oder äußern Feinde braucht ihn dabei nicht zu kümmern; im Gegenteil, je mehr diese ihn hassen, desto sicherer kann er sein, daß er sich auf dem rechten Wege befindet. Kein Staatsmann ist von den Feinden des deutschen Volkes bei seinen Lebzeiten und solange er im Amte war, bitterer gehaßt worden, als Bismarck. Nach dem Tode aber haben ihn sogar seine Feinde anerkannt. Er hat das Wort von „Gefühlspolitik" und von „moralischen Eroberungen" selbst geprägt, und was er damit meinte, war in der Tat etwas für die Lebensinteressen des eigenen Volkes denkbar Schädliches; aber er hat auch das Wort vom „furor teutonicus" und von den „Imponderabilien" geprägt. Dieser echte und rechte Realpolitiker wußte also gelegentlich und an der rechten Stelle auch die Gefühle für seine Politik der Tat dienstbar zu machen. Die „Realpolitiker" von heute aber reden von Realpolitik und machen doch nur zu oft — Moralpolitik im übelsten Sinne. Andererseits sprechen die Staatsmänner der Entente von „Humanität", von „Schutz der kleinen Nationen", von „Erhaltung der Zivilisation", der „Freiheit Europas",

denn sie ihre sehr realen Ziele und ihre unmenschliche Kriegführung vor den Augen der Neutralen verschleiern oder rechtfertigen wollen. Sie reden Moralpolitik, machen aber Realpolitik in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Ich will damit nicht sagen, daß wir diese Art von Politik ohne weiteres nachmachen sollen. Eines schickt sich nicht für alle; der Händler und Räuber, der Gauner und Gaukler hat eine andere Welt- und Lebensanschauung, als die ehrenwerte und rechtschaffene Menschenart; aber deswegen brauchen wir unsere politischen Karten nicht immer offen auf den Tisch zu legen. Warum sollte nicht auch für uns gelten: „A gentilhomme — gentilhomme, à corsaire — corsaire et demi?“

Wir kommen zum Schlusse. Die Gefühle können, wie man gesehen hat, für die politische Leitung der Völker von großem Wert oder Unwert sein, je nachdem sie bei der rechten oder unrechten Gelegenheit, zu hohen oder zu niederen Zwecken in Erregung versetzt werden. Überschätzen soll man sie nicht, aber noch viel weniger unterschätzen. Das gilt für die Führer wie für die Völker, und nur Unwissenheit oder Heuchelei wird das zu leugnen versuchen.

Unter den für die Politik in Betracht kommenden Gefühlen ist das heiligste die Volks- und Vaterlandsliebe. Lassen wir uns diese nicht durch internationalen Verbrüderungsrummel verkümmern und verleumden. Wir wissen ja jetzt, haben es durch diesen Krieg nur zu bitter erfahren, worauf diese Versuche letzten Endes hinauslaufen. Man will uns dadurch überreden, unsere starke Rüstung, unsere blanke, schimmernde Wehr abzulegen, damit man uns bei einer anderen Gelegenheit wieder und mit besserem Erfolg hinterrücks überfallen kann. Binden wir darum „nach dem Siege den Helm fester“ und singen wir aller heuchlerischen Weltbürgerei zum Trotz nach wie vor aus voller Brust und starkem Herzen heraus:

„Heilige Flamme glüh!
Glüh und verlösche nie
Fürs Vaterland!“

Bemerkung des Verlags: Unsern zahlenden Lesern, aber nur solchen, stehen auch von diesem Hefte Stücke zur Weiterverbreitung unentgeltlich zur Verfügung.

Krieg und Geschlechtsleben.

Ph. Stauff (z. Z. im Felde).

Angesichts der Zeitneigungen vor dem Kriege, die geschlechtliche Betätigung auch da als sittlich einwandfrei und als gesundheitlich notwendig hinzustellen, wo sie gegen eingegangene Treuverträge der Persönlichkeiten und gegen die aus allgemeinen Lebenserfordernissen geborene völkische Sitte verstößt, mag wohl mancher nachdenkliche Mann sich während der

langen Kriegsdauer gefragt haben, wie sich da eigentlich die Entwicklung des Geschlechtslebens gestaltet hat. Der Gegenstand, der ja gewiß hinter den unmittelbaren Erfordernissen des Krieges an öffentlicher Besprechung zurückstehen muß, ist von ungeheurer Wichtigkeit, vielleicht von annähernd so großer wie der Ausgang des Weltkrieges selbst.

Wie standen doch die Dinge vor dem Kriege? Wir sahen das deutsche Volk auf den Abstiegs-, den Selbstvernichtungswegen des französischen, und nach Vorgang der ständig in treuer Volkssorge arbeitenden völkischen Verbände hatte endlich auch die Reichsregierung auf die Gefahr der freiwilligen Geburtenbeschränkung hingewiesen und ein wesentlich gegen Außenerscheinungen der Sache gerichtetes Gesetz eingebracht, das wohl kaum mehr nennenswert zur Anwendung gekommen ist vor dem Kriege. Gewiß, die wirtschaftliche Entwicklung trug Mitschuld an dem gewollten Rückgang der Geburten; aber hätte die Krankheit nur in diesen Verhältnissen — nicht gleichzeitig in Geist und Gemüt weiter Volkskreise — gesessen, so hätte das Volk mit starkem Willen die wirtschaftlichen Verhältnisse den natürlichen biologischen Lebensbedingungen entsprechend umgebaut, nicht diese in naturwidriger Weise aus eigenem Willen beschränkt. Die maßgebliche Wirtschaftsentwicklung, die den Geburtenrückgang sozusagen wirtschaftlich notwendig machte, ruht auf bestimmten Kreisen, welche wir bezeichnen können als die Kreise der kapitalistischen Weltanschauung. Die volksverderblich tätige Seite dieser nämlichen Kreise gab aber auch den betroffenen Volksschichten Lehre und Rat, und auf dem Wege eines üppigen Handels sogar unmittelbare Hilfe zur Unterbindung des Nachwuchses, die unter allerlei fehlgesichtigen Wertungen (bessere Erziehung und Aufzucht und leichterer Lebensweg des beschränkten Nachwuchses wurden ins Treffen geführt) sogar zu einer sittlichen Pflicht der Zeit gestempelt wurde. Die ausgemachte klare Sünde wider die Natur, die zugleich eine selbst durch den Papst nicht zu lösende Sünde wider den Geist ist (denn die Natur regiert der Geist der Gottheit), wurde eine sittliche Forderung!

Den Leuten, die da gerne hinhörten, machte man die Sache leicht Man riet ihnen nicht etwa zu einem Verzicht auf den Geschlechtsverkehr um die Minderung des Volkszuwachses zu erreichen, sondern man verhütete die Empfängnis und löste dadurch den Geschlechtsverkehr des Menschen vollkommen von der Zwecksetzung, unter der ihn die Natur vorgesehen hat, ihn damit zu einer bloßen Möglichkeit sinnlichen Lustgenusses erniedrigend[1]). Gleichzeitig wurde, getragen von den nämlichen Kreisen, die geschlechtliche Gierigkeit zum obersten und fast ausschließlichen Problem der Dichtung und der darstellenden Kunst gemacht, und widernatürliche Richtungen des Geschlechtstriebes wurden als sittlich berechtigt öffentlich

[1]) Vergl. den Leitaufsatz dieses Heftes S. 512. (Die Schr.)

vertreten. Systematisch wurde die Auffassung ins Volk getragen, geschlechtliche Enthaltsamkeit gefährde die menschliche Gesundheit.

Es ist ganz außer Frage, daß ein sehr großer Teil der deutschen Heerespflichtigen unter dem Banne dieser Anschauungen in den Krieg zog, vor allem die Aushebung der größeren Städte, sehr weite Schichten unserer industriellen Arbeiterschaft, und auch weitere Massen, die ihr Leben durch die großstädtischen Ansteckungsherde geführt hat. Was mußte unter diesen Umständen der Krieg für Erscheinungen zeitigen im Hinblick auf den Ehebegriff und im Hinblick auf die Geschlechtsgesundheit unseres Volkes überhaupt! Man wußte, aus dem Feldzug 1870/71 sollen 85000 Männer geschlechtskrank nach Hause gekommen sein!

Hier sei zwischenbemerkt — damit der Leser nicht unnötige Beunruhigung schöpfe — daß nach den Mitteilungen des Reichsgesundheitsamts in unserem Kriege der Hundertsatz der Geschlechtskranken nicht höher ist als zuletzt im Frieden, sondern geringer. Aber wenn man dazu die scharfe Kontrolle auf geschlechtliche Ansteckung, die in unserem Heere herrscht, berücksichtigt, so will das nicht eben viel besagen. Es ist auch zu bedenken, daß einem nicht geringen Teile unserer Kampftruppen, der in volksleeren Frontabschnitten steht, eine Möglichkeit zu geschlechtlichem Verkehr überhaupt nicht geboten ist, und daß die Dinge da, wo vorwiegend junge Truppen in bewohnte Gebiete drangen, wie z. B. in Belgien, sehr schlimm liegen und im Anfange wohl noch schlimmer gelegen haben.

Mittlerweile sind aber auch die Kreise nicht untätig geblieben, denen die Verrottung der sexuellen Anschauungen im Volke ein Ziel ist, für das sie die Mittel und Wege der Wissenschaft in Bewegung setzen. Der vielberühmte, unlängst verstorbene Breslauer Physiologe Prof. Dr. Neisser (Lebensbeschreibung siehe im „Semi-Kürschner") hat im vorigen Jahre ein Rundschreiben an die Ärzte und Hilfsärzte der Armee (wohl auch an andere Personen) ergehen lassen, in dem er, um Stoff für die Beurteilung der geschlechtlichen Enthaltsamkeit und ihrer Folgen zu gewinnen, eine große Zahl ganz unglaublich zudringlicher Fragen, mitunter „subtilster" Art, aufstellt, mit der Bitte, sie ohne Namensunterschrift zu beantworten. Es handelt sich um Fragen, deren Beantwortung eine völlige sexuelle Selbstzergliederung zur Voraussetzung hätte; selbst nach Symptomen wird in derselben zudringlichen Weise gefragt, mit der man in den Kreisen um Magnus Hirschfeld den Umgang des Mannes mit seinem Schnupftuch beobachtet.

Es ist klar, welches das Ergebnis einer solchen Umfrage, wenn sie überhaupt Erfolg hatte, notwendig sein mußte. Deutsche, keusch empfindende Ärzte warfen das unverschämte Rundschreiben mit Entrüstung in den Papierkorb oder gar ins Ofenfeuer, und als Beantworter kamen dann schamlose, Entartungsneigungen unterworfene oder nicht am deutschen Ehrgefühl hängende Leute in Frage, denen die Anonymität noch dazu

besondere Anreize bieten durfte. Geantwortet werden also vorwiegend Männer haben, denen das Geschlechtsleben als Sache persönlicher Lustmöglichkeit im Mittelpunkte des Lebens steht, und was für Schlüsse auf diesen Antworten Prof. Neisser errichtet haben würde, wenn er nicht mittlerweile diesen eigenartigen Forschungen durch den Tod entzogen worden wäre, das kann man sich wohl so ungefähr denken. Die Schädlichkeit der geschlechtlichen Enthaltung würde in einer medizinisch-wissenschaftlichen Vortragsschrift, die auf den Nobelpreis hätte rechnen können, für alle Zeiten, Länder und Völker kunstgerecht bewiesen, und von da aus würde sich erneut der Strom der Glücksmache durch Leben, Dichtung und Kunst ergießen: Lebe dem Gefallen deiner Sinne, Menschentier!

Einen Beantworter hat Dr. Neisser allerdings doch gefunden, der ihm anderes sagte, und zwar öffentlich: Prof. Schäffer tat es in der Münchener Medizinischen Wochenschrift. Dem Schreiber dieser Zeilen hat sein Bataillonsarzt, der natürlich nicht an eine Beantwortung der Anfragen dachte, das Neissersche Rundschreiben und die prachtvolle Schäffersche Einspruchsveröffentlichung vorgelegt.

Von da aus hat die Neisserfrage mich mehr beschäftigt, und ich habe nicht nur angefangen, Kameraden zu beobachten, sondern auch in solcher Weise, wie man das als deutscher Mensch vor sich verantworten kann, um des Zweckes willen auszuhorchen. Es handelt sich um Truppenteile, in denen fast alles an der Altersgrenze Landwehr-Landsturm steht bezw. beim Ausbruch des Krieges gestanden hat; zugekommener wiederholter Nachersatz war teils jünger, teils älter. Fast alles ist durch Berlin gelaufen, sehr viele leben dort. Es sind fast alle Berufsstände vertreten, die nicht akademische Bildung fordern. Unser Frontausschnitt liegt in der Mitte der westlichen Kampfesfront; aus den besetzten Franzosendörfern ist die Bevölkerung abgezogen; nur in einem verblieb ein Teil bis heute — Männer, Frauen und Kinder, meist natürlich die ärmeren. Einige unliebsame Vorkommnisse mit Folgeerscheinungen haben sich da leider ereignet; aber im ganzen ist schon die Möglichkeit dazu so gering, daß Enthaltsamkeit beinahe keine Tugend mehr ist, sondern mehr eine Selbstverständlichkeit. Die Truppe ist seit reichlich zwei Jahren in diesem Gebiete.

Die Kameraden, an die ich mich mit meinen Fragen zu wenden unternahm, sind natürlich die besseren Charaktere, die stilleren, die auch erst einmal in sich hineinhorchen, ehe sie antworten. Von diesen Leuten — sie sind fast alle verheiratet und stehen doch alle im hohen Mannesalter — hat mir jeder einzelne gesagt, er habe sich schon oft im stillen gewundert, wie völlig während des Krieges der Trieb in ihm schlafen gegangen sei. Keiner klagte Beschwer oder Verlangen, keiner hatte besondere Erscheinungen infolge der allerdings durch ein paar Heimatsurlaube gemilderten geschlechtlichen Enthaltsamkeit an sich bemerkt.

Dann ist da eine andere Gruppe, die ich einmal glatt als die exuellen Maulhelden bezeichne. Die kennen jedes erreichbare Weib in eitem Umkreise. Sie brüsten sich damit, wie schwer ihnen die Enthaltung ird und reden und meinen beständig von ihren Lüsten. Ihr liebster Interhaltungsgegenstand ist die Zote und das Kaschemmenlied, und sie üten mit diesen Dingen um so stärker, je mehr sie empfinden, daß sie esseren Gemütern damit auf die Nerven fallen. Sie haben ihre Freude n geilen Nacktbildern und an der Umdeutung jedes Unterhaltungsworts ns Sexuelle, und sogar an der Schilderung perverser Wollüste. Richtige Zuhälternaturen sind darunter nur wenige. Das meiste ist Zuhörertum, as sich kitzeln läßt und zu solchem Treiben grinst. Die Leute dieser Art, enen Schamempfinden etwas Fremdes ist, kann man natürlich nicht be- ragen; aber da ist's auch nicht nötig. Denn was sie erzählen, wenn ie von ihren Urlauben an die Front zurückkehren, besagt genug. Offen- ar haben sie nach der Regel, wonach gleich und gleich sich gern gesellt, neist auch Frauen erwischt, die mehr oder weniger Sexualbestien sind. Da bekunden sie alle mit der verzweifelnden Gebärde, die komisch wirken oll, daß sie sich jammervoll „blamiert" hätten; ihre Kräfte hätten bei veitem nicht den Ansprüchen der ehrsamen „Gattinnen" genügt.

Diese Anführungen dürften wohl ausreichen zur Beurteilung der Neisserschen Umfrage, wenigstens für den in Frage kommenden Alterskreis der Männlichkeit. Das Bild wird aber darüber hinaus ziemliche Allge- meingeltung haben, wie eine einfache physiologische Überlegung er- kennen läßt. An Organen, die nicht in Anspruch genommen werden, baut der Körper nicht; er führt da keine Säfte zu. Beim Athleten werden Arme und Beine, auch die Genickmuskeln massig versorgt; der ewig sitzende Schneider hat dünne Beine, und wer seine Arme nicht nützt, bekommt keine Kraft hinein. Das ist ja sozusagen der Sinn aller Sport- übung, im Ausgleich zu der vielfach einseitigen Inanspruchnahme der Organe durch die Arbeit alle Glieder des Körpers in Tätigkeit zu setzen, damit die Säfte aus der Nahrung ihnen allen zugute kommen und den Menschen als Organismus gesund erhalten. So liegt es auch klar, daß bei längerer Aussetzung des geschlechtlichen Verkehrs der Körper in die diesem dienenden Organe keine Kräfte mehr zieht. Im Mönchs- und Nonnenleben führt das offenbar schließlich zu einem völligen Ersterben des an diesen Organen haftenden Trieblebens, so daß nach einer gewissen Zwischenzeit der Anfechtung die Fortführung der Enthaltsamkeit keinen Willensaufwand mehr erfordert. Dazu tritt im Kriege die starke Inanspruchnahme der Körperkräfte und der Nervenkraft im be- sonderen, die Ungleichmäßigkeit in Nahrungsaufnahme, Schlaf und Wachen. Da hat der Körper soviel zu schaffen, auszugleichen und zu ersetzen außer- halb der sexuellen Lebensseite, daß für diese eine Kraftzufuhr normalerweise kaum übrig bleibt. Also wird da auch kein Explosivdruck entstehen, dem

unausweichlich Raum geschaffen werden müßte, und es wird einem Mann von Charakter, der seine Kriegerpflichten ernst erfüllt, nicht übermäßi schwer werden, auch durch einen lange währenden Krieg seine ehelich Treue zu halten. Ich bin überzeugt, daß sie in diesem Kriege von ein sehr großen Zahl wackerer Männer brav gehalten worden ist, auch w es an Gelegenheit zum Fehltritt nicht mangelte, und daß selbst manche der den Kameraden gegenüber das Gegenteil offen behauptet, den Fehltri nur mit dem Munde begeht, weil er das für forsch hält und mit sein Person nicht hinter „dem Zeitgeiste" zurückstehen will. Nun mögen alle dings diejenigen eine Ausnahme machen, deren ganzes Sinnen un Denken sich — wohl schon von der Einwirkung ihres bürgerlichen Umgang kreises her — wesentlich um den Sexualtrieb dreht. Es leuchtet ei daß bei diesen aus der Vorstellungswelt her ein beständiger oder wenigsten oft erstehender Reiz auf die Geschlechtsorgane ausgeübt wird, und daß dan der Körper auch einen unverhältnismäßig großen Teil der Kraftzufuh aus der Nahrungsaufnahme dorthin befördert. Solchen mag dann di Enthaltsamkeit, zu der sie sich wohl auch als Ehegatten nur schwach ode gar nicht verbunden fühlen, als eine ganz unmögliche Zumutung erscheine und die lassen dann eben, wo Gelegenheit ist, ihren Lüsten freien Lau oder verschaffen sich, wo solche fehlen, auch gar auf un- und widernatürliche Wege Erleichterungen.

Für die wohl große Überzahl unserer Krieger, insbesondere der au dem Lande lebenden und der wenigstens vom Lande stammenden, dere Seelen nicht vom großstädtischen „Zeitgeiste" ergriffen sind, ist als siche anzusehen, daß sie die ihnen durch den Krieg aufgezwungene geschlechtlich Enthaltsamkeit ohne irgendwelchen Schaden an Gesundheit de Körpers und Gemütes üben und der Frau zu Hause, der tapferen Mi kämpferin am Herd, die Treue wahren, die sie ihr gelobt habe Anders mag es stehen, wo man, wie es vor dem Kriege schon gar nic selten in den großen Städten mit der fehlenden allgemeinen gegenseitige Sittenaufsicht geschehen ist, das Treugelöbnis überhaupt im beiderseitige Einverständnis nicht als eine Bindung nahm.

Daß übrigens die geschlechtliche Enthaltsamkeit durch länger Zeit ohne jeden Schaden für beide Teile, aber mit großem Nutzen fü die gebärende Mutter und die völkische Nachzucht, beobachtet werde kann, wissen wir dank den so vieles Verborgene aufhellenden Forschunge des Wiener Gelehrten Guido v. List. Durch ihn wissen wir, daß de Weihnachts-Heilbräuchen als reinen Götterfeiern der Dreigöttertag (heut Dreikönigstag) der Menschenerschaffung folgte (Odin, Hönir und Lodu oder Wuotan, Donar, Loki finden am Meeresgestade „Ask und Embla" und machen das erste Menschenpaar daraus. Daran schloß sich de Fasching als Zeugungsfest der Menschen (Fasching = immerwährend Zeugung, Karneval — carrus navalis = Schiffskarren), gewürzt durch scharf

peisen, starke Getränke (Bockbier), Heilsgebäck mit sprechenden Namen
nd Formen, Spiel und Tanz. Der Fastnachtsdienstag als Zeugungs-
erichtstag machte dieser Zeit ein Ende, und es folgte die Fasten (Zeugung
btrennen) mit ihrer sinndeutlichen wie praktisch wichtigen Enthaltung vom
Fleischgenuß", während der Fisch als Sinnbild der Entstehung gegessen
erden konnte. (Die Sonne tritt im Hornung als dem Zeugermond ins
ternbild der Fische.) Der Schiffskarren des Faschings ist das Schiff der
Göttin Nehalenia, der Fruchtbarkeitsherrin; es fuhr im Hornung aus und
ehrte Ende Gilbhart (Oktober), anfangs Laubris (November, wenn die
onne in das Zeichen des Skorpions tritt) reichbeladen zurück. Was es
a brachte, war der neue Kinder-Jahrgang, den unsere Alten als
Ackerbauern und kriegsverpflichtete Freie nur am Beginne der Winterzeit
rauchen konnten. In entlegenen Landgegenden gewahrt man heute noch
Nachwirkungen jener Verhältnisse.

Wir erkennen also die Tatsache, daß unsere germanischen Volksväter
em Geschlechtstrieb eine seinem natürlichen Zwecke bestentsprechende
urze Zeit im Jahre angewiesen hielten, und daß sie während des übrigen
Jahres enthaltsam lebten um der Gesundheit der Mutter und der sich
ntwickelnden Frucht willen. Echte, rassig nicht verminderte Frauen, die
mpfangen haben, werden sich immer nur mit starkem, innerem Wider-
treben dem Willen selbst eines geliebten Mannes zum Geschlechtsverkehr
nterwerfen, und der Verständige wird diesen Widerwillen des gesegneten
Weibes als naturgewollte Schutzwehr für die werdende Frucht erkennen
und verzichten aus Liebe zu Weib und Kind. Vom entarteten Weibe
dagegen wird behauptet, daß es in diesem Zustande besonders begierig
sei, und ein Kamerad, der stark am „Zeitgeist" gesogen hat, erklärte mir
kürzlich: das sei es eben, was uns zum Menschen machte, daß wir nicht
auf eine Brunstzeit hielten wie die Tiere und den Geschlechtstrieb nicht
nur im Sinne der Zucht nützen könnten wie diese, sondern daß wir frei
darüber verfügen könnten zur Befriedigung unserer Lust.

Hoffen wir, daß der Krieg mit seinem Ernste solche Auffassungen
zusammen mit Neissers Rundfragen gründlich vom Tische streift; es
würde das einen großen Segen für unser Volk bedeuten. Den Gottes-
willen in bezug auf diese Fragen zu erkennen, kann nicht schwer sein,
und wenn wir ihn erfüllen, so bleibt für alle Zeit die Ehe die Pfahlwurzel
des Germanentums, und die ihr entstammenden Geschlechter werden prangen
an Leib und Seele und werden Göttersöhne sein.

Der Staat als sittliches Bewußtsein[1].

Dr. Franz Haiser.

Ohne Philosophie keine Grundlagen des Denkens.

Jeder vernünftige Baumeister ist besorgt, seinen Bauwerken einen sicheren Grund zu geben. Will ich bauen, so muß ich doch vorher wissen, worauf ich bauen werde. Ohne feste Grundaxiome wäre selbst die Mathematik bloß ein hinfälliges Gebäude, die einfachsten Rechnungen könnten bezweifelt und bestritten werden, da andere Voraussetzungen andere Kausalreihen und andere Schlüsse bedingen würden. Den Grundstein zu allem menschlichen Denken aber vermag nur die Philosophie zu legen. Freilich führt sie einem Baumeister, der keinen spezifischen Geschmack und keinen individuellen Stil sein eigen nennen kann, eine Unmenge von Fundamenten zur Ansicht und Auswahl vor Augen, hat er sich aber einmal für einen Grundstein entschieden, dann wird sein weiteres Bauen ein leichtes sein und er hat keinen Zusammensturz seines Gebäudes mehr zu befürchten. Der Zeitgeist der „Moderne" wähnt der Philosophie entbehren zu können und verwirft somit auch die Fundamente alles Denkens. Man beginnt, um ja recht „praktisch" und angeblich nüchtern „vernünftig" zu erscheinen, gleich mit den Wohnräumen und baut fort in die Höhe, ohne je an einen Grund gedacht zu haben. Solche Gebäude vertragen keine Erschütterungen und keine Angriffe, sie stürzen zusammen wie ein Kartenhaus.

Thomas Hobbes (1588—1679).

Einen sehr vernünftigen Grundstein zu einem Staatsgebäude hat meiner Ansicht nach der Engländer Thomas Hobbes gewählt. Er gleicht Machiavelli in manchen Stücken, ohne jedoch in dessen Frivolität zu verfallen und übertrifft ihn an Schärfe der Logik. Der ursprüngliche Zustand der Menschheit ist nach ihm ein Krieg aller gegen alle. Nur durch die Zucht wird der Mensch zur Gesellschaft fähig. Jeden Menschen leitet die Begierde, sich andere durch List oder Gewalt zu unterwerfen; jeder muß sich vor dem anderen in acht nehmen. Die Menschen müssen durch Gottesfurcht und die Furcht vor Strafe beständig auseinandergehalten werden, um nicht wieder in den ursprünglichen Zustand, also in den Krieg aller gegen alle, zu verfallen.

Idealismus und Staatsidee.

Nun trennen sich aber unsere Wege, denn sein spezifisch englisch-utilitaristischer Standpunkt widert mich an. Das Böse ist wohl vorhanden, man müßte entweder ein Lügner oder ein Schauspieler sein, wollte man es verdecken, aber man muß trachten, die Mittel des Idealismus dagegen ins Feld zu führen. Der Staat ist meiner Ansicht nach eine Einrichtung,

[1]) Vergl. Haiser, „Die Überzeugungskraft des Beweises." Konegen, Wien.

deren wahre Bestimmung weder in der bloßen Sorge um den Einzelnen, noch in jener für die Gesamtheit besteht, er strebt vielmehr einem Ideale zu und hat daher in erster Linie sich selbst im Auge zu behalten; wohl müssen alle seine Organe und Zellen lebensfähig und gesund erhalten werden, aber der Staat ist nicht um ihretwillen geschaffen, vielmehr haben sie sich ihm zu unterwerfen und dienstbar zu machen, weil er selbst ein neues, ein größeres, ein sittlicheres Bewußtsein zu werden verspricht. Die Mutter, deren Schoß ein künftiges Ideal birgt, darf nicht nur rücksichtslos gegen alle sein, sondern sich auch auf ihre Kosten ernähren. Das höhere Bewußtsein, der „Übermensch" ist nicht im einzelnen zu suchen, sondern bei der Gruppe, im neuen Organismus: Staat.

Im Staate realisiert sich der Wille zur Macht, der transzendenten, also göttlichen Ursprunges ist, zur Immanenz, das heißt, dieser Wille tritt in das zeitliche Geschehen ein und ist somit der Veränderung und allen Mängeln unserer irdischen Welt unterworfen, aber ideal bleibt er immerhin, weil er ein Ideal verfolgt. Der ideale „Wille zur Macht" will Herr werden über alles Böse und dem Guten zum Siege verhelfen. Er sammelt die Guten und will sie zu Herren und Befehlenden über die Bösen machen. Als böse erscheint ihm alles, was an die frühere Zeit des plan- und ziellosen Kampfes, des Krieges aller gegen alle erinnert. Der Wille des Einzelnen muß in ihm aufgehen, sonst ist er sein Feind, der Staat kämpft also beständig, weil sein Ideal der Friede ist. — Die Bestimmung des Staates ist also zu trennen, abzuscheiden und nicht zu verallgemeinern, wie diejenigen tun wollen, denen ein sogenanntes Menschheitsideal vor Augen schwebt. Wer der neuen Idee, der selbstlosen Gruppenaufopferung, sich nicht fähig erweist, wird abgeschieden und den Dienenden zugewiesen, wo ihm der Gehorsam durch die Zucht beigebracht wird. Zellen, die nach Neugebilden streben, werden vom Organismus abgetrennt und vernichtet. Jede parasitäre Wucherung schwächt den Staat und rückt somit auch die Realisierung seines unendlichen Ideales abermals in die Ferne. Der Staat kann nicht Wunder wirken und aus minderwertigen Menschen hochwertige hervorzaubern, er kann nur scheiden, züchten und erziehen, die Übelwollenden aber durch die Zucht regieren und so höheren Zwecken dienstbar machen. Darum besteht der Staat aus Befehlenden und Dienenden. — Aber nicht nur im Innern, auch nach außen hin verfolgt der Staat die Vorherrschaft, weil er nach Ruhe, Ordnung und Frieden strebt. Der ursprüngliche Einzelegoismus ging durch den Familien-, Sippen-, Volksegoismus hindurch in dem Staatsegoismus auf, der alles für sich beansprucht, um die Vorherrschaft über die anderen Staaten zu gewinnen und dadurch den ewigen Streit des Nebeneinander durch ein starres, unbeugsames, aber ruhiges und glückliches Nacheinander zu verdrängen. Gegenseitige Duldung ist gleichbedeutend mit ewigem Kriege. Will der Mensch Frieden haben, so muß er folgen und sich

unterordnen. Alle parasitären Rassen propagieren die Idee der „gegenseitigen Duldsamkeit", ein Beweis, daß dieses Ideal stets mit selbstsüchtigen Hintergedanken und mit der Lüge durchsetzt ist. Alle individuelle Freiheit, die selbstsüchtige Interessen verfolgt, ist also ein Feind des Staates und als solcher zu vernichten oder zu versklaven, denn nur so kann der höchsten sittlichen Freiheit zum Siege verholfen werden. „Freiheit ist, das tun können, was man soll und nicht gezwungen werden zu tun, was man nicht soll" (Montesquieu). Moralische, religiöse und politische Werte müssen harmonieren, sonst kann man von keinem „sittlichen Bewußtsein" des Staates sprechen. Der Scholastiker, käme er nun aus den Reihen der Mönche oder aus jenen der modernen Wissenschaftler, sucht hier zu trennen, wo es nichts zu trennen gibt. Selbst Ultrademokraten dachten noch immer logischer und ethischer als unsere heutigen Liberalen und Freiheitlich-Fortschrittlichen, denn diese wollen tatsächlich die unumschränkte Freiheit in jeder Weise zum Prinzip erheben, was so viel bedeutet, als theoretisch zum absoluten Zweifel, praktisch hingegen zur Anarchie zu gelangen, denn die individuelle Vernunft allein vermag nirgends Schranken zu setzen, nur der Rassengeist, das Volks- und Staatsbewußtsein vermag das. Selbst Rousseau begrenzt in seinem Jakobinerstaate die Gewissensfreiheit und bedroht sogar die gegen seine „bürgerliche Religion" sich Auflehnenden mit dem Tode. Der naive Liberalismus hat für diese Auffassung keinen Sinn, aber ein Staat, in dem die Prinzipien des Liberalismus tatsächlich, gründlich und konsequent durchgeführt wären, müßte mit dem Kriege aller gegen alle und mit Selbstzerfleischung enden. Nur die Lüge und die Unaufrichtigkeit bei der praktischen Durchführung seiner eigenen Grundsätze rettet ihn vor deren unerbittlichen Konsequenzen. Nur Abenteurerexistenzen, schlechte parasitäre Rassen oder dumme Idealisten können auf solche Zustände lossteuern.

Der sozialaristokratische Staat.

> Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven.
> Eure Vornehmheit sei Gehorsam!
> Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen!
>
> Friedrich Nietzsche.

Mein Staat ist somit im richtigen Sinne des Wortes sozial, aber er ist sozialaristokratisch. In ihm herrscht die strengste Scheidung der Stände und das Bestreben, die Rassenreinheit der oberen Kasten dauernd zu erhalten. Die Sittlichkeit der Ehe dreht sich nicht um die Frage, ob monogamisch oder polygamisch, sondern ob Blut zum Blute. Keinem Stande, auch nicht dem höchsten, gebührt das Recht, den Staat für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten, er ist weder zugunsten des einen noch des anderen geschaffen, ja in gewissem Sinne nicht einmal zugunsten der Gesamtheit, denn er ist Selbstzweck, weil er ein selbständiger, denkender Organismus werden will, ja, er fordert geradezu von der Gesamtheit, ohne Ersatz zu bieten, er fordert Pflichten, und ist deshalb allen mehr oder weniger zum

Leide. Je höher der Stand, desto mehr Rechte, aber auch desto größere Pflichten, besonders die Wehrpflicht liegt ganz auf den Schultern der höheren Stände. Wenn auch zeitweise der befehlende Teil für sich zugunsten und zuungunsten des untergebenen Teiles wirtschaftet, so ist das einfach die Erscheinung mehr oder weniger aller Symbiosen, die man früher als gleichrechtlich ansah. Denn im Staate kommt es nicht darauf an, möglichst „gerecht" — im spießbürgerlichen Sinne — die Lasten und Freuden zu verteilen, sondern dem Staatskörper frische Kraft und neues Leben zuzuführen. Doch ist der befehlende Teil stets verpflichtet, den untergebenen möglichst zu schonen, denn schädigt er seine Lebenskraft, so schädigt er dadurch den Staat und seine Handlung ist unsittlich. Radikalböse hingegen sind alle Handlungen, die mit Absicht dem Staatsinteresse zuwiderlaufen. Der Ausgleich und die eigentliche gerechte Behandlung des Individuums kommt nur Gott, aber niemals dem Menschen zu, der gar nicht den Grad des inneren Verdienstes zu erfassen und zu messen vermag, das von Individuum zu Individuum ganz verschieden ist, die absolute Gerechtigkeit entschlüpft dem gesunden Menschenverstande ins Transzendente. Wir haben nur das Staatsideal zu hegen und zu pflegen, dann haben wir unsere Pflicht getan. „Die Abhängigkeit gegenüber Gott ist Freiheit gegenüber der Welt" (Schleiermacher). Ohne Transzendenz kein Fixpunkt, kein Halt, keine Pflicht und kein Staat, denn durch bloß reale Vernunftwerte allein kann kein dauernder Bau geschaffen werden, jeder Nachfolger vermag mit Leichtigkeit den Bau seines Vorgängers niederzureißen und seine eigenen Werte dafür einzusetzen, also seinen persönlichen Baustil, während ein in Gott verankerter, überindividueller Stil des Staates allen Stürmen Trotz bietet. Auch materialisiert jeder Utilitarismus, ganz besonders, wenn er auf rein mechanistische Ursachen zurückgeführt wird, den Staatsmenschen, statt ihn zum Ideale emporzuheben, was ja der eigentliche Zweck des Staates ist.

Der Staat als Individuum.

Der Staat ist also ein im Werden begriffener, großer, neuer Organismus. Er strebt nach einem selbständigen und höheren Bewußtseine, das wir Glieder desselben, wir Andersdenkenden, nicht verstehen können, wir fühlen nur, daß er sittlicher und erhabener denkt, als wir mit unseren stets auf tierisches Wollen gerichteten Trieben. Seine Zellen sind die Familien, seine Organe die Stände. Seine Organe ernähren ihn, er aber leitet, ohne daß es uns klar bewußt würde, wohin der Weg eigentlich führt. — Das Bewußtsein des Andersrassigen ernähren andere Organe und andere Zellen, Bewußtseine Verschiedenrassiger können einander nicht verstehen, sie sind einfach andersbewußt, sie gehen verschiedene Wege. Auch Staaten, die verschiedenbewußt denken, verstehen einander nicht, denn die Vernunft ist kein Universalschlüssel für die Welt, so viele Schlösser, so viele Schlüssel. Darum

herrscht der Streit auf Erden, weil die Harmonie nur dem reinen Sein, der absoluten Unveränderlichkeit und Gleichheit mit sich selbst, also nur der Göttlichkeit zukommt. Das Absolute lebt, es i s t die Wahrheit, jedoch seine virtuellen Strahlen differenzieren sich auf der artverschiedenen Netzhaut des irdischen Chaos zum artverschiedenen Bilde, das freilich nie die Wahrheit darzustellen vermag und beständig im Fließen begriffen ist. „Die Vernunft ist kein Ding für sich allein", sagt ein chinesischer Weisheitsspruch, sie ist bloß etwas Relatives; entkleidet man sie des instinktiven, unbewußten Willens im Denken, der jedem Rassigen eigen ist, so führt sie ins Labyrinth des absoluten Zweifels, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Alle müssen alle hassen und alle alles verachten, wenn es keine Scheidung nach Denkformen und Rassen, keine Überordnung des Höherwertigen über den sittlich minderwertigen Menschen mehr gibt, wenn nicht der stumme Sittenbefehl sowohl in der Zelle des Staates, als in seinen Organen herrscht, wenn die sogenannte „freie Selbstbestimmung", die Familie, Stände, Staat und — Welt korrumpiert, verhetzt und unglücklich macht, nicht radikal ausgerottet wird. Denn diese „freie Selbstbestimmung" darf nur den Gliedern einer Gruppe gewährt werden, die aus lauter stilistisch einheitlichen Individuen besteht, weil sie dann einer natürlichen, organischen Leitlinie folgt, der alle ihre Glieder auch ungeleitet, also unbewußt Folge leisten. Dem Entwicklungsstrome des Rassenchaos hingegen vermag nur der Wille des Herrenvolkes eine Resultierende aufzuzwingen. Die Individuation wurde durch die Rassen- und Klassenvermischung auf die Spitze getrieben, es ist fast das Krankheitsbild einer erlöschenden Gattung. Alles ist in der „Freiheit" tief unglücklich geworden, alles wird zum wahnwitzigen Mehrseinwollen als der Mitmensch gleichsam vorwärts gepeitscht, alles würde trotz Verlust der „Freiheit" tief aufatmen, wenn ein jeder auf seinen Posten gestellt würde, der ihm gebührt und nicht mehr werden kann und d a r f, als wozu er geboren ist. Im sozial-aristokratischen Staate steht die Erblichkeit sittlich höher als die Erwerblichkeit. Ist der Fortschritt im Vorherrschaftskampfe begründet, so wurde er durch die „Freiheit" verunedelt und verroht, weil sich heute der Edle mit dem Sklaven in der Arena herumbalgen muß. Jeder edle Grieche und Römer hätte Festspiele verlassen, bei denen er gezwungen worden wäre, sich mit Sklaven und Freigelassenen im Kampfe zu messen. Ein Wettkampf mit Berufsspielern und Gladiatoren mit ihrer berüchtigten Moral entehrte den Patrizier. Alles wurde einem Nero verziehen, aber sein Auftreten in der Arena niemals! — Wie viel doch muß der Edle heute von seiner Ehre abgeben, wenn er sozusagen „ehrlich sein Brot verdienen" will! — Ist der Fortschritt aber auf der Individuation begründet, so haben wir diese „Mutationen", diese Erreger des Fließens in der Weiterentwicklung unserer Art durch die „Freiheit" verseucht, denn die Individualitäten des Chaos treten wie die Pilze aus dem Boden, rasch entstanden, über Nacht verschwunden, keinen

Kern in sich, nur wässeriges Zeug, das sofort wieder der Zersetzung anheimfällt. Die „Vielzuvielen" Nietzsches wollen unserem Strome der Entwicklung, jeder für sich, eine andere Richtung geben, jeder zerrt nach einer anderen Richtung, aber kein einziger vermag das Strombett tief genug zu graben, sein Wasser verliert sich in Seitenarme, zerrinnt, versumpft in der Ebene der ungesunden Ausdünstungen.

Die menschliche Vernunft ist also weit entfernt, etwas Absolutes zu sein, sie ist bloß eine Gruppeneigentümlichkeit, die von Stand zu Stand sowohl, als von Staat zu Staat durch Wertgefälle, beziehungsweise durch Artverschiedenheiten geschieden ist. Wie der Typus einer Rasse charakteristische Eigentümlichkeiten aufweist, so tritt auch das Bewußtsein des Menschen in verschiedenen, stilisierten Gruppen auf. Auch der Wille einzelner starker Führernaturen vermag, unabhängig von der Rasse, Gruppen Gleichgesinnter sich zu erzwingen, indem er sich auf diese Weise Anhang verschafft und sein Machtgebiet vergrößert. Es entstehen so politische, religiöse, überhaupt Gruppen Gleichgesinnter, die aber, wie die Einzelindividualitäten des Rassengemisches, kein langes Leben haben und mit der Mode kommen und gehen. Nur eine innige Verschmelzung des Bewußtseinsinhaltes mit dem Stamme und der Erziehung, sowie einer entsprechenden Umgebung und Außenwelt, verleiht Kern und Haltbarkeit. Der Sohn gleicht dem Vater und muß sich nicht erst „durch innere Kämpfe zum Guten emporringen". Was diesem zum Leide und zum Weltschmerze ist, ist dem Rassenmenschen zur Freude, denn Schmerz und Freude sind etwas ganz Relatives und der Rassenmensch ist einfach mit der Notwendigkeit des Weltgeschehens harmonisch abgestimmt. Man sehe nur, mit welcher Heiterkeit der echte Rassendeutsche die schweren Lasten des Krieges auf seinen Schultern trägt[1]).

Die fremde Art braucht nicht, ja soll nicht verstanden werden, denn der unsittliche Einzelkampf ist dem unpersönlichen Gruppenkampfe, dem Kampfe der Staaten untereinander gewichen, alles drängt auf Vergrößerung seines Machtgebietes, bis am Ende die ganze Welt eine einzige große Gruppe darstellt, das labile Nebeneinander, das sogenannte Gleichgewicht, das den ewigen Streit bedingte, ist dem Eingottwillen des absoluten Übereinander, vom untersten Diener, über Herren, Fürsten, König, Oberpriester hinweg, bis zum Gotte gewichen, und dieser Zustand ist streitlos. Jede zwanglose Nebeneinanderstellung von Kräften bedingt den Streit, weil es keine Duldung geben kann und d a r f, die Welterlösung liegt im Gehorsam und in der Pflicht.

---

[1]) Wir können uns auch ein Anders-Bewußtsein, das mit unserem Bewußtseine überhaupt gar keine Beziehungen mehr hat, vorstellen. Muß denn der Typus „Mensch" und seine spezifische Denk- und Vorstellungsart im ganzen Weltall vertreten sein? Welch kindlicher Anthropozentralismus, verkündet von „Freidenkern", die über den Kirchlichen angeblich hoch „hinausgewachsen" sind!

Selbstverständlich ist hier nur von Idealen die Rede, und Ideale brauchen Zeit zur Entwicklung, denn das Ideal ist ein Versuch, unzählige Male bricht es zusammen, um sich zu erneuern und zu verbessern, ja, um sogar auf frühere Formen zurückzugreifen, weil es in Sackgassenentwicklungen gelangt war, aus denen es keinen anderen Ausweg als den Rückmarsch gab. Ein Irrtum, den bereits die gesamte „gebildete" Welt nachpfeift, ist der blinde Glaube an das Schlagwort „Fortschritt", das stets so gedeutet wird, als gebe es in der Entwicklung kein Zurück, sondern nur jenes gewisse Hurra-Vorwärts, bei dem sich der Tschandale durch seine Ellenbogenstoßerei am besten emporarbeiten könne! — Die Zeit kann man freilich nicht zurückschrauben, was sie aber in der Zukunft bringt, ist häufig gar nichts anderes, als das Ähnliche des Alten der grauen Vorzeit. Natürlich gibt es keine Kongruenzen im Leben, wohl aber Ähnlichkeiten. Die Rassen- und Kastentrennung scheint Entwicklungsnotwendigkeit zu sein. Jedes Blut ernährt sein Bewußtsein und jedes Bewußtsein hat seine Bestimmung. Wer aus seiner Art heraustritt und sich mit stammesfremdem Blute verunreinigt, zeugt ein fluchbeladenes Geschlecht, hat die Erbsünde in die Welt gebracht. Der Tschandale der Inder, der Köter Europas. Es ist der Unstilisierte, der Unmoralische, der Zweifler aus Frivolität, der nichts findet, weil er ohne Anlehnung an einen Stamm nichts finden kann. Während den stilisierten Menschen der Wille zu Gott emporhebt, ist der Stillose von jener Erhebung ausgeschlossen, denn er ist sozusagen, wie seine ganze Denkungsart, materialisiert, er bleibt in dem mechanischen Kreislaufe eines perpetuum mobile, in dem mechanischen Kausalgetriebe verstrickt und festgerannt. Es ist der Gegenwartsmensch, der sogenannte „objektive" Wissenschaftler, der nur immer „erkennen" will, aber nichts erkennen kann, weil er seinen Willen im Erkennen verloren hat und ihn denen überläßt, die Willen genug besitzen, um eine ihren selbstsüchtigen Zwecken dienstbare Tendenz aus den willenlosen Werten der empirischen Forschung herauszuholen. Alles Stillose und „Freiheitliche" gehört hierher, die Emanzipationen verschiedener Herkunft, seien sie nun männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes, die Erziehung der Jugend zur „freien Selbstbestimmung", das Verbrechertum, die „freie Liebe", der Allesversteher und Allesverzeiher. — Ringsumher die Schuld der Erbsünde, der einzigen wirklichen großen Sünde und des Alkohols „Freiheit", der uns verbummelt und verblödet hat. Leider sind zumeist die Helden keine Denker und die Denker keine Helden. Wir aber brauchen heldische Denker zu Volksführern.

Biologisches Denken.

So zu urteilen und zu schließen, nennen wir Neunationalen „biologische Denkungsart". Aber unsere Denkungsart ist eine idealistische, keine mechanistische, die wir ja vermeiden wollen, da sie unserer Meinung nach keinen Fortschritt, sondern einen Stillstand bedeutet. Wir treten somit in die Fuß-

stapfen Schellings, in das naturphilosophische Gebiet ein. Schelling mag heute verlacht werden, aber wer ihn verlacht, der verlacht nur die Väter der empirischen Forschung, denn Schelling stützte sich auf die Ergebnisse der damaligen Forschung mit seinen Spekulationen. Er war naiv genug zu glauben, daß man auf diesen „ewigen Wahrheiten", auf diesen Fundamenten auch ewige Gebäude errichten könne. Sind wir heute etwa vorsichtiger geworden in dieser Beziehung? — Die naturwissenschaftliche Forschung ist seither dahingeflossen und hat sich verändert, nichts Zeitliches steht stille und die Gegenwart blickt oft auf die Vergangenheit wie auf ein Rätsel zurück. Werden wir vielleicht auch einmal solch einem Spotte anheimfallen? — Doch solche Bedenken dürfen uns in unserem Ringen nach ethischer Wertung des Lebens nicht irre machen, denn dies scheint ja unser eigentlicher Daseinszweck zu sein und der ganze Sinn der wissenschaftlichen Forschung. Sind es kleinliche oder schlechte Geister, die sie als Selbstzweck betrachten, um hinterlistigerweise durch sie ihren Erwerbstrieb, ihren Spieltrieb, ihren Cliquengeist oder den kleinlichen Ehrgeiz des geistigen Emporkömmlings zu befriedigen? — Für uns ist die Wahrheit der Wert, der ethische Wert, und ohne diese Wertung scheint uns die ganze Forschung nur ein lebloses, ja ein fratzenhaftes Götzenbild zu sein! — Verklärung der Natur! Verklärung des Denkens! Schelling ist dem Ausdrucke nach veraltet, sein Geist aber wird ewig leben!

Der Wille zur Macht.

Der Wille zur Macht erscheint uns also als der eigentliche Welterlöser, der Wille — zum Siege des Guten über das Böse. Das ist freilich etwas ganz anderes, als jener unlautere Wille des Kötermenschen nach Macht, der nach Schätzen, Genuß und ruhmsüchtigen Erfolgen in Kunst und Wissenschaft oder nach dem Tyrannenthrone begehrt. Nietzsche hat den Willen zur Macht viel zu unklar gefaßt, er wird nur zu leicht vom Self-made-man für seine selbstsüchtigen Zwecke ausgebeutet. Die Linkskultur hat freilich auch einen Willen zur Macht, aber es ist der Wille des bösen Prinzipes. Der Linkskulturelle zahlt mit Gold, der Rechtskulturelle hingegen mit Blut! Es ist ganz und gar unrichtig, daß das Genie immer gut und der Dumme immer böse sein muß, es gibt auch ein Genie des Bösen, denn Ormazd und Ahriman teilten unter sich die Welt, jeder hat sein Reich und seinen Hofstaat. Sehr befremdend ist es, daß selbst große Geister den Willen zur Macht verleugnen und den Willen des guten von jenem des bösen Prinzipes nicht zu trennen vermögen. Wagner und seine verständnisvollsten Anhänger, unter ihnen auch der geistreiche Otto Weininger, der den redlichen Willen hat, aus seinem Judentume herauszukommen, verwerfen den Willen zur Macht als Sünde und geben so die Welt dem Willen des Bösen kampflos preis. Der edle Wille zur Macht will Unpersönliches, will Ideales schaffen und gewinnen ohne Lohn hierfür zu ernten,

ja selbst auf die Gefahr hin, sich für seine Idee aufopfern zu müssen. Leben ist einmal Kampf und Kampf ist Sieg! Das hat Paulus schon eingesehen und sein gewappnetes Wort hat die Welt erobert, während die Liebe des Johannes nur im Schoße des Meisters ruhen konnte und dem Feinde die andere Backe zum Schlage anbot. Die Liebe hat stets etwas Individualistisches, Egoistisches an sich, mag sie sich nun in einer Venusberg-, einer Aspasia- oder schließlich in einer Parsifalstimmung offenbaren, Genuß wie Verleugnung sind persönliche Grundstimmungen und taugen nicht zur Welteroberung. Wir aber wollen den Weltgeist erobern und formen den Menschen nicht von innen nach außen, sondern von außen nach innen.

Erziehung.

Somit wären wir bei der Erziehung angelangt. Die Erziehung ist eine Kunst, sie erfordert die Hand eines Künstlers und ein gutes, plastisches und wetterfestes Material, denn sonst nützt auch die genialste Hand nichts. In Granit arbeitet sich wohl schwer, aber die Arbeit ist für die Ewigkeit; der Hochrassige lernt schwer, was ihm nicht von den Vätern her schon in Mark und Knochen sitzt. Er ist zu stilisiert und vornehm, um als Vorzugsschüler glänzen zu können. Der Diamantschleifer sucht nach den Flächen der Spaltbarkeit und sein Kristall zerfällt ohne viel Mühe in die von ihm gewünschte Form. Auch das Kind des Stilisierten ist ein verborgener Kristall, der sich aber nur dann schön zu entfalten vermag, wenn man für ihn die Flächen wählt, für die er bestimmt ist. Doch die Form verbraucht sich, sie degeneriert, wenn sie nicht beständig nachgeschliffen wird, die Erziehung der Jugend allein ist nicht genug, es muß auch für die Erziehung des Erwachsenen gesorgt werden. Ist die jeweilige Religion nicht stark genug, die Volkserziehung in die Hand zu nehmen, so müssen eiserne Gesetze und Übungen im Entsagen den Menschen beständig daran ermahnen, daß er als Gruppenglied alle selbständigen Triebe, die Reste aus der Zeit des einzeln lebenden Individuums, abzulegen und sich ganz in den Dienst des Gesamtorganismus zu stellen hat. Die „Humanität", in der gewöhnlichen flachgeistigen Auffassung des Modernismus, ist sowohl der größte Menschenfeind, als ein Feind des ganzen Schöpfungswerkes. Die Freikonkurrenz in der Form, wie sie heute besteht, erhebt den Fortschritt nicht zum Ideale, das wir soeben skizziert haben, empor, sondern zieht ihn in das ursprüngliche Chaos des Kampfes aller gegen alle herab. Nicht mir gebührt die Beute des Kampfes, sondern meiner Gruppe, weder der Mund noch der Magen hat ein Anrecht auf Alleinbesitz der Speise, sondern nur der ganze Leib. Mensch, willst du selbstsüchtiger Individualist werden, dann ziehe in den Urwald und kämpfe wieder gegen die Wildnis, wir aber können Räuber nicht mehr brauchen! — Die uneingeschränkte Konkurrenz der Geschäftswelt drückt

die Qualität der Ware, die ganze Welt wird durch sie noch zum Scheinwerte, zu lumpigen Lappen herabsinken, sie wirft Luxusartikel auf den Markt, die nur um der Arbeit willen geschaffen wurden, die der Menge wohl den Gaumen kitzeln, den Magen aber verderben. Die Freikonkurrenz im Reiche des Geistes ist gleichfalls dem Charakter des Automaten, der immer nur klappern will, verfallen: „schafft uns Arbeit um der Arbeit willen", überall ertönt diese Fanfare, wo zu viele, nicht Auserwählte, Unberufene wirtschaften, überall dort haben wir diesen Verfall vor Augen, die Weltanschauung des Sklavenmenschen mit krummem Rücken und breitem Maule, der die Last der Arbeit gerne verdreifacht, wenn er dafür seinem Götzen, dem Magen, ein Geschenk mit nach Hause bringen kann. Ehrliche, aufrichtige und brauchbare Werte schafft nur der völlig Unabhängige, der Bedürfnislose, der von keinem kleinlichen Ehrgeize Geplagte. Solche Männer, und die Nährböden, worauf sie gedeihen könnten, fehlen uns! — Die Freikonkurrenz dient dem Kampfe um die Vorherrschaft, sagten wir oben, und ist darum eine Naturnotwendigkeit, aber weg mit dem verall—gemeinerten: „Mann gegen Mann", vielmehr: Herr gegen Herr und Sklav gegen Sklav! Gleiche Waffen gegeneinander! Nicht die Waffe, sondern der Mensch soll Sieger sein[1])!

Schon in der Schule wird der Edle durch die Freikonkurrenz mit der sklavischen Rasse, die Borniertheit und Vorzugsschülertum gleichzeitig in sich vereint, entwürdigt und entadelt. Er muß mit dem Köter um die Vorzugsnote „raufen" und unser Schulmeistertum breitet noch segnend die Hände über diesen entwürdigenden Vorgang aus! Der Gelehrte und Künstler muß sich mit dem Tschandalen als Mann noch um die Vorzugsschülerei herumbalgen, der fabriksmäßig die geistige Ware auf den Markt wirft. Den Lehrer spielt jetzt die sogenannte „gebildete Gesellschaft", die ihren Günstlingen durch Presse und Salonklatsch das Vorzugszeugnis ausstellen läßt. Das heroisch-aristokratische Altertum kannte nur ein ererbtes und kein erworbenes Recht. Der geniale Mensch personifiziert gleichsam das ererbte Recht auf geistigem Gebiete im Gegensatze zum Vorzugsschüler, der erwirbt. Den Handel, dessen wahre Natur von dem unlauteren Wettbewerbe nun einmal nicht zu trennen zu sein scheint, wiesen die Alten

---

[1]) Unsere Heroen im Felde sollen sich es nicht gefallen lassen, daß stets nur immer von der „Überlegenheit der deutschen Waffen" gesprochen wird. Der Mann, der dahintersteckt, hat in erster Linie die Siege erfochten, seine Treue, Zucht und Entschlossenheit, sein Aufopferungsgeist, Gehorsam und Heldenmut, der geniale Geist der deutschen Kriegsführung, das Selbstvertrauen des Volkes! Wenn wir nur immer von der „Überlegenheit unserer Waffen" allein zu hören bekommen, so besteht die Gefahr, daß in Kürze die Finanzkreise, die diese Waffen zustande brachten, allein den Ruhm einstecken werden, während das deutsche Offizierskorps und unsere Helden schön im Hintergrunde bleiben dürfen. Der Amerikanismus in der Lebensauffassung geht entschieden diese Wege. — Nicht die Linkskultur, sondern die Rechtskultur ist Deutschlands Kern!

einer geringeren Kaste zu. Nicht der Reichtum entschied den Wert des Menschen, sondern sein Blut.

Nur wenige Fragen, die uns Neunationalen interessieren, haben wir hier in den gröbsten Umrissen zu zeichnen vermocht; gar nicht erwähnt wurde unter vielen anderen gleich die Frage der Volksvermehrung. Da springt uns merkwürdigerweise abermals ein Engländer in die Augen, den ich erwähnen muß, weil er gleich Hobbes ein aufrichtiges Naturell ist. Die Aufrichtigkeit ist sonst gerade nicht die Sache des Engländers, wird aber so ein Wunderkind einmal unter ihnen geboren, so treibt ihn sein Gewissen gleich bis zu den äußersten Konsequenzen, denn er schaut ringsumher nur den Sumpf der Verlogenheit.

Volksvermehrung.

Richard Malthus, ein englischer Prediger, sagt nämlich, daß die Ertragsfähigkeit des Bodens bloß in arithmetischer Progression zunehme, während die Bevölkerung sich in geometrischer vermehre. Er weist auf die Gefahren der Übervölkerung hin, auf die Proletarisierung der breitesten Massen und meint, man stifte mit der ganzen Humanität und Armenunterstützung nur Unheil, weil man gerade durch sie die Gefahren der Übervölkerung großzöge. Er hat nicht ganz Unrecht, denn einerseits gestattet der Liberalismus in der „Freiheit" allen, die es gibt, alles, was es überhaupt nur gibt, um sich hernach achselzuckend in den Hintergrund zurückzuziehen mit der eiskalten Phrase: „Mensch, hilf dir selbst"! Welche Fragen von Industrialisierung und Kolonisierung reihen sich an die Übervölkerung, wie wird man die Frage bei der bodenständigen Bevölkerung lösen, wenn man nicht den Grundbesitz einem Teilprozeß bis zum letzten Quadratmeter ausliefern will? Bringt nicht die Übervölkerung gerade die Panmixie ins Land, indem sie Rassenblut exportiert und dafür fremdrassiges importiert? — Aber auch der Nationalismus schreit nach Kindern, und auch mit Recht, denn woher kämen denn die Soldaten? Wir können doch nicht die Sklaven der anderen werden, die gewiß nicht in der Vermehrung inne halten, ja gerade es darauf abgesehen haben, uns zu überflügeln. So sind wir immer und überall die Sklaven der anderen schon in den Vorbeugungen gegen die Sklaverei! — — — Auch hier ist nur der Wille zur Macht der Welterlöser, denn er schafft die anderen eben beiseite, so daß es keine Vorbeugungen und keine Sklaverei — durch sie — mehr gibt. Die wichtigsten Fragen im Kapitel Volksvermehrung liegen aber im Gebiete der Rassenhygiene.

Der Drang nach außen bei Übervölkerung ist unverkennbar. Ehemals zog der Germane mit den Waffen aus, eroberte Länder, belebte mit seinem Blute die sterbenden Reste alter Rassen, schuf neue aufblühende Staaten oder zwang die Kultur mit Gewalt den barbarischen Slawen auf — was war die Frucht seiner Arbeit? Feinde, nichts als Feinde hat er sich mit seinem eigenen Blute und durch seine eigene Arbeit großgezogen. — Heute

wandert der unternehmungslustige deutsche Handelsmann in die weite Welt, verschwendet Arbeitskraft, Geld, Gesundheit, Geist und Blut an stammesfremde Völker, unterstützt sie also in jeglicher Beziehung und die Frucht — sind Feinde! Feinde, nichts als Feinde hat sich der Deutsche durch seine Auswanderungen großgezogen. Nichts haßt man auf der Welt mehr, als den deutschen Geschäftsmann. Werden wir auf diese Weise die Welt erobern? Man wird uns doch nicht weismachen wollen, daß das ein gutes Geschäft genannt zu werden verdiene, deutsches Blut, deutschen Geist, deutschen Fleiß, deutschen Kriegergeist und deutsches Organisationstalent auszuführen, um dafür Gold zurückzugewinnen! — Aber auch eine Annexion fremdrassiger Länder kann nur dann von Nutzen begleitet sein, wenn die eroberten Gebiete nahezu evakuiert werden, wenn man förmliche Völkertransporte vornimmt. Sonst verliert man immer, statt zu gewinnen, es ist der Fluch des fremden Blutes! Freilich gäbe es auch hier Mittel, die drohende Panmixie in diesem Falle abzuwenden, aber von unserer heutigen Zeit der „freien Selbstbestimmung" sind solche kaum zu erwarten. Es müßten andere Gesetze und vor allem andere — Denker kommen, ja, gewiß, andere Denker brauchen wir, die der Götzenfratze unseres Zeitgeistes statt Weihrauch Pfeffer ins Gesicht blasen! — Hätte sich wenigstens ein Zweig der deutschen Auswanderung nach Österreich gewandt und hier ein gründliches, fleißiges und germanisches Agrariertum großgezogen, wir könnten heute trotz des Krieges noch die ganze Welt mit Nahrungsmitteln versorgen und deutsches Blut wäre nicht verloren gegangen, sondern konserviert worden.

Wir haben nun dem Leser in groben Umrissen das Weltbild eines Reformers vor Augen geführt. Mögen sich die Zustände in unserem Lager nicht ebenso sinnlos gestalten, wie im Lager unserer Feinde, die den Entwicklungsstrom in unzählige Seitenarme zerreißen, statt ein neues, tiefes, einheitliches Strombett auszuheben. Je mehr sich an einem Plane beteiligen, je verworrener die Ansichten werden, je schwächlicher die Gestalten, die ihren Standpunkt verteidigen, desto zerrissener wird ihre gemeinsame Arbeit werden. Organisieren wir uns aber militärisch, scheiden wir in Befehlende und Arbeiter und schließlich in den Generalstab und das Offizierkorps, dann ist Aussicht vorhanden, daß wir weder einen Homunkulus noch das Nirwana der Selbstzerfleischung, sondern ein natürliches Kind zur Welt bringen werden. Es mag einer ein ganz tüchtiger Offizier sein, aber zum Generalstäbler, zur Entfaltung einer anregenden Individualität ist er nicht geschaffen, er möge die Befehle der Gesetzgeber verbreiten und erklären helfen. Solche Offiziere sind oft sehr wichtig, gar manche wertvolle Anregung eines Schriftstellers sinkt für immer in das Grab! — Aber auch im Generalstabe ist die Entfaltung der Persönlichkeit keine unbegrenzte. Über die Debatte hinweg gelangt man zu einem Entschlusse und auch dieser denkende, lebende Körper, der nicht Maschine ist, fügt sich sodann

mit Leichtigkeit dem selbst gegebenen Gesetze. Will man noch weitergehen in der Freiheit des Einzelnen, so könnte man eine amtliche und eine außeramtliche Literatur einführen. Das Amtliche wäre einer Zensur unterworfen, das Außeramtliche hingegen frei. Auf diese Weise wäre gemeinsame Arbeit möglich. Sie ist groß, allumfassend und von unberechenbarer Tragweite. Drum frisch drauf los! Nicht nur der Landesvater, der Weltschöpfer selbst blickt auf unser Werk!

Vorliegende Ausführungen haben einen mehr oder weniger philosophischen Charakter. Der Philosoph ist kein Mann der Praxis, aber er hat die Pflicht Ideale zu schaffen, weil sich in der Praxis alle guten Ideen nur zu bald zur Fratze verzerren. Auch ist er kein Gesetzgeber, denn seine Gesetze haben in der Regel kein Fleisch und Blut, aber sein Geist ist es, der auf den Gesetzgeber bestimmend einwirkt. Auch der Zeitgeist ist von seinem Denken abhängig und wer den Zeitgeist erobert, der erobert den Geist der Welt. Man glaubte bis vor kurzem an die empirischen Wissenschaften wie an eine göttliche Offenbarung, und doch verhält es sich mit dem ganzen „objektiven Materiale der Tatsachen" um kein Jota anders als mit der Bibel. Göttliche Offenbarung gibt es freilich bloß eine, aber Auslegung derselben eine Unzahl!

Nochmals das Nationalitätsprinzip in der Staatenbildung.

Eine Entgegnung von K. v. Strantz.

Herr Dr. Arldt hat im Dezemberheft vorigen Jahres in einer erschöpfenden Abhandlung mit gleicher Überschrift hinsichtlich des Nationalitätsprinzips zwei Schnitzer gemacht, die eigentlich in diesem deutschen Kriege von vollbewußten und sachkundigen Deutschen nicht gemacht werden dürften.

Er spricht von den Franzosen in Lothringen und den Dänen in Nordschleswig. Es ist ihm daher wohl unbekannt, daß es niemals Franzosen in Lothringen gegeben hat und auch noch heute keine solchen gibt. Die französisch sprechenden Lothringer sind reine Deutschen. Sie sind Moselfranken, desselben Stammes am Oberlauf der Mosel, wie ihre Brüder am Mittel- und Unterlauf bis Coblenz. Ich habe in meinem Büchlein: „Ihr wollt Elsaß und Lothringen? Wir nehmen ganz Lothringen und mehr!" (Berlin 1912, Verlag Politik), urkundlich nachgewiesen, daß sämtliche Ortsnamen des heutigen französischen Lothringens, also zwei Drittel des alten Herzogtums, die noch heute staatsrechtlich französisch sind, ursprünglich rein deutsch und zwar bis zum Ausgang des Mittelalters gewesen sind. Lediglich der Umstand, daß volle 100 Jahre gerade im 15. Jahrhundert die weibliche Linie des alten elsässischen Herzoggeschlechts in Lothringen herrschte, die französischen Blutes war, hat die Verwelschung allmählich herbeigeführt. Erst in diesem Jahrhundert wurde die Französierung der

Oberschicht mit Erfolg versucht, ohne daß sie zur völligen Verwelschung des Landes geführt hätte. Diese setzte erst später ein. Daher ist es eine völlige Verkennung der geschichtlichen Tatsachen zu behaupten, daß die drei alten deutschen Städte Metz, Tull (niederdeutsch Leuk) und Wirten französischer Sprachboden wären. Richtig ist vielmehr, daß gerade diese Städte erst im Laufe des 16. Jahrhunderts verwelscht wurden. Die alten Urteile der Schöffenstühle sind ursprünglich deutsch verfaßt gewesen, soweit sie nicht in älterer Zeit lateinisch lauteten. Alle Namen in den Urkunden sind deutsch. Die Ansicht des Archivrates Witte, der nicht leugnen kann, daß die Ortsnamen sämtlich deutsch sind und die dahin geht, daß die Bezeichnung nach fränkischen Edelen gewählt wäre, die über romanischen Hintersassen standen, ist irrig und eine haltlose Erfindung. Der Beweis des Deutschtums Lothringens, d. h. des reingermanischen Blutes wird dadurch geführt, daß noch heute die französischen Grenzlandschaften Champagne und Picardie als fränkisch, d. h. rein germanisch[1]) bezeichnet werden. Ihre Bewohner heißen les Francs. Diese beiden Grenzlandschaften lagern aber vor den dahinterliegenden deutschen Grenzländern, nämlich Lothringen im Westen und im Norden Flandern und Hennegau. Es ist daher nicht angängig, daß in einer deutschen Zeitschrift dieser alte Irrtum vom Franzosentum der Lothringer wieder aufgebracht oder richtigerweise ungeprüft nachgesprochen wird.

Übrigens sind die sogenannten Wallonen ebenso Franken und zwar Maasfranken, also eines Stammes mit den Bewohnern Kölns und Triers, den Mosel- und Rheinfranken. Auch hier ist die ungeschichtliche Legende verbreitet worden, daß in dem einst angeblich unwirtlichen Lande romanisch-keltische Bestandteile aus der Römerherrschaft zurückgeblieben wären.

Leider ist das Maastal stets wohl angebaut gewesen und der wilde Wald der Ardennen ist noch zur Zeit des 30jährigen Krieges rein deutsch erhalten geblieben. Denn unwirtlich waren lediglich die Ardennen. Erst nach der Verwelschung der heutigen Wallonei hat auch die Wallonisierung der Ardennen begonnen, die im übrigen nur ein Teil des großen deutschen Grenzgebirges bilden. Die Wallonen sind reine Deutsche gewesen, aber bereits im 12. und 13. Jahrhundert der Verwelschung erlegen. Jedoch ist ihre Mundart nicht französisch, sondern ein romanischer Dialekt mit starkem, deutschem Einschlag und besonders deutscher Sprachlehre. Wallonisch ist durchaus unfranzösisch und kein Pariser versteht die wallonischen Arbeiter. Aus diesem Grunde hat die belgische Regierung zwangsweise und widerrechtlich die Wallonei durch Kirche und Schule erst im vorigen Jahrhundert französieren lassen. Mit Leichtigkeit wäre dieser französische Firnis zu entfernen und durch die ursprüngliche deutsche Eigenart zu ersetzen. Die Wallonei kann und muß eingedeutscht werden. Sie ist eingezwängt zwischen

[1]) Auf das rein germanische Blut läßt ja auch schon die Beschaffenheit des französischen Heeresersatzes aus diesen Gegenden schließen. (Die Schr.)

das Hoch- und Niederdeutschtum Belgiens, kann also sehr wohl vom französischen Einfluß abgeschnürt werden. Es ist somit unnational, diese Legende vom Franzosentum der Lothringer und Wallonen ungeprüft zu wiederholen, statt die Sprach- und Herkunftsverhältnisse endlich urkundlich zu erörtern.

Ich freue mich daher der Gelegenheit, auf diesen ungewollteu Fehler der sonst trefflichen Abhandlung hinzuweisen. Herr Dr. Arldt verfällt aber in den gleichen Irrtum betreffs der Dänen Nordschleswigs.

Jütland ist ein altes deutsches Sprachgebiet. Die Jütländer sind, wie die Angeln, Süd- oder Westgermanen, also neuzéitlich gesprochen, Deutsche. Durch die Besetzung Britanniens wurde ihre Zahl geschwächt, weil viele Angeln und Jüten mit den Sachsen über die Nordsee zogen. Die leeren Sitze nahmen die Dänen ein, so daß Nordjütland rasch danisiert wurde. Aber noch heute ist die jütländische Mundart des neuzeitlichen Dänischen stark deutsch beeinflußt und gilt als ein dänisches Platt, das ursprünglich nicht nordgermanisch ist.

Die Südjüten, wie die Dänen unsere Nordschleswiger nennen, sind daher eigentlich richtig bezeichnet. Denn wider Willen geben die Dänen zu, daß die Südjüten keine Dänen, sondern Deutsche sind. Die gegenwärtige Mundart ist also dänisch, d. h. ein altes Niederdeutsch in dänischer Form.

Leider war die preußische Regierung zu wenig über diese Sprachverhältnisse unterrichtet. Sie ließ harmloserweise in Kirche und Schule das Schriftdänisch zu und hat tatsächlich die Nordschleswiger danisiert, statt sie wieder einzudeutschen.

Übrigens hat seinerzeit der preußische Kultusminister von Goßler die Franzosen für Wallonen erklärt, wie ja auch die preußische Unterrichtsverwaltung das Französische als Kirchen- und Unterrichtssprache in den wallonischen Orten der Rheinprovinz ahnungslos zuließ. Wir können uns daher nicht darüber wundern, daß in Nordschleswig eine ähnliche nationale Ahnungslosigkeit in den Regierungs- und politischen Kreisen noch heute herrscht.

Dieser Krieg mußte freilich erst wie ein reinigendes Gewitter die Wolken unserer nationalen Unbildung zerstreuen. Wir sehen aber, daß selbst volksbewußte und gebildetere Kreise darüber noch nicht unterrichtet sind. Es fehlt leider die geschichtskundige Anschauung. Wer in der Wallonei und Schleswig die Mundart selbst gehört und geprüft hat, wird sofort die Richtigkeit dieser geschichtlichen Entwicklung erkennen.

Wie einst der deutsche Fürstbischof von Lüttich bewußt aus Angst vor dem Luthertum und in angeborener echtdeutscher Französelei seine Schäflein gewaltsam wallonisiert hat, so hat naturgemäß die dänische Regierung in Nordschleswig der Eindeutschung der eingeborenen Bevölkerung Vorschub geleistet und zwar zur selbigen Zeit, als Dänemark deutsch regiert wurde. Im 18. Jahrhundert sind die leitenden Minister fast sämtlich Deutsche aus

den Herzogtümern gewesen und die Amtssprache in den Ministerien war deutsch. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben und erklärt die gewaltsame Danisierung Nordschleswigs.

Wir haben daher zwar echte Polen im Reiche, jedoch vollständig deutscher Gesittung, aber keine Franzosen und Dänen. Ebenso unrichtig ist es von den Wenden der Lausitz zu sprechen. Sicherlich sind dort noch serbische Überreste geblieben. Wie es aber in Wirklichkeit um das Wendentum bestellt ist, ergibt folgende geschichtliche Tatsache.

Das größte Wendendorf der preußischen Lausitz ist Burg. Dorthin zieht der Berliner, um den wendischen Kirchgang mit seiner bunten aber keineswegs slawischen Tracht zu bewundern. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß Friedrich der Große abgediente sächsische Soldaten dort angesetzt hat, die die größere Hälfte der ursprünglichen Bevölkerung bilden. Der preußischen Regierung ist es aber gelungen, diese biederen deutschen Sachsen künstlich durch wendischen Gottesdienst zu verslawen. Freilich hat sie die deutsche Volksschule und ihr guter deutscher Name vor gänzlicher Slawesierung geschützt.

Auch in der sächsischen Lausitz wird der sonst längst verstorbene Rest des Wendentums durch die evangelischen Pfarrer deutschen Blutes künstlich erhalten, die sogar eine Schriftsprache ihrer größtenteils nicht wendischen Kirchenangehörigen erfunden haben.

Der Vorkämpfer der sächsischen Wenden ist eben ein deutscher Pfarrer, der nicht einmal in der Lausitz amtet.

Es ist daher eine unerfreuliche Schwäche der deutschen Bundesregierungen, daß es überhaupt noch Wenden gibt, die politisch natürlich gänzlich ungefährlich sind, aber künstlich an ihrer von ihnen selbstgewünschten Eindeutschung von der deutschen Geistlichkeit verhindert werden.

Es wäre erwünscht, daß der Krieg endlich die nationale Aufklärung auch in dieser Richtung in die weitesten Kreise trägt, damit der gegenwärtige schmähliche Zustand endlich beseitigt wird. Wir sehen schon, wie politisch gefährlich der Irrglaube ist, daß die Lothringer und Wallonen Franzosen seien.

Der Krieg gilt der Wiederherstellung unserer alten deutschen Reichs- und Volksgrenzen. Wir müssen den Raub der bourbonischen Ludwige XIV. und XV. wieder einbringen, nämlich die französisch gewordenen Niederlande fränkischen und hennegauischen Gebietes, wie auch die größte Hälfte des französisch gebliebenen Lothringens. Sonst ist der Krieg nutzlos geführt. Was nützt uns die Befreiung Polens, wenn wir unser eigenes Volkstum nicht schützen und in irgend einer Form dem Kerne des Deutschtums im neuen deutschen Reiche wieder angliedern. Daher haben wir im Osten national bloß ein Ziel und dies ist, die Wiedergewinnung der ältesten deutschen Kolonie, die Wiedergewinnung der gesamten baltischen Lande. Kurland allein genügt uns nicht, da es nur ein Viertel des Baltentums in sich schließt.

Rein geschichtlich bemerke ich schließlich noch, daß Karl der Große die Schleswigsche Mark auf deutschem Volksboden gegenüber dänischen Übergriffen geschaffen hat, obwohl erst 928 urkundlich der erste Markgraf sich nachweisen läßt. Die Bevölkerung Nordschleswigs ist friesisch, sächsisch und altdeutsch-anglisch. Gorny der Alte von Dänemark, der erste Einkönig seines Reiches, mußte die Lehnshoheit des deutschen Reiches Heinrich dem Ersten gegenüber anerkennen. Die Mark Schleswig selbst ist stets deutsch geblieben. Kaiser Conrad der Zweite hat zwar Knut dem Mächtigen oder dem Großen, der über England, Norwegen und Dänemark herrschte, Schleswig zeitweilig als Lehen verliehen, was national natürlich ein Schaden war. Aber das dänische Volkstum war kulturell noch nicht stark genug, um Schleswig zu dänisieren. Später wurden umgekehrt die Grafen von Oldenburg als Herzöge von Holstein auch Markgrafen, bezw. Herzöge von Schleswig, um schließlich den dänischen Königsthron zu besteigen. Noch lange Zeit hieß am Limfjord eine Bucht der Ottensund und die Küste Ottensand, weil bis dahin Kaiser Otto der Große des Reiches Mark ausgedehnt hatte. Der damalige König von Dänemark Harald Blauzahn ließ daher seinen Erben Svein-Otto taufen.

Etwas mehr Geschichtskenntnis wäre uns sehr erwünscht und haben wir in Dahlmanns Geschichte von Dänemark ein noch heute zeitgemäßes Werk, daß keineswegs einseitig deutsch abgefaßt ist, zumal der bekannte Gelehrte und Nationalpolitiker ja auch dänischer Professor in Kiel war.

Der Hüter der Meere.

Sir Roger Casement[1]).

(Geschrieben im August 1911.)

Bereits im Jahre 1870 wies ein Ire darauf hin, daß, falls die englische Presse nicht mit ihrer schon damaligen Verdächtigung gegen Deutschland aufhöre, die Zeit für eine Verständigung zwischen Großbritannien und dem deutschen Volke auf immer vorbei sein würde.

---

[1]) Abdruck aus: Sir Roger Casement, gesammelte Schriften, Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere und andere Aufsätze. Verlag von Jos. C. Huber, Diessen vor München 1916. 215 S. gr. 8°, Preis 4 Mk. Bereits in zweiter Auflage erschienen. Wir können dieses sehr bedeutsame Buch, durch welches die englische Politik im allgemeinen und besonders Irland gegenüber auf das treffendste und überraschendste gekennzeichnet wird, unseren Lesern auf das wärmste zum sorgfältigen Studium empfehlen. Wäre die Befreiung Irlands gleich von vornherein seitens der Mittelmächte als Kriegsziel in aller Öffentlichkeit aufgestellt worden, so hätte Amerika sich Deutschland gegenüber ganz anders benehmen müssen, hätte jedenfalls keine „Niederboxungsnote“ aus Anlaß des U-Bootkrieges zu erlassen wagen können. Auch wäre dann die Lüge vom „Schutz der kleinen Nationen“, mit der England besonders zu Anfang des Krieges bei den Neutralen nicht ohne Erfolg krebsen ging, in all ihrer Schamlosigkeit und Frechheit vor aller Welt aufgedeckt und an den Pranger gestellt worden.

Der diese Beurteilung eines scharfsinnigen Beobachters abgab, war Charles Lever. In einem Briefe aus Triest schrieb er am 29. August 1870 an John Blackwood: „Seien Sie versichert, der ‚Standard‘ begeht einen großen Fehler mit seiner Deutschfeindlichkeit; in Deutschland hat die öffentliche Meinung Englands gerade jetzt noch einen Wert; damit wird es aber für alle Zeit vorbei sein, wenn wir den Deutschen erst einmal gründlich verekelt worden sind.“

Lever bewahrte sich durch alle seine offiziellen Beziehungen hindurch genug von der Eigenart des Irländers, um beide Seiten einer Frage zu sehen und den Standpunkt der anderen Seite zu würdigen. Was er während der ersten Phase des deutsch-französischen Krieges hervorgehoben hat, ist längst zur Tatsache geworden. Der „Standard“ vor 40 Jahren wurde zur gesamten britischen Presse von heute! Nur hie und da erhebt sich die schwache Stimme eines ohnmächtigen liberalen Predigers in der Wüste. Deutschland ist in der Tat gründlich angeekelt worden und die Stunde der Aussöhnung ist längst dahin. Zu Levers Zeit hieß es: „jetzt oder nie“; die damals verpaßte Gelegenheit kehrt nie wieder und der englische Publizist unserer Tage ist sich darüber klar, daß es jetzt zu spät ist. Seine Bedenken im innersten Winkel des Herzens verlangen eine andere Formulierung: nicht mehr eine durch „Wenn“ eingeschränkte Äußerung des Zweifels, sondern die positive Erörterung der bevorstehenden Tat. Heute heißt es: „Ist es noch zu früh?“ Daß die anwachsende deutsche Flotte zerschmettert werden muß, davon ist Englands Presse überzeugt. Nur das Wann und Wie ist nicht so klar.

Indessen ist die Lage noch nicht ganz unerträglich, und so hält die alteingewurzelte Vorliebe des Briten für Kompromisse und das Vertrauen auf sein gutes Glück ihn noch zurück, obwohl manche zu einem sofortigen Angriff drängen, ehe der Gegner zu stark wird. Die amerikanische „Allianz“ könnte ja vielleicht auch noch zustandekommen. Die Entente mit Frankreich, die schon jetzt von Vorteil ist, könnte ja noch weiter in deutschgegnerischem Sinne ausgebildet werden, und sollten die freundlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten gar zu einer gegenseitigen Verpflichtung beider Mächte über eine gemeinsame auswärtige Politik gefestigt werden, dann würde der Raubzug gegen Deutschland vielleicht überflüssig; man könnte es dann auch so „auf Flaschen legen“. Niemand, der die britische Denkart kennt, kann über die feste Richtung ihrer Absichten im unklaren sein. Sie lassen sich in einem Satze zusammenfassen:

Der Herausgeber hat das Auswärtige Amt auf diesen Schritt in jenem psychologischen Augenblicke der Proklamation der Befreiung Polens hingewiesen, anscheinend leider vergeblich. Die Befreiung Irlands würde uns keine politischen und militärischen Unkosten verursacht haben, während uns die Befreiung Polens politisch, namentlich innerpolitisch (für Preußen) teuer zu stehen kommen kann.

Deutsches Wachstum darf nicht geduldet werden. Es bedeutet eine Bedrohung britischer Belange und kann nur auf deren Kosten erreicht werden. Da diese Interessen weltumspannend sind, die See zu ihrem Sitz und die Erde zu ihrem Schemel haben, so stellt sich Deutschland, wo immer es sich hinwenden mag, das britische Machtwort entgegen: „Hier nicht!" Britische Interessen verbieten die Alte Welt; die Monroe Doctrin, angeblich durch die Überlegenheit der britischen Flotte aufrecht erhalten, verschließt die Neue.

Mag Deutschland auf irgendeiner fremden Küste eine Kohlenstation, ein Sanatorium, oder nur den Grund und Boden für ein Hotel erwerben, sofort sind „Britische Interessen", ist englische Eifersucht erwacht. Wie lange dieser Zustand der Hochspannung noch dauern kann ohne zu „zerspringen", darauf erteilen vielleicht die deutschen Marinewerften die beste Antwort. Es ist einleuchtend, daß ein Volk von einigen 70 Millionen der höchstgebildeten Rasse der Welt, ein körperlich kräftiger, geistig stärkerer, einheitlicher, in hohem Maße geschulter und leistungsfähiger Menschenschlag, tüchtig und tatkräftig und einer Disziplin gehorchend, die auf hoher Auffassung der Vaterlandsliebe beruht und durch sie gemodelt wird, daß solch ein Volk nicht dauernd in ein genau begrenztes Gebiet eingepferdit werden kann durch eine minder zahlreiche, weniger gebildete, geistig und körperlich weniger kräftige und sicherlich weniger geschulte und disziplinierte Nation. So formuliert, läßt das Problem eine einfache Antwort zu; und gäbe es nicht andere, mitbestimmende Faktoren, so wäre diese Antwort längst gegeben.

Nicht völkische Überlegenheit der englischen Rasse ist die Erklärung für den Vorsprung in ihrer Weltstellung, sondern vielmehr die günstige geographische Lage, die England in den Stand setzte, seine Expansionspolitik zu entwickeln und zu leiten.

England hat hauptsächlich durch seine Lage die Oberhand gewonnen. Die Eigenschaften seiner Bevölkerung haben zweifellos mitgezählt, aber seine unvergleichliche Lage im Schoße des Atlantik, wodurch es die Seewege von und nach Mittel- und Nordosteuropa sperren konnte, hat dabei noch weit größere Bedeutung gehabt. Mit diesem Schlüssel hat es sich die Welt eröffnet und sie seinen Nebenbuhlern verschlossen.

Die langwierigen Kriege mit Frankreich endeten mit der Zerstörung der einzigen damals rivalisierenden Flotte und stärkten noch Englands Position.

Ein Europa ohne Flotten, ohne Schiffahrt, wurde für England bloß zu einem westlichen Ausläufer Asiens, dessen kriegerische Völker jederzeit in Streit um dynastische Ehren aufeinander gehetzt werden konnten, während England sich selber die Weltmärkte aneignete. So haben ihm fast ein Jahrhundert lang die Meere und Küsten der Welt offen gelegen zum Eindringen seines Handels, seiner Siedler, seiner Finanz, bis schließlich anscheinend außerhalb beider Amerikas nichts übrig blieb, worauf es sich lohnte, die Hand zu legen; während das übrige Europa seine Kräfte in

Kämpfen verausgabte, die in den Augen überlegener Briten wenig mehr als „Familienzwistigkeiten“ schienen.

Diese hochbegünstigte maritime Lage ist aber von einem Faktor abhängig, der nie genannt wird, dessen unbeanstandeter Besitz und Gebrauch der wahre Grundpfeiler der britischen Weltmachtstellung ist: Ohne Irland gäbe es heute kein britisches Weltreich. Die Bedeutung Irlands für England, die einer Lebensfrage gleichkommt, nimmt jeder britische Staatsmann unausgesprochen hin. Öffentlich anerkannt wird sie nie. Das feste Ziel jeder englischen Regierung seit den Tagen Heinrichs des Achten liegt darin, die westlichste Insel, die den Ozean schließt, zu unterjochen, ihre Hilfsquellen, ihre Bevölkerung und vor allem ihre Lage zum alleinigen Vorteil der östlich gelegenen Hauptinsel auszubeuten. Kein einziger Staatsmann des europäischen Festlandes hat die vitale Bedeutung Irlands für Europa erkannt! In ihren Augen ist Irland keine europäische Insel, kein wesentlicher und notwendiger Bestandteil in der europäischen Entwicklung, sondern ein bloßes Anhängsel Englands, eine Insel hinter einer andern, nichts als ein geographischer Begriff in der Titelliste des Eroberers. Unter den europäischen Herrschern hat vielleicht Ludwig XIV. die Bedeutung Irlands in dem Konflikt europäischer „Interessen“ noch am ehesten erkannt, als er versuchte, Jakob den Zweiten als Rivalen des großbritannischen Monarchen auf den Thron Irlands zu setzen, um auf diese Weise ein Gegengewicht gegen die englische Oberhoheit in den westlichen Meeren zu schaffen. Und Montesquieu war der einzige unter den französischen Schriftstellern jener Tage, der die Wichtigkeit Irlands in den internationalen Angelegenheiten erfaßte; er tadelte das Schwanken Ludwigs XIV., der nicht seine ganze Macht aufbot, um Jacob auf Irlands Thron zu heben und so durch eine erfolgreiche endgültige Trennung der Insel den Nachbarn zu schwächen (affaiblir le voisin). Auch Napoleon erkannte auf St. Helena zu spät seinen Irrtum: „Wäre ich nach Irland statt nach Ägypten gegangen, so war es aus mit dem britischen Reich.“

Mit diesen beiden Äußerungen des französischen Schriftstellers und des französischen Herrschers ward zum ersten- und letztenmal ein Hinweis auf die Beziehungen Irlands zu den Angelegenheiten Europas gegeben. Die Staatskunst des Festlandes hat sie bis auf den heutigen Tag unbeachtet und ungenutzt gelassen.

Es gibt heute wohl in Europa keinen Denker (obwohl Deutschland einen in neuerer Zeit hervorgebracht), der das überwältigende Übergewicht Großbritanniens in allen Welthändeln und die Unterordnung europäischer Rechte unter die angemaßten Belange jener kleinen Insel vergleichend betrachtet und da dabei jenes anderen und noch kleineren Eilands gedenkt, das dahinter liegt. Und doch liegt hier der Schlüssel zur britischen Vorherrschaft. Der einzige zeitgenössische Europäer, der das wahre Verhältnis Irlands zu England durchschaute, war vielleicht Niebuhr.

„Sollte England", sagte er, „sein Verhalten Irland gegenüber nicht ändern, so mag das Land ihm noch eine lange Zeitperiode gehören, nicht aber für immer; und der Verlust Irlands ist der Todestag nicht nur der Größe, sondern der Existenz Englands."

Ich möchte bei der Erörterung einer so überraschenden Behauptung so kurz wie möglich betonen, daß die Freigabe Irlands für das europäische Leben allen Bemühungen Europas zugrunde liegen muß, wenn sie den Erfolg haben sollen, die Fesseln zu zerbrechen, welche gegenwärtig jedes Volk des Kontinents in Bande schlagen, das sich durchsetzen und seine den britischen Interessen entgegengesetzten Ideale über die Grenzen Europas hinaustragen möchte.

Zunächst mag es gut sein, den Ausdruck „britische Interessen" zu definieren und zu zeigen, daß sie nicht notwendig gleichbedeutend mit den Interessen Europas sind.

Britische Interessen sind: vor allem die völlige militärische und kommerzielle Kontrolle aller Meere der Welt. Bleibt diese unangefochten, wird der Friede gewährt; sie ernstlich in Frage stellen bedeutet Krieg.

In der Reihe der britischen Interessen kommt als zweites das Vorkaufsrecht auf alle fruchtbaren, gesunden, „unbesetzten" Länder des Erdballs, die nicht schon im Besitze eines Volkes sind, das einem Einfall in sein Gebiet ernsthaften Widerstand entgegensetzen kann; und dann die Anwartschaft auf solche Gebiete, die von Fall zu Fall handelspolitisch begehrenswert oder finanziell gewinnbringend erscheinen, mögen sie nun für britische Kolonisation passend sein oder nicht.

Mit einem Wort: britische Interessen setzen voraus, daß die Zukunft der Welt eine englisch-sprechende Zukunft sei. Es leuchtet ein, daß früher oder später die sogenannten britischen Kolonien sich zu selbständigen Staaten und Nationalitäten entwickeln müssen, daß das Band einer gemeinsamen Krone sie nicht für ewig binden kann.

Doch wie Sir Wilfrid Laurier bei der letzten „Imperial Conference" sagte: „Wir bringen euch britische Institutionen" — englische Sprache, englisches Gesetz, englischen Handel, mit einem Wort: englische Vorherrschaft — dies ist das der Menschheit zugedachte Ideal, zusammengefaßt in die Worte „Britische Interessen".

Wendet euch wohin ihr wollt, diese „Interessen" erweisen sich in wirksamer Betätigung. Ob auf Madeira, Teneriffa, Agadir, Tahiti, Bagdad: Die unsichtbare Flagge schließt jeden nicht-britischen Eindringling wirksamer aus, als die sichtbare Standarte des wirklichen Inhabers es vermag. England ist der Großgrundbesitzer der Zivilisation, die Menschheit ist sein Pächter und die Erde sein Herrensitz. Wenn dies nicht eine übertriebene Definition britischer Interessen ist (und in Wirklichkeit ist es nur eine starkgefärbte Darstellung vom Umriß dieser Zeichnung), dann ist es klar, daß Europa ein sehr ernstes Problem vor Augen hat, falls euro-

päische Kultur und Ideale, soweit sie vom britischen Typ abweichen, noch in irgend einer Gegend unter der Sonne einen Raum für ihre Betätigung finden sollen.

Der Konflikt europäischer Interessen in Marokko bietet ein hübsches Beispiel der englischen Methoden[1]). (Schluß folgt.)

Kritik der rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen.

Eine Erwiderung von Hermann W. Siemens.

Im Dezemberheft dieser Zeitschrift hat Dr. K. Hutten über die verschiedensten rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen ein hartes Urteil gefällt. So unlieb es mir auch ist, einen Mann, der so wie Hutten in vielen Einzelheiten und besonders in seinem letzten Wollen mit mir übereinstimmt, entgegentreten zu müssen: die Feststellung der Wahrheit erscheint mir auch hier als Pflicht. Denn wenn ich seine Angriffe auf die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" und auf die von mir vertretene Lenz-Grubersche-Lehens-Siedelungspolitik nicht erwiderte, so müßten die Leser dieser Zeitschrift den irrigen Schluß ziehen, daß ich diese Angriffe für berechtigt halte.

Hutten macht der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene" den Vorwurf, daß sie „bekanntlich das drohende Volkssterben durch eine gesetzlich einzuführende Auslese (soll heißen: Ausmerze) alles Schlechten, Ungesunden bei der Vermehrung" abwenden will, daß sich die von ihr vorgeschlagenen Mittel zur Hebung der allgemeinen Gesundheit „nur auf die Ausmerzung alles Kranken, was erfahrungsgemäß vererbt werden kann, beschränken". Diese Vorwürfe beweisen wenig Vertrautheit mit den Zielen der genannten Gesellschaft, die viel umfassenderer Art sind, und die, kurz gesagt, etwa darin bestehen, ganz allgemein die Bedingungen, die zur Hebung der Rasse notwendig sind, wissenschaftlich zu erforschen, und die Ergebnisse weiteren Kreisen bekannt zu machen. Die „Ausmerzung alles Kranken" wird, wie Hutten im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" öfters hätte lesen können, in rassenhygienischen Kreisen als bloße sogen. „negative Rassenhygiene" der „positiven Rassenhygiene" (Förderung der Fruchtbarkeit der Gesunden und Tüchtigen) gegenübergestellt; beide Methoden haben für die rassenhygienische Wissenschaft ihr Interesse. Daß praktisch die „positive" Rassenhygiene ungleich wichtiger ist als die „negative", wurde von der Gesellschaft für Rassenhygiene oft betont. Huttens erste Anklage gegen die Gesellschaft entbehrt also jeder Grundlage.

---

[1]) Geschrieben im August 1911.

Die zweite Anklage geht dahin, daß v. Gruber und Ploetz unter „Rasse“ einfach „nur eine gesunde Körperkonstitution“ verständen, und daß sie überhaupt anthropologischen Fragen gegenüber sich gleichgültig verhielten. Auch zur Zurückweisung dieses Vorwurfes genügt es, auf das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ hinzuweisen, das auch der Rassenfrage im engeren Sinne manche Abhandlung gewidmet hat, und in dem seit seinem Bestehen alle bedeutenden anthropologischen Werke eingehend und mit Sachkenntnis besprochen worden sind. Allerdings gibt es in den Kreisen der rassenhygienischen Gesellschaft — wie überall — nur wenig Biologen, die rückhaltlos der Ansicht Huttens beistimmen würden, daß „die Hauptursache für die Entartung aller historischen, wie auch der gegenwärtigen Kulturvölker in der Vermischung mit anderen, minderwertigen Rassen zu suchen ist“. Dieser Satz Huttens schießt aber auch sicher über das Ziel hinaus. Damit nämlich ein Kulturvolk durch Vermischung mit einem andern Volke zugrunde geht, dazu ist nötig, daß das Kulturvolk den minderwertigen Rassen gegenüber, mit denen es zusammenlebt, zahlenmäßig ungünstig dasteht. Dieser Fall tritt meist nur dann ein, wenn die Geburtenzahl des betreffenden Kulturvolkes so gering ist, daß in die (wirtschaftlichen und biologischen) Lücken, die das Kulturvolk offen läßt, die minderwertige Rasse eindringen kann. So ist es in Griechenland und Rom gewesen: die echten alten Hellenen und Römer gingen infolge von Kriegen, Revolutionen, Seuchen, Ehelosigkeit und Geburtenbeschränkung im Verhältnis zu der unterworfenen und umwohnenden Bevölkerung (Heloten, Periöken, Sklaven) allmählich immer mehr an Zahl zurück. Da sie den genannten äußeren Gefahren mehr ausgesetzt waren als die übrige Bevölkerung, hätten sie sich nur durch eine besonders große Fruchtbarkeit erhalten können. Statt dessen griff aber gerade die willkürliche Geburtenverhütung immer mehr um sich. Infolge des dadurch bedingten fortschreitenden Aussterbens der eigentlichen Schöpfer der antiken Kultur war es nur selbstverständlich, daß hochgekommene Sklaven die freibleibenden Plätze einnahmen und nach diesem wirtschaftlichen Aufstieg auch durch die Ehe sich mit den alten Familien vermischten. Und es ist kein Zweifel, daß — wie Gobineau gezeigt hat — das römische Reich gerade aus der Vermischung seiner Bürger mit Sklaven und Freigelassenen germanischen Stammes, besonders aber mit den vielen während der Kaiserzeit angeworbenen germanischen Soldaten, die nach abgeleisteter Dienstzeit angesiedelt wurden und nicht selten auch das Bürgerrecht erhielten, noch Lebenskraft für Jahrhunderte gewonnen hat. Die eigentliche Ursache des Unterganges war demnach das fortschreitende Aussterben der begabten, tüchtigen, hochrassigen Familien, nicht die Vermischung, welche nur eine Folgeerscheinung des Aussterbens der Tüchtigen war. Die Vermischung mit minderwertigen asiatischen, afrikanischen und Urbevölkerungselementen war nur der letzte Akt in dem Drama; sie war der

Besen, der die übriggebliebenen, ihrer geringen Zahl wegen nicht mehr lebensfähigen Reste rasch hinwegfegte.

Unser Bestreben muß deshalb vor allem dahin gehen, die auch bei uns bestehende ungenügende Fruchtbarkeit der tüchtigen und begabten Familien in eine genügende, ja überdurchschnittliche umzuwandeln[1]). Das ist aber gerade das, was die sogenannte positive Rassenhygiene will. Die Behauptung, daß die nach dieser Richtung zielenden Vorschläge der Gesellschaft für Rassenhygiene „durchweg nur in wirtschaftlichen Erleichterungen der Lebensführung beruhen", muß ich als unrichtig zurückweisen. Aus den Werbeschriften der Gesellschaft sowie aus dem „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" kann man sich leicht davon überzeugen, daß die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" sich von solchen Einseitigkeiten Gott sei Dank jederzeit ferngehalten hat.

Hutten scheint nun zu glauben, daß die Vermischung für sich allein schon in jedem Falle zur Entartung führen müsse. Dieser alte Glaube aber ist ebenso wie die Behauptung, daß „Mischrassige stärker mit allen möglichen Gebrechen behaftet" seien, durch die außerordentlich gewissenhaften Bastardforschungen Eugen Fischers[2]) endgültig widerlegt. Auch sonst widerspricht diese Behauptung Huttens allen Erfahrungen der modernen Biologie, insonderheit der experimentellen Erblichkeitslehre. Hutten übersieht in seinem Bestreben, seine Weltanschauung unter das Joch des Gegensatzpaares „Reinrassig — Mischling" zu spannen, daß wir selbst sämtlich Rassenbastarde sind, daß das Blut des „stumpfsinnig-genügsamen Mongolo-Slaven" auch in unser aller Adern rollt. Daß „nur ein reinrassiges Volk . . . etwas Schöpferisches zu vollbringen vermag", muß entschieden bestritten werden. Die italienische Renaissance ist von nordisch-mediterranen Mischlingen geschaffen; selbst Goethe, Bismarck, Nietzsche waren offenbare Mischlinge. Goethes Augen z. B. waren mischfarbig; seine Eigenschaft als Rassenbastard ist schon damit ganz eindeutig erwiesen. Nicht auf die „Reinheit" der Rasse kann es ankommen, sondern darauf, aus welchen Rassen ein Volk gemischt ist. Wer den illusionären Begriff der „Reinen Rasse" für die Voraussetzung der Tüchtigkeit hält, hat Gobineau und Woltmann mißverstanden. Nach diesen bahnbrechenden Forschern sind nicht etwa die „reinrassigen" Völker die zur Kulturschöpfung befähigtsten, sondern diejenigen Völker, die einen wesentlichen Anteil nordischen Blutes in sich bergen. Nun enthalten aber nach Otto Ammons Untersuchungen gerade die befähigten und tüchtigen Familien in Deutschland einen besonders großen Anteil nordischen Blutes. Wenn also die

---

[1]) In einer in kurzem bei J. F. Lehmann in München erscheinenden Schrift („Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik") habe ich diesen Satz ganz ausführlich begründet.

[2]) Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Jena 1913.

Gesellschaft für Rassenhygiene das Aussterben der tüchtigen Familien zu verhindern sucht, so genügt sie damit auch den anthropologischen Forderungen Gobineaus und Woltmanns. Ich würde mich freuen, wenn Hutten diese Zusammenhänge erkennen und seine wertvolle Kraft in den Dienst dieser Bestrebungen stellen würde.

Was nun die Siedlungspolitik anbetrifft, so geht Hutten bei seinem Urteil von der Überzeugung aus, daß „das falsche Boden- und das falsche Erbrecht die Geißeln unseres Bauernstandes bilden". Man sollte deshalb glauben, daß er freudig der von Lenz und v. Gruber vorgeschlagenen Methode der „bäuerlichen Lehen" beistimmen würde. Denn diese Art der Siedlungspolitik überwindet die unüberbrückbaren Schwierigkeiten einer Boden- und Erbrechtsreform sehr geschickt dadurch, daß sie es versucht, allmählich neben dem auf dem alten unglückseligen Recht gegründeten Bauernstande einen neuen Bauernstand mit neuen und gesünderen Boden- und Erbrechten zu schaffen[1]). Aber auch hier bemerkt Hutten nicht, wie nah sein Streben mit dem der Männer, die er bekämpft, verwandt ist, und er verwahrt sich gegen die Lehens-Siedlungsreform mit der apodiktischen Behauptung: „Der Staat wird sich aber zu einer Unverkäuflichkeit und zu dauernder Festlegung in den Familien nicht entschließen." Da Hutten eine Begründung dieser Behauptung schuldig bleibt, muß es dem Leser genügen, wenn ich das Gegenteil behaupte: Der Staat wird sich dazu entschließen, — sobald er nämlich eingesehen hat, daß es einen andern Weg, sich einen ausreichenden bäuerlichen Nachwuchs zu sichern, nicht gibt.

Hutten macht aber gegen die Methode der „bäuerlichen Lehen" noch geltend, daß die Festlegung des Bodens „mit der Bedingung hoher Kinderzahl (?) in Widerspruch geraten" würde. Mit solchen Gründen kann man allerdings jede Bevölkerungspolitik ad absurdum führen. Augenblicklich ist doch wohl unsere Sorge die, tüchtige Menschen in genügender Zahl zu bekommen; sollen wir nun auf dieses Ziel von vornherein deshalb verzichten, weil uns durch zahlreiche Geburten später einmal unser Land zu eng und unser Boden zu klein werden könnte?

Schließlich führt Hutten gegen die Lehens-Siedlungen an, es würde „sehr schwer halten, die genügende Anzahl vollwertiger Siedler zu finden". Wir glauben demgegenüber doch, durch den Krieg erfahren zu haben, daß wir noch genug vollwertiges Menschenmaterial in Deutschland besitzen. Oder sollen wir vielleicht auf den Versuch, unser Volk vor dem Untergange zu bewahren, deshalb verzichten, weil das „sehr schwer halten" wird?

Nein, auch Hutten ist dieser Ansicht nicht, den auch Hentschels Mittgartplan, für den er eintritt, wird sich nicht leicht durchführen lassen. Ich halte Hentschels Plan — wie ich schon früher an anderer Stelle

---

[1]) Vergl. diese Zeitschrift Bd. 14, H. 12, S. 664 und Bd. 15, H. 6, S. 312.

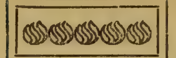
hervorgehoben habe[1]) — für völlig undurchführbar, da ihm in Überlieferung, Recht und Sitte zu mächtige und zu tiefwurzelnde Unwägbarkeiten (Imponderabilien) entgegenstehen, die sich keineswegs, wie Hentschel zu glauben scheint, ohne weiteres wie ein Kartenhaus umblasen und durch entgegengesetzte Anschauungen ersetzen lassen. Aber darüber ist hier nicht der Ort zu reden. Hervorheben möchte ich jedoch, daß gerade das, was Hutten gegen die „bäuerlichen Lehen" einwenden zu können glaubt, in hundertfach stärkerem Maße gegen seinen romantischen Plan der Mittgartdörfer gilt. Oder glaubt jemand, daß der Staat sich zu einer Errichtung von Mittgartsiedlungen entschließen, ja, daß er solche jemals auch nur dulden wird?

Und glaubt jemand, daß es leicht, ja daß es überhaupt möglich sein wird, eine genügende Anzahl vollwertiger Frauen zu finden, die sich in Mittgartdörfer einsperren lassen? Daß man für ländliche Siedlungen anderer Art hochwertige Menschen finden kann, unterliegt gar keinem Zweifel; denn es gibt unter den deutschen Bauern hochwertige Menschen genug. Dagegen bestreite ich, daß eine größere Anzahl anständiger Frauen, und gerade anständiger Frauen der stolzen nordischen Rasse zu finden sind, die auf das geschlossene Familienleben mit den Kindern und dem Gatten Verzicht leisten, um sich „ungestört allein dem werdenden Menschen widmen zu können". Ich habe bisher immer geglaubt, daß die Gattin bei der Erziehung ihrer Kinder durch ihren Gatten unterstützt, nicht daß sie durch ihn „gestört" wird. Aber wenn sich selbst ein paar Hundert vollwertiger Frauen finden würden, die sich in durchaus unweiblicher Weise über die ältesten Überlieferungen europäischer Kultur hinwegsetzten; glaubt Hutten, daß deren Fruchtbarkeit genügen würde, um den Nachwuchs eines 67-Millionen-Volkes sicherzustellen? Der Geburtenrückgang kann doch gewiß nicht dadurch überwunden werden, daß „sich doch manche aus intuitiver Erkenntnis heraus zu ihm (dem Mittgartgedanken) bekennen werden".

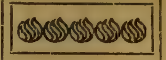
Ich will mich nicht weiter in die Kritik des Mittgartplanes verlieren, trotzdem die Versuchung groß ist. Zeigen wollte ich bloß, daß Huttens Angriffe gegen die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" aus Mißverständnissen geboren sind, und daß seine Beweisgründe gegen die Methode der „bäuerlichen Lehen" in keiner Weise überzeugen können. Da Hutten die hohe Bedeutung einer Boden- und Erbrechtsreform für das Fortbestehen unserer germanoiden Rasse so klar wie wenige erkannt hat, so darf ich hoffen, daß auch er noch einmal sich zur Methode der „bäuerlichen Lehen" bekehren wird, und daß er der Gesellschaft, der er jetzt feindlich gegenübersteht, noch einmal einen tapfern Mitkämpfer stellt.

---

[1]) H. W. Siemens, Die Proletarisierung unseres Nachwuchses. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, zwölfter Band, erstes Heft.



Berichte und Notizen.



Eine neue englische Gefahr. Die Engländer haben sich in und um Calais festgesetzt, das wissen wir und die Franzosen. Warum? Es ist doch jedem klar, daß sie sich dort ein weiteres Gibraltar schaffen wollen. Ich glaube aber, sie bezwecken noch mehr: trotz ihrer alles beherrschenden Flotte, ihrer noch immer ausschlaggebenden Geldmacht, ihrer 30 Millionen Quadratkilometer Kolonialbesitzes kennen sie ihre Schwäche: sie sind wenig über 30 Millionen stark und können sich auf ihrer Insel nicht ausdehnen, haben auch keinen gesunden Bauernstand. Da sie aber nicht nur wissenschaftlich-anthropologische Gesellschaften haben, die schon allerlei über den rassigen Niedergang ihres Volkes entdeckten, sondern im Gegensatze zum deutschen Michel praktische Folgerungen aus theoretischen Erkenntnissen über ihr Volkstum ziehen, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß sie die Franzosen absichtlich verbluten lassen, um ebenso, wie sie sich an der Front Kilometer um Kilometer ausdehnen, auch französischen Besiedelungsboden mit ihrem mehr als gesunden Selbsterhaltungsinstinkt zu besetzen. Die englischen Anthropologen werden so gut wie die deutschen und französischen wissen, daß in Nordfrankreich der gesündeste, geistig hochstehendste Bestandteil der französischen Bevölkerung wohnt. Menschen mit edlem normannischem und sonstigem germanischen Bluteinschlag, was schon äußerlich in dem, wenn auch gemischten blonden Typus zum Ausdruck kommt. Die gründlichen Werke, Statistiken und Rassekarten von Broca, Collignon, Bertillon, Lapouge u. a. geben ein deutliches Bild, daß sich die Engländer zu einer Rasseveredelung und -ausdehnung keinen besseren Untergrund wünschen können, wie den Nordosten Frankreichs. Wir aber müssen damit rechnen, daß wir statt eines gebrochenen Franzosenvolkes den noch ganz anders hassenden Engländer im Westen, im Osten den Muschik an Stelle der zu sieben Millionen verschleppten Ostseedeutschen, Letten und Litauer zu Nachbarn bekommen. Ob unsere Gemäßigten und Pazifisten durch diese neuen Vernichtungsaussichten zur Vernunft kommen werden? Paul Rohrbach, der gewiß kein alldeutscher Heißsporn ist, hat in seinem Vortrag vom 27. November 1916 laut Besprechung der Münchener Neusten Nachrichten die Forderung erhoben, daß Rußland mit seinem Geburtenüberschuß von drei Millionen jährlich geschwächt werden müsse. Die Abtrennung von Polen dürfe nur den Anfang bedeuten. — Johannes Hering.

Vererbung von Haar- und Augenfarbe. Heraklits Wort: „Alles fließt" paßt zwar auf alle Gebiete menschlichen Denkens, ist aber nirgends so am Platze wie in der Naturwissenschaft, die im Verlaufe weniger Jahrzehnte durch den Darwinismus einen völligen Umsturz überlieferter Begriffe und ererbter Anschauungen erfahren hat. Doch auch der siegreiche Darwinismus behauptet die Walstatt nicht unangefochten — wohl ist die Abstammungslehre allgemein angenommen, allein die Theorie von der natürlichen Zuchtwahl ist durch Oscar Hertwig in seinem Buche „Das Werden der Organismen" als unhaltbar erwiesen worden und wird von Zell in seinem neuesten Werke „Riesen in der Tierwelt" durch den Satz von der Sparsamkeit der Natur ersetzt. Man wird darum geneigt sein, die Ergebnisse moderner Forschung nicht unbesehen hinzunehmen, und wird selbst prüfen, wo es angeht. Eine solche Kritik möchte ich an dem Mendelschen Gesetz üben, soweit es auf Menschen übertragen worden ist. Das Mendelsche Gesetz besagt, roh ausgedrückt, daß, wenn verschiedenfarbige Organismen gekreuzt werden, die dunkle Farbe über die helle den Sieg davonträgt. Wenn dieses Gesetz, das Mendel für die Pflanzen ermittelt hat, auch für uns Menschen gilt, so wäre das schließliche Aussterben der blonden Rasse mit Sicherheit zu erwarten, denn im Zeitalter der Freizügigkeit und des Weltverkehrs ist das Eindringen dunkler Elemente in blonde Familien nicht zu verhüten. Ich bin jedoch der Meinung, daß die Menschheit dem Mendelschen Gesetze

nicht blindlings gehorcht, und schöpfe diese Überzeugung aus dem Studium der Geschichte meiner eigenen Familie. Die Familie Sigismund — die sich vor alters „Siegmund“ schrieb — taucht im 17. Jahrhundert in dem Kirchenbuch des schwarzburgischen Dorfes Lichtenhain bei Oberweißbach auf. Sie soll aus Bayern stammen — wieweit diese Sage auf Wahrheit beruht, läßt sich nicht ergründen, weil die Zerstörungswut des Dreißigjährigen Krieges auch die kirchlichen Urkunden nicht verschont hat. Jedenfalls sind die Sigismunds, wie ihr Name zeigt, germanischer Abkunft und waren in einem Dorfe ansässig, das durch seine Höhenlage auf dem Kamme des Thüringer Waldes geschützt war vor der Bespülung durch die slawische Flut, die so viele Gaue Thüringens überschwemmt hat. Auch ihre Frauen haben sie aus rein deutschen Geschlechtern gewählt, wie die überlieferten Namen der Hausmütter: Enders, Obstfelder, Rose, Heinze, Müller, Obstfelder, Kister — dartun. Über ihre körperliche Erscheinung melden die Kirchenbücher natürlich nichts — sichere Mitteilungen über diesen Punkt setzen erst mit meinem 1796 geborenen Großvater ein. Demnach kann ich für vier Geschlechterfolgen die Haar- und Augenfarbe für Männer, Frauen und Kinder einwandfrei angeben, und wir erhalten folgendes Bild: I., Mann: Haare dunkelblond, Augen grau; Frau: Haare schwarz, Augen braun; fünf Kinder, erstes: Haare braun, Augen hellbraun, zweites: Haare schwarz, Augen braun, drittes, viertes, fünftes: Haare blond, Augen blau. II., Mann: Haare schwarz, Augen braun; Frau: Haare hellbraun, Augen grau; vier Kinder, erstes: Haare blond, Augen blau, zweites: Haare schwarz, Augen braun, drittes: Haare rotblond, Augen grau, viertes: Haare rotblond, Augen braun. III., Mann: Haare schwarz, Augen braun; Frau: Haare dunkelblond, Augen blau, IV., Kinder des vorigen Paares: erstes: Haare blond, Augen blau, zweites: Haare blond, Augen blau, drittes: Haare blond, Augen braun. Von den zwölf Kindern dieser Übersicht sind also nicht weniger als neun blond und nur drei braun und schwarz. Die schwarze Farbe ist in die Familie hineingekommen durch meine Großmutter, die dem Geschlechte der im 16. Jahrhundert geadelten Kammerherren Obstfelder angehörte, an die die im Schwarzatale gelegene „Obstfelder Schmiede“ erinnert. Ob alle Obstfelders die noch jetzt in stattlicher Anzahl in Deutschland vertreten sind und die sogar in Schweden Wurzel gefaßt haben, diesem dunklen Typus angehören, entzieht sich meiner Kenntnis — der rudolstädtische Zweig der Familie war jedenfalls durch schwarze Haare und Augen ausgezeichnet. Der Name ist süddeutsch — eine Beimischung romanischen Blutes ist also wohl möglich. Wie dem auch sei, jedenfalls haben die Sigismunds von ihren Ahnen ein so reichliches Maß Blondheit überkommen, daß der dunkle Unterstrom in ihrem Blute seine volle Kraft nicht mehr entfalten kann. Ich möchte aus dem Angeführten schließen, daß die Sache der Blonden noch nicht verloren ist, auch wenn sie mit Schwarzen gekreuzt werden. Da die Kinder die Chromosomen ihrer Erzeuger erben, so kann, wenn sie eine genügend lange Reihe blonder Vorfahren besitzen, recht wohl im Laufe der Jahrhunderte ein solcher Schatz von Lichtfarbigkeit für sie aufgespeichert werden, daß sie mehr nach der hellen, als nach der dunklen Seite geraten. Zum mindesten beweisen solche Beispiele, daß das Mendelsche Gesetz auf Menschen nicht ohne Einschränkungen angewandt werden darf. — Prof. Dr. Fr. Sigismund.

Die Sprachreinigung im Lichte der Biologie. Schulleiter Josef Frank in Brod schreibt uns: „Solange sich der Kampf gegen die Fremdwörter nur das Ziel setzt, ursprünglich rein deutschen Personen und Sachen, die im Laufe der Zeiten durch Mode- und Nachahmungssucht oder anderweitige Ursachen mit fremden Wörtern bezeichnet wurden, die deutschen Benennungen wieder zu erobern und die in Gegenwart und Zukunft aus deutschem Wesen entspringenden Neuschöpfungen vor Fremdwörtern zu bewahren, kann er natürlich nur segensreiche Wirkungen haben. Indessen will es mir scheinen, daß die Sprachreiniger bereits über dieses Ziel hinausgegangen sind und eine große lebensfeindliche Tatsachen- und Urkundenfälschung im Zuge ist. Das mechanische Denken führt zur Beseitigung der Fremdwörter um jeden Preis und so dürfte besonders durch die mechanische

Sprachreinigung großes Unheil angerichtet werden. Wohl ist unsere Sprache reich genug, deutsches Empfinden deutsch auszudrücken, wie es im Liede heißt, doch ist es fraglich, ob immer die Möglichkeit oder Notwendigkeit vorliegt, an fremdes Empfinden den deutschen Sprachschatz zu verschwenden. Gesetzt den Fall, wir hätten für irgendeine mit einem Fremdworte benannte Sache deutsche Wörter im Überflusse, so sehe ich mich eben aus Liebe zu meiner Muttersprache gezwungen, vorerst in den Ursprung und den Kern der Sache hineinzuleuchten und zu prüfen, ob sie sich mit deutschem Wesen verträgt, deutschen Ursprunges und eines deutschen Namens würdig ist. Für manche Schandtat, manche Niederträchtigkeit fehlt bekanntlich die richtige Bezeichnung, sie entspricht also nicht deutschem Empfinden und würde durch eine deutsche Benennung gewissermaßen mit deutschem Wesen in Verbindung gebracht und diesem urkundlich zur Last gelegt werden. Muß ich statt Syphilis unbedingt Lustseuche oder Geschlechtskrankheit sagen? Ich will es nicht, will durch das Fremdwort die Vorstellung beibehalten, daß diese Krankheit bei der sprichwörtlichen germanischen Keuschheit nicht aufkommen konnte. In der ursprünglichen Benennung einer Sache liegt verdichtet auch ihre Entstehungsgeschichte, der Name ist kein Zufallserzeugnis, er ist eine Urkunde und soll nicht verloren gehen, nicht verdunkelt oder umgefälscht werden. Was ist mir mehr wert, das Bewußtsein von der Reinheit meiner Ahnen oder das bessere „Verständnis" der Krankheit? Brauche ich die Krankheit überhaupt zu kennen, wenn ich rein bin? Bleibt mir die Sache fremd, so bleibe es auch das Wort, es bleibe für mich „Schall und Rauch". Mag das mechanische Denken mich verurteilen, das biologische Denken muß mich rechtfertigen. Biologisch betrachtet ist Lustseuche für mich ebenso ein Fremdwort wie Syphilis. Auf meinem Bücherschranke steht eine griechische „Amphora". Ein Bekannter von mir und seines Zeichens „geschworener" Feind jedes Fremdwortes, ermahnt mich, statt „Amphora" das ebenso schöne deutsche Wort „Henkelkrug" zu gebrauchen. Ich schweige, gehe zu einem Töpfer, lasse mir ein in Stoff und Form getreues Abbild anfertigen, stelle es neben die Amphora und schreibe darunter: Henkelkrug. „Warum tatest Du das?" fragte mein Bekannter beim nächsten Besuche. „Im Interesse geschichtlicher Tatsachen, die nicht verdunkelt werden dürfen", antworte ich. Wo das Fremdwort für den Urkundenforscher in späteren Zeiten vielleicht das einzige Mittel ist, den einzigen Ausgangspunkt oder die einzige Möglichkeit bietet, Spuren zu entdecken und Echtes vom Unechten unterscheiden zu können, muß es beibehalten werden. Ich begebe mich nun auf das Gebiet der Jurisdiktion, wo es von Fremdwörtern wimmelt und die Sprachreiniger sehr rührig an der Arbeit sind. Ich sage absichtlich nicht Rechtsprechung trotz des Wohlklanges und der Schönheit dieses deutschen Wortes. Es weckt bereits in mir die Vorstellung vom deutschen Gewohnheitsrechte, das mit der „Jurisdiktion" wenig zu tun hat. Ich hege vom biologischen Standpunkte schwere Bedenken gegen eine „reine" Verdeutschung römischer, also fremder Rechtsempfindungen und wünsche, daß der gesamte „Kodex" unberührt ergraue und alle seine Fremdwörter ins Grab mitnehme. Ich frage, wird der Geist, das ganze Empfindungsleben durch die vollständige Umtaufung ins Deutsche auch deutsch werden und antworte mit nein. Der Fremdgeist wird in deutschem Gewande ein Trugbild werden und wenn die welsche Ausdrucksweise nur mehr den einzigen Stein des Anstoßes bildete, würde mit deren Beseitigung auch die einzige Möglichkeit geschwunden sein, den Kodex von innen heraus zu einem deutschen Gesetzbuche umzubilden, bezw. durch ein deutsches zu ersetzen. So möge er seine Fremdwörter behalten als notwendiges Erkennungszeichen seines Ursprunges und inneren Wesens. Und wären biologisch betrachtet deutsche Benennungen für den römischen Rechtskodex nicht wiederum Fremdwörter? Die Ausscheidung der Fremdwörter muß organisch oder natürlich zugleich mit dem Aufstieg und innerhalb des Aufstieges der gesamten rassischen Geisteskultur erfolgen, muß ein Endergebnis der inneren Erneuerung sein. Ich glaube kaum, daß diese biologische Forderung durch irgendeine Vereinigung zur Bekämpfung der Fremdwörter erreicht wird. Die Fremdwörter sind mit der rassischen Vermischung eingedrungen und müssen mit der Entmischung schwinden, also auf dem Wege organischer Entwicklung. Irgendein Großer,

ausgerüstet mit allen Anlagen des deutschen Geistes, muß im Drange schöpferischer Offenbarung den richtigen Ersatz für das Fremdwort finden und der allgemeine Gebrauch sich sozusagen unbewußt einstellen. Was soll es heißen, wenn auf einer „Tagung" der Sprachreiniger einstimmig oder mit Stimmenmehrheit beschlossen wurde, dieses oder jenes deutsche Wort an Stelle dieses oder jenes Fremdwortes zu setzen? Es könnte ja einmal geschehen, daß der Antragsteller zufällig dem Drange schöpferischer Offenbarung gefolgt wäre und auf diese Weise der Mehrheitsbeschluß mit dem organischen Sprachbildungsvorgange zusammenfiele. In der Regel aber werden die mechanischen Denker am Werke sein und die künstliche Mache an die Stelle des organischen Werdens setzen. Ein krasses Beispiel einer derartigen künstlichen Mache scheint mir die Ersetzung des Fremdwortes Telegramm durch „Drahtung" und „Funkung". Mir graut vor den Verrenkungen und Verzerrungen, die der „Drahtung" und „Funkung" noch folgen werden und fürchte, daß der Geigenspieler noch saiten, der Xylophonist holzen, der Sänger kehlkopfen und stimmritzen, der Orgelspieler luften oder winden, der Henker hanfschnüren wird, nachdem der Telegraphenbeamte drahten und funken muß. Verrichtungen, die bisher dem Drahtbinder und Schmiede oblagen, muß jetzt der Telegraphenbeamte besorgen, so will es das mechanische Denken. Es liegt eine gesunde Ansicht und Absicht in der Entlehnung eines im Verkehre gebräuchlichen Wortes aus einer toten Sprache. Die in der Höherentwicklung begriffene lebende Sprache wird im öffentlichen mechanischen Geschäftsverkehre gekürzt, beschnitten, verrenkt, verzerrt, mechanisiert, entgeistigt, getötet. In dieser Erkenntnis griff man triebmäßig zum toten Worte. Wird die Sprache in der Tagespresse z. B. nicht immer mehr und mehr verunstaltet? Wie nun erst im öffentlichen Verkehre? Seid umschlungen, Millionen, unser Wort der ganzen Welt, ruft der mechanische Sprachreiniger, während der biologisch Denkende mit seiner Sprache wie mit seinem höchsten Gute verfährt und eine Scheu empfindet, sie öffentlich wie eine Dirne behandeln zu lassen. Der mechanisch denkende Sprachreiniger gibt vor, das Fremdwort meiden zu wollen aus Liebe zur deutschen Sprache, in Wirklichkeit wirft er in seiner bedingungslosen Verdeutschungssucht deutsche Worte an fremde Werte verschwenderisch weg, wird also verdächtig, durch sein reichliches Schenken an fremde Dinge diese mehr zu lieben, als seine eigene Sprache. Das ist der Trieb des Weibes, das vorgibt zu hassen, was es wirklich liebt und vorgibt zu lieben, was es haßt. Die mechanische Sprachreinigung ist eines Geistes mit Weltbürgertum, Demokratie und Feminismus. Sie glaubt wie diese an die Allmacht des Wortes und wähnt, lediglich durch das Wort die ungeheure Macht der Überlieferung vernichten zu können. Ich gebe keine allseitige Behandlung und Beleuchtung des Fremdwortes, denn alle sogenannten allseitigen, erschöpfenden Betrachtungen kommen vom mechanischen Denken. Ich bin kein Freund der Fremdwörter, wenn sie deutsches Wesen decken, aber ich will kein deutsches Wort über fremde Lebenswerte breiten. Ich werde ein Mägdlein aus welschem Blute Anastasia und eines aus deutschem Blute Gertrud taufen lassen, werde zur Französin Mademoiselle und zur Deutschen Fräulein sagen, werde natürlich auch nicht Papa und Mama sagen, da die Deutschen von jeher einen Vater und eine Mutter hatten. Ich will die Reinheit der deutschen Sprache im eigenen Hause und in den Denkmälern deutscher Kunst und Wissenschaft. In fremden Ländern, auf der Börse, auf dem Markte, auf Verkehrsstraßen und Eisenbahnen, in Börsenblättern und Geschäftsberichten können und sollen sie sogar welschen und mauscheln, wie sie wollen. Ich will die Übereinstimmung zwischen Wesen und Schein, zwischen Willen und Intellekt, zwischen Rasse und Ausdruck, zwischen Ansicht und Absicht, zwischen Ding und Wort." Man wird diesen Ausführungen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können, wenn wir auch zugeben, daß sie nicht in allen Punkten stichhaltig sind.

Die Kleidermoden. Anläßlich des namentlich in der jetzigen Kriegszeit überflüssigen, ja gemeinschädlichen Stoffverbrauches, welchen die bis zu sechs Meter weiten Röcke der Modedamen bedingten, kam es mehrfach zur Erörterung des Ursprunges der Kleidermoden.

Ganz richtig wurde darauf hingewiesen, daß die europäischen Kleidermoden letzten Endes auf die Kleiderordnungen des Mittelalters zurückgehen, welche den hauptsächlichen Zweck hatten, die verschiedenen Stände des Gesellschafts-Aufbaues in ihren Trachten zu unterscheiden und kenntlich zu machen. Gewisse Kleiderformen, -stoffe und Farben durften nur von bestimmten Ständen getragen werden, wie heute den Rock des Kaisers nur der Soldat, die Amtstracht des Beamten, des Geistlichen nur die Angehörigen dieser Stände tragen dürfen. Hierbei waren im Mittelalter nur nebenbei und zeitweilig auch Sparsamkeitsrücksichten maßgebend, wie sie in der Wollenot der Kriegszeit nun allerdings den eigentlichen Leitgedanken der verschiedenen Versuche und behördlichen Einschreiten zur Steuer der Verschwendungssucht im Stoffverbrauche bilden. Im wesentlichen waren die Trachten der Vorzeit lange Jahrhunderte hindurch nichts anderes als der in der äußeren Erscheinung sichtbar gemachte Ausdruck des Standesbewußtseins ihrer Träger. Die Edeldame und der Edelmann, der Bürger und seine Ehefrau, der Stadtschreiber, der Kaufmann, der Jude, der Handwerker bis in die unterschiedenen Zünfte hinein, hatten so wie der Bauer ihre verschiedenen Standestrachten und trugen sie, solange wenigstens als die ständische Gliederung der Gesellschaft innerlich gesund war, auch mit berechtigtem Standesstolze. Erst zur Zeit der ersten Anzeichen der beginnenden Auflösung des mittelalterlichen Gesellschaftsbaues begannen die Menschen auch mit ihrer Kleidung immer allgemeiner über ihren Stand hinauszustreben. Der Bauer, welcher in Krieg und Frieden — welch letzterer übrigens nur ausnahms- und gegendenweise herrschte — reich geworden, wollte im Kleideraufwande nicht mehr hinter dem Landedelmann zurückstehen. Der Sänger der sogen. „höfischen Dorfpoesie" Neithart von Reuenthal aus der Zeit des beginnenden Verfalles der höfischen Dichtung besang das mittelalterliche Bauernleben und namentlich den Kleiderluxus der Bauern seiner bayerischen Heimat so anschaulich und wirklichkeitsgetreu, daß Gustav Freytag in unseren Tagen imstande war, aus seinen Tanzliedern ein lückenloses Abbild des Bauernlebens in Bayern um 1230 zu schöpfen. Der Bürger, den Handel und Gewerbefleiß im Schutze seiner mächtigen Stadtmauern wohlhabend werden ließen, wollte in seiner äußeren Erscheinung nicht mehr hinter dem Ritter zurückbleiben und so gab es immerwährende Überschreitungen der Kleiderordnungen, wie schon die darauf gesetzten Strafen und deren wiederholte Verschärfungen beweisen. Das fortgesetzte Hinausstreben der niederen Stände über ihre Standesschranken führte aber weiters naturgemäß dazu, daß sich die höheren Stände von Zeit zu Zeit immer andere, neue Standesunterscheidungen in ihrer Standestracht zulegten, bis schließlich nur der am wenigsten von Eingriffen in seine Kleidungsformen betroffene geistliche Stand im großen und ganzen bei der seinigen verblieb: was wieder nur beweist, daß es die steten Überschreitungen der Standes-Kleiderordnungen waren, welche den Wechsel verursachten und mit sich brachten. Dieser Wechsel erfolgte in der Frühzeit wenigstens — wie die Kostümkunde augenscheinlich lehrt — wesentlich zwar nur in längeren Zeiträumen, etwa von Jahrhundert zu Jahrhundert, aber er war schließlich doch ein recht einschneidender in Form, Stoffewahl und Farben der Kleidung; das waren die Moden jener früheren Jahrhunderte. Als vollends die große französische Gesellschaftsumwälzung mit dem Ende des 18. Jahrhunderts die allgemeine Gleichmacherei heraufführte, da war es zwar mit dem gesetzlichen Kleiderzwange zunächst vorbei, aber die höheren Stände wollten sich doch nach wie vor von der Masse des gemeinen Volkes durch ihre Kleidung abheben. Da die Menge ihnen aber in der Tracht immer rascher nachfolgte und heute sich schon jede Magd in Schnitt und Stoffwahl nach ihrer Herrin richtet, so mußten Formen, Farben und Stoffe immer rascher gewechselt werden, bis sie heute schon von Jahreszeit zu Jahreszeit grundverschieden sind. Daß gerade Paris der Hauptsitz der neuestzeitlichen Kleidermoden geworden, nachdem der Umwälzungsgedanke der allgemeinen Standes-Gleichmacherei seinen Siegeszug durch die europäische Kulturwelt angetreten hatte, weist offenbar auf denselben Zusammenhang hin, denn Standesunterscheidung ist doch auch heute noch der eigentliche Entwicklungssinn aller „Modetorheiten". Ihr rascher, auf den ersten Blick so unsinnig erscheinender Wechsel und Umschwung von

Äußerstformen zu ihrem unvermittelten Gegensatze könnte nur dann wieder einer ruhigeren, vernünftigeren Entwicklung des Modegeschmackes Platz machen, wenn unsere Standesgliederungen selbst wieder mehr Festigkeit und Dauer gewinnen. — Dr. Adolf Harpf.

Vorbereitungen für eine großzügige Bevölkerungspolitik. Die „Deutsche Parlaments-Correspondenz" berichtet: Der preußische Minister des Innern v. Loebell hat die Anregung zu Beratungen über grundlegende und großzügige Maßnahmen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und der Förderung der Bevölkerungszunahme gegeben und es haben deshalb bereits unter Teilnahme der Regierungsstellen des Reiches und von Sachverständigen eingehende Beratungen über eine Reihe von Fragen stattgefunden. Es ist hierbei erörtert worden, wie die innere Kolonisation bei der Bevölkerungsvermehrung nutzbar gemacht werden kann, wie wirtschaftliche Vergünstigungen verheirateter Personen und kinderreicher Familien sich ermöglichen lassen, wie eine Verbesserung des Wohnungswesens in Rücksicht auf den größeren Kinderreichtum herbeigeführt werden kann, wie sanitäre Vorkehrungen auf dem Gebiete der Empfängnisverhütung und entsprechende strafrechtliche Maßnahmen gegen Verfehlungen geschaffen werden können, wie die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich noch verschärfen läßt, wie ferner die Säuglingssterblichkeit und Wöchnerinnensterblichkeit vermindert werden kann und auf welche Weise eine wirksame Aufklärung aller Volksschichten über die Bedeutung des Geburtenrückganges durchzuführen ist. Es handelt sich nach diesen Ausführungen um äußerst wichtige, weitausschauende, planmäßig ineinandergreifende Erwägungen, die seit längerer Zeit gründlich durchgearbeitet werden und deren Ergebnisse nach Beendigung des Krieges zu praktischer Verwertung kommen werden. Der Minister des Innern setzt sich mit besonderem Interesse und allem Nachdruck dafür ein, daß eine Besserung des gegenwärtigen Zustandes angestrebt wird.

Bücherbesprechungen.



Dietrich Schäfers Bismarckbuch. Bismarck. Ein Bild seines Lebens und Wirkens von Dietrich Schäfer. Mit Textzeichnungen von Arthur Kampf. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin 1917. 2 Bände. Preis 20 Mark, nach dem 15. Januar 25 Mark.

Der rührige Verlag Reimar Hobbing, der mit steigendem Erfolge bemüht ist, dem deutschen Volke große politische Literatur in bester Form zu bieten, hat mit der Herausgabe dieses Werkes wiederum einen besonders guten Griff getan. Der durch die Gediegenheit seiner wissenschaftlichen Arbeit in gleicher Weise wie durch seine kraftvolle nationale Gesinnung bekannte Berliner Historiker will nicht ein Werk geschichtlicher Kritik, sondern ein Lebensbild geben, das auf den sicheren Ergebnissen der bisherigen Forschung ruht. Selbstverständlich sind Fragen, die wissenschaftlich noch ungeklärt sind, nicht ausgeschaltet, aber sie sind zum Vorteil für den abgerundeten Charakter des Bildes nur zurückhaltend berührt. Die Darstellung weist die bekannten Vorzüge der Schäferschen Art auf: sie ist schlicht, knapp und abgeklärt und erhält doch immer wieder, namentlich durch eingestreute rednerische, briefliche oder schriftstellerische Äußerungen des Helden selber, warmblütiges Leben. Nirgends enthält sie etwas Gesuchtes; der mächtige Stoff wird mit epischer Gelassenheit behandelt, unter der erst schärferes Hinsehen oft die straffe Gliederung entdeckt. In seiner reichen und sorgsamen wissenschaftlichen Fundierung und seiner politischen Betrachtungsweise in erster Linie auf die Gebildeten zugeschnitten, ist das Werk durch seine ungekünstelte, anspruchslose Darstellungsweise doch ein echtes und rechtes Volksbuch, das auch für den einfachen Mann immer verständlich bleibt.

Dem eigentlichen Lebensbilde schickt der Verfasser eine Einleitung vorauf, die auf zehn Seiten einen meisterhaft gesehenen und mit Meisterhand hingeworfenen Längsschnitt durch die deutsche Geschichte bis zum 19. Jahrhundert gibt. Stoffbeherrschung wie

Darstellung erheben sich hier zu klassischer Höhe. Der Schluß streift das 19. Jahrhundert: Staatengestaltung auf Grund des Volkstums, Staatsregierung unter Beteiligung des Volkes, das wurden seine Ziele. So wurde Bismarck der Held des Jahrhunderts für Deutschland.

Mit sorgsamer Liebe schildert Dietrich Schäfer Herkunft und Jugendzeit Bismarcks. Treffend hebt er hervor, wie bestimmend die Art des niedersächsischen Landedelmannes für sein Denken und seine Lebenshaltung war. „Selbstsichere Kraft des Leibes und der Seele, ein glückliches Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Anlagen, ruhige Beharrlichkeit im Wollen und Ertragen" sind die Eigenschaften dieser Art, die durch das Landleben, insbesondere ein großzügiges Landleben, erhalten und immer neu entwickelt werden. Namentlich entspringt daraus „die Fähigkeit und das Bedürfnis, Kräfte und Ziele in Einklang zu bringen, das Mögliche mit richtigem Blick zu ermessen". Gegen die Neigung, die überschäumende Kraft im Genuß zu vergeuden, bilden ein hochentwickeltes Familiengefühl und altüberliefertes, festbegründetes sittliches und religiöses Empfinden starke Schutzwehren. Wie fein und richtig hat hier Dietrich Schäfer die Wechselbeziehungen erkannt und dargestellt, die zwischen der bismärckischen Realpolitik und dem bestimmenden Einfluß des Landes auf die Persönlichkeit des großen Staatsmannes bestehen! Wie treffend spricht er auch weiterhin von dieser Wechselwirkung, wenn er mit Beziehung auf Bismarck vom Landmanne sagt: „Niemand lernt wie er den Augenblick zu nutzen, aber auch die Frucht seines Handelns abzuwarten. Niemand ist wie er darauf angewiesen, ungewisse Kräfte in Rechnung zu stellen, auf alle Möglichkeiten gefaßt zu sein." 15 Jahre „städtischer" Erziehung haben die Einflüsse des Landes bei dem jungen Bismarck nicht verwischen können. In kurzen Strichen zeichnet der Verfasser das Verhältnis Bismarcks zur humanistischen Erziehung des Gymnasiums: „Bismarck hat diesen Studien keine lebhafteren Neigungen entgegengebracht; sie sind ihm aber auch nicht lästig geworden. Er hat sich in ihnen nicht ausgezeichnet, brauchte aber auch nicht mitgeschleppt zu werden." Die Vorstellungswelt der Alten blieb ihm durch sein Leben vertraut, aber „sie haben sein Denken begleitet, nicht geleitet. Näher lag ihm die Geisteswelt der Neueren". Der junge Bismarck widerstrebte der Schule nicht, ging aber auch nicht in ihr auf, sondern wußte, gelegentlich bis an die Grenzen der Zulässigkeit, auch ihr gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren. Wie mit dem Gymnasiasten, so war es erst recht mit dem Studenten. Die von Bismarck selber geschilderte innere Auseinandersetzung mit den Idealen und der Formlosigkeit der damaligen Burschenschaften faßt Dietrich Schäfer in die kurzen, den Kern treffenden Worte zusammen: „Sein Herz blieb bei der Autorität." Ferner: „Soweit Beziehungen zu Staat und Volk in Frage kamen, trugen sie bei diesem Jüngling eine preußische Färbung." Zutreffend betont er, daß ein Gegensatz zwischen preußisch und deutsch damals von einem Altpreußen schlechterdings nicht empfunden werden konnte.

Immer näher führt uns der Verfasser so an den Staatsmann Bismarck heran. Trefflicher schildert er das erste parlamentarische Auftreten Bismarcks: herausfordernder Mut, unerschütterliche Ruhe, schlagfertige Geistesgegenwart sind seine Kennzeichen. „Aber schon in ihm offenbart sich zugleich der vaterländische Staatsmann großen Stils." Trotz allem war Bismarck auch schon im Parlament „von vornherein nicht allein der Draufgänger, sondern auch der politische Taktiker". Immer weiter führt uns der Verfasser dann in die Laufbahn des Staatsmannes hinein; die Darstellung ist überall straff auf den Helden konzentriert, gibt aber doch zugleich auch immer ein verständliches Bild der politischen Gesamtlage. Weiter in die Einzelheiten hineinzugehen, würde im Rahmen dieser Besprechung zu weit führen. Im ganzen ist hier dem deutschen Volke ein Lebensbild Otto von Bismarcks geboten, das durch politisches wie durch persönliches Verständnis in gleicher Weise seinem Helden kongenial ist. Ein besseres Weihnachtsgeschenk als dieses Werk wird in einer Zeit, in der wir mehr als je von Bismarcks Geist gebrauchen, kaum zu finden sein.

Von der äußeren Ausstattung des Werkes sind besonders die ansprechenden Textzeichnungen von Arthur Kampf hervorzuheben; der Name des Urhebers bürgt wohl für ihren künstlerischen Wert. Neben ihnen schmücken 16 Bildtafeln die beiden Bände. Im

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 12 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

„Neuorientierung", oder Neubau?

Vom Herausgeber.

In den verschiedenen Tageszeitungen, Wochen-, Monatsschriften, weit rückhaltloser noch in Parlamentsverhandlungen und mündlichen Unterredungen wurde letzthin lebhafter als sonst die Frage der für die Zeit nach dem Kriege in Aussicht gestellten „Neuorientierung" unserer Innenpolitik erörtert. Wer da weiß oder ahnt, wie innig diese Frage mit einer besonderen Richtung der Außenpolitik und dem Streben nach einer bestimmten Art des Friedensschlusses zusammenhängt, wird sich der Ansicht nicht verschließen können, daß es notwendig ist, diese Frage, wenn nicht zu lösen, so doch wenigstens in der öffentlichen Meinung noch vor Friedensschluß zu klären.

Ich will damit nicht sagen, daß die ausschlaggebenden Faktoren in dieser Beziehung schon jetzt feste Zu- oder Absagen nach der einen oder anderen Seite machen sollten. Das würde, nachdem man die Sache einmal in Aussicht gestellt, ohne erhebliche Störung des Burgfriedens zurzeit wohl kaum möglich sein. Was aber in der gedachten Hinsicht schon jetzt möglich ist und nicht länger vermieden werden kann, ist ein gründliches Durchdenken und sorgfältiges Erwägen aller mit der bewußten Frage unmittelbar und mittelbar zusammenhängenden Fragen staatsrechtlicher und staatspolitischer Natur. Würde diese vorbereitende Tätigkeit noch länger hingehalten oder gar bis auf die Zeit nach Friedensschluß ver-

schoben, dann könnte das deutsche Volk eines Tages ohne genügende Vorbereitung vor Entschlüsse von verhängnisvollster Tragweite gestellt werden, vor Entschlüsse, die für sein künftiges Wohl oder Wehe, Sein oder Nichtsein mindestens in demselben Maße entscheidend sind, wie der Ausgang des Krieges selbst.

Dazu kommt noch, daß die Frage der Neuorientierung durch die Erfahrungen des Krieges vielfach ein ganz anderes Gesicht erhalten hat, als sie es vor dem Kriege und noch bei Abgabe des bezüglichen Versprechens den politischen wie den unpolitischen Köpfen zeigte. Auch ist es für den Friedensschluß namentlich mit den Westmächten von größter Wichtigkeit, ob in der bewußten Frage noch rechtzeitig eine Klärung der öffentlichen Meinung erreicht wird, oder nicht. Das allein wäre schon Grund genug, diese Klärung noch während des Krieges zu suchen. Andererseits wäre es aber auch in einer späteren Zeit weit schwieriger, diese Klärung zu erreichen. Ist der Krieg und die durch ihn hervorgerufene Hochstimmung erst einmal vorüber, dann verblassen auch, namentlich wenn der Friedensschluß nicht alle Erwartungen erfüllt hat, die in ihm und durch ihn gemachten Erfahrungen. Die alte Selbstsucht, der alte Parteigeist erlangt dann wieder, ja vielleicht noch in verstärktem Maße, Oberwasser und schwemmt mit seinen trüben Fluten jene zarten Keime und vielversprechenden Ansätze neuen geistig-sittlichen Lebens, neuer sozialer, politischer, wirtschaftlicher Anschauungen wieder hinweg.

Alles das drängt also dazu, schon jetzt eine Klärung der Ansichten über die Frage der sogenannten „Neuorientierung" für die öffentliche Meinung zu suchen.

Sie zu erreichen, ist nun aber keineswegs so leicht, wie es diejenigen, die in dieser Hinsicht bereits klar sehen, sich vorstellen. Unser im allgemeinen gutes, braves und tüchtiges, aber vielleicht gerade deshalb in politischer Beziehung so kindlich harmloses Volk ahnt nämlich trotz aller verdächtigen Kundgebungen aus dem feindlichen und übelwollenden Auslande noch immer nicht, was man ihm mit der sogenannten „Neuorientierung" listigerweise aufschwatzen möchte. Es schilt darum gerade diejenigen als arglistig, die ihm, wenn auch aus noch so ehrlicher Überzeugung, sagen, daß man ihm damit ein Danaergeschenk schlimmster Sorte reichen, daß man ihm zumuten will, sich unter dem Namen erweiterter „Freiheit" die schimpflichste und verderblichste Knechtschaft aufzuhalsen, die es in der Welt gibt, nämlich die uneingeschränkte Mammonsherrschaft einer geistig wie sittlich minderwertigen Menschenklasse. Eine solche Herrschaft würde einer Fremdherrschaft nicht etwa nur gleichkommen, sondern sie an verderbenbringender Wirkung noch übertreffen.

Schon oft ist in diesen Blättern, so erst im letzten Januarheft, gezeigt worden, mit welchen raffinierten Mitteln eine gewisse Menschenklasse, die in England, Amerika, Frankreich, Italien usw. schon lange uneingeschränkt

herrscht, die absolute Macht unter der Maske der „Freiheit" an sich reißt. Auch bei uns in Deutschland hatte man damit schon lange vor dem Kriege angefangen. Die sogenannte „Neuorientierung" würde also keineswegs etwas Neues, sondern nur die energischere und zielbewußtere Fortsetzung einer alten Politik sein.

Das durch den Krieg unliebsam unterbrochene Werk soll nun nach dem Kriege offenbar vollendet werden. Auch bei uns soll die auf der starken Monarchie fest und sicher ruhende Staatsverfassung in ihren Grundlagen erschüttert, allmählich abgebaut und an deren Stelle unter demokratischer Maske die allgemeine Weltplutokratie mit beschränkter militärischer Rüstung und unbeschränkter wirtschaftlicher Ausbeutungsmöglichkeit der Völker aufgerichtet werden. Was also durch den größten und furchtbarsten aller Kriege nicht möglich gewesen ist, nämlich die Vernichtung des preußisch-deutschen Militarismus und damit die Wehrlosmachung Deutschlands, das soll durch die sogenannte Neuorientierung und den damit verbundenen Anschluß an die „westliche Kultur" schließlich doch erreicht werden. Und was dabei das Haarsträubendste ist: das deutsche Volk selbst soll seinen Feinden dazu verhelfen. Die Engländer und Amerikaner stellen ja dieses Verlangen schon nicht mehr verschämt, sondern ganz unverschämt als wichtigste „Friedensbedingung" auf.

Daß die „westliche Kultur" durch diesen Krieg kläglich Schiffbruch erlitten hat, daß sie auf allen, aber auch allen Gebieten, außer auf dem der Lüge, Heuchelei und Korruption, von uns „Barbaren" besiegt worden ist, macht für die Hintermänner und Drahtzieher der künftigen „Neuorientierung" nichts aus. Für diese ist ja der Krieg ohnehin ganz „unprogrammmäßig" gekommen. Sie waren ja schon vor dem Kriege auf dem besten Wege, unseren bittersten Feinden alles das zuzugestehen, was diese damals verlangten. Nur der dumme „Militarismus" und nachher der Krieg hat die Ausführung dieser löblichen Absicht verhindert. Höchste Zeit also, daß die durch den Krieg so unliebsam unterbrochene „Verständigungspolitik" nach dem Kriege oder womöglich gleich beim Friedensschlusse wieder aufgenommen wird. Sonst könnte ja die „Welt" — das deutsche Volk und seine zukünftige Lebensmöglichkeit spielen dabei offenbar nur eine nebensächliche Rolle — niemals wieder „zu Ruhe und Frieden kommen". Ja, es könnte wohl gar der für gewisse Leute nicht auszudenkende Fall eintreten, daß die absolute Weltplutokratie überall gestürzt und die nationale Regierung überall wieder eingeführt würde.

Man wird jetzt begreifen, warum die Engländer und Angloamerikaner nur einen Frieden auf der Grundlage der Vernichtung des preußisch-deutschen Militarismus und des Ersatzes der Hohenzollernmonarchie durch eine demokratisch-republikanische oder sonstige angeblich „freiheitliche" Staatsverfassung schließen wollen. Und wenn man das aus eigenen Machtmitteln trotz der ungeheuerlichsten Anstrengung nicht zu erreichen vermöchte, dann

soll es das gute, dumme deutsche Volk nach dem Frieden selbst bewerkstelligen. Dieses deutsche Volk oder, wie sie sagen, die „deutschen Völker“ will man ja keineswegs vernichten, beileibe nicht, man will diese Völker nur von unerträglicher Knechtschaft „befreien“ und sie wieder so glücklich und allgemein beliebt machen, wie sie es nicht einmal im Zeitalter Goethes und Kants gewesen sind. Daß so etwas unter den heutigen Verhältnissen noch viel mehr als damals auf eine politische, wirtschaftliche, bald auch völkische Verkümmerung und schließlich Vernichtung hinauslaufen würde, sagt man natürlich nicht, und Herr Scheidemann und Genossen denken es wohl auch nicht, wenn sie einem „Verständigungsfrieden“ „ohne Sieger und Besiegte“ das Wort reden. Letztere denken, wenn wir nicht annehmen wollen, daß sie mit unseren Feinden gemeinsame Sache machen, vielleicht so: „Ist erst der Sozialismus samt dem Pazifismus überall in der Welt zur Herrschaft gelangt, dann spielen Fragen der Macht und damit auch der Rüstung überhaupt keine Rolle mehr. Die Nationen bedürfen dann auch keines starken militärischen Schutzes mehr, weil jede Nation der anderen das ihrige nicht nur gönnt, sondern auf jede Weise zu fördern bereit ist, und keine der andern den freien Entwicklungsraum nach allen Ländern und Meeren versperrt oder auch nur versperren will.“

Daß solche Gedanken nur ganz harmlosen, unpolitischen Gemütern oder völlig verblendeten Parteifanatikern kommen können, liegt auf der Hand, und auf solche handgreiflichen Unmöglichkeiten und lächerlichen Utopien läuft ja auch, natürlich nur dem äußern Scheine nach, jene Botschaft des Präsidenten Wilson an den Senat hinaus. Auch er rechnet dabei — sein ganzes bisheriges Verhalten läßt darauf schließen — auf die politische Harmlosigkeit eines gewissen Teiles des deutschen Volkes. Der Unterschied zwischen Herrn Wilson und Herrn Scheidemann besteht nur darin, daß Wilson sich bloß weltfremd *stellt*, weil er damit die Aufrichtung oder Aufrechterhaltung einer englisch-amerikanischen Weltherrschaft plutokratisch-demokratischen Charakters maskieren will, während Scheidemann, soweit er dabei nicht etwa nur an sich selbst und seine Partei denkt, anscheinend wirklich weltfremd ist.

So steht die Sache, und es scheint leider noch immer nicht, daß man bei uns in Deutschland überall, wo das überhaupt zu erwarten ist, klar sieht und klar sehen will. Es will anscheinend immer noch nicht an allen dafür in Betracht kommenden Stellen einleuchten, daß es sich mit jener Frage für oder gegen die sogenannte „Neuorientierung“ letzten Endes um *zwei von Grund aus verschiedene, diametral entgegengesetzte Weltanschauungen und Lebensauffassungen* handelt, bei denen es nicht auf das „Wieviel“ oder „Wiewenig“, sondern allein auf das „Was“ ankommen kann. Die eine will die geistige, sittliche, politische, wirtschaftliche Freiheit, den Frieden, die Wohlfahrt, das Glück der Menschen und Völker auf die *tatsächliche Macht* (materieller sowohl wie geistig-sittlicher

Art) gründen, die andere will alles vom guten Willen der Einzelnen wie der Gemeinschaften abhängig machen. Gewiß halten viele zwischen beiden Extremen noch Mitteldinge (beschränkte Rüstungen usw.) für möglich. Das sind aber entweder raffinierte Heuchler, oder hoffnungslos verdrehte Toren. Bei vereinbarten Beschränkungen zieht nämlich stets der Ehrliche und Aufrichtige den Kürzeren, selbst wenn eine wirksame und unparteiische Aufsicht über solche Dinge jemals mehr als eine geschickt oder ungeschickt in Szene gesetzte Komödie werden könnte; denn wie will man für das Gleichgewicht der Rüstungen zwischen den bisher feindlichen Gruppen einen nur halbwegs sichern Maßstab gewinnen? Daß die Zahl der Soldaten und die Menge und Güte des Kriegsmaterials dafür ganz und gar keinen zuverlässigen Maßstab bilden, hat ja gerade der gegenwärtige Krieg mit einer kaum noch zu übertreffenden Evidenz gezeigt. Hätten unsere jetzigen Feinde den Krieg gewagt, wenn sie sich nicht einer überwältigenden Überlegenheit an Zahl der Krieger, an Menge und Güte des Kriegsmaterials, ja wohl sogar auch an kriegerischem Geist sicher gefühlt hätten? Für eine spätere Vereinbarung der Rüstungen würde sich also hieraus die Folgerung ergeben, daß die Völker und Rassen, die an geistiger und sittlicher Kraft, an heldischem Geiste und an allen sonstigen für den Sieg ausschlaggebenden „Imponderabilien" überlegen sind, den übrigen freiwillig eine ungeheuere Überlegenheit der Zahl und des Kriegsmaterials einräumen müßten. Und selbst unter dieser Voraussetzung gäbe es keinen sichern Maßstab für das Gleichgewicht, denn die „Imponderabilien" kann man bekanntlich nicht wägen.

Ich glaube, durch diese Überlegung wird nicht nur das Utopische, sondern das geradezu Unsinnige und Lächerliche jener vorher gekennzeichneten Mitteldinge und Halbheiten für jeden, der überhaupt den guten Willen zur Wahrheit hat, gegen jede Anzweifelung erhärtet. Wer sich auch dann nicht überzeugen läßt, der hat eben gar nicht den Willen zur Wahrheit, sondern zur Illusion, zum Selbstbetrug, wenn nicht gar zur Lüge, zur Täuschung, Überlistung aller derjenigen, die harmlos oder töricht genug sind, ihm guten Glauben zuzubilligen.

Es handelt sich also ehrlicher- und tatsächlicherweise nur um das Eine, oder das Andere.

Wie schon im Januarhefte gezeigt, kann das Problem des allein auf den guten Willen oder, was dasselbe ist, auf papierne Verträge gegründeten Zusammenlebens der Menschen und Völker nur auf ethischem bezw. religiösem Wege zu lösen versucht werden. Dazu ist aber gerade in der jetzigen Zeit weniger als jemals Aussicht vorhanden. Weniger als jemals ist heute die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen und Völker geneigt, ihre Eitelkeit, ihre Habgier, ihre Genußsucht und alle sonstigen übeln Leidenschaften auf dem Altare des „ethischen Prinzips" oder des nur juristisch gestützten Völkerrechtes zu opfern. Es würde jetzt mehr als

jemals der härtesten Schule des Leidens und aller sonstigen Zuchtmittel bedürfen, um die Menschen und Völker dahin zu bringen, daß auf ihren guten Willen allein ein halbwegs sicherer Verlaß wäre. Mehr als jemals ist darum, wie später noch deutlicher gezeigt werden wird, gerade heute und für absehbare Zeit eine starke, auf militärische und geistig-sittliche Mittel gleichermaßen gestützte Machtansammlung, also eine echte und rechte Monarchie notwendig, um die Menschen und Völker vor den Exzessen ihrer eignen schlimmen Leidenschaften, die ja vor dem Kriege und während desselben förmliche Orgien feierten, zu schützen. Wodurch ist denn in der heutigen Zeit der größte und schrecklichste aller Kriege entstanden? Doch nur dadurch, daß unsere Feinde uns nicht einmal den bescheidenen Lebens- und Entwicklungsraum, den wir beanspruchten, zu gönnen bereit waren. Gerade heute ist darum auch mehr als jemals eine scharfe nationale wie gesellschaftliche Absonderung der Gutgesinnten von den Böswilligen notwendig. Weniger als jemals ist heute an eine allgemeine Welt- und Menschenverbrüderung zu denken. Höchstens liegt es für die nächste Zeit im Bereiche der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß die Völker sich in sich selbst fester zusammenschließen, daß also die sozialen Gegensätze innerhalb desselben Volkes gemildert werden.

Es wäre darum Wahnsinn und Verbrechen zugleich, wenn man gerade heute die Menschen ohne Unterschied der völkischen, staatlichen, religiösen usw. Zugehörigkeit sich selbst und ihrem angeblich guten Willen überlassen wollte. Es würde ein Chaos, eine Anarchie einreißen, wie sie noch niemals dagewesen und wie sie an verheerender Wirkung ihres Gleichen nicht hätte. Erst wenn die heutigen Menschen und Völker zum mindesten ein Jahrhundert lang unter straffer staatlicher Ordnung und strenger geistig-sittlicher Zucht aufgewachsen wären, könnte an ein freieres Leben auf überwiegend ethisch-ästhetischer Grundlage gedacht werden. Wer in dieser Hinsicht anders denkt, ist, wie gesagt, entweder ein Heuchler, oder ein weltfremder Tor. Die Erfahrungstatsachen vor dem Kriege und während desselben widersprechen einer auf den guten Willen der Menschen und Völker allein sich verlassenden Staats- und Gesellschaftsordnung auf das entschiedenste. Gewiß mag es auch schon jetzt hie und da Einzelne geben, die man ohne Schaden für das Gemeinwohl ganz ihren geistig-sittlichen Instinkten überlassen könnte; aber sie verschwinden vorläufig noch zu sehr unter der Masse anders Fühlender, Denkender, Wollender, Handelnder. Wenn es aber irgendwo ein ganzes Volk gibt, das für ein der Hauptsache nach auf den guten Willen gegründetes Zusammenleben mit anderen Völkern vergleichsweise noch am besten reif wäre, dann ist es das deutsche, soweit man dabei an die nach Blut und Gesinnung wirklich deutschen Bestandteile denkt. Das hat auch der gegenwärtige Krieg und seine Vorgeschichte in jeder Beziehung glänzend erwiesen, während für die anderen Völker und Rassen Ursachen wie Verlauf des Krieges gerade auf das Gegenteil schließen lassen.

Und eben darum wäre es so viel wie Selbstmord, wenn gerade das deutsche Volk sich zuerst seiner militärischen Machtmittel oder, wie die Feinde sagen, seines „Militarismus" ganz oder auch nur teilweise entäußern wollte. Eben darum müssen wir auch als weltfremden Toren, oder als offenkundigen Verräter an seinem Volkstume und Vaterlande jeden ansehen, der ohne die dringendste Not zu einem sogenannten „Verständigungsfrieden" bereit wäre, der auf irgendwelche für unser Volk durch diesen Krieg erreichbaren realen Machtmittel und Sicherungsmöglichkeiten freiwillig verzichten wollte.

Nach einem solchen „Verständigungsfrieden" „ohne Sieger und Besiegte" wenigstens den Westmächten gegenüber sehnen sich aber innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes alle, die auch für jene sogenannte „Neuorientierung" unserer Innenpolitik und bezüglich der Außenpolitik für einen Anschluß an die „westliche Kultur" sind. Das und namentlich der Zusammenhang zwischen diesen beiden Tatsachen muß einmal ganz offen ausgesprochen und entsprechend betont werden. Was sich daraus nach all dem Vorausgeschickten für Folgerungen ergeben, liegt auf der Hand. Und diese Folgerungen müssen endlich einmal auch für die Behandlung der Vertreter dieser Innen- und Außenpolitik gezogen werden, wenn das deutsche Volk sich nicht selbst aufgeben und seinen Feinden geradezu in die Hände arbeiten will.

Wir brauchen gerade für die nächste Zukunft mehr als jemals eine starke Monarchie und eine starke Politik sowohl im Innern wie nach außen hin. Wer in dieser für alle Zeiten, die unser Volk noch durchzumachen hat, entscheidenden Zeit für eine parlamentarische Regierungsform und Änderung des preußischen Wahlrechts im Sinne der radikalen Demokratie ist, für den gilt mehr als jemals jenes Wort Bismarcks von „Agenten des Auslandes". Auch das muß einmal in aller Öffentlichkeit klar und deutlich ausgesprochen werden. Der Burgfriede ist doch um der Sicherheit der Burg willen und nicht dazu da, um die Burg früher oder später reif für die Übergabe an den Feind zu machen. Sollen wir Monarchisten aus Instinkt und Überzeugung mit verschränkten Armen zusehen, wie bei uns die starke Monarchie untergraben und allmählich abgebaut wird, während unser Erbfeind im Westen sie vielleicht wieder aufbaut, weil er endlich einsieht, was Frankreich als Großmacht zugrunde gerichtet hat?

„Ja — aber", werden die für den „Fortschritt" Schwärmenden, unter denen ja auch einige wirklich national Denkende und Fühlende sind, einwenden, „es kann doch nach dem Frieden nicht alles beim alten bleiben, etwas muß doch geschehen, um die beispiellose Opferwilligkeit unseres Volkes zu belohnen, oder wenigstens, um den sonst schwer bedrohten sozialen Frieden zu sichern. Was nützt es denn, wenn wir nach außen hin Frieden haben, aber im Innern die Revolution ausbricht?"

Darauf ist zu erwidern: O gewiß, es muß nach dem Frieden, der hoffentlich ein starker und deutscher Friede, ein „Siegfriede" werden wird, etwas geschehen; aber nicht, um das Volk für seine Opferwilligkeit zu belohnen — das war seine Pflicht und Schuldigkeit —, sondern um auch im Innern „reale Garantien" für einen dauernden sozialen Frieden und eine in jeder Hinsicht gedeihliche Entwicklung zu schaffen.

Das ist aber nicht durch einen Abbau, sondern umgekehrt durch einen Neubau unserer Staats- und Gesellschaftsordnung auf alten bewährten Grundlagen zu erreichen. Verhehlen wir uns doch nicht, daß man auch bei uns schon lange vor dem Kriege angefangen hatte, den Oberbau unseres Staatswesens — glücklicherweise noch nicht dessen Grundmauern und Fundamente — abzubauen. Die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts war der Anfang dazu, und dieser Anfang müßte, wenn er sich auch auf den größten Bundesstaat erstreckte, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit zu einem schlimmen Ende, nämlich zum Niederbruch der starken Monarchie, ja der Monarchie überhaupt führen. Die parlamentarische Regierungsform wäre die nächste Etappe dazu, und zuletzt bliebe auf diesem schlüpferigen Wege von der Monarchie entweder gar nichts übrig, oder höchstens eine in der Luft schwebende Krone als imaginäre Vorspiegelung, um das Volk über die eigentlichen — natürlich plutokratischen — Machthaber zu täuschen, falls diese es noch nicht wagten, sich selbst oder ihre „demokratisch" gewählten Söldlinge als absolute Herrscher auch öffentlich zu zeigen.

Sollen nun, ich wiederhole es, wir Monarchisten aus Instinkt und Überzeugung dieses unter der Maske der erweiterten „Freiheit" in Aussicht stehende Staatsverbrechen ungehindert zur Ausführung und Vollendung kommen lassen? Sollen wir tatlos zusehen, wie dazu schon während des Krieges und unter dem Schutze des „Burgfriedens" alle zu dieser Zeit nur möglichen Vorbereitungen unter offenbarer Duldung der Regierung getroffen werden?

Zu dieser Duldung gehört nämlich auch die Unterlassung aller publizistischen Gegenwirkungen und die heimliche, ja offene Begünstigung eines Parteiführers, der zum mindesten hinsichtlich des von ihm gewollten „Verständigungsfriedens ohne Annexionen" nicht einmal seiner eigenen Partei sicher ist und darum zum Zwecke der von ihm vertretenen Innen- und Außenpolitik, die ja beide miteinander zusammenhängen, förmliche Agitationsreisen unternimmt, unternehmen darf. Und das alles, während der Feind noch den wildesten Vernichtungswillen gegen unser Vaterland in aller Öffentlichkeit zum Ausdruck bringt!

Wenn unsereins diesen Tatbestand überdenkt, muß er sich ordentlich an den Kopf greifen, um sich zu vergewissern, ob das alles auch wirklich wahr und nicht etwa ein wüster Traum ist. Sollten vielleicht hinter den

Kulissen jene Vorbereitungen schon weiter gediehen sein, als selbst die Pessimisten unter uns annehmen?

Wenn das noch nicht der Fall wäre, wenn unser Staatswesen sich als starke Monarchie noch nicht selbst aufgegeben hätte, dann ist doch wohl das mindeste, was die andere Seite — nämlich wir Monarchisten — erwarten können, daß die Regierung uns in der öffentlichen Aufklärung über die bewußte Frage mindestens ebenso direkt und indirekt unterstützt, wie die Gegner der starken Monarchie und Befürworter einer der „westlichen Kultur" angenäherten Staatsverfassung es von sich behaupten können. Das müßte doch wohl sogar vom „juristischen" Standpunkte als gerecht erscheinen. Wenn die Regierung für die Volksaufklärung im Sinne der gegen die „Neuorientierung" sprechenden Argumente direkt und indirekt ebensoviel getan hätte, wie es dafür unter ihrer Duldung geschehen ist, dann wäre das Volk bereits aufgeklärt, und für die Zukunft wäre dann nichts mehr zu befürchten. Hoffentlich holt sie das Versäumte jetzt endlich nach.

Mit der bloßen Aufklärung, so wichtig sie als publizistische Gegenwirkung gegen die von gewissen Leuten erwartete „Neuorientierung" und als Vorbereitung für eine andere, mit den Kriegserfahrungen besser im Einklang befindliche innen- und außenpolitische Anschauung ist, wäre es aber nicht allein getan. Es müßte noch etwas mehr geschehen, um auch für den sozialen Frieden nach dem Kriege, wie schon angedeutet, die erforderlichen „realen Garantien" zu schaffen. Und damit kommen wir wieder auf den statt der sogenannten „Neuorientierung" in Angriff zu nehmenden „Neubau" zurück. Wie steht es nun damit?

Schon im Augustheft 1916 habe ich unter der Überschrift: „Freiheit und Staat" einige wichtige Punkte dieser nach dem Frieden zu lösenden Aufgabe festgelegt. Der Hauptpunkt davon ist die vollständige Trennung des Wirtschaftskörpers vom Staate und die Schaffung eines vom Staate unabhängigen Wirtschaftsparlamentes, das für sich nach rein sachlichen Gesichtspunkten berät und beschließt und nur für den Fall, daß es nicht einig wird, die Entscheidung des Staates anruft, der dann natürlich allein im Interesse des Gemeinwohls eine endgültige Entscheidung zu treffen hat. Auf diese Weise können sich die nach dem Kriege aller Voraussicht nach schweren wirtschaftlichen Kämpfe rein unter sich austoben und können niemals staatsgefährlich werden. Da außerdem die Beratung und Beschließung über etwa zu treffende gesetzliche Maßnahmen nur unter wirklichen Sachverständigen — den natürlichen Führern der einzelnen wirtschaftlichen Gruppen bezw. Berufsstände — erfolgen kann, so sind alle rein demagogischen, machtpolitischen Schlagworte und Phrasen von vornherein ausgeschlossen, wodurch allein schon eine sehr wesentliche Vorbedingung des sozialen Friedens geschaffen wird.

Ich kann hier nicht alles wiederholen, was ich in dem genannten Hefte zur Begründung dieser Maßnahmen vorgebracht habe, und muß

auf das betreffende Heft verweisen, das sich ja jeder neu hinzugekommene Leser durch den Buchhandel verschaffen kann. Nur die folgende Stelle daraus möchte ich hier doch annähernd wörtlich anführen.

„Die (vorher erörterte) Frage: ‚Freiheit und Staat‘ erhält ein ganz anderes Gesicht, sobald man als einen der Hauptzwecke, ja wohl als den Hauptzweck des Staates den Schutz der Freiheit im Innern und nach außen hin, so wie ihn die ordentlich lebenden Menschen verstehen, betrachtet. Es ist also entweder gemeine demagogische Verleumdung oder für jene Leutchen, die sich so gern ‚Intellektuelle‘ nennen, ein trauriges Zeugnis intellektueller Unzulänglichkeit, wenn sie den Staat schlechtweg oder in bestimmter Form als den Unterdrücker der Freiheit der Völker hinstellen. In Wahrheit liegt die Sache, falls der Staat nicht, wie in den uns feindlichen Ländern, zum Werkzeug eines verbrecherischen Klüngels von Gaunern und Gauklern erniedrigt worden ist, genau umgekehrt. Man muß nur nicht blind sein, oder sich blind stellen. Gerade dadurch, daß ein bestimmter (in dem Hefte näher bezeichneter) Teil der Bevölkerung auf die persönliche Freiheit dauernd oder zeitweise verzichtet, wird es für die übrigen — soweit sie zu den ordentlich lebenden Menschen gehören — möglich, ungestört alle ihre körperlichen, geistigen, sittlichen usw. Kräfte im Sinne des Wahren, Guten, Schönen zu entwickeln. Erst dadurch wird für alle wahre Freiheit und alle echte Kultur die unerläßliche Grundlage und Vorbedingung geschaffen. Soweit wir in die Geschichte der Kultur hineinzusehen vermögen, bemerken wir überall und jederzeit, daß nur der heldenhafte Schutz der Starken und Mächtigen die menschliche Natur über sich hinaus zur wahren Kultur, zur geistigen Tiefe und sittlichen Hoheit sowohl wie zur materiellen Beherrschung der Naturkräfte zu bringen vermag. Andererseits sehen wir überall und jederzeit, wie unter notgedrungener Duldung oder gar Förderung von seiten eines ohnmächtigen, bezw. zum Werkzeug eines Verbrecherklüngels erniedrigten Staates sich eine ‚Freiheit‘ breit zu machen vermag, bei der weder gesunde Natur noch wahre Kultur auf die Dauer bestehen kann.“

Diese Zustände wiederholen sich immer wieder, sobald der Staat die ihm von Gott und Rechts wegen zugewiesene Aufgabe nicht erfüllt, d. h. den Verbrechern und den Toren freien Spielraum läßt. Die *wahre* Freiheit war, ist und wird stets sein eine Tochter der (militärischen wie geistig-sittlichen) *Macht*, nicht, wie man gerade jetzt wieder heuchlerischer- oder ehrlicherweise glauben machen will, der Ohnmacht, der Schwäche, der feigen Nachgiebigkeit gegen alles, auch das Unwürdigste und Niederträchtigste, wenn es die „Menschheit“ oder „Menschlichkeit“ für sich anruft.

Der Staat kann aber seine Aufgaben niemals zur Zufriedenheit aller Gutgesinnten erfüllen, wenn ihm, wie es der sogenannte „Staatssozialismus“ will, wirtschaftliche Aufgaben im größten Umfange und von einer seiner besonderen Bestimmung gänzlich fremden Art aufgehalst werden. Darunter müssen sowohl Wirtschaft wie Staat aufs schwerste leiden und schließlich

zugrunde gehen. Es sind daher keine Freunde des Staates, die ihm solche unerfüllbaren Aufgaben törichter- oder listigerweise zumuten. Wenn es die sonst als Gauner und Gaukler erkannten Kreise tun, dann geschieht es ganz sicher nur, um den ihnen vielleicht aus allerlei Gründen unliebsamen Staat in Verlegenheit zu bringen und dadurch entweder für ihre Zwecke zu gewinnen, oder zugrunde zu richten. Auch das glaube ich im Augusthefte 1916 deutlich genug gezeigt zu haben.

Freilich wird nun wieder mancher einwenden: „Aber die Wirtschaft muß doch organisiert werden, es kann doch nicht alles dem sogenannten guten Willen der Einzelnen oder dem berühmten „freien Spiel der Kräfte" überlassen werden. Es muß doch bezüglich der Größen- und Wachstumsverhältnisse der verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen, wie z. B. der Landwirtschaft und Industrie, auf Gleichgewicht und Harmonie gehalten werden. Es darf doch nicht die eine Gruppe die andere ganz oder teilweise verdrängen, sondern alle müssen sich, wie in einem Organismus die verschiedenen Organe, einander ergänzen, stützen, halten."

Gewiß muß das geschehen; aber das sind Aufgaben, die ein aus lauter Sachverständigen zusammengesetztes Wirtschaftsparlament viel besser als der Staat und das Staatsparlament lösen kann. Wenn der „soziale Gedanke", der „Sozialismus" einen vernünftigen und praktisch durchführbaren Sinn erhalten soll, dann darf er sich nur auf die „soziale" bezw. „wirtschaftliche", aber nicht auf die „staatliche" Organisation des Gemeinwesens beziehen. Die Verquickung mit dem „Staate" ist für ihn von Übel. Das gilt für das gesellschaftliche Ständewesen sowohl wie für alle Zweige der wirtschaftlichen Erzeugung und Verteilung. Und was das (vom Staate nicht zu trennende) sogenannte „große" Verkehrswesen (Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Kanäle) sowie einen bestimmten sehr wichtigen Teil des Großhandels anbelangt, so habe ich mich darüber im Augustheft 1916 auch schon ausführlich geäußert. Ich könnte mich in dieser Beziehung hier nur wiederholen. Die zunächst zu erfüllende Aufgabe besteht, wie schon bemerkt, darin, die wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Aufgaben von denen des Staates und der Staatspolitik vollständig zu trennen. Alles übrige wird sich dann vergleichsweise leicht und glatt abwickeln lassen. Der üppigste Nährboden für innern Zank und Streit, für Parteiwesen und Parteiselbstsucht liegt ja gerade in der Verquickung rein wirtschaftlicher und sozialer Sonderinteressen mit denen des Staates. Das zeigt sich schon im kleinen. Wer irgendeinem allgemein-politischen, aus Mitgliedern verschiedener Parteien zusammengesetzten Vereine oder Verbande, wie z. B. dem alldeutschen, angehört oder angehört hat, wird mehr als einmal die Erfahrung gemacht haben, daß die sonst tadellose Harmonie der Mitglieder sofort zerstört wurde, sobald wirtschaftliche Fragen auf die Tagesordnung gebracht und mit den rein politischen Zielen des Vereines oder Verbandes verquickt wurden. Im großen, in den

heutigen Staats- und Reichsparlamenten, ist das natürlich noch viel mehr der Fall und in seinen Folgen noch viel verderblicher. Dadurch, daß es in solchen Parlamenten überhaupt möglich ist, daß rein wirtschaftliche Interessen, Fragen des Mein und Dein sich zu Kämpfen um die Staatsmacht und Staatspolitik auswachsen bezw. umwandeln können, erhalten die Wahlen zu den Parlamenten und die Reden darin den Charakter von Machtkämpfen und damit all die Gehässigkeit, Unaufrichtigkeit und Gefährlichkeit, die solche Kämpfe stets an sich haben, die aber sonst nur zwischen feindlichen Nationen und Rassen üblich sind und üblich waren. Sie in die Klassen ein und derselben Nation oder ein und desselben Staates hineinzutragen, blieb dem Parlamentarismus moderner Art vorbehalten. Das — natürlich sorgfältig verheuchelte — Endziel eines solchen Parlamentarismus ist die Revolution und der Übergang der Staatsmacht an den Sieger in diesen innern Kämpfen. Es geschah das zum ersten Male in England, und diese Revolution hat sich auch auf andere europäische Völker übertragen und auf diese Weise unsägliches Unheil über sie gebracht. Ihre (hoffentlich) letzte, fürchterlichste Folge nach außen hin ist der gegenwärtige Krieg, denn aus dem wirtschaftlichen Klassenimperialismus war nach und nach der wirtschaftliche Weltimperialismus geworden.

Gewiß werden auch in rein wirtschaftlichen, vom Staate unabhängigen Parlamenten die Geister und die gegensätzlichen Interessen manchmal hart aufeinander prallen; aber da es hier lauter Sachverständige sind, von denen ein Ausgleich solcher Interessen gesucht wird, so wird dieser Ausgleich hier eher gefunden werden können, als da, wo nur ehrgeizige oder habsüchtige Parteihäuptlinge mit demagogischen Schlagworten um die künftige Macht im Staate kämpfen. Und sollte in den Wirtschaftsparlamenten ein Ausgleich trotz alledem nicht gefunden werden, so braucht darum noch nicht die Revolution auszubrechen und Staat wie Wirtschaft in den Abgrund des Verderbens gestürzt zu werden. Es ist dann noch eine höhere Instanz da, die von jedem Sonderinteresse frei ist, nur das Gemeinwohl im Auge hat und außerdem über die nötige Macht verfügt, ihre Entscheidungen durchzusetzen.

Man sollte meinen, alle diese Gedanken wären so einfach und natürlich, daß jeder Vernünftige ganz von selbst darauf kommen müßte. Aber das ist ja das Kennzeichnende der heutigen Parteikämpfe, daß darin nicht die Wahrheit, die Vernunft, die gute Sitte, das gute Recht, sondern — ganz andere Dinge in Betracht kommen. Die wirtschaftlichen Kämpfe, soweit es sich dabei um den Wettbewerb unter den Einzelnen und unter den Berufsklassen handelt, sollten wenigstens innerhalb derselben Nation nur mit wirtschaftlichen Mitteln (Fleiß, Tüchtigkeit, Sparsamkeit usw.) ausgefochten werden. Daß dabei auch politische Mittel oder gar Lüge, Heuchelei, Verleumdung usw. angewandt werden, läuft auf dasselbe Verfahren hinaus, das die Engländer jetzt gegen uns ins Feld geführt

haben. Wenn ein solches Verfahren schon zwischen verschiedenen Nationen als unanständig gilt, dann sollte das doch noch viel mehr für die sozialen und wirtschaftlichen Klassen ein und derselben Nation gelten.

Möglich freilich ist der soziale und wirtschaftliche Friede selbst unter den hier in Rede stehenden Vorbedingungen nur in einem starken Staate. Das Gemeinwohl kann gegenüber allen unberechtigten Sonderinteressen nur von einem Staate gewährleistet werden, dessen Macht in sich und auf sich selbst, nicht auf wirtschaftlichen oder sonstigen Mächten außer ihm beruht. Von solchen Mächten muß er vollständig unabhängig sein. Man muß sich, wie ich schon in dem erwähnten Augusthefte sagte, an die für gewisse Leute harte, aber darum nicht weniger zu Recht bestehende Tatsache gewöhnen, „daß der Staat, wenn er seinen Zweck nicht verfehlen soll, in erster und letzter Linie eine Machtorganisation sein muß. Macht ist für ihn Fußgestell und Lebensluft, ohne die er nicht existieren und ohne die er auch die Aufgaben, die man von ihm erwartet, wie z. B. den Rechtsschutz, den Schutz des Friedens gegen äußere und innere Feinde, nicht lösen kann. Macht, imponierende Macht, Ansehen, Autorität, Vertrauen will aber ganz allmählich, in geraumer Zeit, unter großem Aufwand von Mühe und Geduld, von materieller und namentlich geistig-sittlicher Energie angesammelt und durch eine möglichst straffe Organisation fest beisammen und jederzeit verfügbar gehalten werden."

Alles das wiederum ist aber am besten, ja man kann getrost sagen, allein durch eine starke, auf die verschiedenen materiellen wie geistig-sittlichen Machtmittel gleichermaßen gestützte Monarchie möglich. Die Hierarchie sowohl wie die Plutokratie führen, wenn sie allein oder zu sehr auf die ihnen vorzugsweise eigentümlichen Machtmittel angewiesen sind, über kurz oder lang zur Anarchie, zum Kampf aller gegen alle zurück. Man kann eben nicht ein Machtmittel allzu viel und allzu ausschließlich gebrauchen, ohne es abzunutzen und zur Ohnmacht zu verurteilen. Namentlich die Macht des Geldes versagt zuletzt in jeder Form, selbst in der der Bestechung und Beschwichtigung. Das Ende ist die Anarchie und die Herrschaft des Verbrechertums, zuerst in einer feineren und zuletzt in der allergröbsten Form, als Raub, Diebstahl, Mord usw. Zugleich ergibt sich daraus, warum auch im besten Sinne moderne, von mittelalterlichen oder irgendwelchen anderen Vorurteilen freie Denker für die starke Monarchie eintreten können. Sie ist eben die unausweichliche Folge einer „biologischen", d. h. auf die Wissenschaft vom Leben gestützten Denkweise und entsprechenden Staatskunst.

Man könnte fragen, was das Staatsparlament dann noch für einen Zweck hätte, wenn das Wirtschaftsparlament bereits über alle wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen beriete und beschlösse.

Darauf ist zu erwidern: Gewiß wird z. B. unseren Reichs- und Landtagsabgeordneten dann der größte Teil aufreizenden Agitationsstoffes

für Wahl- und sonstige Reden entzogen sein. Die Parteiselbstsucht und Parteiherrschaftsbegierde werden dann nicht mehr ihre zügellosen Orgien feiern können. Man wird in den Reichs- und Landtagssitzungen sich um Dinge bekümmern müssen, die nicht diese oder jene Partei, diesen oder jenen Stand und Beruf, sondern das ganze Reich bezw. ganze Land angehen. Man wird dann vielleicht sogar für auswärtige Politik hin und wieder Raum und Interesse haben, wozu man bisher vor aller Innenpolitik, aller Zänkerei um Mein und Dein gar nicht kommen konnte. Vielleicht auch würden die Wähler für solche Zwecke dann nicht mehr Demagogen, nicht mehr Schlagwortpolitiker gebrauchen können, sondern wirkliche Politiker, die von Politik, von Staatskunst, von staatlicher und gesellschaftlicher Lebenskunde und Lebenskunst wirklich etwas verstehen. Ob das aber für Staat und Gesellschaft gerade ein Nachteil genannt werden könnte, müßte man doch wohl erst abwarten.

Vielleicht wäre dann auch das heutige Reichstagswahlrecht nicht mehr so gemeingefährlich, wie es unter der ungehemmten Auswirkung der Schlagwörterpolitik mit naturgesetzlicher Notwendigkeit je länger, je mehr werden muß. Vielleicht könnte dann sogar die politische Bildung und Erziehung mit der Zeit so weit fortschreiten, daß Wahlredner, die mit den heutigen so beifällig aufgenommenen Schlagwörtern arbeiten wollten, öffentlich ausgelacht, verhöhnt würden.

Wie gesagt, alles das müßte abgewartet werden. Aber versuchen könnte man die Neuerung doch einmal. Sollte sie sich nicht bewähren, dann könnte man ja zu der alten „bewährten" Parteisimpelei zurückkehren. Unsere „Fortschrittler" sind ja doch sonst immer so für alle möglichen Neuerungen, warum also nicht einmal diese Neuerung versuchen? Oder sind sie in dieser Hinsicht streng konservativ gesinnt?

Aller Wahrscheinlichkeit nach aber würde sich diese Neuerung bewähren, und ihr wohltätiger Einfluß würde sich dann nicht auf das Staats- und Gesellschaftsleben beschränken, sondern auch dem Leben der Einzelnen und der Familien einen neuen und bessern Inhalt geben. Was man heutzutage „Fortschritt" nennt, ist vom biologischen Standpunkte aus das Gegenteil davon, nämlich Ausbeutung, Verfall und schließliche Vernichtung des in früheren Epochen aufgespeicherten Kapitals von Natur- und Menschenkräften. Man vermehrt diese „potentiellen Energien", diese Mächte heutzutage nicht nur nicht, sondern verzehrt sie sogar. Würde man wenigstens nur die Zinsen dieses lebenden Kapitals verzehren und nicht das Kapital selbst angreifen, dann möchte es allenfalls noch hingehen; aber auch dann könnte man nicht von „Fortschritt", sondern höchstens von „Stillstand" reden. Was sich heutzutage an Kapital vermehrt, ist nur das Geldkapital und die daraus für die Arbeit erwachsende Zinsverpflichtung, aber nicht das Kapital an Natur- und Kulturkräften. Dieses wird vielmehr überall angegriffen und schließlich völlig verbraucht. Es handelt sich also um einen Raubbau

mit Natur- und Menschenkräften. Man könnte den heutigen Plutokraten mit Geibel (Mythus vom Dampf) zurufen:

„Ein schnöder Raub ist eure Krone,
Und Hochverrat eur Fürstentum."

Merkwürdigerweise spricht man heutzutage immer nur von Ausbeutung der Kräfte und Lebensinteressen des Handarbeiters, obwohl gerade dieser unter der allgemeinen Ausbeutung verhältnismäßig noch am wenigsten leidet. Viel mehr als der Handarbeiter wird heutzutage die Natur- und Kulturkraft des mit Hand und Kopf arbeitenden Mittelstandes sowie der geistig führenden Schichten ausgebeutet. Auf ihnen ruht letzten Endes die ganze Last der heutigen vorzugsweise materiellen Kultur und der ungeheure Druck der von ihr in Bewegung gesetzten seelenlosen Maschinerie, deren Tempo, wenn es, wie vor dem Kriege, allein von der Erwerbsgier bestimmt wird, immer rasender, aufreibender wird. Nicht ausgebeutet wird heutzutage höchstens derjenige, der von arbeitsfreien Renten reichlich leben kann. Dieser beutet dafür um so mehr sich selbst durch die ihm vom heutigen „Zeitgeiste" suggerierte rein materielle Genußsucht aus. Einen wirklichen Gewinn hat also von der heutigen Lebens- und Wirtschaftsweise eigentlich niemand, verhältnismäßig noch am meisten gerade der eigentliche Handarbeiter, dessen Naturkräfte (bei den gelernten, besseren Arbeitern vielleicht auch Kulturkräfte) zwar ebenfalls ausgebeutet werden können, der aber dafür wenigstens höhere Löhne bei geringerer Arbeitszeit erhält und außerdem noch sich durch Faulheit und Streik vor Überarbeitung und übermäßiger Ausbeutung schützen kann. Der mit Hand und Kopf arbeitende Mittelstand und die geistig führenden Schichten dagegen haben keine in gleichem Verhältnis höhere Entlohnung und können sich auch nicht, falls die Pflicht oder die Not übermäßige Arbeitsleistung von ihnen fordert, durch Faulheit und Streik vor Überarbeitung schützen, obwohl die Folgen geistiger Überbürdung viel schlimmer sind als die der (noch dazu meist nur in der Einbildung bestehenden) körperlichen Überanstrengung. Täten die Geistesarbeiter es trotzdem, so würden sie nur zu bald ihre Arbeit samt ihrem Lebensunterhalt einbüßen und außerdem noch dafür in der Öffentlichkeit ausgescholten werden, bekanntlich am meisten gerade von den sozialdemokratisch beeinflußten Handarbeitern und ihren Führern. Wie schon im letzten Januarheft gezeigt, ist eben die ganze sogenannte „moderne" Lebensauffassung pervers, das Pferd ist nicht am Kopfe, sondern am Schwanze aufgezäumt und geschmückt. Die Gauner, Gaukler und andere feinere oder gröbere Verbrechertypen herrschen, und die ordentlich lebenden Menschen müssen sich für deren Zwecke verbluten oder nach und nach aufreiben, wovon die Völker der Entente das beste, nahezu vollendete Beispiel abgeben.

Wie jede Narretei, so wird ja wohl auch einmal diese sich selbst ad absurdum führen, hat es vielleicht schon durch diesen größten und furcht-

barsten aller Kriege, der ja doch nur von der Weltplutokratie für ihre Zwecke vorbereitet und in Szene gesetzt worden ist. Nach dem Frieden wird, wie gesagt, der ganze Staats- und Gesellschaftskörper auf alten bewährten Grundlagen neu aufgebaut werden müssen. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, ist vorher schon in einem wesentlichen Punkte angedeutet worden. Das weitere muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. Die unerläßliche Vorbedingung dafür aber ist unser vollständiger Sieg und ein starker, deutscher Friede. Möchte auch diesmal nicht wieder die Gaunerei und Gaukelei auf der einen, die Schwäche und Torheit auf der anderen Seite verderben, was das Schwert gut gemacht hat!

Bemerkung des Verlags: Unsern zahlenden Lesern, aber nur solchen, stehen auch von diesem Hefte Stücke zur Weiterverbreitung unentgeltlich zur Verfügung.

Menschen- und Homunkeltum.

Dr. Adolf Harpf.

Dreierlei Machtorganisationen wurden in früheren Aufsätzen dieser Zeitschrift unterschieden, drei verschiedene Arten von Machtmitteln als die gestaltenden Kräfte von Gemeinschaftsbildungen im Leben der Völker und Staaten klargelegt: 1. das kriegerische Betätigungsfeld des Lebensgestaltungs- als Machtmittels der Völker. Es wird dieses heute nach dem Vorgange von Werner Sombarts im übrigen trefflichem Kriegsbuche „Händler und Helden" mit einer, wie sich zeigen wird, ungenauen Verallgemeinerung auch kurzweg das heldische genannt, dann 2. das kirchliche, auf das religiöse und geistig-sittliche Seelenbedürfnis des Menschen gegründete Machtmittel und 3. das wirtschaftliche, von Sombart als das „händlerische" allzu kurzweg dem heldischen entgegengesetzte Gestaltungsmittel, welches einseitig überspannt zur schrankenlosen Ausbeutung von Menschen- und Sachwerten neigt und dadurch zur Plutokratie oder Geldherrschaft führt[1]). Schon aus dieser geschichtlich erhärteten Dreiteilung der Machtmittel ergibt sich, daß Sombarts Zweiteilung unzulänglich bleibt, da sie vor allem die durch die Tatsache vieler mächtiger und länger als irgend andere Herrschafts-Organisationen bestandener Priesterherrschaften bezeugte Wirksamkeit des religiös-sittlichen Triebes zur Gesellschaftsgestaltung vernachlässigt hat.

Tatsächlich hat es weiters auf den Krieg gegründete Händlerorganisationen wiederholt in der Geschichte gegeben, wie eine solche heute das britische Weltreich ist, das sogar unter allen europäischen Staaten die allermeisten Kriege geführt hat, die alle mittelbar oder unmittelbar der Er-

---

[1]) Hierzu das Heft dieser Ztschr. vom Februar 1914, S. 567 und die Ausführungen obiger Dreiteilung in dem Aufsatze des Herausgebers d. Z. „Staat, Kirche, Gesellschaft in ihrem Verhältnisse zueinander". I und II an der Spitze der Hefte vom Juli und August 1914.

richtung, Ausbreitung und Erhaltung seiner Handels- und Seeherrschaft galten und wie im Altertume eine ebensolche Organisation auch der weltmächtige Handelsstaat der Karthager war. Andererseits sind Araber und Türken zu Helden geworden, als der Islam ihre Volkstümer ergriff und sie auf wesentlich religiöser Grundlage durchgeistigt und machtorganisatorisch gestaltet hatte, und „Mut zeigt ja auch der Mameluk". Auch sie sehen wir für eine Idee „sich opfern — ohne Gegengabe", worin Sombart mit Recht das Wesen des Heldentums erblickt hat, auch ihre Tugenden sind: „Opfermut, Treue, Arglosigkeit, Ehrfurcht, Tapferkeit, Frömmigkeit, Gehorsam, Güte. Es sind lauter kriegerische Tugenden, die ihre volle Entfaltung im Kriege und durch den Krieg erleben, wie denn alles Heldentum erst im Kriege und durch den Krieg zu voller Größe emporwächst[1])."

Und doch sind die ursprünglich zweifellos kriegerisch und heldisch organisiert gewesenen Staatengebilde des Islam, — denn dieser ist ja recht eigentlich und ausschließlich eine Religion des Krieges, — immer etwas wesentlich anderes gewesen, als was Sombart unter einem heldischen Staatsgebilde eigentlich versteht und kurzweg dem händlerischen Staatswesen entgegensetzt. Der eigentliche Unterschied zwischen diesen beiden liegt eben viel tiefer, als der Gegensatz zwischen den bloß materiellen Kriegszielen der Händlerstaaten und den ideellen der religiös, völkisch oder staatlich gestalteten Heldengemeinwesen zu greifen vermag, denn es weist dieser Unterschied geradewegs bis auf die vorzeitlichen Entstehungsbedingungen der ursprünglichen Rassenbildungen zurück.

Es kommt nämlich bei allen Staatsbildungen was immer für einer Artung doch immer wesentlich darauf an, ob die ursprüngliche Gemeinschaftsgestaltung aus den schöpferischen **und** erhaltsamen Seelenanlagen einer Ackerbauernrasse, oder aber aus nomadischer oder schlechthin räuberischer, also auch seeräuberischer Artung erwächst, ob in den Staatsbildnern der erhaltsam-schöpferische Urtrieb des Ackerbauers lebt und wirkt, der kämpft um leben und schaffen zu können, und schafft, um gesichert leben zu können, der seine Scholle und den Ertrag seines Schweißes seit Urzeiten gegen räuberische Wanderhirten- und schweifende Jägerstämme zu verteidigen hatte, und dann bei steigender Volkszahl, die der Ackerbau überall erzeugt, allerdings zur erobernden Ausbreitung zu schreiten genötigt ist. Aber auch als erobernder Held und Krieger wird der geborene Ackerbauer immer alsbald mit der schöpferisch geordneten Gestaltung zur möglichst dauernden friedlichen Sicherung des gewonnenen Neulandes durch darauf errichtete organische Gemeinschaftsbildungen vorgehen, während der nomadische Wanderhirt und der aus ihm wiederholt entwickelte räuberische Händler und handeltreibende Seeräuber diesen Trieb zunächst gar nicht hat, sondern überall nur wesentlich abweidend, zerstörend und sogar unnütz verwüstend

[1]) W. Sombart, a. a. O. S. 65.

wirkt, weil sowohl schon der ursprünglich schweifende Jäger wie der mehrfach aus ihm weiter entwickelte Wanderhirt überhaupt nur von der Ausbeutung vorhandener Ernährungsmöglichkeiten leben will, ohne selbst anzubauen, ohne schöpferisch zu gestalten, ohne sich auch später selbst unter günstigsten Lebensbedingungen und im Anblicke bester Vorbilder jemals zur wiederschaffenden Gestaltungstat aufschwingen zu wollen und zu können. So sehen wir, daß das wahrhaft schöpferische und eben deshalb auch erhaltsame Heldentum überhaupt nur aus einer landbebauenden Rasse hervorgehen kann. Jeder schöpferische Mensch ist aber schon seiner Natur nach zugleich erhaltsam (konservativ) geartet, da er allein in allem Geschaffenen den Wert der Arbeit zu schätzen oder doch mindestens herauszufühlen vermag, weil er selbst rastlos arbeitsam ist.

Dagegen geht dem geborenen Nomaden und Händler die Schätzung des inneren biologischen Wertes der Arbeit durchaus ab, weil er nur im Genusse der Früchte fremden Arbeitsschweißes sein Strebensziel erblickt und daher nach erlangtem Genusse immer geradeaus zur Zerstörung von Gütern geschritten ist, die er selbst nicht mehr für sich zu verwenden noch mit sich fortzuschaffen vermochte.

So war schon das aus angeborenem Nomadentume erwachsene Händlertum der alten Phönizier auf der großgewerblichen Ausbeutung der Arbeit anderer aufgebaut. Gekaufte oder durch List überwältigte und geraubte Sklaven wurden von ihnen zu Tausenden in ihren Großbetrieben ohne Rücksicht auf ihren Lebenswert verwendet und verbraucht. Außerdem wirkte der braune Händler nach übereinstimmenden, zwar sagenhaft gestalteten, aber in ihrem wahren Sinne doch leicht zu deutenden Überlieferungen aus dem frühesten Altertume überall direkt zerstörend und namentlich Treu und Glauben im Verkehre vernichtend auf die Volkstümer, an deren Rande oder in deren Mitte sich die phönizischen Pflanzstädte einnisteten. Die Arbeitsteilung, so groß ihre zweifellosen Erfolge in der Erzeugung und namentlich in der Verbilligung von Massengütern sind, ist eine wesentlich händlerische Erfindung, die auch frühestens schon in den phönizischen Fabriksbetrieben gemacht wurde. Sie macht den Menschen zur Maschine, oder wie heute, gar nur zum Anhängsel einer Maschine und tötet dadurch seine Persönlichkeit. Das ist der eigentliche Grund, warum der großgewerbliche Arbeiter entarten muß und auch immer entartet ist. Denn alles Leben ist durchaus individuell und persönlich gestaltet und das eben verneint die durchaus unpersönliche Arbeitsteilung. Sie ist als solche die praktische Auswirkung und Anwendung rein mechanistischer Lebensauffassung, die das Leben nur von seiner an sich toten, materiellen Erscheinungsseite wertet. Dagegen individualisiert namentlich der bäuerliche Landbau durchaus. Er verpersönlicht die Arbeit geradezu und kann des Persönlichkeitsmomentes am wenigsten entbehren, denn sehr verschieden sind die vom Arbeiter geforderten Tagesverrichtungen, verschieden auch

die Anforderungen der Jahreszeiten, nach denen sich der Bauer einrichten muß.

Dieses seelische Moment der selbständigen Anpassung und Entschließung ist die eigentliche Ursache der lebenschaffenden und -fördernden Wirkungen aller Arten des freien Landbaues mit Eigenbesitz — so insonderheit der Bauernwirtschaft und des Gartenbaues — im Unterschiede allerdings von den landwirtschaftlichen Großbetrieben, die in vielen Belangen der Arbeitsteilung gar nicht entbehren können und auch deshalb schon vorwiegend zur Industrie gehören, weil für sie vor allem die Bilanz von Einnahmen und Ausgaben, also der händlerische Geldertrag allein maßgebend ist, während der bäuerliche Landwirt in erster Linie immer Eigen- und Selbstwirtschafter bleibt, d. h. vor allem selbst mit den Seinen von den Ergebnissen seiner Arbeit leben will und nur allfällige Überschüsse seiner Erzeugung in Geld umzusetzen sucht.

Zu den ethisch heilsamen Hauptwirkungen freien, selbständigen Landbaues kommt verstärkend die gesundheitfördernde Tätigkeit in freier Luft. Aber nicht diese ist die Haupt- und Endursache der biologischen Vorzugsstellung des Bauernstandes, die sich immer und überall in dessen unversieglicher Vermehrungskraft kundgibt. Einzelne Großgewerbe, wie z. B. die Ziegelschlägerei oder der bergmännische Tagbau so manches großen Bergwerksbetriebes vollziehen sich auch in freier Luft und haben doch bei zwar minderer gesundheitlicher Schädlichkeit noch lange nicht die Leben und Vermehrung fördernden Wirkungen des freien Landbaues.

Es kommt eben auf das Maß freischöpferischer Grundbedingungen in einer Arbeit an, ob und bis zu welchem Maße sie in biologischer Hinsicht lebenfördernd oder lebenhemmend ist und wonach sie jeweils wieder schöpferisch oder aber hindernd auch auf die Erhaltung der Zeugungs- und Vermehrungskraft einer Rasse rückwirkt.

Darum wird ja der Mensch, welcher zu geisttötender, d. i. lebenhemmender Arbeit dauernd gezwungen ist, zuletzt ebenso unfruchtbar wie der, welcher in Wohlleben und Luxus versinkt und gar nicht mehr schafft. Beide sterben sie in wenigen Geschlechterfolgen hauptsächlich an dem Mangel an lebenfördernder Arbeit aus. So kommt auch Prof. H. G. H o l l e in seinem tiefschürfenden Aufsatze: „A r b e i t" zu dem biologisch erhärteten Ergebnisse, daß „das Vergnügen als Lebenszweck den Menschen mit Sicherheit zur körperlichen und seelischen Entartung und damit zum Aussterben des Geschlechtes führt, dem er nur entgehen kann, wenn er lernt, in der Tätigkeit für die Gesamtheit aufzugehen. D i e m a n g e l n d e Z w e c k a r b e i t w i r k t w i e i h r G e g e n t e i l, d i e a u f g e z w u n g e n e o d e r m i t W i d e r w i l l e n ü b e r n o m m e n e A r b e i t"[1]), denn es besteht zweifellos ein tief innerer, bis auf die geistigen Untergründe alles Lebens hinabreichender

[1]) Prof. Dr. H. G. H o l l e: „Arbeit" I. im Hefte vom Februar 1914, S. 579 der Berliner „Pol.-Anthrop. Monatsschrift".

Zusammenhang zwischen der Zeugungskraft des Menschen und der Betätigung seiner in Arbeit sich umsetzenden Schaffenskraft, die sich je nach Anlagen und angeborenen Neigungen allerdings bei den verschiedenen Menschenrassen auf sehr verschiedenen Tätigkeitsgebieten des Lebens schöpferisch auswirkt.

Das Wesen einer Arbeit biosophisch erfaßt ergibt einfach den fundamentalen Gegensatz von geistiger Totgeburt zur blutwarmen Lebendgeburt, der sich mit Bezugnahme auf die jeweils schaffende, zeugende, gebärende Rasse in dem Unterschiede zwischen warmblütigem Menschentume und unfruchtbarem Homunkeltume ausprägt. Diesen Gegensatz hat in allen seinen tiefinnersten Bezügen zwischen Schaffen und Zeugen der große völkische Seher Robert Hamerling schon gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts in seinem viel verkannten und darum für die Lebensauffassung unseres Volkes noch lange nicht zu voller Geltung gelangten „modernen Epos: Homunkulus" in anschaulichen Bildern zu vollendeter Gestaltung gebracht.

Was unser seither errungenes Wissen vom Leben an grundgreifenden Einsichten auf seinem Wege von den Tatsachenfeststellungen der Biologie zu den zusammenschauenden Erkenntnissen einer lebenergründenden Biosophie bisher finden konnte, das zeigt sich in Hamerlings unsterblichem Kunstwerke nicht etwa dunkel vorgeahnt, sondern bereits in klar erschauten Gestalten verkörpert und biosophisch erfaßt.

Homunkel, der in der Retorte aus bloß stofflichen Bestandteilen künstlich zusammengebraute, also nur ungezeugt erzeugte Mensch der Materie, welchem die Seele, das warm pulsierende Blut der Gemütskräfte fehlt, ist die verkörperte Selbstübergipfelung des materiellen Zeitstrebens mit seiner alles zersetzenden Verstandesschärfe und der geistigen wie körperlichen Unfruchtbarkeit greisenhafter Skepsis.

Hatte Hamerling am Beginne seiner Dichterlaufbahn zuerst in Nero die schließliche Überspannung des im Heidentum begrifflich gelegenen Lebensdranges zum schrankenlosen Machtwillen gestaltet, dem in Ahasver, dem rastlos und ziellos wandernden ewigen Juden, sein gerader Gegensatz, die ewig ungestillte Todessehnsucht entgegentritt, so vervollständigte der Dichter die Zeichnung dieses selben Gegensatzes im Bilde des gleicherweise rast- und ruhelos wie schließlich nutzlos hastenden und schweifenden Weltvagabunden Homunkel. Er ist der Typus des modernen Nomadentumes westeuropäischen Ursprunges mit all seiner ungestillten und unstillbaren Raffensgier auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, die sich namentlich in den vergeblichen Mühen zur Stillung des unersättlichen Goldhungers dieser „modernen" Menschheit erschöpft.

„Seines Keimes Elementen
Dachte, um ihn mehr zu kräft'gen,
Auch ein Element des Eisens
Beizumischen der Erzeuger.

Er vergriff sich; in die Mischung
Kam ein Element von Golderz.
Dies Goldelement im Keime,
Stets verlangt es nach Erneu'rung,
Gleich den andern Elementen,
Und so lag ein rätselhafter
Durst nach Gold in Munkels Blute."

So wird Homunkulus zum Inbegriffe der in verschiedenen Formen von den westlichen Kulturzentren ausgehenden, aber immer wesentlich gleichgearteten inneren Lebensverödung einer herrschenden materialistisch-mechanistischen Zeitrichtung, deren Wahrzeichen die Wertung aller Lebenswerte in totem Golde ist. Der Homunkulismus ist solchergestalt das namentlich in den äußersten westlichen Ausläufern dieser Zeitströmung schon auf fast allen Lebens- und Schaffensgebieten erreichte Endziel einer Abwärtsentwicklung, der die schrankenlose wirtschaftliche Ausbeutung von Sach- und Menschenwerten zu alleinigen materiellen Zwecken der Befriedigung unersättlichen Goldhungers das Gepräge verleiht. Folgerichtig ist Hamerlings Homunkel zugleich der typische Vertreter der politischen Leitgedanken des demokratischen Zeitalters, dem die große französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts das politische Lebensziel gesteckt hat. Dieses wird in bisher unübertroffener Weise in den Parlaments- und Straßenkämpfen des Gesanges „Eldorado", sowie in den Bildungs- und Erziehungsergebnissen der „Affenschule" Lemuriens gekennzeichnet. Dadurch wird Hamerlings Werk für das 19. und 20. Jahrhundert zu dem, was Swifts berühmte „Reisen Gullivers" für das 18. und was des Cervantes unsterblicher Don Quixote für das 17. Jahrhundert geworden sind: die großartigsten und treffendsten Satiren leitender Verkehrtheiten ihrer Zeittümer.

Nur künstlich wurde die Bedeutung des Hamerlingschen Werkes für unser Volkstum und die Klärung seiner Lebensziele bisher von den selbsternannten „Verwaltern deutscher Geistesschätze" niedergehalten, verkleinert und möglichst unwirksam gemacht. Literatur-Juden und -Professoren im stets bewährten Bunde mit den fremdrassigen Machern „öffentlicher Meinung" fühlten sofort ganz richtig heraus, daß den Zielen, denen sie unser Volk entgegenführen möchten, nichts abträglicher sein kann, als die klare Erkenntnis ihrer ganzen Verderblichkeit, wie sie in Hamerlings Homunkulus zum Greifen deutlich vor Augen tritt. Ausdrücklich bezeichnet der Dichter den ätzenden, schaffensunfreudigen und -unfähigen, allen Quellen gesund empfindenden Menschentumes abträglichen Judengeist als den nächsten Wesensverwandten des Homunkeltums:

„Und es sahen plötzlich wieder,
Wie so oft schon die Hebräer
Sich vom Nimbus int'ressanter
Dulder, Märtyrer, umflossen.

Und es gab nun wieder etwas
Für die nächsten Menschenalter
Zu erlösen, zu befreien,
Unterdrückten Menschenrechten
Neu zum Siege zu verhelfen."

„Endlich stieg so hoch im Westen
Gegen Israel der Unmut,
Daß mit feierlichem Urteil
Man, und Parlamentsbeschlüssen
Für Heloten sie erklärte,
Sie zu zwingen so zur Heimkehr
Nach dem Land, woher sie stammten,
Nach dem fernen Palästina."

„Mit geheimen Sympathien
Sah sich hingezogen Munkel
Zu dem unterdrückten Volke.
Jüd'scher Sinn und jüd'sches Wesen,
Jüdischen Verstandes Schärfe,
Ätzende, wie Scheidewasser,
Jüd'sche, dreist verschlag'ne Tatkraft,
Und noch manches and're Jüd'sche
Stand, so dünkt es ihn, erheblich
Nahe seinem eignen Wesen,
Nahe dem — Homunkulismus."

Kann hiernach jemand, der auch nur einigermaßen Einblick in die literarische Stimmungsmache unserer Zeit gewonnen hat, noch im Zweifel darüber bleiben, wo heute die eigentliche Ursache von Hamerlings weitverbreiteter Unterschätzung liegt, die sich sogar schon bis in gut völkisch gesinnte Kreise hinein erstreckt und die genau mit dem Erscheinungsdatum des Epos „Homunkulus" eingesetzt hat? Hamerling selbst bekam das deutlich genug noch bei seinen Lebzeiten zu spüren und faßte seine bezüglichen Erfahrungen in den lakonisch kurzen Zweizeiler zusammen:

„Eh' den Homunkel ich schrieb, da kannt' ich leiblich die Welt erst,
Kennen lernt' ich sie ganz, seit den Homunkel ich schrieb."

Die Zeit nach dem Kriege, welche uns ja vor allem die innere völkische Gesundung von verderblichen Zeitkrankheiten bringen muß, die geradezu unsere einzigen wirklich gefährlichen Feinde sind, wird u. a. berufen sein, das unserem Volkstum nur zum Schaden und zur Unehre gereichende Versäumnis an den Manen des großen völkischen Dichters und Denkers ehestens und gründlichst gutzumachen. Es kann das nur zum Heile für unser Volkstum selbst und seine wahren Lebens- und Schaffensziele führen, die in Hamerlings künstlerisch vollendeten Gestaltungen ihren zeitangemessenen Höchstausdruck gefunden haben.

Es gilt einfach aus dem Sumpfe des Homunkeltums, dem die westliche Kulturmenschheit bereits rettungslos verfallen ist, zu wahrem Menschen-

tume uns zu erheben. Einer der berufensten jüngstzeitlichen Geburtshelfer dieser Wiedergeburt wahrhaft deutschen Geistes in unserem Volke aber wird Robert Hamerling sein müssen.

Biologie im Unterricht nach dem Kriege.

Prof. Dr. H. G. Holle.

(Schluß.)

„Ertüchtigung der Jugend für den völkischen Kampf ums Dasein", also eine im eigentlichsten Sinne biologische Aufgabe ist hier für alle Fächer, und zwar nicht erst von mir, sondern im Grunde schon in dem Norrenbergschen Sammelwerk als das Leitmotiv der Schule bezeichnet worden; es ist aber ganz besonders die Aufgabe des biologischen Unterrichts. Für den Kampf ums Dasein ertüchtigen können wir Deutschen uns nur als Deutsche, wie jede Naturart ihren Platz in der Natur nur durch ihre besonderen Anlagen ausfüllt, behauptet und, wenn sie Zukunft haben soll, erweitert. Die für uns Deutsche entscheidenden Anlagen pflegen wir, mit welchem wissenschaftlichen Recht, ist unwesentlich, als germanisch zu bezeichnen. Ohne noch Germanen zu sein, können wir uns durch unsere germanischen Anlagen leiten lassen, wenn wir diesen und nicht den zugemischten fremden den Zugang zur Macht geben. Um die Einheitlichkeit der Richtung des völkischen Lebens zu erreichen, ist aber nötig, daß ein gewisses Gleichgewicht der verschiedenrassigen Keimanlagen in längerer gegenseitiger Anpassung erreicht ist und nicht durch erneute stärkere Zumischung fremder Rassenbestandteile gestört wird, und daß unvermeidlich zuzumischende wenigstens an sich tüchtig und mit den vorhandenen Keimanlagen harmonisch mischbar sind. — Umgekehrt erweist sich die Zumischung von wesensgleichem, nur durch die Sonderzucht an anderer Stelle etwas abgewandeltem Blut, gemäß den Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzucht als ein vorzügliches Auffrischungsmittel der Rasse. Als solches hat sie sich im alten Athen bewährt, wo nach der Einwanderung der Dorer zahlreiche hochbegabte Familien ionischen Stammes nach Attika zogen. Thukydides sagt: „Wenn aus dem übrigen Hellas durch Krieg oder Aufruhr ein Teil der Einwohner vertrieben wurde, so wandten sich schon von alters her gerade die Ansehnlichsten unter diesen nach Athen." Er sah darin einen Hauptgrund für die Blüte des Staatswesens, ein Beweis, daß biologische Denkweise, wenn auch wohl nicht voll bewußte, auf die Politik der alten Griechen Einfluß übte. So würden auch wir uns gut gestanden haben, wenn wir die „Außenposten" unseres Volkstums, die jetzt in den uns feindlichen Ländern schmählich zugrunde gehen, rechtzeitig, wie es eine biologisch gerichtete Politik längst verlangte, vor dem als unvermeidlich erkannten Ausbruch des Krieges eingezogen hätten.

Solange es sich noch um ein Rassengemenge, nicht um ein Rassengemisch handelt, das heißt, die einzelnen Personen noch verhältnismäßig reine Volkstypen darstellen, kann noch nicht von der Bildung eines neuen Volkes geredet werden, selbst wenn, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein einzelner Volksbestandteil der Gesamtheit seine Sprache aufgezwungen hat. Wenn gar die einheitliche Sprache fehlt, kann von einem einheitlichen Volkstum in einem solchen Staate nicht die Rede sein und ist ein selbstsicheres Handeln des Staates nach innen wie nach außen unmöglich. Da wäre der Verband selbständig organisierter Einzelvölker zu gemeinsamem Zweck, also, biologisch gesprochen, die „Symbiose", noch vorzuziehen, vorausgesetzt, daß die gemeinsamen Belange, durch die Lage bedingtes wirtschaftliches Aufeinanderangewiesensein, gemeinsame Gefährdung durch einen übermächtigen Gegner, zwingend genug sind, um dem Verbande dauernde Festigkeit zu geben.

Dagegen wird die Verbindung weniger durch die Rassenverwandtschaft bedingt. Dieser Umstand war es, der manche Historiker auf die Ansicht von der Bedeutungslosigkeit der Rasse brachte, wobei sie gewöhnlich auf das Beispiel des „lateinischen" Italiens im verflossenen Dreibund hinwiesen, das nun allerdings seine Beweiskraft verliert. Hier wie bei Rumänien hat der Krieg gezeigt, daß die Rassengefühle, einerlei wie weit eine körperliche Rassenzusammengehörigkeit noch besteht, doch auch fortdauern und stark genug sein können, um die für die eigene Erhaltung wichtigeren Umstände zu überwinden. — Für den Geschichtsunterricht ergibt sich, daß bei der gebotenen Einschränkung der alten Geschichte doch auf die Verschiebungen und Durchdringungen der Rassen und Völker seit der Urzeit ein besonderes Gewicht gelegt werden muß. — Die eigentliche Bedeutung des Rassetums für ein Volk liegt darin, daß es den Grad seiner Einheitlichkeit und damit seiner Handlungsfähigkeit bestimmt, und weiter darin, daß es für seine körperliche und geistige Qualität maßgebend ist. Diese von weltbürgerlich gestimmten Politikern geleugnete Bedeutung der Qualität ist im gegenwärtigen Kriege doch auffällig genug zutage getreten. Und wenn unsere Feinde in blindem Haß gegen das Deutschtum das deutsche Blut bei sich ausrotten, so schädigen sie sich damit nur selbst. So entscheidet im Grunde das Rassetum, die angebornen körperlichen und geistigen Anlagen über den Auf- oder Abstieg und schließlich über Sein und Nichtsein auch unseres Volkes.

Eine Schule, die national sein, die Jugend für den völkischen Kampf ums Dasein ertüchtigen soll, muß in allen Unterrichtszweigen vom Wesen des Kampfes ums Dasein durchdrungen sein, und Aufgabe des biologischen oder sagen wir des naturgeschichtlichen Unterrichts ist es, das volle Verständnis für den Kampf ums Dasein zu entwickeln. Dieser ist überall in der Natur immer mehr von den niederen Lebenseinheiten auf die höheren, daß heißt zusammengesetzteren, von den Einzelzellen auf den Gesamt-

organismus, von den Einzelwesen auf deren Vereine übergegangen. Im freien Naturleben entfaltet er seine Wirksamkeit besonders zwischen den Arten, im Menschenleben zwischen den Völkern. Wie der Kampf ums Dasein zwischen den Zellen im Gesamtkörper durch die Gesetze der Korrelation und Kompensation überwunden und ersetzt ist durch das Prinzip der gegenseitigen Hülfe und der Pflicht fürs Ganze, so verleiht seine möglichste Aufhebung innerhalb des Volkes diesem die Einheitlichkeit und die Kraft zum Handeln. Daß er gegenwärtig in unserem Volke infolge verschiedener Wirtschaftsbelange der Erzeuger, Verteiler und Verbraucher, deren Ausgleich den Kriegsmaßnahmen nicht gelungen ist, wieder stärker aufgelebt ist, bedeutet eine Schwächung der Kraft des Gesamtvolkes, die verhängnisvoll werden kann. Aber man muß sich auch darüber klar sein, daß bei der Aufhebung des Kampfes ums Dasein innerhalb eines Volkes durch die staatliche Ordnung, den „Kulturzustand", durch die eintretende „Panmixie", die Fortpflanzung auch der Untüchtigen, diejenigen Eigenschaften des Körpers und des Geistes verschlechtert werden, deren ungünstige Varianten nicht mehr beseitigt werden, und darf den biologischen Mitteln nicht widerstreben, die geeignet sind, diese Schäden zu verringern, statt sie durch die besondere Fürsorge für die Erhaltung und Fortpflanzung der Untauglichen noch zu vermehren. Den lebenskräftigen und entwicklungsfähigen Nachgebornen des Volkes gebührt die Fürsorge des Staates, nicht indem man ihnen das Leben leicht macht, sondern indem man den sich bewährenden die Gelegenheit gibt, ihren besonderen Anlagen gemäß sich zum Wohle des Ganzen zu betätigen. — Die hier nur angedeutete Anwendung biologischer Begriffe auf das Menschenleben habe ich näher ausgeführt in den Aufsätzen „Vom Kampf ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker" in Bd. XIV, Nr. 6 und 7 dieser Zeitschrift. Diese allgemeinen biologischen Begriffe erörtern und auf ihre Anwendbarkeit für den Menschen hinweisen, darf nicht „Politik in die Schule tragen" genannt werden. Nicht Politik ist in der Schule zu treiben, aber zum eigenen Nachdenken über das wahre Wesen der Lebensverhältnisse sollen die Schüler angeregt werden, damit sie im Leben nicht eine leichte Beute der politischen Schlagworte werden, die zuerst oder am lautesten auf sie eindringen.

Wer biologisch geschult ist, wird beispielsweise nicht die individuelle „Anpassung", die infolge seiner Geistigkeit beim Menschen während seiner Entwicklung besonders groß ist, mit der „Anpassung" einer neu entstandenen Art verwechseln und die „Vererbung erworbener Eigenschaften" für selbstverständlich halten. Er wird also nicht unbedingt an die völkerbildende Kraft der Umwelt glauben, wenn er sieht, daß auch beim Menschen die scheinbar umgewandelten Nachkommen der Einwanderer, in die alten Verhältnisse zurückgebracht, zwar selber ihr Wesen behalten, aber Kinder der früheren Art zeugen, daß dagegen die anders gearteten Nachfolger, nicht Nachkommen, eines Volkes ein anders geartetes Volkstum haben.

Zum richtigen Verständnis des Kampfes ums Dasein und zur richtigen Anwendung des Begriffes ist die zuvor erweckte Einsicht nötig, daß die Unterscheidung der in Wettbewerb stehenden Lebenseinheiten auf Durchschnittswerten und -zahlen beruht, daß deshalb etwaige „Übergänge" die Unterscheidung nicht aufheben, wie es diejenigen uns einreden möchten, denen die Unterscheidung der Menschenrassen unbequem ist. Dieses Ziel hat der „systematische" Unterricht der Naturgeschichte in den unteren Klassen. Mit Prof. Dr. Reinold v. Hanstein (a. a. O. „Biologie und Hygiene") stimme ich darin überein, daß dieser Unterricht nicht die Aufgabe haben darf, wie die „Lehrpläne" von 1901 verlangen, „eine Übersicht des Tier- und Pflanzenreichs" zu geben. Es kann sich nur darum handeln, wie ich es in meinem „Leitfaden der Pflanzenkunde" (3. Aufl., L. v. Vangerow, Bremerhaven 1910) durchzuführen versucht habe, verwandtschaftliche Beziehungen von Pflanzen oder Tierarten zu erkennen und zu werten. Die für die allgemeine Biologie, insbesondere die Erscheinungen der Vererbung wünschenswerte Artkenntnis muß durch Botanisieren und Bestimmen gewonnen werden und darf nicht zur Belastung des Gedächtnisses mit Unterscheidungsmerkmalen führen. Der Unterricht muß dem Schüler vor allem das Verständnis der heimischen Natur in den gegenseitigen Beziehungen der Lebensformen und im Wechsel der Jahreszeiten erschließen. Daraufhin ist das erwähnte Buch für das nordwestliche Deutschland besonders angelegt.

Vom Kampf ums Dasein redet v. Hanstein nicht. Es scheint, als wenn er die notwendige Erwähnung der Beziehung scheut, in die er durch Darwin zu der „Entstehung der Arten" gesetzt wird, die doch das höchste und eigentliche Problem der Biologie ist. (Vergl. Oskar Hertwig, „Das Werden der Organismen".) Und auf die wichtigsten Probleme der Wissenschaften hinzuweisen, nicht sie zu lösen, ist doch die Aufgabe des abschließenden Unterrichts in jedem Fache. Sprechen wir es doch ruhig aus, daß Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl, deren Einführung als grundlegender Auffassung der lebenden Natur die Schulbehörde mit Recht widerstrebte, seinerzeit den Anlaß gab, die Biologie in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten abzuschaffen. Nun aber, wo die biologische Wissenschaft sich selber von der „Zufalls-Theorie Darwins" abgewandt hat und dies in dem erwähnten Werk von O. Hertwig in Übereinstimmung mit wohl der Mehrzahl der heutigen Fachgelehrten offen zum Ausdruck gekommen ist, besteht kein Grund mehr gegen die Wiedereinführung dieses Unterrichts.

Seine Bedeutung hat er nicht so sehr durch die unmittelbare praktische Anwendung der biologischen Erkenntnisse, etwa auf Tier- und Pflanzenzucht oder Hygiene, die v. Hanstein hervorhebt, sondern von seinem Ideen-Gehalt. Die künftigen Staatsbürger müssen an biologisches Denken gewöhnt werden, um die allgemeinen Begriffe und Gesetze der Biologie auf das Leben des Menschen anwenden und damit fruchtbar

machen zu können. Das war die Absicht, die ich mit meinem Leitfaden der allgemeinen Biologie für die Prima des Gymnasiums (Bremerhaven 1909) verfolgte. Diese Absicht hat bei den Fachgenossen kein Verständnis gefunden, die damals in der „selbsttätigen Ableitung der wissenschaftlichen Erkenntnisse durch die Schüler aus eigenen Beobachtungen und Versuchen", also in der eigentlichen „Facharbeit", ebenso wie in der Naturkunde auch in der Biologie die Aufgabe des Schulunterrichts sahen. Ganz abgesehen davon, daß bei physiologischen Versuchen die inneren und äußeren Umstände viel weniger zu übersehen sind als bei physikalischen, sah ich in diesen Experimenten des Schülers die Gefahr, daß er in dem damals noch allgemein herrschenden mechanistischen Wahn bestärkt würde, die Wissenschaft könne das Leben restlos aus physikalisch-chemischen Kräften „erklären". Der Vitalismus, hieß es damals, gehöre nicht in die Schule, denn er sei — „keine brauchbare Arbeits-Hypothese"! Facharbeit erschien also damals als Aufgabe des biologischen Unterrichts. — In Blättern für den naturgeschichtlichen Unterricht hätten meine abweichenden Ansichten damals als „unzeitgemäß" keine Aufnahme gefunden. Ich entwickelte sie deswegen im Schulprogramm des Bremerhavener Gymnasiums Ostern 1909. Trotzdem ich nun hier für die Biologie die induktive Verwertung von Versuchen ausdrücklich als „Gaukelspiel" bezeichnet hatte, schob mir R. v. Hanstein, der dieses Programm zugleich mit dem Leitfaden in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" 1910, Nr. 22, besprach, die Absicht unter, ich wolle sogar allgemeine Biologie in diesem Sinne „erarbeiten" lassen! Um dies also für die beispielsweise genannten Mendelschen Vererbungsgesetze zu tun, hätte ich in mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Kulturen „reine Linien" herauszüchten, diese kreuzen und die Blendlinge weiter züchten lassen müssen. So selbstverständlich erschien damals den Fachlehrern die Absicht induktiver Ableitung der Wissenschaft in der Schule und der Ausschluß der Erörterung solcher Ergebnisse, die dieser Ableitung nicht zugänglich schienen! — Die Vererbungsgesetze erwähnt nun v. Hanstein selber und hält also ihre Erörterung in der Schule für zulässig. Insofern wären wir ja nunmehr einig! Aber wenn er nur von der Verwendung dieser Gesetze für die Tier- und Pflanzenzucht redet, statt von ihrer Bedeutung für den Menschen, die natürlich nicht in der Züchtung (von „Züchten"), sondern in der Zucht (von „Ziehen") liegt, so unterläßt er es, den Ideengehalt der allgemeinen Biologie im Sinne der biologischen Erziehungsaufgabe der Schule auszuschöpfen. In dieser Beziehung erwähnt er nur die Biozönosen, die Lebensgemeinschaften, in denen „auf gegebenem Raum unter gegebenen Bedingungen des Klimas und des Geländes nur eine bestimmte Zahl von Lebewesen ihr Fortkommen finden können", und weist auf die Bedeutung des in einer solchen herausgebildeten „Gleichgewichtszustandes" hin, der durch Eingriffe weitgehenden Störungen unterliegt. Diese für die Volkswirtschaft bei „ge-

schlossenem" Wirtschaftsgebiet wichtige Auffassung möchte ich aber nicht mit ihm auf die Ordnung des Staatswesens übertragen, weil es sich bei diesem nicht um einen Ausgleich unter verschiedenartigen, miteinander im Kampfe ums Dasein stehenden Lebewesen handelt, sondern um das Zusammenwirken gleichartiger Einzelwesen zu einem gemeinsamen Zweck. Jene Analogie würde zu einer Auffassung der „inneren Politik" als eines Kampfes der Parteien um Macht und — Geschäft führen, wie er dem Kampf ums Dasein unter den Völkern entspricht, der zwar auch einen Ausgleich, einen modus vivendi, finden, aber keinen Kraftüberschuß der Gesamtheit hervorbringen kann, wie das Zusammenarbeiten der Zellen eines Organismus mit seinen „Korrelationen" und „Kompensationen", nach dessen Analogie den Staat zu gliedern nicht Aufgabe einer „inneren Politik", sondern einer „Staatskunst" ist oder sein sollte, wie sie Dr. Schmidt-Gibichenfels in verschiedenen Aufsätzen dieser Zeitschrift aus biologischen Gesichtspunkten entwickelt hat.

Der abschließende biologische Unterricht in der Oberklasse hat nun noch eine besondere Bedeutung, daß er nämlich die beste Gelegenheit bietet zur Einführung in die Philosophie. Deswegen nämlich, weil nur die Biologie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften vermitteln kann. Sie kann es aber nur, wenn sie mit der mechanistischen Auffassung des Lebens gebrochen hat, die sich selber gegen das Walten des Geistes in der lebenden Natur blind macht oder stellt:

> „Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben;
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band."

Stoff und Geist werden stets zwei getrennte Welten und das Verlangen unseres Geistes nach Einheit eine unerfüllbare Forderung bleiben. Mit dieser Forderung beginnt — und endet der Monismus. Praktisch wird immer der Dualismus bestehen bleiben mit einer Wechselwirkung zwischen Stoff und Geist. Nicht ausfüllen läßt sich die Kluft zwischen Geschehen und Wirken, zwischen Bedingtsein und Wollen, sondern nur überbrücken. Die Brücke ist das Leben, in dem das Denken die Arbeit leistenden Kräfte des Stoffes nach Zwecken leitet, dessen ganze Entwicklung bis ins Kleinste hinein nur als eine Auswirkung seelischer Kräfte zu verstehen ist. Der Wirkungsbereich dieser Kräfte wächst mit dem steigenden Umfang der Individualität. Die stufenweise Erweiterung der Individualität (Wesenseinheit) bei der Fortbildung der Pflanzen wie der Tiere macht dem Biologen schließlich auch das Entstehen einer „Volksseele" verständlich.

Von der durch unser Selbstbewußtsein gegebenen Tatsache ausgehend, daß seelische Kräfte unseres Innern auf energetische richtunggebend, das heißt zwecksetzend einwirken, erkennen wir weiter, daß entsprechende Vor-

gänge auch ohne Bewußtsein in uns stattfinden können. Und einfühlend nehmen wir dasselbe zunächst für die Seele der höheren Tiere an. Dieses dem Menschen mit den Tieren gemeinsame intuitive Denken hat mit mechanischem (logischem) Denken nichts zu tun, das sich beim Menschen erst mit und an der Sprache als ein Hilfsmittel des Lebens entwickelt hat, um die Ergebnisse des intuitiven, eigentlichen Denkens mechanisch kontrollieren und leichter auf andere übertragen zu können. Daß in absteigender Folge im Tierreich und weiterhin bei den Pflanzen das intuitive Denken sich zu bloßen Instinkthandlungen und Reizbewegungen abschwächt, ändert nichts an der zwecksetzenden, also seelischen Natur dieser Vorgänge: Die „spezifische Anpassung" eines Wesens entspricht einem besonderen „Schöpfungsgedanken", der bei der „Entstehung der Art", das heißt der Bildung einer neuen Keimanlage verwirklicht wurde.

Diese Auffassung des Lebens, die ich in Bd. XIII, Nr. 6 dieser Zeitschrift unter „Leben und Beseelung" eingehender entwickelt habe, läßt sich nicht „beweisen". Von einer Weltanschauung kann man nur selbstsichere Gewißheit haben; es kann nicht gezeigt werden, wie die seelischen Kräfte es anfangen, auf die energetischen richtunggebend einzuwirken. Das ist eben die bleibende Kluft zwischen Stoff und Geist. Die mechanistische Lebensauffassung, die nur vom Stoff ausgeht, beansprucht nicht nur die zuzugebende Einwirkung der energetischen auf seelische Kräfte zu begründen, sondern diese selber als Resultante solcher zu erklären, zu beweisen, das Arbeit leistende Kraft sich in zwecksetzende, das ist seelische umsetzt. Das wird stets eine unerfüllbare Aufgabe bleiben, denn „beweisen" läßt sich nur, was in den Voraussetzungen schon enthalten ist. Die Seele ist aber von der Voraussetzung ausdrücklich ausgeschlossen.

Soll die Schule dem natürlichen Bedürfnis der herangewachsenen, zu selbständigem Denken erwachten Jugend, sich eine eigene Weltanschauung zu bilden entgegenkommen, und sie nicht der auf sie eindringenden mechanistischen Umwerbung verfallen lassen, so kann es nicht durch ein besonderes Fach, eine „philosophische Propaedeutik" geschehen, die ihr entwickelte Weltanschauungen anderer entgegenbringt, mit denen sie nichts anfangen kann, weil sie nicht auf dem Boden des eigenen geistigen Lebens erwachsen sind. Aber auch nicht durch die Einführung in die formale Logik, weil Weltanschauung nicht logisch entwickelt werden kann. Der Schüler hat deshalb einen natürlichen Widerwillen gegen diese „Dressur des Geistes", die ihm die Philosophie überhaupt verleidet, durch die er nach Goethe kein „Weber von Gedanken" werden kann, die ihn nur in einen praktischen Materialismus zurücktreiben würde, von dem die Jugend auszugehen pflegt. Nicht „Unterricht in der Philosophie", sondern „Philosophie im Unterricht", wie Direktor Dr. Lorentz in einer beachtenswerten Programm-Arbeit des Spandauer Gymnasiums sich ausdrückt, soll die Losung der Schule sein. Das entspricht der Forderung des Oberregierungsrates Prof. Gustav

Lambeck (a. a. O., „die Philosophie an den höheren Schulen"), daß philosophische Erörterungen „nicht in gedrängtem Zusammenhange vorzutragen, sondern ungezwungen aus dem Unterricht hervorwachsen" müssen.

Dazu hat nun schon auf den unteren Stufen der Unterricht die Grundlage zu schaffen, indem er das mechanische („logische") Denken, das für sich nur zur „Dressur" des Geistes führt, in seiner Bedeutung als Kontrolle des unbewußten intuitiven Denkens zur Anwendung bringt, dieses aber als das natürliche und allein schöpferische Denken besser zur Geltung kommen läßt. Alle bedeutenden Erfindungen und neuen wissenschaftlichen Anschauungen sind intuitiv entstanden; das Ziel war gefunden, ehe die Induktion den Weg dazu bahnte. Aber die Intuition läßt sich nicht lehren, ihr kann nur Gelegenheit gegeben werden, sich zu betätigen. Zum Beispiel in der Mathematik bei der Lösung von Konstruktionsaufgaben und Auffindung neuer Lehrsätze, oder bei den eingekleideten Gleichungen. Ganz besonders aber ist die Biologie dazu geeignet, denn die Beobachtung des Lebens liefert die Analogien für anderes Leben, einschließlich des menschlichen, und dabei die Möglichkeit ständiger Nachprüfung der Begriffe. Deshalb darf ganz besonders dieser Unterricht nicht „dozierend" gegeben werden, sondern muß in Anknüpfung an die vorhandenen Vorstellungen der Schüler in Wechselrede des Lehrers mit ihnen die in ihrem Geiste an dem neuen Gegenstand sich bildenden eigenen Ideen hervorlocken. Das neue wird nicht mitgeteilt, sondern erfragt. Das ist das richtige „Erarbeiten" des Unterrichtszieles und gerade für das Gymnasium besonders wichtig, um das beim Überwiegen des Sprachunterrichts leicht einreißende Wortdenken zu überwinden. Was die Schüler so aus eigenem intuitiven Denken „gefunden" haben, das haftet. Es sind zwar immer nur einige wenige Schüler, die das können; die andern, die mit Worten statt mit Begriffen bei der Hand sind, betrachten es als „Raten", aber sie glauben doch dabei mitgeholfen zu haben und halten wenigstens das Ergebnis fest. Alle aber erkennen, indem dieses einer strengen Nachprüfung unterworfen wird, die Unentbehrlichkeit des logischen Denkens. — Auf entsprechend kindlicher Stufe stehen ursprüngliche Völker, die nicht beachten, daß nur die Erfahrung den Rohstoff für das intuitive Denken gibt, wenn sie es als „Eingebung" übernatürlicher Kräfte ansehen und schätzen. Bei späterer Entwicklung der „Kultur" wird es durch das mechanische Denken, die sprachliche Technik des Geistes für das tägliche Leben mehr in den Hintergrund gedrängt. Es hat seine Wurzel in der angeborenen unverfälschten Natur und geht zugrunde mit der Rasse. Während es bei unseren germanischen Vorfahren noch in gebührendem Ansehen stand, ist es heute durch rassefremde Einflüsse in Mißachtung gekommen. Der Weltkrieg, in dem es unsere Überlegenheit über die Gegner bedingt, muß es wieder zu Ehren bringen.

Nachdem der gesamte Unterricht im Schüler, sofern er überhaupt zu höherem geistigen Leben veranlagt ist, die Fähigkeit gefördert hat, sich eine eigene Weltanschauung zu bilden, gibt der Abschluß des biologischen mit der allgemeinen Biologie ihm die Unterlage dazu; denn das menschliche Leben kann nur als Zielpunkt des Gesamtlebens richtig erfaßt werden. Die neuere Philosophie stützt sich daher überall auf die Biologie, deren Ergebnisse aber nur durch eigenes Studium richtig erfaßt und angewandt werden können. Und darin sehe ich einen weiteren Grund für die Pflege der Biologie gerade auf dem Gymnasium, wenn dieses weiter uns die führenden Geister liefern soll. Aber seine Weltanschauung auszubauen, muß dem Schüler selber überlassen bleiben; es muß seine Sache bleiben, wie er „seinen Frieden mit der unerforschlichen Ewigkeit machen" wird. — Dem widerspricht es, wenn die Schule neben die Wissenschaften konfessionellen Unterricht stellt. Ebensowenig über den Wissenschaften, ihre Genehmigung gebend, steht die Religion, aber auch nicht unter ihnen, als ihrer Kritik unterworfen. Sie steht auf einem anderen Boden. Sie ist Sache des Gemütes, nicht des Verstandes; sie läßt sich deshalb auch nicht begrifflich zum Ausdruck bringen. Ihre nur symbolisch zu verstehende Sprache würde, rationalistisch aufgefaßt, in Widerspruch treten zu der wissenschaftlichen Forschung, besonders zu der Naturwissenschaft. Die unreife Jugend möge in der elterlichen Religion aufwachsen; denn es ist im großen Durchschnitt anzunehmen, das diese auch ihrer geistigen Erbanlage angemessen ist, der zu eigenem Denken erwachte und erzogene Schüler wird, wenn ihm die Religion als gleichartig mit den Wissenschaften entgegen tritt, diesen Widerspruch nicht überwinden und an seiner Religiosität Schaden nehmen. Nur wenn er erkennt, daß die Religion einer anderen Lebenssphäre angehört und durch die Geschichte der Religionsformen als ein unabweisbares inneres Lebensbedürfnis des Menschen erkennt, kann er die Willigkeit zur Religion behalten, zugleich mit der Achtung vor der Religionsform des Anderen. Die Geschichte der Religionsformen zeigt ihm aber auch, z. B. in der vorzüglichen „Angewandten Kirchengeschichte" von Professor Dr. Heinrich Wolf, wie leicht die Religion zu hierarchischen Zwecken mißbraucht und ausgebeutet werden kann zum Schaden des Volkstums.

Die religiöse Empfindung läßt sich wie alles Gefühl nur bildlich zum Ausdruck bringen, und verständlich nur für den, der gleicher Empfindung fähig ist. Eine selbstsichere Weltanschauung kann nicht durch Belehrung übertragen werden, sie kann nur auf dem Boden der ererbten Eigenart erwachsen. Daher darf auch die Kirchengemeinschaft sich nur auf dem Boden der Stammesgemeinschaft aufbauen; die Kirche muß national sein. Derjenige Glaube ist für jeden der „wahre", der in höherem Sinne, also für die Gattung, sich als lebenfördernd erweist, wenn wir handeln, als ob er wahr wäre. Die absolute Wahrheit bleibt uns ja ewig verschlossen.

Nur das starke selbstsichere religiöse Gefühl, das an die eigene „Lebensaufgabe" glaubt, gibt dem, der zugleich die Fähigkeit zum Wollen hat, die Kraft, ein Führer des Volkes zu sein.

Potsdam und Weimar, die Wurzeln deutscher Kraft.

Prof. Dr.-Ing. M. Kloß, z. Rektor.

Festrede, gehalten bei der Kaiser-Geburtstagsfeier am 26. Januar 1917 in der Technischen Hochschule zu Berlin.

(Schluß.)

Und schließlich sei noch eines dritten Trägers gedacht, der uns hier ganz besonders angeht, das ist die deutsche Technik. Ihre großen Erfolge, ihre Überlegenheit über die anderer Völker beruhen darauf, daß auch sie auf beiden Grundpfeilern ruht. Aufklärung, Forschungstrieb, Wissenschaftlichkeit sind weimarisch, Ordnungssinn, organisatorische Fähigkeit, Zuverlässigkeit, Unternehmungsgeist deuten auf Potsdam.

Aus alledem erkennen wir, wo die Wurzeln unserer Kraft liegen. Aber wir erkennen auch daraus die Größe der Aufgabe, zu der das Weltschicksal das deutsche Volk auserwählt hat. Die können wir aber nur dann lösen, wenn wir an beiden festhalten, am Geist von Potsdam und an der Seele von Weimar. Beide müssen gleichzeitig in uns wirksam sein. Wir müssen dafür sorgen, daß sie sich ergänzen und dadurch ihre guten Kräfte entfalten und steigern. So werden wir am besten verhüten, daß sie sich zu schädlicher Übertreibung ihrer Einseitigkeiten entwickeln. Denn diese Gefahr liegt bei beiden vor: der Potsdamer Geist kann leicht in Bürokratismus, Formalismus, verbunden mit Schroffheit, oder in Materialismus und Mammonismus ausarten. Der Weimarer Geist dagegen führt in falsch verstandener Menschlichkeit leicht zu einem schwärmerischen Kosmopolitismus, der über der sogenannten allgemeinen Menschenliebe die Nächstenliebe zum eigenen Volke vergißt. Vor beiden müssen wir uns hüten.

Darum wollen wir festhalten am echten Potsdam und am wahren Weimar.

Wer uns Weimar nimmt, führt uns auf den Weg des alten Rom, wer uns aber unser Potsdam raubt, der verurteilt uns zur Ohnmacht Griechenlands. Das sind keine leeren Worte, sondern unerbittliche Folgerungen.

Mehrmals schon waren wir in der Gefahr, das eine oder das andere zu verlieren: Bald nach dem Tode des großen Friedrich, wohl als Nachwirkung der übermenschlichen Anstrengungen seiner Zeit, ging der Geist von Potsdam schlafen. Sofort aber zeigte sich das Verhängnis: durch die Schlacht von Jena und den Frieden von Tilsit wurde Preußen aus der Reihe der Großmächte wieder gestrichen. Und später schlief der alte

Preußengeist ein zweites Mal ein: die Geschichte quittierte darauf mit Olmütz.

Wenn aber der Heldengeist tatkräftigen Handelns wieder erwachte, da ging es vorwärts zu neuen Erfolgen, zur Erhebung von 1813 und zur Reichsgründung und Kaiserproklamation auf Frankreichs Schlachtfeldern, und damit zu einem beispiellosen Aufschwunge auf allen Gebieten der Volkswirtschaft. Das Feld deutscher Tatkraft und deutschen Unternehmungsgeistes wurde die ganze Erde. Darin aber lag eine neue Gefahr: durch das starke werktätige Schaffen, den erhöhten Erwerb und die gesteigerten Ansprüche an die Lebenshaltung drohte uns unser Weimar verloren zu gehen. Das erfüllte alle treuen völkisch bewußten Deutschen mit ernster Sorge. Darum schrieb Friedrich Lienhard seine „Wege nach Weimar" und mahnte mit Recht: „Schafft dem Reichskörper wieder eine Reichsseele!"

In dieser drohenden Not sandte das Schicksal dem deutschen Volke den großen Weltkrieg und brachte uns die Läuterung der Augusttage von 1914.

So lehrt uns unsere Geschichte, daß wir die beiden starken Wurzeln unserer Kraft gesund erhalten müssen, wenn wir die große und herrliche Aufgabe erfüllen wollen, zu der unser Volk vom Schicksal ausersehen ist.

Diese Aufgabe ist nicht, eine Weltherrschaft aufzurichten nach dem Vorbilde des alten Rom, sondern eine Weltführerschaft. Deutscher Geist und deutsches Wesen sollen die Menschheit durchdringen unter dem Zeichen der Freiheit, gepaart mit Pflichtbewußtsein.

Darum geht letzten Endes dieser Riesenkampf. Zwei Welten, zwei Weltanschauungen ringen miteinander um die Geltung in der Welt. Verkörpert werden sie durch die beiden Hauptgegner, die beiden Vorkämpfer der feindlichen Gruppen, England und Deutschland.

England ist das alte Rom in neuer Auflage. Es kämpft um die Weltherrschaft, wir ringen um die Weltführerschaft. England kennt in seiner ganzen Politik von jeher nur das eine Ziel: andere Völker und Länder seinen eigenen materiellen Zwecken dienstbar zu machen und sie auszunutzen und andere wieder, bei denen dies nicht gelingt, zum mindesten so zu schwächen, daß sie ihm nicht mehr gefährlich werden können. Irland, Indien und die Opiumschande, Kanada, der Raub der dänischen Flotte, der Burenkrieg sind Zeugen dafür. In England und der ganzen englisch sprechenden Welt gilt der Satz: „Alles ist Geschäft." Das Ziel ist behagliches Leben ohne allzu große Anstrengung.

In Deutschland dagegen strebt niemand nach Weltherrschaft (auch nicht die Alldeutschen). Wir wollen nicht über die anderen Völker herrschen, wir fühlen uns nur berufen, Vorkämpfer für sie zu sein. Und darum gilt heute unser Kampf und Sieg nicht nur für uns und unsere Sache, sondern auch für die der Neutralen gegen englische Willkür.

Die besten Zeugen für diese beiden verschiedenen Weltanschauungen sind zwei Nationallieder der beiden Völker:

England singt: „Britannia rule the waves". Herrschsucht in höchster Überhebung, nicht nur über die Menschen, sondern sogar über die Wogen des Meeres.

Wir aber singen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt", und was wir damit meinen, sagen die Worte: „Deutsche Frauen, deutsche Treue, Einigkeit und Recht und Freiheit".

Den wahren tiefen Sinn dieses Liedes kann der Engländer nicht verstehen. Seine ganze Denkart ist nur auf das Herrschen eingestellt. Darum setzt er dies als selbstverständlich auch bei uns voraus. Benutzen doch die englischen Zeitungen und ihnen nachbetend auch die der anderen feindlichen Länder bis in die jüngsten Tage hinein immer und immer wieder das „Deutschland, Deutschland über alles in der Welt" als Beweis und Zeugnis für das deutsche Streben nach Weltherrschaft. Denn in ihrer Auffassung können sie ja gar nicht anders, als durch Einfügung des Wortes „herrsche" unser Lied umzudeuten in: „Deutschland herrsche über alles in der Welt!"

Das zeigt in greller Beleuchtung die Unfähigkeit der englischen Denkart, die deutsche zu verstehen. Wo aber das Verstehen-Können fehlt, ist auch kein Raum für eine Verständigung. Der Kampf muß ausgefochten werden bis zur Entscheidung. England weiß aber sehr wohl, wo die Wurzeln unserer Kraft stecken.

Gegen Weimar hätte es nie etwas einzuwenden gehabt. Das Deutschland der Denker und Dichter war ihm gerade recht. Und wenn wir uns darauf beschränkt hätten, so hätten wir uns niemals Englands tödliche Feindschaft zugezogen. Auf Weimar hätte immer die Sonne englischer Gunst geschienen. Und es ist nicht von ungefähr, daß die englischen Karten über die Aufteilung des besiegten Deutschen Reiches unser selbständiges Dasein gerade nur auf die Thüringer Lande beschränken.

Wir hatten aber nicht nur ein Weimar, wir hatten auch ein Potsdam, und das wurde England unbequem. Denn der Potsdamer Soldatengeist zog mit den deutschen Pionieren, den Kaufleuten und Ingenieuren hinaus in alle Welt, und England sah sich gestört in seinem leichten Geldverdienen und bequemen Genießen, gestört durch den arbeitsamen, tüchtigen und erfolgreichen Konkurrenten. Neid, Mißgunst und Furcht vereinigten sich zu dem Kriegsruf: „Nieder mit dem preußischen Militarismus."

Bei diesem Kampfe muß man aber unterscheiden zwischen dem wahren, tieferen Grunde und der der Welt gegenüber angegebenen Begründung. England bekämpft unseren Militarismus in Wirklichkeit, weil er durch seine Segnungen die Wurzel unserer Stärke und die Grundlage unserer Erfolge bildet. Als Begründung aber gibt England an, „weil er uns Deutsche unfrei mache".

Darüber wird mancher Deutsche einfach lachen. Die Sache ist aber für uns selber doch ernster. Denn wenn man auch mit Recht dem englischen Volke seine sprüchwörtliche Heuchelei vorwerfen kann — in diesem Punkte ist es tatsächlich von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt. Das wird mir jeder, der längere Zeit in England gelebt hat, bezeugen. Dort ist die Auffassung von Deutschland als Polizeistaat mit militärischem Drill ohne persönliche Freiheit ganz allgemein verbreitet. Und für dieses fest eingewurzelte Vorurteil kann man die Engländer nicht einmal verantwortlich machen. Hat doch ein Teil unserer deutschen Presse, der noch dazu gerade im Auslande am weitesten verbreitet ist, in jahrzehntelangem Schelten und witzig sein sollendem Verhöhnen ein Zerrbild vom deutschen Militarismus und von unseren staatlichen Verhältnissen entworfen, daß man sich nicht wundern darf, wenn dieses Zerrbild im Auslande unter Berufung auf eigene deutsche Zeugnisse für Wahrheit gehalten wird.

Demgegenüber wollen wir uns alle klar sein darüber, was wir unserem Militarismus oder sagen wir noch umfassender, dem Geist von Potsdam verdanken, und wollen es als unsere Selbsterhaltungspflicht erkennen, an ihm unentwegt festzuhalten. Wo er aus der Gefahr der Einseitigkeit heraus Auswüchse zeigt, da wollen wir sie in selbsterzieherischer Arbeit beseitigen. Wir verbitten uns aber irgendwelchen erzieherischen Eingriff von anderer Seite.

Welche große Kraftquelle gerade im Militarismus steckt, zeigt ja England aller Welt, indem es, um bei uns den Militarismus zu vernichten, ihn bei sich selber einführt. Ein anderes wertvolles Zeugnis veröffentlichte kürzlich der „Berliner Lokalanzeiger" unter der Überschrift: „Der preußische Militarismus der Traum Napoleons". Danach hat Napoleon III. bei seinem Plane der Wehrhaftmachung des französischen Volkes ohne unerträgliche Lasten für den Staat sich geäußert wie folgt:

„Dieses Problem wird von dem preußischen System nach der materiellen sowohl als auch nach der moralischen Seite hin restlos gelöst, denn diese Organisation wirkt Segen nicht nur in militärischer Hinsicht, sondern sie verdient Bewunderung auch, wenn sie unter dem philosophischen Gesichtswinkel betrachtet wird. Denn das System, auf dem die preußische Armee sich hierdurch aufbaut, entfernt jede Schranke zwischen Bürgersmann und Soldat und es veredelt die Denkweise jedes einzelnen, indem es ihn erkennen läßt, daß die Verteidigung des Vaterlandes seine vornehmste Pflicht ist."

So wissen unsere Gegner sehr wohl, warum sie unseren Militarismus vernichten wollen. Darum nochmals: Laßt uns festhalten an ihm; denn ihm werden wir unseren Sieg zu verdanken haben, wenn er uns, so Gott will, beschieden ist. So stolz wir mit Recht auf unser Weimar sein dürfen, so treulich wir es weiter pflegen und hochhalten wollen in friedlicher Zeit — jetzt heißt es: „Inter arma silent musae!" Wo Potsdam handelt, schweige Weimar! Mit Denkern und Dichtern und Philosophen kann man keine

Schlachten gewinnen. Und jetzt geht es wahrlich hart auf hart. Denn England geht aufs Ganze mit der ihm eigenen brutalen Rücksichtslosigkeit. Vielen unter uns war dies von Anfang an klar, und sie ließen nicht ab, zu warnen und zu mahnen. Viele aber hörten nicht darauf und wollten es nicht glauben. Sie hatten mit ihren Gedanken und Empfindungen noch nicht die schauerliche Tiefe durchmessen, die für ein Volk in den wenigen Worten liegt: Kampf um Sein oder Nichtsein. Sie waren im Weimarer Geiste befangen und setzten die eigene Aufrichtigkeit und Menschlichkeit auch bei unseren Gegnern als selbstverständlich voraus. Sie hielten die Maske für ein ehrlich Gesicht. Nun, die jüngste Zeit hat auch ihnen die Augen geöffnet. Und nun geht durch das ganze deutsche Volk das Erwachen, das in allerletzter Stunde mit jähem Entsetzen den furchtbaren Ernst des englischen Planes erkennt. Die Maske ist gefallen. Nun wissen wir alle, woran wir sind.

Unser Friedensangebot war aus Weimaraner Geist der Menschlichkeit und des sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls entsprungen. Aber diese Sprache der Aufrichtigkeit versteht man im heuchlerischen England nicht. Darum sei's genug für jetzt mit Weimar. Potsdam hat das Wort, und das heißt „Tat".

Und wenn Deutschland künftig wieder Noten hinaussendet, sei es an wen es wolle, dann möge es vorher zur Sammlung und Vorbereitung einen stillen Gang tun, nicht im Park von Weimar, sondern in dem von Sanssouci. Dort wird das Standbild des großen Friedrich Leben gewinnen und wird sein einstiges tapferes Wort wiederholen: „Die Preußen fragen nicht: wie viele sind der Feinde, sondern: wo stehen sie!"

Lange genug hat Weimars Menschlichkeit die volle Wirkung des Potsdamer Schwertes gehindert. „Karlsruhe" und „Baralong" sind immer noch ungesühnt. Doch Gott sei Dank weht seit kurzem ein anderer Geist. Die Verkündung von Vergeltungsmaßregeln gegen das „ritterliche Frankreich" wirkte im deutschen Volke wie das befreiende Aufatmen nach einem Alpdruck. Da wußten wir: das ist unser Hindenburg, der einst gesagt hat: Die rücksichtslose Kriegführung ist letzten Endes immer die humanste. Das ist der rechte Geist, den der Ernst der Stunde fordert. Keine Schonung dem Feinde. Denn sie wird mit dem eigenen Blute bezahlt. Und auch keine Furcht vor drohenden Gebärden anderer. Denn sie gibt uns nur Blößen und schwächt unsere Stellung!

Ängstliche Gemüter gehören hinter den Ofen. Dem Mutigen aber hilft Gott. Und wenn Hindenburg in seinem Septemberbriefe sagt, das Volk verlange entschlußkräftige Beamte, wenn er fordert, der alte furor teutonicus solle wieder durchs Land brausen, so spricht auch daraus der rechte Geist. Der war es auch, der unserer Obersten Heeresleitung den gewaltigen Plan eingab: die Mobilisierung der gesamten Volkskraft im vaterländischen Hilfsdienst.

So ist's recht. Nur in diesem Geiste werden wir siegen. Jetzt muß das deutsche Volk beweisen, ob es ein Siegfried ist.

Ungeheures hat es schon geleistet. Und allen, die dazu geholfen, gebührt unser und unserer Nachkommen heißer Dank. Doch noch steht die Entscheidung aus. Ihre Stunde aber rückt näher und näher.

Möchte sie in uns allen, bei hoch und niedrig, ohne Ausnahme das finden, was das Schicksal von uns fordert: einen eisernen Willen. Dietrich Schäfer[1]) hat recht, wenn er sagt: „Nicht das Schicksal herrscht, sondern der Wille. Er macht nicht nur den Menschen, sondern auch ein Volk groß und klein."

Aber der Wille zum Durchhalten, zum Dulden genügt nicht. Es muß der Wille zur Tat, der Siegerwille muß es sein. Freilich keine Heldentaten gibt es ohne Gefahr. Der aber wollen wir mutig ins Auge sehen. Oft erweist sie sich dann auch als eingebildet. Der politische Gegner Friedrichs des Großen, Graf Kaunitz, sagt:[2]) „Vieles wird nicht gewagt, weil es schwer scheint. Vieles scheint nur darum schwer, weil es nicht gewagt wird."

Darum, deutsches Volk, raffe deine ganze Kraft zusammen. Die Stunde naht, die über deine Zukunft entscheidet für alle Zeiten. Jetzt laß dich ganz vom Geiste Potsdams durchdringen. Wenn du aber meinst, der Geist Weimars dürfe im Riesenkampf nicht ganz verstummen, so laß dich durch ihn wenigstens nicht zu einer falsch angebrachten Menschlichkeit verleiten.

Und erinnere dich daran, daß auch ein Schiller und ein Goethe dir herrliche Worte zugerufen haben, die dir gerade jetzt als Wegweiser dienen können:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre"

und

„Die Tat ist überall entscheidend."

Mit fester Zuversicht und guter Hoffnung wollen wir der Zukunft ins Auge schauen. Und wir dürfen das. Denn wie ein Frühlingssturm ist jüngst die neue Erhebung durch die deutschen Lande gebraust, einmütig wie in den Augusttagen des Jahres 1914.

Das danken wir einmal unseren Feinden, die mit zynischer Offenheit uns und der Welt ihre maßlosen Pläne enthüllt haben. Zum zweiten aber danken wir es unserem Kaiser. Sein Aufruf an das deutsche Volk vom 12. Januar war wie eine Erlösung von dumpfem Druck. Die treffende Kennzeichnung der „Eroberungssucht, deren Schändlichkeit durch ihre verleumderische Begründung noch gesteigert wird" und als deutsche Antwort: „hellflammende Entrüstung und heiliger Zorn", das waren kräftige Worte zur rechten Zeit. Das war Potsdamer Geist.

[1]) Dietrich Schäfer, Der Krieg 1914/16. S. 6.
[2]) Thomas Mann, a. a. O. S. 72.

Auch als er jüngst in Mülhausen zu seinen Truppen sprach mit Worten, von denen uns der Bericht nur ihre Wirkung auf den grimmig lächelnden Soldatengesichtern meldete, da hat der rechte Preußenkönig gesprochen. Der Geist von Potsdam lebt in unserem Kaiser. Getreu den Überlieferungen seines großen Vorfahren hat er immer dafür gesorgt, daß des Reiches Schwert scharf und schneidig blieb. Darüber hinaus hat er rechtzeitig die Notwendigkeit einer starken Flotte erkannt und dafür gesorgt, daß sie geschaffen wurde. In Heer und Flotte hat er straffe Manneszucht, Pflichttreue und wehrhaften Geist gepflegt und hochgehalten.

Aber das ist nur die eine Seite seines Lebens. Er ist frei von der einseitigen Schärfe Friedrichs des Großen. In ihm lebt neben dem Geist von Potsdam zugleich auch der von Weimar. Kunst und Wissenschaft haben in langer Friedenszeit reiche Förderung von ihm erfahren. Manches treffliche Wort von ihm kam aus dem deutschen Gemüt und fand den Weg zum Herzen des Volkes. Sein stark ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl wurzelt in der Treue gegen Gott und gegen sein deutsches Volk.

Daraus verstehen wir auch, daß er niemals leichten Herzens eine Entscheidung von großer Tragweite treffen wird, die das Schicksal in seine Hand legt. Wir verstehen es auch, daß seines Herzens Menschlichkeit sich bisher manchmal dagegen gesträubt haben mag, unsere brutalen Gegner nach dem Grundsatz zu behandeln: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wir verstehen es, daß das Abwägen von Weimar gegen Potsdam nicht ohne starke innere Kämpfe vor sich gehen konnte.

Nun aber, da unsere Feinde selbst sich jedes Anrecht auf Rücksichtnahme und Schonung endgültig verscherzt haben, nun haben sie es ihm leicht gemacht, von jetzt an reinlich zu scheiden:

sein Weimarer Herz edler Menschlichkeit fortan nur seinem deutschen Volke,

den Feinden aber die Potsdamer Faust und ihre Schläge.

Darauf dürfen wir vertrauen. Denn es klingt wie tönend Erz aus jener Botschaft an das Volk und an Heer und Flotte. Und wenn er froh bewegt das starke Echo vernommen hat, das zu seinem Feldherrnzelt aus allen Schichten und aus allen Gauen unseres Volkes widerhallte, und das heut in Millionen Herzen in treuen Wünschen wiederum sich erneut, und wenn er dann bedenkt, daß dieser Sturm entfesselt ward nur durch ein Kaiserwort, dann wird er daraus die Zuversicht gewinnen, daß das ganze Volk in stählerner Entschlossenheit hinter ihm steht, wenn er dem Kaiser-Wort dann auch noch folgen läßt die befreiende, entscheidende Kaiser-Tat.

Not und Gefahr vereint das Volk mit seinem Kaiser, und wenn er ruft: Ich hab's gewagt! — wohlan, wir stehen fest zu ihm. Das sei unser Gelöbnis am heutigen Tage, und stärke ihn in den Stunden der Entscheidung.

Und dazu fügen wir den Wunsch, der in unser aller Herzen lebt, daß wir des Kaisers nächsten Geburtstag wieder im Frieden feiern mögen, mit allen unseren Kräften vereint schaffend in aufbauender, zielbewußter Friedensarbeit.

Das aber wird uns nur beschieden sein, wenn uns der rechte Friede kommt: kein fauler Friede, kein Geschäftsfriede, sondern der, den unseres Volkshelden Name uns kündet:

ein Sieg-Friede!

Nachwort.

Nun ist dem Kaiser-Wort die Kaiser-Tat gefolgt! Unsre U-Boote sind hinausgezogen, ganze Arbeit zu machen. Nicht mehr brauchen sie durch nie gedankte Rücksichtnahme auf andere die eigene Sicherheit zu gefährden. Mit Begeisterung und Wagemut gehen sie ans entscheidende Werk. „Das deutsche Unterseeboot entscheidet den Weltkrieg — nichts anderes", so schrieb vor einiger Zeit eine Zeitung in den Niederlanden, und so wird es sein.

„Endlich!" Das Wort ging wie eine Erlösung durch ganz Deutschland am Morgen des 1. Februar. Endlich haben nun unsre U-Boot-Leute die ersehnte freie Bahn. Das ganze deutsche Volk begleitet sie mit treuen Wünschen auf ihren gefahrvollen Fahrten und harrt in fester Zuversicht der Erfolge ihrer kühnen Taten. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der segne diese unsre schärfste Waffe!

Wir aber danken einmütig dem Kaiser für diese Tat, von der wir Entscheidendes erhoffen, draußen auf dem Meere, so wie sie schon Segen gebracht hat bei uns daheim. Denn verstummt ist nun der an der Volkskraft zehrende Streit für und wider den verschärften U-Bootkrieg. Mit Genugtuung sehen die überzeugten Vorkämpfer für eine starke Politik ihre aus nüchternster Überlegung und ernster Sorge um des Reiches Wohl entsprungene Forderung erfüllt. Aber auch die Bedenklichen, die Lauen und Verständigungs-Träumer müssen sich nun vor der ehernen Gewalt der Tatsachen beugen, und viele von ihnen werden nun auch innerlich erstarken, unter dem heilsamen Einfluß des unabänderlichen „Muß". So wirkt die Kaiser-Tat im Volke einigend, erlösend, befreiend, sie schweißt das Volk zusammen und läßt die Herzen hart werden, wie es sein muß, wenn es ums Ganze geht. Heiliger Ernst und wuchtige Entschlossenheit erfüllt das Volk.

Ebenso hat auch an der Front in West und Ost die Kunde vom 1. Februar die Kampfesstimmung gehoben, die Siegeszuversicht gestärkt, und das ist soviel wert wie eine Reihe neuer Armeekorps.

Und die Neutralen? Die wirklich Neutralen erkennen, daß wir Ernst machen und eine Entscheidung suchen, nicht nur für uns, sondern zugleich

auch, um die Neutralen endlich vom unerträglichen Erpresserdruck des englischen Joches zu befreien.

Das scheinneutrale Amerika dagegen hat es vorgezogen, ohne besonderen Anlaß die diplomatischen Beziehungen mit uns abzubrechen, um nicht in die unangenehme Lage zu kommen, bei einem erneuten Niederboxungsversuch diesmal eine glänzende Abfuhr zu beziehen. Denn der „dräuende Drache Fafner" hat erkannt, daß er Siegfried nicht zum Fürchten bringen kann, seit der sein Schwert „Notung" geschmiedet hat.

So ist auch hier erfreuliche, befreiende Klarheit geschaffen.

Das alles ist der Segen der Kaiser-Tat.

Und darum nochmals: „Die Tat ist überall entscheidend."

Berlin, den 6. Februar 1917. Kloß.

Die Ostflügel des deutschen Mitteleuropas[1].

Wilhelm Marks.

II. Polen, die baltische Mark und die Ukraine.

Von den gegenwärtigen „Ost"-Fragen Mitteleuropas ist die polnisch-baltisch-ukrainische oder kurz gesagt die westrussische gewiß die am schwersten zu lösende. Während in Österreich und Ungarn durch fortlaufende Entwicklung befestigte Grundmauern vorhanden sind, auf denen nur nach einem vernünftigen, die Belange des deutschen Volkes — des Schirm- und Lehrherrn der kleineren zwischen Karpathen und Adria wohnenden Stämme — sichernden Plane weiter gebaut werden muß, finden sich in den ausgedehnten Gebieten vom Rigaer Meerbusen bis zum Schwarzen Meere weiter nichts als die morschen Ruinen mehrerer schon lange zerstörter Staaten. Diese Zeitkluft ist ohne weiteres nicht zuzuschütten; die Geschichte macht ebensowenig Sprünge wie die Natur. Ansätze zu Versuchen, eine Lösung zu finden, haben Berufene und Unberufene gerade im vorigen Jahre massenweise unternommen; die Mittemächte haben endlich vergangenen Herbst ein Königreich Polen ausgerufen und Österreich hat im Zusammenhang hiermit die Selbständigmachung Galiziens in innerpolitischen Angelegenheiten angekündigt (vergl. Dezemberheft 1916 „Das neue Österreich"). Über das Wesen des neuen Staates, seine Verfassung, sein Herrschergeschlecht, seine Grenzen und sein näheres Verhältnis zu den Befreiern ist aber so gut wie nichts verlautbart. Wir hören nur von der Begeisterung der polnischen Bevölkerung, von der beabsichtigten Bildung eines eigenen Heeres und schließlich, daß Polen mit uns ständig aufs engste verbunden sein soll. Über Litauen-Kurland und die Ukraine breitet sich tiefes Schweigen.

---

[1]) Im Sinne der Einleitung dieses Aufsatzes im vorigen Heft, wie im Hinblick auf die Siedlungsfrage und unsere letzten militärischen Erfolge an der russisch-rumänischen Südwestfront hat der Verfasser das ursprünglich nur auf Polen berechnete Thema erweitert.

Hier ist alles noch im Fließen. Gerade darum scheint es geboten, rechtzeitig die nötigen Schutzdämme zu errichten, damit nicht die entfesselten Fluten mehr Unheil als Segen anrichten, damit es uns nicht ergehe, wie dem Goetheschen Zauberlehrling. Wir müssen Meister auch bleiben über die kühne Schöpfung Polen, die im Osten der alten Vormacht des deutschen Nordens gegen die Slawen entstanden ist. Ferner ist sorgfältig alles aus dem Wege zu räumen, was möglicherweise zu späteren Verstimmungen und Zwistigkeiten zwischen den Mittemächten führen könnte, die ihrer Natur nach recht verschieden zu dem polnischen Staate gestellt sind. Dieser letzte Punkt bedarf einer Erläuterung.

Brandenburg-Preußen, als deutsche Mark vor allem im Kampfe mit den polabisch-lechischen Slawen emporgewachsen, ist durch seine Entwicklung und seine nach Sonnenaufgang offenen, weit gegen das Kernland zu hineinspringenden Grenzen viel stärker an dem neuen Nachbar interessiert als Österreich, das dagegen sich bisher in ähnlichem Verhältnis zu Ungarn befunden hat und noch heute befindet, siehe z. B. die Ausgleichs-Schwierigkeiten. Weiterblickenden Deutschen ist auch nicht verborgen geblieben, daß in dem großen Staaten-Viereck das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Zuneigung hauptsächlich in den Diagonalen gefunden wurden, so zwar, daß Preußen (Nordwest) mit Ungarn (Südost) und Österreich (Südwest) mit Polen (Nordost) harmonieren. Im Alldeutschen Sinne muß aber verlangt werden, daß sich der vorherrschend deutsche Westen zuerst vollständig einigt und dann gemeinsam an die Lösung der Aufgaben im weiten Osten geht. Wie das bezüglich Ungarns zu geschehen hätte, ist bereits im Februarheft d. J. ausgeführt worden.

Der galizischen Autonomie vermag Preußen, will es nicht seinen und des Deutschen Reiches Bestand gefährden, kein Seitenstück zu geben. Von den Ostprovinzen käme nach dem Nationalitäts-Grundsatz einzig und allein Posen als zur größeren Hälfte polnisch in Frage, doch wäre solch ein Schritt gleichbedeutend mit der Auslieferung von über 700 000 Deutschen, mit der vollständigen Zerreißung der ohnehin ungünstig eingebuchteten Verbindung Schlesiens und beider Preußen, sowie mit der Entblößung Berlins im Osten, das nach dieser Seite hin auf beiläufig 120 km Entfernung zur Grenzstadt würde. Die Unmöglichkeit einer polnischen Grenzerweiterung nach dem Westen haben dann auch vernünftige Polen eingesehen; ob später die noch kurz vor Kriegsausbruch nach Einverleibung der preußischen Ostmarken in ein zukünftiges Polen laut gewordenen Stimmen stumm bleiben werden, steht dahin. Eine Mittelstellung zwischen Studnicki, der in seinem Buche „Die Umgestaltung Mitteleuropas durch den gegenwärtigen Krieg" sogar die Auswanderung der preußischen Polen in das junge Königreich und die Rückwanderung deutscher Ansiedler aus Polen nach Posen und Westpreußen befürwortet, und den Chauvinisten für ein Polen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere nimmt A. v. Guttry

in seinem des reichen politischen und wirtschaftlichen Zahlenstoffes wegen lesenswerten Buche[1]) ein. Jedenfalls wäre es wissenswert zu erfahren, ob die Anregung Studnickis, die die preußisch-polnischen Reibungsflächen selbst bei, wie zu erwarten, nicht vollständiger Durchführung bedeutend verkleinern würde, Anklang in den maßgebenden Kreisen Berlins und Warschaus findet. Es ist gewiß von Wert, wenn wir unseren Ostmarken im Tauschwege sechs- bis siebenhunderttausend Stammesgenossen zuführen könnten, die in der Zerstreuung nur unter großen Einbußen zu erhalten sind, hingegen an Warthe und Unterweichsel den deutschen Grenzschutz wesentlich verstärken helfen.

Der Vollständigkeit halber sei noch ein Vorschlag erwähnt, der viel für sich hat, der aber infolge der Wiederherstellung des Königreiches Polen hinfällig geworden ist: die Aufteilung des eroberten Gebietes unter die Mittemächte, etwa nach dem Muster der dritten Teilung der „Republik", wobei Piliza, Bug und Dnjeper-Bug-Kanal die preußisch-österreichische Grenze gebildet haben würden. Wäre hierdurch zwar die Sehnsucht nach einem polnischen Staate unerfüllt geblieben, so hätte anderseits schon diese Zweiteilung, besonders im Hinblick auf die Befreiung vom russischen Joch — mit dem sich übrigens manche Polen bereits ganz gut abgefunden hatten — einen großen Fortschritt bedeutet.

Man darf nicht vergessen, daß Polen, wie einsichtsvolle Landessöhne selbst zugeben, durch eigene Schuld aus der Liste der selbständigen Reiche gestrichen worden ist und seine Wiederauferstehung nur fremder d. h. deutscher Hilfe verdankt. Es wäre müßig, hier einen geschichtlichen Abriß zu geben, der Begriff „polnische Wirtschaft" in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung ist jedem geläufig. Polens zweite und letzte Machtzeit setzte, nach dem Verlust Schlesiens und Pommerns, infolge der Vereinigung mit Litauen ein, daran schloß sich später die Angliederung der westlichen Ukraine bis zum Dnjeper. Das polnische Volk vermochte jedoch nicht, die bedeutenden Fremdkörper der Ukrainer, Weißrussen, Litauer, Letten und Deutschen aufzusaugen und die Szlachta (wohl aus dem Gotischen entlehnte Bezeichnung für „Geschlechter" = Adel) schwächte sich und das Reich durch Selbstsucht und Verrat. Dergestalt wurde das in Höhe wie Breite an 2000 km messende Gebiet zu einem Spielball Rußlands, das sich nach der Niederlage Schwedens und der Zurückdrängung des osmanischen Reiches

---

[1]) A. v. Guttry: Die Polen und der Weltkrieg, verlegt bei Georg Müller, München. (Mit drei Karten: Posen, Galizien und die Teilungen Polens.) — Guttry ist jedoch nur bezüglich seiner Ausführungen über Rußland zuverlässig; der preußischen Politik versteht er nicht gerecht zu werden und hängt den bösen Hakatisten die übelste Nachrede an; selbst die milde österreichische Regierung findet vor ihm erst Gnade nach den Zugeständnissen von 1868/69. Auch stimmen die Angaben über die Anzahl der Ukrainer und ihre berechtigten Forderungen keinesfalls; dagegen sei der Abschnitt „Die Judenfrage in Polen" der Beachtung empfohlen.

immer mehr zur Vormacht des Ostens und Nordens auswuchs. Um den Koloß nicht gar zu stark werden zu lassen, beteiligten sich Preußen und Österreich an der Auflösung Polens, wobei das Löwenstück Petersburg zufiel, das 1815 noch weitere Erwerbungen im Westen machte.

So ist die auf die Dauer unhaltbare Grenze zwischen Rußland und den Mittemächten, die im 18. und 19. Jahrhundert allzusehr nach dem Westen und Süden neigten, zustande gekommen, eine Grenze, die unbedingt einer tiefgehenden Verbesserung bedarf. Leider erscheint die Einverleibung der durch deutsches Blut und deutschen Geist gehobenen Provinzen Esthland und Livland, so wünschenswert sie wäre, infolge militärischer und politisch-geographischer Schwierigkeiten zurzeit noch nicht gegeben; die weißrussischen Landstriche um Minsk, Witebsk und Mohilew bedeuten nach keiner Richtung hin einen Gewinn für uns, wogegen aller westlich der heutigen Schützengräben liegende Grund und Boden, also Kurland, Litauen und Suwalki[1]), unbedingt dem Deutschen Reiche zugewendet werden muß. Das Gebiet umfaßt rund 120 000 qkm mit einer Bevölkerung von beiläufig vier Millionen vor dem Kriege, das sind 33 Köpfe auf den Quadratkilometer. Durch die gerade in diesen Gegenden von den Russen bei ihrem Rückzuge geübte Mitschleppung der Einwohner, durch Seuchen, freiwillige Auswanderung usw. dürfte die Dichtigkeit gegenwärtig kaum mehr als 25 betragen. Hier findet sich also Siedlungsland für unseren Volksüberschuß und für Rückwanderer aus Rußland und Amerika in Fülle, um so mehr, als die halbe Million Letten, die 1½ Million Littauer und die halbe Million Polen nebst den großrussischen, weißrussischen und jüdischen Splittern nicht imstande sein werden, dem neuen Schutzstaate ihren Stempel aufzudrücken. Eine neue Nordostmark muß hier entstehen unter dem alten Ruf: „Naar Oostland willen wij rijden!" Das verlangen gebieterisch die Sicherung Ostpreußens, die Verstärkung deutscher Geltung im baltischen Gebiet, wie die Erhöhung unseres Einflusses auf Polen durch dessen Umfassung im Westen und Norden.

Polen selbst ist also auf den ehemals russischen „Priwislanskij kraj" ohne Suwalki zu beschränken = 115 000 qkm mit ungefähr 11½ Millionen Einwohnern, wovon 9 Millionen Polen, 1½ Millionen Juden, 600 000 Deutsche (an 500 000 Bauern), 400 000 Ruthenen sind. Hierzu käme in

[1]) Im Verlage von Felix Lehmann, G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg, sind kürzlich einige z. T. hübsch illustrierte Hefte erschienen, die sich mit den baltischen Provinzen befassen. Otto Freiherr von Taube gibt „Zur Frage deutscher Siedelung auf neuerworbenem Gebiete" beachtenswerte Anregungen, während die Sammlung „Ostsee und Ostland", herausgegeben von Dr. Otto Grautoff, in ihrem ersten Teile die baltischen Provinzen behandelt und zwar Band 1: „Stadt und Land", Band 2: Novellen und Dramen deutsch-baltischer Dichter (Korfiz Holm, Eduard Graf Keyserling, Frances Külpe, Reinhold Lenz, Hermann Pantenius, Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg u. a.) und Band 3: Bauten und Bilder (Kunstdenkmäler). Weitere Bände folgen.

noch näher zu bestimmender Form Galizien[1]) mit 78 000 qkm und acht Millionen Einwohnern, davon die Hälfte (?) Polen, drei Achtel Ruthenen, der Rest größtenteils Juden (100 000 arische Deutsche). Das gesamte Neupolen würde mit annähernd 200 000 qkm dieselbe Größe haben wie beide Preußen, Posen, Schlesien, Brandenburg und Pommern zusammen und mit etwa 19½ Millionen Einwohnern auch der Bevölkerung der genannten Provinzen gleichkommen. Es ist ebenso dicht besiedelt wie Ostdeutschland (100 Köpfe auf 1 qkm, vergl. hierzu die verhältnismäßige Menschenleere in Kurland, Litauen und Suwalki). 13 Millionen Polen würden 3½ Millionen Ukrainer (Ruthenen), 2½ Millionen Juden und 700 000 Deutschen gegenüberstehen; das Verhältnis des Staatsvolkes zu den fremden Stämmen wäre 2 : 1.

Eine stärkere Belastung mit nichtpolnischen Völkern, durch Vergrößerung des Reiches nach dem Osten, wo das Schicksal der in unseren Händen befindlichen Gouvernements Grodno, Südwest-Minsk und West-Wolhynien noch unbestimmt ist, würde sich scheinbar zwar durch das hierdurch geschaffene wirksame Gegengewicht der Ruthenen und Weißrussen empfehlen, bedarf aber im Hinblick auf die, infolge unserer Fortschritte an der südwestrussischen Front, heraufziehende ukrainische Frage noch des Aufschubes. Möglicherweise entsteht hier durch Ausscheiden Ostgaliziens — ein alter und nicht unberechtigter Wunsch der Ukrainer — und durch Besetzung Wolhyniens, Bessarabiens, Podoliens, Kiews und anderer Gebiete ein ukrainischer Staat, der nach ukrainischen Politikern[2]) von San und

[1]) Recht eingehend, allerdings vom polnischen Standpunkte aus, behandelt Land und Leute der schon genannte A. v. Guttry in seinem bei Georg Müller in München erschienenen Buche: „Galizien". Das Werk ist auch gut illustriert. Als Seiten- und Gegenstücke seien deutschen Lesern ferner die vorzügliche Darstellung des Czernowitzer Professers Dr. Raimund Kaindl „Geschichte des Deutschtums in den Karpathenländern" (Gotha), sie umfaßt außer Galizien und der Bukowina Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Walachei, und Dr. Theodor Zöcklers Bändchen: „Das Deutschtum in Galizien" — Vereinigung Heimat und Welt, Dresden — empfohlen. Schließlich noch ein Hinweis auf eine vor 14 Jahren veröffentlichte Schrift des Ruthenen Roman Sembratowytsch „Polonia irredenta" (Frankfurt a. M.); sie ist durchaus nicht veraltet und beleuchtet die eigenartige Stellung der Polen in Galizien und die auch zu Beginn des Krieges deutlich in Erscheinung getretene Russophilie gewisser Schlachzizenkreise sehr zutreffend.

[2]) Dr. Wladimir Kuschnir: Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Kriege mit Rußland; Wien. — Dr. Eugen Lewizkij: Ukraine, Ukrainer und die Interessen Deutschlands; Berlin. — Derselbe: Großpolnische Träume und die Wahrheit über die polnische Frage. — Dr. Stefan Rudnyzkij: Ukraina und die Ukrainer; Wien. — Dreimal bereits ist von deutschen Politikern die Errichtung eines Königreiches Kiew erörtert worden: 1791 vom preußischen Minister Herzberg in dem damaligen Konflikt mit Rußland, 1853 von den preußischen Kammermitgliedern Moritz August v. Bethmann Hollweg (!) und Graf Fürstenberg-Stammhausen anläßlich der gefährlichen Vormachtstellung Nikolaus I. in Europa, 1888 von Bismarck (Hartmann in der „Gegenwart") mit Rücksicht auf die Haltung Rußlands in den Balkanangelegenheiten. Es handelt sich also um kein leeres Hirngespinst, wenn heute die Ukraine wieder auf die Tagesordnung gesetzt wird.

Bug im Westen bis zum Don im Osten und von den Pripjet-Sümpfen im Norden bis zum Schwarzen Meer im Süden reichen würde: ein Gebiet von rund 700 000 qkm mit 42 Millionen Einwohnern, davon 34 Millionen Ukrainer; der Rest verteilt sich auf Juden, Polen, Tataren, Rumänen, Russen, Griechen und Deutsche[1]). Die Ukrainer (Ruthenen), fälschlich Kleinrussen genannt, sind ein nach Anthropologie, Geschichte[2]), Kultur und Sprache selbständiges slawisches Volk, das, durch die Kämpfe mit Polen, Mongolen, Türken und Russen geschwächt, nach mannigfachen Schicksalen Moskaus Macht erlag. Diese sucht, das gleiche Kirchenbekenntnis wie die gleiche Schreib- und Druckschrift schlau benützend, die Ukrainer zu einem russischen Stamme umzumodeln. Würde die Ukraine selbständig, so wäre nicht nur Rußland um seine besten und fruchtbarsten Provinzen ärmer[3]) und auf die Stufe eines ausschließlich nach Sibirien gewiesenen Reiches herabgedrückt, wir selbst fänden einen wertvollen Bundesgenossen, der mit dem deutschen Staats- und Volkstum nicht die geringsten Reibungsflächen hat und einem etwa widerspenstigen Polen leicht die Wage hält. (Dr. Kuschnir verzeichnet — nebenbei bemerkt — die auffallende Tatsache, daß gegen 8 v. H. der Ukrainer insgeheim Protestanten sind.)

Die Schaffung der freien Ukraine würde die höchste Krönung des deutschen Werkes im Osten bedeuten, wohin, wie im vorigen Heft ausgeführt, unsere politische, völkische und wirtschaftliche Ausbreitung in großem Maße und viel erfolgreicher als nach Übersee von Natur aus gegeben ist — dies gesagt, ohne die Bedeutung der Beziehungen zu anderen Erdteilen unterschätzen zu wollen. Das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Polen, die Ukraine, die Balkanstaaten und die Türkei schlagen vereint alle von Ost und West kommenden feindlichen Bestrebungen leicht zu Boden und können, bis auf wenige, meist tropische und subtropische Erzeugnisse, sämtliche Bedürfnisse aus Eigenem befriedigen. Es wäre ein Idealbund — durchaus nicht ein unerreichbares Ideal — gegen den das großmäulige Britentum, das massige Amerika, das negroide Frankreich und das asiatisierte Rußland nichts auszurichten vermögen.

Naar Oostland willen wij rijden . . .
Dor isser en betere stê!

---

[1]) Deutsche Bauernsiedelungen trifft man besonders in Wolhynien (6 v. H.), Podolien (4 v. H.) und Taurien (5 v. H.).

[2]) Hellenische, römische, germanische (Die Waräger in Kiew, Karl XII. von Schweden) und byzantinische Einflüsse machten sich in diesem Gebiete geltend; Moskau lag bis zur Regierung des Zaren Peter in Barbarei.

[3]) Die Ukraine umfaßt: 1/4 des gesamten russischen Viehstandes, 1/3 des gesamten russischen Ernteertrages, 2/3 der gesamten russischen Eisenerzgewinnung, 3/4 der gesamten russischen Kohlenausbeute.



Berichte und Notizen.



Zu Dr. Adolf Harpfs 60. Geburtstage. Am 15. März feiert unser hochgeschätzter Mitarbeiter, Dr. Adolf Harpf, in rüstiger Schaffenskraft die sechzigste Wiederkehr seines Geburtstages. Unsern Lesern ist er als feinsinniger Kulturschriftsteller und tiefschürfender Denker durch seine hochbedeutsamen Bücher und seine zahlreichen nicht weniger beachtenswerten Aufsätze aufs beste bekannt. Wir nennen davon hier nur: „Heilwirkungen des Krieges". Märzheft 1915. „Ceterum censeo". Geschichtsvergleichende Betrachtungen zum Völkerkriege. Juniheft 1915. „Welt- oder Volkes-Wirtschaft?" Augustheft 1915. „Es dämmert!" Dezemberheft 1915. „Parlamentarische Aushängeschilder". Februarheft 1916. „Wirtschaftslehren des Krieges". Märzheft 1916. „Das Fichtesche Wirtschaftsideal". Juniheft 1916. U. a. m. Warum er auch in weiteren Kreisen und über das engere Vaterland hinaus nicht so bekannt und berühmt ist, wie er es verdiente, wird man verstehen, wenn man seinen vortrefflichen Aufsatz in diesem Hefte: „Menschen- und Homunkeltum" gelesen hat. Die jetzigen Generalpächter und Tempelhüter der nationalen und internationalen Berühmtheit lassen eben bis auf weiteres nur das aufkommen, nur das die „Welt" mit dem Schalle ihrer mehr oder weniger wohlklingenden Namen erfüllen, was in ihren Kram paßt oder wenigstens ihrer Weltanschauung nicht entgegensteht. Es wird aber die Zeit kommen, ja sie ist vielleicht schon ganz nahe, wo es auch den bisher in dieser Hinsicht Blindesten wie Schuppen von den Augen fällt, genau so, wie das jetzt endlich mit der vor dem Kriege gerade in Deutschland so weit verbreiteten Engländerschwärmerei geschehen ist. Auch der Briten falscher Ruhm und die falsche Beurteilung ihres Charakters und ihrer Weltbedeutung beruhten ja auf ihrer Geldmacht einerseits und deren skrupelloser Anwendung andererseits. Wenn diese schon geborstene Grundlage ganz zusammenbricht und alles, was auf ihr ruhte, mit in den Abgrund reißt, wird man auch der Männer gedenken, die sich durch keinen falschen, gleißnerischen Schein blenden ließen und schon lange vor dem Weltgericht eine Katze eine Katze, einen Verbrecher einen Verbrecher nannten. Zu diesen vorausschauenden und vorausbauenden Männern wird auch unser Adolf Harpf gehören. Möge ihm noch eine lange, gesegnete Wirkungszeit beschieden sein!

Bismarck, Freisinn und gleiches Wahlrecht. Nachdem die „Freisinnige Zeitung" sich so angelegentlich auf den Fürsten Bismarck als „schärfsten Vorkämpfer für die Einführung des demokratischen gleichen Wahlrechts" berufen hat, erscheint es doch vielleicht nötig, an einige Urteile des Altreichskanzlers über dieses Wahlrecht zu erinnern.

Im 21. Kapitel, Nr. 3 seiner „Gedanken und Erinnerungen" sagt Bismarck, daß er das Reichstagswahlrecht so, wie es jetzt noch besteht, nur in der Not als „stärkste der freiheitlichen Künste in die Pfanne geworfen habe". Bismarck hat das Reichstagswahlrecht, nachdem sich seine üblen Wirkungen so oft gezeigt haben, später als dem Bedürfnis der Erhaltung des Reiches unter Umständen nicht genügend erkannt. Er hat erklärt, daß er „das Vertrauen zum deutschen Volk habe, es werde sich dieses Wahlrechts wieder entledigen, wenn es sich nicht bewähren sollte". Und im letzten Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen" erklärt Bismarck ausdrücklich, daß er

> „die nationale Gesinnung der Wähler oder doch des Reichstages überschätzt, die der Fürsten unterschätzt habe".

Sicher wird es der „Freisinnigen Zeitung" aber auch angenehm sein, wenn wir die Erinnerung daran auffrischen, wie bekannte liberale, vor allem auch fortschrittliche Politiker sich über das Reichstagswahlrecht ausgesprochen haben: Heinrich v. Sybel, seinerzeit die Hauptstütze der deutschen Fortschrittspartei, sagte:

> „Die Einführung des allgemeinen, direkten und gleichen Wahlrechts ist für jegliche Art des Parlamentarismus immer der Anfang vom Ende gewesen."

Heinrich von Treitschke erklärte:

„Das allgemeine Stimmrecht belohnt die Unbildung, erweckt den Hochmut der Dummheit."

Der fortschrittliche Abgeordnete v. Unruh-Magdeburg sagte:

„Das allgemeine, gleiche Wahlrecht kann zu ganz heillosen Folgen führen."

Der fortschrittliche Abgeordnete Louis Berger-Witten sagte, daß das Reichstagswahlrecht die Anarchie und Gesellschaftsordnung zu Boden werfe und daß es schließlich zur Monarchie führen müsse.

Es mag schließlich auch daran erinnert werden, daß die Bestimmung der geheimen Wahl, wie sie aus der Frankfurter Verfassung von 1848 (1849 beschlossen) in die Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches übergegangen ist, seinerzeit in Frankfurt selbst nur mit 9 Stimmen Mehrheit, 239 gegen 230 Stimmen, angenommen worden ist. (Deutsche Tageszeitung.)

Nichts gelernt und nichts vergessen. Das „Berliner Tageblatt" schreibt im Anschluß an die Tatsache, daß die linksstehenden Elemente in Spanien sich der Agitation unserer Feinde besonders zugänglich zeigen: „Auch an dem spanischen Fall zeigt es sich, daß nur noch ein liberalisiertes Deutschland eine gute auswärtige Politik treiben könnte, und daß die Misere unserer innerpolitischen Verhältnisse uns auch die Besserung der außerpolitischen erschwert." Diese Behauptung baut sich auf einer ganzen Anzahl von Trugschlüssen auf. Zunächst wäre es schon einigermaßen zweifelhaft, ob Deutschland, wenn es die Neigungen der gemäßigten Elemente des Auslandes mit denen der radikalen vertauschte, wirklich viel besser fahren würde; sind doch in den ausländischen Staaten auch oft genug die mehr konservativ gerichteten Strömungen am Ruder. Freilich darf man nicht verkennen, daß auch im Auslande die linksstehenden Elemente in der agitatorisch ja die erste Rolle spielenden Presse, wobei auch der Einfluß des rührigen Judentums sehr in Betracht kommt, meist stärker vertreten sind; aber bei den Wahlen zeigt sich trotzdem gelegentlich, daß hinter der Mehrzahl der Zeitungen nicht die Mehrheit des Volkes steht. Ferner würde es aber sehr zweifelhaft sein, ob ein liberalisiertes Deutschland seinen Hauptfeinden in den Sympathien der anderen Länder den Rang ablaufen könnte; auch um den Preis einer demokratischen Scheinmonarchie würde dies Ergebnis doch noch kaum zu erzielen sein, da zu unseren Feinden ja auch große Republiken gehören. Ein Kardinalfehler der Rechnung des „Berliner Tageblatts" aber liegt erst darin, daß es völlig übersieht, wie wenig die internationalen Beziehungen in Wirklichkeit von dem politischen System der einzelnen Staaten abhängig sind. Auch zu einer Zeit, wo der russische Liberalismus noch so gut wie gar keine Rolle spielte, haben die Franzosen sich wonnetrunken in die Arme des Zarismus geworfen, weil sie von ihm eine Förderung ihrer Revanchegelüste erhofften; und alle Gewalttaten und Sünden des russischen Regierungssystems, die man Menschenalter hindurch mit einem Ozean von Abscheu gegeißelt hatte, waren auch in England und in den anderen uns feindlichen Ländern in dem Augenblick vergessen, wo man sich von dem Zarenreiche Vorteile versprach. Sich durch Neigungen oder Abneigungen gegenüber der inneren Politik anderer Völker bestimmen zu lassen, ist wesentlich eine Eigentümlichkeit mancher Politiker Deutschlands geblieben. Die Abneigungen fremder Völker gegen das deutsche Volk liegen auch gar nicht auf politischem Gebiet, gelten vielmehr persönlichen Eigentümlichkeiten unseres Volkes, dabei nicht in letzter Linie dem Mangel an einheitlicher äußerer Form, der auf das engste mit einem Mangel an nationaler Würde, mit der Sucht zusammenhängt, allem Ausländischen, trotz unserer Liebe zu einer Weltschulmeisterei, sehnsuchtsvoll nachzulaufen. Dieser Hauptgrund fremder Abneigungen würde natürlicherweise höchstens verstärkt werden, wenn wir auch in unserem politischen System uns ausländischen Vorbildern anzuschmiegen suchen wollten. Allerdings wird im Auslande das politische System Deutschlands vielfach zum Anlaß der Agitation gegen Deutschland

und das deutsche Volk genommen: das geschieht aber — hier steckt der zweite Kardinalfehler des „Berliner Tageblatts" — durchaus nicht wegen dieses Systems an sich, das unseren Feinden als solches verzweifelt gleichgültig wäre, sondern deshalb, weil dieses System einer starken deutschen Militärmonarchie die wesentlichste Grundlage deutscher Macht ist. Nicht durch liberale Einrichtungen könnten wir deshalb die Abneigung anderer Völker gegen uns überwinden, sondern nur dadurch, daß wir uns jedes Strebens nach Macht entäußern und wieder zu einem Volk der Dichter, Träumer und Lieferanten von Kulturdünger würden. Daß wir neben den anderen großen Mächten unseren Platz in der Welt suchen und daß wir durch die Zusammenfassung unserer Volkskraft durch das militärisch-monarchische System dazu befähigt sind — das ist der große Kummer der anderen, aus dem die Abneigung gegen Deutschland als Staat hauptsächlich entspringt. Würden wir darum den Kraftvorsprung aufgeben, den wir auf Grund dieses Systems besitzen, ohne deshalb zugleich auch den Anspruch auf Gleichberechtigung in der Welt fallen zu lassen, so würde die Abneigung gegen Deutschland nicht im geringsten vermindert werden, wohl aber der Respekt vor Deutschland eine verhängnisvolle Abschwächung erleiden. Endlich hat das „Berliner Tageblatt" nicht einmal aus der Kriegszeit gelernt, daß unsere Gegner, die Deutschland ja zumeist kaum kennen, auch dann aber, wenn sie sich in Deutschland aufhalten, die Wirkungen unseres politischen Systems gar nicht zu spüren bekommen, die Waffen ihrer politischen Agitation gegen Deutschland hauptsächlich aus der zügellosen Agitation der deutschen Radikalen holen. Wenigstens während des Krieges sollte man es sich schon deshalb versagen, von einer „Misere unserer innerpolitischen Verhältnisse" zu sprechen. Nachdem aber der Krieg gezeigt hat, wie andere Völker von einem kleinen Klüngel von Machthabern zur Schlachtbank geführt werden, wie der Freiheitsbegriff bei ihnen trotz aller demokratischen Einrichtungen ein leerer Schall ist, nachdem sich auf der anderen Seite herausgestellt hat, wie ungeheure Leistungen das deutsche politische System und die angeblich geknebelte deutsche Volkskraft zu vollbringen vermag, sollte überhaupt kein Blatt in Deutschland mehr den Mut haben, uns die „freiheitlichen" Einrichtungen anderer Länder als Vorbild vorzuhalten. Der Krieg sollte vielmehr auch dem „Berliner Tageblatt" bewiesen haben, daß in Deutschland „das Volk" in Wirklichkeit freier ist und mehr respektiert wird als in den meisten anderen Ländern; um so mehr sollte es sich davor hüten, durch Klagen über eine angebliche Misere unserer innerpolitischen Zustände unseren Gegnern auch jetzt noch willkommenes Agitationsmaterial zu liefern. (Deutsche Tageszeitung.)

Das Gebot der Stunde. Kriegsminister General von Stein äußert sich auf eine Bitte des „Tag" in folgenden markigen Worten zur Lage: Die Entscheidung in diesem Kriege steht noch bevor. Nach der schnöden Abweisung des Friedensangebotes unseres erhabenen Kaisers ist Kampf die Losung, daher sollte man nicht soviel vom Frieden reden. Solches Gerede schläfert ein und läßt ängstliche Gemüter immer wieder nach dem Strohhalm der Friedensaussicht haschen. Es gibt keinen Frieden ohne die Waffenentscheidung. Darauf muß sich ein jeder einrichten dort draußen im Felde und hier in der Heimat. Alles was wir durch geistige und leibliche Arbeit unserer Väter ererbt und durch eigene Tätigkeit hinzugebracht haben, alles was deutsch ist, bildet den Einsatz. Es geht um die deutsche Arbeit auf allen Gebieten. Mag jemand reich oder arm, vornehm oder gering, weise oder unweise sein, er hat um das zu kämpfen, was er sein eigen nennt. Wir müssen alle zusammenstehen zu einem Ziel. Dieses Ziel ist der Sieg. Was nützen die besten Vorbereitungen für die Zeit nach dem Kriege, wenn wir vorher vernichtet sind! Daher sind alle Kräfte an den Kampf zu setzen und die Gedanken an dem Frieden ihm nachzustellen. von Stein.

Die Nächstenliebe der Deutschen Chiles und die Habgier der Engländer. Die deutsche Kolonie in Valparaiso hat durch freiwillige Beiträge $ 33 000 aufgebracht. Diese

Summe wurde dem öffentlichen Sanitätsdienst überwiesen, um dafür einen Krankenkraftwagen zu beschaffen, der den Namen „Deutschland" tragen soll. Damit haben unsere Landsleute den Chilenen wiederum bewiesen, daß deutsche Kulturauffassung Nächstenliebe bedeutet. Die Engländer dagegen suchen auch in Südamerika alles in den Dienst ihrer Habgier und rücksichtslosen Kriegsführung zu stellen. Die in Chile erscheinende, ganz unter dem englischen Einfluß stehende Zeitung „El Mercurio" veröffentlichte am 19. Aug. v. J. eine lange Liste deutscher und chilenischer Firmen, die von der englischen Regierung auf die schwarze Liste gesetzt worden sind. Die „Deutsche Presse" in Santiago fordert als Gegenmaßregel eine baldige Organisation des deutschen Handels in Chile und Zusammenschluß aller Deutschen und bringt am 22. August die folgende, die ganze Breite der Seiten zwei und drei einnehmende Aufforderung: „Wenn wir Deutsche im Auslande den Einfluß des Deutschtums stärken wollen, so müssen wir in erster Linie beim deutschen Kaufmann unsere Waren kaufen und dem deutschen Gewerbetreibenden vor anderen den Vorzug geben. Damit dienen wir nicht nur diesen, sondern auch uns." — W. Voit.

Harzer Bergtheater. Das älteste Theater unter freiem Himmel in Deutschland, das Harzer Bergtheater, am Hexenplatz bei altgermanischer Opferstätte 1903 in einem Eichenhain angelegt, mit Runenzeichen und Eddaspruch überm Haupteingang, ist zwischen Felsgeklüft aus einer Waldschlucht herausgeschnitten und berühmt durch Fernsicht und Akustik. Seine Stücke erwirbt es unmittelbar von den Dichtern und ist in jeder Weise um die Entwicklung des heimischen Schauspiels bemüht, unter besonderer Pflege der volkstümlichen Bestandteile. Dabei arbeitet es nur mit künstlerischen Mitteln, und seine Darbietungen standen auf hoher Stufe. Von der Teilnahme weiter Kreise getragen, erläßt es, um seinen Ausbau auch nach dem Kriege zu sichern, jetzt folgenden

Aufruf:

Durch den Krieg ist das Harzer Bergtheater bei Thale, die nunmehr seit 14 Jahren bestehende, rühmlichst bekannte Schöpfung Dr. Ernst Wachlers, naturgemäß in Mitleidenschaft gezogen. Die laufenden Ausgaben für Instandhaltung, Abstoßungen usw. bleiben; die Einnahmen sind geringer. Sommer 1915 fiel die Spielzeit aus; ob sie 1917 stattfinden kann, ist noch ungewiß. Darüber hinaus ist das Theater durch den Umstand, daß Dr. Wachler selbst Kriegsteilnehmer ist, betroffen. Die Erhaltung des Unternehmens in derselben Hand und Sicherstellung über die Lebensdauer des einzelnen hinaus erscheint gerade in dieser schweren Zeit als eine nationale Ehrenpflicht. Zur Sicherung genügen 60000 M. Wenn jeder Leser dieses Blattes auch nur einen kleinen Betrag beisteuert, so ist das Werk menschlichem Ermessen nach dauernd gesichert: die noch vorhandenen Lasten können alsdann mit Leichtigkeit getilgt und nach dem Kriege wieder regelmäßige Spielzeiten abgehalten werden, auch im Falle des Todes des Eigentümers. Verhindert würde dadurch vor allem, daß diese in ihrer Eigenschaft einzig dastehende Bühne zur Förderung der heimischen Dichtung späterhin irgendwie in fremde Hände gerät und damit unter Umständen der nationalen Sache und den künstlerischen Zwecken, für die sie bestimmt war, verloren geht. Wir rufen daher für das Harzer Bergtheater all seine Freunde und Besucher auf, die nach Hunderttausenden zählen, zu seiner Festigung nach Kräften beizutragen. Sendungen und Zuwendungen werden erbeten auf das Konto des Treuhänders Herrn Rechtsanwalt und Kgl. Notars Wolfgang Hercher (Harzer Bergtheater) an die Depositenkasse A der Deutschen Bank in Berlin W. 8, Mauerstr. 26/27. Februar 1917.

Fritz Bley, Rechtsanwalt Ernst Böttger, H. St. Chamberlain, Prof. L. Fahrenkrog, Theod. Fritsch, Peter Gast, Kurt Geucke, Wilh. C. Gerst, Generalsekretär des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur Karl Grube, Hauptschriftleiter der Ostdeutschen Rundschau, Wien, Dr. Max Halbe, Ernst Hardt, Carl Hauptmann, Hermann Hendrich, Rechtsanwalt und Notar Hercher, Franz Herwig, Generalleutnant Keim, Militärgouverneur der Provinz Limburg, Eberhard König, Dr. Richard von Kralik, Dr. Jörg Lanz von Liebenfels, Prof. Dr. Fr. Lienhard, Prof. Rob. Nielke, Chr. Ferd. Morawe, Universitätsprofessor

A. Prüfer, Adolf Reinecke, Herausgeber des Heimdall Geh. Hofrat Dr. Wilh. Rolfs, Vorsitzender des Deutschen Kampfspielbundes, z. Z. Hptm. im Felde, Wilhelm Schwaner, Herausgeber des Deutschmeisters, Prof. O. Schwindrazheim, Prof. Heinrich Sohnrey, Dr. Karl Storck, Schriftleiter am Türmer, Arthur von Wallpach, k. k. Hptm. im Felde, Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

Deutschland und Polen. Das durch unsere siegreichen Heere von russischer Knechtschaft befreite Polen, welches dadurch gleichzeitig, infolge der hochherzigen Proklamierung des habsburgischen und hohenzollerschen Herrscherhauses seine eigene Selbständigkeit als Königreich wieder erlangt hat, steht gewiß lebhaft im Mittelpunkte des gegenwärtigen Interesses. Infolgedessen dürfte eine soeben erschienene Schrift[1]) dasselbe klärend beeinflussen helfen. Der Verfasser ist Schwede und hat im vergangenen Jahre eine Reise nach dem Osten über Berlin unternommen. Seine sehr interessanten Erlebnisse und Eindrücke hat er nun in diesem Buche niedergelegt, die verdienen weithin bekannt zu werden. Ist damit doch eine Frage verbunden, welche heiß umstritten ist und in Zukunft gewiß noch eifrig die Gemüter beschäftigen wird. Es ist die Ostjudenfrage. Der Verfasser konnte nicht umhin an ihr vorübergehen, beeinflußt sie doch in hohem Maße, zumal in den Städten Polens, das ganze Leben und Treiben. „Im Ghetto Warschaus, der größten Judenstadt Europas, versteht man mehr vom Judentum und den Juden, als was alle Bücher einem lehren konnten: Die einzelnen Individuen werden erst begreiflich, wenn man das ganze Volk gesehen hat — sie sind doch nur losgerissenes Laub von dem großen Baum. In den engen, gewundenen, schmutzigen Straßen wimmelt es so gut wie zu jeder Tageszeit von Menschen; es ist wie ein Ameisenhaufen, in dem sich die Unruhe niemals legt. Es ist als lebten die Juden auf der Straße, ihr Leben ist ein unabläſſiges Wandern, ein endloses Gespräch, ein endloses Abschließen von kleinen Geschäften. Man kann sich des einen entsetzlichen Eindruckes nicht erwehren: Das ist ein Volk von Faulenzern und Tagedieben, ein Volk, das die harte Arbeit nicht kennt, das ganze wirkt wie Ungeziefer, wie sinnlos krabbelndes Ungeziefer. Mit einem Blick versteht man alle Schändlichkeiten der Pogrome, die rohe Reaktion der Fäuste und der Reitpeitsche und den schonungslosen Boykott der Polen, und man versteht alles mit einem Schauer von Schrecken, Mitleid und Gewissensbissen. — Dieses Volk ist wie das Unkraut: es kann niedergetreten, aber nicht ausgerottet werden." (?) Es sind unglaubliche Verhältnisse und Zustände, unter welchen dieses Volk vegetiert. Es schachert untereinander mit allem Möglichen und Unmöglichen. „Daß es auf diese Art trotzdem geht — es leben zwei Millionen Juden in Polen — gehört zu den vielen Rätseln der Nationalökonomie."

Es ist in hohem Maße belehrend, wie der Verfasser des weiteren zu dieser Frage Stellung nimmt. Eine Kurzsichtigkeit sondergleichen wäre es jedenfalls, wenn man diesen Ostjuden, d. i. das ureigne Volk der Juden, bei uns Tür und Tor öffnen und sich von ihrem „einnehmenden" Wesen betören lassen würde. Die jüdische Moral und Sittenlehre sind so grundverschieden von der unseren, daß das Schlimmste für unser Volk zu befürchten wäre. Bekanntlich verderben böse Beispiele nur zu leicht gute Sitten. Aus welchen Quellen die Unmoral und Unsittlichkeit unseres Volkes ihre Nahrung schöpft, dies nachzuweisen, dürfte wirklich nicht schwer sein. Unabwendbar würde unser Volk dem Abgrunde zutaumeln. Die Meinung mancher Judenfreunde, durch Gewährung aller Freiheiten würde dieses Volk noch zu etwas Brauchbarem zu erziehen sein, ist mehr als unwahrscheinlich. Hier kann jedoch nicht Assimilation (Einverleibung), sondern nur der Zionismus (Rückkehr oder Aussiedelung nach Palästina) heilsam sein.

Was der neutrale Beobachter im übrigen von der polnischen Bevölkerung sagt, ist nur geeignet, Sympathie für die Polen zu erwecken, welche wir nach der Neu-

[1]) Deutschland und Polen. Von Fredrik Böök. Verlag F. Bruckmann, A.-G., München. Preis M. 2,—.

erstehung als Königreich ihm auch zuzuwenden bestrebt sein müssen. Bööк kann sich schwer gegen die Schlußfolgerung verschließen, daß der deutsche Einfluß auf Polen gerade auf Grund der ausgeprägten Wesensgegensätze besonders heilsam ist. „Die Deutschen besitzen mehrere Eigenschaften, die die Polen nach dem Zeugnis der Geschichte nötig hätten. Der übertriebene Individualismus der Polen, der das Krebsgeschwür der Adelsrepublik war, findet seine Ergänzung in der genialen Fähigkeit der Deutschen zu Organisation und Über- und Unterordnung. Dem polnischen Sinn für Feste und äußeren Glanz steht der deutsche Sinn für den Alltag und getreue Arbeit gegenüber. Dem polnischen Kult der Ehre entspricht der deutsche Kult der Pflicht. So stark die Gegensätze auch sind, haben die beiden Völker doch auch etwas Gemeinsames: die stark pathetische Grundstimmung, die Neigung zu hochfliegendem Idealismus, den Hang zum Methaphysischen. Soll Polen in Zukunft auf den gefährlichen Außenposten gegen Osten hin mitten zwischen den Gruppen der Großmächte bestehen können, so scheint das leidenschaftliche, hochherzige und stark begabte Volk aus der Stählung, die die deutsche Militär- und Staatskultur bedeutet, Nutzen ziehen können. Weder russischer noch französischer Einfluß könnte so erhaltende und abhärtende Wirkungen ausüben." Einer weisen deutschen Politik bleibt es nunmehr beschieden, ein gut nachbarliches Bundesverhältnis mit Polen zu erreichen zu suchen. Der kleinen Schrift wünsche ich auch aus diesem Grunde recht weite Verbreitung. — Paul Börngen.

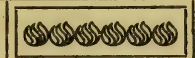
„Deutschtum und Judentum." Unter diesem Titel erschien vor Monaten erstmalig eine Schrift des angesehenen Marburger, jetzt Berliner Philosophieprofessors Hermann Cohen. Nunmehr erscheint sie in neuer Ausgabe und mit einem beachtenswerten Nachwort versehen. Die Broschüre, die Aufsehen und Widerspruch erregt, ist das erste Stück einer Schriftenreihe mit dem Gesamttitel: „Von deutscher Zukunft." Diese vielsagende Bezeichnung bildet gleichsam den programmatischen Rahmen für das Cohensche Druckheft. Denn der Verfasser sucht darin den Nachweis zu führen, daß das Deutschtum in seinen Höhenentwicklungen literarisch, philosophisch, sittlich und religiös seine besten Kräfte dem Judentum verdanke. Und die Zukunft des kulturellen Deutschtums liege in seiner inneren Verschmelzung mit dem Judentum. Bei der inneren Wesensgleichheit von beiden geschichtlichen Erscheinungen müsse jede antisemitisch gefärbte Regung, die auf einen Widerspruch in der deutschen und jüdischen Art hinweist, direkt als undeutsch empfunden und zurückgewiesen werden. Das ist der Eindruck, den man bei vorurteilsfreiem Lesen der Cohenschen Schrift empfängt. Die Sprache, sowie die ganze Art der Beweisführung hat, wie man das ja auch bei einem hervorragenden Gelehrten nicht anders erwartet, einen durchaus wissenschaftlichen Anstrich. Indes gipfelt die wissenschaftliche Darstellung noch in ganz realpolitischen Forderungen, Forderungen, die nicht nur in dem Inhalt verborgen liegen, sondern ganz offen und zielsicher ausgesprochen werden. Weil nun Deutschland und Judentum aus einer geistigen Kulturwurzel erwachsen, ja, das Deutschtum mindestens dem Judentum ebensoviel verdankt wie umgekehrt, so müssen die Juden den anderen deutschen Staatsbürgern in allen Gesellschaftsklassen, Beamtenkategorien und militärischen Rangstufen gleichgestellt werden. Es erscheint nach Cohen ganz widersinnig, sich diesem, sagen wir einmal, Kriegsziel oder Friedensziel entgegenzustellen. Es ist klar, daß in der Gegenwart und in einem Zeitungsartikel die bestechenden Scheinwahrheiten und offenkundigen Unrichtigkeiten nicht widerlegt werden können. Das wird später geschehen müssen, um so sicherer als, wenn nicht alle Zeichen trügen, in den kommenden kulturpolitischen Auseinandersetzungen die Cohenschen Ausführungen eine Rolle spielen werden. Aber einige Feststellungen und Hinweise dürfen unter keinen Umständen auf bessere Zeiten verschoben werden. Professor Cohen hat im Jahre 1910 auf dem Berliner Religionskongreß mit einer Wärme und Entschiedenheit seinen jüdisch-religiösen Standpunkt vertreten, der ihn persönlich ehrt. Leider hat kein „christlicher" Philosoph und kein moderner Theologe des Neuprotestantismus damals mit gleichem Nachdruck die überragende Bedeutung des

Christentums betont. Wenn aber jetzt Professor Cohen jeden, der nicht im jüdischen Prophetismus und dem in seinem Geiste vertieften Monotheismus die religiöse Vollendung und die Religion der Zukunft erblickt, für einen unfähigen und unwürdigen Kritiker hält, so geht das doch zu weit, und die alte Forderung nach etwas „mehr Bescheidenheit" dürfte wieder eine neue Rechtfertigung erleben. Gegen den philosophischen und religiöspolitischen Doktrinarismus des Herrn Professors sprechen doch geschichtliche Tatsachen, die sowohl dem gebildeten Deutschen wie dem einfachen Christen vertraut sind. Wenn auch das Alte und Neue Testament eine Art von organischer Einheit bilden, so besteht doch eine große innere Verschiedenheit in bezug auf religiöse und sittliche Erkenntnis. Wenn auch das Christentum an den vorbereitenden Charakter des Alten Testaments anknüpft, so tritt es doch andererseits als eine Neuerscheinung in die weltgeschichtliche Entwicklung. Das Christentum ist in bezug auf seine geistigen Schöpferkräfte nicht ein Endergebnis der religiös-nationalen Volksgeschichte des Judentums, sondern eine Gottesoffenbarung, die mit den hervorstechenden Eigenschaften des jüdischen Volkscharakters in offenem Widerspruch stand. Und wenn allerdings mittelalterliche Mystiker, Reformatoren und deutsche Philosophen sich geistig verwandt fühlten mit dem altisraelitischen Phrophetentum, so beweist das aber rein gar nichts für die völkische Verwandtschaft zwischen Semitentum und Germanentum. Denn die Propheten mit ihrer Innerlichkeit und ihrem vertieften Gottesbewußtsein standen ja im denkbar schärfsten Gegensatz zu dem jüdischen Volksgeist. Jerusalem steinigte und tötete die gottgesandten Propheten! Darin stimmen wir Herrn Professor Cohen zu, daß er im Gegensatz zu einer materialistischen Geschäftsauffassung eine Bestimmtheit des deutschen Wesens in der geistigen Erfassung der Dinge erblickt. Aber wenn wir diesen geistigen Wesenszug in einem Volk des Altertums suchen sollen, so liegt doch der Vergleich mit dem antiken Volk der Griechen näher — als mit dem Judentum, das in bezug auf philosophische Weite und Tiefe zurückbleibt. Wenn Professor Cohen nun gar die innere Wesensgleichheit zwischen Judentum und Deutschtum mit dem Hinweis plausibel machen will, daß jetzt die Deutschen in der Welt so einhellig gehaßt würden, wie einst die Juden, die der Gegenstand des allgemeinen Völkerhasses (odium humani generis) gewesen, so erscheint doch diese scheinbare Gleichstellung mehr wie gewagt und übrigens für die gegenwärtige und zukünftige Position des Judentums nicht sehr glücklich. Denn soll einmal die internationale Feindseligkeit gegen uns Deutsche mit dem Judentum in Verbindung gebracht werden, dann liegen doch für den Kenner, namentlich der internationalen Presse und ihres unheilvollen Einflusses, ganz andere Schlüsse näher, die die Aussichten auf eine Verschmelzung von Deutschtum und Judentum im öffentlichen Bewußtsein Deutschlands nicht fördern. — — — Gegenüber der Bemerkung, die Geheimrat Hermann Cohen einfließen läßt, daß eine Mission Deutschlands darin bestehe, die ihm zugefallene russische Judenheit zu retten, sei es doch erlaubt, offen auszusprechen, daß uns, bei voller Würdigung des „menschheitlichen Berufes des deutschen Volkes", die Sicherstellung und der Schutz der Deutschen in Rußland noch mehr am Herzen liegt, als das Schicksal der polnischen Juden. (Deutsche Tageszeitung.)

Der Befreier des Herrn Brandes. Der „Deutschen Tageszeitung" wird geschrieben: Das „Berliner Tageblatt" gibt in seiner Nr. 548 aus der Kopenhagener „Politiken" eine Unterhaltung mit Georg Brandes wieder. Den Abschluß bilden einige Mitteilungen über das Verhältnis zwischen Brandes und dem französischen Kulturgeschichtsschreiber Hippolyt Taine. Es heißt da: „Eine ganz neue Art, Literatur zu behandeln, offenbarte sich hier für Brandes. Er las in den folgenden Jahren alles, was Taine schrieb. Er suchte ihn in Paris auf, und er gewann sein Interesse und seine Freundschaft. Taine wurde ihm der Befreier von — ‚deutscher Scholastik'." Es erscheint hiernach wohl angebracht, daran zu erinnern, wie sich Taine selbst über deutsche Geistesarbeit geäußert hat. Er schreibt in seinem Hauptwerk wörtlich: „Deutschland hat alle Ideen unseres Zeitalters hervorgebracht, und noch für ein halbes, vielleicht für ein ganzes Jahrhundert wird es unsere

Hauptaufgabe sein, diese Ideen zu verarbeiten. Am Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich der deutsche philosophische Geist, der, nachdem er eine neue Metaphysik, eine neue Theologie, eine neue Dichtung, eine neue Literatur, eine neue Sprachforschung, eine neue Bibelerklärung, eine neue Gelehrsamkeit geschaffen hat, in diesem Augenblick in die Naturwissenschaften eindringt und so die Entwicklung weiterführt. Seit 300 Jahren hat es keine Geistesbewegung gegeben, die mehr Ursprünglichkeit gezeigt hat, keine, die so allumfassend und so fruchtbar in ihren Folgewirkungen nach jeder Richtung hin und auf jedem Gebiet war, keine, die in solchem Maße die Kraft in sich trug, alles umzugestalten und neu aufzubauen." Taine sagt an anderer Stelle (Briefwechsel 2, 315): „Die Mehrzahl der höheren geschichtlichen Forschungsgebiete haben heute ihren Mittelpunkt und ihre Quellen in Deutschland." Taine sagt sodann in seinen Abhandlungen (2, 109): „Diese Geistesrichtung (die Taine als die den Franzosen eigentümliche nachweist) überläßt es gern den Griechen und Deutschen, in das Innerste der Fragen einzudringen." In gleichem Sinne haben sich, beiläufig bemerkt, die französischen Geistesgrößen durchweg ausgesprochen. Von zahllosen Beispielen nur drei: Frau von Stael nennt in der Einleitung ihres bekannten Buches Deutschland „das Vaterland des Denkens". Beyle-Stendhal schreibt in den „Römischen Spaziergängen": „In Wahrheit findet man nur jenseits des Rheins wahre Wissenschaft." Victor Hugo bezeichnet Deutschland als das „edle und heilige Vaterland aller Denker". Ernst Renan bemerkt in seinen „Philosophischen Dialogen" im Mai 1871: „Für die Beherrschung der Welt durch die Vernunft scheint mir Deutschland das geeignetste Land zu sein." Derselbe weltberühmte Franzose sagt nach dem Zeugnis der Brüder Goncourt („Tagebuch"): „Die Deutschen sind ein Volk von höherer Art als wir." Ähnliche Äußerungen berühmter Franzosen sind noch in großer Zahl vorhanden. Es tut also nichts, wenn die Pariser Advokaten und ihre Angestellten deutschen Geist jetzt zu besudeln wagen, einen Geist, den sie in ihrer Viertelbildung gar nicht begreifen; es tut noch weniger, wenn Herr Brandes, der Pointenjäger, jetzt die Zeit gekommen glaubt, der „deutschen Scholastik" eins auszuwischen.

Bücherbesprechungen.



„Der schlimmste Feind." Mit dieser Aufschrift ist beim Verlage Erich Matthes in Leipzig ein kleines Buch (124 S.) von Fritz Bley erschienen, das jeder Deutsche, dem gesundes Blut in den Adern fließt, als eine köstliche Gabe begrüßen muß, willkommen gerade in diesen Tagen, da der Feinde Vermessenheit und Übermut sich von neuem zeigt. Kaum ein schöneres Buch hätten wir uns zu wünschen vermocht, als diese zeitgemäßeste Schöpfung, erwachsen aus der Not des Krieges, erfüllt von der Sorge um die Zukunft Deutschlands, aufrüttelnd und hinreißend für jeden, der Ohren hat, zu hören. „Der schlimmste Feind" ist eine großzügige politische Abhandlung, die in der Form eines Streifzuges durch die deutsche Geschichte den Satz Fichtes auf ihrem Banner trägt, „daß der eigentliche und rechte Mensch die Geschichte selbst, nicht etwa nur Dagewesenes wiederholend, sondern aus sich heraus als Neues in die Zeit hinein erschafft".

Im einführenden Abschnitte: „Die anderen und — wir!" wird an die heimtückischen, verschleierten Versuche Englands erinnert, durch eine unausgesetzte Wühlarbeit Deutschland von einem ernsthaften Wettbewerbe im Welthandel mit Großbritannien auszuscheiden. Jedes Mittel war dem Inselvolke recht, uns die Früchte ehrlicher Arbeit aus der Hand zu winden, seine „bodenlos gemeine Eifersucht auf die Erfolge des deutschen Handels und der deutschen Industrie" scheute nicht vor den schändlichsten Plänen zurück. Es sei nur an den im Sommer 1911 verabredeten Handstreich gegen die deutsche Flotte erinnert, über den später der Kapitän Faber — im „politischen Delirium" natürlich, wie

Grey zu entschuldigen sich beeilte — Aufsehen erregende Enthüllungen machte. An die vielen gegen das Wachsen und Blühen Deutschlands gerichteten Anschläge gemahnt dieser erste Abschnitt und vor allem rückt er die Grundsätze britischer Welteroberungspolitik ins hellste Licht. „Kein anderes Volk", nach Sir Charles Dilke („Problems of Greater Britain"), „hat es so gut verstanden wie wir, die unterjochten Völker zum Aussterben zu bringen". Und Lord Roseberry, ein angesehener Führer, erklärte: „Wir müssen für den Tag sorgen, der uns auf breiterem Landbesitze finden muß und haben die Pflicht ererbt, zu hindern, daß einst das Antlitz der Erde die Züge fremden Wesens, nicht unseres zeige." So ist manche wichtige Urkunde im Wortlaute angeführt, wie wenn Fritz Bley es durch die Anschauung uns einhämmern wollte, was wir zu allen Zeiten von England zu erwarten haben. Nach dem kaiserlichen Worte vom unerschütterlichen Siegeswillen ist nur ein solches Ende des Krieges denkbar, „das unser Reich vor neuem Überfall schützt und der friedlichen Arbeit deutschen Geistes und deutscher Hände für alle Zukunft ein freies Feld sichert". Und Bley fügt hinzu: „Das ist nur erreichbar, wenn wir dem Taumel der Verzweiflung auf russischer und französischer und der erbitterten Entschlußfestigkeit auf englischer Seite unsererseits die gebührende Tatkraft entgegensetzen und durch unbeschränkten Gebrauch aller uns zur Verfügung stehenden Kampfmittel es dahin bringen, daß England die Zeit auf die Nägel brennt und der Abschluß des Friedens ihm dringlicher erscheint als uns!" Je mehr wir unseren Blick schärfen für die nüchternen Tatsachen der Politik, desto mehr wird Deutschland dahin gelangen, „die treibenden Kräfte seiner eigenen Geschichte zu erkennen", desto mehr muß auch das harte Wort der holländischen Denkschrift aus dem 17. Jahrhundert an Berechtigung verlieren: „Das Geheimnis der britischen Erfolge ist die Dummheit der anderen Völker." Furchtbar hat uns dieser Krieg in die politische Wirklichkeit gerissen und uns offenkundig gemacht, was mancher klug prüfende Kopf längst hatte herannahen sehen. Auch Bley z. B.: In „Britische und deutsche Handelspolitik. Ein Mahnwort in ernster Stunde". Von Fritz Bley und Dr. Max Grabein. Verlag Wilh. Süsseroth, Berlin 1899 und bei vielen anderen Gelegenheiten; so besonders auch in den von ihm geleiteten „Zeitfragen".

In dem zweiten Abschnitte „Preußen Deutschlands Befreier" führt uns der Verfasser — man möchte sagen: mit wehenden Fahnen durch die preußisch-deutsche Geschichte. Seine Darstellung ist auch in diesem Teile voll spannender Lebendigkeit und durch leuchtende Frische der Farben ausgezeichnet. So gelingt es ihm, den roten Faden der britischen Politik bloßzulegen, der sich vom 30jährigen Kriege zum Großen Kurfürsten zieht, weiter zum alten Fritz, von ihm ins Befreiungsjahr und von dort in die Zeit Bismarcks, jener Politik, daß andere im Kriege sich zerfleischen England zu Nutz und Frommen. Aber auch die aufbauenden Großtaten der Innenpolitik in der preußischen Staatsführung, oft unter den größten Hemmnissen durchgesetzt, finden in gedrängtem Überblicke jene Würdigung, die ihren unschätzbaren Wert für die deutsche Kultur klar macht. Mit Recht sagt darum Bley: „Nur wer seelenlos und geistesabwesend an der Geschichte der Antike wie an der Europas, wie sie nun vor uns liegt, vorübergegangen wäre, wer selbst in diesem Daseinskampfe der deutschen Gesamtheit nicht gelernt hätte, mit den Augen des Todes ins Leben zu schauen: nur ein solcher Ewigfremder könnte den Zusammenhang zwischen preußischem Staatsleben und deutscher Kultur jetzt noch leugnen wollen!"

Aus allerhand Streiflichtern besteht der dritte Abschnitt „Landmacht und Seemacht": das durch England vergewaltigte Frankreich, die Verrohung des französischen Volkes, der Zusammenbruch des Völkerrechtes, die Lage der Neutralen, die Kolonialpolitik, die Kleinsiedelung, die vlämische Frage, das „belgische Problem" und — gerade jetzt wieder aufgefrischt — unsere Zukunft nach englischen Wünschen, die bekanntlich ein immerhin verblüffendes Maß von Unverfrorenheit verraten. Doch dazu meint Bley warnend: „Ein großer Teil unserer Volksgenossen scheint sich dem verhängnisvollen Irrtum hinzugeben, als seien solche Drohungen eitel Prahlerei. In Wahrheit geht es für

England um das schicksalsschwere Entweder — Oder. Seinen Ministern und Abgeordneten ist es bitterer Ernst mit dem Entschlusse, im Falle unserer Niederlage Essen in die Luft zu sprengen, den Kaiser schimpflich und grausam zu demütigen und den Zusammenbruch unseres Erwerbslebens herbeizuführen. Dann erst könnte wieder wie einst in den Tagen der mondbeglänzten Traumseligkeit das Volk der Denker und Dichter sich Englands wohlwollender Gönnerschaft erfreuen."

„Und doch", heißt es im letzten Teile: „Der schlimmste Feind!", „und dennoch ist England nicht der schlimmste Feind! Den tragen wir in der Tiefe der eigenen deutschen Brust: die unheilvolle, der eigenen Natur so völlig entfremdete Zerlassenheit des politischen Denkens. Die ist es, die uns im ganzen Verlaufe unserer Geschichte wieder und immer wieder an der Erfassung unserer Aufgabe gehindert und die alte Klage von der Politik der versäumten Gelegenheiten zum Kehrreime der deutschen Geschichte gemacht hat". Hier ist es Bley darum zu tun, auf die inneren Gründe hinzuweisen, die einer kraftvollen deutschen Politik hindernd im Wege stehen und zu betonen, daß wir auch aus dem politischen Ringen mit der „Klarheit über den tatsächlichen Zustand unserer Weltlage" hervorgehen müssen, um zu erkennen, „daß die Zukunft sich nicht anders erfüllen kann als aus der folgerichtigen Fortentwicklung unserer eigenen Geschichte". Eine jener Ursachen ist der „grüblerische Ernst, mit dem wir an alle schwersten letzten Fragen herantreten. Aber dieser Drang zur Verinnerlichung darf nicht schließlich zur völligen Abkehr von den äußeren Erscheinungswerten des Lebens führen, deren die Mehrheit allezeit bedarf. Denn solche vornehmgeistige Absonderung führt zu allerhand Gebundenheiten des Geistes, zu Rechthaberei, Kleinlichkeit und Verengerung des Blickes. . . . Jedes Verdienst um Volk und Staat findet jedenfalls im volksstolzen England bereitwilligere Anerkennung als beim täglichen Handwerker der deutschen Geistesbetriebe. Und der Verzicht auf Kastenwesen verhindert dort die haßvolle Schärfe des Klassenkampfes. Das ist eine harte bittere Wahrheit. Aber wer sein deutsches Volk liebt, soll den Mut haben, sie zu bekennen".

Mit geistvollen Gedanken über eine deutsche Gesamtkultur, über die Versöhnungs- und Abrüstungspolitik, über Humanismus und Renaissance, über deutsche Bildung und noch manches andere, was am Wege liegt, nähert sich der von hingebender Vaterlandsliebe durchglühte Weltweise dem Schlusse der Abhandlung. Noch einmal holt Bley aus, vor der „Zerlassenheit des politischen Denkens" zu warnen: „Ostgoten und Westgoten haben sich an fremde Völker verloren, weil sie nicht für ihren Staatsgedanken die schützende Grundlage zu finden vermochten, nicht das Haus von innen nach außen gebaut haben. . . . Und durch unsere ganze Geschichte zieht sich wie ein dunkler Nornenfaden das Verhängnis, daß gerade die geistig Begabtesten und Höchststehenden so oft das vermissen lassen, was zur Wahrnehmung des Gesamtwohles unerläßlich ist: den klaren Blick für Wirklichkeiten und den festen Willen zur Tat und Macht. . . ."

„Nur was in der Vergangenheit wurzelt, kann in der Zukunft wipfeln!"

Möchte dem wertvollen Buche beschieden sein, an der „grundstürzenden Umwertung" der deutschen Bildung mitzuwirken, damit das kommende Zeitalter ein „staatlich denkendes" werde.

Fürwahr: „Unser Volk muß lernen, seine eigene Vergangenheit zu erkennen, um in dieser seine geschichtliche Aufgabe zu begreifen!"

Dr. Robert Volz.

von Hoffmann, Geza, Krieg und Rassenhygiene. Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. 30 S. J. F. Lehmanns Verlag, München 1916. 80 Pfg.

Geza von Hoffmann, der in rassenhygienischen Kreisen durch seine sorgfältige Arbeit über „Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" schon lange bekannt

ist, schenkt uns in der vorliegenden kleinen Schrift eine sehr anregende und lesenswerte Übersicht über das ausgebreitete Gebiet der Rassenhygiene. Besonders feinsinnig werden — dem Thema entsprechend — die Wechselbeziehungen von Krieg und Rassenhygiene erörtert.

Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte. Der erste Abschnitt „Völkertod" gibt eine Begründung der Rassenhygiene. „Die Sorge um die Zukunft liegt triebartig tief in unserem Wesen." Dieser Trieb zwingt uns, unsere Kräfte auch der „vorausblickenden Vaterlandsliebe, wie die Rassenhygiene genannt werden darf", zuzuwenden. Vor allem gilt es, dem auch uns drohenden Völkertod entgegen zu treten. Dies ist durchaus möglich, da der Völkertod andere Ursachen hat wie der Tod des Einzelwesens. „Geschichte, Völkerkunde und die medizinischen Wissenschaften lehren uns, daß die Fortpflanzungsfähigkeit sowohl der Güte als auch der Menge nach bei einem Volke sehr selten (und nur in geringem Umfange. Ref.) abnimmt." Es müssen demnach äußere Umstände sein, die bei einem tüchtigen und begabten Volke eine Verminderung der Fruchtbarkeit und damit die Gefahr des Volkssterbens bedingen; die wichtigste Rolle spielen hierbei zwei Erscheinungen: Krieg und Kultur.

Der gedankenreiche zweite Abschnitt „Einfluß des Krieges und der Kultur auf die Rasse" schildert in mehreren Unterabteilungen die Völkerauslese, die Menschenauslese und die Rassenschäden des Kulturlebens. Nachdrücklich wird auf die Gefahr hingewiesen, die der Geburtenrückgang mit sich bringt: „Zahlenmäßige Aufstellungen sind erschienen, aus denen hervorgeht, daß der Geburtenausfall (gegenwärtig bereits) derart ist, daß die Bevölkerungszahl in manchen (deutschen) Gebieten abnimmt." Aus den Gefahren, die Krieg und Kultur für die Rasse in sich bergen, folgt aber nicht die Notwendigkeit der Umkehr, es folgt daraus kein Pazifismus und Nihilismus; sondern es ergibt sich daraus „die gebieterische Notwendigkeit, unter Beibehaltung und Weiterbildung aller wirklichen, in erster Reihe der sittlichen Errungenschaften der Kultur Mittel und Wege zu finden, die ihre rassenverschlechternde Wirkung ausgleichen."

Der dritte Abschnitt schließlich behandelt diese „Mittel der Rassenhygiene". Da letzten Endes jede gesellschaftliche Einrichtung und jede politische Maßnahme rassenhygienisch oder rassenschädigend sein kann, so ist das vorläufig wichtigste Mittel zur Hebung der Rasse die Aneignung einer rassenhygienischen Denkweise. Diese Denkweise fordert keineswegs umstürzende Neuerungen, im Gegenteil, sie ist in jeder Beziehung auf Erhaltung der bestehenden Kräfte gerichtet. Nach einer scharfen und treffenden Kritik der in unserem modernen politischen Leben so verbreiteten Glücklichkeitsmacherei, die nur eine besondere Form eines selbstsüchtigen Materialismus darstellt, bespricht von Hoffmann die wichtigsten rassenhygienischen Einzelmaßnahmen. Näher darauf einzugehen, verbietet hier der Raum. Erwähnen möchte ich nur, daß von Hoffmann auch auf die rassenhygienische Bedeutung des Adels eingeht, auf die vom Ref. schon in dieser Zeitschrift (Bd. XV, Heft 3, S. 159, 160) hingewiesen wurde, daß er die Wichtigkeit der von Lenz und von Gruber vorgeschlagenen Lehns-Siedlungspolitik gebührend hervorhebt, und daß er auch anthropologische Rassenfragen in den Kreis seiner Betrachtung zieht.

Alles in allem ist von Hoffmanns Broschüre ein trotz seines geringen Umfangs sehr reichhaltiges und sehr anregendes Werk, das der Aufmerksamkeit aller Anhänger einer biologisch begründeten Politik bestens empfohlen werden kann. Es eignet sich infolge seiner leichten Verständlichkeit und seines wohlfeilen Preises auch sehr gut zur Verbreitung in Kreisen, denen die außerordentliche Wichtigkeit biologisch-politischer Ziele noch nicht im genügenden Maße zum Bewußtsein gekommen ist. Siemens.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 1. 3. 17.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung

auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

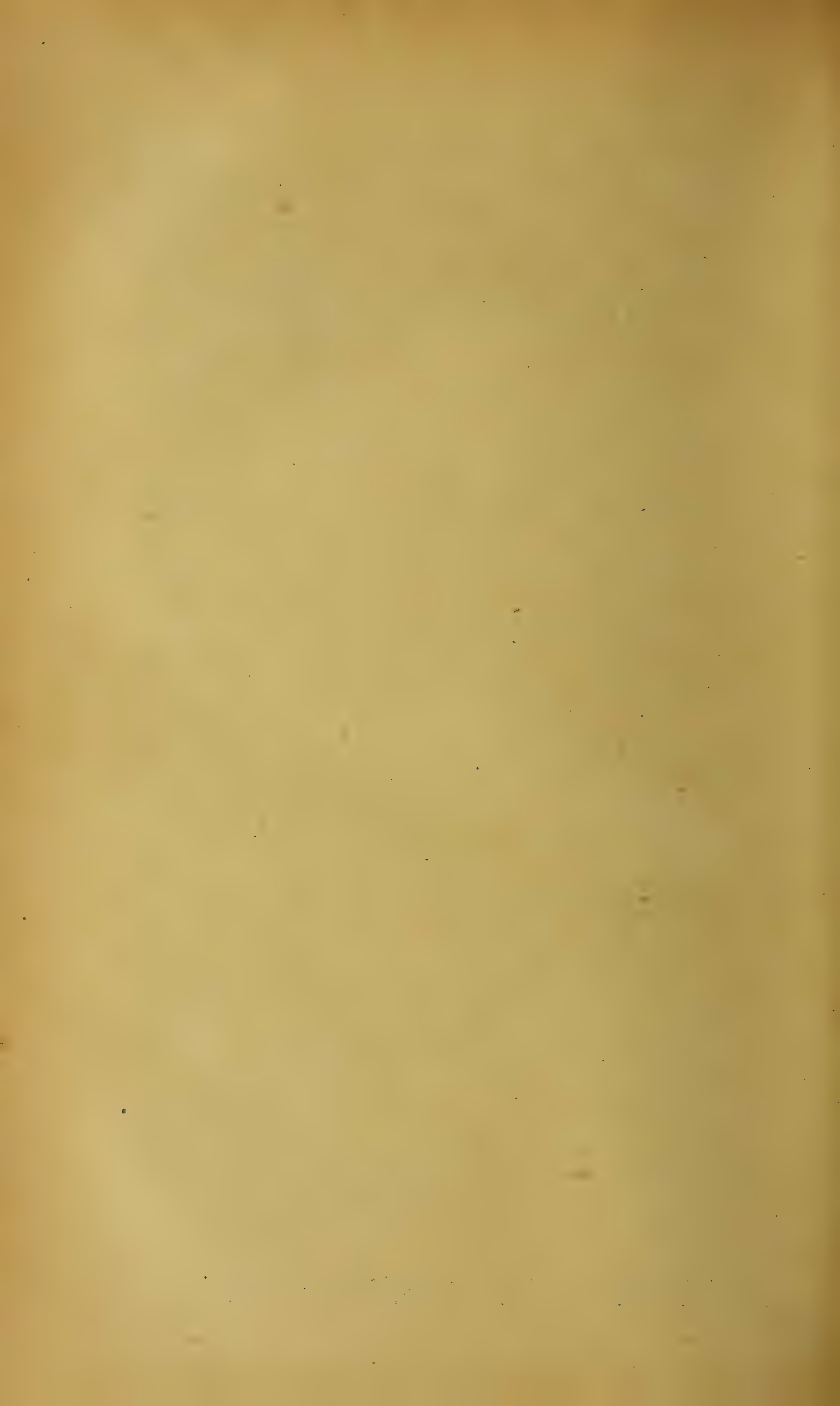
Herausgeber:

Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Fünfzehnter Jahrgang 1916/17.



Politisch-Anthropologischer Verlag Berlin-Steglitz.



Inhalt
des fünfzehnten Jahrganges.

Aufsätze.

Berichte und Notizen.

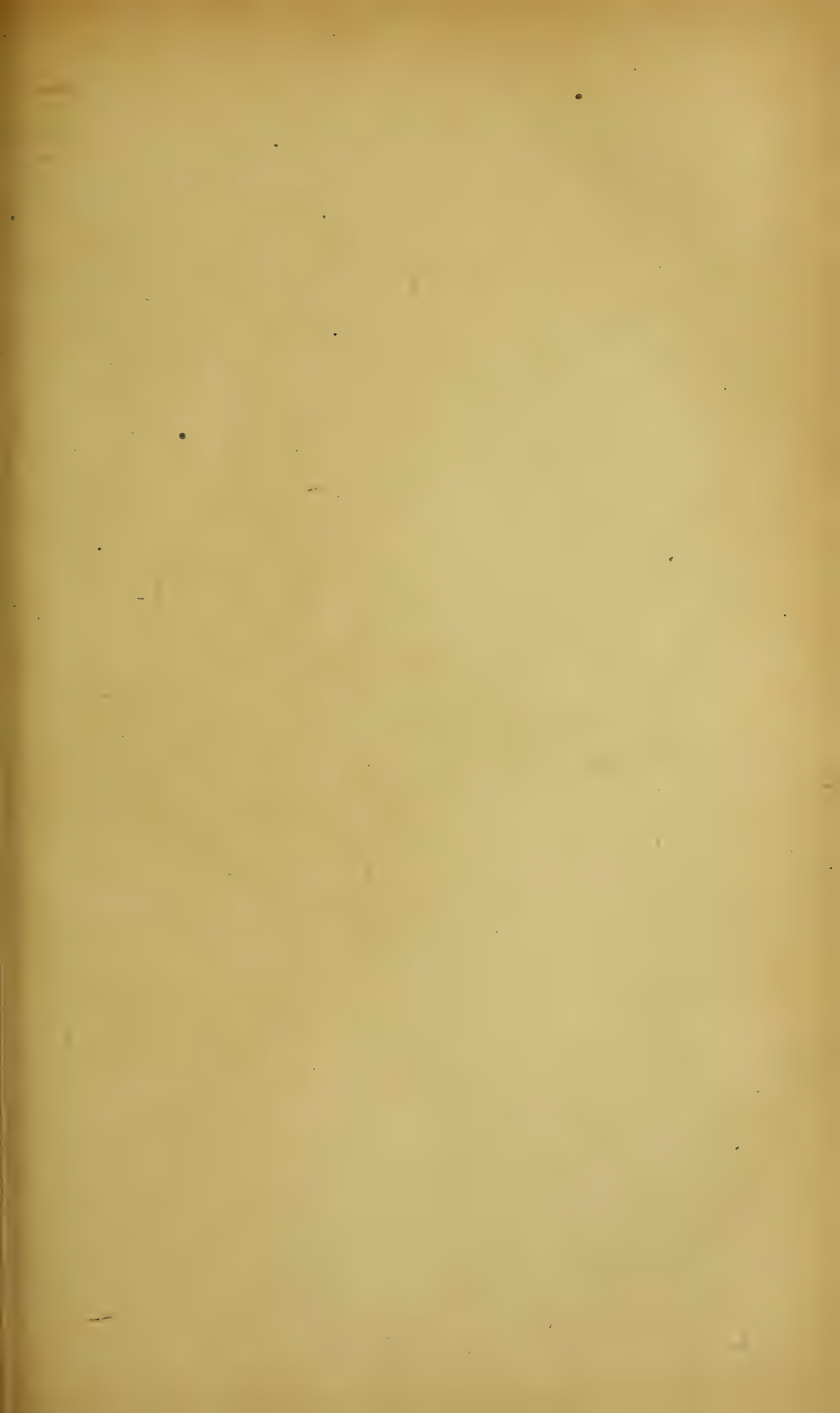
Anthropologie, Biologie, Völkerkunde.

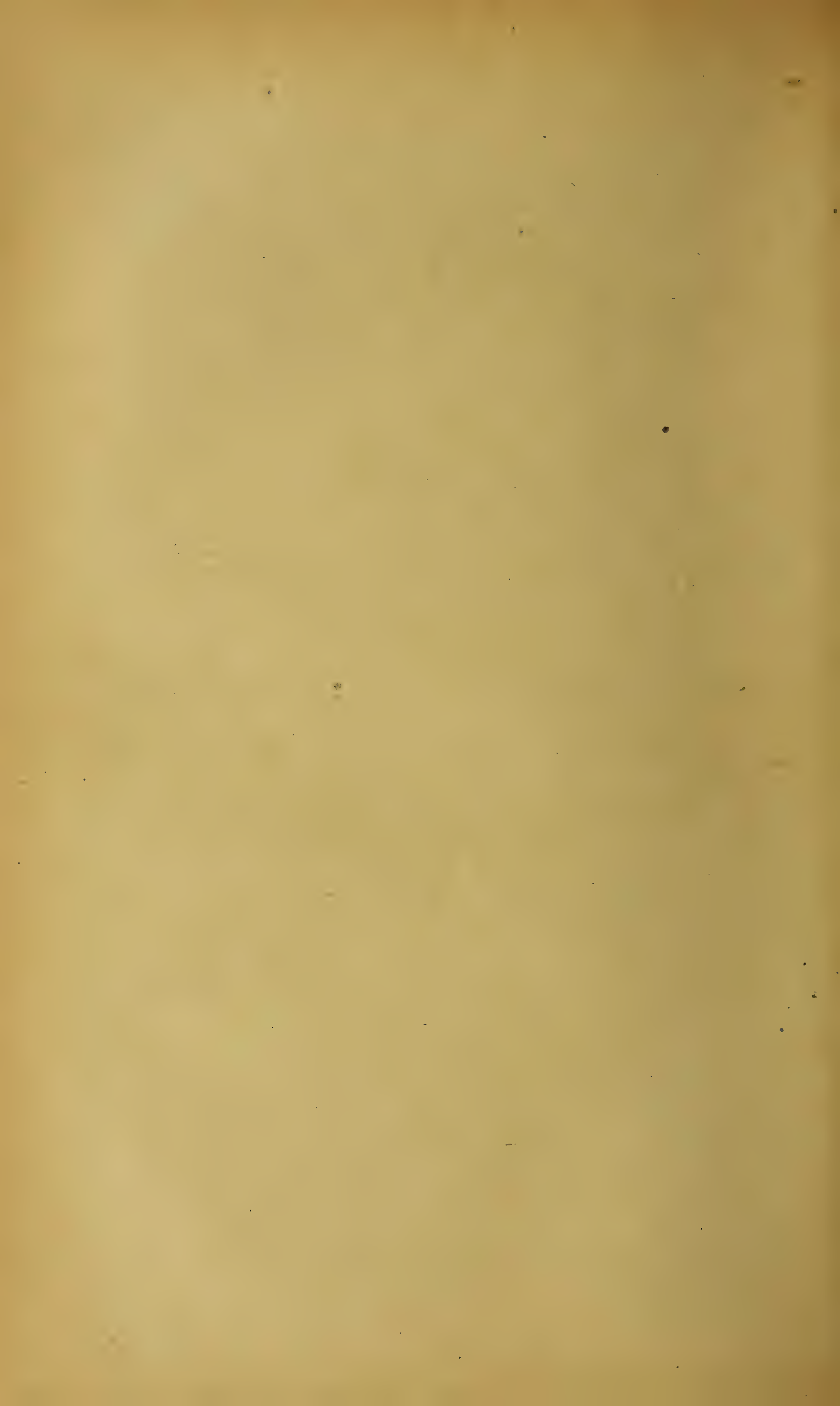
Soziologisches und Politisches.

Kulturgeschichtliches.

Verschiedenes.

Besprechungen.





übrigen ist das Werk mit dem gediegenen Geschmack ausgestaltet, der für den Verla Reimar Hobbing bereits gute Tradition geworden ist. Auch äußerlich ist es so eine erlesene Zierde für jeden Büchertisch. Paul Bäcker (Deutsche Tageszeitung).

Zwei neue Schriften über Bismarck. Unsere „Bismarck-Literatur" ist nicht gleichwertig und zeichnet sich oft mehr durch Umfang als durch Tiefe aus. Um so erfreulicher ist die Begegnung mit Bismarckbüchern, die die Mühe des Lesens lohnen.

Dr. Th. Scheffer, Deutsche Kanzlei, Hauptstelle für vaterländische Hilfsarbeiten, Berlin SW. 11, Dessauerstraße 33 (Verlag Deutsche Kanzlei) bringt eine ernste, kurz gefaßte, aber inhaltlich vollwertige Bismarckstudie (mit biographischen Daten), die zu lesen ein Gewinn und ein Genuß ist. Er liebt seinen Helden, er dringt in seine Seele ein, selbst durchdrungen von der Hoheit dieser Gestalt (im Gegensatz zu den vielen erbärmlichen Jobbern, Handlangern und Drahtziehern der „Politik" dieser Tage!); sein Stil ist schlicht und geläutert, die Gedanken doppelt und dreifach durchdacht. Der Inhalt des handlichen Bändchens gliedert sich in die Abschnitte: Einleitung und Übersicht; die auswärtige Politik (als die Politik schlechthin); die Wirtschaftspolitik; die Sozialpolitik; die Parteien; die Monarchie; Bismarck. Zwischen jedem Abschnitt sind die zugehörigen biographischen Hinweise gleichsam als persönlicher und psychologischer Leitfaden ergänzend eingefügt. So liest sich dies Buch wie ein Handbuch, das man in die Brusttasche stecken kann — im Felde oder daheim — und ist doch mehr als das: ist ein starkes Wahr- und Mahnwort in dieser gewaltigen Zeit, dessen zu gedenken, dem wir, wir alle, es danken, daß wir so sein können, wie wir sind, so streiten und so siegen! Das ist Bismarcks Vermächtnis an das deutsche Volk und Vaterland! Wir leben und siegen und sterben freudig, durch seine Tat, durch seinen Geist. Das Organische, aus sich und seiner Triebkraft Gewordene, wie es in Bismarcks Leben und Wirken so vollgerundet heraussteht, vom Göttinger Studenten bis zum Landjunker (der seinen Bauern die Flinten in die Hand drückt gegen die Revolution), bis zum Bundesgesandten und preußischen Ministerpräsidenten; dann zum Kanzler und Kämpfer ohnegleichen: bis wir seines Wesens verklärte Größe in dem plastischen Riesen voll strenger Schwermut, doch auch lichter Höhe erkennen, wie sie der Roland mit den Adlern auf der Elbhöhe am Hamburger Hafen verkörpert — schon in Abstand gerückt, schon eine geschichtliche Gestalt, die mit dem Abstand nur größer geworden — so ist uns heute Bismarck das Sinnbild geworden für das organische Werden und Wachsen des deutschen Volkes, des Reiches! So zeichnet ihn Scheffer mit eindringenden Worten, wie mit dem Grabstichel in die eherne Tafel unserer Geschichte, unserer Liebe!

Das Entscheidende im Charakter Bismarcks war seine Mannentreue, die seinem Geist und Willen den großen Zug und Halt gab. Die Monarchie, das Königtum war es, was diesem königlichen Menschen den Stil gab. Das Kapitel über die Monarchie ist wohl das Tiefste, was Scheffer über diesen Mann gedacht und geschrieben hat. Und ein Satz sei hier als Probe gegeben (es handelt sich dabei um die Stellung des Reichskanzlers zu den parlamentarischen Parteien): „. . . wie vorurteilslos oder ‚voraussetzungslos' er gewesen, indem er sich bald der einen, bald der andern Partei bediente und an keine sich gebunden hielt. Nicht aus Untreue oder Wankelmut, sondern weil er, inmitten dieser verwirrenden Verhältnisse stehend, sie alle durchschaute und über allen stand. . . . Dieser Mangel an ‚Vorurteil' ist aber in Wahrheit das gerade Gegenteil, ist nichts anderes als Vorurteil zuungunsten der Parteien . . . und Vorurteil zugunsten des Reiches, dem alle Sonder- und Parteibestrebungen sich unterordnen müssen." . . . Mit der Frage: „Bismarck und der Krieg" und „Sind wir England Dank schuldig?" beschäftigt sich Adolf Stoll (Professor am Kgl. Friedrichgymnasium in Cassel). Die lesenswerte Schrift wendet sich an die Jugend und an die Festversammlung zu Bismarcks Geburtstag. Auf geschichtlicher Grundlage geht Stoll den Leitmotiven der Bismarckschen Staatsbaukunst und der britischen Staatsausbeutungskunst nach. In der gegenwärtigen Lage des Weltentscheidungskampfes möchte ich hier auf einen Punkt hinweisen,

den bisher jeder festländische Denker (auch Prof. Stoll), jeder festländische Staatsmann — sogar Bismarck — übersehen hat. Nur England nicht: nämlich Irland. Wird England geschlagen — und wir müssen England schlagen, es gibt keine Wahl — denn Englands Macht will unsere Vernichtung (vergleiche Sir Roger Casement Gesammelte Schriften, deutsche Ausgabe, J. Hubers Verlag, Diessen vor München), so kann die Zertrümmerung des Ausbreitungssystems des britischen Imperialismus dauernd dadurch bewirkt werden, daß dem System der Nährboden, der in Irland liegt, entzogen wird. Das heißt: Irland muß vom britischen Joch frei werden. Wie das zu verstehen ist, werde ich in meiner neuen Schrift darlegen: „Können wir England besiegen?" Schölermann.

Barmherziger Kaiser! Roman von Adam Müller-Guttenbrunn (Verlag von L. Staackmann, Leipzig).

Adam Müller-Guttenbrunn verbindet mit eingehender Kenntnis der geschichtlichen Vergangenheit des ungarischen Deutschtumes lebhafte dichterische Erfindungsgabe, warmherzige Charakterisierung seiner Romangestalten, anschauliche Landschaftsschilderungen und echt nationale Gesinnung. Die meisten seiner Erzählungen, es sei nur an die großartige „Götzendämmerung" und den mächtigen „Schwabenzug" erinnert, spielen in Ungarn und entrollen vor unseren Augen wirkungsvolle Begebenheiten aus dem 18. und 19. Jahrhundert in poetisch verklärter Form. Gerade heute, wo Hunderttausende reichsdeutscher Streiter die Pußten und Berge des Stephanslandes eingehend kennen lernen, die auch sie mit ihrem Blute gegen russische, serbische und rumänische Eroberungsgelüste verteidigen helfen, wird das allgemeine Interesse des ganzen Deutschlands besonders nach dem ereignisreichen Südosten gelenkt, dessen Werden und Gegenwart in Müller-Guttenbrunn den bewährtesten Dolmetsch gefunden haben. Daher sollten in keinem deutschen Hause die Bücher des liebenswürdigen Stammesgenossen fehlen, von dem wir soeben eine neue Gabe empfangen haben, den Roman „Barmherziger Kaiser!" Der Volkskaiser Josef II ist der Held des Buches, sein Ringen mit einer mächtigen verknöcherten Umwelt, seine Liebe zum Volke und insbesondere zu den verlassenen Deutschen in Ungarn, seine weitausgreifenden Pläne, die auf einen vorherrschend deutschen Staat hinzielten — leider scheiterten sie an damals unüberwindbaren Widerständen — alles dies findet in dem vorliegenden Roman eingehende und packende Darstellung. Es ist nationale Pflicht jedes Deutschen, für die weiteste Verbreitung dieses Buches zu sorgen, das die beste Aufklärung gibt über die von anderer Seite vielfach mit Absicht falsch wiedergegebenen Zustände in Ungarn. Wir sind gewiß, nach dem Kriege werden die allgemeinen und persönlichen Verbindungen zwischen dem großen deutschen Volke und seinen Vorposten an Donau, Temesch und Alt derart fest und innig geworden sein, daß jede Vergewaltigung dieser blühenden Stämme ausgeschlossen ist. Müller-Guttenbrunn aber gebührt ein Hauptverdienst an dieser Umgestaltung unserer nationalen Zukunft. W. M.

Die „Vorposten" des Verbandes gegen Überhebung des Judentums, E. V., Charlottenburg 4, bringen im Dezemberheft eine lehrreiche Übersicht der bisher bekannt gewordenen englischen Kriegsziele, und im Anschlusse daran die erfrischenden Gegenforderungen des „Bundes zur Wahrung deutscher Volksehre". — In einer Betrachtung über die Judenzählung 1916 wird die Tätigkeit der Groß-Unternehmer Rathenau und Ballin, jener Schöpfer der Kriegsrohstoff- und Zentraleinkaufs-Gesellschaft beleuchtet. — Ein Gedicht, das im Jahre 1863 in amerikanischen Zeitungen der Empörung über Englands „Neutralität" flammenden Ausdruck gab, paßt heute wundervoll auf die Amerikaner selbst. — Eine aus jüdischen Quellen entnommene Aufstellung enthält 1387 Offiziere und 8701 Inhaber des Eisernen Kreuzes mosaischen Glaubens im deutschen Heere.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 27. 12. 16.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XV. 11 | 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Potsdam und Weimar, die Wurzeln deutscher Kraft.

Prof. Dr.-Ing. M. Kloß, z. Rektor.

Festrede, gehalten bei der Kaiser-Geburtstagsfeier am 26. Januar 1917 in der Technischen Hochschule zu Berlin.

Wiederum rüstet sich das deutsche Volk, seines Kaisers Geburtstag zu begehen, nicht mit festlichem Gepränge und frohen Feiern, wie sonst in Friedenszeiten, sondern mit stillem Ernst, der eisernen Zeit entsprechend, in der wir stehen. Aber ist auch die Form der Feiern eine andere, ihr Sinn und Ziel bleibt immer dasselbe. Aller deutschen Herzen Wünsche vereinigen sich an diesem Tage zu dem einen, der dem Kaiser gilt. So hat solch ein Tag immer eine sammelnde, eine erhebende Kraft. Er hebt sich heraus aus dem täglichen Einerlei. Darum ziemt es sich auch für uns, in solcher Stunde die Hände für eine kurze Zeit ruhen zu lassen von der täglichen Berufsarbeit und den Blick zu erheben von unserem engeren Fachgebiet auf Größeres und Höheres.

Umschau und Einkehr sollen wir halten, die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens betrachten und daraus Kräfte schöpfen zu neuer Arbeit.

Solche Sammlung tut uns not, besonders in der ernsten Zeit, in der sich des deutschen Volkes Zukunft für immer entscheiden wird. Denn wir kämpfen einen Kampf um Sein oder Nichtsein. Darum heißt es für uns: Siegen! wenn wir nicht untergehen wollen.

Damit wir aber siegen, müssen wir festhalten an deutscher Art und alle guten Kräfte zur Entfaltung bringen. Wir müssen uns auf die Wurzeln unserer Kraft besinnen und sie pflegen und stärken, damit sie dem deutschen Eichbaum festen Halt geben im Weltensturme.

Was sind die Wurzeln deutscher Kraft?

Sie sind vielfältig und weit verzweigt, wie bei einem starken Baume. Und doch scheint mir, können wir sie im wesentlichen in zwei Worte zusammenfassen, in die beiden Worte:

„Potsdam" und „Weimar".

Das sind zunächst die Namen zweier mittelgroßer deutscher Städte. Und doch bedeuten sie für uns Deutsche viel mehr als das. Ihr Klang wirkt wie ein Zauberwort und läßt in deutschen Herzen eine ganze Welt erstehen, eine Welt von Männern in ihren Werken, die uns Unvergängliches schufen, von deren reichen Gaben wir heute noch zehren, auf deren Grund wir weiterhin bauen werden.

Potsdam ist für uns der Inbegriff des starken Preußentums. Hier steigt vor unserem Auge die stattliche Reihe der Hohenzollernfürsten empor, die, von der Mark Brandenburg ausgehend, den geschlossenen preußischen Staat schufen und damit die feste Grundlage, auf der dann unser neues Deutsches Reich sich aufbauen konnte.

Aus der ganzen ruhmreichen preußischen Geschichte leuchtet besonders hell strahlend ein Stern hervor, dem Potsdam in allererster Linie seine weltgeschichtliche Bedeutung verdankt: Friedrich der Große, des deutschen Volkes „Alter Fritz". In ihm ist der ganze Potsdamer Preußengeist gleichsam Person geworden.

Von Natur aus zunächst leicht veranlagt, litt er unsäglich unter der ans Grausame grenzenden Strenge des Vaters, die nichts anderes kannte, als die Pflicht. Sein leichter Lebenswandel als Kronprinz bewirkte, daß seine Zeitgenossen nichts Bedeutendes von ihm als König erwarteten. Einer schrieb einmal[1]): „Er sagte mir, er wäre ein Poet, könne in zwei Stunden hundert Verse machen. Er wäre auch Musiker, Moralist, Physiker und Mechaniker. Ein Feldherr und Staatsmann wird er niemals werden."

Daraus können wir ermessen, welches Staunen damals durch die Welt ging, als aus diesem leichtlebigen Kronprinzen ein pflichttreuer, gewissenhafter König wurde und ein Feldherr, den wir mit Stolz zu den größten rechnen.

Mit scharfem Verstande begabt, erfaßte er rasch alle Aufgaben, die sich dem Herrscher und dem Feldherrn boten. Es ist, als ob alle trefflichen Eigenschaften und Herrschertugenden im Kronprinzen geschlummert hätten und erst mit der Übernahme der Herrscherpflichten erwacht wären. Bekannt

[1]) Vergl. Thomas Mann, Friedrich und die große Koalition. Verlag S. Fischer, Berlin. S. 38.

ist sein Gerechtigkeitssinn, von dem noch heute die Mühle hinter seinem Schlosse Sanssouci erzählt. Die peinliche Sparsamkeit in der Staatswirtschaft ging vom Vater auf ihn über. In strengem Pflichtbewußtsein nannte er sich den „ersten Diener seines Staates" und lebte danach. Zuverlässig und gewissenhaft mußten seine Beamten arbeiten, denn er schaute überall nach und strafte strenge.

Durch das allgemeine Landrecht schuf er geordnete Rechtsverhältnisse. Für den wirtschaftlichen Aufschwung sorgte er durch Schaffung neuer Industrien. Die Einführung des Kartoffelanbaues verdanken wir ihm.

Mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt widmete er sich aber — auf den vom Vater geschaffenen Grundlagen weiterbauend — der Ausbildung seines Heeres. Während die Welt noch spöttelte über die Soldatenspielerei des Preußenkönigs, zeigte er ihr gar bald, daß sein Heer kein kostbares Spielzeug war, sondern nichts anderes als die „Macht des Staates".

In straffer Manneszucht schulte er seine Truppen und erzog sie zu dem Offensivgeiste, mit dem er später seine Schlachten schlug und oft über schier erdrückende Überzahl glorreichen Sieg gewann. Und hier, in seinen Kämpfen, zeigt sich seine ganze Größe. Große Ähnlichkeit hat die Geschichte seiner Zeit mit der unserer Tage. Damals schon bildete sich eine übermächtige Vereinigung mit dem Ziele, das aufstrebende Preußen zu vernichten: die „Kaunitzsche Koalition". Friedrich erkannte rechtzeitig die ungeheure Gefahr der drohenden Vernichtung, und zur Abwehr des geplanten Stoßes ging er selbst rechtzeitig zum Angriff über, indem er in Sachsen einrückte. Da gab es dasselbe Schauspiel, das wir nun seit Kriegbeginn wieder erleben. Die ganze „zivilisierte Welt" schrie vor sittlicher Entrüstung über den „Friedensstörer" und Neutralitätsbrecher, und die feindlichen Diplomaten arbeiteten mit allen Mitteln der Verleumdung und Entstellung. „Barbar" und „Ungeheuer des Nordens" nannten ihn die Franzosen. Die zivilisierten Völker müßten sich zusammentun, um den preußischen Geist auszurotten[1]).

Aber das kümmerte ihn nicht. Er versuchte nicht, sich mit Worten zu rechtfertigen, denn er wußte, daß er sich und sein Preußen durchsetzen mußte, wenn es nicht untergehen sollte. Und danach handelte er. Er ließ das Schwert reden, suchte den Feind auf und schlug ihn. Aber nicht immer war ihm das Schlachtenglück hold. Empfindliche Niederlagen erlitt er. Aber niemals gab er sich und seine Sache verloren. An den Minister von Finckenstein schreibt er: „Seien Sie nicht so furchtsam! Nichts ist bis jetzt verzweifelt oder verloren; solange ich am Leben bin, werde ich standhalten und mich wie ein Löwe verteidigen."

Ganz verzweifelt allerdings erschien seine Lage, als 1761 das „perfide Albion" ihm die weiteren Hilfsgelder versagte. Aber er hielt aus, und

---

[1]) Thomas Mann a. a. O. S. 98.

dem Mutigen half Gott. Im folgenden Jahre gelangen ihm noch einige entscheidende Schläge, und darauf kam es nach siebenjährigem heißen Ringen zum Frieden von Hubertusburg. Preußen hatte die Probe bestanden: es hatte die Grundlage zu seiner Großmachtstellung gelegt.

Das ist Friedrichs unsterbliches Verdienst. Er aber konnte diese gewaltige geschichtliche Aufgabe nur dadurch erfüllen, daß das Leben ihm in harter Schule eine nie versagende Kraftquelle geweckt hatte, das war seine stark ausgeprägte, zähe, unbeugsame Willenskraft, erprobt und gestählt in jahrelanger Überwindung schwerer körperlicher Leiden und erhärtet in den Schicksalsschlägen des langen Kriegerlebens.

Dadurch aber wurde er zum Lehrmeister seines Volkes nicht nur des preußischen, sondern des ganzen deutschen Volkes. Noch immer wirkte die Erschlaffung des Geistes nach, die durch des Dreißigjährigen Krieges Nöte hervorgerufen war, namentlich im politischen Leben. Zum Aufschwung zu neuer Größe bedurfte es vor allem einer Willenserneuerung. Und die ging von Friedrich dem Großen aus. Er gab dafür das leuchtende Vorbild.

Aber der Geist von Potsdam ist mit Friedrich und seiner Zeit nicht erschöpft. Aus ihm geboren ist eine große Reihe von Männern, die dem deutschen Volke als Führer zu Macht und Stärke geschenkt wurden. Wir brauchen nur Namen zu nennen wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Stein und die ganze Zeit der Erhebung vor 100 Jahren steht vor uns. Die allgemeine Wehrpflicht ist aus Potsdamer Geist entstanden. Und ihr zusammen mit der Schulpflicht danken wir eine so treffliche Erziehung unseres Volkes, wie sie kein anderes uns gleichsetzen kann. Das hat uns dann die großen Erfolge von 1870/71 mit der auf den Schlachtfeldern geschaffenen Einheit des Reiches gebracht. Und auch aus jener Zeit leuchtet der Potsdamer Geist in einem Moltke, einem Roon und all den erfolgreichen Heerführern jener Zeit.

Und heute? Der Potsdamer Geist ist noch lebendig, Gott sei Dank! Er gab uns einen Hindenburg und einen Ludendorff und viele im Kampf erprobte Generale; er führte die Emden und die Möwen auf ihren ruhmreichen Kreuzfahrten; er lebt in den Führern unserer Schlachtschiffe und unserer U-Boote und er läßt jetzt das treulose Rumänien deutsche Schläge fühlen.

All das steigt vor uns auf, wenn wir an Potsdam denken. Fassen wir es kurz zusammen, so ist es: Militarismus und staatsbürgerlicher Sinn, Gerechtigkeit, strenge Sachlichkeit, gewissenhafte Pflichterfüllung, zähe Ausdauer, unerschütterlicher Wille, vorwärtsdrängende Tatkraft.

* * *

Und nun zu Weimar!

Eine ganz andere Welt umgibt uns, wenn wir uns in die stille Behaglichkeit der Thüringischen Kleinstaaten versetzen. Aber auch hier ist es

eine überragende Persönlichkeit, die ihrer ganzen Zeit und Umgebung das Gepräge gab: die allumfassende, tiefgründige Persönlichkeit Goethes.

Kein Volk der Erde hat der Menschheit je einen solchen Menschen geschenkt, der wie Goethe alles Denken und Erkennen des Geistes, alles Fühlen und Empfinden der Seele, Freud und Leid des Herzens so erlebt und als echter Dichter in so vollendeter Form zum Ausdruck gebracht hätte, wie Goethe, den wir mit Stolz den Unsern nennen. Einen unendlich reichen Schatz, einen nie versiegenden Quell hat er uns in seinen Werken hinterlassen.

Und neben ihm Schiller, ganz anders als der ältere Freund, und doch für uns eine wertvolle Ergänzung. Während bei Goethe das allgemeine Menschentum zu höchster Blüte sich entfaltete, kommt bei Schiller das Völkische bewußter zur Geltung. Beide schöpfen aus den Quellen des klassischen Altertums, aber sie sind nicht Nachahmer, sondern schaffen Neues. Sie gaben uns eine eigene klassische Zeit. Was die Antike und was das Christentum dem deutschen Volke gab, das wurde von ihnen umgeschmolzen und in deutsche Form gegossen. Beide steigen in die Tiefe des deutschen Gemütes und schöpfen köstliche Perlen aus ihm.

Aber ebenso wie der Inhalt des Namens Potsdam durch die Person und die Zeit Friedrichs II. nicht erschöpfend gegeben ist, so bedeutet uns Weimar noch mehr, als uns die beiden Namen Goethe und Schiller sagen.

Wir wollen auch hier den Namen Weimar nicht eng begrenzen auf Ort und Zeit, sondern ihn weiter fassen als Kennzeichen einer ganzen geistigen Welt. Nicht weit von Weimar, wie dieses im Herzen Deutschlands, liegt Eisenach, überragt von der deutschesten der Burgen, der Wartburg. Hier schenkte uns Luther seine deutsche Bibelübersetzung, und dieses sprachschöpferische Werk wird ihm für alle Zeiten den Dank jedes Deutschen sichern, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis. Auch Luther schöpfte aus der Tiefe des deutschen Gemüts. Seine Überzeugungstreue, seine Frömmigkeit, die Stärke seines Gottesglaubens, die Ursprünglichkeit seines Gotterlebens sind echt deutsch.

Aber die Wartburg erzählt uns noch weiter: vom Sängerkrieg, von deutschem Minnesang, von den Liedern Walters von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach, und gibt so Kunde von des deutschen Volkes Liebe zu Lied und Musik. Das deutsche Volkslied ist ein treuer Spiegel seines tiefen und reichen Gemütes. Und nur aus diesem heraus konnte ein Bach, ein Beethoven, ein Wagner geboren werden. Aber die Musik ist nicht die einzige Kunst, in der deutsches Wesen Unvergängliches schuf: Dürer und Holbein, Menzel und Böcklin, Peter Vischer und Rauch und viele andere zeugen davon.

Neben der Kunst, als würdige Schwester, blüht die Wissenschaft. Kepler, Leipniz, die beiden Humboldts, Helmholtz sind unvergleichliche Führer auf dem Wege der Erkenntnis. Ihr Geist durchdrang und umspannte

die Welt. Und nach ihnen kamen und es wirken noch heute zahlreiche führende Männer, Leuchten der Wissenschaft und Zierden des deutschen Volkes.

All das können wir sinnbildlich zusammenfassen als den Geist von Weimar.

So sehen wir zwei ganz verschiedene Welten, gekennzeichnet durch die beiden Namen: Potsdam und Weimar. Zum Teil bilden sie Gegensätze, gleichzeitig aber auch wertvolle Ergänzung zueinander.

Potsdam gab Deutschland das Rückgrat und das Knochengerüst, Weimar Fleisch und Blut.

Jenes ist Kopf und Verstand, es bildet den Charakter, dieses ist Herz und Gemüt und bildet die Seele.

Hier wirkt Erkenntnis und Gefühl, dort Wille und Tat.

Potsdam gleicht dem festen Stamm der Eiche, der mit kräftigen Wurzeln sich im Boden verankert, Weimar gleicht den Zweigen, die Früchte tragen und dem Lichte zustreben.

In Potsdam ist die Losung: Vorwärts!, in Weimar: Aufwärts! Jenes schafft politische und wirtschaftliche Werte, dieses geistige und seelische. Es bildet die Persönlichkeit, es schenkt uns Dichter und Denker; aus ihm strahlt der Geist der Freiheit — nicht der äußerlichen Freiheit, der persönlichen Willkür von Paris oder der Scheinfreiheit von Westminster, sondern der Geist wahrer, innerer sittlicher Freiheit eines hohen ausgereiften Menschentums.

Potsdam dagegen schenkt uns die Soldaten und Beamten, es bildet den Staatsbürger und lehrt ihn, seine Kraft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, sich willig einzuordnen in das große Ganze. Es schuf uns das Vaterland, zunächst Preußen und dann das Reich, und gab uns so den Boden, auf dem der Geist von Weimar gedeihen und reiche Früchte tragen kann.

Und wenn wir schließlich noch zwei vielgebrauchte Fremdwörter zur kurzen Kennzeichnung heranziehen wollen, so können wir statt Weimar und Potsdam auch sagen: „Humanismus" und „Militarismus" beides im weitesten Sinne gefaßt.

Sind aber diese beiden Welten so verschieden, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sie in ihren beiden größten Vertretern, in Goethe und Friedrich dem Großen, trotz ihrer fast gleichzeitig erreichten Gipfelhöhe doch einander innerlich fremd waren. Beide waren im Grunde einsame Menschen: Goethe durch sein überragendes Menschentum, Friedrich infolge seiner übermenschlichen, dem Schicksal mit unerhörter Willenskraft abgerungenen Leistungen. Dieses gegenseitige Sich-nicht-Verstehen der beiden großen Zeitgenossen erscheint wohl vielen Deutschen als bedauerlich und unerklärlich. Und doch war es ganz natürlich, und es war gut so. Denn nur in und infolge der Abgeschlossenheit voneinander konnte sich jeder so entwickeln, daß er die ihm vom Schicksal in der Geschichte des Deutschtums zugemessene Bestimmung erfüllen konnte [1]). Die Aufgaben waren so gewaltig, jede in

---

[1]) Vgl. Friedrich Lienhard, Thüringer Tagebuch, 1906. S. 69.

ihrer Art, daß sie nur bei einseitiger Entwicklung der Eigenart ihrer Träger gelöst werden konnten.

Ein preußischer Staatsminister hätte niemals einen „Faust" geschrieben. Aber ein Fürst, der mit und in der geistigen Welt eines Goethe lebte, hätte auch niemals einen Siebenjährigen Krieg begonnen und erst recht nicht durchgehalten.

So mußten die beiden Welten gerade in der Zeit ihrer kräftigsten Entwicklung getrennt voneinander bleiben. Das war ihre Stärke, birgt aber auch zugleich die Gefahren der Einseitigkeit in sich. Und wohin das führt, sehen wir an zwei Beispielen aus dem Altertum. Auch damals gab es zwei verschiedene Welten, die in vielen denen von Weimar und Potsdam ähneln, ohne ihnen jedoch in allem zu gleichen. Das waren: Hellas und Rom.

Das tapfere, kampfgewohnte Rom entwickelte eine starke staatenbildende Kraft. In der Verwaltung war es Meister, und das römische Recht hatte für Jahrhunderte Geltung bis hinein in unsere Tage. „Alles in diesem Staate war Nerv und Kraft", sagt Friedrich der Große von diesem Weltreich des Altertums.

Hellas dagegen, das Land der klassischen Schönheit, der empfindenden Seele, schuf vorbildliche Werke der Kunst, der Dichtung, der Philosophie, an denen wir uns heute noch dankbar erfreuen.

Herrschte in Rom nüchterner Verstand, kühle Berechnung, so war in Hellas warmes Leben, frohe Begeisterung. Rom verstand es, die unterworfenen Völker zu seinem Nutzen auszubeuten und sich selbst Reichtümer einzusammeln, Hellas schenkte anderen vom Reichtum seiner Seele.

So kamen beide, jedes in seiner Eigenart, zu hoher Entfaltung ihrer Anlagen. Und wo sind sie heute?

Das starke, alte römische Reich ist zerfallen, und wäre es wahrscheinlich schon früher gewesen, wenn ihm nicht die Germanen für einige Jahrhunderte frisches Blut zugeführt hätten. Und die Nachkommen des alten Hellas haben heute den bitteren Kelch politischer Schwäche auszukosten und müssen ohnmächtig die schimpflichste Vergewaltigung und Demütigung erdulden von den „Beschützern der kleinen Nationen".

Warum fiel Rom? Warum versank Hellas?

Bei beiden war ihre Eigenart nicht nur die Quelle ihrer Stärke, sondern trug auch zugleich in ihrer Einseitigkeit den Keim des Verfalles in sich. Rom war ein Riesenleib, aber ihm fehlte die Seele. Die Seele von Hellas aber strebte nach des Parnassos lichten Höhen und verlor den Boden unter den Füßen. Dem griechischen Idealismus fehlte das politische Element. Ihm fehlte die sichere Grundlage einer festgefügten staatlichen Einheit. Der römische Realismus führte zu Mammonismus, materieller Genußsucht und so zu innerer Fäulnis. Nur wenn beide Welten, sich ergänzend, ihre guten und starken Kräfte vereint, ihre Schwächen und Mängel ausgeglichen hätten, dann hätte es ein Reich geben können von

dauerndem Bestande, berufen zu Hohem und Herrlichem in der Geschichte der Menschheit.

Das konnte weder Rom noch Hellas leisten. Unser deutsches Volk aber ist dazu berufen. Denn Gott schenkte ihm beides: ein Potsdam und ein Weimar. Beides haben wir, aber beides brauchen wir auch. Denn darauf ruht unsere Größe. Potsdam und Weimar sind die Wurzeln deutscher Kraft, und sind es von jeher gewesen, auch als es noch keine Orte dieses Namens gab. Finden wir doch schon in der von Tacitus gegebenen Schilderung unserer Ahnen die Grundzüge dieses doppelten Wesens.

Sie waren keine eigentlichen Heiden im Sinne der Götzendiener. Nie entheiligten sie die Gottheit durch ein von Menschenhand gefertigtes Bild. Ihre wunderbar poetisch tiefe Auffassung des göttlichen Waltens durch Belebung der Natur, die dichterische Gestaltungskraft, die in unseren Märchen und Sagen lebt, die Hochachtung des Weibes, all das deutet auf Weimar.

Dazu der kriegerische Geist, kräftige Männlichkeit, rechtlicher Sinn, Furchtlosigkeit: das ist Potsdam.

Und was ist unseres Volkes strahlender Held, Siegfried, anders als eine Verkörperung des Sehnens nach dem, was in Weimar und Potsdam zum Ausreifen kam? Er, der Frische, Frohe, Freie, der das Fürchten nicht gelernt hatte, der auszog mit frischem Mute und den dräuenden Drachen Fafner erschlug, den Hüter des vom Blute des Brudermordens besudelten goldenen Hortes.

In alter Zeit also finden wir schon im deutschen Volke die Keime, aus denen Weimar und Potsdam uns erblühten.

Zwei ragenden Pfeilern können wir sie auch vergleichen, die getrennt und unabhängig voneinander errichtet sind und doch durch die Gründung im Gestein letzten Endes auf demselben Boden stehen und die dann oben wiederum durch der Brücke starkes Werk vereinigt werden.

So ruhen auch Potsdam und Weimar auf dem gleichen Grunde deutschen Wesens, und dieser Urgrund ist die deutsche Treue.

In Weimars aufwärtsstrebendem Menschentum wurzelt die Treue der Gesinnung, die Treue gegen sich selbst, die Treue gegen Gott.

Potsdam gab uns das Vaterland und fordert darum Treue zu Heimat und Volk, Treue zu Kaiser und Reich.

Diese Treue ist zugleich ein Gut, das allen deutschen Stämmen gemeinsam ist, trotz ihrer verschiedenen Art. Wenn wir auch bei den Süddeutschen das Gemütliche vorherrschend finden im Gegensatz zu der scharfen bestimmten Art des Preußen und wenn in diesem Sinne Süddeutschland mehr nach Weimar, Norddeutschland mehr nach Potsdam neigt, so ist damit nicht gesagt, daß nicht in allen deutschen Stämmen beides wirksam wäre. Wer da glaubt, die Norddeutschen hätten kein Gemüt, der lese Fritz Reuter. Und wer da meint, die Süddeutschen hätten keinen Schneid, der frage bei den Feinden an, die unseren Bayern gegenüberstehen.

So sind die beiden Pfeiler fest verankert im Grunde deutscher Art.

Auf den Pfeilern aber ruht der Bau des neuen Deutschen Reiches, und seine Baumeister haben auf beiden Pfeilern gestanden. In der großen Zeit der Erhebung vor hundert Jahren wirkten ein Jahn, ein Fichte, ein Körner, ein Arndt zugleich im Weimarer und im Potsdamer Sinne. Denn ihr Tun und Handeln entsprang aus dem Grunde des deutschen Gemütes, und zugleich riefen sie den Willen auf. Sie lehrten den Geist der Freiheit und zugleich das Pflichtbewußtsein gegen den Staat. So halfen sie den Grund legen und das Werk vorbereiten, das dann dem größten Deutschen vorbehalten war, unserem Bismarck. Er war so echt deutsch, weil er beides, Weimar und Potsdam, in sich trug. Ein tiefes, reiches Gemüt vereinigte er mit einem festen Charakter, eisernem Willen und starkem Heldensinn. So strahlt auch aus seinem schönsten Wort dieser zweifache, dieser Siegfried-Geist:

„Wir Deutschen fürchten Gott", so spricht Weimar,
„aber sonst nichts in der Welt", fügt Potsdam hinzu.

Und im Reiche ist sein größtes Werk, die Soziale Gesetzgebung, einer der stärksten Brückenträger, der auf unseren beiden Pfeilern ruht. Denn ihr Grundgedanke der Arbeiterfürsorge vereinigt reines Menschentum mit dem Staatsgedanken. Und darum konnte auch dieses, in der Geschichte aller Völker beispiellos dastehende Werk nur vom deutschen Volke geschaffen werden, das ein Potsdam und ein Weimar erlebt hatte.

Auch die allgemeine Schulpflicht ist solch ein Träger. Die Schule ist Weimar, die Pflicht ist Potsdam. (Schluß folgt.)

Ein tschechischer Ministerpräsident in Österreich.

Otto Hornung.

Der auffällig rasche Sturz des Kabinetts Koerber und was danach folgte, hat mit einem Male etwas Licht in die seit Kriegsbeginn von einem geheimnisvollen Dämmerdunkel umgebene innerpolitische Lage Österreichs geworfen. Die Schleier beginnen sich zu lüften und aus den Nebeln steigt hervor ein tschechischer Ministerpräsident. Welche Ironie des Schicksals! Das also war des Pudels Kern? Der Kasus könnte uns beinahe lachen machen, wenn die Sache nur nicht so überaus ernst wäre. Viele Hoffnungen haben durch dies überraschende Ereignis einen argen Stoß erlitten, wobei wir vorläufig gar nicht prüfen wollen, wessen Hoffnungen am schmerzlichsten enttäuscht worden sind. Im politischen Leben muß man immer auf das Schlimmste gefaßt sein, besonders wenn man die Macht nicht hat oder nicht gebraucht, dieses Schlimmste zu verhüten. Einen beschämenderen Schlag, eine bitterere Enttäuschung hat aber nicht leicht eine politische Partei erfahren als der deutsche National-

verband. Einen Koerber haben sie gestürzt und einem Clam Martinitz den Weg zur Regierung frei gemacht, und was das Bitterste dabei ist, nun müssen die Herren auch noch gute Miene zum bösen Spiele machen. Denn ein böses Spiel ist es, das den Deutschen Österreichs da aufgespielt wird. Darüber dürfen die Beschwichtigungsversuche nicht hinwegtäuschen, mit denen gerade die deutsch-österreichische Presse sich jetzt so beeilt, die erlittene Niederlage zu bemänteln.

Der Name Clam Martinitz bedeutet an sich ein Programm und zwar ein gar nicht mißzuverstehendes. Man entschließt sich aber maßgebenden Ortes nicht zu solchem Schritte, wenn man nicht damit die Absicht verbände, ganz offen Farbe zu bekennen. Die Wahl dieses tschechischen Ministerpräsidenten zeigt nur zu deutlich an, wohin der neue Kurs geht und was für eine Meinung man von den Deutschen Österreichs hat. Diese Meinung war von jeher die denkbar geringschätzigste und an dieser haben auch die Kriegsjahre nichts geändert, sie hat sich sogar noch verschlechtert. Einen tschechischen Feudalgrafen hat man denn doch seit dem Bestande verfassungsmäßiger Zustände in Österreich den Deutschen, welche diese Verfassung geschaffen haben, noch nicht vorzusetzen gewagt. Wenn wir die Lage der Dinge in Österreich seit dem Beginne des deutschfeindlichen Regiments unter Taaffe zurückblickend überschauen, begegnen wir wohl einigen Ministerien von ausgesprochen slawophiler Tendenz, wie die des Grafen Badeni, des Fürsten Thun, des Freiherrn von Beck, aber soweit war man doch nicht gegangen, einen Vertreter des tschechischen Staatsrechtes, welches sich zum österreichischen Staatsgedanken wie Feuer zum Wasser verhält, an die Spitze der österreichischen Staatsgeschäfte zu stellen. Auch fanden die allzu schroff gegen das Deutschtum vorgehenden Kabinette eines Badeni und Thun noch solchen stürmischen Widerstand seitens der Deutschen, daß sie bald den Platz räumen mußten. Das ist alles jetzt ganz anders geworden. Gerade in einer Zeit, wo die Deutschen Österreichs mehr als je darauf rechnen zu können glaubten, ihre geschichtliche Stellung im Staate, die ihnen geraubt worden war, wieder zurückzugewinnen, nimmt die innerösterreichische Politik eine jener verblüffenden Wendungen, die wir bereits wiederholt erlebt haben, und die stets von einer neuen schweren Schädigung des österreichischen Deutschtums begleitet waren. Wenn man in deutschpolitischen Kreisen eine weitere slawisch-katholische Staatspolitik Österreichs nach dem Weltkriege für ein Ding der Unmöglichkeit ansieht, täuscht man sich eben über die in maßgebendsten Kreisen Wiens herrschenden Grundsätze dynastischer Hauspolitik. In dieser Täuschung lebt man übrigens nicht seit heute, dieser verkehrten Auffassung des eigenen Verhältnisses zum Staate verdankt das österreichische Deutschtum seit seiner Ablösung vom deutschen Bunde die schwersten nationalen Verluste an Sprachgebiet und politischer Geltung im Staate. Aus einem herrschenden Volke wurde es in die Rolle eines Unterdrückten zurückgedrängt.

Das Österreich von heute hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem Theresianisch-Josefinischen. Die Rolle der Deutschen in Österreich ist ausgespielt. Daran wollen die deutschen Parteien nationaler Richtung noch immer nicht glauben und die „anderer" Richtung finden sich auch mit einem Österreich ab, in dem der Deutsche nichts mehr zu sagen hat. Der schwerste Irrtum, in dem sich — alle befinden, liegt aber in der hartnäckig festgehaltenen Meinung, eine ernstliche Bedrohung des österreichischen Deutschtums sei ganz ausgeschlossen, solange sich die Habsburgische Monarchie im innigsten Bündnisse mit dem Deutschen Reiche befinde. An diesem Irrtum krankt auch die ganze reichsdeutsche Bevölkerung, ohne daß sie sich durch offensichtliche Tatsachen eines Besseren belehren ließe. Solche Bündnisse dienen ganz anderen Zwecken und üben, wie die innerpolitischen Vorgänge Österreichs seit dem Jahre 1879 — dem Gründungsjahr des deutsch-österreichischen Bündnisses — nur zu deutlich gelehrt haben, mitunter die geradewegs entgegengesetzte Wirkung als jene, die man erwartet hat. Gewiß war das Bündnis eine politische Notwendigkeit für beide Reiche. Sie beständen heute beide nicht mehr, hätten sie sich nicht verbunden, nur darf deutscherseits nicht daraus geschlossen werden, daß dieses Bündnis gegen gemeinsame äußere Feinde notwendig auch auf die künftige Innenpolitik Österreichs in deutschfreundlichem Sinne zurückwirken werde, wenn erst die beiden verbündeten Kaiserreiche als Sieger aus dem Weltkriege hervorgegangen sind. Nichts ist unwahrscheinlicher als dieses, wenn man nur halbwegs österreichische Politik kennt. Gewisse Stimmungen sind ganz unausrottbar und so wird die Berufung eines tschechischen Feudalgrafen zum österreichischen Ministerpräsidenten schon etwas verständlicher.

Den deutschnationalen Parteien Österreichs wird heute sogar von deutscher Seite der Vorwurf gemacht, daß sie in allzu sanguinischer Weise auf eine Neuorientierung der österreichischen Innenpolitik gedrungen haben. Sie hätten dadurch das kaum eingesetzte Ministerium Koerber zu Fall gebracht. Es ist indes noch keineswegs sichergestellt, wodurch das Kabinett Koerber so rasch zu Falle kam, da auch Differenzen wegen des ungarischen Ausgleiches als Ursache angegeben werden. Jedenfalls hat Dr. von Koerber Weisungen gehabt, den deutschen Bestrebungen äußersten Widerstand entgegenzusetzen, und diese Bestrebungen galten in erster Linie der restlosen Durchführung der vom verewigten Kaiser Franz Josef angeordneten Sonderstellung Galiziens. Damit würden die Polen aus dem österreichischen Reichsrate ausgeschieden sein und die bisherige slawische Mehrheit im Reichsrate wäre verloren gegangen. Das war es offenbar, was man an leitender Stelle nicht wollte. Ein Reichsrat, in welchem die Deutschen Österreichs die gesicherte Mehrheit besäßen, würde die deutsche Staatssprache beschlossen haben, mit der Tschechenherrschaft in Böhmen und Mähren wäre es ein Ende gewesen. Dr. von Koerber wollte darum die galizische Sonderstellungsfrage noch dem bisherigen, der Mehrheit nach

slawischen Reichsrate vorgelegt wissen. Da die Deutschnationalen diesem Plane aus triftigen Gründen entgegentraten, wurden sie als Behinderer der Wiederaufnahme parlamentarischer Tätigkeit verlästert. An dieser Verlästerung beteiligte sich die jüdische Händlerpresse ebenso eifrig wie die tschechische. Dieselben Tschechen, welche sich von Anbeginn als die erbittertsten Feinde der österreichischen Verfassung gezeigt hatten, die den Reichsrat nur unter Abgabe einer staatsrechtlichen Verwahrung betreten hatten, die leider von maßgebendster Seite keine Abweisung erfuhr, dieselben Tschechen wollen jetzt den seit Jahren von ihnen selbst zuschanden gemachten Reichsrat zusammenberufen sehen, weil er jetzt noch eine slawische Mehrheit hat, mit der man alle deutschen Pläne vereiteln kann. Die perfide Rolle, welche das Tschechentum auch da wieder spielt, reiht sich würdig jener an, die es seit Ausbruch des großen Weltkrieges gespielt hat. Daß die Tschechen trotz ihrer höchst bedenklichen Haltung im Kriege gegen die Deutschen, die sich für Erhaltung der Donaumonarchie in altbewährter Treue aufgeopfert haben, recht behalten konnten, gibt viel zu denken. Genug an dem, ein Tscheche ist seit 20. Dezember 1916 österreichischer Ministerpräsident. Noch ist alles Kommende in Dunkel gehüllt. Man tröstet sich vorläufig damit, daß in die neue österreichische Regierung auch zwei deutsche Parlamentarier aufgenommen sind. Die bisherigen Erfahrungen, welche man mit deutschen Volksvertretern in slawisierenden österreichischen Kabinetten gemacht hat, berechtigen zu keinen großen Hoffnungen. Tatsache ist, daß slawische Minister für ihr Volk immer alles, die deutschen dagegen für das ihrige nichts durchgesetzt haben. Nun soll das auf einmal unter einem tschechischen Ministerpräsidenten besser gehen? Wenigstens stellt man sich so, als ob man daran glaubte. Selbst in deutschnationalen Blättern sowohl Österreichs wie Deutschlands begegnet man Kundgebungen des offensten Vertrauens in den neuen Leiter der österreichischen Staatsgeschäfte, als ob man jetzt erst das Richtige getroffen hätte. Man stößt sich auch nicht daran, daß der neue österreichische Ministerpräsident vor noch nicht langer Zeit — es war am 4. April 1915 — der Veröffentlichung eines Tschechenblattes sehr nahe stand, welche die tschechische Nation aufforderte, ihre Passivität aufzugeben und offen aufzutreten. Die Todesurteile, welche österreichische Kriegsgerichte fällen mußten, zeigen am besten, wie das Aufgeben der Passivität verstanden war. Es wird etwas schwer, sich in diesem Labyrinth politischer Rätsel zurecht zu finden. Man erkennt Freund und Feind nicht mehr auseinander. Man hätte doch glauben mögen, daß der jetzige Weltkrieg deutlich genug gezeigt habe, wo man Freund und Feind zu suchen hat. Vorläufig führt ein Tscheche mit zwei manchesterliberalen Deutschen, Dr. Urban und Dr. Bärenreither die österreichischen Geschäfte, und man erwartet sogar einen deutsch-tschechischen Ausgleich von dieser vielversprechenden Kombination. Zu wessen Gunsten, wird allerdings nicht gesagt. Daß

aber die Tschechen keinem Ausgleich zustimmen werden, der ihnen nicht noch weitere Vorteile bringt, als jene, die sie schon haben, selbst dann nicht, wenn dieser Ausgleich von einem ihrer hervorragendsten Magnaten zustande gebracht wird, darauf kann man sich verlassen. Ein Ministerium Clam Martinitz kann sich nur halten, wenn es zum Schaden der Deutschen regiert. Trau schau wem, besonders wenn ist Böhm!

Deutsches Blut in Frankreich.

E. W. Krüger.

Französischer Tapferkeit ist mit deutschem Freimut gebührende Anerkennung von unsern Heerführern und Kriegsberichterstattern gezollt worden. Inwieweit diese Anerkennung deutscher Blutbeimengung in französischen Kämpfern gebührt, muß einer späteren Zeit festzustellen bleiben. Dr. Ludwig Woltmann hat in seinem Werk „Die Germanen in Frankreich" (Verlag Diederichs, Jena 1907) überzeugend dargetan, welcher Einfluß germanischem Bluteinschlag in der Geschichte der französischen Nation zukommt.

Der in Haut und Haar und Augen dunkel gefärbte, kleingestaltige homo mediterraneus im Süden und Südwesten des heutigen Frankreich und der dunkle, rundköpfige homo alpinus in der Mitte wären ohne Mischung mit dem blonden, blauäugigen und hellfarbenen Einwanderervolk des hochgewachsenen und kriegerisch veranlagten homo europaeus wohl nie als Gallier der Schrecken der Römer geworden. Durch Gallien hindurch sind die Goten und Sueven nach Spanien gezogen, wo noch heute blonde Nachkömmlinge im Norden in den Provinzen Galicien, Asturien und Navarra und weiter südlich in Kastilien und Leon unter den dunkelfarbenen Vertretern der mittelländischen Rasse sitzen, zu der auch die nach den Goten eingedrungenen Araber zählen. In Gallien siedelten die Westgoten im Süden, Ostgotenteile im Südosten, die Burgunden im Alpengebiet, und dann, zunächst im Nordosten und Norden, und von dort sich siegend ausbreitend nach Westen und Süden, derjenige Stamm, von dessen westgermanischem Namen unsern Erbfeinden ihre völkisch-nationale Kennzeichnung geblieben ist, die Franken.

Das muß einmal und immer wieder ganz besonders betont werden, daß die, die den heutigen Franzosen ihren Namen gegeben haben, germanischen Geblüts waren. Die Westgermanen saßen um den Anfang unserer Zeitrechnung zwischen Oder, Donau und Rhein; sie teilten sich in die Ingävonen an der Ostsee, die Herminonen im Innern Germaniens und die Istävonen in den Rheingegenden. Die drei Stämme leiteten ihre Namen ab von den drei Söhnen des Mannus, der ein Sohn Tuistos, des Germanengottes, war, von Ingvas, Ermnas und Istvas. Mit den istävonischen Franken sind stammverwandt die Ampsivarier, Angrivarier,

Bataver, Brukterer, Chamaven, Chatten, Chattuarier, Marser, Sigamber, Tenkterer, Ubier und Usiper. Die Franzosen tragen also keinen ihrer Sprache entsprechenden romanischen, sondern einen germanischen Volksnamen, und schon darum sind sie am allerwenigsten berechtigt, deutsche Landesteile als national-französisch für sich in Anspruch zu nehmen. Und wenn sie behaupten wollen, als Franzosen kein germanisches Blut in sich zu haben, so sollen sie doch zunächst erst beweisen, daß ihr Name nicht germanischen Ursprungs ist, und mit welchem Recht sie ihrerseits ihre Kriege gegen Deutschland Volkskriege nennen wollen in dem Sinne, daß südländischer Romanismus gegen nordischen Germanismus steht.

Nicht Völker formen die Zeitgeschichte, sondern Volksführer. Solange aber führende Geister in Frankreich sich aus jedem Spiegelscherben den Beweis holen können, daß sie nicht der mittelländischen, dunkeläugigen, dunkelhaarigen, dunkelhäutigen Menschheitsrasse oder den alpinen Rundköpfen angehören, solange können sie nicht Kriege führen gegen Deutschland im Namen und in Wahrung der völkischen Belangen einer der unsern wesensfremden Rasse; und solange können sie nicht deutsches Land für sich beanspruchen, weil es ihrer Rasse gebühre.

Was französisch klingenden Namens in Frankreich ist, kann darum nicht durchweg behaupten, daß es deutsch-fremden Geblüts ist, das nie blonde Haare und blaue Augen zeigen kann. Im Zossener Kriegsgefangenenlager sah ich manchen hochgewachsenen, blauäugigen und blonden „Franzosen", dessen offener Blick angenehm berührte gegenüber dem stechenden „Schulen" seiner dunkelfarbenen, kleiner geratenen „Landsleute". Die Durchdringung Frankreichs mit germanischem Blut, und gerade in den führenden Schichten, war stets so bedeutend, vom Beginn unserer Zeitrechnung an bis nach den englischen Kriegen und noch weiterhin andauernd durch Einwanderung und Aufenthalt deutscher Unternehmer und Künstler, Soldaten und Abenteurer, bedeutend gefördert auch durch die Napoleonische Zeit, daß alle Anmaßung französischer Geschichtsklitterung vor dem untrüglichen Spiegelbild germanischer Rasse die Sprache der Tatsachen nicht abzuleugnen vermag.

Wenn die Chauvinisten jenseits Verdun und der Somme auf ihre Schlagworte offen verzichten und freimütig Eroberungskrieg nennen wollten, was sie mit wahnsinniger Verhetzungsarbeit ohne zwingenden Grund gefördert und begonnen haben und nun unter dem Druck ihres niederträchtigen Freundes in Calais fortzusetzen genötigt sind, so könnte das hingehen. Es ist oft Blut von unserm Blut, was den kriegerischen Geist und den nimmer ermattenden Siegeswillen auch bei ihnen gezüchtet hat und hochhält, und ein Teil unseres „Partikularismus", was uns die Stange halten will. War denn Napoleon ein Romane? Er hatte blaue Augen, blondes Haar und einen Langschädel; seine Vorfahren, die Grafen von Cadolingi, entstammen den Langobarden, einem ebenfalls westgermanischen Stamm, den

Landnot und Tatenlust um die Mitte des zweiten Jahrhunderts aus seinen Sitzen südlich bis östlich vom Hamburger Gebiet getrieben hat. Sechzig Bildnisse von französischen Geisteshelden der verschiedensten Jahrhunderte, die Woltmann bringt, zeigen germanisches Gepräge, und wenn ich vorhin ausführte, daß französisch klingende Namen noch nicht Beweise sind für deutsch-fremdes Geblüt, so weisen doch umgekehrt deutsche Namen bei „Franzosen" wahrlich auf deutsche Vorfahren, auf deutsche Einwanderung, auf deutsches Geblüt.

Die französische Rangliste spricht dazu Bände. Können Namen wie Altmayer, Dalstein, Deckherr, Dietrich, Feldmann, Geibel, Goetschy, Gräff, Groth, Hartschmidt, Heimburger, Heine, Heitz, Hürstel, Keßler, Kolb, Körner, Kremer, Libermann, Lucas, Metzinger, Rau, Reibel, Schewaelbe, Schill, Schiller, Schneegans, Schneider, Seelweger, Steinmetz, Treymüller, Vinckel-Mayer, Weick, Zurlinden, die alle dem höheren Offizierkorps entnommen sind, Namen auch wie die der Großindustriellen Deutsch und Schneider (in Creusot) auf französischem Boden gewachsen sein?

Glauben die Träger solcher Namen auf- (oder unter-) gegangen zu sein im „französischen" Volkstum, so konnten sie doch mit dem Gewand der Sprache nicht auch ihr Blut tauschen; ihr Namensausweis allein erhält ihnen das Kainszeichen, das ihr Gebaren als „Franzosen" brandmarken muß vor ihrem eigenen Gewissen und vor den Augen ihrer „Landsleute" vom Schlage des homo mediterraneus und alpinus, wenn diese zu sehen und zu verstehen gelernt hätten. Gewiß, auch wir Deutsche sind nicht reinblütige Germanen geblieben, Römer- und Wendenblut haben wir in uns aufgenommen, aber Herren sind wir in deutschen Landen geblieben und nicht Knechte geworden und Mitläufer volksfremder Rassen, wie die blauäugigen Franzosen, die den Niedergang „ihres" Volkes nicht aufzuhalten vermögen und nun den Lohn ihrer Kainstaten auf den Schlachtfeldern aus unseren Schützengräben empfangen.

Biologie im Unterricht nach dem Kriege.

Prof. Dr. H. G. Holle.

Leitspruch: Lerne zu leben!

Auf die eindringlichen Lehren, die der Krieg für unser durch ihn in Frage gestelltes völkisches Leben bietet, ist in diesen Blättern wie anderwärts schon so oft hingewiesen, daß man bei der langen Dauer des Krieges wohl die Frage aufwerfen könnte: „Werden wir aus dem Kriege lernen?" Wird wenigstens die Hauptlehre dieses Krieges, daß die Kraft, die wir in ihm bewähren, in unserem Deutschtum liegt, Beherzigung finden? — Weite und maßgebende Kreise wissen es bei uns noch immer nicht. Unsere Gegner, wenigstens deren führende Männer, wußten es schon vor dem

Kriege und zettelten eben deswegen diesen Krieg an, um es auszurotten. Ihr Kriegsziel ist es nun, nachdem sie die Wucht unserer Volkskraft an sich selber erfahren haben, mehr wie je. In ihrem Streben finden sie, wenn auch nicht beabsichtigte, so doch tatsächliche Unterstützung in unserer Mitte bei denen, die der ungeheuren Machterweiterung gegenüber, die England trotz aller Niederlagen während dieses Krieges durch Vergewaltigung oder freiwillige Unterwerfung seiner „Bundesgenossen" wie der „Neutralen" zu erringen gewußt hat, verlangen, daß wir einen Frieden auf der Grundlage des alten Besitzstandes schließen, von dem im ganzen Naturleben herrschenden Recht der Eroberung, ohne das keine Naturart bestehen kann, dessen Anwendung sie bei England selbstverständlich finden, uns Deutsche ausnehmen, ja die das Wort „deutsch" seines biologischen Sinnes als Bezeichnung eines angestammten Volkstums überhaupt entkleiden möchten, indem sie es nur im staatsbürgerlichen Sinne nehmen. Diese Leute finden einen Grund günstiger Besprechung eines Liederbuches für Soldaten darin, daß das Wort „deutsch" gar nicht darin vorkommt; sie nennen Pflege des Deutschtums an der Jugend „Politik in die Schule tragen". —

Daß das Deutschtum seine Kraft in diesem Kriege noch einmal so glänzend bewähren konnte, verdanken wir sicher in erster Linie seiner Erhaltung und Pflege in der Schule. — Leider ist der germanisch veranlagte und durch Überlieferung germanisch eingestellte, von undeutschem Blut und undeutschem Wesen noch nicht angekränkelte „Grundstock" unseres Volkes jetzt auch geistig mit dem Kriege und für den Krieg so vollständig beschäftigt, daß er den der Schule entgegenwirkenden undeutschen Strebungen nicht so entgegentreten kann, wie er möchte, selbst wenn er — dürfte. Damit ist die schon vor dem Kriege oft versagende Familien-Überlieferung noch mehr außer Wirksamkeit gesetzt. *Unsere Hoffnung auf weitere Erhaltung und immer stärkere Befestigung und Vertiefung des Deutschtums beruht um so mehr auf der Schule.*

Unter der Herrschaft mechanisch-darwinistischen Denkens beriefen sich die Vertreter des undeutschen „Händlergeistes" auch gern auf die Biologie, weil sie in ihr eine Stütze fanden für die Empfehlung des „gleichen Rechtes für Alle", das heißt des uneingeschränkten Wettbewerbes, des Kampfes Aller gegen Alle, die dem „Geschäftstüchtigen" freie Bahn schafft. Nachdem sich jetzt die biologische Forschung auch in der zünftigen Wissenschaft mit der offenen Absage *Oskar Hertwigs* von der mechanistischen Lebensauffassung abgewandt hat, wird *der Lehre vom Leben die maßgebende Einwirkung auf die Erziehung des völkischen Nachwuchses, diese unfraglich biologische Angelegenheit, auf die Dauer nicht mehr vorenthalten werden können und die Erziehung zum Deutschtum damit die sichere natürliche Grundlage erhalten.*

Da ist es nun von hohem Belange für diese Erwägungen, daß vor kurzem ein Werk erschienen ist, „*Die deutsche höhere Schule nach dem*

Weltkriege" (B. G. Teubner 1916), in dem der Geheime Oberregierungsrat Dr. J. Norrenberg eine Reihe von Beiträgen bewährter Schul- und Universitätslehrer bringt, die meiner Zuversicht eine erfreuliche Stütze gegeben haben. — Wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, so halten alle diese Beiträge doch tatsächlich an der biologischen Wesenheit des Deutschtums fest. Auf die einzelnen Beiträge werden wir weiterhin noch zurückzukommen Veranlassung haben; denn die biologische Auffassung des Deutschtums wird in jeder Richtung wie in der Gesamtorganisation des Schulwesens zum Ausdruck kommen müssen, wenn das alte Wort noch seine Geltung bewahrt, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen sollen, wir Deutschen also für unser deutsches Leben.

Aber das Wort ist in Mißachtung gekommen, weil es in mißbräuchlicher Anwendung durch mechanisches Denken des bei uns vor dem Kriege eingedrungenen „Händlergeistes" dahin verstanden ist, daß die Schule Kenntnisse übermitteln müsse, die für das Leben unmittelbar nützlich wären. Nicht das Kennen, sondern das Können ist das, was fürs Leben nottut, nicht „Wissen ist Macht", sondern Können und Wollen. Kenntnisse, die für das Leben nützlich sind, erwirbt sich jeder, der kann und will, aus eigenem Antriebe, sobald er ihre Notwendigkeit für seine Absichten empfindet. Einen deutlichen Beweis dafür bilden die fremden Sprachen, die jeder, der überhaupt Anlage dazu hat, bei eintretendem Bedürfnis ohne höhere Schule in praktischer Übung erlernt; und das gilt mit Sicherheit für jede Fachkenntnis, die bei der Vorbereitung zu dem mit Lust und Liebe ergriffenen Beruf erworben werden muß, die mit Eifer angepackt wird auch von dem, der als Schüler aus Zwang nichts lernen wollte. — Der Leitspruch der Schule unter dem Ideal des „Heldengeistes" lautet besser: „Lerne zu leben!" Und Aufgabe der Schule ist es, dem heranwachsenden, werdenden Menschen Gelegenheit zu geben, zu erkennen, was er will, das heißt seine Persönlichkeit im Rahmen ihrer völkischen Bestimmtheit auszubilden, die uns der Krieg endlich wieder zu vollem Bewußtsein gebracht hat. Ohne den Halt dieses angestammten Volkstums zerfließt die Persönlichkeit zum Individualismus und die Kultur wird zum ödesten Materialismus. Ist aber das Volkstum etwas Angestammtes, nicht etwa bloß mit Sprache und Sitte Übernommenes oder Aufgezwungenes, so ist es ein „biologischer" Begriff. Es ist erfreulich zu sehen, daß trotz aller Gegenwirkungen dieser biologische Sinn des Wortes „deutsch" bei verschiedenen Mitarbeitern des oben genannten Werkes, auch wenn sie nicht Biologen sind, deutlich zum Ausdruck kommt.

So gleich in den trefflichen Ausführungen der vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. K. Reinhardt geschriebenen Einleitung: „Freiheit und Leben, wie es auch in dem Goetheschen Worte heißt, sind eines Volkes höchste Güter: daß es sich nach der ihm eingeborenen, von Gott und der Natur ihm verliehenen Anlage, nach seinem innersten ursprüng-

lichen Wesen entwickeln darf, unabhängig und ungehemmt von fremden Gewalten. Was diesem Streben sittliche Kraft und Wert verleiht, ist der Glaube, daß unserem Volke von Gott eine Aufgabe anvertraut ist, die es zu erfüllen hat, ein Menschheitsideal eigener Art in der Welt zu verwirklichen."

Dieses Ideal aber kann nicht von außen an den Einzelnen herangebracht werden, es kann nur aus dem eigenen Innern, aus der anererbten Natur erstehen. Mit Recht sagt Reinhardt: „Das Wesen eines Volkes läßt sich nicht auf eine Formel bringen. (Ebensowenig wie das einer Naturart. Verf.) Weil es Leben ist und aus geheimnisvollem Dunkel stets neue Kraft zur Entwicklung bringt, läßt es sich nicht in Begriffe fangen. Wie die Natur jedes Menschen, so ist auch die eines Volkes voller Widersprüche. Es hat gute und böse Zeiten."

Diese Gedanken decken sich mit der biologischen Erkenntnis der Neuzeit, daß in jedem Wesen, also auch in jedem Menschen, eine Mischung von Keimanlagen, auch der geistigen Eigenschaften, verschiedener Herkunft besteht. Die „dominierenden", im entwickelten Einzelwesen zum Ausdruck kommenden Eigenschaften, geben ihm den persönlichen Charakter; die der Menge oder der Wirksamkeit nach in einer Menschheitsgruppe vorherrschenden bestimmen den Volkscharakter. Wo diese in führenden Männern zu höchster Entfaltung gekommen sind, weckt deren Vorgehen die im Volke vorhandenen gleichartigen Anlagen zu triebhafter Mitwirkung und läßt die Einheitlichkeit des Volkscharakters hervortreten, wie es so schön beim Ausbruch dieses Weltkrieges bei uns der Fall war. Aber es können auch die Strebungen undeutscher Anlagen in einzelnen Persönlichkeiten wie in bestimmten Bevölkerungsgruppen mehr hervortreten und bei der bunten Mischung der Keimanlagen im Volke überall vorhandene gleichgeartete zur Mitwirkung fortreißen. Um so mehr, wenn die anderen durch äußeren Zwang niedergehalten werden. — So entstehen die „guten und bösen Zeiten", die deutschen und die undeutschen Erscheinungen in unserem Volke. Solange es noch bei uns, uneingeengt und unbeeinträchtigt durch fremdstämmige Volksbestandteile, einen „völkischen Grundstock" gibt, in dem bestimmte, als „deutsch" empfundene Keimanlagen vorherrschend vererbt und durch Überlieferung und Übung wirksam erhalten werden, solange werden wir deutsch bleiben. Diesen Grundstock, zu dem die jedenfalls nicht gehören, die sich selber vom deutschen Geistesleben ausschließen, zu pflegen und zur Blüte zu bringen, muß die eigentliche Aufgabe der deutschen Schule sein.

Verderblich aber für diesen Grundstock wirkt die Auffassung vom Staate als einer Einrichtung, die Glückseligkeit, das heißt das äußere Gedeihen, einer größtmöglichen Masse von Menschen, einerlei welcher Art, zu verwirklichen, der „Utilitarismus" der Engländer, der vom Staate verlangt, daß er dem Streben des Einzelnen nach äußerem Glück alle Hindernisse aus dem Wege räumt, der Ausbeutung durch den Rücksichtslosen

also freie Bahn schafft. Diesem Freiheitsbegriff der Engländer steht der deutsche gegenüber als die Möglichkeit, seinen eigenen angeborenen Anlagen gemäß zu leben und deren Idealgehalt zu entwickeln und so Freiheit und Notwendigkeit in einer höheren Einheit zu verschmelzen. — Und die Schule soll, wie Reinhardt sagt, „ein Abbild des Volkes sein". „Es ist die erste Organisation, in die der künftige Staatsbürger eintritt. Auch sie muß sich gründen auf die freiwillige Unterordnung unter das Gesetz, auf die Vereinigung von Freiheit und Notwendigkeit." Und weiterhin: Die Schule „muß Achtung haben vor dem Sonderleben jedes einzelnen Schülers, denn daraus erwächst dem Ganzen neue Kraft. Nicht dämpfen sollen wir den Geist, sondern bilden, daß er sich dem Ganzen fügt".

Diese biologische Auffassung vom Wesen der Schule steht im Gegensatz zu der bisher vielfach begünstigten mechanischen als einer Anstalt zur Überlieferung von „Wissensstoff", die ihren bezeichnendsten Ausdruck findet in dem Unterrichtsminister, der sich rühmt, an jedem Tage im Jahre genau angeben zu können, was in jeder Schule in jedem Fach gerade „durchgenommen" wird. — Der Wissenswahn aber führt zur Schwächung des selbständigen Willens, ohne zur Wissenschaft anzuleiten. Wissenschaft kann überhaupt nicht gelehrt, sondern nur entwickelt werden. Die Universität soll denen, die dazu die Fähigkeit und den inneren Beruf haben, die Gelegenheit schaffen, der technische Fachunterricht die Anwendung der Wissenschaft vermitteln. In der Schule aber soll die noch zu erziehende Jugend nicht Wissenschaften lernen, sondern an den Wissenschaften lernen. — Das entspricht auch dem, was Prof. Dr. Ferd. Jak. Schmidt in dem erwähnten Sammelwerk unter „Universität und höheres Schulwesen" in den Worten ausdrückt: „Es kommt darauf an, daß jeder, der den Lehrerberuf ergreift, schon auf der Universität mit dem Gedanken erfüllt werde, er habe im Schuldienst nicht eine Art zweitklassigen Fachgelehrtentums zu vertreten, sondern ein erstklassiges Erziehertum. Er muß in wissenschaftlicher Erkenntnis dazu erhoben werden, daß er sich zwar als Philologe und Historiker, als Mathematiker und Naturwissenschaftler mit sorgfältigen und umfassenden Fachstudien auszurüsten habe, daß er aber keinen dieser Unterrichtsgegenstände lediglich im Fachinteresse, sondern um des höheren persönlichkeitsbildenden Erziehungszweckes zu lehren habe." — Dazu muß der Lehrer aber selber Persönlichkeit sein und die Fähigkeit, auf die Jugend zu wirken, als ererbte Anlage mitbringen. In diesem Sinne haben die „Originale" der alten Schule besser gewirkt als die „Pauker" der neuen, die freilich nicht so schuldig sind wie ihre Vorgesetzten, die ihre Leistungen nach dem abfragbaren Wissen ihrer Schüler beurteilen. Diese Eigenschaften können durch kein vertieftes Studium der Pädagogik, dem F. J. Schmidt das Wort redet, ersetzt werden. Daß Pädagogik, oder sagen wir lieber Seelenkunde

des Jugendalters, zur Vorbildung des Lehrers gehört, soll nicht in Abrede gestellt werden; aber er wird dadurch ebensowenig zum Künstler (Könner) in seinem Fach, wie man etwa durch das Studium der Farbenlehre zum Maler wird. Die erlernbare Technik, in gegebener Zeit möglichst viel Wissensstoff zu übermitteln, haben wir ja abgelehnt. Eine Steigerung der erwähnten Fähigkeiten des Lehrers kann nur die Übung im Beruf selber geben. Auch hier entscheide nicht die Prüfung, sondern die Bewährung! Das Beste, was ein richtiger Lehrer den Schülern geben kann, gibt er nicht mit dem Wissensstoff, sondern mit dem, was bei dessen an den mitgebrachten Vorstellungskreis der Schüler anknüpfenden Übermittelung die persönlichen Umstände ihn veranlassen, sozusagen in Parenthese zu bringen. Das kann keine Pädagogik lehren.

Der Forscher kann und soll seine Wissenschaft „um ihrer selbst willen" treiben, das heißt ohne Nebenabsichten, in Auswirkung seiner persönlichen, bestimmt gerichteten Willensantriebe. Auf der Schule ist die Wissenschaft Erziehungsmittel. Diese biologische Richtlinie ist für jedes Fach inne zu halten, — auch für den Unterricht in der Biologie!

In diesem Sinne für das Leben lernen kann man an jedem Fach; nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Betrieb des Unterrichts kommt es an. Welches Gebiet dazu jeweils am besten benutzt wird, richtet sich nach den besonderen Anlagen und Neigungen. Und bei der in der Neuzeit eingetretenen Erweiterung aller Wissensgebiete ist „allgemeine" oder „Universal"bildung, wie wir mit Direktor Dr. Paul Lorentz (a. a. O. „Das Trugbild der Allgemeinbildung") annehmen, weder ein erstrebenswertes noch ein erreichbares Ziel, und die Verschiedenheit der höheren Schulen findet dadurch ihre Rechtfertigung. Die Einheitlichkeit der Bildung kann nur durch ihre völkische Bestimmtheit erreicht werden.

Diese kann aber nicht dadurch gegeben werden, daß wir uns auf deutsche Sprache und Literatur beschränken, sondern, wie der Krieg es als wirksam hat erkennen lassen, indem wir am fremden Volkscharakter uns des eigenen bewußt werden, ohne uns, wie es der bisherige Betrieb der Fremdsprachen forderte, in den Geist der fremden Sprache „einzufühlen" und dadurch dem eigenen Wesen uns entfremden zu lassen. Wir dürfen das Fremde, wie Prof. Dr. Alois Fischer (a. a. O.: „Gedanken über die Form der deutschen höheren Schulen") sagt, „nicht als Baustoff für den eigenen innersten Lebensvorgang verwenden". Dagegen können wir nur durch die wissenschaftlich aufgenommene Fremdsprache Einsicht in das Wesen der Sprache überhaupt gewinnen. Gewiß soll das Deutschtum den inneren Zusammenhalt des Unterrichts geben; aber das wird nicht durch Vermehrung der Stundenzahl des „Faches" erreicht, sondern indem jedes Fach an der Ausbildung der deutschen Sprache bei der Jugend mitarbeitet und auf das deutsche Land und den deutschen Menschen bezogen wird und indem in den Fremdsprachen auf die Wiedergabe der fremden

Gedanken in gutem Deutsch das Hauptgewicht gelegt wird. Es wäre ein Mißbrauch der lebendigen Muttersprache, sie zur Entwicklung der Sprachbegriffe zu benutzen, statt des toten Latein, das sich auch am besten dazu eignet und ohne das kein Verständnis der heutigen „lateinischen" Sprachen zu gewinnen ist. Wohl aber ist im deutschen Unterricht die Entstehung oder Herkunft und der Bedeutungswandel der Worte und Redewendungen in ihrem Zusammenhange mit der Kulturgeschichte zu würdigen und klarzulegen und die Bildlichkeit und damit zusammenhängende Bildsamkeit der deutschen Sprache in das rechte Licht zu rücken. So wird auch die Sprache biologisch aufgefaßt und durch den Einblick in ihr Werden und Wachsen im Gemüt des Schülers lebendig erhalten. Auch sollte mehr zum Genuß der deutschen Literatur angeregt, als in vermehrter Stundenzahl deren Werke „analysiert" werden. Dagegen sollten die Schüler angehalten werden zu berichten, was sie aus ihrer selbstgewählten Lektüre oder dem Betrieb anderer Lehrfächer entnommen haben. Überhaupt mehr angehalten werden, ihre eigenen Gedanken zu entwickeln und damit zu selbständigem Denken geführt, statt gezwungen zu werden, vom Lehrer fertig bezogene Urteile über geschichtliche oder literarische Gegenstände mit innerem Widerstreben wiederzugeben. Dazu muß der Unterricht mehr Wechselrede als Vortrag werden. Nur eigenes Denken kann die heranwachsende Generation vor der durch den Krieg in so grauenvoller Wirksamkeit gezeigten Suggestion der Schlagworte bewahren!

Auch im Geschichtsunterricht dürfen wir uns nicht zu sehr auf die deutsche Geschichte beschränken. Denn die geschichtlich gewordenen Zustände sind wesentlich durch freundliche oder feindliche Beziehungen nicht bloß zu benachbarten, sondern in der Neuzeit auch zu sehr fernen Völkern entstanden. Aber bei der Überfülle des Stoffes ist Vollständigkeit zu vermeiden und neben der Entwicklung des eigenen Volkes in Gegenwirkung mit anderen nur einzelne typische Beispiele dieser für sich zu behandeln. Durch diese Beschränkung zugleich mit der Einschränkung der nur mechanisch zu merkenden Daten, die, wie die Weltgeschichte „Männer, Völker und Zeiten" von Dr. Albr. Wirth zeigt, sehr wohl durchzuführen ist, wird Raum gewonnen zur gründlichen Behandlung auch der neuesten Geschichte unseres Volkes, wie sie notwendig ist, wenn die Geschichte dem heranwachsenden Manne die Grundlage für seine politische Stellungnahme geben soll. Politik aber ist die Lebenskunst eines Volkes, die bewußte Leitung seines Kampfes ums Dasein, und bedarf der allgemeinen Richtlinien, die nur aus dem Vergleich der Geschichte verschiedener Völker gewonnen werden kann. Vielleicht empfiehlt es sich, gerade die drei Gesichtspunkte Wirths auf den drei Stufen der höheren Schule, in deren jeder die ganze Geschichte zu behandeln wäre, statt nebeneinander, der Aufnahmefähigkeit des Stufenalters entsprechend, nacheinander zur vorwiegenden Geltung zu bringen.

Viele deutsche Geschichtsforscher und die Politiker demokratischer Richtung neigten vor dem Kriege der Ansicht zu, daß „das Nationalitätsprinzip sich überlebt habe", das heißt, sie verkannten die biologische Wesenheit des Volkstums und glaubten, daß geschichtlich gewordenes Zusammenleben und wirtschaftliche Vereinigung verschiedener Völker genüge, um die Festigkeit eines Staatskörpers zu verbürgen. Als ob es nur hierauf ankäme und nicht vielmehr darauf, daß ein Volkstum Lebenskraft genug hat, um dem Staat seinen Charakter aufzuzwingen und seine besondere Kulturaufgabe zu erfüllen[1]). Aber auch die Ansicht selber ist falsch. In dem einmütigen Vorgehen der gesamten Bevölkerung des Reiches beim Ausbruch des Krieges glaubten sie die glänzende Bestätigung ihrer Ansicht zu sehen, obwohl die undeutschen Volksbestandteile nur durch die übermächtig auflodernde Kraft des völkischen Grundstocks mitgerissen wurden: Das war Wirkung des Blutes, nicht der Überlieferung, die so lange Zeit schon in entgegengesetzter Richtung gewirkt hatte. Sie lassen sich auch durch die völkischen Erscheinungen in Elsaß-Lothringen und durch das Verhalten der preußischen Polen nach der Unabhängigkeitserklärung des Königreichs Polen nicht belehren. Das kommt, — weil sie Deutsche sind. Nur der Deutsche kann gutmütig und willensschwach genug sein, anderen Völkerschaften innerhalb des Gesamtstaates volle Gleichberechtigung zuzugestehen und diesen dadurch zu schwächen und zu gefährden. Das Gegenstück ist England, das allen eroberten oder ergaunerten Gebieten auch ohne Mithülfe der Gesetzgebung durch seinen bloßen Willen seine Sprache und seine Denkweise aufzwingt, das sogar in Ländern wie den Vereinigten Staaten, wo es die äußere Herrschaft verloren hat, durch den angelsächsischen Grundstock, obwohl er die Minderheit einer rassisch noch nicht verschmolzenen Bevölkerung bildet, die Gesamtheit in seinen Bann zwingt. Deshalb können wir wohl infolge der sittlichen und kulturellen Überlegenheit unseres Volkstums diesen Krieg auch gegen England mit den Waffen gewinnen, aber wir können im weitergehenden wirtschaftlichen Kampf ums Dasein uns ihm gegenüber nur behaupten, wenn wir uns zu gleicher Rücksichtslosigkeit in der Durchsetzung unseres Volkstums aufraffen, wie es die Römer unter ähnlichen Verhältnissen gegenüber den Puniern getan haben. — Kein Volkstum hat ein Recht auf Bestand, das diesen nicht aus eigener Kraft oder durch Anlehnung an ein gemütsverwandtes anderes zu wahren vermag. Das ehrliche „Nationalitätsprinzip" schützt die sich dem eigenen Volke willig anschließenden, mithelfenden Fremdvölker, das unehrliche redet vom „Schutz der schwachen Nationen" und vergewaltigt sie für eigene Zwecke, das dumme überträgt das „gleiche Recht für alle" von den Individuen auch auf die Völker — mit Ausnahme des eigenen — und opfert das eigene Volkstum zugunsten des fremden und

[1]) Vergl. den Aufsatz des Verf. „Nationalitätsprinzip, oder völkische Lebenskraft?" in Bd. XV., Nr. 2, dieser Zeitschrift.

feindlichen. In dieser Form ersteht es wieder, wenn man es als einen „überwundenen Standpunkt" ansieht.

Leider sträuben sich unsere Geschichtsforscher noch meist gegen die biologische Wertung des Volkstums. Aus der Tatsache, daß sich „Volk" nicht mit „Rasse" deckt, und Völker gleicher Rasse oft in politischem Gegensatz stehen, glauben sie vielfach die Bedeutungslosigkeit der Rasse für das Volkstum ableiten zu müssen. Sie beachten nicht die Ergebnisse der neueren Biologie, wonach durch die geschichtliche Mischung der Rassen deren Eigenschaften keinesweg in einer „Mischrasse" untergegangen sind, sondern daß die einzelnen körperlichen wie geistigen Anlagen, soweit sie nicht durch den Kampf ums Dasein ausgemerzt sind, unverändert im Keimplasma der einzelnen Volksglieder durch die Jahrtausende hindurch erhalten bleiben können. Die überlegenen Fähigkeiten einer Urrasse können, auch wenn sie nur ausnahmsweise einigermaßen vollständig in einem Individuum sich wieder zusammenfinden, auch in der Mischung mit fremden Eigenschaften noch ausschlaggebend für die Richtung des völkischen Lebens sein. — Eine völkisch bestimmte Kultur kann aber, wie die Geschichte zeigt, nicht durch bloße Überlieferung erhalten und weitergeführt werden von einem beliebigen fremdartigen, wohl gar minderwertigen Menschenstamm. Denn wenn auch das Volkstum als solches nicht vererbt, sondern durch die Sprache nur überliefert wird, so sind die es kennzeichnenden Eigenschaften und Fähigkeiten entstanden und werden fortgebildet durch vererbbare geistige Anlagen eines rassisch bestimmten Grundstocks. Mit dessen Absterben und Ersatz durch einen anders gearteten verändert sich auch das Volkstum, während der auf das Land übertragene Name bleiben kann. (Griechen-Land, Franken-Reich, Angel-Land.)

Gerade die abgeschlossene Geschichte alter Völker kann uns die Bedeutung des Rassetums, also der biologischen Grundlage eines Volkes klar machen. Ein besonders geeignetes Beispiel dazu ist das Volk der Hellenen; und das ist ein Hauptgrund, daß wir an der Beschäftigung nicht nur mit der Geschichte, sondern auch mit der Sprache und dem Schrifttum der Hellenen wenigstens fürs Gymnasium festhalten müssen, aber auch festhalten, daß die Beschäftigung mit der griechischen Sprache nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck sein darf. Es kommt hinzu, daß das Volk der Hellenen, wie die germanischen Gesichtszüge und das blonde, wellige Haar seiner Götter- und Heldengestalten, wie auch das im Schrifttum sich äußernde geistige Wesen des Volkes mit seinen Vorzügen und Fehlern ein verkleinertes und deshalb leichter übersehbares Spiegelbild des deutschen darstellt. Aus diesem Abbild, nicht Vorbild, können wir für unsere völkische Selbsterkenntnis und politische Bildung mehr lernen, als durch die Beschäftigung mit dem germanischen Altertum, von dem wir bei aller schon erreichten Kulturhöhe keine ausreichenden geschichtlichen Quellen haben, während wir von den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen des

alten Athen und der Herkunft seiner führenden Männer die genaueste Kenntnis besitzen. Die Beschäftigung mit unserer germanischen Vorzeit gibt höchste Idealwerte für unsere Gemütsbildung, aber die Vertiefung in sie darf uns nicht weltfremd machen. Jedenfalls steht das Hellenenvolk dem Germanentum näher als die westlichen und östlichen Völker Europas, in denen das Blut der germanischen Eroberer in der überwiegenden Masse der Urbevölkerung wie das Hellenentum im jetzigen Griechenland verbraucht ist, während es sich in Mitteleuropa, wo es schon in vorgeschichtlichen Zeiten seßhaft geworden war, sich im Grundstock des deutschen Volkes, wenn auch in weitgehender Verdünnung, noch maßgebend erhalten konnte. Freilich erreichte es die geistige Entwicklungshöhe der Antike erst zu einer Zeit, wo der germanische Heldengeist durch den weltentsagenden und außervölkischen Geist des aufgedrungenen Christentums verfälscht war, das in der Gemütstiefe der Deutschen erst allmählich „assimiliert" wurde, während es anderen Völkern nur äußerlich anhaftete; wir sind auch die einzigen, die es mit den menschheitsverbrüdernden Ideen des Christentums ernst nehmen. Wenn auch nicht verkannt werden darf, daß erst seit der inneren Verarbeitung des Christentums die germanische Kultur eine Höhe erreichte, die die griechische überragt wie ihre gotischen Dome die griechischen Tempel, so dürfen doch auch die schädlichen Einwirkungen nicht übersehen werden, die sich z. B. in der Umbiegung des Begriffs der „Tugend" zeigen, den der Krieg jetzt durch das Vorbild des Heereswesens erst wieder in den ursprünglichen Sinn der „Tauglichkeit" zurückzubiegen beginnt. Für den biologisch Denkenden, oder den durch den Krieg Belehrten liegt das „Jenseits" des Christentums in der Zukunft unseres Volkstums, und ihr zu leben und zu sterben ist ihm höchste sittliche Pflicht.

Das unverfälschte kampffrohe, volksstolze und natürliche Wesen des Germanentums finden wir im Hellenentum wieder, aber auch dessen Eigenbrödelei. Der Ähnlichkeit des griechischen Wesens entspricht die Ähnlichkeit der griechischen Geschichte, in dem Aufstieg von Stammes-Zerrissenheit zu völkischer Vereinigung erst gegenüber drohender Übermacht, — hoffentlich nicht auch in dem Verfall! — Gerade diese Zeiten des Verfalls, in denen nach Thukydides „Parteigenossenschaft ein engeres Band war als Verwandtschaft" und „zu eigenem Vorteil auf Kosten bestehender Einrichtungen eingegangen" wurde, sind geeignet, uns als warnendes Beispiel zu dienen, uns erkennen zu lassen, daß einzelne bedeutende Männer, in denen das alte Blut noch zur Geltung kam, vergeblich gegen den Verfall ankämpften, wenn sie bei dem Schwinden des Gemeinsinnes und Pflichtgefühls der alten Bürger nicht mehr verhindern konnten, daß die Gewalt in die Hände der breiten Massen und ihrer verbrecherischen Hintermänner geriet. — Von dem attischen Volke sagt Dr. Albert Reibmayr[1]), dessen Arbeiten über

[1]) „Zur Entwicklung der Charaktere und künstlerischen Anlagen des attischen Volkes." Polit.-Anthr. Monatsschrift Bd. IX, Nr. 7 u. 8.

die Bedeutung des Rassetums für die Leistungen und das Schicksal verschiedener Völker den Geschichtslehrern nicht dringend genug zur Beachtung empfohlen werden können: „Der Umstand, daß die Gefühlszucht der Athener wegen der Gleichheit des Blutes im Volk und seinem Adel eine sehr einheitliche, harmonische war, erklärt uns die große politische Wirkung, welche von diesem kleinen Volke in der Geschichte Griechenlands ausgegangen ist. . . . Als später das Eindringen des so verschiedenartigen Mischblutes die Einheitlichkeit der Charakter- und Gefühlszucht schwand, war es auch um die politische und sozial-moralische Stärke des Volkes geschehen. Und obwohl zu dieser Zeit der Staat an Zahl der Bürger eher größer war, wurden seine politischen und künstlerischen Leistungen doch immer geringer." — Diese Einheitlichkeit der Gefühle und des Charakters hat den Japanern im Kriege gegen Rußland ihre Stärke gegeben und gibt sie heute den Engländern im Kampfe gegen uns.

Der Geschichtsforschung fehlt gegenüber der Naturforschung das mit Absicht für einen besonderen Erkenntniszweck angestellte Experiment. Um so mehr Beachtung verdienen die ohne wissenschaftliche Absicht angestellten politischen „Experimente", wie jetzt Frankreich ein solches macht, indem es massenhaft farbige Hülfsvölker verschiedenster und wohl durchweg minderwertiger Art nicht nur für den Kampf, sondern auch für die Heimarbeit heranzieht und die an sich schon eintretende Vermischung durch Verleihung des Bürgerrechts noch begünstigt. Den beabsichtigten Zweck der Volksvermehrung wird es vielleicht erreichen, welche Wirkung diese Blutmischung auf den Volkscharakter hat, muß abgewartet werden. Daß ich das Ergebnis dieses volksbiologischen Experiments nicht mehr erleben kann, ist mir besonders schmerzlich; aber ich möchte die jungen Biologen darauf aufmerksam machen.

Für den Biologen ist die Menschheits-Geschichte die Fortsetzung der Natur-Geschichte. Der Mensch ist zwar die Krone der Schöpfung, aber er steht nicht über, sondern in ihr und ist den allgemeinen Gesetzen des Lebens ebenso unterworfen, wie jedes andere Wesen. So vermittelt die Biologie zwischen den „Natur-" und „Geistes"-Wissenschaften. Die Naturkunde, die Lehre von der unorganischen Natur, steht dann nicht mehr als Fremdkörper im Schulorganismus, wenn sie als das gewürdigt wird, was sie ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach ist und wozu sie sich in diesem Kriege so entscheidend bewährt hat, als Hülfsmittel für den völkischen Kampf ums Dasein, und wenn das Eindringen in ihre Gesetze mit dem Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit für das Verständnis des Stoff- und Kraftwechsels in den lebenden Wesen erfolgt, wenn also auch diese Wissenschaften auf der Schule nicht „um ihrer selbst willen" gelehrt werden.

Den Vorwurf, das wahre Wesen des Schulunterrichts nicht genügend beachtet zu haben, den man früher mit Recht den Altertumswissenschaften

machte, kann man heute noch vielfach der Naturkunde nicht ersparen. Der früher vorherrschende „fachwissenschaftliche Betrieb der Altertumsstudien" hat es nach F. J. Schmidt mit sich gebracht, daß „auch die übrigen Unterrichtsfächer des Gymnasiums dahin gedrängt wurden, die gleiche Forderung für sich in Anspruch zu nehmen und ebenfalls das Fachmotiv an die Stelle des Erziehungsmotivs zu setzen". Es ist verständlich, wenn nun die Vertreter der Naturkunde im Gefühl der riesenhaften Fortschritte ihrer Wissenschaften und der darauf beruhenden Technik mit möglichst viel Wissensstoff der Technik vorarbeiten wollten oder mit der „induktiven Ableitung der physikalisch-chemischen Gesetze aus Schüler-Beobachtungen und -Versuchen" die Schüler zu Naturforschern heranzuziehen suchten. Man verstehe mich recht; ich spreche nicht gegen Schüler-Beobachtungen und -Versuche. Im Gegenteil, ich halte sie für ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erziehung von Auge und Hand, von Verstand und Willen. Sie ersetzen auf der höheren Schule die Werkarbeit der Volksschule. Aber es ist nicht Aufgabe der Schüler, die Wissenschaften aufzubauen. Der Widersinn wird offenbar, wenn man erwägt, daß der Weg, den die Wissenschaft in Jahrhunderten durch die Arbeit zahlreicher Forscher durchlaufen hat, von Schülern, wenn auch unter Anleitung und Nachhülfe des Lehrers in wenigen Stunden erledigt werden soll! Höchstens darf der Lehrer sie einen Einblick in die wissenschaftliche Werkstatt tun lassen, indem er begrenzte Gebiete, namentlich die Grundbegriffe der Chemie und Physik induktiv entwickelt, wie man ihnen Geschichtsquellen zeigt, ohne sie selber den wissenschaftlichen Forscher spielen zu lassen. — Von den Schülerübungen sagt auch Professor Hermann Hahn (a. a. O. „Physik und Chemie"): „Durch die Übungen wollte man zunächst nur Physik lehren, doch beobachtete man alsbald ganz überraschende Nebenwirkungen auf die Schule. Diese Wirkungen sind wichtiger als die physikalische Ausbildung, die der Schüler enthält."

In der Naturkunde findet nun auch die Mathematik den ihr so notwendigen Anschluß an die anderen Schulfächer. Soweit sie solchen Anschluß hier oder in der „physikalischen Geographie" oder bei der Erörterung politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse nicht findet, bleibt sie Facharbeit einiger für sie besonders veranlagter Schüler.

Der Forderung, daß die Schule nicht Wissenschaften, sondern an den Wissenschaften lehren soll, entspricht es, daß die „Bürgerkunde", deren Einführung schon vor dem Kriege nachdrücklich gefordert wurde, auch in dem Norrenbergschen Sammelwerk nicht als besonderes Schulfach behandelt wird, wie es diejenigen verlangen, die in der Mitgabe fürs Leben nützlicher Kenntnisse die Aufgabe der Schule sehen. Diese Behandlung würde leicht zur mechanischen Einprägung staatlicher Einrichtungen führen und, wie auch Direktor Dr. Friedr. Neubauer (a. a. O. „Geschichte und Staatsbürgerkunde") meint, den Zweck des Unterrichts, den warmen, lebendigen Anteil an dem Gegenstande zu wecken, vereiteln. Diesen Anteil

kann nur das Erkennen der Beziehungen wecken, in denen der Schüler selber zu den staatlichen Einrichtungen steht und stehen wird, das Verständnis für die Ableitung ihres Werdens aus geschichtlichen Umständen und dem besonderen Volkscharakter. Gewiß hat danach der Geschichtslehrer das nächste Anrecht auf diesen Unterricht. Trotzdem sagt Neubauer mit Recht, daß eine nur gelegentliche Erörterung der staatlichen Einrichtungen im Geschichtsunterricht nicht genüge. Auch würde der durch geographische Wiederholungen schon stark belastete eigentliche Geschichtsunterricht dadurch noch mehr beeinträchtigt werden. Eine Lösung der Schwierigkeit sehe ich nur in einer Fortführung des geographischen Unterrichts durch alle Klassen. Wie die Zeit dazu ohne Vermehrung der Stundenzahl gewonnen werden kann, ergibt sich aus den vorangehenden Bemerkungen über den fremdsprachlichen Unterricht von selber. Der erhöhten Bedeutung des geographischen Unterrichts nach unserem Eintritt in die Weltpolitik ist aber unbedingt Rechnung zu tragen. Im geographischen Unterricht der hinzukommenden Oberstufe ist der Stoff natürlich nicht nach Weltgegenden zu verteilen, die alle schon auf den vorangehenden Stufen durchgenommen sein müssen. Hier ist der natürliche Ort, die Staatsbürgerkunde des Vaterlandes nach der wirtschaftlichen wie nach der politischen Seite, nach ihrem geschichtlichen Werden wie nach ihrer Wechselwirkung und im Vergleich mit anderen Ländern zu erörtern. Dieser Unterricht kann vom Geographen erteilt werden, wenn er genügend geschichtskundig oder vom Historiker, wenn er genügend erdkundig ist. Aber auch die Biologie als Lehre vom „Organischen" wird für diese unzweifelhaften Organisationsfragen der „Staatskunst" wesentliche grundsätzliche Ergänzungen bieten können, während der Neusprachler, der nicht einseitig bloß die Sprache, sondern durch Vermittlung der Literatur auch die Seele fremder Völker studiert hat, für die äußere Politik eine unentbehrliche Grundlage geben kann.

(Schluß folgt.)

Triebkräfte und Verknüpfungen in der Demokratie Österreichs.

Viktor Lischka.

In seiner Nummer vom 28. Dezember 1916 brachte der Berliner sozialdemokratische „Vorwärts" das Folgende unter der Überschrift „Ein politischer Geschäftsmann":

Dem großen Reinemachen in Österreich-Ungarn ist auch der Gouverneur der Boden-Kredit-Anstalt, Dr. Sieghart, zum Opfer gefallen, der vom Minister Clam-Martinitz zu Weihnachten vom Semmering eigens nach Wien zitiert wurde, um zu hören, daß der Kaiser ihn nicht mehr an einem leitenden Wirtschaftsposten wünsche. Dr. Sieghart gab sofort seine Demission.

Der jäh Verabschiedete hatte nicht allein eine wirtschaftliche Herrschaftsstellung inne, er verfügte auch durch die Verwaltung eines großen Teiles des kaiserlichen Vermögens

über beträchtlichen Einfluß bei Hofe, wo er in scharfe Kollisionen mit dem ermordeten Thronfolger Franz Ferdinand geriet. Vor allem aber war er Politiker. Als junger Parlamentsstenograph vom Freiherrn v. Plener entdeckt, avancierte er unter allen Ministerpräsidenten mit gleicher Schnelligkeit, weil er allen als intimer Kenner der parlamentarischen Verhältnisse, ausgezeichneter Kulissenschieber und Beherrscher aller Einflüsse, die auf nicht hieb- und stichfeste Charaktere wirken, gleich unentbehrlich war. Später wurde er Gouverneur der Boden-Kredit-Anstalt. Nach dem Sturze Körbers, unter dessen erster Ministerpräsidentschaft er, obwohl weiteren Kreisen unbekannt, zum größten Einfluß gelangt war, war ihm bereits ein guter Teil seines politischen Einflusses genommen, den er durch Bildung eines von ihm beherrschten Zeitungstrustes ins Ungemessene zu steigern weidlich beflissen war. Nun hat er auch seinen einflußreichen Posten eines Gouverneurs der Boden-Kredit-Anstalt räumen müssen.

Scharf hebt sich von seinem Schicksal das Dr. Spitzmüllers ab, der ursprünglich ebenfalls Staatsbeamter, dann Leiter der Kredit-Anstalt, in dem neuen Ministerium des Kaisers Karl den einflußreichen Posten eines Finanzministers bekleidet, wo er nun zu zeigen hat, ob sein Ruf als Praktiker im Amt und Wirtschaft wohl begründet ist.

Das klingt immerhin „objektiv". Der Gestürzte heißt Dr. Rudolf Sieghart. Ein schöner deutscher Name. Der „Vorwärts" hat über österreichische Verhältnisse und Persönlichkeiten gut unterrichtete Berichterstatter. Warum berichtet er so zurückhaltend über den Sturz einer Persönlichkeit, von der er genau wissen mußte, daß sie sich um die Förderung auch der demokratischen und sozialdemokratischen Bestrebungen große Verdienste erworben hat? Daß diese Persönlichkeit zudem mit unerhörtem Eifer die Entwicklung jenes volkswirtschaftlichen Systems begünstigte, dessen folgerichtiger Ausbau und endgültige Herrschaft die Hauptvoraussetzung für den politischen Sieg des in der Sozialdemokratie organisierten Proletariates ist, mußte dem „Vorwärts" auch bekannt sein. Ein Blatt, das dem Dr. Sieghart nicht gegnerisch gegenübersteht, schrieb am 28. Dezember 1916 über die Bedeutung des von ihm geleiteten Bankunternehmens:

„Der Gouverneur der Boden-Kredit-Anstalt, Geheimer Rat Dr. Rudolf Sieghart, ist von dieser Stelle zurückgetreten. So lautet die hier vorliegende Meldung, welche dem Anscheine nach nicht einen Personenwechsel, sondern einen Systemwechsel in der Leitung einer führenden Bank darstellt, welche mit ihrem Aktienkapital von 63 Millionen, ihren Reserven von 178 Millionen und ihren Kreditoren von 545 Millionen Kronen über mehr als 786 Millionen in der österreichischen Volkswirtschaft arbeitenden Kapitals verfügt. Eine solche Änderung wäre auch von Bedeutung, wenn es sich nicht um eine so ausgeprägte Persönlichkeit handeln würde, wie es Sieghart als Politiker war und als Politiker und Finanzkapitän ist. Sie gewinnt an Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß die Boden-Kredit-Anstalt, die sich schon unter Taussig aus einer Immobiliarbank, zu der sie (wie ihr Titel und ihr noch lebendes Pfandbriefgeschäft beweist) ursprünglich bestimmt war, zu einer höchst rührigen Mobiliarbank entwickelt hat und daß diese Entwicklung unter Sieghart in geradezu amerikanischem Tempo fortgesetzt wurde. Heute ist die Boden-Kredit-Anstalt in einer Reihe der wichtigsten Industrien beherrschend vertreten. Sie hat in der Textilindustrie, in der Petroleumindustrie, in der Papierindustrie, in der Zuckerindustrie Fuß gefaßt und ist durch ihren obersten Leiter in den Verwaltungen einer großen Zahl bedeutender Unternehmungen vertreten, wobei vielleicht im gegenwärtigen Zeitpunkt die Beteiligung an der Waffenfabrik, deren kraftvolle, viel angefeindete Sanierung ein Verdienst der Taussigschen Tesaurierungspolitik ist,

in erster Linie erwähnt zu werden verdient. Sieghart hat sich beeilt, in allen Unternehmungen, welche die Boden-Kredit-Anstalt beherrscht, die leitende Stellung für sich in Anspruch zu nehmen. Er ist Präsident der Österreichischen Waffenfabriksgesellschaft, der „Cosmanos" vereinigten Textil- und Druckfabriken, der Ringhoffer-Werke A.-G., der Ersten Galizischen Ammoniak-Sodafabriks-A.-G. des Österreichischen Vereins für chemische und metallurgische Produktion, der Solvay-Werke Betriebsgesellschaft m. b. H., der Österreichischen Berg- und Hüttenwerksgesellschaft, der Gemeinnützigen A.-G. für Kleinwohnungsbau in Wien, der Staatseisenbahngesellschaft, der Buschtiehrader Eisenbahn, der Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen, der Kaschau-Oderberger Eisenbahn in Budapest. Ob der zurückgetretene Gouverneur der Boden-Kredit-Anstalt auch seine übrigen Funktionen in den verschiedenen Aktiengesellschaften niedergelegt hat, darüber wurde bisher nichts gemeldet. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß die Boden-Kredit-Anstalt in diesen Gesellschaften in Zukunft von einem Außenstehenden vertreten werden soll."

Welche wirtschaftspolitische Macht Dr. Sieghart in seinen Händen vereinigte, das lassen diese Feststellungen erkennen. Seiner Stellung entsprach sein Einkommen. Der Geheime Rat Dr. Sieghart wurde auf Grund der aus dem Jahre 1863 stammenden Satzungen der Boden-Kredit-Anstalt vom Kaiser zu deren Gouverneur ernannt. Als solcher bezog er an festen Bezügen 100000 Kronen jährlich, dann die Gewinnanteile von dieser Anstalt und die „Cantièmen" als Verwaltungsrat bei jenen Aktien-Industrieunternehmungen, denen er auf Grund seiner Stellung angehörte. Erst vor einigen Wochen ist aus dem Geschäftsberichte der Österreichischen Waffenfabriksgesellschaft in Steyr bekannt geworden, daß Sieghart im letzten Jahre nur von dieser einen Gesellschaft für das Geschäftsjahr 1915/16 an „Cantièmen" über eine halbe Million Kronen bezogen hat. Der Mann, der kraft seiner Stellung das Verfügungsrecht über nahezu eine Milliarde besaß, hatte ein Rieseneinkommen und eine Macht in der Politik, über deren Grenzen bisher ganz Bestimmtes noch nicht bekannt ist, eine Macht, die in Österreich als Triebkraft der demokratischen Bewegung während der letzten Jahrzehnte den verhängnisvollsten Einfluß ausgeübt hat. In Dr. Siegharts Händen waren die Fäden einer Art von Nebenregierung vereinigt, deren Hauptwerkzeug die „öffentliche Meinung", d. h. deren Beeinflussung durch die „große Presse" war und — noch immer ist. Ein freisinniges Blatt, die Prager „Bohemia", schrieb am 28. Dezember 1916 über Siegharts Machtbereich:

„Der Wechsel auf dem Gouverneurposten der Boden-Kredit-Anstalt ist diesmal keine wirtschaftliche Angelegenheit. Sieghart hat als Bankgouverneur gute Geschäfte gemacht, große Gründungen sind ihm geglückt. Ein mehr als fürstliches Einkommen, Ansehen und Einfluß waren der Lohn dieser Tätigkeit eines Mannes, der sich mit bewunderungswürdiger Schlagfertigkeit in das Amt des Bankleiters gefunden hatte. Man kann nicht annehmen, daß diese Erfolge ihm von jenen geneidet wurden, die jetzt seinen Sturz herbeiführten. Sieghart war eben nicht nur Bankgouverneur. Er war ehedem und blieb als Bankgouverneur eine politische Persönlichkeit. Keine, die nach außen hervortrat. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz geizten nicht nach den Freuden des Zeitungsruhmes, den er selbst so oft für andere bereitet hatte. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz gingen tiefer. Er wollte nicht den Schein der Macht, er wollte die Macht selbst, er wollte der politische Puppenspieler bleiben, der er als Sektionschef gewesen

war. Und wie er jahrelang die Klaviatur der Presse im Interesse der jeweiligen Regierungen meisterhaft gespielt hatte, so zogen ihn jetzt Freude an der fortgesetzten Übung dieser Virtuosität und politischer Kitzel zum Spiel mit der Presse, das ihm nicht nur kühler Zweck, das ihm Bedürfnis und Lebensinhalt geworden war. So hatten es seine Gegner (und der Erfinder der parlamentarischen Korruption in Österreich hatte nicht nur Bewunderer und Anhänger, sondern auch scharfe und unversöhnliche Feinde) leicht, auf die schwere öffentliche Gefahr einer Vereinigung großer wirtschaftlicher und politischer Kräfte in der Hand eines niemandem als seinem Gewissen verantwortlichen Mannes hinzuweisen."

Ist es nicht bemerkenswert, daß selbst ein mit dem Judentume mannigfach verknüpftes Blatt Dr. Sieghart „den Erfinder der parlamentarischen Korruption in Österreich" nennen konnte? Auf seine korrumpierende Tätigkeit hat ja übrigens auch der „Vorwärts" mit der Bemerkung hingewiesen, Dr. Sieghart sei „Beherrscher aller Einflüsse" gewesen, „die auf nicht hieb- und stichfeste Charaktere wirken".

Ein Blick auf die selbst für Österreich verblüffende Laufbahn dieses Mannes ist lohnend, denn sie erweist die innige Verknüpfung von Journalismus, Parlamentarismus, liberal-sozialistischem Gelehrtentume und großkapitalistischem Wirtschaftssysteme, jene Verknüpfung, in der das von Mommsen wenigstens für den alten Römerstaat als „dekomponierendes Element" bezeichnete Judentum die ausschlaggebende Rolle spielt. Der folgende Abriß der Lebensgeschichte Dr. Siegharts ist dem oben genannten Blatte entnommen, für dessen Geist es bezeichnend ist, daß es die Laufbahn des Mannes, den es selbst den Erfinder der parlamentarischen Korruption in Österreich nannte, als noch nicht abgeschlossen hält:

Dr Sieghart ist am 18. März 1866 in Troppau geboren. Er absolvierte dort das Gymnasium und in Wien die Universität, wo er den rechts- und staatswissenschaftlichen Studien oblag. Karl Menger führte ihn in die Nationalökonomie ein und auf diesem Gebiete hat Sieghart auch eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten wären zu nennen eine Publikation „Geschichte und Statistik des Zahlenlottos in Österreich", ein Werk über „Das öffentliche Glücksspiel in Österreich", ferner eine größere Studie über die „Steuerreform in Österreich". Aus der Feder Siegharts stammt auch ein vor zwei Jahren erschienenes Werk über den Ausgleich Österreichs mit Ungarn, der die wirtschaftliche und kreditpolitische Seite der verwickelten Ausgleichsfragen umfaßte. Sieghart hat an den Ausgleichsverhandlungen selbst tätigen Anteil genommen. In seinem Werk tritt er, gestützt auf die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, für die Beibehaltung der Zollgemeinschaft zwischen den beiden Reichshälften ein. Im Jahre 1900 habilitierte sich Dr. Sieghart als Privatdozent für politische Ökonomie an der Wiener Universität. Außerdem war Dr. Sieghart auch vielfach journalistisch tätig. Er leitete durch mehrere Jahre das Preßbureau der ehemaligen Vereinigten Linken[1]) und war in dieser Eigenschaft im Parlament tätig.

In den Staatsdienst trat Dr. Sieghart im Jahre 1894. Er hat also in 16 Jahren die ganze Stufenleiter von der untersten bis zur dritten Rangklasse durchmessen. Im Jahre 1895 wurde er als Konzipist der Finanzprokuratur ins Finanzministerium berufen, wo er im Steuerdepartement und im Börsendepartement tätig war. Im Jahre 1897 erfolgte seine Zuteilung in das Ministerratspräsidium, wo er schließlich zum Sektionschef

[1]) So hieß der nicht mehr bestehende Verband der alten liberalen Partei in Österreich.

und in die dritte Rangklasse befördert, zum Geheimen Rate ernannt wurde. Er begann seine Karriere im Ministerratspräsidium unter Dr. v. Koerber, diente sodann unter Freiherrn v. Gautsch, Prinzen Hohenlohe, Beck und Bienerth, um im letzten Regierungsjahre Bienerths den Staatsdienst zu verlassen. Dr. Sieghart war auch an den vorbereitenden Arbeiten für den Ausgleich mit Ungarn beteiligt: er fungierte als Vorsitzender der Fachreferenten-Kommission, der die Behandlung des umfangreichen Materials und die legislativen Vorarbeiten oblagen. Dr. Sieghart verließ den Staatsdienst als der damals rangshöchste Sektionschef in Österreich. Er erhielt noch als Sektionschef das Großkreuz des Franz Josef-Ordens und war Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungskommission.

Als Gouverneur Ritter v. Taussig durch eine tückische Krankheit hingerafft wurde, fiel die Wahl auf Sieghart, dessen Aufstieg in der Geschichte der Bureaukratie beispiellos dasteht. Als Gouverneur der Boden-Kredit-Anstalt gelangen ihm gleich in der ersten Zeit glänzende Geschäfte für die von ihm geleitete Anstalt. Er führte u. a. die Umwandlung der Schoellerschen Zuckerfabriken und der Fantoschen Petroleumunternehmung in Aktiengesellschaften durch. Im März 1912 wurde Dr. Sieghart unter dem Ministerium Stürgkh ins Herrenhaus berufen, wo er sich der Verfassungspartei anschloß. Im Jahre 1915 erhielt er den Orden der Eisernen Krone erster Klasse.

Dr. Sieghart war mit dem ermordeten Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh durch persönliche Freundschaft innigst verbunden. Auch mit Koerber ist er in freundschaftlichen Beziehungen.

Sieghart war mit einer Tochter des verstorbenen Wiener Universitätsprofessors für Handels- und Wechselrecht, Hofrat Grünhut, verheiratet, welche 1911 gestorben ist.

Sowohl in diesem Lebenslaufe, als auch in allen anläßlich seines Sturzes veröffentlichten Würdigungen Dr. Siegharts ist seine Zugehörigkeit zum Judentume durchaus unerwähnt geblieben. Wir stellen sie hier fest. Dr. Sieghart ist der Sohn eines jüdischen Kantors, der noch Singer geheißen hat. Auch Hofrat Dr. Grünhut, Dr. Sieghart-Singers Schwiegervater, war Jude. Aber Hofrat Dr. Grünhut war nicht nur der Schwiegervater Dr. Siegharts, sondern auch ein ebenso naher Verwandter Dr. Viktor Adlers, des Führers der internationalen Sozialdemokratie in Österreich. Der „Salon Grünhut" hat in der österreichischen Politik eine große Rolle gespielt, worüber der jüdische „Pester Lloyd" anläßlich des Sturzes Siegharts schrieb:

„In jenen grauen Tagen, da Rudolf Sieghart als parlamentarischer Reporter der Redaktion des „Wiener Tagblatt" angehörte, hatte niemand die Ahnung seines glänzenden Geschicks. ... Es war ein großer Tag, an dem der elegante Novize in das Arrangierungskomitee des Concordiaballes[1]) eintrat. Er hatte die Mission, die ankommenden Notabilitäten zu empfangen. Unter diesen befand sich der berühmte Rechtslehrer Professor Grünhut, der als Ballvater an der Seite zweier ungemein distinguierter Töchter erschienen war. Nach wenigen Monaten führte der flotte Ballarrangeur die ältere Tochter zum Altar. In jenen Tagen spielte Professor Grünhut nicht bloß in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch im sozialen Leben Wiens eine sehr bemerkenswerte Rolle. Sein gastliches Haus war der Mittelpunkt der akademischen

[1]) Die Wiener „Concordia" ist der Journalisten- und Schriftstellerverein, dem die meisten jüdischen Schriftleiter jener großen Wiener Judenzeitungen angehören, aus denen sich leider noch immer viele reichsdeutschen Kreise und Zeitungen ihre Kenntnis der österreichischen Verhältnisse holen.

Kreise und der hohen Bureaukratie. Es war dann allerdings ein rechter Glücksfall, daß die fleißigsten Besucher des interessanten Salons während der Epoche der Beamtenministerien rasch hintereinander zu dem Rang von Kabinettschefs emporstiegen. Die Ministerpräsidenten Gautsch, Wittek, Koerber, Beck waren dem Hause Grünhut sehr befreundet. Der junge Sieghart hatte mittlerweile die Beamtenkarriere ergriffen. Allen jenen Machthabern, die sich eine lange Epoche hindurch als Ministerpräsidenten am Staatsruder ablösten, war die Unkenntnis der parlamentarischen Verhältnisse gemeinsam. Das Abgeordnetenhaus mit seinen wetterwendischen Launen, seinen Cliquen, Intrigen und Ambitionen war ihnen ein sinnverwirrendes, grauenhaftes Chaos. Da erschien nun der ehemalige Parlamentsreporter und Couloirchronist wie ein Retter in der Not, wie ein Mann, der mit dem Lämpchen sicherer Personalkenntnis seinen Minister vorsichtig tastend durch alle dunklen Schächte dieses Labyrinths leitete. Sieghart wußte überall Bescheid. Der Minister erfuhr täglich staunenswerte Offenbarungen über die Triebfedern, Wünsche und Ambitionen all der großen Tribunen, die das Forum beherrschten. Dieser Ausnahmsmensch zumal, der jahrelang mit den Abgeordneten verkehrte, ihre Intimität genossen, entpuppte sich als Virtuose in der Behandlung von Menschen und besonders jener schwachen Menschen, die als Volksvertreter allzu deklamatorisch agieren, um desto rascher in die schnöde Alltäglichkeit zurückzusinken. All ihre verschwiegenen Geheimnisse waren Sieghart geläufig und bei ihm im tiefsten Busen verborgen. Sein Minister erlebte das Wunder, den Todfeind, dessen Rede ihn mit dem Untergang bedrohte, durch die Hand des geschickten Mittlers am nächsten Morgen in seinem Vorzimmer zu erblicken. Nein, dieser Sieghart war ein Hexenmeister, ein Wundermensch, der ein eigenes Öl erfunden, um die unlenksame österreichische Parlamentsmaschine im Gang zu erhalten! Die Ministerien fielen, aber Sieghart blieb."

Das sind durchwegs Zeugnisse von Judenzeitungen für den Einfluß und für die Macht, über die Dr. Sieghart verfügt hat, sowie über die Verknüpfungen der Kreise, die in Österreich die politische Entwicklung im Sinne der Förderung der demokratischen Einrichtungen zu beeinflussen verstanden haben. So war der „Salon Grünhut" in den Jahren 1905 und 1906 der Mittelpunkt eines einflußreichen Kreises, der für die Einführung des gleichen Wahlrechtes in Österreich sich einsetzte, die mit dem Schaffen einer slawischen Mehrheit im Abgeordnetenhause verbunden war. Es gelang diesem Kreise, nicht nur den Widerstand eines Teiles des Hofes, sondern auch die berechtigte Abneigung der konservativen Elemente im Adel und im Parlamente gegen die Demokratisierung des Wahlrechtes zu überwinden. Die mit „dem Hause Grünhut" befreundeten Ministerpräsidenten Freiherr v. Gautsch und Wladimir Freiherr v. Beck waren die eigentlichen Wahlreformminister. Gautsch brachte die erste Wahlreformvorlage ein, Beck setzte sie im Reichsrate durch — mit Hilfe des bewährten „Erfinders der parlamentarischen Korruption in Österreich", des Sohnes eines jüdischen Kantors in Troppau, und mit Hilfe der Presse, die er vorzüglich zu beeinflussen verstand.

Wir meinen, daß der „Fall Sieghart" und der Emporstieg dieses Mannes zu einer Macht, die sich auf die Verfügung über Bankkapitalien, über korrumpierte Parlamentarier, über eine dem Kapitalismus dienstbare oder ihm eigene Presse, sowie über die in der Gemeinschaft des Blutes

begründete Verknüpfung mit dem Führerklüngel der Sozialdemokratie gestützt hat, in handgreiflicher Weise die in der Demokratie wirksamen Triebkräfte und Verknüpfungen erkennen lassen. Hier finden wir die Quelle der Kräfte, die gegen eine innere Neuordnung in Staat und Volkstum wirken, und den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rückhalt jenes „wissenschaftlichen Sozialismus" und „Kathedersozialismus", die in der Fortbildung des kapitalistischen Systems die Voraussetzung für das Beherrschen der entwurzelten, proletarisierten Mittelstandsschichten erkennen. Im wesentlichen entspricht das Bild der in der Demokratie Österreichs wirkenden Triebkräfte und Verknüpfungen, das durch den Sturz Dr. Sieghարts einigermaßen enthüllt worden ist, durchaus den demokratischen Triebkräften, die auch anderwärts wirksam sind.

Die Ostflügel des deutschen Mitteleuropas.

Wilhelm Marks.

Im Dezemberheft ist über die notwendige Neuordnung Österreichs gesprochen worden, nun soll die durch die Lehren der Vergangenheit und die gegenwärtigen Kriegserfahrungen geforderte Umgestaltung der inneren und äußeren Zustände Ungarns und Polens in ihren Grundzügen erörtert werden. Zuerst seien die beide Länder in ihrem Verhältnis zum deutschen Volke gleichermaßen betreffenden Angelegenheiten, in der Folge die jedem einzelnen eigentümlichen gesondert behandelt. Um zum Ziel zu gelangen, muß etwas weiter ausgeholt werden.

In der Zeit des endgültigen Niederganges des alten deutschen Reiches, vor allem nach der Kirchenspaltung und während der durch sie mittelbar geförderten, ständig wachsenden Macht Spaniens, Frankreichs, Schwedens und des osmanischen Reiches sank auch der früher sehr starke Einfluß deutscher Politik und Kultur auf die östlichen Nachbarn. Wie gewaltig er hier einst gewesen, bezeugen noch heute die deutschgewordenen und deutsch gebliebenen Gaue östlich der Elbe, an den böhmischen Randgebirgen und in den Alpenländern Steiermark und Kärnten. Alle Volksgenossen aber, die weiter hinaus wohnten, konnten sich nur mühsam behaupten — siehe die Balten in den Ostseeprovinzen, die Sachsen in Siebenbürgen und die Gottscheer in Krain — oder sie versanken, die einen früher, die anderen später, in den sie umbrandenden Fremdvölkern. So gingen in Polen, Innerböhmen und Ungarn alte deutsche Adels-, Bürger- und Bauerngeschlechter zugrunde, deren Wirkungskreis bis nach Nowgorod, Moskau, Kiew und Konstantinopel gereicht und die die vollendete Staats- und Kriegskunst, den Städtebau, Großhandel, die schönen Künste und Wissenschaften, wie die ergiebige Landbestellung und den Bergbau an Weichsel, Dnjester, Moldau, Mittel- und Unterdonau getragen hatten.

Verklungen war der alte Flamensang: „Naar Oostland willen wij rijden", mit dem vordem die Ahnen alte Stammsitze zurückeroberten, neue Gebiete erschlossen. Man war genügsam geworden, zufrieden, wenn die raubgierigen Nachbarn sich mit kleinen Reichsfetzen abfinden ließen. Nur im Südosten zwang die überaus bedrohliche türkische Gefahr zu entschiedener Abwehr, ja zu kühnem Vorgehen. Ungarn wurde befreit, ebenso wurde im Anschluß an die Erwerbung Galiziens das Buchenland (Bukowina) einverleibt und nun flutete unter Karl VI., Maria Theresia und Josef II. eine neue deutsche Einwanderung in die Länder nördlich und südlich der Karpathen.

Doch gar bald versiegte der Strom; die nationaldemokratischen Ideen Westeuropas steiften den Nacken der Fremdvölker, der russische Zarismus wie der österreichisch-ungarische Konstitutionalismus wurden überall zum Verhängnis der deutschen Ansiedler. Ihr Schicksal schien entschieden, als im Jahre 1866 Habsburg aus Deutschland schied, als ein Jahr später die Madjaren den staatsrechtlichen „Ausgleich" mit Österreich erzwangen, als Rußland zum dauernden „Rührmichnichtan" der deutschen Politik sich auszuwachsen drohte, als endlich das neue deutsche Reich, den nahen Osten vergessend, tatenlustig über die Weltmeere in fremde Erdteile zu streben begann.

Auch hier hat sich der Krieg als eiserner Lehrmeister, als mächtiger Heilkünstler erwiesen. Er stach uns den „Übersee-Star" und wir erkannten endlich die Wahrheit des Wortes: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Wir erkannten die politisch-militärische Wichtigkeit der uns von dem Koloß Rußland trennenden Gebiete, die in ausgedehnt räumlichem, durch keine Meere, Wüsten oder unwirtlichen Gebirge behinderten Zusammenhang mit Mitteleuropa stehen. Wir erkannten den Lebenswert dieser Kornkammern für unser großstadtreiches Vaterland, das sich wohl vor dem Kriege, infolge des gewinnbringenden Vertriebes seiner Industrieerzeugnisse, den Luxus von Gold, Edelsteinen, Tropenfrüchten u. a. m. leisten konnte, das aber jetzt kaum genügend Fleisch und Brot hervorzubringen vermag, um die Aushungerungspläne unserer Feinde zuschanden zu machen. Wir erkannten die wirtschaftliche Notwendigkeit, uns in irgendeiner Form mit den Westprovinzen Rußlands und mit Österreich-Ungarn zwecks Schaffung neuer Absatzgebiete zusammenzuschließen, um unserer Technik, unserem Gewerbe, unserem Gelde und unserem Handel geradezu ideale Sprungbretter nach dem Nordosten und Südosten zu verschaffen, vor allem in die letzte Richtung hin, wo ein durch den Anschluß Bulgariens und die Niederwerfung Serbiens und Rumäniens lückenloser Weg an die Pforte Westasiens und weiterhin nach Afrika führt. Wir erkannten endlich auch das zwingende Gebot, unserem 70 Millionenvolke, mit unseren Stammesbrüdern in Österreich-Ungarn sind es rund 82 Millionen Deutsche, bäuerliche und

kleinstädtische Ansiedlungsmöglichkeiten geben zu müssen, damit es nicht in der heimischen Überzivilisation verderbe oder in weiter Ferne seinen Vätern untreu werde.

Alles dies bietet uns allein der nahe Osten. Im Westen und im Süden werden wir, uns auf die gewonnenen Erfahrungen stützend, die Grenzen durch entsprechende „Korrekturen" zu verbessern und vor Englands Nase eine Trutzwarte zu bauen haben, die die Freiheit der Meere sicherer gewährleistet, als papierene Verträge; unsere Zukunft jedoch liegt gen Morgen, wie es bereits die Vergangenheit gezeigt hat: ohne Slawen- und Madjarenkämpfe kein Preußen und kein Österreich — wie es die Gegenwart mit blutigen Lettern lehrt. Die Gestalt Europas verjüngt sich jenseits des Rheins immer mehr, um in der iberischen Sackgasse zu enden; nach Sonnenaufgang zu dehnen sich Land und Horizont in schier unbegrenzte Weiten.

Ungarn.

Ungarn, vor und während der Völkerwanderung die Heimat germanischer Sippen, ist nach vielem Hin und Her in die Gewalt der Madjaren gekommen, eines finnisch-ugrischen Volkes, das den Finnen, Bulgaren und Osmanen am nächsten steht. Die Madjaren, mit bedeutenden slawischen, rumänischen und vor allem deutschen Bluteinschlägen versehen, haben sich zu einem tapferen, gewandten und ausbreitungsfähigen Stamme entwickelt, der lange Zeit in dem Gebirgskranze der Karpathen und in den Sumpfniederungen der unteren Donau und der Drau natürliche Schutzwälle gegen die von außen drohenden Fremden finden konnte. Nur der deutsche Westen vermochte, längs des Nibelungenstromes und seiner Alpen-Nebenflüsse vordringend, des öfteren entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Ungarns zu gewinnen. Das weströmische Christentum, das Lehenswesen, die Stadtkultur und der Ackerbau kamen mit Fürstinnen, Priestern, Rittern, Bürgern und Bauern deutschen Geblütes in das Land der Stephanskrone, das zuweilen sogar die Oberhoheit des Kaisers willig anerkannte. Wenn es den Ottonen, Saliern, Hohenstaufen und späteren Wahlherrschern nicht gelungen ist, dauernd ihre Hand auf Ungarn zu legen, so trugen hauptsächlich die unselige Selbstsucht der deutschen Teilfürsten und die Romzüge der meisten Reichshäupter daran die Schuld.

Nach der Schlacht bei Mohacs im Jahre 1526 fiel Stück um Stück des Bodens in die Gewalt der Osmanen, deren lawinengleicher Ansturm sich erst an dem deutschen Bollwerk Wien brach. Es gab nun lange drei Ungarn nebeneinander: den kroatischen Südwest-, den deutschen West- und slowakischen Nordweststreifen unter Österreichs Banner, die Mitte und den Süden als türkisches Paschalik und Siebenbürgen als dem Großherrn in Stambul tributpflichtiges Fürstentum. In Jahrhunderte währendem gewaltigen Ringen trieben vorzüglich deutsche Heere die Janitscharen über Belgrad hinaus: Ungarn war endgültig unter Habsburgs Szepter ge-

kommen. Das Erzhaus war mit Recht der Herr, das Stephansreich erobertes Gebiet.

Hier aber setzt bereits ein neuer Umwandlungsvorgang ein. Der madjarische Adel und später auch das Bürgertum, verstärkt durch deutsche und slawische Renegaten, sie begannen eine rege, nach Sonderzielen strebende Tätigkeit. Man wollte sich wohl befreien lassen und den Befreier als Schirmherrn anerkennen, im eigenen Hause aber selbst Gebieter werden. Die entschiedeneren Elemente schreckten vor offenem Aufruhr nicht zurück, dessen letzter in die Jahre 1848/49 fiel. Schon in der „Pragmatischen Sanktion" vom 19. April 1713 klingt das Vorwärtsdrängen des madjarischen Stammes stärker heraus[1]). Wohl haben die Habsburger Josef II., Leopold II. und Franz I., dann der allgewaltige Metternich, die österreichischen Generale während der 48er Revolution und spätere Minister den Eigenwillen der Madjaren zu brechen und einen zentralisierten Einheitsstaat vom Bodensee bis zum Eisernen Tor herzustellen versucht, doch vereitelten die Kriege mit Friedrich dem Großen, mit Napoleon und endlich mit Preußen im Jahre 1866 die endgültige Durchsetzung dieses Planes.

Der staatsrechtliche „Ausgleich" von 1867 entschied dann „in der Form materiell übereinstimmender beiderseitiger Gesetze, unter feierlicher Wahrung der vollkommenen Parität beider Staaten und der Unantastbarkeit der Verfassung Ungarns" zugunsten der Madjaren[2]). Die inneren Angelegenheiten verwaltet Ungarn nunmehr ganz selbständig, die Handelsangelegenheiten werden „von Zeit zu Zeit" durch ein „Zoll- und Handelsbündnis . . . wie ähnliche Vereinbarungen zweier voneinander rechtlich unabhängiger Länder" geregelt. Die Heeressprache ist zwar auch in Ungarn die deutsche, mit Ausnahme bei den Honvedtruppen, dem

[1]) Zwar sollen „die Erbkönigreiche und Länder . . . des durchlauchtigsten Ertzhauses Österreich . . . unzertheilet zu verbleiben haben", doch werden schon die ungarischen Gesetzartikel I und II vom Jahre 1723 deutlicher: „in Gemäßheit der . . . dauernd festgestellten Erstgeburtsordnung für Seine (Karls VI) anderen innerhalb und außerhalb Deutschlands gelegenen Königreiche und Länder . . . und zugleich mit dem Königreiche Ungarn . . ." und weiter: „so erstatten sie (die Stände Ungarns) . . . dafür, daß Se. geheiligte k. u. k. Majestät . . . den gesamten Ständen des Erbkönigreiches Ungarn . . . die Aufrechterhaltung aller ihrer verbrieften und anderen Rechte, Freiheiten, Privilegien usw., sowie der bereits bestehenden . . . oder auch in Zukunft auf (ungarischen, damals fast nur vom madjarischen Adel beschickten) Reichstagen zu erlassenden Gesetze zu versprechen und ein jedes derselben einzeln zu bestätigen geruht haben, Sr. geheiligten k. u. k. Majestät ihren ehrfurchts-vollen Dank."

[2]) Der ungarische Gesetzartikel XII bezeichnet im § 2 nur „die Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit gemeinsamen Kräften" als „eine gemeinsame und wechselseitige Verpflichtung" und sagt im § 4 ausdrücklich: „ebenso kann es (Ungarn) anderseits solche Verpflichtungen, welche sich über dieses Ziel hinaus erstrecken und zu dessen Erreichung nicht unumgänglich notwendig sind, nicht auf sich nehmen." — Diese Festsetzung bedarf heute unbedingt einer Korrektur, wie so viele andere Abmachungen zwischen Österreich und Ungarn.

Seitenstück der österreichischen Landwehr; doch hat es gerade kurz vor Ausbruch des Weltkrieges nicht an Versuchen (von madjarischer, tschechischer und anderer Seite, siehe Armeebefehl von Chlopy) gefehlt, dieses einzige eiserne Band des Doppelstaates zu zersprengen — von welch unübersehbaren Folgen wäre die Verwirklichung dieser größenwahnsinnigen Bestrebungen begleitet worden. Im übrigen sorgen Gesetze, Wahlrecht, Schule und Polizei, daß die Madjaren sozusagen unumschränkte Herren in „Transleithanien" geworden sind. Und dies erscheint, besonders im Hinblick auf ihre Anzahl und auch mit Bezug auf die Verhältnisse in Österreich, sonderbar.

Nach den Ergebnissen von 1910 setzten sich die Einwohner des Landes aus folgenden Volksstämmen zusammen:

48,1 Madjaren und Szekler (also nicht einmal die Hälfte),
14,1 Rumänen,
14,0 Serbokroaten,
9,8 Deutsche,
9,4 Slowaken (ein Seitenzweig der Tschechen),
2,3 Ruthenen,
2,3 Sonstige (Winden, Tschechen, Bulgaren, Italiener, Albaner, Zigeuner u. a.).
100,0

Das auffallendste ist das sprunghafte Anwachsen der Madjaren; z. B. betrugen sie 1900 nur 45,4 v. H., eine Zunahme, wie sie nicht die eigene Vermehrung schaffen kann. Als die Madjaren, die früher kaum vier Zehntel der Bevölkerung ausmachten, den steigenden Wert der Massen erkannten, gingen sie sofort daran, mit allen Mitteln Überläufer aus den fremden Nationalitäten zu gewinnen. Madjarisch ist Trumpf geworden, die anderen sind nur „geduldete Gäste". Preußens vielgeschmähte Ostmarkenpolitik erscheint schwächlich neben diesen „großzügigen" Madjarisierungen, die tagtäglich durch einen Federstrich Deutsche, Slawen und Juden zu neuen Stammesgenossen ummodeln. Am beklagenswertesten für uns ist die tatsächliche und verhältnismäßige Abnahme der Deutschen, die bis auf die aus Siebenbürgens früherer Sonderstellung her festorganisierten Sachsen schutzlos sind. Die Slawen und Rumänen, von Natur „chauvinistischer", und auf die wahrhaftig nie versagende Unterstützung ihrer Brüder außerhalb Ungarns bauend, haben weit weniger gelitten; am geringsten die Serbokroaten, die größtenteils in dem gewissermaßen halbselbständigen Kroatien-Slawonien ansässig sind. Sie leisten auch den stärksten Widerstand, nächst ihnen die Rumänen. Dieser Nationalitätenzwist hat leider stets Öl in die den Mittemächten feindlichen Bestrebungen in Serbien und Rumänien gegossen, während die Beziehungen des Deutschen Reiches zu den Madjaren stets unverändert freundlich und selbstlos geblieben sind.

Auf den vorstehenden berichtenden wie kritischen Ausführungen über die teils natürlich gewordenen, teils erzwungenen allgemeinen Zustände Ungarns fußend, soll eine kurze Zusammenfassung der notwendigen Um-

gestaltung, auch im Hinblick auf die Forderungen des Aufsatzes im Dezemberheft 1916, gegeben werden.

Niemand bei uns will den Madjaren das Recht an ihrer Heimat durch Schaffung slawisch-rumänischer Irredentaherde verkürzen, das wäre angesichts der tapferen Haltung der madjarischen Soldaten und bezüglich der uns selbst hierdurch drohenden Gefahren ebenso undankbar wie unklug. Die Madjaren müssen jedoch erkennen, daß auch ihr Vorteil einzig und allein in einem dauernden Bunde mit dem deutschen Volke, mag es nun habsburgisch oder hohenzollerisch sein, liegt. Für diesen ist Grundbedingung: die gerechte Behandlung und freundliche Förderung des deutschen Elementes in Ungarn, das, wie bereits im Aufsatze „Das neue Österreich" ausgeführt, bedeutende geschlossene Gebiete in allen Teilen des Landes inne hat, von denen Treue, Kraft, Mut, Ausdauer und Bildung ausstrahlen zum Segen des Reiches. Was wäre das Land ohne die deutschen Siedler, ohne die deutsche Kultur? Eine weite, wilde, dünnbesiedelte Steppe, von Urwaldbergen umrahmt, ein Vorposten östlicher Unkultur.

Madjarische Minister, Gelehrte und Zeitungsleute haben oft in Wort und Schrift betont, was sie dem Deutschtum verdanken und reichsdeutsche Blätter haben es frohlockend wiedergegeben; reichsdeutsche Besucher Ungarns haben sich von ihren einheimischen Führern erzählen lassen, wie herrlich es unsern Volksgenossen zwischen Preßburg und Kronstadt ginge und sind befriedigt zurückgekehrt. Wer aber näher zusah, wer an Ort und Stelle mit kundigen Deutschen Rücksprache hielt oder wer gar einige Zeit als stillbeobachtender Gast im Lande weilte, der wird zu einem ganz anderen Ergebnis gekommen sein. Schule, Kirche, Gemeindeverwaltung, Vereinswesen, Presse, Theater führen ein kaum geduldetes Dasein, sobald sie ihr Deutschtum nicht verleugnen. Der Staat, nicht bedenkend, daß nur Treue zu sich selbst treu zu den anderen sein läßt, lähmt die geistigen und wirtschaftlichen Kräfte der besten Bürger und kräftigsten Steuerzahler, falls diese bleiben wollen, was ihre Väter waren. Dieser Zustand ist unhaltbar. Die mehr als zwei Millionen Deutschen in Ungarn sind uns nach Zahl, innerem Wert und ihrer Bedeutung als Vermittler der mitteleuropäisch-morgenländischen Beziehungen zu wertvoll, um als Kulturdünger für die Madjaren zu dienen. Es gilt nur ein Machtwort des in Ungarn hochangesehenen Deutschen Reiches und die Not unserer Stammesbrüder hat ein Ende. Man wird sich in Ofenpest fügen, denn der Weltkrieg hat gelehrt, daß Ungarn ohne unsere Hilfe von russischen, serbischen und rumänischen Hufen zerstampft worden wäre. Wie mag heute den Herren der madjarischen Opposition zumute sein, die noch im Jahre 1914, ihrem blinden Habsburger- und Deutschenhasse folgend, das Heil im Anschluß an Frankreich, England und Rußland zu finden wähnten?

Madjaren und Deutsche zusammen bilden nicht nur fast sechs Zehntel der Bevölkerung des Staates, sie verfügen auch über die meisten Bildungs- und Geldmittel, sowie über die politische Macht, die noch verstärkt wird durch die Anlehnung an das verjüngte Österreich und das unerschütterliche Hohenzollernreich. Immerhin bleiben außerdem die Angelegenheiten der übrigen Nationalitäten zu ordnen. Den Serbokroaten soll in Kroatien und Slawonien genügend Spielraum gewährt werden, freilich bei entsprechender Wahrung der deutschen Ansiedlerinteressen in Slawonien und unter steter Aufsicht, um etwaigen „illyrischen" Gelüsten, die schließlich zur Errichtung eines Großserbiens führen müßten, entschieden entgegen treten zu können. Den Rumänen wird man, in Anerkennung ihrer durchschnittlich treuen Haltung, Entgegenkommen in Schul- und Gemeindesachen bezeigen dürfen; die Einlösung alter Versprechungen des Grafen Tisza würde hier gewiß Wunder wirken — selbstverständlich ist Sorge zu tragen, daß Bukarest außerstande bleibt, eine Irredenta rumania zu züchten. Es bleiben noch die Slowaken, Ruthenen und sonstigen Volkssplitter mit zusammen 14 v. H. der Bevölkerung: sie fallen nicht in die Wagschale, da sie zumeist auf sehr niedriger Kulturstufe stehen.

Hat einmal diese der Dankbarkeit gegen den deutschen Retter und der Notwendigkeit des unbedingten Anschlusses an ihn gerecht werdende Neuordnung der Dinge im Lande der Stephanskrone stattgefunden, dann endlich mag das stolze Wort mehr als Phrase sein:

Extra Hungariam non est vita; si est vita, non est ita!

(Schluß folgt).

Der Hüter der Meere.

Sir Roger Casement.

(Schluß.)

In der Vergangenheit war Frankreich der große Gegner; seitdem es aber nicht länger imstande ist, die Ausbeutung der überseeischen Welt durch England ernstlich in Frage zu stellen, wird es dazu benutzt (und dafür belohnt), in dem gegenwärtigen Ringen Deutschland um jeden Preis von der Arena fernzuhalten. Wäre Frankreich noch gefährlich, würde England ihm nie gestattet haben, nach Algesiras und von Algesiras nach Fez zu gehen. Im antideutschen Preisboxerring (prize ring) hat es aber seinen Zweck (für England) und Marokko ist der Preis dafür! Daß Deutschland sich unterstehen würde, diese Transaktion zu inspizieren oder bei ihrer Regelung einen Anteil zu beanspruchen, erfüllte das britische Gemüt mit tiefster Entrüstung, deren Echo man durch die Welt von der Guildhall bis Gaboon, vom Congo bis Tahiti schallen hörte. Das bloße

Gerücht in der Presse, Frankreich könnte Tahiti für Deutschlands Wohlwollen eintauschen, brachte die ganze britische Zeitungswelt in übermenschlichen Zorn. Es war eine Bedrohung der „britischen Interessen", daß Frankreich Deutschland als Teilabschlag der in Algesiras eingegangenen Verpflichtungen eine französische Insel im Großen Ozean anbot. Tahiti im Besitz einer dekadenten Republik (der größten, wenn man will, aber doch einer der sterbenden Nationen) läßt sich ertragen, aber Tahiti in deutschen Händen wird sofort eine Herausforderung und eine Drohung.

So erfahren wir denn: Australasien protestiert gleich bei der heimischen Regierung beim bloßen Gerüchte, Frankreich könnte sich einfallen lassen, eine seiner Besitzungen herzugeben, um deutsches Wohlwollen in Marokko zu gewinnen. Weder Frankreich noch Deutschland dürfen selbständig verfügen bei einer Abmachung, die zwar in ihrem eigenen Interesse wesentlich, demnach möglicherweise den Weltumkreis britischer Interessen berühren könnte, und wäre es nur durch einen Schatten auf der See! Diese Interessen haben, wie man bemerken wird, nachgerade einen solchen Entwicklungsgrad erreicht, daß alle fremden Staaten, die nicht als Werkzeug benutzt werden oder als treibende Kraft gelten können, als Feinde behandelt werden müssen. Deutschland mit seiner anwachsenden Bevölkerung, seiner vorwärtsstrebenden Industrie, seinem Unternehmungsgeist im Handel und seiner stets stärker werdenden Seemacht ist „der Feind der Zivilisation" geworden. Viel zu stark, um zu Lande offen angegriffen zu werden, muß es unter allen Umständen in Mitteleuropa eingeengt und durch einen ununterbrochenen Ring-Zaun von bewaffneten Verständigungen an seinem weiteren Wachstum gehindert werden. Denn dieses Wachstum würde ja einen Wettbewerb zulassen mit jenen „Britischen Institutionen" und jener Weltsprache, welche allen Ernstes, wenn nicht gar gottgewollt, von der Vorsehung für die Menschheit bestimmt wurden.

Denn der englische Geisteszustand ist derart, daß alles was England tut, geheiligt ist, ob es eine Nation zerstampft, oder nur ein Schiff versenkt, das Gebet bei der Tat ist allemal: „Näher, mein Gott, zu Dir!"

Man wird sich erinnern, daß in einer Deputation an König Georg V. gewisse religiöse Körperschaften diesen Monarchen zur dritten Jahrhundertfeier der englischen Bibelübersetzung beglückwünschten.

Sowohl die Adressen der Untertanen — hervorragende, religiöse und gebildete Männer! — wie die Antwort des Monarchen kennzeichneten die geistige Verfassung dieses außerordentlichen Volkes. Die Bibel war, wie es schien, „der größte Besitz der englischen Rasse". „Die britische Bibel" war die allererste und allergrößte der britischen Kapitalanlagen und aus den moralischen Dividenden dieses Besitzes ward die imperialistische Hoheit dieses Insel-Weltreiches gegründet. Daß auch andere Völker die Bibel besäßen und sie sogar früher als England übersetzt hatten, wurde nicht einmal erwähnt. Daß die Bibel von Ursprung griechisch und hebräisch

ist, wurde nicht einmal im Flüsterton zugestanden. Sie begann und endete mit der „Autorisierten englischen Version“: Die Britische Bibel allein zählt; die Bibel, über der die Sonne nie untergeht; die Bibel, die in den fünfziger Jahren aus der Mündung ihrer Kanonen indische Empörer in Stücke riß und die heute bereit ist, auf jeden andern „Empörer“, Teutonen oder Türken einen Schuß abzugeben, der es wagen sollte, den Anspruch der englischen Bibel anzuzweifeln, daß den Sanftmütigen die Erde gehören soll. Die salbungsvolle Ehrbarkeit, die das Wort Gottes in Schießbaumwolle verwandelt, ist sicherlich ein formidabler Gegner, wie Cromwell bewies. Englische Vorherrschaft anzuzweifeln gilt nicht nur als eine Bedrohung des Friedens, es ist ein Akt der Gotteslästerung. Und doch: dieses weltweite Reich, das auf der breiten Basis der britischen Bibel und der englischen Flotte gegründet und durch die unbeugsame Auslegung der einen und die sehr geschickte Handhabung der andern aufrecht erhalten wird, ruht auf einer Grundmauer, die älter ist als beide und sicher beide zum schließlichen Schiffbruch führen wird.

Das britische Reich ist nicht auf der britischen Bibel oder den britischen Dreadnoughts, sondern auf Irland gegründet. Das Reich, das auf einer Insel begann — einer geschändeten, verwüsteten, ausgeplünderten Insel — wird auf einer Insel enden, „von der man kaum wissen kann, aber doch sehr fürchten muß, ob aus dem Genius des Bodens, dem Einfluß der Sterne, oder weil der Allmächtige die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, oder daß er sie in diesem unruhigen Zustande noch für eine künftige Geißel aufhebt, die durch Irland über England kommen soll.“ — Also sprach Edmund Spenser vor 340 Jahren, Spenser, dessen Muse Nutzen aus einem irischen Landsitz zog (eine der Früchte des Reiches), und dem als Dichter genug Einbildungsfähigkeit geblieben war, um zu erkennen, daß einst der Tag der Abrechnung kommen muß und die zuerst Beraubten vielleicht auch die zuerst Heimzahlenden sein könnten. Das von Heinrich und Elisabeth Tudor in Irland gegründete Reich ist zu einem mächtigen Dinge angewachsen. England nimmt wieder seine natürlichen Proportionen an, die eines starken Königreiches, sobald es Irlands verlustig geht. Solange es noch im Besitze Irlands bleibt, ist es immer ein Weltreich. Denn wie Großbritannien die Torwege des nördlichen und westlichen Mitteleuropa verriegelt, um den Handel nach Belieben aufzuhalten und die Seehäfen vom Baltischen Meer bis zur Bucht von Biscaya blockieren zu können, so steht Irland zwischen Britannien und den Ozeanen des Westens und schließt für England die Straßen der See. Ein starkes, unabhängiges und auf sich selbst angewiesenes Irland, als Mitglied der europäischen Völkerfamilie und seinen Artgenossen wiedergegeben, würde die sicherste Bürgschaft für eine gesunde Entwicklung der europäischen Interessen in jenen Gegenden sein, wo sie heute durch die antieuropäische Politik Englands ausgeschlossen sind.

Das Verhältnis Irlands zu Großbritannien ist bisher auf dem Festlande keineswegs verstanden worden. Seit Jahrhunderten war es Englands Politik, die wahre Quelle seiner Versorgung zu verbergen und jede Revision seiner Geschäfte mit der entfernteren Insel zu hintertreiben. Schon während der Regierung der Elisabeth Tudor war dieses Abschließen Irlands von jeder Berührung mit Europa ein fester Grundsatz englischer Politik. Die drei „Deutschen Edlen" („German Earls"), die mit Geleitbriefen der Königin Dublin 1572 besuchten, wurden durch den Lord Statthalter davon abgehalten, über die Stadtmauer hinaus irgend etwas mit eigenen Augen zu sehen[1]).

Seit es eine moderne Diplomatie gibt, gehört es zum Grundstock von Englands diplomatischem Arsenal, diese irische Insel als ein verelendetes Land darzustellen, bevölkert von einem aufsässigen und unwissenden Menschenschlag, den das gute England mit unbelohnter Fürsorge aufzurichten, zu zivilisieren und zu erziehen bemüht war. Den ganzen Handel Irlands an sich zu ziehen und auf England allein zu begrenzen; jede direkte Verbindung zwischen Europa und dieser zweiten (westlichen) Insel Europas abzuschneiden, bis kein anderer Durchgang außer durch England blieb; die entsetzlichste politische und ökonomische Knechtung aufzubürden, die je ein Volk einem anderen auferlegte; alle natürlichen irischen Hilfsquellen, Ländereien, Häfen, Menschen, Reichtümer, sogar seine Religion, in der Tat alles, was Irland besaß, mit Beschlag zu belegen „zum ausschließlichen Vorteil und zur Förderung Englands", und die Buchführung ganz allein zu besorgen und jede Rechnungsrevision zu verhindern: das ist von jeher die geheime, aber bestimmte Politik Englands gewesen.

Neuerdings lasen wir allerlei über mexikanisches Fronsystem; wie ein Volk zu gesetzwidriger Sklaverei heruntergebracht, sein Land enteignet, seine Menschen versklavt, seine Arbeit ausgenutzt wird, und wie der Knoten zu dieser trügerischen Verschnürung in einer gefälschten Abrechnung liegt. Der hacendado hält den peon (Knecht) in Abhängigkeit durch Schuldbuchung. Sein Palast in der Stadt Mexiko oder auf den Hochebenen von Yucatan ist aus der gestohlenen Arbeit eines Volkes errichtet, dessen Leibeigenschaft auf einer Lüge fußt. Der hacendado führt die Bücher und belastet den Sklaven mit den Kosten der Peitsche, die ihn auf die Felder jagt.

Irland ist der englische peon (Fronknecht), der große Sklave des englischen Weltreichs. Die Rechnungsbücher und Paläste sind in London, aber

[1]) Dieses altehrwürdige britische Gebot, daß Ausländer nie selbständig die Wirkungen englischer Herrschaft in Irland sehen dürfen, findet häufigen Ausdruck in den irischen Staatsakten. In einem Brief aus dem Dubliner Schloß im August 1572 vom Statthalter Fitzwilliam an Burleigh, Elisabeths Premierminister, erfahren wir, daß die drei „German Earls" mit „ihrem Führer", Mr. Rogers, angekommen waren. Der Vizekönig fügt hinzu, wie es seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag getan haben: „Nach den Anordnungen Eurer Lordschaft sollen sie so wenig ins Innere des Landes kommen, wie ich es einrichten kann."

der Reichtum kam von den Leibeigenen auf dem irischen Besitztum. Die Heere, die Napoleon stürzten, die Flotten, die Frankreichs und Spaniens Geschwader von den Meeren fegten, rekrutierten sich aus der Sklavenhürde (slave pen) der englischen Zivilisation. Im Verlauf der letzten 100 Jahre wurden wahrscheinlich zwei Millionen Iren in die englischen Flotten und Armeen eingestellt aus einem Lande, das absichtlich seiner Nahrungsmittel beraubt ward. Und die gleiche Zahl von Menschen, fortgetrieben durch behördlich beaufsichtigte Hungersnöte, lieferten England billige Arbeitskräfte und bauten seine Faktoreien und Großindustrien, bemannten seine Handelsschiffe, gruben seine Bergwerke und bauten seine Häfen und Eisenbahnen, während irische Häfen verschlickten und irische Fabriken eingingen. Während England von den Ernten und dem Rindfleisch Irlands fett wurde, verhungerte Irland auf seinen eigenen grünen Weiden und wurden Irländer hager im Streit für das Reich.

Während eine Million Iren auf den fruchtbarsten Ebenen Europas Hungers starben, zog der englische Imperialismus zur Kapitalisierung seiner Weltpolitik über tausend Millionen Pfund Sterling aus einer Insel, welche der Welt als zu arm hingestellt wurde, um selbst ihre Toten zu begraben. Englands Gewinn aus Irlands Fron läßt sich in Ausdrücken des Handels, der Finanz oder Besteuerung nicht feststellen. Er übertrifft bei weitem Lord Mac Donnells kürzliche Schätzung in Belfast: 320 Millionen Pfund Sterling — „das Lösegeld eines Weltreiches", wie er es rundweg nannte.

Nicht das Lösegeld eines Weltreichs, sondern die Summe der Errungenschaft eines Reiches und die Kosten seiner Gründung — und heute das Haupt-Unterpfand seines Bestehens. Wird Irland aus der Weltkarte des Britenreiches gelöst und der Karte Europas wieder einverleibt, so nimmt am selben Tage England sein ursprüngliches Maß wieder an und Europa gewinnt seine rechtmäßige Gestalt im Weltganzen. Irland braucht nur dem Strom des europäischen Lebens wieder zugeführt werden, aus dem es durch Europas Schuld so lange absichtlich ferngehalten wurde. Was Napoleon zu spät einsah, könnte von einem Völkerkongreß noch erstrebt und errungen werden. Irland (meine ich) ist notwendig für Europa, heute wird es Europa vorenthalten durch ein Zusammenwirken von Kräften, die Europa feindlich sind und dem europäischen Einfluß in der Welt entgegenwirken. Irlands strategische Wichtigkeit ist für Europa von höchster Tragweite und wird gegenwärtig gegen Europa in die Wagschale geworfen. Irland wird benutzt und nicht im Dienste europäischer, sondern zur Verbreitung antieuropäischer Interessen ausgeschlachtet. Das arbitrium mundi, das England beansprucht und ganz gewiß ausübt, wird durch die britische Flotte aufrecht erhalten; und bevor diese Macht wirksam bestanden und in Schach gehalten wird, ist es überflüssig, von europäischem Einfluß außerhalb gewisser enger Festlandsgrenzen zu reden.

Die Macht der britischen Flotte kann niemals auf die Dauer lahmgelegt werden, bis Irland an Europa zurückgegeben wird. Deutschland ist notwendigerweise der Vorkämpfer europäischer Interessen geworden, im Gegensatz zur Weltherrschaft Englands und der englisch redenden Menschheit. Heute ist Deutschland ein Damm, ein großer Behälter, der sich schnell mit menschlichem Leben füllt, das eines Tages einen Abfluß finden muß. Anstatt vorschauend Kanäle für den Überfluß zu graben, hat England, wie Pharao, sein Herz verhärtet und hofft es zu verhindern oder den Strom so abzulenken, daß er verloren und aufgesogen wird vom durstigen Sande eines immer weiter ausgreifenden Angelsachsentums. Deutsche Gesetze, deutsche Sprache, deutsche Kultur sollen keinerlei Boden zum Ansäen, keine Erde zum Befruchten und Bereichern finden.

Ich glaube, daß dies nicht nur die gefestigte Politik Englands ist, sondern daß sie auch im Wesen des englischen Charakters liegt, von dem dieses Volk, selbst wenn es wollte, nicht loskommen könnte. Die Schranken sind schon um beide Gegner geschlossen. Der englische Gemütszustand, das britische Bewußtsein, sind so geartet, daß diesem Volke das Bekämpfen deutschen Einflusses eine Notwendigkeit ist. Es widerstrebt aus Instinkt, gegen jeden vernünftigen Grund, gegen den gesunden Verstand, und wird dies blindlings tun, komme was da wolle, bis zum bitteren Ende.

Die Gründe, wenn Gründe überhaupt in einem Urinstinkt vorhanden sind, lassen sich vielleicht folgendermaßen ausdrücken:

„Der deutsche Einfluß kann dem britischen nur feindlich sein. Beide Völker sind sich zu ähnlich. Die Eigenschaften, die England groß machten, besitzen jene in noch höherem Grade. Auf ebenem Felde und ohne Begünstigung müssen sie uns schlagen. Sie werden uns aus jedem Markt und Absatzgebiet der Welt verdrängen, und wir werden schließlich auf eine Stufe zurückkommen, wie heute Frankreich. Besser jetzt fechten, solange wir noch die stärkeren sind. Besser jetzt hindern, ehe es zu spät ist. Wir haben doch schon vormals unsere Gegner ‚verkorkt' und vernichtet, durch Hinschleppen, durch Geld, durch Allianzen. Deutschen Wettbewerb dulden, heißt ein deutsches Weltreich gründen und unser eigenes zerstören." —

Ein dunkles Unbehagen dieser Art beherrscht des Engländers Gedankengänge, wenn er der steigenden Größe des teutonischen Volkes gegenübersteht. Ein bitterer Ingrimm, dem Furcht zugrunde liegt, ein eiliges Klingen von Bolzen und Nieten am Panzergürtel neuer Kriegsschiffe und ein gedämpftes, doch äußerst fleißiges Hämmern an den Nieten einer ständig betriebenen amerikanischen Allianz — das ist der wahre Dreadnought, dessen Kiel vor sechzehn Jahren gelegt ward und dessen langsame geheime Konstruktion das Hinunterschlucken so mancher geliebten britischen Prahlerei gekostet hat.

Der englische Liberalismus mag wohl eine andersartige Abrechnung mit Deutschland wünschen; aber der englische Liberalismus ist selbst ein

Erzeugnis des englischen Temperaments; mag dieser noch so in einzelnen Individuen nach einer vernünftigeren Verständigung zwischen beiden Völkern seufzen, in der großen Masse bildet er einen Teil des nationalen Willens, eine Phase des nationalen Wesens, das unerbittlich zum Nieten und zum Hämmern hingetrieben wird, zu den Dreadnoughts, die da sind, und zu jenem mächtigeren Dreadnought, das da werden soll: zur angelsächsischen Allianz. Deutschland muß kämpfen, wenn es da durchkommen will.

Ohne Zweifel hat Deutschland bereits eine Marinepolitik und die Pläne für einen Seekrieg; denn die Schlacht wird auf der See entschieden werden, aber das Schicksal wird sich auf einer Insel vollenden.

Das Reich, das da wuchs aus einer Insel und sich mit den Winden und Wellen bis zu den fernsten Gestaden ausbreitete, es wird kämpfen und umkämpft werden auf dem Meere; es wird enden, wo es begann: auf einer Insel.

Diese Insel wird, glaube ich, nicht Großbritannien, sondern Irland sein.

Um die deutsche Seele!

Der Anruf des Kaisers an Heer und Flotte läßt keinen Zweifel daran, daß wir die Feinde, die den angebotenen Frieden ausgeschlagen haben, mit Gottes Hilfe und der Kraft unserer Waffen dazu zwingen werden. „Der Krieg nimmt seinen Fortgang.“ Also wird unser Volk „in der Verteidigung seiner heiligsten Güter und um dem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu sichern“, zu Stahl werden! Das ist der heiß ersehnte Wille zum Siege — keine Sorge also mehr um den Weg!

„Eine glückliche Zukunft“: — wie erlösende Verheißung hallt im besonderen dies Kaiserwort in unseren Herzen nach. Doch aus der Tiefe des schwersten Erlebens dieser Kriegszeit hebt sich die herzbeklemmende Sorge empor, ob von allen Hoffnungen, die wir beim Ausbruche des Krieges für die geistig-sittliche Läuterung unseres Volkes gehegt hatten, und die das Kaiserwort uns in aller Freudigkeit der ersten Augusttage wieder in Erinnerung ruft, nicht eine zur Erfüllung reifen soll. Denn was hülfe es unserem Volke, wenn es die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an der deutschen Seele!

Was die Herzen der Besten mit Trauer erfüllt, ist nicht allein die Unaufrichtigkeit unseres politischen Lebens, der Widerspruch zwischen den Mahnungen unserer Heerführer und den üblen Gegenströmungen. Ja, nicht einmal die Auslieferung großer Teile unseres Volksvermögens an schmieriges Geschmeiß, das mit den ergatterten Millionen nun auch deutschen Boden in Besitz nimmt. Schlimmer ist die Vertrustung unseres ganzen Erwerbslebens und die schwer drohende und deutlich am Zukunftskreise bereits sich abhebende Gefahr, daß diese Kriegsnot über den Friedensschluß hinaus verewigt werden könnte.

Immerhin stehen dagegen bereits geschlossene Verbände auf Wacht und, sobald dem freien Volke das freie Wort gestattet sein wird — nicht nur von der Zensur, sondern von der eigenen vaterländischen Einsicht und pflichtmäßigen Zurückhaltung — wird die nötige Klarheit geschaffen werden. Dafür ist gesorgt!

Dagegen sehen breite, immer mehr sich verstärkende Kreise unseres Volkes — man darf getrost sagen: die ganze von Herrn Scheidemann als „dünne Gesellschaftsschicht" bezeichnete gute deutsche Gesellschaft im umfassendsten Sinne dieses Wortes — mit Erstaunen und wachsendem Entsetzen der Vertrustung nicht nur unserer mit der vorherrschenden politischen Strömung verquickten Presse und des entsprechenden Buchhandels, sondern auch des Kunsthandels, Kunstbetriebes und wichtiger Zweige des akademischen Lebens zu.

Von allen Seiten werde ich bestürmt, hiergegen Rat zu schaffen. Ich, der ich zeitlebens und insbesondere auch an dieser Stelle wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, unbekümmert um die bis dahin äußere Erfolglosigkeit, auf die Bedeutung der deutschen Kunst nicht nur für die innere Kraft und Ständigkeit unseres Volkslebens, sondern auch für unsere äußere Geltung in der Welt unermüdlich hingewiesen habe! Ehrlich und gerade herausgesagt: oft mit der schier niederdrückenden Empfindung, daß die von uns dargelegten Zusammenhänge von Kunstleben und politischem Kultureinflusse als etwas wie eine persönliche Liebhaberei bewertet würden.

Bei Ausbruch des Krieges schien es ja freilich, als ob nun endlich Treitschkes Hoffnung sich erfüllen und auch diesmal sich bewahrheiten würde, daß „der tapfere Rechtssinn der höheren Stände allezeit der Felsen war, an dem der blinde Glaube mißleiteter Massen sich die Hörner abstieß".

Es war eine Täuschung! Der freche Hohn auf alles Deutsche, der in den letzten Friedensjahren dem Auslande das Bild eines tiefen deutschen Verfalles geboten, ihm so eifrig die Schlagwörter vom „Militarismus", „Preußenschande", „Junkerwirtschaft", „Rüstungswahnsinn" usw. usw. geliefert hatte, schien nur verstummt. Kaum waren unsere Tapferen in Feindesland, da kroch er wieder hervor, und die alte Verhetzung von Arbeit und Besitz, von Stadt und Land, von Nord und Süd begann aufs neue. Auch das muß ertragen werden als abscheuliche Schattenseite des Lichtes, das der Krieg in den deutschen Seelen entzündet hat, des Ruhmes, der auf den Opfermut der Heimat und den Heldensinn unserer unermüdlichen Kämpfer fällt.

Aber das Kaiserwort mahnt uns, an „eine glückliche Zukunft", also an das Land unserer Kinder, zu denken. Sollen sie in der Tat ausgeliefert sein an eine Verwilderung des geistigen Lebens, in der kein Raum mehr wäre für das Glauben, Lieben und Hoffen der deutschen Herzen? Wohin denn sollten sie alsdann sich wenden? Es wird kein Land mehr geben nach diesem Kriege, das wie ehedem zur Zeit der Kleinstaaterei das „freie

Amerika“ dem vom Ekel über heimische Mißwirtschaft angewiderten Deutschen eine neue Pilgerheimat böte. Er wird mit Deutschland auf Gedeih und Verderb zu stehen und zu fallen haben!

Soll uns dann der Vorwurf treffen, aus bequemer Gesinnungslumperei geschwiegen zu haben zu der Auslieferung des besten deutschen Kulturgutes an eine Händlerwirtschaft, über deren Herkunft und Art nach der ganzen Geschichte der letzten Jahrzehnte nicht der geringste Zweifel besteht?

Den Lesern der leider nur wenigen deutschen Zeitungen, die sich den Blick ungetrübt gewahrt haben, ist hinreichend bekannt, wie dieser Verfall auf dem Gebiete der bildenden Kunst mit dem Impressionismus uns aus Paris im Anfange der achtziger Jahre überkommen ist und wie diesem dann der Verismus, Mystizismus, Okkultismus, Symbolismus, Expressionismus, und wie alle diese als Feigenblätter des Nichtkönnens und Nichtkönnenwollens dienenden Ismen gelautet haben, einander gefolgt und gleich unwertig geblieben sind, um schließlich im Kubismus dem ahnungslosesten und gutmütigsten Spießbürger den Schwindel des ganzen Treibens der Verleugner der Natur zu enthüllen!

Aber sobald er dagegen schüchterne Einwände erhob, wurde er in allen Blättern „feiner“ Richtung angefahren: Wie, er schreie nach der Polizei? Ob er nicht wisse, daß die Kunst frei sei!

Fühlt nicht unter dem Gewissenszwange dieser heiligen Notzeit auch der einfache Bürger- und Bauersmann nun, wie töricht es war, sich einschüchtern zu lassen von dem Gauklerkniffe, als schrie ein vernünftiger Mensch zur Vergewaltigung der echten Kunstfreiheit nach der Polizei! Gewiß ist die Kunst frei, das Allerfreieste der schaffenden Seele; niemandem als dem Gotte im eigenen Busen ist der deutsche Künstler verantwortlich; allezeit bleibt der Menschheit Würde in seine Hand gegeben und sein Schaffen ein Gerichtstag über sein eigenes Selbst. Kein Lump auf Erden steht tiefer als der Diener der Kunst, der sich an die Gassengosse verliert! Und um das Kunstwerk vor dem Unflate zu schützen: dazu braucht es in der Tat keiner Polizei! Die Aufseherpflicht soll jeder üben, dem Anstand und Ehrerbietung vor dem Reinen, Großen, Schönen nicht verloren gegangen sind. „Diese Anlagen (deutschen Geisteslebens) sind dem Schutze der Bürgerschaft empfohlen!“

Aber wie selten nur hat sich aus den Kreisen der zunächst berufenen Bildung Widerspruch erhoben gegen das Geschmäcklerpfaffentum der modernen Kunstgelehrten und Museumsdirektoren, die in erster Hinsicht verantwortlich zu machen sind für die Begriffsverwilderung auf diesem Gebiete!

Wir haben mit ansehen müssen, wie der Kunstnihilismus verteidigt wurde und wie eben deshalb Frankreich, dessen aus der Mode gekommenen Schund man Deutschland aufnötigt, uns dieserhalb verhöhnte. Als vor

dem Kriege der Spielplan sämtlicher Berliner Theater vom Königlichen Opernhause bis hinab zur letzten „Feerie“ nur französische Stücke aufwies, schrieb der „Figaro“: „c'est du mois le commencement d'une révanche!“

Mit welcher Genugtuung müssen diese noch immer in Deutschland bewunderten Verächter deutschen Wesens gelesen haben, wie ein inzwischen verstorbener, gefeierter deutscher Gelehrter, der recht eigentliche Geschichtsschreiber der derzeit herrschenden Strömung, zu schreiben wagen konnte:

„Um 1890 hatte jeder Maler die neue Palette, die auf den Impressionismus eingestellt war. Es gab noch einige Alte, die sich sperrten bis an ihr kühles Grab. Nun, denen war eben nicht zu helfen. Die anderen gingen über die Alten hinweg. Es war ebenso die Palette für den Dichter da. Es war infolgedessen eine Illusionsfähigkeit für den Dichter erreicht, auf der Bühne zunächst durch die Neuerungen von Ibsen, die . . . Eindrücke vermittelte von einer Tiefe und von einer Nachhaltigkeit, wie sie das frühere Drama nicht gekannt hat!“

Läßt sich mehr Unkenntnis von Schrifttum und bildender Kunst, mehr Schiefheit des Urteils über das Wesen des mit harten örtlichen Klexen arbeitenden Farbenvortragens der Impressionisten, der Wirkung moderner „Illusionsfähigkeit“ im Gegensatze etwa von Wedekinds Heuboden-Schweinerei und Schillerscher, Hebbelscher und selbst Grillparzerscher Tragik in einem einzigen Satz zusammendrängen?

Läßt sich Schieferes oder Bedauerlicheres sagen als das berüchtigte Wort eines an einflußreicher Berliner Stelle stehenden Kunstleiters, daß „der Impressionismus keine fremde Kunst mehr in Deutschland“ sei?

Soll es im Ernste verträglich mit deutscher Ehr- und Wahrheitsliebe erscheinen, daß uns von einem süddeutschen Kunstschreiber als Kernpunkt aller Betrachtungen der Kunstlage zugerufen wird: „daß es in Wissenschaft und Kunst unpatriotisch ist, einseitig national sein zu wollen“. Schalten wir das alberne „einseitig“ aus diesem Satze aus, so stellt er sich als völliges Vergessen des innersten Wesens der Kunst dar, die zu allen Zeiten ihrer herrlichsten Blüte der innerste Ausdruck des nationalen Wesens gewesen ist und wie in einem Brennspiegel die Strahlen der Volksart zusammengefaßt hat.

Es ist wahr, die Leugner dieser geschichtlich klar vor uns liegenden Wahrheit können sich auf Goethe berufen und auf seinen Satz: „Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.“ Aber das gilt nur in dem Sinne, daß alle wirklich großen Kunstleistungen querweg über ihren nationalen Ursprung und das Zeitbild, das sie spiegeln, als Auslese den Adel der Menschheit bilden. Nicht aber in dem Sinne, daß es zu dieser Höhe empor einen anderen Weg für den Künstler gebe, als den seiner innersten eingeborenen Volksart. Keinen strahlenderen Beweis hierfür gibt es, als den gerade Goethe geliefert hat: der Faust, die allgemein menschlichste aller Dichtungen ist zugleich die allerdeutscheste!

Und wer sind denn die Musiker, die das Ausland verehrt? Richard Wagner, Beethoven, Händel, Bach! Sind die nicht alle miteinander kerndeutsch im innersten Empfinden?

Wie aber sollen wir zu einem deutschen Stil kommen, solange unser geistiges und künstlerisches Leben in zwei Lager gespalten ist, genau wie in der voraugustischen Zeit? Die Überwucherung der deutschen Art mit Fremdtümelei, der tiefe Spalt zwischen der Gedankenwelt der französischen Staatsumwälzung und der geschichtlichen Erfassung unserer deutschen Aufgaben müssen ausgefüllt werden von der Liebe zur deutschen Heimat, unsere Kunst muß zurück zur Natur und zur Ehrfurcht vor der Überlieferung, wenn anders wir es auch in der leiblichen Erscheinung des Deutschen und in allen Äußerungen unserer Kultur zu Ausgeglichenheit und Achtung gebietendem Eindrucke auf die Mitwelt bringen sollen. Dazu wahrlich bedarf es der alten Bitte: schaff in uns, Gott, ein reines Herz und gib uns einen neuen und gewissen Geist!

Wer wagt zu leugnen, daß dies die große Sehnsucht der Besten in unserem Volke ist?

Sollte nicht endlich die Zeit erfüllet sein, da alle, denen die drohende Gefahr klar steht, den Entschluß zur gemeinsamen Abwehr faßten?

Der Wunsch zahlreicher Anhänger der hier dargelegten Hoffnungen und Befürchtungen geht dahin, daß die Zerstreuten im weiten Reiche lebenden Bekenner dieser Sehnsucht nach Erneuerung zunächst in Beziehung zueinander kommen, und ich gebe dem Ausdruck mit der Bitte, mir persönlich als einstweiligem Träger der Bewegung brieflich näher zu treten.

Es müßte dann doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn wir nicht in Schrifttum und Kunst des sieghaftesten Volkes auf Gottes Erdboden auch dem gesunden Menschenverstande zum Rechte verhelfen sollten!

Berlin W. 30, Habsburgerstr. 11. Fritz Bley.



Berichte und Notizen.



Das „Berliner Tageblatt" und die „Pangermanisten". Die „Deutsche Tageszeitung" vom 6. 1. schreibt: „Vor einigen Tagen schrieben wir, daß die Richtung Delbrück-„Berliner Tageblatt" usw. doch wohl wissen müsse, daß unsere Feinde die Vernichtung der deutschen Wehrkraft und Wehrfähigkeit meinen, wenn sie von der Vernichtung des „Militarismus" sprechen. Dem „Berliner Tageblatte" ist diese sachlich unwiderlegliche Feststellung anscheinend auf die Nerven gefallen. Das Blatt beschreitet daher einen ihm nicht ungewöhnlichen Weg: die Frage bzw. den Gegenstand zu verschieben. Das „Berliner Tageblatt" stellt die Behauptung auf, daß dasjenige, was die Gegner Deutschlands und viele Neutrale unter Militarismus verständen, vom „Pangermanismus" schwer zu trennen sei. Diese Behauptung ist allerdings um so auffälliger, als erst am 22. Dezember im „Figaro" zu lesen war: Die Vernichtung des deutschen Militarismus könne nur einen Sinn haben: Die Vernichtung des deutschen Imperialismus, d. h. die Vernichtung des Deutschen Reiches. Immerhin, es führt darauf eine Reihe englischer, französischer,

italienischer, holländischer Zeitungsstimmen an, welche behaupten, daß der deutsche „Pangermanismus" eine furchtbare Gefahr sei, daß er die Weltherrschaft erstrebe usw.; kurz, die alten bekannten Lügen.

Das „Berliner Tageblatt" bezeichnet die „Deutsche Tageszeitung" nach alter zweckvoller Gewohnheit als „alldeutschen Vorkämpfer", unterstellt damit also, daß die „Deutsche Tageszeitung" vor und während des Krieges eine Politik getrieben bzw. empfohlen und Rodomontaden gebraucht habe, wie sie jene feindlichen Auslandsstimmen den Pangermanisten zu unterstellen pflegen. Zunächst wäre dazu zu bemerken, daß die „Deutsche Tageszeitung" kein alldeutsches Organ ist, auch mit dem alldeutschen Verbande in keiner Verbindung steht. Wir können diesem die Stellungnahme derartigen Angriffen und Entstellungen gegenüber mithin überlassen mit der beiläufigen Bemerkung, daß es sich auch hinsichtlich der Politik des alldeutschen Verbandes um grobe und lügenhafte ausländische Entstellungen handelt. Das Interessanteste an ihnen ist vielleicht, daß das „Berliner Tageblatt" sie jetzt im Kriege aufnimmt, um sie als Waffe gegen diejenigen deutschen Richtungen zu gebrauchen, welche einen „Geschäftsfrieden mit Hin- und Herschieben" für unheilvoll und einen deutschen Sieg für notwendig halten. Alldeutsch ist die „Deutsche Tageszeitung" allerdings insofern, als sie durch und durch deutsch ist.

Das „Berliner Tageblatt", welches die ausländische, uns heute feindliche Presse auch vor dem Kriege verfolgt hat, müßte wissen, daß ein „Pangermanismus", wie er in jener Presse beschrieben und als Gefahr an die Wand gemalt wurde — ja überhaupt — niemals existiert hat. In England und Frankreich hat man einen bedrohlichen deutschen Pangermanismus konstruiert, um die Welt an eine „pangermanische Gefahr" glauben zu machen, und die heute neutralen Mächte mit Mißtrauen gegen das Deutsche Reich zu erfüllen. Das ist ihnen nicht zum wenigsten deshalb gelungen, weil im Auslande verbreitete deutsche Preßorgane, wie das „Berliner Tageblatt", anstatt den Erfindungen und Verleumdungen entgegenzutreten, diese mit Seufzern und Entrüstung gegen die Alldeutschen stärkten. Außerdem haben sehr bedauerlicherweise die deutschen Auslandsvertretungen, — wir erinnern an eine Rede des Grafen Bernstorff um das Jahr 1910, in der er die Alldeutschen öffentlich anklagte und ihnen Pläne unterstellte, die ihnen fremd waren, — die „Alldeutschen und Pangermanisten" selbst in ein falsches Licht gelangen lassen und dann diese Fabelwesen als politische Sündenböcke benutzt.

Wenn man nun fragt, was die Richtungen, welche das „Berliner Tageblatt" und die Presse unserer Feinde als „alldeutsch" bezeichnen, mit dem „Militarismus" zu tun haben, so ergibt sich allerdings, daß sie stets und unaufhörlich auf eine starke und bereite Rüstung des Deutschen Reiches gedrungen haben. Die vom „Berliner Tageblatte" vertretene Richtung dürfte von sich kaum das gleiche sagen können, und welche der beiden Richtungen recht gehabt hat, das dürfte der Krieg bewiesen haben. Wenn das „Berliner Tageblatt" ferner durch zustimmende Aufnahme der feindlichen Zeitungsstimmen andeuten will, daß in der „Deutschen Tageszeitung" je zum Kriege getrieben worden sei, so bitten wir um Beweise dafür. Was die „Deutsche Tageszeitung" getan hat, das war: warnen vor den politischen Zielen, Methoden und Rüstungen unserer jetzigen offenen und verkappten Gegner. Illusionen hat sich die „Deutsche Tageszeitung" nicht hingegeben und hat mit diesem Skeptizismus recht behalten. Wenn das Blatt schließlich die Behauptung aufstellt: „so arbeiteten die Alldeutschen mit, das Wunder der Entente zustande zu bringen", so kann sich die feindliche Presse aufrichtig freuen, daß sie im „Berliner Tageblatte" einen so warmen Vertreter ihrer Tendenzfälschungen hat.

Das „Berliner Tageblatt" schließt mit dem Satze: „Aber wünscht nun die „Deutsche Tageszeitung", daß wir in unseren Mitteilungen fortfahren?" — Wir würden das in der Tat für wünschenswert halten, denn diese Art der Ausnutzung der feindlichen Presse mit ihren wahrheitswidrigen Behauptungen durch das „Berliner Tageblatt" ist gerade in diesem Augenblicke so lehrreich, daß sie gar nicht genug Beachtung in Deutschland finden kann. Im vorigen Hefte S. 509 schrieben wir: „Wahrlich, wenn unsere Feinde innerhalb

unserer Grenzen und an wichtigen Stellen heimliche Parteigänger hätten, — diese könnten ohne direkte Gefährdung der eigenen Person nicht anders handeln." Ist das Vorstehende nicht wiederum ein Beleg dafür?

Zur Kriegsernährungsfrage schreibt uns ein praktischer Landwirt: Die große Not der Ernährungsfrage, — die noch viel größer werden muß, wenn das jetzige System, einseitige Beschlagnahme und Verteilung, beibehalten wird, ohne Berücksichtigung der Produktion, — wäre gar nicht nötig, wenn Delbrück usw. und der Bundesrat die eine große Frage in den Vordergrund der Ernährung gestellt hätten: Wie schaffe ich dem deutschen Volke Kartoffeln in größeren Mengen als im Frieden? Und wenn Herr v. Batocki das tun würde und sich nicht hinsichtlich des Kartoffelpreises vollkommen vergriffen hätte. Denn davon hängen die Schweine- und Fleischproduktion, desgleichen die Milch ab. Statt dessen beschäftigen sich die Herren mit der Quadratur des Zirkels, jetzt im Kriege, wo wir abgeschlossen sind und noch anderen helfen müssen —, alle Menschen gleichmäßig und billig zu ernähren. Beides gelingt nicht und kann nicht gelingen. Ich habe seit August 1914 tauben Ohren gepredigt mit meinen Vorschlägen, weil praktische Fragen nicht praktisch, sondern nach den bekannten politischen Erwägungen (d. h. Angst vor den Sozialdemokraten) behandelt wurden. Da ich vier Quadratmeilen durch ein Menschenalter unter schwierigen Verhältnissen zu bewirtschaften gezwungen war, resp. noch bin, so habe ich mir in harter Arbeit einige Erfahrung von Ursache und Wirkung angeeignet, die den Herren unbequem ist, welche Schaumschlägerei betreiben. Ich danke Gott, Soldat zu sein, und bekümmere mich nicht mehr um den Wahnsinn, der zu Hause geschieht, weil ich vergeblich gesucht habe, ihn zu ändern. — Warum wir keine Kartoffeln haben? Die schlechte Ernte ist nur zum Teil schuld. Es ist einfach Preisfrage. Wir müssen klar der Frage ins Gesicht sehen: Teuerung oder Hungersnot? ein drittes gibts nicht. Daß einzelne sich bereichern wollen in allen Ständen, gebe ich zu, aber die gewaltige Mehrheit der Landwirte will alles tun, um dem Vaterlande zu helfen. Sie wird aber gewaltsam daran gehindert, durch ein Trommelfeuer stets wechselnder, unüberlegter Bestimmungen. — Im Frieden würden in diesem Jahre die Kartoffeln 9—10 M. kosten, wenn die Ernte so schlecht wäre. Es wird also tatsächlich jeder mit 5—6 M. pro Zentner bestraft, der Kartoffeln liefert. Dabei wird das Publikum doch nicht billig versorgt, weil der direkte Bezug unmöglich gemacht wird. Kohlrüben kosten 2,50 M. Höchstpreis, in der Stadt aber 9 M. Für 5 M. frei ins Haus geliefert, würden beide Teile existieren können. — Ich will versuchen, Ihnen die Kartoffelfrage auseinanderzusetzen, wie sie sich faktisch darstellt. Im Frieden bauen die Leute Eßkartoffeln, die günstig zum Verkehr liegen, weil die Kartoffel ein großes Volumen hat und zu einer Zeit befördert werden muß, in der es nicht friert, die also der Ackerei dient. Die Leute, die vom Verkehr abliegen, haben Brennereien, Stärkefabriken, Trocknereien oder Mästungen. Die Kartoffel stellt an die Qualität des Bodens sehr geringe, an Pferde- und Menschenkraft, sowie an animalische oder künstliche Düngung sehr hohe Anforderungen. Nun braucht das deutsche Volk jetzt zum Sattessen doppelt soviel Kartoffeln als im Frieden, weil andere Dinge fehlen. Es müssen also auch die Betriebe zur Lieferung herangezogen werden, welche weitab vom Verkehr liegen. Außerdem müssen die Anbauflächen erheblich vergrößert werden, weil wegen Mangels von Dünger auf der Fläche weniger wächst. Wenn ich z. B. 10000 Zentner Eßkartoffeln herstellen und auch liefern soll, wo ich 10 Kilometer an der Bahn liege, so ist das eine Kleinigkeit. Es muß nur folgendes vorhergehen. Um etwa 130 Morgen mehr Kartoffeln zu bestellen, brauche ich 20 Ochsen zu der an und für sich vermehrten Ackerei, dann aber auch, um mit den Pferden im Oktober 50 Morgen Kartoffeln abfahren zu können, während die Ochsen pflügen. Sonst kann ich nicht ackern. Diese Ochsen kosten jetzt 36000 M., nach dem Kriege sind sie wert vielleicht 12000 M. Nun brauchen sie Futter und Fahrer, außerdem krepiert ein Teil, so daß zu dieser Wirtschaftsänderung das gesamt anzulegende Kapital auf die Debetseite zu stellen ist. Die Aussaat in Kartoffeln ist pro Morgen 65 M. teurer als

Hafer oder Gerste. Das sind schon 46000 M. Die Erntekosten und das Risiko kommen noch hinzu. So daß von vornherein auf diese 10000 Zentner 50000 M. Unkosten mehr liegen, als auf Hafer oder Gerste. Wenn ich nun für 4 Mark Kartoffeln liefern muß, so setze ich schon 1 M. an jedem Zentner zu und habe den Ertrag verloren, den mir eine Haferfrucht von den 150 Morgen bringen würde. Da man nun aber nicht vom Patriotismus lebt, sondern von einer vernünftigen Wirtschaft, so muß man, wenn man Kartoffeln haben will, 10 M. in jetziger Zeit bezahlen oder man hat sie nicht. Das deutsche Volk würde aber dem ein Denkmal errichten, der ihm für 10 M. so viel Kartoffeln liefert, daß er sich satt essen kann, und den an den Laternenpfahl hängen, der ihm zu Friedenspreisen keine schafft. Ähnlich liegt es mit den Zuckerrüben. Für 2 M. sind sie nicht herstellbar, aber für 3 M. bis 3,50 M.

Es wird uns geschrieben: „Der Aufsatz des Herrn Dr. Hutten in dem Dezemberheft der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift fordert denn doch zum Widerspruche heraus. Es sei mir gestattet, einiges aus der Fülle der tatsächlichen Unrichtigkeiten zu beleuchten.

H. kämpft gegen die Ansicht, daß der Geburtenrückgang auch wirtschaftliche Ursachen habe. Gewiß gibt es, hauptsächlich in den Großstädten, viele Ehen, in denen die gewollte Kinderlosigkeit auf andere Beweggründe zurückzuführen ist; aber die dabei in Betracht Kommenden sind dermaßen gesunder Triebe (Instinkte) bar, daß wir ihr Aussterben verschmerzen können. Daneben gibt es aber zweifellos — und ich verstehe nicht, wie man das bestreiten kann — viele wertvolle Bestandteile unseres Volkes, die aus rein wirtschaftlichen Gründen ihre Kinderzahl beschränken. So kenne ich z. B. in Berlin eine Ehefrau — arbeitsam, ordentlich, ehrlich, eine gute Mutter — die drei Söhne hat, noch gern eine Tochter hätte, sie sich aber unter dem Drucke wirtschaftlicher Sorgen versagt. Obwohl sie die Schmerzen und Gefahren des Gebärens nicht scheut, hat sie sich, aus wirtschaftlicher Not, schon zweimal gegen § 218 StGB. vergangen. Ist das nicht entsetzlich? Und ich weiß von ihr, daß sie zahlreiche Gefährten ihrer Leiden und ihrer Verbrechen hat. Ich kenne die Frau ganz genau und weiß, daß sie die Wahrheit sagt. In ihren Kreisen trifft keine Frau ein Makel deswegen, weil sie aus Not sich der Abtreibung schuldig gemacht hat.

In den besser gestellten Schichten, besonders in der Beamtenwelt, wo eigentliche Not nicht in Frage kommt, wird die Entwicklung der Menschenkeime gehemmt vielfach deshalb, weil man befürchtet, man werde die Kinder nicht in standesgemäße Stellungen bringen, sie nicht vor dem Versinken in den Handwerkerstand, in „Unbildung" bewahren können[1]). Daß gerade die ärmsten Schichten kinderreicher sind als die besser gestellten — sind aber die eigentlichen Proletenkinder viel wert? — ist richtig; H. verwertet jedoch diese Tatsache falsch. S. 462 sagt er einerseits, daß wirtschaftliche Sorglosigkeit (soll wohl heißen Sorgenfreiheit, Sorgenlosigkeit) zu größerer Selbstsucht und zu immer weniger Neigung, sich mit mehr Kindern das Leben zu erschweren, führe. Wäre das wahr — das Maß der zugedachten Erleichterungen wird sie wohl vor der Erweckung von Übermut schützen — dann müßten die beabsichtigten wirtschaftlichen Hilfen schaden und das sagt H. auch S. 464 voraus. Andererseits erklärt er S. 462, sie würden in ganz geringem Maße zu größerem Verlangen nach Kindern anregen — also, sagen wir, als Aphrodisiakum wirken, während sie doch nur Hemmungen, die jenem Verlangen entgegenstehen, beseitigen können — und durch sie könne keine wesentliche Geburtensteigerung erzielt werden. Was er nun wirklich meint, bleibt zu erraten; jedenfalls denkt er nicht daran, daß es heißen wird point d'enfants, point d'argent. Sind die Kinder aber mal da, dann wird es mit der von ihm so gefürchteten ‚Sorglosigkeit' nicht weit her sein.

Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten S. 464. Sie soll sich auf recht oberflächlichem (!) Fahrwasser bewegen. Auf welchem Wasser fährt Herr Dr. Hutten, wenn er

---

[1]) Diesen Grund können wir nicht als berechtigt gelten lassen. (Die Schr.)

der Zwangsbehandlung voraussagt, sie werde nur der Geheimhaltung Vorschub leisten? Er meint offenbar, ein Erkrankter, der sich sonst hätte behandeln lassen, werde, empört über den Eingriff in seine persönliche Freiheit, sagen: jetzt gerade nicht. Daß die vorgeschlagenen Mittel zu helfen geeignet sind, kann doch nicht bezweifelt werden. Über das Maß ihrer voraussichtlichen Wirkungen abzusprechen, wäre bei anderen oberflächlich; Herr Dr. H. hat ja freilich eine schnell und unfehlbar heilende Arznei zur Hand: ‚sexual-ethische Reform‘. Klingt das prächtig! Wie möchte er dies Rezept wohl in unser ‚geliebtes Deutsch‘ übertragen?

Auch die Siedlungsbestrebungen, von denen wir dämmerhaft (unkritisch) Denkenden so viel erhoffen, finden vor ihm keine Gnade. Der Siedlungserfolg in der Ostmark sei ‚bekanntlich recht kläglich‘. Selbst wenn das richtig wäre, so wären daran nicht Boden- und Erbrecht, Kredit- und Hypothekenwesen schuld, sondern politische Einflüsse. ‚Das falsche Boden- und das falsche Erbrecht treibt die Germanen von ihrer Scholle hinweg, während der sie verdrängende stumpfsinnig-genügsame Mongolo-Slawe in ihm (worin?) zu bestehen vermag‘. H. denkt offenbar an unsere östlichen Provinzen, also an polnische Bauern. Kennte er die — ich bin in der Provinz Posen 15 Jahre lang Richter gewesen — so würde er den Doppelnamen Mongolo-Slawen vermutlich nicht gebildet haben. Diese ‚Mongoloiden‘ sind keineswegs stumpfsinnig, vielmehr beweglicher, schneller denkend als manche Deutschen. Sie halten sich auch nicht sowohl wegen ihrer größeren Genügsamkeit, — ob die überhaupt in erheblichem Umfange vorhanden ist, bleibe dahingestellt — sondern weil hinter ihnen die Geldmacht und die Organisation der polnischen Banken und der polnischen Geistlichkeit stehen. Der katholische Geistliche sorgt — wenigstens dort — in ganz anderer Weise für das Fortkommen seiner Gemeindemitglieder als sein evangelischer Amtsbruder. S. 466: ‚Vom Staat und Gemeinde wird eine Bodenbesitz- und Erbreform nie zu erhoffen sein.‘ Man muß nichts Unbilliges verlangen; Gemeinden haben nach unserer Staatsverfassung kein Gesetzgebungsrecht. Doch genug der Kritik der Kritik.

Nachdem ich gelesen hatte, wie H. alle von ihm erwähnten Heilmittel mit kalter Sicherheit abtut, war ich neugierig auf das Arcanum, das er dem erstaunten Leser offenbaren werde. Difficile est usw.! Eine Reform des Boden- und Erbrechts fertig zu bringen, traut er dem Staat und den Gemeinden nicht zu, wohl aber die Einführung der Zeitgruppenehe, wobei er offenbar seine Hoffnung auf die Mitwirkung der katholischen und der evangelischen Kirche setzt. ‚Gesunde Männer‘, am Ende mit einer potentia coeundi, wie sie jene Königin von Aragonien verlangt hat? (cf. Thomas a Sanchez, de matrimonio libri tres). ‚Gesunde Frauen‘, die sich in den Mittgartstall einstellen lassen, wird er zunächst nur bei den Höchstemanzipierten finden; wie, wenn die volle Gleichberechtigung, Polyandrie verlangen? Aber es ist töricht, gegen Mittgartgedanken Bedenken geltend zu machen; sie, auch die, die Dr. Hutten vielleicht noch gar nicht kennt, werden alle ‚leicht entkräftet‘ bis auf den Gegengrund der Neuartigkeit." — Pusch.

Über die deutsche Auffassung der Rassenhygiene sprach in einem Vortrage über „Rassen- und Fortpflanzungshygiene" in der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene der österreichisch-ungarische Konsul G. v. Hoffmann. Er legte dar, daß Rassenhygiene und Fortpflanzungshygiene (Eugenik) nicht gleichbedeutend seien. Erstere sei das Ganze, letztere ein Teilgebiet. Das System der englisch-amerikanischen Eugenik sei eng begrenzt und führe zu Einseitigkeiten, während der auf deutschem Boden entstandene Gedankenkreis auf breiter Grundlage ruhe und zutreffend Rassenhygiene genannt werde. Er wies andererseits aber auch auf die Verflachung eines Teiles der deutschen Bestrebungen hin, die unter dem modern gewordenen Schlagworte „Bevölkerungspolitik" längst bearbeitete Fachgebiete nach seiner Meinung systemlos durchwühlten. Zum Schlusse beleuchtete der Redner das Verhältnis der Rassenhygiene zur Rassenfrage. Stellt die Anthropologie die Minderwertigkeit einer Rasse fest, so hat die Rassenhygiene auf ihre Ausschaltung hinzuarbeiten; bezeichnet sie eine Rasse als hochwertig, so soll die Rassenhygiene ihr Gedeihen fördern.

Der deutsche Gedankenkreis der Rassenhygiene sollte mehr als bisher gepflegt werden. Der deutsche Geist hat auf diesem Gebiete wiederum das Vollkommene geschaffen. Wenn die Engländer in eugenischer Forschung auch weiter gekommen, die Amerikaner in der praktischen Anwendung eugenischer Gedanken uns vorausgeeilt sind, so gibt doch die ged egenere Grundlage der deutschen Bestrebungen der berechtigten Zuversicht Raum, daß der Vorsprung bald eingeholt und die wertvolleren deutschen Ergebnisse abermals für die ganze Welt vorbildlich sein werden. (Deutsche Tageszeitung.)

Otto Mannesmann zum Gedächtnis. ... Er war ausgezogen mit dem Willen, einen Erdteil zu erobern; er, der Einzelne, ging in alle Gefahren der Luft, des Wassers, der Erde mit dieser seiner unbeugsamen Kraft. Seines Wollens Reinheit, sein klares aufrechtes Wesen, seiner Seele und seines Körpers Geradheit und Schöne unterjochten die Herzen wilder unbändiger Stämme Afrikas. Sie folgten seiner Führung. Er war Führer und Soldat: Er war Scharfschütze am Maschinengewehr und er war der Mann, der den Plan machte — und ihn durchglühte mit sich selbst — wie Italienern und Franzosen der afrikanische Boden zu verwehren war. Was er tat und wie er kämpfte, darüber jetzt zu schreiben, verbietet ein soldatischer Befehl; und mit Recht. Aber später wird von ihm zu erzählen sein, von ihm, der in seines Volkes Herzen zu wohnen ein Recht hat und auf den Jahns Worte über Friedrich von Friesen passen, als seien sie für ihn gesprochen: „... An Leib und Seele ohne Fehl ... / eine Siegfriedsgestalt / von großen Gaben und Gnaden / den jung und alt gleich lieb hatte / ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß / kurz, rasch, fest, fein, gewaltig / und nicht zu ermüden. / Ein kühner Schwimmer / ein reisiger Reiter / in allen Sätteln gerecht ... / Ihm war nicht beschieden / ins freie Vaterland zurückzukehren / an dem seine Seele hing." — Schimmelpfeng, Berlin 1916.



Bücherbesprechungen.



H. Piper, Prinzipielle Grundlagen einer Philosophie der Betrachtungsweisen. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916. — 299 S. gr. 8°; Preis geh. 8 M.

Das Buch will, als „Ergebnis mehr als siebzehnjähriger Arbeit dem Bedürfnis unserer Zeit entsprungen, die Errungenschaften der letzten, durch den jetzigen großen Krieg relativ abgeschlossenen, vorwiegend naturwissenschaftlich-materialistischen Kulturepoche nicht nur in der äußeren Synthese einer Enzyclopädie, sondern in der inneren Synthese eines philosophisch-idealistischen Systems zusammenfassen und damit eine Neugeburt des Idealismus von Kant, Hegel usw. auf Grund der neuen Erkenntnisse der Zwischenzeit herbeiführen."

Wenn noch vor dem Kriege Vorkämpfer einer idealen Weltanschauung auf naturwissenschaftlichem Boden nur vereinzelt sich hervorwagten, so vermögen wir nicht die Hoffnung zu teilen, daß der Krieg den Materialismus endgültig überwunden haben wird. Deswegen nicht, weil die außerordentliche Bedeutung der Technik für seine siegreiche Durchführung den Vertretern materialistischer Weltanschauung neue Zuversicht geben wird. Um so mehr begrüßen wir des Verfassers gleichstrebendes Bemühen, wenn wir uns auch seinem Wege nicht überall anschließen können und insbesondere vom Standpunkt der Biologie einige Vorbehalte machen müssen.

Der Verfasser begründet seinen angegebenen Worten gemäß, einen praktischen Idealismus auf einen theoretischen Materialismus, indem er durch seine „Betrachtungsweisen" eine „Vermittlung und Überleitung zwischen diesen entgegengesetzten Denkweisen" herbeiführen will. Wenn er entsprechend der Auffassung der neuen Physik alle objektiven Reize auf quantitative Unterschiede der Zeit, des Raumes und der Energie

zurückführt, alle qualitativen Unterschiede der menschlichen Anschauungen als subjektiv ansieht, so können wir ihm soweit gern folgen, nicht aber, wenn er potentielle Energie in Finalität und Willkür umdeutet (S. 110): „Die physische Erscheinung steht demnach als relativ äußere, d. h. entfernte und zwangsweise, also kausale Orientierung des Objekts der psychischen Erscheinung als relativ innerer, d. h. naher und willkürlicher, also finaler Orientierung des Subjekts gegenüber. Auch physische und psychische, wie allgemein kausale und finale Erscheinungen sind somit nur subjektiv-synthetische Qualitätsunterschiede gegenüber objektiven Quantitätsunterschieden, nämlich zwischen gröberen und einfacheren, bzw. feineren und komplizierteren Objekten und müssen daher in letztere zu analysieren sein." — So finden wir in seinen geistvollen, tiefgründigen Untersuchungen, die nach Erörterung der erkenntnistheoretischen Grundbegriffe im zweiten Teil Materie, Leben und Geist als ontologische Grundbegriffe, im dritten Teil Erhaltung, Entropie und Entwicklung als kosmologische Grundbegriffe betreffen, „kritische Punkte", an denen die nach unserer Meinung unausfüllbare Kluft zwischen Stoff und Geist, zwischen mechanischer Änderung und Denken nicht überbrückt, sondern übersprungen wird.

Z. B. S. 113: „Die Begrenzungen der mittleren biologisch-essentiellen Erscheinungen einerseits gegen die inneren psychisch-finalen, anderseits gegen die äußeren physisch-kausalen sind demnach nur relativ. Mit dem Leben entwickelt sich auch die Seele ganz allmählich in der Ontogenese wie in der Phylogenese von der Zelle bis zum Menschen. Ebenso gibt es keine absoluten Unterschiede zwischen Leben und Tod." — Von diesen Sätzen können wir nur dem mittleren zustimmen. Wenn das Sterben ein allmählicher Vorgang ist, so ist es ein solcher doch nur in dem Sinn, daß einzelne Körperteile, Gewebe, Zellen oder Zellteile nicht gleichzeitig sterben, daß die energetischen Vorgänge an verschiedenen Stellen des Körpers zu verschiedenen Zeiten aufhören, nach dem Plan des Gesamtlebens zusammenzuwirken und nun den kausalen Gesetzen des toten Seins folgen. Diese Umkehr in entgegengesetzte Richtung ist kein „Übergang". — Ebenso ist mir die erste Entstehung des Lebens nicht als allmählicher Übergang denkbar. Das einfachste einzellige Wesen wird erst durch die finale Zusammenfassung der energetischen Kräfte seines schon sehr zusammengesetzten Körpers zu einem „lebenden" Wesen. Eine „Urzeugung" könnte nur einen Schöpfungsakt bedeuten, und da ein solcher weder annehmbar ist, noch nach den wissenschaftlichen Erfahrungen tatsächlich vorkommt, bleibt nur die „Ewigkeit" des Lebens als denknotwendige Annahme übrig.

An der angegebenen Stelle fährt der Verfasser fort: „Die Selbstregulierung ist auch den physischen stationären Erscheinungen eigen, z. B. einem See, einer Flamme oder einer modernen Maschine, deren zahlreiche Räder und Hebel sich gegenseitig regulieren. Daß der Maschinenmechanismus aus dem Ofen, das Pflanzenleben aus der näheren Umgebung, die Tierseele aus ferner und die Menschenvernunft aus noch fernerer Umwelt automatisch Brennstoffe (Nahrung) entnimmt und verwertet, sind auch nur endlich-graduelle Unterschiede." — Hier liegt der Sprung zwischen der Maschine und der Pflanze; innerhalb der Welt des Lebens findet sich in der Tat eine allmähliche Erweiterung des Wirkungsbereichs der Seele. Die Maschine betrachte ich als eine solche Erweiterung des körperlichen Wirkungsbereichs für die menschliche Seele. Aber der Mensch hat der Maschine mit den von ihm geschaffenen Einrichtungen der Selbstregulierung keine eigene Seele geben können, denn die Finalität der Maschine ist auf die Zwecke des Menschen gerichtet, nicht wie bei jedem lebenden Wesen auf die Erhaltung, Förderung und Verbreitung des eigenen Lebens. Der Verfasser würde sich mit der gesamten biologischen Forschung in Widerspruch setzen, wenn er die Finalität der lebenden Wesen auf etwas bezöge, was außerhalb ihrer eigenen Daseinsbedingungen läge.

Die Entstehung neuer Keimzellen können wir nicht mit dem Verfasser (S. 94) als eine „Verjüngung" auffassen, weil neue Keimzellen aus ebenso unentwickelten, also „jungen", nicht aber aus „alten" Körperzellen hervorgehen. Auch die Befruchtung bedeutet keine Ver-

jüngung, weil die Anregung zur Entwicklung, in Gegensatz zu welcher die ruhende Keimzelle als „jung" erscheint, mit der Kopulation an sich nichts zu tun hat, sondern nur zufällig, als an den einzelligen Zustand gebunden, damit verknüpft ist. Die Befruchtung darf deshalb auch nicht als durch das Wesen des Lebens bedingt und somit als unumgänglich für die dauernde Erhaltung des Lebens angesehen werden. Auch hat nicht die Keimzelle „innere Ausgleichung" gegenüber der „Differenziertheit" der Körperzelle, sondern umgekehrt, die Keimzelle ist hoch differenziert gegenüber der zu einseitiger Verrichtung in sich ausgeglichenen Körperzelle. Aber das Keimorgan mit seinen gleichartigen Zellen erscheint ausgeglichen gegenüber dem Gesamtkörper mit seiner inneren Differenzierung.

Von den für die Biologie so wichtigen Transmutations-Theorien berücksichtigt der Verfasser nur die Selektionstheorie und den Lamarckismus, augenscheinlich, weil nur diese sich leicht in sein System der Betrachtungsweisen einfügen, ohne daß er bei der ersteren die Frage erörtert, ob überhaupt eine positive, nicht, wie wir behaupten, nur eine negative Naturauslese stattfindet, und bei der zweiten, wie durch Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe eine neuartige Entwicklungsrichtung eingeschlagen werden kann. Dabei bringt das Schema der Betrachtungsweisen es mit sich, daß die Vererbbarkeit durch den Körper erworbener, auch geistiger, Eigenschaften als selbstverständlich angenommen wird und Mutation und Fluktuation nur durch den „Umfang der sie begrenzenden Variationsbreite" (S. 81) unterschieden werden. Das final auf die Lebensbedingungen gerichtete Wesen einer Mutation verlangt eine aktive Gegenwirkung der Keimzelle auf die auch von uns nicht in Abrede gestellte passive „Beeinflussung" (S. 93) der Keimzelle durch das Soma.

Diese das für uns hier speziell in Betracht kommende Gebiet der Biologie betreffenden Ausstellungen sollen nicht den Wert der ganzen Untersuchung in Frage stellen, die wir eingehendem Studium empfehlen. Alles in allem betrachten wir das Buch als einen schönen Beleg dafür, daß die Philosophie heute nicht mehr eine zünftige Wissenschaft sein kann, sondern daß, wie Prof. Gustav Lambeck sagt, „nach der Auffassung der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart philosophisches Denken nichts ist als folgerichtige Fortsetzung und Erweiterung des Denkens, das alle täglich üben." H. G. Holle.

„Kleine Germanen-Bücherei", herausgegeben von Walther Schulte vom Brühl. (Berlin-Steglitz, Verlag „Kraft und Schönheit".) Ein neues Heftunternehmen, während des Krieges noch in freier Folge, später öfter und regelmäßig erscheinend. Preis des Heftes 20 Pfennig. Diese Heftfolge dient der durch den Weltkrieg neu entflammten germanischen Bewegung und soll Aufsätze zu den Tagesfragen, Belehrendes und Unterhaltendes in buntem Wechsel bringen, jeweils in textlich abgeschlossenem Heft. Das erste Heft: „An die Germanen! Von einem Deutschen", ist gleichsam ein Sammelruf an alle germanisch und deutsch-völkisch Fühlenden. Eingeleitet von einem schwungvollen Gedicht des besonders als Romanschriftsteller hochgeschätzten Herausgebers, gliedert sich das Heft in folgende Kapitel. 1. Blutsstolz, Rassestolz. 2. Rasseechtheit. 3. Aus dem Merkbuch der Germanen. 4. Vom germanischen Volkscharakter. 5. Vom neuen Germanentum. 6. Deutsch-völkische Vereine, Verbände und germanische Gemeinschaften. 2. Germanischer Glaube. 8. Weitere germanische Gemeinschaften. Es fällt angenehm auf, daß die Wahrung des germanischen Rassestandpunktes nicht einseitig und hetzerisch geschieht, sondern daß er mehr im Wilserschen Sinne, anthropologisch gewahrt wird. Das zeitgemäße Heftchen dürfte ein lebhaftes Echo bei allen finden, die mit der völkischen Bewegung sympathisieren und die eine Erstarkung und eine dauernde Geschlossenheit des eigentlichen Germanentums, dessen Vormacht Deutschland ist, als Frucht des Weltkrieges ersehnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 22. 1. 17.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Februar 1917 • XV. Jahrg. Nr. 11

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

...rziehung

...oltmann.)

Zur gefälligen Beachtung!

Aus Ursachen, die mit der Kriegslage zusammenhingen und deren Voraussicht und Beseitigung weder in der Macht der Schriftleitung noch der Druckerei stand, hat sich das Erscheinen des Februarheftes verzögert. Wir bitten das gütigst zu entschuldigen.

Der Verlag.



Politisch-Anthropologischer Verlag

Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5.

jüngung, weil die Anregung zur Entwicklung, in Gegensatz zu welcher die ruhende Keimzelle als „jung“ erscheint, mit der Kopulation an sich nichts zu tun hat, sondern nur zufällig, als an den einzelligen Zustand gebunden, damit verknüpft ist. Die Befruchtung darf deshalb auch nicht als durch das Wesen des Lebens bedingt und somit als unumgänglich für die dauernde Erhaltung des Lebens angesehen werden. Auch hat nicht die Keimzelle „innere Ausgleichung“ gegenüber der „Differenziertheit“ der Körperzelle, sondern umgekehrt, die Keimzelle ist hoch differenziert gegenüber der zu einseitiger Verrichtung in sich ausgeglichenen Körperzelle. Aber das Keimorgan mit seinen gleichartigen Zellen erscheint ausgeglichen gegenüber dem Gesamtkörper mit seiner inneren Differenzierung.

Von den ... wichtigen Transmutations-Theorien berücksichtigt der Verfasser nur d ... weil nur diese sich leicht in sei ... die Frage erört ... Naturauslese s ... Organe eine ... das Schema de ... erworbener, a ... Mutation und ... (S. 81) unters ... Mutation ver ... in Abrede ge ...

Diese ... treffenden A ... die wir eing ... einen schöne ... schaft sein k ... bedeutendste ... Fortsetzung ...

„Kl ... (Berlin-Ste ... des Krieges ... Heftes 20 Pfennig. Diese Heftfolge dient der durch den ... germanischen Bewegung und soll Aufsätze zu den Tagesfragen, Belehrendes und Unterhaltendes in buntem Wechsel bringen, jeweils in textlich abgeschlossenem Heft. Das erste Heft: „An die Germanen! Von einem Deutschen“, ist gleichsam ein Sammelruf an alle germanisch und deutsch-völkisch Fühlenden. Eingeleitet von einem schwungvollen Gedicht des besonders als Romanschriftsteller hochgeschätzten Herausgebers, gliedert sich das Heft in folgende Kapitel. 1. Blutsstolz, Rassestolz. 2. Rasseechtheit. 3. Aus dem Merkbuch der Germanen. 4. Vom germanischen Volkscharakter. 5. Vom neuen Germanentum. 6. Deutsch-völkische Vereine, Verbände und germanische Gemeinschaften. 2. Germanischer Glaube. 8. Weitere germanische Gemeinschaften. Es fällt angenehm auf, daß die Wahrung des germanischen Rassestandpunktes nicht einseitig und hetzerisch geschieht, sondern daß er mehr im Wilserschen Sinne, anthropologisch gewahrt wird. Das zeitgemäße Heftchen dürfte ein lebhaftes Echo bei allen finden, die mit der völkischen Bewegung sympathisieren und die eine Erstarkung und eine dauernde Geschlossenheit des eigentlichen Germanentums, dessen Vormacht Deutschland ist, als Frucht des Weltkrieges ersehnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 22. 1. 17.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Februar 1917 ◆ XV. Jahrg. Nr. 11

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:
Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Inhalt:



Politisch-Anthropologischer Verlag
Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5.

Ziel und Aufgabe der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift"

ist die folgerichtige Anwendung der kritisch gesichteten natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die politische, soziale, wirtschaftliche, leibliche und geistige Entwicklung der Völker, insbesondere unseres deutschen Volkes. Die Biologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen des Lebens, und die Anthropologie, d. h. die naturwissenschaftliche Lehre vom Menschen und seinen Lebensbeziehungen, unterrichtet uns über seine angeborenen, ererbten und erworbenen Eigenschaften und Kräfte; und da wir in der politischen Verfassung einer Gesellschaft die unvermeidliche Bedingung sehen, unter welcher sich die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Gattung zur höchsten Blüte entfalten, so glauben wir mit dem Titel der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" unsere wissenschaftlichen Absichten am klarsten ausdrücken zu können.

Erstens ist unser Ziel ein theoretisches, nämlich die Nicht-Fachgelehrten und die weiteren Kreise des wissenschaftlich interessierten Publikums über den Stand, die Fortschritte und die Tragweite der natürlichen Entwicklungslehre zu unterrichten: über die Ursachen und Gesetze der organischen Veränderung, Anpassung, Vererbung, Auslese, Vervollkommnung und Entartung, sowohl bei Pflanzen und Tieren, als besonders beim Menschen.

Zweitens ist unser Ziel ein historisches, nämlich die Geschichte des Menschengeschlechts vom Standpunkt der organischen Naturgeschichte zu erforschen, und zu diesem Zweck die biologischen und anthropologischen Grundlagen in der Entwicklung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse, wie auch der Moral, Philosophie, Kunst und Religion nachzuweisen.

Drittens ist unser Ziel ein praktisches, auf die Gegenwart gerichtetes, nämlich die besten und zweckmäßigsten Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Gattung und Gesellschaft festzustellen und vom Standpunkt der gewonnenen Erkenntnisse aus die Fragen der sozialen und persönlichen Hygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Sozialpolitik und Schulreform, sowie die Triebkräfte und Ziele der nationalen Parteikämpfe der Gegenwart in bezug auf ihre kriegerischen, wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Ergebnisse zu beleuchten. Diesem praktischen Teile unseres Programms soll vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gewidmet sein.

Wir werden in erster Linie Aufsätze und Abhandlungen bringen. Dann aber hoffen wir, den besonderen Beifall der Leser durch die kritischen Berichte zu gewinnen, die wir abwechselnd aus den Gebieten der Biologie, Anthropologie, Medizin, Psychologie, Pädagogik, Rechtswissenschaft, Politik usw. bringen werden.

Im Kampf um die geistige Weltanschauung und um die politische Macht von großen naturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus theoretisch, historisch und praktisch zu orientieren, ist, kurz ausgedrückt, das wissenschaftliche Ziel unseres Unternehmens. Indem wir die Behandlung der Naturgeschichte des gesellschaftlichen und geistigen Lebens in den Vordergrund des Interesses rücken, glauben wir eine wirklich moderne Zeitschrift zu schaffen, die nach dem Urteil aller Einsichtigen im Hinblick auf die naturwissenschaftliche und politische Aufklärung unseres Zeitalters ein dringendes Bedürfnis geworden ist. Was aber unsere Stellung zu den politischen und philosophischen Strömungen der Gegenwart betrifft, so können wir uns weder in den Dienst irgendeiner philosophischen Lehre noch politischen Partei stellen. Es sollen jedoch alle Richtungen des Forschens und Handelns in unserer Zeitschrift Widerhall und ein Mittel der Verbreitung finden, vorausgesetzt, daß sie mit den allgemeinen wissenschaftlichen Zielen derselben in Einklang stehen. Wir selbst haben uns in dieser Beziehung nur die Aufgabe gestellt: Förderung der objektiven Erkenntnis politisch-anthropologischer Wahrheiten und rückhaltlose Verbreitung derselben zum Fortschritte wahrer, echter Kultur.

Druckerei der Dorfzeitung in Hildburghausen.

